

Konservative Monatsschrift fur Politik, Literatur und Kunst


BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Q Cou 8a


BIBLIOTHEK
der
Königl. Pflege-Anstalt
in
ZWIEFALTEN.
No


Zwiefalten





Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Adolf von Thadden-Trieglaff.

Digitized by Google

Q Com 8a 14.

Allgemeine Konservative Monatsschrift

für das

christliche Deutschland.

Heilanstalt Zwiefalten Ärzte-Unterhaltungs-Bibliothek Nr. Q

Jahrgang XLVIII.

Begründet 1843 als „Volksblatt für Stadt und Land". Fortgeführt durch Martin v. Nathusius.

Herausgeber

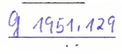
D. v. Oertzen, Schwerin i./M. u. Prof. Dr. M. v. Nathusius, Greifswald.

1891. Januar—Juni.

Leipzig,
Verlag von Georg Böhme Nachf.
E. Ungleich.

Digitized by Google

Inhalt.


g 1951, 129

AP30
K65
v.48:1-6

Neue Schriften.

Digitized by Google

Digitized by Google



Ernste Gedanken.

Ein Jahr der Sterblichkeit,
Der kurzen Lebenstage
Ist abermals dahin
Mit seiner Lust und Plage.
Und wiederum ein Teil
Von unsrer Pilgrimschaft
Nunmehr zurückgelegt
Durch Gottes Schutz und Kraft.

Wohl ist es Zeit zu „ernsten Gedanken“ jetzt, wo obige Liedstrophe wieder einmal — zum 1890. Male seit der Geburt des Weltheilands — zur Thatsache geworden ist.

Und wir haben sie auch alle, solche „ernsten Gedanken“, der eine gern, der andere ungern, keiner kann sich ihnen entziehen. Wie könnte es anders sein? Die Erde hat ihren Kreislauf um die Sonne wieder einmal vollendet, Winter, Frühling, Sommer und Herbst sind an uns vorübergezogen und haben uns ihre „Lust und Plage“ gebracht — wird sich dieser Vorgang für uns noch wiederholen? Und wenn nicht, was dann?

Das sind Gedanken, die sich auch dem an der Jahreswende aufdrängen, der von „Gottes Schutz und Kraft“ nichts wissen will — ja dem wohl erst recht. Und wenn es in vielen Kreisen Sitte ist, den Anbruch des neuen Jahres in möglichster Ausgelassenheit unter intensiver Mitwirkung der Punschbowle und ähnlicher Requisiten zu begehen — — wir haben nichts gegen eine Punschbowle, vorausgesetzt, daß sie gut ist, — — aber ihre hervorragende Mitwirkung beim Jahreswechsel scheint uns in vielen Fällen nur ein Zeugnis der Gesinnung zu sein, die vor jeder Art von „ernsten Gedanken“ ängstlich zurückschreckt, und für die ein Rückblick auf das verflossene Jahr ebenso peinlich ist, wie ein Ausblick in die Zukunft beunruhigend.

Wir wollen beides nicht meiden, brauchen es auch nicht, da wir unsere Lebenstage durch Gottes Schutz und Kraft getragen wissen.

Ernst sind solche Neujahrsgedanken, das ist kein Zweifel, wohl mindestens so ernst, wie diejenigen, welche das französische Volk vor nunmehr hundert Jahren anzustellen Gelegenheit hatte. Unser Jahrhundert geht zur Rüste, und es scheint, als könne es nicht scheiden, ohne sein Andenken vorher wieder durch eine große Katastrophe endgültig gesichert zu haben. Krampfhafte Zuckungen gehen durch die Welt und verpflanzen sich auf alle Gebiete. Das Streben nach etwas Neuem, etwas Besserem, als das Alte war, das, solange es sich in mäßigen Grenzen hält, nur zu billigen und von jeher die Quelle alles wahren Fortschritts gewesen ist, hat gegenwärtig eine krankhafte Ausdehnung angenommen; neue Propheten aller Richtungen, deren einziges gemeinsames Moment der

Haß gegen das Bestehende ist, erheben sich an allen Enden und richten in großen und kleinen, klaren und unklaren Köpfen eine heillose Verwirrung an. Wenn wir nicht jeder eschatologischen Deutelei als einem menschlichen Fürwitz grundsätzlich abhold wären, dann läge wohl der Gedanke an die letzten Dinge jetzt näher als je.

Da ist zunächst das Gebiet der Politik, der innern wie der äußern, auf dem die schwersten Besorgnisse nicht weichen wollen. Eine neue Staatsform erstrebt man, die sich loslöst von jeder göttlichen und menschlichen Autorität, und wenn die Idee eines solchen Staatswesens auch von vornherein unausführbar ist — denn Gottes Autorität läßt sich wohl leugnen, aber nicht wegleugnen — so ist sie doch stark genug, um unsägliches Elend über die verblendete Menschheit heraufzuführen. Wie weit die Verwirrung der Köpfe in Deutschland schon um sich gegriffen hat, sahen wir im Februar des verflossenen Jahres bei den Reichstagswahlen; und wenn seither, nach Aufhebung des Zwangsgesetzes, vielleicht eine kleine Besserung eingetreten ist, insofern jetzt die sachliche Haltlosigkeit der Idee besser zum Ausdruck kommen kann, so sind die Dinge doch zu weit gediehen, die Gemüter schon zu verbittert und verhetzt, um mit viel Hoffnung in die Zukunft sehen zu können. Dazu die äußere Lage unverändert und aussichtslos: „Feinde ringsum". Wahrlich, es muß ein hoffnungsseliger Politiker sein, der nicht wenigstens beim Jahreswechsel seine „ernsten Gedanken" hätte.

Aber auf dem Felde der Wissenschaft, da haben wir Deutschen doch wieder einmal gezeigt, daß wir mehr können, als auf unsern Bärenhäuten liegen und „immer noch eins" trinken! Kaum war der „deutsche Professor" durch „Rembrandt den Erzieher" endgültig „abgemurkst", da machte er es, wie jener „Bierlala" des Studentenliedes, der, nachdem er totgeschossen war und nun begraben werden sollte, ein kräftiges „Lebe noch!" in seinem Sarge erschallen ließ. Der deutsche Professor Dr. Robert Koch setzte Deutschland und die Welt in Atem durch seine geniale Entdeckung, wie die leidende Menschheit sich eines ihrer schlimmsten Peiniger, den man bisher für unbesieglich hielt, erwehren könne. Auch wir haben uns von ganzem Herzen dieses Erfolges gefreut und sind stolz auf den deutschen Mann, der mit dem Forschungsfleiße des deutschen Gelehrten die diesem Stande sonst weniger eigene Bescheidenheit verbindet. Wird aber dieser großartige Erfolg auch die Wissenschaft als solche bescheiden bleiben lassen, geschweige sie denn bescheiden machen? Schwerlich! Erhob sie schon bisher den Anspruch, so ziemlich allen Dingen auf den Grund sehen zu können, so wird sie jetzt in ihrer Wagnernatur noch bestärkt werden: „Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen!" lautet die Losung jetzt mehr wie je, und wohin dieselbe führt, davon berichtet die Geschichte; — jedenfalls nicht zu Gott. „Ernste Gedanken" also auch hier, trotz des freudigen Ereignisses.

Wir wollen die Gebiete der Litteratur und der Kunst bei Seite lassen. Auch hier ringt ein neuer, ein bedenklicher Geist um die Existenz zunächst, sodann um die Herrschaft — wie das ja übrigens selbstverständlich ist, denn die bezeichneten Gebiete stellen nur einen Abglanz des realen Lebens dar, müssen also zurückspiegeln, was dieses ihnen „vorspiegelt", um so mehr und um so treuer, als Litteratur und Kunst realistisch sein wollen. Und das letzte bedeutendste Erzeugnis dieser Kunstrichtung hieß „Sodoms Ende"!

Politik, Wissenschaft, Kunst, Litteratur, sie alle geben uns also zu denken, ernst zu denken, ihre Entwicklung könnte uns bange machen, wenn wir nicht wüßten, wer schließlich im Regimente sitzt.

Ja, wissen wir das auch ganz sicher? Auf die Beantwortung dieser Frage kommt für uns alles an, jetzt, wo infolge der beständigen Minierarbeiten ihrer Feinde auch der Fels der Kirche ins Wanken zu kommen scheint.

Unsere Leser wissen, worauf wir anspielen. Es hat der Kirche Christi nie an Widersachern gefehlt, auch im eigenen Lager nicht. Unsere Zeit ist besonders reich an ihnen, so daß man wohl bange fragen kann, wo das eigentlich noch hinaus will. Das Streben nach etwas Neuem ist ja auf den oben behandelten Gebieten zwar oft sehr bedenklich, aber doch in der Theorie nicht direkt verwerflich. Auch in rein äußerlichen

kirchlichen Organisationsfragen ist es als berechtigt anzuerkennen; aber ein Punkt ist unantastbar, muß stets unantastbar bleiben: das ist Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit. Und gerade das ist der Punkt, den die Herolde der Neuzeit auf kirchlichem Gebiete zunächst ins Auge gefaßt haben, um ihn zu Fall zu bringen und auf seinen Trümmern entweder ihr neues Dogma, oder ihr dogmenloses Neue aufzurichten.

Das verflossene Jahr weiß von ihren Bemühungen zu sagen. Zuerst trat aus Theologenkreisen das „neue Dogma" ans Licht, oder besser „ein neues Dogma", denn wie dasselbe aussehen sollte, wußten seine Verkündiger, die Professoren Dreyer und Kaftan und ihre Anhänger, selbst noch nicht; nur das wußten sie, daß das alte Dogma nicht mehr „zeitgemäß", d. h. nicht ausreichend war, um Gläubige und Ungläubige unter einen Hut zu bringen.

Sodann ging aus Laienkreisen im Sommer dieses Jahres eine Publikation mit entsprechend versinnlichterer Tendenz hervor, von der wir den Titel unserer diesmaligen Neujahrsbetrachtung entnommen haben.*) Sie haben sehr viel Aufsehen gemacht, diese „Ernsten Gedanken" des Oberstlieutenants von Egidy. Zunächst wurden sie von den Tagesblättern je nach deren Richtung mit Jubel oder mit bedenklichem Kopfschütteln begrüßt. Sodann machten sich die theologischen Kirchenzeitungen an die kritische Arbeit — die Luthardtsche bringt z. B. gegenwärtig einen Cyklus „Ernstere Gedanken" — und es ist natürlich, daß in diesen die Kirche vertretenden Organen die Ausführungen Egidys, der vom ganzen gegenwärtigen Kirchentum nichts wissen will, einstimmig verurteilt wurden. Endlich konnte es auch nicht fehlen in einer so broschürenfröhlichen Zeit wie der unsrigen, daß sich an die so zugkräftige Publikation eine Reihe von Gegenschriften anzuhängen suchten, von denen uns bis jetzt schon vier vorliegen: „Ein Glaubensbekenntnis, welches auch ‚ernste Gedanken' enthält" von Heinrich Freiherr v. Friesen auf Rötha, eine „Entgegnung" von Pfarrer Auerswald, demselben, der schon einen „offenen Brief an den Reichstagsabgeordneten Bebel" hat drucken lassen, und dann noch zwei „Offene Briefe", der eine „von einem evangelisch-lutherischen Geistlichen" und der andere von Professor D. Rietschel in Leipzig.

Man sieht aus dieser Fülle der Gegenäußerungen schon, daß die Egidysche Schrift Aufsehen gemacht hat. Die Gründe dafür sind freilich zum wesentlichen Teil rein äußerlicher Natur. Ein Oberstlieutenant, der ernste Gedanken hat, sollte ja eigentlich kein Unikum sein; wenn er sie aber niederschreibt und unter seinem Namen drucken läßt, so ist das schon auffallender. Und wenn diese Gedanken nicht etwa militärwissenschaftlicher, sondern theologischer Natur sind, wenn der Kriegsmann den ausdrücklichen Anspruch erhebt, als kirchlicher Reformator, gewissermaßen als Luther II. angesehen zu werden — denn der erste Luther beging den Fehler, daß er das einzige Heil des Menschen in dem Glauben, d. h. nach Egidy dem bedingungslosen Fürwahrhalten der überlieferten Dogmen sah — und dabei auf jeder Seite seiner kleinen Schrift zeigt, daß er auf dem Gebiet, das er reformieren will, sehr wenig zu Hause ist, so ist das erst recht befremdlich. Ueberhaupt hat die starke Prätension des Verfassers, die sich in seiner Schrift überall ausspricht, sowie auch die unter erheblichen Geldopfern bewirkte weite Verbreitung derselben sicher großen Anteil an dem Aufsehen, das sie hervorgerufen hat, ebenso große, wie die Abschiedsbewilligung für den Oberstlieutenant, die der Publikation notgedrungen folgen mußte.

Endlich ist aber auch nicht zu verkennen, daß die Wärme des Tones, die mannhafte Ueberzeugungstreue, welche die Schrift von Anfang bis zu Ende durchweht, auf jugendliche und theologisch ungeschulte Leser leicht einen nachhaltigen Eindruck zu machen imstande ist. Man fühlt: der Mann hat wirklich das nach seiner Meinung Beste der Kirche im Auge, es ist sein Herzenswunsch und tiefstes Streben, wieder religiöses Leben

*) „Ernste Gedanken." Von Oberstlieutenant M. v. Egidy. (Leipzig, Otto Wiegand.) Viertes Zehntausend. 1890. 53 S. 60 Pf.

Digitized by Google

in die Massen wie in die Gebildeten hineinzutragen, und da alles, was er vorbringt, so außerordentlich natürlich — für ein religiöses, darum übernatürliches Thema freilich nur allzu natürlich! — klingt und dem „gesunden" Menschenverstande so prächtig eingeht, so kann man sich über die Zustimmung, die seine „ernsten Gedanken" vielfach gefunden haben und finden, keinen Augenblick wundern.

Christus war ein Mensch, nicht Gottes Sohn oder „ein Gott," wie Egidy meistens sagt, um daran den bekannten Vorwurf der Vielgötterei zu knüpfen — die neutestamentlichen Berichte sind unglaubwürdig — Wunder unmöglich — Gnade und Erlösung unnötig, das sind so einige der Hauptsätze des Verfassers, die uns in dieser nackten Fassung so eigentümlich bekannt anmuten, daß wir, ohne die kleine Schrift, in der sie eingekleidet sind, gelesen zu haben, kaum begreifen dürften, wie sie noch imstande sein können, aufs neue eine Verwirrung in Menschenköpfen anzurichten. Aber des Menschen Herz ist wohl allemal ein trotzig und verzagt Ding, und der Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen in ihm so fundamental basiert, daß er, da er sich nicht fortschaffen läßt, immer aufs neue sich zu überbrücken trachtet. Ja, wenn die Glaubensseite sich mit ein Paar Mauersteinen, wie Egidy sie in petto hat, umbauen ließe, bis sie das Gebäude des Wissens berührte, dann könnten alle, die sich von dem letzteren Bau nicht mit einem Sprung trennen mögen, bequem hinüber und herüberwandeln, wenn nicht eher, dann doch vor dem letzten Stündlein; nun aber ist zwischen beiden eine tiefe Kluft befestigt — —.

Für so gefährlich, wie sie sich selbst ausgiebt, halten wir die kleine Schrift nun zwar keineswegs. Egidy meint nämlich, wer sein Buch gelesen habe, der könne in Zukunft nie wieder zu einem ganz zweifelsfreien Glauben kommen; da aber ein zweifelnder Glaube überhaupt keinen Wert habe, so giebt er sich allen Ernstes der trostlosen „Hoffnung" hin, mit dem Glauben — d. h. nach ihm dem Fürwahrhalten längst veralteter Geschichten — einmal gründlich aufgeräumt zu haben. Eine seltsame Verwechselung zwischen den beiden Begriffen des Glaubens, dem des Fürwahrhaltens und dem andern, der allein einen sittlichen Wert hat, dem des Vertrauens, der richtigen Herzensstellung zu Gott, die ihm natürlich von sämtlichen Gegenschriften und „offenen Briefen" vorgehalten wird. Aber dergleichen findet sich bei ihm recht häufig, und wenn man sich darüber auch durchaus nicht wundern kann, da er eben in theologischen Dingen ein Laie ist, so darf man doch darüber mit Recht erstaunt sein, daß er trotz alledem die theologische Feder zu ergreifen den Mut fand.

Ganz will uns übrigens auch Egidy den bisherigen Weg, selig zu werden, nicht verlegen. Er meint nämlich, „wer wirklich trotz alledem noch an die Gottheit Christi glauben kann — wer sich zu alt, zu schwach, zu mutlos fühlt, eine neue Anschauung in sich aufzunehmen oder gar für sie zu kämpfen, der möge in der alten bleiben, Gott wird es ihm nicht als Unrecht anrechnen." Damit wollen wir uns trösten, und mag sich mancher trösten, der am Weihnachtsfest in der Kirche gesessen hat — hoffentlich auch mit „ernsten Gedanken" — und das alte, herrliche Weihnachtslied des alten Hermann gesungen:

„Lobt Gott ihr Christen alle gleich
In Seinem höchsten Thron,
Der heut' aufschleußt Sein Himmelreich
Und schenkt uns Seinen Sohn."

Das „neue" Egidysche Evangelium ist uns denn doch allzu natürlich und auch zu — alt, als daß wir uns ihm anschließen könnten. Auch möchten wir um keinen Preis mit ihm unsern „alten Glaubensschild pietätvoll zu den Bildern unserer lieben Verstorbenen hängen," um ihn dort — ebenso pietätvoll — verrosten zu lassen. Und verhüte Gott, daß die Zukunft das Bild wahr mache, das er als Antwort auf die Frage: „was wird?" sich folgendermaßen ausgestaltet hat:

„Ich hoffe doch zuversichtlich, daß sich zahlreiche mutige Christen, Männer und

Digitized by Google

Frauen, finden werden, die offen ihre Stellung zu der Glaubensfrage bekennen. — Bricht so die richtige Auffassung nur erst mit freimütigem Bekenntnis durch, dann werden sich weiter Männer finden, die die Bewegung leiten; einsichtsvolle, besonnene, thatkräftige, vertrauenswürdige Männer; Männer aller Bekenntnisse, aller Berufsarten, aller Kreise, aller Gegenden, gewiß auch einige bisherige Angestellte — vielleicht auch einige Gewaltige im Lande. — Dann wird man beraten; ohne Hader, ohne Eitelkeit, ohne Eifersucht, ohne Groll, niemanden unnötig kränkend, aber rückhaltlos und einzig das wahre Wohl der Christenheit vor Augen.

„Wenn dann die Zugehörigen der jetzt verschiedenen Kirchen sich nur erst verständigt haben, die Behauptung, Christus sei ein Gott gewesen, fallen zu lassen, dann fallen alle die Zwischenräume und Vorhänge, die jetzt die Bekenner der Lehren des Heilands trennen, dann fällt auch jede unnötige und unschöne Verzierung am Gotteshause von selbst, dann werden, worum wir sonntäglich bitten: „die Hallen weit und mächtig" werden, und dann wird ein neues, ein großes, ein schönes Leben in dies Gotteshaus einziehen. —

„Wie stelle ich mir denn also die zukünftige Gestaltung der Kirche, oder wie wir die Einrichtung nennen wollen, vor?

„Ich weiß es genau, ich habe über das Ganze, wie über das Einzelste die klarste Vorstellung, aber ich halte es nicht für gut, kaum für recht, es schon hier niederzuschreiben. Mein ganzes Streben ist, dem Christentum zu nützen, nur dazu schreibe ich; ich will nicht zerstören, sondern aufbauen; ich will sogar das neue Haus über die alten Häuser fortbauen; die jetzt einzelnen engen Kirchen sollen überbaut werden und erst, wenn die Umrisse des „neuen großen Doms" Aller Augen erkenntlich sind, mögen die alten Gebäude langsam verfallen -- nicht unbeweint, um mancher lieben Erinnerung willen." —

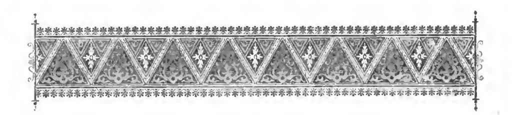
Das sind die Baumeister der Zukunft, auf staatlichem, bürgerlichem und kirchlichem Gebiet. Hoffen wir, daß sie es stets in dem Sinne bleiben, wie man vor zwei Jahrzehnten von „Zukunftsmusik" sprach. Die Aussichten dazu sind nicht so ganz ungünstig. Einstweilen freilich handelt es sich erst um Herstellung eines Bauplatzes, also um die Zerstörung alten Bestandes; solange diese notwendigen Vorarbeiten dauern, herrscht bei den Zerstörern noch leidliche Einigkeit. Sobald aber der Neubau beginnen soll, dann wird der Zwiespalt anheben.

Besser wäre es drum, in allseitigem Interesse besser, der alte Bau bliebe bestehen und würde nur hier und da, wo es nötig ist, ausgebessert und erneuert und gestützt, zumal er so gar morsch doch wohl noch nicht ist, wie seine Gegner ihm vorwerfen. Den Grundstein wird man doch nicht stürzen können, es ist der, den wir schon vorhin nannten und an dem wir auch im neuen Jahr uns halten wollen:

Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit!

A. W.

Digitized by Google



Elly.

Novelle

von

Hans Eisenträger.

I.

Etwas abseits von der großen Heerstraße, in grüner Waldeinsamkeit verborgen, liegt, einige Stunden von der ehemaligen Residenz X., das idyllische Rokokoschlößchen Friedrichsthal. Ein geräumiger Park mit sumpfigen Weihern und verfallenen Grotten dehnt sich um den freundlichen Bau, dessen weiße, sonnbeschienene Mauern einen malerischen Kontrast zu dem tiefen Grün der Buchen und Eichen bilden. Alles gemahnt hier den einsamen Betrachter an vergangene Zeiten, wo gepuderte Dämchen im Reifrock und Hackelschuhen an der Seite bezopfter degentragender Kavaliere wandelten, wo fröhliches Lachen durch den Park erscholl, und auf dem spiegelglatten Parkett der hohen Säle flinke Tänzer sich im Reigen drehten. Zerfallen ist das Wappenschild mit dem gekrönten Löwen am Gitterthor, den kleinen See, auf dem ehemals fremdländische Schwäne sich wiegten, bedecken große Blattpflanzen, welche den leck gewordenen Kahn fast überwuchern, dessen kaum noch erkennbare Reliefs auf Meerjungfrauen und Delphinköpfe schließen lassen. Zerbröckelt und moosüberzogen stehen die steinernen Tritonen, aus deren Muschelhörnern lustige Fontänen sprangen, die plätschernd in die jetzt trockenen Bassins herniederfielen. Nur der Wald, den eine niedrige Mauer vom angrenzenden Schloßpark trennt, ist unverändert geblieben, und wenn der Wind durch die Kronen der alten Eichen fährt, dann rauschen sie, wie sie ehemals gerauscht, als ein anderes Geschlecht in ihrem Schatten wandelte.

An einem sonnigen Frühsommermorgen saß unter einer breitästigen Buche des Parkes ein junges Mädchen, anscheinend eifrig mit einer Stickerei beschäftigt, dabei aber aufmerksam den Worten des jungen Mannes lauschend, der ihr zu Füßen auf dem weichen Moosboden lagerte und ihr aus einem goldschnitt-gebundenen Bändchen Verse vorlas. Wiederholt sah er zu ihr herüber, die Wirkung derselben auf ihrem feingeschnittenen Gesicht zu studieren, über das ab und zu ein leises Lächeln flog. Dieses Lächeln mußte jedenfalls kein Zeichen von Befriedigung sein, denn eine leichte Wolke des Unmuts lag auf seiner Stirn, als er, das Buch zuschlagend, sich mit den Worten zu ihr wandte:

„Anscheinend findet der Dichter deinen Beifall nicht, nicht wahr, Elly?“

Digitized by Google

„Ich bewundere die schöne Form,“ entgegnete sie ruhig, „aber wie die meisten Lyriker ist er mir zu weich, zu gefühlsselig, zu wenig kraftvoll, als daß er mir so unbedingt gefallen könnte. Ich liebe nun einmal die helle Sonne mehr als den Mondschein, und ein Ballsaal voll geputzter fröhlicher Menschen ist mir unendlich interessanter, als der stille Zauber des Waldes, von dem dein Poet so viel zu sagen weiß, und den zu genießen ich ja hier jetzt reichlich Gelegenheit habe.“

„Offen gesagt,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „ich finde es hier recht herzlich langweilig.“

„Sehr schmeichelhaft für mich,“ warf ihr Vorleser ein.

„Du bist natürlich ausgenommen, Eduard,“ lenkte sie lächelnd ein, und reichte ihm ihre kleine Hand, die er, länger als sie erlauben wollte, an seine Lippen führte. „Ich wüßte wirklich nicht, was ich anfangen sollte, wenn du nicht jeden Tag herüber kämest. Auch die Tante freut sich so, daß du kommen kannst. Dort sehe ich sie eben, sie soll es dir bestätigen.“

Fräulein Elly war aufgestanden, um der alten Dame entgegen zu gehen, welche eben in der Richtung vom Schloß her kam. Ihr schneeweißes Haar, das ein Gesicht mit scharfgeschnittenen Zügen umrahmte, stach auffallend ab von dem tiefen Schwarz der Kleidung. Sie stützte sich auf einen silberbeschlagenen Krückstock, der aber entbehrlich wurde, als sie den Arm ihrer Nichte nahm.

„Nicht wahr, Tante,“ nahm Elly das Wort, „wir freuen uns sehr, Eduard bei uns zu sehen?“

„Ist es nötig, das erst zu sagen,“ wandte sich die Matrone zu dem jungen Mann, welcher ehrerbietig grüßend sich erhoben hatte, indem sie ihm die Hand reichte.

„Ich denke, Sie wissen, wie dankbar wir Ihnen sind, daß Sie einen Teil Ihrer kostbaren Zeit uns zwei einsamen Leuten widmen. Ich wenigstens weiß das zu schätzen, und ich denke, auch Elly ist derselben Ansicht, wenngleich sie Ihnen das Leben manchmal sauer macht. Wie ists, hat sie sich wieder einmal mit Ihnen gestritten?“

„Nicht doch,“ entgegnete Eduard lächelnd, „wir haben nur unsere allerdings abweichenden Ansichten ausgetauscht, ohne uns indessen einigen zu können.“

„Denke dir nur, Tante,“ fiel Elly ein, „Eduard hat mir Gedichte von Geibel vorgelesen. Waldeszauber und Sonnenduft, Einsamkeit und schmachtende Liebe besingt er darin. Wie sentimental für einen Mann!“

Und mit absichtlich weinerlichem Pathos recitierte sie:

„Ich bin die Rose auf der Au,
Die still in Düften leuchtet,
Doch du, o Liebe, bist der Tau,
Der nährend mich befeuchtet.

Ich bin der dunkle Edelstein,
Aus tiefem Schacht gewühlet,
Du aber bist der Sonnenschein,
In dem er Farben spielet.

Ich bin der Mensch, der vielbewegt
Durchirrt das Thal der Mängel,
Du aber bists, die stark mich trägt,
Ein lichter Gottesengel.“

Auf Eduards Stirn zog sich eine Falte zusammen: „Du solltest doch das, was du nicht nachzuempfinden imstande bist, wenigstens nicht lächerlich machen wollen!“

Er hatte es unmutig gesagt, die Augen zu Boden gerichtet.

„Herr Eduard hat recht,“ nahm die Tante das Wort. „Ein Gedicht ist ein Kunstwerk und will als solches verstanden und genossen sein. Wo das Verständnis fehlt, ist der Spott ein billiger Ersatz.“

Die junge Dame nahm den Verweis anscheinend sehr gelassen hin.

„Natürlich,“ meinte sie, „Eduard hat immer recht. Er ist ja auch so klug und so gelehrt, und ich bin so dumm und so unvernünftig. Ach ja, es ist recht schlimm, so dumm zu sein.“


Digitized by Google

Sie schien von ihrer Dummheit gar nicht so fest überzeugt zu sein, denn das ironische Lächeln, welches ihre Lippen umspielte, strafte ihre Worte Lügen.

Die alte Dame machte dem Gespräch, welches unerquicklich zu werden drohte, ein Ende, indem sie Elly aufforderte, den Frühstückstisch zu besorgen.

„Bis dahin," wandte sie sich an Eduard, „leisten Sie mir wohl Gesellschaft, lassen Sie uns dort auf jener Bank Platz nehmen, dort erreicht uns die Sonne noch nicht." Der junge Mann gab ihr den Arm, während Elly mit einer etwas ironisch angehauchten Verbeugung sich verabschiedete.

„Der kleine Kobold hat Sie wieder geärgert. Sie müssen sich das nicht zu Herzen nehmen, sie ist nun einmal wie sie ist," nahm Frau von Seefeld das Wort.

„Nicht doch," meinte Eduard. „Ich empfinde es nur täglich schmerzlicher, daß wir in unserem Denken und Empfinden manchmal recht weit auseinander gehn. Was ich schätze, hat in ihren Augen keinen Wert, was meinem Leben Ziel und Inhalt gibt, ist ihr nur gerade gut, um darüber zu lächeln. Tausend Nichtigkeiten behandelt sie mit unendlicher Wichtigkeit, während sie über die höchsten und tiefsten Fragen des Menschen- und Herzenslebens mit einem flüchtigen Wort hinweggleitet."

„Wie schlecht verstehen Sie sich auf Mädchenherzen, junger Freund," sagte die alte Dame mit einem leisen Lächeln. „Sie können doch von Elly nicht verlangen, daß sie mit Ihnen Ihre alten Philosophen liest und sich den Kopf zerbricht über die Lehre von den letzten Gründen alles Seins. Metaphysik nennen Sies ja wohl. Jung Blut will Freude haben, will ohne viel Nachdenken das Leben genießen und nichts von Sorgen und vielen Gedanken wissen. Und das ist auch recht so, denn die kommen noch früh genug. Freilich leugne ich nicht, daß Elly das, was Sie vermissen, nämlich eine stark ausgeprägte gemütvolle Anlage, nicht besitzt. Vielleicht auch ist sie nur versteckt und harrt des Schatzgräbers, der sie aus der Tiefe herauszulocken versteht."

„Ich fürchte, ich bin dieser Schatzgräber nicht," sagte Eduard fast mehr für sich, als zu seiner Nachbarin.

„Seien Sie nur etwas vergnügter," fuhr Frau von Seefeld fort. „Sie sind wirklich zu ernst für Ihre 26 Jahre. Nehmen Sies nicht für ungut."

Er machte Miene, sie zu unterbrechen, aber sie fuhr schnell fort: „Ich weiß, was Sie sagen wollen. Ihre Jugend war ernst, recht ernst, ich gebe es zu. Die lange Krankheit, der frühe Tod des Vaters, die Sorge für die Geschwister; ich verstehe, daß Sie keine Zeit und Neigung für allerlei Allotria fanden, die sonst der Jugend gut zu Gesicht stehen. Doch, lieber junger Freund, das ist vorüber. Sie haben es sich sauer werden lassen, Sie stehen im Begriff, in einen mit Freudigkeit erwählten Beruf, der Sie ausfüllt, einzutreten, auch Ihren Geschwistern ist der Weg gebahnt, und Ihre liebe Mutter ist, trotz aller Schicksale, noch rüstig und frisch. Also, weshalb die ernste Miene? Sie steht Ihnen nicht zu Gesicht. Lernen Sie nun, wo Sie in jungen Jahren schon so viel durchgemacht, auch vertrauend auf Gott und auf sich selbst in die Zukunft sehn. Nehmen Sie die Dinge leichter, und sie werden leichter sein."

„Sie halten mir da eine Strafpredigt, die ich nur zur Hälfte verdiene," warf Eduard ein. „Nicht das mache ich Elly zum Vorwurf — wenn von einem solchen die Rede sein kann — daß sie, wie es das schöne Vorrecht der Jugend ist, die Dinge leicht nimmt — wollt' ich doch selbst, ich wäre in diesem Punkte ein andrer — aber daß sie für Empfindungen und Anschauungen, soweit sie nicht ihren eignen entsprechen, so wenig Verständnis und Schonung besitzt. Ihre Verspottung des schönen Gedichts war nur ein kleiner Ausfluß dieses Mangels. Sie, die keinen Käfer auf ihrem Weg zertreten, sondern sorgfältig an ihm vorbeigehn würde, verletzt damit diejenigen, welche ihr am nächsten stehen, aufs tiefste."

„Darin will ich Elly nicht entschuldigen. Ich rüge, wie Sie wissen, diesen Fehler oft an ihr. Was aber ihre von den Ihrigen abweichenden Anschauungen betrifft, so ist das nun einmal ihre Art, und sie wird sie wohl kaum ganz ablegen können. Im übrigen,

— nehmen Sie mirs nicht übel — thun Sie ja, als kennten Sie Elly erst von gestern. Ich denke doch, das haben Sie alles vorher gewußt. Sie sind ja Spielkameraden gewesen und hatten Zeit, sich kennen zu lernen. Als Sie vor Jahresfrist zu mir kamen und mir sagten, daß aus der Kinderfreundschaft eine wärmere Neigung geworden sei, und daß Sie glaubten, mit ihr glücklich zu werden, habe ich Ihnen meine Bedenken nicht verhehlt. Ich zweifelte daran, daß Sie beide zusammen passen würden, und ich fürchte, ich alte Frau, die sich doch auch etwas auf die Menschen versteht, behalte recht."

„Lieber junger Freund," fuhr sie in wärmerem Ton fort, indem sie ihre Hand auf des jungen Mannes Schulter legte: „Ich habe Euch beide viel zu lieb, als daß ich Euch unglücklich sehen möchte. Noch sind Sie frei, noch haben Sie Elly gegenüber das bindende Wort nicht gesprochen, noch können Sie zurück. Ueberlegen Sie noch einmal reiflich, ob Sie sich nicht getäuscht haben. In Ihren Jahren hält man leicht für die Stimme des Herzens, was vielleicht nur ein flüchtiges Gefühl ist, glaubt sich durch schöne, gemeinsam verlebte Stunden miteinander verbunden, und wenn die Stürme kommen, die bei keinem ausbleiben, fällt eine Blüte nach der anderen ab, und man erkennt zu spät, daß man sich getäuscht."

Ihre Augen sahen in die Ferne, als suche sie in ihrer eigenen Erinnerung die Bestätigung ihrer Worte.

Eduard schüttelte leicht den Kopf.

„Ich habe mich geprüft," entgegnete er, „oft und gründlich. Ich kann Elly nicht lassen. Ich habe mich bemüht, sie zu vergessen, vergebens. Wie oft, wenn ich bis spät in die Nacht hinein über den Büchern saß, tauchten ihre Augen vor mir auf und leuchteten mir entgegen aus den hebräischen Lettern, so daß ich sie nicht mehr entziffern konnte und das Buch zuschlagen mußte. Immer wieder, wie von einem Magnet angezogen, kehrten meine Gedanken zu ihr zurück, mitten in den Studien und mannigfachen Aufregungen jener Jahre. Es ist nun einmal nicht anders. Also lassen wirs gut sein, gnädige Frau. Sie müssen mich nun schon einmal behalten, nachdem Sie mir bisher so freundlich den Weg geebnet."

„Mein lieber Sohn," sagte die alte Dame mit wärmerem Ton, „ich möchte Sie nur vor einer Täuschung bewahren, wenn ich Sie zu nochmaliger ernster Prüfung auffordere, da ich sehe, wie Ihnen manches an Elly fremd und unerklärlich scheint. In den Jahren Ihrer Abwesenheit hat sie die Kinderschuhe ausgetreten. Dürfen Sie sich wundern, wenn sie nicht ganz dem Bild entspricht, das Sie von ihr sich entworfen?"

Eduard schwieg, weil er nichts mehr zu sagen wußte. Er empfand die Richtigkeit von Frau v. Seefelds Bemerkungen, ohne sich darum Ihren Schlußfolgerungen anschließen zu können. So war es ihm denn lieb, daß sie sich zum Frühstückstisch begaben, den Elly selbst — sie ließ sich das nicht nehmen — hergerichtet hatte.

II.

Elly von Falken war früh verwaist. Ihr Vater war Kabinettsrat bei dem letzten Fürsten des Ländchens gewesen, das nun schon lange seine Selbständigkeit eingebüßt. Durch die Annexion waren die Vermögensverhältnisse der Familie auf ein ziemlich bescheidenes Niveau herabgedrückt, und als die Mutter wenige Jahre nach dem Tod ihres Gatten starb, blieb der Tochter, mit der die Familie ausstarb, nur so viel, daß Frau von Seefeld, die ihre Nichte zu sich genommen, ihr eine halbwegs angemessene Erziehung zu teil werden lassen konnte. Es existierte noch eine Seitenlinie derer von Falken, die Krummhofs auf Heldheim, die mit Glücksgütern überreichlich gesegnet waren, sich aber um die letzte Trägerin des Falkenschen Stammes nicht kümmerten. Elly erinnerte sich aus ihren Kindertagen, daß die Mutter oft gesagt, die Hälfte des Krummhofschen Vermögens gehöre eigentlich ihnen, den Falkens, da ihnen unter der napoleonischen Zeit eine Schenkung zugefallen sei, über welche nur die schriftlichen Beweise in

Digitized by Google

den stürmischen Jahren der Befreiungskriege verloren gegangen waren, aus welchem Grunde Herr von Falken nie versucht hatte, auf dem Wege des Prozesses zu seinem Recht zu gelangen.

Die Urgroßmutter Ellys war eine der schönsten Damen des damaligen Hofes gewesen, wovon ihr in der sogenannten Schönheitsgalerie des Schlößchens Friedrichsthal enthaltenes Porträt den vollgültigen Beweis lieferte. Eduard hatte ihr gesagt, daß sie dem Bilde der Ahnfrau, die nach dem Geschmack der damaligen Zeit im Kostüm einer Schäferin dargestellt war, ähnlich sähe, und oft hatte sie davor gestanden, um die Richtigkeit dieser Behauptung, die ihr nicht unangenehm war, festzustellen. Bei diesen Vergleichen verlor sie sich oft in rückschauenden Träumereien und liebte es, sich das genußvolle Treiben jener Tage vorzustellen. Wenn sie dann die vielbeneidete Situation ihrer Vorfahrin mit der ihrigen verglich, konnte sie ein Bedauern über die gänzlich veränderten Verhältnisse nicht unterdrücken. In diesem Schloß hatte jene Triumphe gefeiert, die Huldigungen von Fürsten entgegengenommen, und nun bewohnte die Urenkelin ein paar entlegene Zimmer desselben, die Frau v. Seefeld durch die Güte eines befreundeten Regierungsbeamten — Friedrichsthal war Besitztum der Krone — für einige Sommerwochen zur Verfügung gestellt waren. Ein heißer Wunsch nach einem ähnlichen glanzvollen Leben stieg dann wohl in ihr auf, und stundenlang konnte sie sich als Mittelpunkt eines jener Zirkel denken, denen sie nach ihrer Geburt eigentlich angehörte. Eine Art von Verbitterung kam dann wohl über das achtzehnjährige Mädchen und machte sich in jenen ans Sarkastische streifenden Aeußerungen Luft, die so oft das Mißfallen Eduards erregten.

Eduard Bornheim war eine von den von Haus aus weich angelegten Naturen, die durch frühe Schicksale sich schneller entwickeln, und dann mit ihrer gesammelten Energie, ihrem zielbewußten Streben und dem gereiften Urteil den Altersgenossen um Jahre vorauseilen. Sein Vater war ein angesehener Geistlicher der Residenz gewesen, und nicht der unwesentlichste Teil seiner reichen Begabung, wie seines mild-ernsten Charakters schien des Sohnes Erbteil geworden zu sein. Das Pfarrhaus stand neben dem kleinen Besitztum der Frau von Seefeld, und so kam es, daß Elly von Falken und er fast miteinander erzogen wurden. Als er dann nach Ablauf der Gymnasialzeit die Landesuniversität und später die der Reichshauptstadt aufsuchte, um sich philologischen und theologischen Studien zu widmen, ließ er sein Herz in der Heimat. Wenn ihm ein eigener Herd zu teil würde, wollte er Elly heimführen. Frau Bornheim war mit dieser Absicht des Sohnes nicht so ganz einverstanden. Sie hielt nicht viel von den Verbindungen des Bürgertums mit dem Adel und blieb, wenigstens ihrer Tochter Gertrud, der Freundin Ellys gegenüber, bei der Behauptung, daß letztere weder für einen Pfarrer, noch einen Gymnasiallehrer — und eines von beiden würde Eduard ja doch einmal werden — passe. Gertrud verteidigte dann wohl ihre Freundin und Altersgenossin, und führte dabei auch unter mancherlei Beweisgründen den ins Feld, daß bei fast gleichen materiellen Verhältnissen das Wörtchen „von" kaum ins Gewicht falle, eine Anschauung, zu der sich freilich die gute Mutter nie bekennen wollte. — — — —

Als Eduard Bornheim in später Abendstunde von Friedrichsthal nach X. zurückkehrte, fand er in seinem Stübchen einen mit dem Poststempel „Berlin" versehenen Brief vor. Er enthielt das Angebot einer ihm dem Namen nach bekannten Familie, die Hauslehrerstelle bei dem kränklichen und deshalb etwas zurückgebliebenen Sohn zu übernehmen. Es kam das seinen Wünschen entgegen, da er noch immer zwischen Pfarramt und Schulamt schwankte. Zudem war ihm die mächtig aufstrebende Reichshauptstadt, wo die politischen und socialen Kämpfe der Gegenwart unmittelbarer in die Erscheinung treten und den Einzelnen mehr als anderswo in ihren Bannkreis ziehen, ungemein sympathisch. Nur der Gedanke an die abermalige Trennung von Elly trübte ein wenig die Freude an der Aussicht auf den neuen Wirkungskreis. Diesmal aber wollte er nicht gehen, ohne das entscheidende Wort gesprochen zu haben. Ohnedies war ihm das jetzige unklare

Digitized by Google

Verhältnis mit seiner Ungewißheit nachgerade drückend geworden. Am andern Morgen, als die Familie beim Kaffeetisch zusammensaß, teilte er der Mutter seine Absicht mit.

„Gebe Gott, daß es zum Guten ist," sagte Frau Bornheim mit Thränen in den Augen, indem sie die Hand auf des Sohnes Schulter legte. Gertrud war hocherfreut über die bevorstehende Verlobung. Man verabredete, daß Eduard gleich mit dem nächsten Zug wieder nach Friedrichsthal fahren, und die Mutter mit Gertrud am Nachmittag nachkommen sollten, um so die Verlobung gleich im engsten Kreis feiern zu können.

„Alfred Stein hat seinen Besuch auf heute angekündigt," warf Gertrud mit leichtem Erröten ein.

„Der kann mitkommen," meinte Eduard.

Alfred Stein war mit Eduard befreundet. Mehrere Jahre jünger als dieser, bildeten die beiden die denkbar vollkommensten Gegensätze. Alfred, der eben erst die Universität bezogen, dem Studium aber gar keinen Geschmack abzugewinnen vermochte, sprühte förmlich vor Heiterkeit und launigen Einfällen. Der einzige Sohn begüterter Eltern, dem nie eine ernste Seite des Lebens nahegetreten, war es ihm stets vergönnt gewesen, über die Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten, die auch dem Verwöhntesten nicht erspart bleiben, mit einem Lächeln hinwegzugehen. Mit seinem schönen Apollokopf, der zugestandenermaßen etwas an den von Belvedere erinnerte, bildete er den „Schwarm" aller jungen Mädchen. Nimmt man noch hinzu, daß er schon in seiner frühesten Gymnasiastenzeit — er hatte mit 18 Jahren bei der Jubiläumsfeier den Oedipus gespielt — eine ausgesprochene schauspielerische Begabung zeigte, und daß er nach dieser Richtung hin sein Licht nicht unter den Scheffel stellte, so erscheint es begreiflich, daß er allmählich durch die ihm dargebrachten Schmeicheleien anfing, das zu werden, was ältere Damen, gegen die er eben nicht immer rücksichtsvoll war, einen „eingebildeten Menschen" nannten. Doch hatte sich diese Entwicklung eigentlich erst seit seinem Abgang vom Gymnasium vollzogen. Daß er mit dem so ganz anders gearteten Eduard gute Freundschaft hielt, die übrigens bis in die Kinderjahre zurückdatierte, ließ sich wohl, außer diesen in frühester Zeit gefundenen Anknüpfungspunkten, nur durch die vielumstrittene „Anziehungskraft der Gegensätze" erklären. Bei Bornheims kehrte Alfred überhaupt nur seine liebenswürdigen Seiten heraus. Auch Gertrud, obwohl, ähnlich dem Bruder, mit ihrem gereiften Urteil ihren Jahren voraus, und demgemäß nicht blind für die Schattenseite der glänzenden Vorzüge Alfreds, steuerte einige wenige Körnchen zu dem Weihrauch bei, der bei den obligaten Kränzchen und Kaffees der höheren Töchterschülerinnen aus vollen Opferschalen dampfte.

Daß Alfred an der intimen Familienfeier teilnehmen sollte, schien allen selbstverständlich.

Nachdem Eduard auf das ihm von Berlin gewordene Angebot zusagend geantwortet, begab er sich zum Bahnhof. Er lehnte sich in die Ecke des zufällig leeren Coupés, und schloß, als der Zug sich in Bewegung setzte, die Augen, um ungestörter seinen Gedanken nachhängen zu können. Noch einmal rief er sich die Worte ins Gedächtnis zurück, die Frau v. Seefeld gestern gesprochen. Heute, wo er so nah vor der Erfüllung seiner heißesten Wünsche stand, schienen ihm all die Bedenken gegen diese Verbindung noch weniger stichhaltig als gestern. Elly liebte ihn ja, kein Zweifel war daran möglich. Die kleinen Streitigkeiten, welche zwischen ihnen obgewaltet, fielen dem gegenüber nicht ins Gewicht. Eine Empfindung beseligenden Glückes überkam ihn. Vergessen waren in diesem Augenblick all die trüben Stunden der letzten Jahre, sonnenhell, wie das sommerliche Feld da draußen, lag die Zukunft vor ihm. Mit von der Erwartung beflügelten Schritten eilte er, auf der Station angelangt, dem 15 Minuten entfernt liegenden Schlößchen zu. Ein frischer Morgenwind fuhr durch die schattige Buchenallee, welche bis vor den Park führte. Auf der einen Seite schloß sich der Wald an, während auf der anderen wallende Kornfelder sich ausdehnten, auf denen Schnitter die ersten Garben mähten. Eine Lerche stieg jubilierend in den blauen Aether hinein.

Digitized by Google

Jetzt hatte er das Gitterthor erreicht. Die Hunde des Schloßwärters schlugen an, erstaunten aber, als sie ihn erkannten. An der Biegung des Wegs angekommen, sah er Elly an dem kleinen Teich stehen, die Goldfische fütternd, welche die Freude der Kinder des Kastellans bildeten.

„Guten Morgen, Elly!“ rief er fröhlich, schon von weitem den Hut schwenkend.

„Eduard! Guten Morgen! Wie schön, daß du kommst!“ Sie sah ihn erwartungsvoll an. Seine leuchtenden Augen, der fröhliche Ton seiner Stimme fielen ihr auf. Er ließ sie nicht lange über diese ungewohnten Zeichen freudiger Erregung nachdenken.

„Ich muß mit dir sprechen!“ Er nahm ihren Arm und führte sie unter die Gruppe breitästiger Eichen, durch deren Laub die Sonne nur in schmalen Streifen fiel und zitternde Reflexe auf dem hellen Kies des Weges und dem grünen Moos der Wurzeln bildete. Und nun sagte er ihr alles, was ihm das Herz froh gemacht, mit zitternder Stimme und klopfendem Herzen.

Eine Blutwelle stieg Elly ins Gesicht. Es war nichts Neues, nichts Unerwartetes, was sie da hörte, und nun, da es gekommen, schien sie es doch zu überraschen. Thränen traten ihr in die Augen, und nun lehnte sie sich, als ob sie dieselben verbergen wollte, an seine Schulter, und er schlang einen Arm um sie und drückte einen Kuß auf ihr Haar. Dann sah sie zu ihm empor, mit ungewiß — fragendem Blick, und schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn wieder, noch unter Thränen lächelnd. Eine Weile gingen sie Arm in Arm unter den Bäumen hin und her.

„Laß uns zur Tante gehen!“ bat sie dann. Er nickte und sie gingen dem Schloß zu.

Frau v. Seefeld erriet sofort, als sie die beiden Hand in Hand sah, was zwischen ihnen sich abgespielt. Elly warf sich ihr an die Brust und küßte sie stürmisch.

„Gott segne euch, ihr lieben Kinder!“ sagte Frau von Seefeld bewegt. Sie schloß Elly in die Arme und reichte Eduard die Hand, die dieser an die Lippen zog.

Die Mitteilung Eduards von der bevorstehenden Ankunft der Mutter und Schwester wurde von den beiden Damen freudig begrüßt. Nur daß Eduard schon am anderen Morgen nach Berlin reisen wollte, um seine neue Stellung auf Wunsch des Vaters seines künftigen Schülers sofort anzutreten, fand Elly „gar nicht hübsch.“

„Die Pflicht vor allem!“ meinte Eduard. Elly aber schlug vor, er möge die Stellung ablehnen, um sich auf diese Weise noch einige Wochen frei machen zu können, was bei Eduard ein Lächeln hervorrief.

Am Nachmittag begab sich das Brautpaar zur Bahnstation, um die erwarteten Gäste abzuholen.

Alfred schwenkte schon von weitem den Hut aus dem Wagenfenster und war der erste auf dem Perron.

„Nun ist auch dieser Bann gebrochen“ recitierte er pathetisch. Und dann, sich vor Elly tief verneigend, stattete er seinen Glückwunsch ab. Elly wandte sich zu der Frau Pastorin, die eben, von Gertrud unterstützt, den Wagen verlassen hatte. Die beiden Mädchen umarmten sich herzlich, Frau Bornheim küßte Elly auf die Stirn. Dann wurde der Weg zum Schloß angetreten, wo Frau v. Seefeld eigenhändig den Kaffeetisch hergestellt hatte. Frau Bornheim kannte Frau v. Seefeld seit Jahren. Als der Pfarrer noch lebte, war die letztere oft herüber ins Pfarrhaus gekommen, um sich bei ihrem Seelsorger auch in weltlichen Fragen, denen die einsame Dame manchmal ratlos gegenüber stand, Auskunft und Beistand zu erbitten. Der streng bürgerliche Zug im Haus des Pfarrers ließ es zu, daß sich zwischen den beiden Frauen eine Art freundschaftlichen Verhältnisses bildete, innerhalb dessen jede die berechtigte Eigenart der andern zu schonen bestrebt war.

In dem Urteil über die nunmehr stattgefundene Verlobung stimmten beide, wie wir gesehen haben, überein, ebenso aber waren sie in dem Vorsatz einig, die vollendete

Digitized by Google

Thatsache hinzunehmen und dem jungen Paar alle ferneren Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen.

Die Kosten der Unterhaltung trug Alfred fast allein. Er neckte das Brautpaar, das öfter leise miteinander sprach, auf alle erdenkliche Weise und behauptete, sich ebenfalls schleunigst verloben zu müssen, um sich nicht allzu unglücklich zu fühlen. Dabei sah er zu Gertrud herüber, die ihm ab und zu, wenn seine Bemerkungen allzu kühn wurden, einen strafenden Blick zuwarf, der aber seine Wirkung gänzlich verfehlte.

„Fürchten Sie sich auch vor dem Abschied, Fräulein Elly?“ wandte er sich jetzt an diese.

„Fürchten? Nein, ich bemühe mich, nicht daran zu denken. Man muß sich die Zeit des Zusammenseins nicht nutzlos verbittern.“

„Ganz meine Meinung,“ bestätigte er und recitierte wieder:

„O, laß noch heute drum das Härmen
Noch ruh' ich ja an deiner Brust,
Wie Jephtas Tochter wolle schwärmen
Durch Berg und Thal in reiner Lust.

Ergieb dich selig dem Genusse
Bis fern der Sonne Strahl verglimmt,
Und mit dem letzten Abschiedskusse
Den Kelch uns von den Lippen nimmt.“

„So tragisch nehme ichs nicht!“ meinte Elly. „Wir sehen uns ja wieder. Schön wärs ja, wenn Eduard hier bleiben könnte, aber er will ja nun einmal nicht.“

„Sag' lieber, er kann nicht,“ unterbrach sie Eduard. Ihm würde der Abschied schwer fallen; er wußte es. Er war in bewegter Stimmung, und Alfreds Witze, wie seine mit erkünsteltem Gefühl vorgetragenen Verse, bei denen sein klangvolles Organ zu vollster Geltung kam, waren ihm lästig, während er sonst wohl selber darüber gelacht. Elly unterhielt sich vortrefflich. In X. sollte demnächst zu Gunsten Ueberschwemmter eine Dilettantenvorstellung stattfinden, bei welcher Alfred die Hauptrolle spielen sollte. Er beschrieb den Damen eingehend sein historisches Kostüm, nicht ohne dabei Bruchstücke aus seinem Repertoire zu citieren. Elly fragte nach allen Einzelheiten, nach den Kostümen der Damen, den Mitwirkenden, und legte ein Interesse für die ganze Veranstaltung an den Tag, das Eduard in Verwunderung setzte. An seinem Verlobungstag berührte ihn dieses Versenken in eine ihr doch eigentlich ganz fern liegende Sache unangenehm, ohne daß er sich darüber selber ganz klar geworden wäre. Er beteiligte sich nur wenig an der Unterhaltung und schwieg zuletzt ganz. Man brach auf, als sich eben die Sonne zum Untergang neigte. Elly wollte erst mit bis zur Bahnstation gehen, verzichtete aber darauf, da sie dann allein bei anbrechender Dunkelheit zurückgemußt hätte.

Eduard verabschiedete sich von Frau v. Seefeld und dann von seiner Braut. Er that es kurz, denn er liebte es nicht, in Gegenwart anderer ein wärmeres Gefühl zu zeigen. Elly weinte ein klein wenig. Am Gitterthor des Parks blieb sie stehen und sah der kleinen Gesellschaft nach. Eduard grüßte wiederholt zu ihr zurück. Sie stand noch am Thor, hoch aufgerichtet, mit ihrem weißen Tuch ihm Grüße zuwinkend, die übrigens auch Alfred fortgesetzt erwiderte, als ob sie ihm gegolten hätten. Die untergehende Sonne warf ihren rotglühenden Schein auf ihre Gestalt, die sich scharf von dem dunkeln Grün abhob. Eduard sah nach ihr hin, um so ihr Bild seiner Erinnerung einzuprägen. Noch einmal schwenkte er seinen Hut. Dann wandte er sich zum Gehen.

III.

Ein Jahr war vergangen, seit Eduard in die Reichshauptstadt übergesiedelt war. Gern wäre er ein paar Wochen in die Heimat gereist, wenn nicht Herr Professor Helm ihn gebeten hätte, mit nach Borkum zu gehen, des noch immer kränklichen Knaben wegen,

Digitized by Google

der sich nur ungern von seinem ihm lieb gewordenen Lehrer trennen wollte. Eduard fühlte sich wohl in dem Helmschen Hause. In der geistig angeregten Atmosphäre wurde er bald heimisch. Der Professor war Witwer und führte mit seiner Tochter Helene, einem stillen, achtzehnjährigen Mädchen, und dem um sechs Jahre jüngeren Knaben ein zurückgezogenes Leben. Der älteste Sohn war Referendar an einem Landgericht des Ostens und kam nur in den Ferien nach Haus.

Seine Thätigkeit ließ ihm Zeit genug übrig, seine Studien fortzusetzen und mehr, als in seinen Studentenjahren, die politischen und socialen Verhältnisse kennen zu lernen. Die Arbeiterbewegung, welche im Vordergrund des öffentlichen Interesses stand, die Verhandlungen der Parlamente, all das erregte seine Teilnahme. Er liebte es, unter dem frischen Eindruck kleiner Erlebnisse, in denen sich die großen Kämpfe des Tages widerspiegelten, über diese Dinge Elly in seinen Briefen zu berichten, dabei wohl auch hier und da ein eigenes Urteil anfügend. Diese Art, sich mitzuteilen, war ihm nachgerade zum Bedürfnis geworden, und er empfand es schmerzlich, daß seine Braut niemals ein Wort der Erwiderung fand. Niemals war in ihren Briefen eine Andeutung enthalten, daß das, was ihn bewegte und innerlich beschäftigte, sie überhaupt, wenn auch nur flüchtig, interessierte. Dagegen schrieb sie ihm regelmäßig über den Verlauf der kleinen Gesellschaften, die sie mitgemacht, über neue Kleider, die ihr die stets gütige Tante geschenkt, und über ein Gedicht von Alfred Stein, das er seit einiger Zeit in allen Gesellschaften vortrug, und das ungemein kraftvoll und dramatisch sei. „Der sterbende Cäsar" habe es Alfred betitelt.

In der ersten Zeit der Trennung schlug Elly in diesen Briefen einen warmen, herzlichen Ton an. Mehr und mehr aber vermißte Eduard auch diesen. Ein ganz unbeschreibliches Gefühl überkam ihn manchmal, wenn er das Couvert erbrach und die fast wie ein Bericht über gleichgültige Erlebnisse gehaltenen Zeilen las. Wie Zweifel stieg es dann in ihm empor: Hatte Frau v. Seefeld doch recht gehabt? Verstand sie ihn nicht und er sie nicht? Wohl kämpfte er solche Gedanken standhaft nieder, aber ganz bannen konnte er sie nicht. Stärker empfand er dann jedesmal das Verlangen nach einer persönlichen Aussprache, und nur mit innerem Widerstreben fügte er sich dem Wunsch des Professors, mit nach Borkum zu gehen.

Was Elly betraf, so war diese über Eduards Briefe nicht weniger verwundert, als er über die ihrigen. Ueber was schrieb er aber auch alles? Was sollte ihr das? Was verstand sie von all diesen Dingen? Ganz im stillen gestand sie sich, daß sie eigentlich recht langweilig waren. Doch schämte sie sich dieser Empfindung; mit der Zeit gewöhnte sie sich dann an seine Art. Sie dachte sich nichts Besonderes mehr dabei, und Eduard war ja immer so sonderbar gewesen.

Mit Alfred Stein, der öfters bei Bornheims vorsprach und zwar meist dann, wenn auch Elly zufällig da war, amüsierte sie sich vortrefflich. Er war auch wirklich zu köstlich, und man kam selten aus dem Lachen heraus. Ganz besonders verstand er es, die Lachmuskeln seiner Zuhörerinnen durch die Nachahmung der Eigentümlichkeiten und Schwächen bekannter Personen in Bewegung zu setzen. Einmal kopierte er sogar Eduard in Sprache und Haltung so genau, nicht ohne ein klein wenig zu karikieren, daß Elly sich das Taschentuch vor den Mund halten mußte, um nicht laut aufzulachen, während Gertrud ganz empört war und ihm ernstlich zürnte. Mehr aber noch als auf ihn war sie auf Elly böse, und ließ sich das auch ganz offen merken.

Elly verstand gar nicht, warum Gertrud dem „kleinen Scherz", der doch „so harmlos" gewesen sei, so viel Wichtigkeit beilegte. Man müsse doch Spaß verstehen können.

Anscheinend verstand Gertrud Bornheim keinen Spaß. Das mußte Alfred in sehr eindringlicher Weise erfahren. Eines Tages kam er, um sich die Borkumer Adresse Eduards zu holen. Frau Bornheim war ausgegangen, und Gertrud allein zu Haus. Alfred blieb trotzdem, was weiter nicht auffiel, da er als Freund Eduards bei dessen Anwesenheit ja täglich in der Familie verkehrte. Gertrud behandelte ihn übrigens sehr

Digitized by Google

kühl. Sie hatte ihm die Verspottung — so nannte sie es in ihrer Entrüstung — ihres Bruders noch nicht verziehen.

Alfred ließ sich dadurch nicht beirren. Er war von seiner Unwiderstehlichkeit so fest überzeugt, daß er die Möglichkeit, man könne ihm, dem schönsten jungen Mann von X. ernsthaft zürnen, gar nicht ins Auge gefaßt hätte.

Gertrud saß am Fenster, mit einer Handarbeit beschäftigt. Alfred hatte ihr gegenüber Platz genommen, stand aber dann auf, angeblich, um ihre Stickerei besser betrachten zu können.

„Also Sie zürnen mir, Fräulein Gertrud?" sagte er in einem gewissen nachlässigen Ton, der schon ausdrücken sollte, daß er daran nicht glaube.

„Selbstverständlich!" entgegnete sie kurz. „Wer seine Freunde lächerlich zu machen sucht, verdient den Namen eines Freundes nicht!"

„Schöne, strenge Richterin! Muß ich erst feierlich um Absolution bitten?" Er hatte sich ihrer Hand bemächtigt und versuchte dieselbe an seine Lippen zu ziehen.

„Lassen Sie das!" sagte sie scharf und rückte ihren Stuhl etwas zurück.

Wieder spielte um Alfreds Lippen das siegesgewisse Lächeln.

„Sie sind so schön in Ihrem Zorn, daß man wünschen möchte, Sie öfter zürnen zu sehen!"

Gertrud beachtete die plumpe Schmeichelei nicht. Der ganze Ton, den er anschlug, war ihr zuwider. Die unverhüllte Eitelkeit eines Mannes wirkt auf ein unverdorbenes Frauengemüt immer abstoßend, und Alfred gab sich keine Mühe, sie zu verbergen. Er schien zu glauben, daß man das, was dem Siebenzehnjährigen verziehen wird, dem Dreiundzwanzigjährigen als geniale Lebensauffassung anrechnet. Zumal bei Gertrud, die ihm früher unzweifelhafte Zeichen ihrer Zuneigung gegeben, glaubte er, keiner Vorsicht zu bedürfen. Für diese tief angelegte Natur hatte er, der immer nur an der Oberfläche der Dinge haftete, kein Verständnis.

Er ließ sich dementsprechend denn auch durch ihre abweisende Haltung keineswegs abschrecken.

„Ja, schön bist du in deinem Zorn, wenn flammend auf dein Auge blickt, und wenn dein Mund ein bitt'res Wort, den Partherpfeil, ins Herz mir schickt!" deklamierte er mit schwulstigem Pathos. Dabei war er auf sie zugetreten, hatte ihre beiden Hände trotz ihres Sträubens erfaßt und suchte sie festzuhalten.

„Lassen Sie mich los!" rief sie empört.

„Nicht eher, als bis Sie mir ein Zeichen der Versöhnung gegeben." Und blitzschnell beugte er sich zu ihr nieder und drückte einen Kuß auf ihre Lippen.

Im nächsten Augenblick taumelte er, flammende Röte im Gesicht, zurück: Gertrud war, ihre ganze Kraft aufwendend, aufgesprungen und hatte ihn heftig zurückgestoßen. Dabei hatte er einen Schlag ins Gesicht von ihr erhalten, der ihm teils vor Schmerz, teils vor Scham und Wut das Blut in die Wangen trieb.

Hochaufgerichtet stand sie vor ihm, mit ausgestreckter Hand nach der Thür deutend. Alfred nahm seinen Hut und ging, ohne auch nur noch nach ihr hinzusehen. Klirrend fiel die Thür ins Schloß. Gertrud schob den Riegel vor und fiel schluchzend in den Sessel zurück. Erst allmählich wurde sie ruhiger. Die Abendsonne warf einen roten Schein in das Zimmer und streifte Gertruds kastanienbraunes Haar. Lange saß sie und sah gedankenvoll vor sich hin. Sie nahm Abschied von einem Jugendtraum.

IV.

Herr Kaufmann Stein saß vor seinem mit Briefen und Papieren bedeckten Pult in seinem Arbeitszimmer. Er war ein hochgewachsener Mann, dem man die nahenden sechzig nicht ansah. Das Gesicht war von einem so gesund-kräftigen Rot, daß ihn

Digitized by Google

mancher jüngere Mann darum hätte beneiden können. Heute schien es um einige Schattierungen blässer, und zwischen den Augenbrauen hatten sich tiefe Furchen eingegraben. Das Geschäft war in den letzten Jahren zurückgegangen. Einige verfehlte Spekulationen, dazu die mit Schleuderpreisen arbeitende Konkurrenz, hatten wiederholt eine schlechte Bilanz herbeigeführt. In den nächsten Tagen waren zwei bedeutende Wechsel fällig, deren Deckung im Augenblick noch nicht gesichert war. Das war es, was die Stirn des Kaufherrn verdüsterte. Noch war sein Kredit ungefährdet, noch das Renommee des alten Handlungshauses nicht erschüttert, aber schon sah das Gespenst der Zahlungsunfähigkeit, das Herrn Stein seit Wochen im Wachen und Träumen verfolgte, zum Fenster herein. Noch 48 Stunden, und die Entscheidung war da. Herr Stein beugte sich tiefer über die Bücher und schrieb lange Zahlenreihen auf ein Stück Papier. Das Resultat seiner Berechnungen mußte wohl kein zufriedenstellendes sein, denn wiederholt schüttelte er den Kopf und trommelte nervös mit den Fingern auf dem grünen, tintenbefleckten Wachstuch des Schreibtisches.

Ein Rauschen von Frauenkleidern ließ ihn aufsehn.

„Störe ich dich, Hans?" Es war seine Frau, eine etwas starke Dame von etlichen vierzig Jahren, deren jetzt scharfe Züge die Spuren früherer nicht gewöhnlicher Schönheit zeigten. Nur um die etwas vollen Lippen spielte ein Zug, der auf eine mehr als lebensfreudige Natur schließen ließ. Und eine solche besaß Frau Stein in der That. Sie gehörte zu jenen Frauen, die weder den Wert des Geldes noch den der Arbeit zu schätzen wissen, die, stets nur ihren Neigungen lebend und mit ihrem Wohlbefinden beschäftigt, die Menschen und Dinge lediglich unter dem Gesichtspunkt ihrer Verwendbarkeit für die eigene Bequemlichkeit betrachten. Ihr Mann, der sonst gänzlich in seinem Geschäft aufging, und dessen Erholungsbedürfnis durch eine gute Cigarre und eine Partie Whist völlig befriedigt wurde, ließ sie gewähren, soweit sie nicht Ansprüche an seine Zeit und seine Gesellschaft stellte, was denn Frau Stein von Jahr zu Jahr auch immer seltener gethan.

Heute aber schien sie sich mit einer derartigen Absicht zu tragen.

„Ich habe allerdings sehr viel zu erledigen!" antwortete er ohne aufzusehn auf ihre Frage.

„Frau von Merg hat uns auf morgen eingeladen, ihr Mann bittet dringend, daß du mitkommen möchtest, es ist die letzte Gesellschaft, die sie vor ihrer Abreise geben. Ich möchte zusagen. Es ist dir doch recht?"

„Ich kann unmöglich. Geh nur allein." Er hatte immer noch nicht aufgesehen.

„Aber er wird es übel nehmen. Er scheint sicher auf dich zu rechnen."

„Thut mir leid."

„Hans," fuhr sie in erregterem Tone fort, „ich bitte dich, mache diesmal keine Schwierigkeiten. Ich möchte diesen Verkehr gerade pflegen. Du weißt, was ich für Wünsche in Bezug auf Alfred und Klärchen Merg habe."

„Deine Wünsche kommen hier nicht in Betracht," entgegnete er schroff. „Ich sage dir, ich kann nicht!"

Sie fuhr auf: „Immer dieselbe Geschichte. Als ob das Geschäft zu Grunde ging, wenn du ein paar Stunden aus dem Hause gehst. Es ist zudem ein ganz kleiner Kreis. Wäre es eine größere Gesellschaft, ich würde dich wirklich nicht bitten!"

Er schien die letzten Worte überhört zu haben. Jetzt stand er auf und trat, die Hände auf den Rücken gelegt, vor sie hin.

„Weißt du so sicher, daß es *nicht* zu Grunde geht?"

Er hatte es mit einer Miene und in einem Ton gesagt, der sie verwundert aufsehn ließ. Im nächsten Augenblick erwiderte sie, die Achseln zuckend:

„Lächerlich, als ob die Leute nicht da wären." Mit „den Leuten" meinte sie das Geschäftspersonal.

Digitized by Google

„Ich sage dir, daß wir nahe vor dem Bankerott stehen," sagte er rauh, ihre Hand pressend, daß sie zusammenzuckte.

Bei dem Wort Bankerott erbleichte sie. Er schob ihr einen Stuhl hin: „Setz' dich!"

Und nun schilderte er ihr die Lage des Geschäfts, die fortgesetzte Abnahme des Kundenkreises, die schlechte Bilanz der letzten Jahre, die Verlegenheiten der letzten Stunden. Noch niemals hatte er mit ihr so lange über geschäftliche Dinge gesprochen, noch nie hatte sie gleich lange ihm zugehört. Sie sah ihren Besitz als so selbstverständlich feststehend an, daß ihr der bloße Gedanke, es könne anders sein, weltenfern lag. Und jetzt wurde sie auf einmal vor einen Abgrund geführt, der sie schwindeln machte. Sie schloß instinktiv die Augen, als ob sie dadurch die drohende Gefahr beschwören könnte.

„Und was gedenkst du zu thun?" fragte sie leise, mehr um überhaupt etwas zu sagen, als zur Verhinderung des nahenden Unheils beizutragen.

„Noch weiß ichs nicht. Vielleicht deinen Schmuck verkaufen."

Er sah sie flüchtig prüfend an. Die Aussicht schien ihr ziemlich entsetzlich.

„Jedenfalls müssen wir uns einschränken," fuhr er trocken fort. „Du wirst weniger Gesellschaften geben, ich werde keine teuren Cigarren mehr rauchen — über eine Zwanzigpfennigs ging es so schon nicht hinaus — alles in allem werden wir einfacher leben."

Sie stöhnte ordentlich bei seinen Worten und drückte das feine Battisttuch vors Gesicht.

„Und Alfred? Der arme Junge!" An ihren Mann dachte sie nicht, nur an sich und an ihren Sohn, den sie von jeher verzogen, und an dem sie mit abgöttischer Liebe hing.

Jetzt fuhr er auf:

„Der soll arbeiten. Es ist die höchste Zeit für ihn. Bis jetzt hat er nur gebummelt, den Mädels die Kur geschnitten und Komödie gespielt. Das muß aufhören. Entweder er entscheidet sich für ein vernünftiges Studium und setzt sich hinter die Bücher, oder er tritt als Volontär bei Franke & Comp. ein."

„Entsetzlich," fuhr sie auf. „Alfred mit seinem weichen Gemüt, seinen geistigen Interessen, seiner exklusiven Natur am Komptoirpult! Das ist dein Ernst nicht?"

„Bist du gewohnt, Scherze von mir zu hören?"

„Er wird zu Grunde gehen!"

„Wenn er so weiter bummelt, ja!"

„Du urteilst zu hart. Du verstehst ihn nicht. Er ist eben anders geartet, als du."

„Kein Zweifel, er wird seine Art eben ändern müssen. Ich habe die Dinge lange genug laufen lassen. Es ist Zeit, andere Saiten aufzuziehen. Ich hoffe, du bist vernünftig genug, mich zu unterstützen, statt mir in allem entgegen zu sein. Die Notwendigkeit ist eine gute Lehrmeisterin. Sie wird —"

Ein leises, fast schüchternes Klopfen an der Thür ließ ihn aufsehn.

„Herein!"

Der alte Prokurist des Hauses trat auf die Schwelle, ein zerknittertes Papier in der Hand haltend.

„Nun, Bachstädt, was giebts, was haben Sie?"

Der Alte sah ganz verstört aus. Er reichte dem Prinzipal die Depesche.

Stein warf einen flüchtigen Blick auf die wenigen Zeilen, aber die Wirkung dieses Blickes war eine furchtbare. Alles Blut schien ihm nach dem Kopf zu steigen, die Adern der Schläfen schwollen zusehends an, die zitternden Finger schlossen sich krampfhaft um die Unglücksnachricht. Mit einem schmerzlichen Stöhnen ließ er sich in den Sessel fallen.

Frau Stein war aufgesprungen und zu ihrem Gatten getreten.

„Um Gottes willen, Hans, was ist? So sprich doch!"

Digitized by Google

Statt seiner antwortete Bachstädt: „Fironi in Mailand hat falliert.“

„Nun und?“ Sie verstand den Zusammenhang offenbar noch nicht

„Wir hatten, wir sind“ — stotterte der Alte.

„Ruiniert, bankerott, entehrt!“ vollendete Stein, beide Hände vor das Gesicht schlagend. Die Erschütterung war so heftig, daß sie ihm Thränen erpreßte. Ein unterdrücktes Schluchzen, das dem starken Mann seltsam zu Gesicht stand, unterbrach die auf einen Moment eingetretene Stille.

Frau Stein blickte ratlos um sich.

Jetzt stand er auf: „Laß uns allein!“ Er schob sie fast zur Thür hinaus, die er hinter sich und dem Prokuristen schloß.“

Noch lange nach Mitternacht brannte die Lampe in dem Privatkomptoir des Kaufherrn.

Frau von Merg mußte ihre Gesellschaft diesmal ohne die Steinsche Familie abhalten.

— —

Eine Woche lang sprach man in X. nur von dem Zusammenbruch des Steinschen Hauses. In allen Kaffeekränzchen, Gesellschaften und intimen Zirkeln bildete das Ereignis den ausschließlichen Gesprächsstoff. Wäre nicht gerade Reisesaison gewesen, so würde das Interesse an dieser Angelegenheit wohl gar zwei oder drei Wochen angehalten haben. Die jüngeren Damen — und diese behandelten das Thema mit besonderer Gründlichkeit — bemitleideten vor allem den Sohn des Hauses, den „schönen“ Alfred, wie sie ihn nannten, wenn sie ganz unter sich waren. Er war immer ein so erheiternder, liebenswürdiger Gesellschafter gewesen. Und was für schwärmerische Augen er machen konnte, besonders wenn er seine Gedichte vorlas. Zwar behauptete Klara Menger, es seien eigentlich gar keine eigenen Produkte, sondern nur Verse von Lenau, Heine und Geibel, nur etwas verändert, eine Behauptung, die natürlich stets die geharnischsten Proteste hervorgerufen. Klara Menger war ja auch so häßlich, und häßliche Mädchen haben für Poesie kein Verständnis. In Wahrheit war Fräulein Menger ein ganz hübsches, vor allem aber ein sehr gescheidtes Mädchen, welches sich nur nicht dahin bringen konnte, für den „schönen Alfred“ zu schwärmen. Das hinderte sie aber nicht daran, ihn wie seine Eltern wegen des herben Unglücksfalles recht herzlich zu bedauern. Der übrige Damenkreis bedauerte aber nicht nur Alfred Stein, sondern in erster Linie sich selber, respektive den Umstand, daß sie fortan nun auf einen so interessanten Verkehr verzichten mußten. Denn das galt diesen mitleidigen Herzen mit wenigen Ausnahmen als selbstverständlich, daß man nunmehr sich mit Steins nicht mehr „einlassen“ konnte. Das war, wie ja zugegeben wurde, traurig für die Leute, aber man konnte es doch nun einmal nicht ändern.

Am leichtesten von den durch das Unglück Betroffenen nahm Alfred die ganze Sache. Nicht als ob er den Wert des Besitzes nicht zu schätzen gewußt hätte. Im Gegenteil; aber durch das eingetretene Ereignis war ihm die Bahn zur Erfüllung eines Wunsches frei geworden, den er schon längst gehegt, mit dem er aber unter den früheren Verhältnissen vor seinen Vater zu treten nie gewagt haben würde: nämlich Schauspieler zu werden. Der Beifall, den sein Talent gefunden, die vielen verblümten und unverblümten Schmeicheleien, deren Gegenstand er seit Jahren gewesen, das angenehme Bewußtsein, die allgemeine Aufmerksamkeit auf seine Person gelenkt zu sehn, all das in Verbindung mit seiner Abneigung gegen ernste Studien, hatte seinen Entschluß zur Reise gebracht. Wie die Dinge lagen, konnte auch sein Vater nicht viel gegen den Plan einwenden. Die Mutter kam für ihn nicht in Betracht, da er gewohnt war, von ihr keinen Widerspruch zu besorgen.

In der That war Herr Stein nach dem furchtbaren Schlag, der ihn getroffen, in fast völlige Teilnahmlosigkeit versunken. Stundenlang konnte er auf seinem Komptoir sitzen, den Kopf in die Hand gestützt, dumpf vor sich hinbrütend. Er nahm denn auch

die Neuigkeit, welche ihn vor kurzem noch in den höchsten Zorn versetzt haben würde, gelassen hin. Ein herzliches Verhältnis hatte nie zwischen Vater und Sohn existiert.

Frau Pfarrer Bornheim war auch nicht sonderlich überrascht. „Ich habe mir schon lange gedacht, daß er einmal unter die Komödianten gehen würde," sagte sie zu ihrer Tochter.

„Das habe ich nie geglaubt," entgegnete Gertrud, welche über den peinlichen Vorfall zwischen ihr und Alfred mit niemandem, auch mit ihrer Mutter nicht, gesprochen hatte.

„Doch, doch," meinte die Mutter. „Er ist von der Art. Eitel, oberflächlich, hübsch dazu, so was findet sich auf der Bühne zurecht. Schade um ihn. Ein Charakter war er nie, in solchen Verhältnissen wird er ganz verflachen. Bin nur neugierig, was Eduard dazu sagt. Er hat trotz allem immer große Stücke auf ihn gehalten. S' war eigentlich eine wunderliche Freundschaft. Weiß nicht, was die beiden aneinander gefunden haben."

„Alfred war doch früher sehr nett," verteidigte ihn Gertrud. „Ich finde, daß er sich im letzten Jahr sehr zu seinem Nachteil verändert hat."

„S' war auch früher nicht viel mit ihm. Etwas windbeutelig war er immer."

Alfred betrieb seine Sache mit Eifer. Er hatte sich an einen Theateragenten gewandt, um womöglich in Kürze schon bei einer kleinen Sommerbühne anzukommen. Für die bescheidenen Verhältnisse einer solchen reichte sein unausgebildetes Talent aus. Später wollte er dann das, was ihm fehlte, durch Unterricht und Studium ausgleichen.

Nach zwei Wochen schon erhielt er ein Angebot von einem sogenannten „Schmierendirektor" in irgend einem Winkel Schlesiens. Natürlich sagte er zu. Der Vater blieb in seiner Apathie, die Mutter weinte unaufhörlich bei dem Gedanken, ihren Liebling in Verhältnisse gehen zu sehen, die so himmelweit von denjenigen verschieden waren, in denen er bisher gelebt. Nur Alfred selber blieb guter Laune. Seine elastische Natur half ihm über derartige unangenehme Betrachtungen fort. Zudem tröstete er sich mit der Hoffnung, daß solche Engagements bald einer glänzenden Stellung Platz machen würden. An Selbstvertrauen fehlte es ihm nicht.

Sein nicht zu umgehender Abschiedsbesuch bei Bornheims war kurz und kühl. Frau Bornheim, welche es schwer über sich gewann, ihr unsympathischen Personen ein liebenswürdiges Gesicht zu zeigen, hielt sich zurück. Nur Gertrud kam ihm freundlich und, soweit es die Erinnerung an die peinliche Scene zuließ, unbefangen entgegen und reichte ihm beim Abschied die Hand, die er, der Höflichkeit zu genügen, mit den Fingerspitzen berührte. Er war froh, als er die „spießbürgerliche Bude", wie er das elterliche Haus seines Freundes nannte, hinter sich hatte.

Er hatte nun noch Frau v. Seefeld und Elly Adieu zu sagen und begab sich zu dem Zweck nach der Bahn, um nach Friedrichsthal zu fahren, wo die beiden Damen sich wie im vorigen Jahr zur Erholung aufhielten.

Vom Kastellan hörte er, daß sie in das nahe Dorf gegangen seien, um eine Kranke zu besuchen. So mußte er warten. Um sich die Zeit zu vertreiben, schlenderte er durch die mit allem Raffinement der Rokokozeit ausgestatteten Säle. Die Sonne fiel durch die halbgeöffneten Jalousien und warf goldige Reflexe auf die glänzenden Parkettböden und die breiten Goldrahmen mit den reichen Schnitzereien an den Wänden. Jetzt kam er vor dem Bild der Urgroßmutter Ellys vorbei. Unwillkürlich blieb er stehen. Ein breiter Sonnenstrahl flutete über das Porträt und verlieh ihm einen goldigen Ton, wie ihn die besten Bilder Rembrandts besitzen. Alfred hatte schon oft davor gestanden, aber noch keinmal war ihm die Aehnlichkeit mit Elly so frappant erschienen. Das waren dieselben Augen, derselbe lächelnde Mund mit den geschürzten Lippen, derselbe lebensfrohe, genußfreudige Zug, der ihn immer bei Elly so sehr angezogen. Er konnte sich nicht trennen von dem Bild. Immer wieder verglich er Zug um Zug und immer mehr kam es ihm vor, als sei es Elly selber, die da aus dem Rahmen herab ihn anlächelte. Einem instinktiven Gefühl folgend, nahm er das nicht allzu große Bild von der Wand,

um es ganz in der Nähe zu betrachten. Jetzt lag der Sonnenstrahl nicht mehr über ihm, die Farben erschienen kälter, in der Nähe verblaßte der Reiz des koketten Lächelns. Was aus der kurzen Entfernung wie sammetartiger Teint wirkte, erschien in der Nähe als nebeneinander liegende Pinselstriche. Enttäuscht wollte Alfred das Bild an seinen Platz zurückhängen. Dabei gewahrte er an der Rückseite zwischen dem hölzernen Keilrahmen und dem massiven Goldrahmen ein vergilbtes Stück Papier, dessen umgebogene gelbgraue Kante verblichene Schriftzüge zeigte. Neugierig geworden, zog er das dick mit Staub überzogene Blatt heraus und begann, nachdem er das Bild an seinen Platz gehängt, die französisch geschriebenen Zeilen zu entziffern. Ein Laut der Ueberraschung entfuhr seinen Lippen, als er die ersten zwanzig Worte gelesen. Mit steigender Spannung überflog er die Schrift bis zu Ende. Dann legte er das Blatt, sorgfältig gefaltet, in seine Brieftasche und begab sich, einige Stäubchen vom Aermel seines Rockes klopfend, eine Operettenmelodie trällernd, in den Park, um dort die Ankunft der beiden Damen zu erwarten.

Frau v. Seefeld war sehr erstaunt, als sie von der Absicht des jungen Mannes, zur Bühne zu gehen, hörte. Wiederholt schüttelte sie mit dem Kopf. Es erschien ihr als etwas so Ungeheuerliches, daß es ihr schwer wurde, überhaupt daran zu glauben.

„Nein, nein," sagte sie zu ihm, „das kann Ihr Ernst nicht sein. Sagen Sie, daß Sie scherzen. Alles, alles, nur das nicht. Wie kann Ihr Vater das zugeben? Und werden Sie sich selbst wohl fühlen in solchen Verhältnissen? Unmöglich, unmöglich."

Alfred bemühte sich, ihr die Sache in möglichst günstigem Licht hinzustellen, ohne indessen mit seinen Bemühungen irgend welchen Erfolg zu erzielen.

Elly zeigte, zur großen Verwunderung ihrer Tante, mehr Verständnis für die Pläne Alfreds. Er werde schon Karriere machen, meinte sie, ihm könne es überhaupt nicht fehlen. Der Erfolg sei ihm auf alle Fälle sicher.

„Woher wissen Sie das so sicher, Fräulein Elly?" fragte er geschmeichelt.

„Woher? Ich weiß es, weil ichs glaube. Und geben Sie acht: Es ist so."

„Das Wort soll mich ermutigen, wenn ich mutlos werde."

„Sie werden nicht mutlos werden. Der Beifall wird Sie anspornen. Sicherlich, Sie haben eine Zukunft."

„Fräulein Elly, wollen Sie mir eine Bitte erfüllen?"

„Gern, wenn es möglich ist. Was ists?"

Er sah sich nach Frau v. Seefeld um, welche zu weit entfernt stand, um das, was er sagte, verstehen zu können.

„Darf ich Ihnen ab und zu Nachricht von mir geben?"

„Aber gewiß, ich werde mich freuen."

„Und darf ich hoffen, auch von Ihnen einmal zu hören?"

Sie zögerte einen Augenblick.

„Das würde mich ermutigen, stärken — begeistern," fuhr er mit schwärmerischem Augenaufschlag fort.

„Nun denn, ja!"

„Wie danke ich Ihnen!" Er beugte sich über ihre Hand und zog sie an seine Lippen. Errötend entwand sie ihm dieselbe langsam.

„Leben Sie wohl, Elly!"

„Leben Sie wohl! Und viel Glück für die Zukunft!"

Sie ging ins Schloß, während Alfred sich von Frau v. Seefeld verabschiedete.

V.

Es war ein Tag vor dem Weihnachtsfest. Eduard Bornheim hatte bereits seinen Koffer gepackt, um die Festtage in der Heimat zuzubringen. Es litt ihn nicht mehr in der Reichshauptstadt, er mußte erst einmal wieder seine Lieben, seine Braut, seine Mutter

Digitized by Google

und seine Schwester sehen. Die Gesundheit seines Schülers hatte sich gebessert, so daß er leicht ein paar Wochen abkommen konnte, und Professor Helm hatte ordentlich darauf gedrungen, daß er sich eine Erholung gönne. Fräulein Helene hatte ihm einen Veilchenstrauß für Elly gebracht und ihm „unbekannter Weise“ herzliche Grüße aufgetragen. Nun saß er an seinem Schreibtisch, den Kopf in die Hand gestützt. Seine Gedanken flogen dem Eilzug voraus, der ihn in wenigen Stunden nach X. führen sollte. Er freute sich vor allem auf ein Wiedersehen mit Elly. Ihre Briefe waren ihm nur ein sehr unvollkommener Ersatz gewesen; er fand in ihnen nichts von dem Zauber, den ihre Gegenwart stets auf ihn auszuüben pflegte. Seltsam, es kam ihm vor, als seien sie in dem letzten Jahr noch kürzer, kühler, gleichgültiger, inhaltsloser geworden, als vordem. Je mehr er in seinen schriftlichen Mitteilungen alles das, was ihn bewegte, niedergelegt, desto seltener fand er in den parfümierten Bogen mit den zierlichen Schriftzügen etwas von ihrem Wesen und ihrer Eigenart, nie einen Hauch ihres Gemütslebens wieder. Die alten Gedanken, die alten Zweifel kehrten ihm manchmal zurück, aber immer kämpfte er sie, als seiner unwürdig, nieder.

Es war dunkel in dem kleinen Zimmer geworden, nur eine gegenüber am Portal eines Restaurants hängende Glühlampe warf ihren Schein auf den teppichbelegten Fußboden. In dichten Flocken trieb der Schnee gegen die Fenster, wenn ein besonders heftiger Windstoß durch die belebten Straßen fegte und die hastenden Fußgänger zu noch größerer Eile anspornte.

Auf dem Korridor schrillte die Glocke. Es war der Postbote, der die Abendpost brachte. Einen Augenblick später klopfte das Mädchen an seine Thür, um ihm einen Brief zu überreichen. Er zündete eine Lampe an und studierte den Poststempel.

Der Brief war aus der Heimat, aber die Schrift des Absenders kannte er nicht. Er löste das Couvert und begann zu lesen:

„Lieber Freund! Das ist eine traurige Weihnachtsbotschaft, die ich Ihnen melde, und doch leidet sie keinen Aufschub, da ich von Ihrer lieben Mutter höre, daß Sie die Absicht haben, die Feiertage im Kreise der Ihrigen zuzubringen. Vielleicht ist es Ihnen lieb, das, was Sie wissen müssen, vorher zu wissen, ehe Sie hierher kommen. Lassen Sie mich, ich bitte Sie herzlich, nicht entgelten, was ich Ihnen zu sagen habe, und tragen Sie es mit Geduld und Gottvertrauen. Es handelt sich, wie Sie vielleicht schon erraten haben, um Elly. Sie wissen, wie ich über diese Verbindung dachte; ich habe Ihnen meine Bedenken, meine Sorgen nicht verhehlt. Leider sind sie nur allzu begründet gewesen. Lassen Sie mich kurz sein: Elly wünscht, daß ihre Verlobung mit Ihnen rückgängig gemacht werde, und hat mich gebeten, diese peinliche Sache zu erledigen. Sie werden mich nach Gründen fragen. Ich kann Ihnen keine nennen. Ich habe selbstverständlich meine ganze Beredsamkeit aufgeboten, um sie von ihrem Entschluß abzubringen, alles vergebens. Nur einmal, als ich nicht aufhörte, in sie zu dringen, sagte sie, mehr zu sich selber als zu mir: „Wir passen nicht zusammen!“

Lieber Freund! Ich weiß, daß ein Trosteswort in solchem Moment nicht am Platze ist, und ich bin weit entfernt davon, Ihren herben Schmerz durch Worte, die Ihnen nur leerer Schall sein würden, mildern zu wollen. Eins aber gestatten Sie mir, als einer alten Frau, die doch auch ein wenig Urteil über Menschen und Verhältnisse hat, wohl zu sagen: Vielleicht liegt in diesem „Wir passen nicht zusammen“ ein Körnchen Wahrheit, dessen Berechtigung Sie nach Jahren noch einmal einsehen werden. Dann werden Sie anders urteilen als heute. Und nun leben Sie wohl, und Gott segne Sie!

Ihre alte Freundin Anna von Seefeld.“

— — — — — Es hatte einer Weile bedurft, bis Eduard den Brief zu Ende gelesen. Die Buchstaben flimmerten ihm vor den Augen, so daß er immer wieder von neuem anfangen mußte. Endlich hatte er begriffen. Mit einem schweren, aus gepreßtem Herzen kommenden Seufzer vergrub er sein Gesicht in die Hände. Er vermochte nicht zu denken, das Geschehene sich zurechtzulegen, den letzten Gründen, die diesen plötzlichen



Bruch, der so entscheidend eingriff in sein Leben, nachzuspüren. Wie damals, als sie den Vater hinaustrugen auf den Friedhof, lag es wie ein ungeheurer Druck auf seiner Brust, der sich endlich in einem erleichternden Thränenstrom Luft machte. Er hemmte diese Thränen nicht. Sie schienen ihm seiner nicht unwürdig; begrub er doch mit ihnen seinen Jugendtraum, der der Erfüllung so nahe geschienen, seine Hoffnungen für die Zukunft, einen Teil seines Wesens.

Das Mädchen kam, um den Koffer zu holen. „Lassen Sie nur, Marie, ich reise nicht!“ sagte er, gewaltsam sich zusammenraffend.

„Der Herr Kandidat reisen nicht?“ Sie glaubte offenbar nicht recht gehört zu haben.

„Nein.“

Kopfschüttelnd verließ das Mädchen das Zimmer.

Eduard zog seinen Ring vom Finger, steckte ihn in ein Couvert, das er an Frau von Seefeld adressierte, und trug es selbst zum nächsten Briefkasten. Die Helligkeit, welche die riesigen Schaufenster der weihnachtlich ausgeschmückten Läden ausstrahlten, blendete ihn, die hastende Eile der sich auf den Straßen drängenden Menge, ihm ein gewohnter Anblick, war ihm auf einmal peinlich. Er fühlte ein plötzlich aufsteigendes Bedürfnis nach Einsamkeit und schlug den Weg nach dem Tiergarten ein. Dunkel lag der weite Park, nur die Laternen der großen Charlottenburger Chaussee schimmerten durch das Schneegestöber herüber, das immer mehr zunahm und die Erde in ein weißes Leichentuch einhüllte. Tiefer und tiefer drang Eduard in das Gehölz ein, wo die Spur der Fußwege längst verweht war. Die menschenleere Einsamkeit, die kalte Luft, welche ihm die brennenden Schläfen kühlte, that ihm wohl. Ab und zu blieb er stehen und sah zum wolkenbedeckten Himmel auf, an dem heute kein einziger Stern zu sehen war. Stiller und stiller wurde es um ihn her, nur ganz von fern noch klang es wie ein dumpfes Brausen, der Lärm der nimmer rastenden Riesenstadt, deren ungeheurer Lichtschein wie ein hellgrauer Nebel durch die kahlen Aeste der Bäume schimmerte.

— —

In dem ostpreußischen Städtchen W. saß an demselben Abend Alfred Stein in einem Gastzimmer des „goldenen Löwen“ mit einigen männlichen und weiblichen Mitgliedern seiner Truppe, denen sich noch zwei junge Leute aus W. angeschlossen hatten, welche sich lediglich damit beschäftigten, ihre eigene Zeit, wie das Geld ihrer Väter auf die ihnen am angenehmsten dünkende Art totzuschlagen. Die Anwesenheit der Schauspielergesellschaft erleichterte ihnen das in erwünschter Weise, und da es ihnen auf eine Flasche Sekt und ein warmes Abendessen nicht ankam, so war ihre Gegenwart auch den männlichen Mitgliedern nicht unerwünscht. Nur Alfred fühlte sich nicht recht behaglich. Weder der Sohn des reichen Weinhändlers Krummer, noch der durchs Referendarexamen gefallene, die Manieren eines Gardelieutenants nachäffende Herr von Weiden war ihm sympathisch. Es empörte ihn, und sein Stolz bäumte sich mächtig dagegen auf, daß diese beiden Tagediebe ihn ziemlich von oben herab behandelten. War er ihnen doch nur ein Komödiant, und auch wenn sie gewußt hätten, daß er aus Verhältnissen kam, die den ihrigen völlig entsprachen, so würde das schwerlich eine Aenderung ihres Benehmens bewirkt haben. Es kam noch hinzu, daß Herr von Weiden der ersten Liebhaberin die Cour machte, während Herr Krummer seine Aufmerksamkeiten der schon etwas ältlichen Darstellerin der tragischen Rollen zuwandte. In die erste Liebhaberin aber, ein junges Mädchen, das erst kürzlich die Bühne betreten, hatte sich Alfred, seiner Gewohnheit entsprechend, so schnell als möglich verliebt, und mit eifersüchtigen Blicken verfolgte er jede Miene des Paares, das in ziemlicher Entfernung von ihm, an der entgegengesetzten Ecke des Tisches, bei einander saß. Die unaufhörlichen Neckereien seiner Kollegen, welche sich über seine Neigung zu einer „Kollegin“ lustig machten, verstimmten ihn ebenfalls, und so kams, daß er trotz des Lorbeerkranzes, den ihm kunstbegeisterte Damen des Städtchens bei der heutigen Vorstellung — er hatte den Mortimer in Maria Stuart gespielt — hatten werfen lassen, ziemlich schlechter

Laune war. Er sah, die Rauchwölkchen einer Cigarette vor sich hinblasend, in sein Glas und dachte an die Zeit, wo er in den Tagen vor dem Weihnachtsfest in den gesellschaftlichen Kreisen seiner Vaterstadt Proben zu lebenden Bildern und Aufführungen aller Art abgehalten. Er hatte das Leben an den kleinen Bühnen bereits herzlich satt. Zwar kümmerte es ihn wenig, daß die Gage manchmal nicht gezahlt und Schmalhans Küchen- und Kellermeister wurde. Es gab immer noch gefällige Wirte, welche Kredit gaben und Wirtstöchter, die allzu dringender Not durch ein paar heimlich verabreichte Würste abhalfen. Aber die Sphäre, in welche er heruntergedrückt war, ekelte ihn doch nachgerade an. Seine Eitelkeit war nicht befriedigt, wenn die Spießbürger von Schilda und Krähwinkel ihm donnernden Applaus spendeten. Er wollte alles aufbieten, um im Frühjahr an einer größeren Bühne anzukommen. Er wurde in seinen Gedanken durch den Eintritt der Wirtin unterbrochen, die einen Brief in der sorgfältig mit der Schürze umwickelten Hand hielt, um zu vermeiden, daß das Bratenfett, welches ihr aus der Küche anhaftete, sich dem Couvert mitteilte.

„Da ist heute der Brief für Sie gekommen, Herr Stein. Sie spielten schon, als er ankam, und nachher habe ich ihn ganz vergessen. Bitte schön um Entschuldigung."

„Geben Sie nur her, Frau Börner, es wird nichts wichtiges sein." Ein flüchtiger Blick auf die Adresse belehrte ihn, daß er von Elly war. Er hatte diesen Brief seit Wochen erwartet. Mit erheuchelter Gleichgültigkeit erbrach er das Couvert und überflog die wenigen Zeilen.

„Lieber Alfred! Nun ist der entscheidende Schritt gethan. Ich habe mit Eduard gebrochen. Jetzt, wo es soweit ist, thut er mir doch leid. Er hat mich doch sehr lieb gehabt, nach seiner Art freilich. Meine Tante ist natürlich außer sich, zu Eduards Mutter und Schwester wage ich kaum noch zu gehen. Was du übrigens in deinem vorigen Briefe angedeutet, ist unmöglich; wir können uns jetzt noch nicht verloben, es muß erst eine Zeit hingehen. Ich muß meine Tante ganz langsam und sehr vorsichtig vorbereiten, wenn ich nicht alles verderben will. Vor allem aber mußt du erst eine andere Stellung haben. Es wird dir nicht schwer fallen, an einer größeren Bühne eine solche zu erhalten. Dann können wir weiter sehen. Leb' wohl für heute. Was habe ich um dich gethan! Deine Elly!"

„Werden wohl zum Rendezvous bestellt?" witzelte Herr v. Weiden. „Werden Sie nicht eifersüchtig, Olgachen?"

Die erste Liebhaberin lächelte.

„Weshalb sollt' ich? Was die Herren auch gleich meinen!"

Alfred schien eine Antwort für überflüssig zu halten, er faltete den Brief zusammen und legte ihn in seine Brieftasche, zwischen jenes Blatt, das er hinter dem Bild in Schloß Friedrichsthal gefunden. Ein Lächeln des Triumphes umspielte seine Lippen. Mit einem Schlag war seine gute Laune wiedergekehrt. Er erzählte Anekdoten und erheiterte mit seinen Witzen die ganze Gesellschaft, ja er stieß sogar mit Herrn von Weiden und Herrn Krummer an, und blieb völlig kalt, als der erstere Fräulein Olga wiederholt die Hand küßte, was diese sich lächelnd gefallen ließ. Die Stimmung wurde immer ausgelassener. Alfred trank mehr als gewöhnlich. Er sprühte förmlich vor Heiterkeit. Ab und zu fuhr er mit der Hand über die Rocktasche, wo er die Brieftasche geborgen hatte. Dann lächelte er zufrieden.

VI.

Drei Jahre sind seit jenen Ereignissen vergangen. Eduard hat seine Stellung bei Professor Helm aufgegeben, da der junge Helm soweit gekräftigt war, um das Gymnasium besuchen zu können. Er ist Hülfsprediger an einer Kirche im Norden Berlins geworden, in einer jener riesigen Parochieen, die durch das Anfluten der Arbeiterbevölkerung ins Ungemessene wachsen und an die Leistungsfähigkeit der Geistlichen die denkbar höchsten

Digitized by Google

Anforderungen stellen. Eduard hatte sich mit unbegrenzter Begeisterung seinem neuen Arbeitsgebiet gewidmet. Mutter und Schwester waren auf seinen Wunsch nach Berlin übergesiedelt und hatten ihm so eine angenehme Häuslichkeit geschaffen, in der er sich erholen konnte von den Anstrengungen seines Berufs.

Es war Frau Bornheim nicht leicht geworden, das stille, behagliche X., wo sie die schönsten Jahre ihres Lebens verbracht, mit der geräuschvollen Großstadt zu vertauschen. Aber die Liebe zu ihrem Sohn, wie auch die so plötzlich veränderten Verhältnisse hatten ihr den Entschluß erleichtert. Mit Frau von Seefeld mochte sie Ellys wegen nicht mehr verkehren, und auch ihr übriger kleiner Bekanntenkreis war ihr unbehaglich geworden, seitdem die Verlobung zurückgegangen. Die unverhüllte Neugier, wie die Teilnahme der Leute genierte sie. Auch die Erwägung, daß Eduard leichter über die herbe Enttäuschung hinauskommen würde, wenn er seine Lieben um sich habe, wirkten bestimmend ein auf diese Entschließung. Sie hatte sich in dieser Hoffnung nicht getäuscht. Seine gesunde Natur reagierte heftig gegen die schmerzvolle Erinnerung. Die mannigfachen Anforderungen, welche sein Beruf an ihn stellte, trugen außerdem dazu bei, ihn von den Gedanken an seine so grausam zerstörten Hoffnungen abzubringen. Der stetige Anblick der furchtbaren Notstände der Großstadt, die er gerade innerhalb seiner Parochie Tag für Tag vor Augen hatte, ließ ihn den eigenen Schmerz klein erscheinen. Mit innerem Erschrecken gewahrte er, wie die Bewegung, welche durch die Arbeiterwelt geht, vielfach zersetzend und zerstörend einwirkte auf das Familienleben, wie die sauer verdienten Groschen, statt in die Kasse der Hausfrau, in die Destille des Kellerwirts wandelten, in deren tabakdurchfluteter, übelriechender Atmosphäre man bis tief in die Nacht über die Erneuerung der modernen Gesellschaftsordnung und die Umwandlung der Produktionsweise debattierte, während die Frauen in ängstlicher Sorge ihrer Männer harrten, welche den Lohn mit nach Haus bringen sollten, um die Schulden bei Bäcker und Metzger zu bezahlen und den Hunger der Kleinen zu stillen. Der tiefe, fast fanatische Haß gegen alles Bestehende, welcher diese Männer beseelte, warf seine Schatten auch in die Kinderherzen, und die Ausbrüche der Roheit und Verwilderung, deren Zeuge er manchmal war, machten Eduard schaudern. Aber er war keiner von denen, die sich mit dem bequemen Trost beruhigen, daß sie die Dinge doch nicht zu ändern vermögen. Nein, er griff die Not und das Elend, die Verbitterung und die Verkommenheit an, wo er sie fand. Er wollte nicht die Hände in den Schoß legen, wo soviel Arbeit ungethan blieb. Er klopfte an die Thüren und die Herzen der reichen Mitglieder seiner Gemeinde, und wenn er auch hier und da eine Fehlbitte that, meist öffneten sich dem jungen eifrigen Manne doch die Hände, und mit mancher Spende aus dem Ueberfluß des Reichtums, wie er sich in großen Städten anhäuft, linderte er die Not hoffnungsloser Armut und zauberte auf verbissene Lippen ein Lächeln des Dankes, auf eingefallene Wangen ein flüchtiges Rot der Freude, in trübe Augen ein Aufleuchten der Hoffnung. Wie manche Thür ihm auch gewiesen wurde, wo er einmal als Retter in der Stunde der Not gekommen, wurde er willkommen geheißen, und der Hauch werkthätiger Menschenliebe, der von ihm ausging, ließ auch harte Herzen auftauen und an die Aufrichtigkeit seiner selbstlosen Arbeit glauben. Jeder kleinste Erfolg ließ ihn geduldig auch die vielen Enttäuschungen tragen, die naturgemäß nicht ausblieben. Manchmal sah er ein Gesicht, das ihm von der dunklen Kellerwohnung her bekannt war, an einem jener kurzen Abendgottesdienste in der Kirche, zu denen manche kommen, die ihren verschabten Rock nicht gern dem hellen Sonnenschein eines Sonntagmorgens aussetzen. Dann überkam ihn immer wieder von neuem das beglückende Gefühl, welches die treue Erfüllung jeder Berufspflicht begleitet, und es wuchs ihm die Kraft zu neuer Arbeit und Mühe. Nach und nach trat das Bild Ellys in den Hintergrund, und er gedachte ihrer ohne Bitterkeit.

Noch einmal trat die Erinnerung an sie in aller Stärke hervor. Ein in X. wohnender Schulgenosse Eduards sandte ihm eines Tages die Zeitung seiner Vaterstadt. Beim Auseinanderfalten fiel ihm eine blau angestrichene Stelle auf: die Verlobungs-

Digitized by Google

anzeige von Elly und — Alfred! Eduard war überrascht. Darauf war er nicht vorbereitet. Er ging mit dem Blatt zu seiner Mutter, die übrigens seine Ueberraschung nicht im mindesten teilte.

„Ich habe so etwas geahnt!“ sagte sie nur.

Eduard schüttelte den Kopf. Ihm schien die Sache weniger natürlich, aber er sprach nicht viel darüber. Auch Gertrud vermied es, auf die Angelegenheit zurückzukommen, und so wurden allmählich in der Bornheimschen Familie die Namen Alfreds und Ellys nicht mehr erwähnt.

Zwischen Bornheims und der Helmschen Familie hatte sich ein lebhafter Verkehr entsponnen. Der junge Helm besuchte seinen früheren Lehrer öfter, und bald schloß sich ihm auch die Schwester an, die mit Gertrud schnell Freundschaft geschlossen hatte. Der alte Helm aber freute sich, wenn Bornheims auf einen Abend in der Woche zu ihm kamen. Dann wurde der sonst so stille Professor ordentlich gesprächig, und versicherte Frau Bornheim wiederholt, daß er seit dem Tode seiner geliebten Frau selten so gemütliche Stunden verlebt habe.

VII.

Elly hatte mit ihrer Prophezeiung recht behalten: Alfred machte überraschend schnell Karriere. Er hatte bereits, als die Verlobung stattfand, eine Stellung am Hoftheater eines deutschen Kleinstaates erhalten und war nach seinen Versicherungen schon der erklärte Liebling des dortigen Publikums geworden. Die Verlobung mit Elly hatte in X. ungeheures Aufsehen erregt. In den Damenzirkeln wurde wochenlang von nichts anderem gesprochen. Elly erfuhr gerade keine freundliche Beurteilung, während man über Alfred Stein milder zu richten geneigt war. Am peinlichsten war die ganze Angelegenheit für Frau von Seefeld. Hatte sie nur mit schwerem Herzen der Auflösung der Verlobung mit Eduard Bornheim zugestimmt, so war sie über die Absicht Ellys, sich mit Alfred Stein zu verloben, geradezu empört gewesen. Ganz abgesehen davon, daß Alfreds Wesen und Beruf ihr unsympathisch war, hatte sie die feste Ueberzeugung, daß diese Verbindung nur völlig unglücklich werden könne.

„Sie ist deiner völlig unwürdig,“ hatte sie zu Elly gesagt.

„Aber Tante, das kann ich wirklich nicht einsehen. Alfred hat seine Fehler, ich weiß es. Aber er ist ein Künstler, und die wollen eben anders beurteilt sein als die Alltagsmenschen. Gerade, weil er nicht ist, wie die anderen, darum liebe ich ihn.“

„Wenn du mit diesen „anderen“ etwa Eduard Bornheim meinst, so bist du sehr im Irrtum,“ hatte Frau von Seefeld gesagt. „Dein früherer Bräutigam“ — sie betonte beide Worte mit Nachdruck, — „ist nichts weniger als ein Alltagsmensch. Daß du ihn nicht zu würdigen verstehst, ist deine Schuld, nicht die seine.“

„Ich mochte ihn ja auch gern, Tante, aber heiraten hätte ich ihn nicht können. Es ist gut, daß ich das noch rechtzeitig eingesehen. Wir paßten eben nicht zusammen.“

Mit dieser letzten Aeußerung, mit der sie gewissermaßen ihr letztes Wort in der Angelegenheit sagte, pflegte Elly derartige Gespräche meist zu schließen.

Alfred war wütend auf die „alte Schachtel“, wie er Frau von Seefeld titulierte, und setzte es durch, daß Elly, um die Vorbereitungen zur Hochzeit ungestört treffen zu können, zu seinen Eltern übersiedelte. Zwar hatte sich Elly zuerst gegen den Gedanken, die Tante zu verlassen, gesträubt, Alfred aber war solange in sie gedrungen, bis sie nachgegeben. Damit war der Bruch zwischen Nichte und Tante vollständig geworden.

Alfreds Eltern waren nach dem Zusammenbruch ihres Hauses nach einem Vorort von X. gezogen, wo sie von dem ihnen gebliebenen Rest des einst so stattlichen Besitzes ein mehr als bescheidenes Leben führten. Herr Stein verharrte noch immer in der nach der Katastrophe über ihn gekommenen Gleichgültigkeit. Stundenlang konnte er in dem kleinen Gärtchen des von ihnen bewohnten Hauses mit auf den Rücken gelegten



Händen auf und niedergehen, ohne auf das, was um ihn her vorging, auch nur zu achten. So ließ ihn denn auch die Verlobung Alfreds, wie die Uebersiedelung Ellys in sein Haus fast gänzlich gleichgültig. Frau Stein dagegen, welche den Wechsel ihrer Verhältnisse nicht verschmerzen konnte, füllte den Tag mit unausgesetzten Klagen über ihr Unglück aus. Mit nie ermüdendem Wortschwall setzte sie Elly auseinander, was sie alles entbehren und wie kümmerlich sie ihr Leben seit jenem Unglückstag hinbringen müsse. Elly fühlte sich nicht wohl im Haus ihrer Schwiegereltern. Die Verschlossenheit und Wortkargheit des Vaters drückten sie ebenso, wie die ewigen Jammerreden der Mutter. Ihren bisherigen Umgang hatte sie infolge der veränderten Verhältnisse abgebrochen, zu ihrer Tante zu gehen, erlaubte ihr Stolz nicht, und so sehnte sie sich denn ebenfalls nach einer baldigen Vereinigung mit Alfred. Die Hochzeit fand denn auch schon nach Verlauf weniger Monate im allerengsten Kreise statt.

Am Vorabend des Hochzeitstages überreichte Alfred seiner Braut ein verschlossenes Couvert.

„Dein Hochzeitsgeschenk," fügte er lächelnd hinzu, als sie ihn fragend ansah.

Sie löste den Umschlag und hielt ein vergilbtes Papier in der Hand.

„Nun?" fragte sie, anscheinend enttäuscht.

„Lies nur," mahnte Alfred, der jede Miene ihres Gesichts mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete.

Sie fing an zu lesen. Es war dasselbe Blatt, welches Alfred an jenem Abschiedstag hinter dem Bild von Ellys Urgroßmutter in Friedrichsthal gefunden.

Nach den ersten zwanzig Zeilen schon sah sie mit geröteten Wangen und blitzenden Augen zu ihm auf.

„Das ist ja —"

„Eine Schenkungsurkunde in aller Form," ergänzte er. „Kraft dieses Dokuments, das, wie mir einer der ersten Rechtsanwälte versicherte, kaum mit Aussicht auf Erfolg angefochten werden kann, bist du eine reiche Erbin. Ich gratuliere." Und er beugte sich zu ihr herab und drückte einen Kuß auf ihre Lippen.

Mit gespanntester Aufmerksamkeit las sie das Dokument zu Ende. Dann auf einmal, wie einer plötzlichen Eingebung folgend, fragte sie, wie er zu dem Schriftstück gekommen sei. Er erzählte das Erlebnis jenes Nachmittags im Schloß zu Friedrichsthal.

„Und das sagst du mir jetzt erst?" Es klang ein leichter Vorwurf in dieser Frage durch, ein Hauch von Mißtrauen, der Alfred erröten machte.

„Närrchen," lenkte er ein, „ich wollte doch keine unbegründeten Hoffnungen in dir wecken. Erst vor kurzem ist mir der Bescheid von der Gültigkeit des Dokumentes geworden. Da dachte ich, der heutige Abend sei der rechte Zeitpunkt, um dir die Freude zu machen."

„Du hast recht, ganz recht."

Sie schämte sich des Verdachtes, der einen Moment in ihr aufgetaucht, und um ihn wieder gut zu machen, schlang sie die Arme um den Hals ihres Bräutigams und legte ihren Kopf an seine Schulter.

„Nun sind wir reich. Nun wollen wir das Leben genießen."

„Ja, das wollen wir, bekräftigte er. Ich habe Aussicht, schon im nächsten Monate zu einem Gastspiel nach Berlin berufen zu werden. Wenn mirs glückt, wird die Sache mit einem Engagement abschließen, und dann ziehen wir nach Berlin. Dort ist ein Feld für mein Talent. Dort wird mir die Anerkennung nicht fehlen."

„Nach Berlin. O, wie reizend! Das habe ich mir immer gewünscht!" Und sie klatschte in die Hände aus Freude über diese Aussicht.

Dann wieder kam sie auf das Dokument zu sprechen und erörterte die Umstände, unter denen es hinter jenes Bild gelangt sein könnte. Alfred hatte darüber keine Vermutung.

Digitized by Google

„Das ist auch einerlei," meinte er. „Gut, daß es da ist, und die hochwohlgeborenen Verwandten zahlen müssen, denn auf einen Prozeß werden sie es, diesem Beweismittel gegenüber, nicht ankommen lassen."

Er lächelte zufrieden.

Elly aber träumte von den Herrlichkeiten Berlins und dem Leben, welches sie dort führen wollten. Wie anders würde sich nun ihre Zukunft gestalten, als an der Seite Eduards. Sie eine Pfarrersfrau! Sie lächelte jetzt bei dem Gedanken daran. Jetzt erst wollte sie anfangen zu leben, wo der Weg zum lebensfreudigen Genießen offen vor ihr lag. Und im Glanz vom Ruhme ihres Mannes wollte sie sich sonnen, nach den Jahren der Einsamkeit und mancherlei Entbehrung. Ja, sie wollte „glücklich" sein, und sie war es schon halb im Gedanken daran.

VIII.

Wieder sind zwei Jahre vergangen. In einer elegant ausgestatteten Wohnung des Tiergartenviertels sitzt Elly Stein an der Wiege ihres kranken Kindes und lauscht in fieberhafter Spannung auf die Atemzüge des kleinen Wesens. Die Diphtheritis, der furchtbare Würgengel der Kinder, geht um in der Millionenstadt und sucht sich seine Opfer. Eben ist der Arzt gegangen, der auf ihre besorgte Frage mit einem Achselzucken geantwortet und dann einige Verhaltungsmaßregeln für die Nacht gegeben. Nun ist sie allein. Das Röcheln des Kindes, dem sie verzweifelnd zugehört, hat nachgelassen, ein unruhiger Schlaf hält die müden Augen geschlossen. Elly überdenkt die beiden Jahre ihrer Ehe. Wie ist alles so ganz anders gekommen, als sie erwartet. Freilich, an Glanz und Genuß hat es nicht gefehlt. Was der Reichtum bieten kann, besaß sie im Ueberfluß, und auch ihre Hoffnung, daß vom Ruhme ihres Gatten ein Abglanz auf sie fallen werde, war in Erfüllung gegangen. Die Gattin des berühmten Schauspielers, dem selbst die Größen der Tageskritik nur unbedingte Anerkennung zollten, brillierte in allen Gesellschaften der Hauptstadt, zu denen sein Talent und ihr Geld ihnen den Zutritt verschaffte. In vollen Zügen hatte sie dieses neue Leben, nach dem sie sich in so mancher stillen Stunde gesehnt, gekostet. Wie war sie froh, den kleinen Verhältnissen entronnen zu sein und die Luft auf den Höhen des Lebens atmen zu können. Allmählich aber mischte sich ein bitterer Tropfen in den Becher ihres Glücks: Ihr Mann vernachlässigte sie! Zunächst glaubte sie, sich getäuscht zu haben und ihm unrecht zu thun. Dann fing sie an zu beobachten und fand ihren Argwohn bestätigt. Wie vor Jahren in seiner Vaterstadt, so hatte sich auch hier ein Kreis von Damen gefunden, die ihre Schwärmerei für den „interessanten Mann" offen genug merken ließen, um Alfred, dessen Eitelkeit durch seine Bühnenerfolge eher zu- als abgenommen, zu fesseln. Man kennt ja die Art gewisser gelangweilter Frauen, die sich in ihrer Ehe nicht ausgefüllt finden, und diese Lücke durch den Verkehr mit sogenannten schöngeistigen Männern zu schließen bemüht sind, jene unbeschäftigten Mädchen der höheren Stände, ohne tiefere Lebensauffassung, denen eine „Schwärmerei" für einen Künstler, sei er nun Schauspieler, Maler oder Schriftsteller, eine zerstreuende Abwechslung in dem aus Bällen, Badereisen, Gesellschaften und Theezirkeln zusammengesetzten Einerlei ihrer Tage bildet. Alfred war nicht der Mann, um derartige Annäherungen durch sein Verhalten im Keime zu ersticken. Der Beifall im Leben wie auf der Bühne gehörte gleichsam zu den Bedingungen seines Daseins, er mochte ihn nicht entbehren und bildete sich ein, es auch nicht zu können. In der ersten Zeit seiner Ehe, wo ihn, wie alle oberflächlichen Menschen, das Neue fesselte, behandelte er die Sache scherzhaft, und lächelnd zeigte er wohl seiner Frau ab und zu den unorthographisch geschriebenen Brief eines Backfisches, der schüchtern und aufdringlich zugleich um sein Bild mit entsprechender Widmung bat, ein Wunsch, den zu erfüllen Alfred niemals unterließ. Allmählich aber hörte diese Offenherzigkeit auf, und er hatte auf die verwunderte Frage Ellys, woher mitten im Winter frische Rosen

kämen, oder welchen Händen die kunstvolle Stickerei eines Cigarrenetuis ihren Ursprung verdanke, nur ein vielsagendes Lächeln, begleitet von einem stummen Achselzucken, das seine ganze Verwunderung über die „philisterhaften Anwandlungen“ seiner Frau ausdrücken sollte. Sie fragte denn bald auch nicht mehr. Einmal fand sie auf seinem Schreibtisch, als sie ein Buch suchte, die Photographie einer Dame der Gesellschaft, die in dem Rufe stand, eine besondere Schwäche für die Männer der Bühne an den Tag zu legen. Unter einem Strom von Thränen hielt sie ihm das Bild entgegen. Er lachte sie aus. Was sie denn eigentlich glaube, hatte er ihr gesagt. Sie habe einen Künstler geheiratet und keinen „ehrsamen Landpastor“. Seit jenem Tag kam kein Wort des Vorwurfs mehr über ihre Lippen. Ihr Stolz bäumte sich gewaltig auf gegen die ihr widerfahrene Kränkung. Seitdem sie das Kind besaß, besuchte sie keine Gesellschaften mehr mit ihrem Manne. All ihre Liebe konzentrierte sich auf das kleine Wesen. Alfred war das gerade recht. Er fühlte sich auf diese Weise ungebundener. Oft fand sich nach Schluß des Theaters eine kleine Gesellschaft von Künstlern und Künstlerinnen in einem feinen Restaurant der Leipzigerstraße beim Sekte zusammen, deren belebender Mittelpunkt er war, während Elly allein in ihrem Zimmer saß und Vergleiche zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart anstellte. Wie anders, wie ganz anders hatte sie sich das Leben an der Seite dieses Mannes gedacht! Sie hatte sich eingebildet, im steten Verkehr mit ihm sich zu erheben über die glatte Alltäglichkeit des Lebens, und nun war es eine ganz alltägliche Erscheinung, unter der sie litt: der Druck einer unglücklichen Ehe, einer Ehe, die sich auf falschen Voraussetzungen aufgebaut und deshalb unglücklich werden mußte. Es war ein Irrtum gewesen, eine Täuschung, jetzt wußte sie es.

Unwillkürlich stellte sie Vergleiche an zwischen dem Charakter ihres einstigen Geliebten und dem ihres Mannes. Jedes Wort, das die Tante ihr vor jenem folgenschweren Entschluß gesagt, und das sie damals als Ausfluß eines engherzigen Urteils aufgefaßt, kam ihr in die Erinnerung zurück, und heute dachte sie anders darüber. Längst hatte sie Frau von Seefeld gebeten, ihrer freundlich zu gedenken, und die Tante, welche wohl den Stand der Sachen ahnen mochte, hatte ihr denn auch einen liebevollen Brief geschrieben. —

An all das dachte die einsame Frau, während sie ab und zu sich über die Wiege beugte, um auf die kurzen Atemzüge des Kindes zu lauschen. Längst ist Mitternacht vorüber, aber ihre geröteten Augen flieht der Schlaf.

Jetzt beginnt das Kind wieder zu röcheln, die kleinen Aermchen zucken wie im Krampf, das Gesichtchen wird von der Atemnot gerötet. Erschreckt nimmt Elly die kleine Lampe und leuchtet in die Wiege. Eine furchtbare Angst bemächtigt sich ihrer, sie ahnt instinktiv, daß die Krisis eingetreten. Sie klingelt dem Diener und befiehlt ihm, augenblicklich den Arzt zu holen. Das Mädchen muß Eis bringen, noch einmal soll der Kampf mit dem Würgengel aufgenommen werden. Aber der unerbittliche Tod fordert sein Opfer. Noch eine Viertelstunde, die der geängsteten Mutter wie eine Ewigkeit erscheint, und alles ist vorüber. Mit einem erschütternden Schrei wirft sich Elly über die Leiche ihres Lieblings. — Nun ists still geworden im Zimmer, die Lampe ist tief herniedergebrannt und dem Erlöschen nahe. Nur das Schluchzen der unglücklichen Mutter unterbricht die nächtliche Stille.

Man hört die Hausthür öffnen. Ein schwerfälliger Tritt kommt die Treppe herauf. Das ist Alfred. Er hat heute in einer neuen Rolle großartige Triumphe geerntet, die Beifallsrufe wollten kein Ende nehmen, immer wieder mußte er vor die Rampe, und immer wieder regnete es Kränze und Blumen aus den dicht besetzten Logen auf ihn nieder. Nach der Vorstellung wurde der Erfolg, über den morgen die Tagesblätter spaltenlange Berichte bringen würden, im engen Kreis bei schäumendem Champagner gefeiert. Er hat manches Kelchglas geleert, der Wein und der Erfolg sind ihm zu Kopf gestiegen, sein Schritt ist schwankend. Die eine Hand hält krampfhaft einen besonders prächtigen Lorbeerkranz mit weißer Atlasschleife und goldgeschriebener Widmung, die

Digitized by Google

Haupttrophäe des Abends. Nun steht er im Zimmer, dessen dämmerndes Halbdunkel kaum schattenhafte Umrisse erkennen läßt. Mit theatralischer Gebärde, als sei er noch auf der Bühne, reckt er den Arm aus und wiederholt mit etwas lallender Stimme die Worte seiner Rolle:

„Und nun hinweg! Laßt hell die Flöten klingen!
Gesang erwache rings und Becherschall.
Bis zum Olymp soll unser Jubel dringen,
Und in den Orkus dröhn' sein Widerhall.
Ich lebe wieder! Leben heißt genießen,
So laß denn, Wonne, deine Quellen fließen,
Und reiß' uns fort in deinen Wogenschwall."

Elly hat sich aufgerichtet und ihren Mann mit einem einzigen Blick gemessen. Dann hat sie seinen Arm ergriffen und ihn an die Wiege geführt:

„Unser Kind ist tot!"

Sie hat es mit schneidender Stimme gesagt, gleichsam, als wollte sie mit dem Ton derselben ihn zum Bewußtsein der furchtbaren Wirklichkeit zurückrufen.

„Tot?" Er hatte das Wort wiederholt mit einem Ausdruck, als ob es zu seiner Rolle gehöre. Mit der Hand war er dabei wie geistesabwesend über die Stirn gefahren.

Elly vermochte kaum ihn anzusehen, wie er dastand, mit dem Kranz in der Hand, als habe er ihn gebracht, um die kleine Leiche damit zu schmücken. Das flackernde Licht warf gelbe Reflexe auf die Ueberreste der Schminke des blassen, schon etwas verlebten Gesichts, dessen feine Falten in der wechselnden Beleuchtung so scharf hervortraten.

„Tot?" wiederholte er jetzt, „tot?" Elly wußte noch immer nicht, ob er das Furchtbare begriffen habe, oder ob der Rausch des Abends noch bei ihm nachwirkte. Ohnehin war bei ihm schwer zu entscheiden, wo der Komödiant aufhörte und der Mensch anfing.

Der Ekel übermannte sie. Sie verließ das Zimmer. Der scharfe Luftzug, der durch das Oeffnen der Thür entstand, ließ das Licht verlöschen. — — — —

IX.

Seit den Ereignissen jener Nacht rang Elly Stein mit einem Entschluß. In den langen, unausgefüllten Tagen und Wochen, welche dem Tod ihres Kindes folgten, war sie zu der Ueberzeugung gelangt, daß ein Zusammenleben mit ihrem Mann nicht mehr möglich sei. Das beiderseitige Verhältnis hatte sich, seitdem das Kindchen, das einzig vermittelnde Band zwischen den Eltern, nicht mehr war, womöglich noch verschlechtert. Mehr noch als früher mied er das Haus. Der bloße Anblick seiner leidenden Frau mochte ihm wohl eine Mahnung an die Sünden sein, die er ihr gegenüber auf dem Gewissen hatte. Aber er verstand es, sich über unangenehme Empfindungen hinwegzutrösten. Er hatte kein Verständnis für die „krankhafte Sentimentalität," von der nach seiner Meinung Elly, die früher so lebensfroh gewesen, ergriffen war. In dem lustigen Kreis seiner Spiel- und Fachgenossen, wo er allezeit durch seine freigebige Laune gute Freunde fand, vergaß er immer schnell, daß er Pflichten übernommen, deren Erfüllung er sich fortgesetzt entzog, vergaß er, daß aus dem lebenslustigen und weltunkundigen Mädchen eine durch das Feuer des Schmerzes geläuterte und gereifte Frau geworden war, die, nachdem der erste Rausch verflogen, mit scharfem Auge seine wahre Natur erkannt hatte und aus dieser Erkenntnis die Konsequenzen zu ziehen entschlossen war.

Längst hatte sie es aufgegeben, bei ihm durch Bitten oder Vorstellungen etwas zu erreichen. Der völlige Mangel an Grundsätzen, die einer tieferen Lebensauffassung entspringen, ließ jede Hoffnung auf Erfolg als hinfällig erscheinen. Fast gleichgültig sah sie ihn kommen und gehen, und kaum berührte sie es noch, wenn der Postbote


Digitized by Google

Briefe brachte, deren Adresse erraten ließ, daß es Damenhände waren, die sie geschrieben. Besonders eine Handschrift kehrte immer wieder, deren feine Schriftzüge in ihrer charakteristischen Regelmäßigkeit ihr stets von neuem auffielen. Sie that, als ob sie nicht sähe und schwieg. Aber immer klarer wurde es ihr, daß sie dieses Leben auf die Dauer zu ertragen nicht im stande sei. Sie dachte an Scheidung. So fehr ihr der Gedanke, als er ihr zum erstenmal kam, unsympathisch war, immer wieder kam sie in den vielen einsamen Stunden des Tages und in den noch einsameren der Nacht darauf zurück. Auch die äußerlichen Schwierigkeiten, welche dabei zu bewältigen waren, schreckten sie zurück. Wie sollte sie, die in der großen Stadt alleinstehende Frau, ohne männlichen Berater eine solche für sie doch mindestens peinliche Angelegenheit betreiben? Schließlich entschloß sie sich, ganz offen ihren Mann von ihrem Vorhaben in Kenntnis zu setzen.

Gleich am nächsten Morgen führte sie ihren Entschluß aus. Alfred saß beim Frühstückstisch und las die Morgenblätter, welche lange Berichte über sein letztes Auftreten enthielten. Manchmal, wenn die Recension nicht ganz seinen Wünschen entsprach, trat eine Falte auf seine Stirn und er murmelte so etwas von „verwünschtem Pack“ vor sich hin, was sich auf die Zeitungsschreiber im allgemeinen und die Verfasser der Kritiken im besonderen bezog.

„Ich bitte dich, mir einen Augenblick Gehör zu schenken,“ begann Elly.

Er sah verwundert über die Zeitung zu ihr hinüber.

„Du wünschest?“

„Dir zu sagen, daß ich nicht gesonnen bin, ein Leben weiterzuführen, das mir täglich unerträglicher wird.“

„Das klingt ja außerordentlich tragisch,“ spöttelte er, seinen Kneifer zurechtrückend. „Du trägst dich wohl gar mit Selbstmordgedanken?“

„Ich verbitte mir deine rohen Scherze in einer so ernsten Sache. Du wirst einsehen, daß zwei Menschen, die so wenig gemein mit einander haben wie wir, am besten thun, aus einander zu gehen. Ich wünsche, daß das sobald als möglich geschieht und möchte dich bitten, das nötige zu veranlassen. Es wird die letzte Bitte sein, die ich an dich richte.“

„Also eine Scheidung.“

„Ja, eine Scheidung.“

„Und weshalb, wenn ich fragen darf?“

„Weshalb?“ Sie sah ihn verwundert an: „Ich denke, die Gründe kannst du dir wohl selber sagen.“

„Ich sehe keinen genügenden Grund,“ fuhr er fort. „Weil deine überspannten Ideen, die du anscheinend von der Ehe gehegt, vor der Wirklichkeit nicht Stand gehalten, willst du einfach tabula rasa machen. Als ob die meisten Ehen anders wären, als die unsere. Man muß die Sachen nur vernünftig auffassen, das ist alles.“

„Ich werde mich zu dieser „vernünftigen“ Auffassung wohl niemals aufschwingen können. Deshalb ist es besser, wir trennen uns.“

„Das Trennen ist dir wirklich sehr geläufig,“ entgegnete er mit durchsichtiger Anspielung auf ihre frühere Verlobung.

Sie verstand die Bitterkeit, antwortete aber nicht darauf.

„Mein Entschluß ist unabänderlich,“ begann sie von neuem. „Ich kann und will dieses Leben nicht länger ertragen.“

„Du thust gerade, als ob ich ein Tyrann wäre, der dich täglich mißhandelte,“ warf er gereizt ein.

„Als ob es dessen bedürfe, um unglücklich zu sein. Rechnest du es für nichts, daß deine Frau für dich gänzlich Nebensache ist, daß du deine Vergnügungen und Genüsse außer dem Hause suchst, daß du — —“ Sie unterbrach sich, das Wort wollte nicht über die Lippen. „Glaubst du, ich habe keine Augen, weil ich geschwiegen habe, obwohl

Digitized by Google

du täglich mich beleidigst, meine Ehre, meinen Stolz, alles, was dir heilig sein müßte, mit Füßen trittst."

Der Zorn hatte sie übermannt. Mit geröteten Wangen und blitzenden Augen stand sie vor ihm.

Er fixierte sie scharf durch den Kneifer.

„Bravo, bravo, ganz vorzüglich," rief er mit höhnischem Lächeln. „Für ein Anfangsdebüt ganz passabel. Ich sehe, du hast Talent."

Sie wandte sich stumm nach der Thür.

„Also du willigst nicht ein?" fragte sie noch einmal kurz.

Er schien überlegt zu haben.

„Und was stellst du für Bedingungen?" meinte er.

„Bedingungen? Keine."

„Hm — hm —." Er ärgerte sich, daß sie so gar nicht begriff und ihn zwang, deutlicher zu werden. „Weißt du, billiger wird das Leben nicht, wenn jeder für sich lebt, wie denkst du —"

„O," unterbrach sie ihn mit verächtlichem Lächeln, „ich werde nicht vergessen, daß ich dir mein Vermögen verdanke, ich stelle dir die Hälfte der Zinsen alljährlich zur Verfügung."

„Scheußlich großmütig von dir. Leider bin ich nicht ebenso großmütig, es abzulehnen. In Romanen macht sich so etwas sehr hübsch, ich finde es dumm. Beim Geld hört die Großmut auf. Also nochmals, ich nehme an."

„Ich hatte es nicht anders erwartet. Und du wirst die nötigen Formalitäten erledigen?"

„Gewiß, wenn du es denn wünschest."

„Ich wünsche es und bitte darum."

Sie wandte sich zum Gehen. In der Thür zögerte sie noch einen Moment, als ob sie doch noch auf ein Wort von ihm hoffe.

Aber er schwieg und war eifrig beschäftigt, sich eine Cigarette zu drehen. Mit einem unterdrückten Seufzer schloß sie die Thür.

— —

Vier Wochen waren seit dem Tage verstrichen. Elly hatte sich eine kleine Wohnung gemietet und war im Begriff, dieselbe zu beziehen. In ihrem Zimmer stand das Wenige, was sie mitzunehmen gedachte, gepackt. Trotz der frühen Morgenstunde war sie schon eifrig beschäftigt, die letzte Hand anzulegen, vergessene Kleinigkeiten einzupacken und den Dienstboten die nötigen Weisungen zu geben. Nun war sie fertig und wartete auf die Arbeiter, welche die Möbel holen sollten. Sie stand am Fenster und sah auf die Straße herab, die noch still dalag und nur von einigen pfeifenden Bäckerjungen und Zeitungsträgerinnen belebt wurde. Noch einmal zog die Zeit ihrer Ehe an ihr vorüber. Sie dachte der ersten glücklichen Wochen, ihres verstorbenen Kindes, dessen Wiege eingepackt im Zimmer stand, und jener Zeit, da Alfred sie in jedem Brief bestürmte, seine Frau zu werden. Trotz allem wollte sie ohne Groll und Bitterkeit von ihm scheiden. Ob er wohl kommen würde, ihr Adieu zu sagen? Gewöhnlich schlief er, eine Folge seines Berufs und des Klublebens, bis weit in den Morgen hinein.

Eine Droschke kam langsam die Straße herauf. Neben dem Kutscher saß ein Herr in elegantem Promenadenanzug. Das Gefährt hielt vor der Hausthür. Der Herr trat ins Haus, der Kutscher öffnete die Thür des Wagens und sprach in denselben hinein.

Das Mädchen brachte eine Karte.

„Der Herr wünscht Madame zu sprechen."

„Dr med. Horst" las sie. Was konnte er wollen zu so ungewohnter Zeit.

„Ich lasse bitten."

Der Arzt verbeugte sich respektvoll.

„Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau, daß ich störe, zugleich auch, daß ich der Träger keiner guten Botschaft bin. Ein Unglücksfall, der Ihrem Herrn Gemahl —"



Sie fuhr erschreckt zusammen.

Auf der Treppe hörte man schwere Tritte, die Korridorthür wurde weit geöffnet. Elly öffnete die Thür des Zimmers. Der Kutscher und zwei Herren trugen einen verdeckten Körper hinein und setzten ihn auf den Boden.

Wie erstarrt sah Elly auf den Leichnam. Ihre Hände krampften sich um den Stuhl, ein Zittern flog durch ihren Körper.

Der Kutscher war wieder gegangen, die Herren zurückgeblieben. Alle drei sahen stumm zu Boden. Das Rollen der abfahrenden Droschke klang von unten herauf.

„Erklären Sie mir bitte, wie —“ begann Elly stockend.

„Ein Duell, gnädige Frau,“ entgegnete der Arzt. Die Herren hier waren Sekundanten. Er nannte ihre Namen.

„Und die Veranlassung?“ forschte Elly weiter.

Der Arzt zuckte mit den Achseln: „Der Gatte einer Dame, der sich beleidigt glaubte —“

„Ach!“ Sie hielt das Tuch vor die Augen.

„Die Kugel des Gegners traf das Herz. Der Tod trat sofort ein.“

„Ich danke Ihnen, meine Herren!“

Kaum konnte sie vor Erregung die Worte noch hervorbringen.

Als die Herren das Zimmer verlassen, fiel sie ohnmächtig auf das Sofa. Die Sonne des Oktobermorgens leuchtete durch die Scheiben. Ihre Strahlen fielen in das Zimmer, das den Eindruck wüstester Unordnung machte. Sie spielten auf den Kisten und Kasten, die durcheinander standen, auf den übereinandergeschichteten Bildern, sie malten zitternde Kringel auf den Leichnam, von dem ein Zipfel des Tuches herabgerutscht war und die im Todeskampf geschlossene Faust sehen ließ. Sie huschten auch über die Frau, die mit geschlossenen thränenlosen Augen dalag, bleich und ruhig, als ob der Tod auch sie schon berührt habe.

In den Abendblättern der Residenz waren lange Nekrologe auf den so plötzlich am „Schlaganfall“ verstorbenen Künstler enthalten. Allgemein wurde das so unerwartete Ableben des talentvollen Mannes, der noch zu so schönen Hoffnungen berechtigte, bedauert. Man rühmte nicht nur seine künstlerischen Leistungen, in denen er wohl kaum zu ersetzen sei, sondern auch seine Liebenswürdigkeit im gesellschaftlichen Verkehr, seine Mildthätigkeit gegen minder gut situierte Kollegen und alle jene Tugenden, welche einem angesehenen Manne nach seinem Tode auf alle Fälle beigelegt werden. In intimen Kreisen glaubte man allerdings nicht an den als Todesursache angegebenen Schlaganfall, sondern kolportierte, zunächst nur als Gerücht, dann als feststehende Thatsache, daß Alfred Stein im Duell gefallen sei. Und in der That, es war so. Jene Dame, deren Bild einst Elly ihm entgegen gehalten, und von der jene regelmäßig eintreffenden Briefe herrührten, war die Ursache des Zweikampfes gewesen. Alfred war ein Gegner des Duells. Nicht, weil er die Unsittlichkeit dieses Ueberrestes barbarischer Zeiten verurteilte, sondern aus Vernunftgründen, die innere Unhaltbarkeit dieses Gebrauches, welches den blinden Zufall zum Richter erhebt, verwarf. Es mußten zwingende Gründe gewesen sein, die ihn veranlaßt hatten, auf diesen Zweikampf einzugehen. Einige ihm übelwollende Kollegen behaupteten, sein Gegner habe gedroht, ihn gesellschaftlich unmöglich zu machen, wenn er die Forderung ablehne.

X.

Der Tag des Begräbnisses war gekommen. Eine stattliche Trauerversammlung hatte sich im Trauerhaus eingefunden. Die Mitglieder der besseren Bühnen waren fast vollzählig erschienen, dazwischen Schriftsteller, Künstler und Männer der Wissenschaft, reiche Kaufleute, in deren Haus der Verstorbene verkehrt hatte und noble Müßiggänger, die bei keiner Premiere zu fehlen pflegten. Eine zahllose Menge der kostspieligsten

Kränze lagen auf dem im Hausflur aufgebahrten Sarg und ebensoviel daneben, weil kein Platz mehr für sie vorhanden war. Der Andrang vor dem Trauerhaus war so groß, daß die Polizei alle Mühe hatte, den Verkehr in den Straßen aufrecht zu erhalten. Equipagen mit feurigen Pferden, deren silbernes Geschirr in der Sonne funkelte, rollten in langer Reihe vor. Eine große Anzahl Damen aus der Gesellschaft hatte sich unter die Menge der Gaffer gemischt, welche niemals bei derartigen Gelegenheiten fehlen.

Elly, die in dem schwarzen Gewand doppelt blaß erschien, war fortgesetzt gezwungen, neue Kondolenzbesucher zu empfangen und die üblichen Beteuerungen des Bedauerns entgegen zu nehmen. Nur mit Aufbietung aller Kräfte hielt sie sich aufrecht.

Einer der letzten, welche ankamen, war Eduard Bornheim.

Er ging auf Elly zu und drückte ihr, sich stumm verneigend, die Hand.

„Eduard — Herr Pfarrer, ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind."

Er hielt noch immer ihre Hand.

„Ich wünschte, daß dieses Wiedersehen durch ein weniger trauriges Ereignis veranlaßt wäre."

Sie sahen sich in die Augen.

„Ich danke Ihnen auf alle Fälle," entgegnete sie, „Ihre Teilnahme thut mir wohl unter all diesen fremden Menschen."

„Und was werden Sie beginnen? Verzeihen Sie, daß ich in diesem Augenblick danach frage, aber wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann, verfügen Sie über mich."

„Sie sind gut, Eduard, wie immer," setzte sie langsam hinzu. „Was ich anfange? weiß ich nicht. Es ist auch einerlei. Für mich giebt es keine Freude mehr."

„Sagen Sie das nicht; solange wir leben, haben wir kein Recht zu verzweifeln."

„Ich verzweifle nicht," entgegnete sie. „Aber das Leben gähnt mich ziel- und zwecklos an. Ich sehne mich nach Einsamkeit, das ist alles."

„Elly," begann er von neuem, ihre Hand wieder fassend: „Denken Sie nicht so. Sie sind reich, unabhängig. Weshalb wollen Sie Ihr Pfund vergraben? Es giebt so viel zu thun, so manche Thräne zu trocknen, manch menschliches Leid zu lindern. Blicken Sie um sich. Das Elend, die Not ist groß. Helfen Sie nach dem Maße Ihrer Kraft und Ihr Leben wird ausgefüllt sein, ein Ziel und einen Inhalt haben, und allgemach wird das Vergangene seinen Stachel verlieren."

Sie hatte, während er sprach, die Augen zu Boden gerichtet. Nun sah Sie zu ihm auf:

„Sie urteilen nach Ihrer eigenen Erfahrung. Ich weiß, wie Sie Ihren Beruf auffassen. Man hat mir von Ihnen erzählt. Vielleicht versuche ich es, wenn die Aufregung dieses Tages verwunden ist. Wollen Sie mir dann Ihren Beistand leihen?"

„Von Herzen gern."

„So leben Sie wohl!"

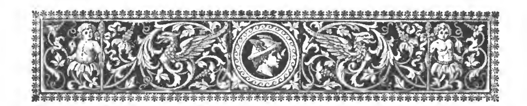
„Leben Sie wohl, Elly, und Gott mit Ihnen."

Sie reichte ihm noch einmal die Hand, dann wandte sie sich ab.

Die Träger im Hausflur hoben den Sarg. Die Trauergesellschaft ordnete sich. Der Leichenzug setzte sich in Bewegung.

Ende.

Digitized by Google



Die letzten Monate im schweizerischen Kanton Tessin.

Von

Dr. Fritz Baur in Basel.

Ein Schweizer, der sein Vaterland aufrichtig liebt, entschließt sich nicht ohne Zögern dazu, die Ereignisse der letzten Monate im Kanton Tessin in einer ausländischen Zeitschrift darzulegen. Denn es giebt da leider schon vom reinen Rechtsstandpunkt aus so vieles zu tadeln, so viel Beschämendes zu berichten, daß eine wahrheitsgetreue Darstellung fast unvereinbar erscheint mit pietätvoller Schonung des Heimatlandes. Trotzdem sollen in den nachfolgenden Blättern die Ereignisse erzählt werden, deren Verlauf bis auf die heutige Stunde die ganze Schweiz in Spannung erhält wie seit lange nichts mehr; schon die Rücksicht auf Wahrheit erfordert dies gebieterisch, da bei unseren eigenartigen Verhältnissen leider jenseits der Grenze, wenigstens jenseits der deutschen Grenze, zumeist die liberale Presse gehört wird, und diese fast ausnahmslos die tessinischen Verhältnisse auf die einseitigste Weise entstellt. Die Schilderung der revolutionären Ereignisse im Tessin nach Ursachen und Folgen bietet zudem eine prächtige Gelegenheit zur Darstellung der staatsrechtlichen Verhältnisse in der Schweiz, zumal der Stellung des Bundes zu den Kantonen; eine abstrakte Ausführung könnte niemals diese Dinge in gleicher Anschaulichkeit darlegen.

Der Kanton Tessin, welcher nach der letzten Volkszählung (1. Dezember 1888) eine Wohnbevölkerung von 129,152 Seelen zählt, wird seit dem Jahr 1875 konservativ regiert, nachdem er zuvor Jahrzehnte lang unter einer liberalen Herrschaft gestanden hatte, welche nach den Aussagen der jetzigen Mehrheit ihre Macht in der rücksichtslosesten Weise ausnützte. Doch handelt sichs hier um Konservative und um Liberale nach tessinischen Begriffen. Vor allem wird man gut daran thun, sich die konservative Partei nicht etwa als eine unter dem Banne des Klerus stehende, bigotte Gesellschaft, die Liberalen als lauter Gottesleugner oder wenigstens als Gegner der katholischen Kirche vorzustellen. Wenn auf diesem wesentlich religiösen Gebiete die beiden politischen Lager überhaupt eine Verschiedenheit aufweisen, so tritt diese bei den Führern noch am ehesten hervor. Sie wird sich etwa dahin formulieren lassen, daß sich bei den hervorragenden Mitgliedern der Rechten noch eine Anzahl von Männern finden, welche der katholischen Konfession mit Ueberzeugung anhangen. Groß aber ist auch auf dieser Seite namentlich unter den jüngeren Führern die Zahl derer, welche nach Art der höheren Gesellschaftskreise in Italien für ihre Person alles Religiöse als überflüssigen Tand betrachten; bei den Häuptern der liberalen Partei ist dies vollends der gute Ton. Die große Masse des Volkes aber gehört hüben und drüben äußerlich dem römischen Katholizismus an. Das geht so

Digitized by Google

weit, daß jede der beiden Parteien zu besondern Heiligen betet; es gibt „konservative" Madonnen, welche mit blauen Bändern prangen, „liberale", welchen ein rotes Gewand zukommt. Ja in einer Gemeinde des Kantons, wo die Parteien sich nahezu die Wage halten, soll je nachdem bei den Gemeindewahlen die konservative oder die liberale Partei obenauf gelangt, das Muttergottesbild in andre Farben gekleidet werden! Die jetzt im Kanton regierende Partei ist aus verschiedenen Ursachen in den nach der Ueberzeugung des Verfassers nicht gerechtfertigten Geruch der Bigotterie gekommen. Einmal wissen die Gegner namentlich seit den 48er Jahren und der Kulturkampfzeit nur allzu genau, welch tiefen Eindruck jenseits der Berge bei den freisinnigen Parteigenossen die Drohung mit Pfaffenherrschaft und Jesuitentum hervorbringt. So sparten sie denn derartige Vorwürfe gegen die Konservativen nicht und stellten ihre politischen Gegenfüßler, namentlich in etwaigen Korrespondenzen an Zeitungen der deutschredenden Schweiz, als willenlose Sklaven des Klerus hin. Zweitens ließ sich vor einigen Jahren die Mehrheit der Legislative zu einem Gesetz über die kirchlichen Verhältnisse der Kantons veranlassen, welches in allen Gemeinden die rechtliche Stellung der Geistlichen zu den politischen Behörden einheitlich regelt. Darin mag man in der That dem Klerus gewisse Vorteile eingeräumt haben, welche besser unterblieben wären; aber auch diese beziehen sich meist auf Aeußerlichkeiten, z. B. auf Verwendung der Kirchen zu nicht gottesdienstlichen Zwecken u. dgl. und bringen weder den einzelnen Geistlichen noch dem Klerus in seiner Gesamtheit greifbare Vorteile. Bezeichnend ist, daß nur in ganz unbestimmten Ausdrücken gegen die Konservativen der Vorwurf erhoben wird, sie ständen unter der Knechtschaft Roms. Positive Anklagen wird man vergebens suchen.

Ueberhaupt wird kaum in einem Kanton der Schweiz diesseits der Alpen der Gegensatz zwischen den politischen Hauptparteien sich so schwer in Worte fassen lassen, wie gerade im Tessin, wo die politischen Kämpfe am hitzigsten geführt werden. Der Verfasser, welcher wiederholt in kritischen Tagen jenseits des Gotthard weilte, möchte nicht wagen, von grundsätzlicher Verschiedenheit der Lebensanschauungen zwischen konservativen und liberalen Tessinern zu reden. Die Gegensätze sind mehr äußerlicher, persönlicher Art und werden gerade deshalb auch in gehässigerem Kampfe ausgefochten, als wo grundsätzliche Verschiedenheiten zur Behandlung kommen. Da finden wir als einen mächtigen Faktor im politischen Leben der Kantons Familiengegensätze: in einem und demselben Dorfe leben zwei angesehene Sippen, die eine konservativ, die andre liberal. Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn auf diesem heißen Boden nicht bei solchen Verhältnissen Montecchi und Capuletti gespielt würde und wenn nicht an dem oftmals blutigen Spiele die ganze Ortschaft sich eifrig beteiligte! Derartige Gegensätze lassen sich verfolgen durch die Jahrzehnte, oft durch die Jahrhunderte hindurch bis in Zeiten hinein, wo man sich weder von konservativ noch von liberal nur etwas träumen ließ. Vendettenverhältnisse wie wir sie nicht drastischer von Corsica kennen, bringen manchmal mit elementarer Gewalt durch die scheinbare öffentliche Ruhe und Ordnung ans Tageslicht. Aehnlich wie einzelne Gemeinden, stehen auf diese Weise ganze Thalschaften, ja der gesamte Kanton in zwei Lager getrennt. Der und jener Flecken stimmt konservativ oder liberal aus keinem andern Grund, als weil das Nachbardorf, gegen welches eine Feindschaft seit Urzeiten besteht, die gegenteilige Ansicht vertritt. Bis in die Zeiten des 15. Jahrhunderts läßt sich genau verfolgen, wie stets fast dieselben Landesteile im gleichen Lager zusammenstanden, mochten sie nun konservativ und liberal, oder wie man damals in etwas archaistischer Ausdrucksweise sagte, Guelfen und Ghibellinen sich nennen.

Damit sind die Gegensätze keineswegs erschöpft, welche das unglückliche Land in zwei feindliche Lager spalten. Die konservative Partei hat ihr Hauptquartier vorab in den Alpenthälern des nördlichen Kantonsteils, der Freisinn und die moderne Aufklärung sitzt in den kleinen Städten Bellinzona und Lugano, sowie in einer Anzahl größerer Ortschaften, z. B. Faido im Norden, Mendrisio im Süden. Die maßgebendsten unter den derzeitigen konservativen Führern stammen aus jenen nördlichen Thälern; die

Bewohner der Städte aber murren gegen das „Bauernregiment“ und wollen sichs um keinen Preis gefallen lassen. Ferner spielt in all dies die Loge herein; sie soll auf die liberalen Kreise einen sehr weitgehenden Einfluß ausüben, und ihren antiklerikalen Bestrebungen dürfte es wesentlich mit zuzuschreiben sein, wenn wirklich die Mehrzahl unter den tessinischen Geistlichen sich als Parteigänger des gegenwärtigen Regiments bekennen. Einsichtige liberale Politiker gestehen aber unumwunden, es werde ihnen nie und nimmer einfallen, gegen die römische Klerisei Schritte zu thun, wenn sie je zur Herrschaft gelangen. Sie wissen genau, daß durch ein Vorgehen in diesem Sinn ihre Partei mit einem Schlag ihren Anhang bei der Masse der Wählerschaft einbüßen würde. Dank diesen Verhältnissen allen giebt es kaum einen Tessiner, der sich in politischen Dingen neutral hielte. Ein weiterer Umstand trägt endlich dazu bei, die Parteikämpfe in diesem Lande leidenschaftlicher zu gestalten als anderswo; es ist die Thatsache, daß die Rufer im Streite gewöhnlich auch um ihr Brot kämpfen. Das hängt aber so zusammen: wers irgend vermag, läßt hier seinen Sohn Jura studieren. Eine Unmasse von Juristen bevölkert infolge dessen alle Kaffeehäuser. Das infolge mangelhafter Pflege ohnehin nicht reiche Land vermag sie unmöglich alle zu nähren, und so wendet sich ein großer Teil dieser Zunft der Politik zu. Es geht nun, wie es in Spanien mit den zahllosen Generalen geht. Kommt eine Partei ans Ruder, so wird sie in erster Linie für ihre getreuen Wahlhelfer sorgen, dadurch, daß sie ihnen die Beamtenstellen zugänglich macht. Aus den bisherigen Inhabern werden die Führer der Opposition, sie müssen jetzt leben von dem, was sie zur Zeit ihrer Amtsführung zurücklegten. Die jetzigen Inhaber der Stellen aber wissen, daß sie durch einen jener Zufälle, welche den Ausgang der Wahlen entscheiden, von heut auf morgen aus Amt und Brot kommen können. Sie sorgen deshalb für den schwarzen Tag vor, so lange sie im Verdienst stehen, mit anderen Worten: sie saugen sich nach Möglichkeit voll. Im Hause des Amtsvorgängers von der anderen politischen Richtung wird indessen das Brot immer seltener, die Not immer häufiger. Er führt den Kampf gegen die herrschende Partei immer hitziger, bis er mit seinen Parteigenossen schließlich ans Ziel gelangt. Es bieten sich bei dieser Sachlage alle Vorbedingungen für einen endlos andauernden Kampf der politischen Parteien, in dem das Land nie zur Ruhe gelangen, ja kaum je aufatmen kann.

Die liberale Oppositionspartei bildet keineswegs eine gleichförmige Heerschar, sondern zerfällt vielmehr in zwei Gruppen von sehr verschiedener Schattierung. Da stehen auf dem rechten Flügel die Gemäßigten, eine Partei, welche sich von den Oppositionsparteien anderer Länder höchstens etwa durch die dem südlichen Naturell entsprechende Heftigkeit der Sprache unterscheidet, sonst aber mit den Mitteln ficht oder fechten möchte, welche Gesetz und Verfassung ihr an die Hand geben. Aber schon lange kann sie ihrem eigenen Willen nicht mehr folgen und muß nach der von der äußersten Linken der Partei aufgespielten Weise tanzen. Diese Männer haben ein Wort aufgegriffen, das ihnen vor einem Jahrzehnt der parlamentarische Führer der Regierungsmehrheit, Respini, ins Gesicht schleuderte und nennen sich mit Stolz die Coda, d. h. Schweif, Extreme. Dieser radikalen Coda im Tessin erscheint als Hauptaufgabe einer Minderheit nicht die Kontrolle der Regierung; sie halten für ihre einzige Pflicht weniger das Emporkommen ihrer eigenen, der liberalen Partei schärfster Färbung. In erster Linie verfolgen sie den negativen Zweck, die Personen der gegenwärtigen Machthaber zu stürzen. Diesem Ziel streben sie zu per fas et nefas; alle, aber auch gar alle Mittel ohne Ausnahme sind ihnen dazu recht; wir werden in den folgenden Blättern auch von Betrug, Mord und Raub zu erzählen haben. Dabei genießt diese Partei, und darin liegt das tief beschämende dieser Tessiner Geschichten, der besonderen Gunst der obersten Bundesbehörden. Dem in Mehrheit radikalen Bundesrate, der schweizerischen Centralregierung, sowie den diesem zur Seite stehenden Kammern, ist das konservative Regiment jenseits des Gotthard längst ein Dorn im Auge. Wie die Coda wohl weiß,

hat sie sich milden Urteils zu getrösten, sobald es ihr gelingt, den Streit so zu führen, daß die Bundesbehörden aus den Parteikämpfen im Tessin Anlaß zum Einschreiten nehmen können. Solches läßt unsere Verfassung zu für den Fall, daß Unruhen im Kantone drohen oder ausgebrochen sind, deren die ordentliche Kantonsbehörde nicht Herr zu werden vermag. Die Taktik der Coda ging demgemäß dahin, den Ausbruch einer Revolution stets als unmittelbar bevorstehend darzustellen. Fast vor allen Wahlen und Abstimmungen der letzten Jahre wurde der Bundesrat mit Telegrammen aus radikaler Quelle bestürmt, welche von ungeheurer Aufregung im Kanton zu berichten wußten und der obersten Behörde für etwaiges Unheil die alleinige Verantwortlichkeit im Voraus aufbürdeten, wenn sie nicht rechtzeitig für Handhabung der Ruhe sorge. Man ließ sich dann in der That in Bern etwa zu Truppenaufgeboten veranlassen und sandte ein, zwei Bataillone sowie einen Kommissar mit diktatorischer Vollmacht über die Berge. Diese trafen dann wohl ein vollkommen ruhiges Land, und um die „Intervention", so lautet der technische Ausdruck, vor der Mit- und Nachwelt zu rechtfertigen, provozierte man die Unruhen, zu deren Dämpfung man ins Tessin abgesandt worden war.

Die liberale Partei der italienisch redenden Schweiz kennt außer dieser Bearbeitung der Behörden auch die Mittel und Wege vortrefflich, mit welchen man auf den Bildungsphilister der deutschen Schweiz wirkt. Dazu dient die Presse. Vor allem wird durch Schilderungen von der Ausschließlichkeit des konservativen Regiments das entrüstete Mitleid dieser Kreise geweckt. Ferner wird mit Schauergeschichten von der Korruption des Beamtenstandes die öffentliche Meinung nördlich von den Alpen mißleitet; die Wahlkreiseinteilung wird als ein Ausbund politischer Geometrie hingemalt. Der Miteidgenosse jenseits des Gotthard schlägt die Hände zusammen ob solcher haarsträubender Thatsachen, während ihm die weit krassere Ausschließlichkeit, welche radikale Regierungsparteien auf kantonalem Gebiet in Solothurn, Neuenburg, Waadt, Bern verüben, die ungleich brutalere Niedertretung großer Minderheiten auf dem Gebiete der Eidgenossenschaft vollkommen ordnungsgemäß erscheint. Mücken seigen und Kamele verschlucken! Zählt doch im Tessin gegenwärtig der große Rat eine ansehnliche Minderheit von 40 Mann auf eine Mitgliederzahl von 112. Es wäre also die Möglichkeit einer genauen Kontrolle und wirksamer Beteiligung an der gesetzgeberischen Arbeit durchaus gegeben. Wiederholt wurde der liberalen Partei eine Vertretung angeboten, auch in der fünfgliedrigen Exekutive des Kantons, wo man ihnen zwei Sessel einräumen wollte. Allein die Gewählten nahmen nicht an. Die Partei will nicht in ihrer schrankenlosen Schimpffreiheit gehemmt sein durch einen in verantwortlicher Stellung arbeitenden hervorragenden politischen Freund. Wenn dann eine Wahl, eine Abstimmung stattgefunden hat, so setzen sich die Parteiausschüsse hin und bombardieren alle möglichen Behörden mit Rekursen über angeblich vorgefallene Gesetzwidrigkeiten und Unregelmäßigkeiten. Sogar die treuesten Freunde des radikalen Tessins verlieren mitunter ob diesem ewigen Querulantentum die Geduld. Das alles sind Thatsachen, welche jeder unbefangene Schweizer zugeben muß. Die Frage lassen wir dahingestellt, ob und welche Beziehungen bestehen zwischen der tessinischen Coda und den italienischen Irredentisten. Die konservativen Tessiner behaupten vielfach aufs bestimmteste das Vorhandensein solcher Beziehungen. Es wird schwer halten, der Wahrheit hier auf den Grund zu kommen. Jedenfalls ist soviel sicher, daß diese Herren ihr Patriotismus nicht hindert, mit Italien auf die anstößigste Weise zu liebäugeln. Als im Laufe der Geschehnisse, welche im Folgenden geschildert werden sollen, der Bundesrat sich einmal aufraffte zu energischer Haltung gegen die nachgerade auch den Weisungen der obersten Landesbehörde trotzenden Liberalen, da wurde sofort die Drohung laut, wenn das und jenes geschehe, so werden die Mitglieder der Parteien über die Grenze gehen, mit anderen Worten, sich Italien in die Arme werfen. Eine harmlose, aber äußerst gezwungene Interpretation der Drohung erfolgte erst, als selbst in den Kreisen bisheriger Gönner diese Worte schief aufgenommen wurden.


Digitized by Google

Ferne liegt es uns, die konservative Partei des Kantons Tessin für fehlerlos zu halten; es „menschelet" auch hier, wie wir Schweizer sagen. Als ein schwerer politischer Fehler muß es bezeichnet werden, daß diese Partei, nachdem sie in den zu gunsten radikaler Herrschaft zurecht geschnittenen Kreisen 1875 die Mehrheit gewann, nun flugs diese viel geschmähte Wahlkreisgeometrie durch eine neue konservative ersetzte; daß sie gewisse Härten in der Steuergesetzgebung während ihres 15jährigen Regimentes nicht aufzuheben Gelegenheit nahm; daß sie, es scheint trotz allen gegenteiligen Behauptungen doch viel Berechtigung in diesem Vorwurf zu liegen, nicht mit der nötigen Sorgfalt auf eine politisch gemischte Zusammensetzung der Gerichte hielt. Daneben aber war die Verwaltung eine sehr lobenswerte. Die Finanzen des Staates hoben sich. Die konservative Regierung erblickte eine ihrer Hauptaufgaben darin, daß bis in die hintersten Thäler gute Straßen angelegt wurden. Durch namhafte Subvention der Gotthardbahn sorgte sie dafür, daß der Tessin an den Weltverkehr angeschlossen wurde. Flußkorrektionen größten Stils wurden unter finanzieller Hülfe der Eidgenossenschaft unternommen. Der gemeine Mann fühlte sich wohl und glücklich unter diesem Regiment. Als die Seele des konservativen Staatsrates galt seit Jahren der feingebildete Jurist Martin Pedrazzini. Noch im März des Jahres 1889 hatte seine Partei trotz den verzweifelten Anstrengungen der Gegner bei den Großratswahlen gesiegt. Aber die Liberalen hatten es nirgends Hehl, daß jetzt ihre Geduld zu Ende sei, und daß sie nun den Weg der Gewalt zu betreten willens seien, da ihnen doch nicht beschieden scheine, mit dem Stimmzettel zu siegen. Eine vielgelesene Zeitung der deutschen Schweiz brachte damals die Nachricht, ein Revolutionsfonds sei von den radikalen Tessinern angelegt worden, und seine Verwendung stehe nahe bevor. Ein Dementi dieser Nachricht erfolgte nicht.

Die politische Atmosphäre des Tessin war mit Gewitterstoff geladen, als sich Ende März 1890 in der Schweiz die Nachricht verbreitete, der tessinische Staatskassier Scazziga sei wegen großartiger Diebereien und Betrügereien verhaftet worden. Die tessinische Kantonalbank, ein meist von liberalen Parteiführern geleitetes Geldinstitut, auf welches trotz des offiziell klingenden Namens die staatlichen Kreise nur wenigen Einfluß üben — die Gründung stammt noch aus der radikalen Aera — wandte sich sofort schriftlich an die Regierung mit der Anzeige, die Staatskasse stehe im Schuldbuch der Bank mit einer Summe von weit über 700,000 fr. Da diese Anzeige nicht nur in wenig ordnungsmäßiger Form erfolgte, sondern auch der Vorsteher des Finanzdepartements von geschäftlichen Beziehungen zwischen Staat und Kantonalbank in solchem Umfange garnichts zu wissen erklärte, wurde die Forderung protestiert. Daraufhin klagte die Direktion der Bank ihre Forderung gegen den Staat Tessin beim Bundesgericht ein. Adhuc sub judice lis est.

Die politische Opposition im Kanton glaubte aber nun endlich den Punkt gefunden zu haben, wo sie mit ihrer Agitation gegen das konservative Regime einsetzen konnte. Getreu den etwas burschikosen Preßmanieren jenseits der Alpen eröffnete man einen äußerst heftigen Feldzug in Plakaten und Zeitungen gegen die „Betrüger" und „Millionendiebe" im Regierungsgebäude zu Bellinzona. Der ferner Stehende möchte fast geneigt sein, es als Schwächlichkeit auszulegen, als unter dem Eindruck dieses Entrüstungssturmes Pedrazzini und der Leiter des Finanz-Departements ihre Aemter niederlegten. Doch liegt die Annahme nicht fern, daß diese Leute durch ein persönliches Opfer den drohenden Sturm zu beschwören hofften. Der große Rat genehmigte ihre Demission und wählte an ihre Stelle neu den 26jährigen Advokaten Rossi und den bisherigen Führer der Großratsmehrheit, den schon genannten Giovacchino Respini aus Cevio. War der erstere ein homo novus, so ist dafür Respini ein längst versuchter Kämpfer der politischen Arena des Tessin. Aus einer altkonservativen Familie stammend, hatte er als Jüngling mit seinem Vater politischer Verfolgung wegen Haus und Hof verlassen müssen und war nach Australien gewandert. Dort hatte er als Goldgräber ein Sümmchen verdient, welches ihm erlaubte, seinen Lieblingswunsch zu erfüllen und sich in Europa der Jurisprudenz

zu widmen. An der Akademie von Turin trieb er mit eisernem Fleiß seine Studien, ein gereifter Mann neben bartlosen Jünglingen. In kürzester Frist vollendete er seine Ausbildung mit höchstem Lob, und bald galt er als einer der geachtetsten Rechtsanwälte des Kantons Tessin. Neigung und Tradition riefen Respini auf der politischen Laufbahn unter die Vorkämpfer des Konservatismus. In der Politik bewies er wie in seinem Privatleben eine unbeugsame Energie, einen durchdringenden Scharfblick, vor allem aber einen goldlauteren Charakter. Einen Mann von solchen Eigenschaften sah natürlicher Weise die Coda nicht gern an die Spitze der Regierung treten. Mancher wäre wohl säuberlicher mit Pedrazzini verfahren, wenn er sich hätte träumen lassen, daß Respini eine Wahl annehmen werde. Sofort begann denn auch ein Verleumdungsfeldzug gegen den neuen Staatspräsidenten. Und da er von früher her bei seinen Gegnern doppelt verhaßt war, weil sie ihm keinen Vertreter von nur annähernd gleichen politischen Fähigkeiten entgegenzustellen wußten, so widerhallte bald die gesamte radikale Presse der Schweiz von Klagen aller Art über Respinis Thätigkeit.

Im März 1889 hatte die Wahl des Großen Rates ergeben, daß die beiden Hauptparteien des Kantons bei etwa 25,000 an der Wahl sich beteiligenden Bürgern nur um wenige hundert Stimmen an Stärke verschieden waren. Dennoch gingen 77 konservative und 35 liberale Vertreter aus den Wahlen hervor. Dies offenbare und schreiende Mißverhältnis bot Anlaß zu den heftigsten Deklamationen, wobei die liberalen Tessiner von ihren Freunden im Norden der Alpen aufs angelegentlichste unterstützt wurden, trotzdem in verschiedenen radikal regierten Kantonen, vor allem aber in den eidgenössischen Wahlkreisen für den Nationalrat noch ungleich faulere Zustände herrschen. Da nun jene Tessiner Wahlkreiseinteilung in der Verfassung niedergelegt ist, so wurde von der radikalen Partei zunächst auf eine Verfassungsdurchsicht hingearbeitet. Auf einem wie kleinen Raum ihre Gerechtigkeitsliebe aber Platz fand, beweist der Umstand, daß ihre Vertreter noch vor wenigen Tagen mit aller Kraft auf Wiedereinführung der alten Wahlkreise drangen, welche zu Gunsten der Liberalen ebenso einseitig zugeschnitten waren, wie die seit 1880 bestehenden für die Bedürfnisse der Konservativen. Kurz, es wurden nun Unterschriften gesammelt zur Unterstützung des Begehrens nach einer Verfassungsrevision. Wenn die Behörden sich mit einem solchen beschäftigen sollen, so muß es nach Tessiner Gesetzen mindestens 7000 Unterschriften stimmfähiger, im Kanton wohnhafter Schweizerbürger vereinigen. Wie es schien, Dank der energischen Agitation der Revisionisten, kamen für diesen Zweck über 10,000 Unterschriften zusammen. Die Bogen wurden am 9. August 1890 in formlosester Weise im Regierungsgebäude abgegeben. Die notwendigen Kanzleiarbeiten nahmen eine Reihe von Tagen in Anspruch, und vom 18. August an fand der Staatsrat die Möglichkeit, sich mit dem nunmehr geordneten Aktenbündel zu beschäftigen. Eine Prüfung der Unterschriften ergab aber, daß über 3000, als aus verschiedenen Gründen ungültig, mußten gestrichen werden. Es blieben nach einer sehr nachsichtigen Zählung noch 7009, also knapp die von der Verfassung für ein erfolgreiches Revisionsbegehren geforderte Zahl.

Der Staatsrat hatte somit jetzt über das Begehren der Verfassungsrevision eine Volksabstimmung anzuordnen, und erst wenn dabei die Mehrheit der Stimmenden im Sinne der Petenten entschied, konnte wirklich die Arbeit in Angriff genommen werden; und zwar schreibt die 1875er Kantonsverfassung in ihrem Art. 15 über das Vorgehen der Regierung vor, was folgt: „In diesen Fällen (d. h. wenn 7000 Bürger oder die Mehrheit des großen Rates für Revision sich aussprechen) soll der Staatsrat dem Volke binnen Monatsfrist die Frage unterbreiten, ob es eine Verfassungsrevision wolle oder nicht, und wenn ja, ob der Entwurf durch den Großen Rat oder einen Verfassungsrat ausgearbeitet werden solle.“ Der Staatsrat hatte die Vorschrift „die Frage binnen Monatsfrist dem Volke zu unterbreiten“ (sottoporre al popolo) so aufgefaßt, daß er in dem genannten Zeitraum die Abstimmung anzuordnen habe. Und in der That würde eine andere Auslegung aus rein praktischen Gründen schon sich verbieten. Die Coda des

Kantons aber mußte jetzt um jeden Preis einen Vorwurf erheben können wider die Regierung, und weil sie nichts anderes fand, klagte sie das Regiment Respini an, es ziehe die Unterzeichner des Revisionsbegehrens ungebührlich lange hin. Es erscheint unglaublich, ist aber buchstäblich wahr, daß zwei der gemäßigtesten Führer in der liberalen Partei des Tessin, die Herren Stoppani und Bemasconi dem Bundesrat schon am 1. September, also ehe nur die verfassungsmäßigen vier Wochen seit Eingabe der Unterschriften abgelaufen waren, einen Rekurs einreichten, in welchem sie den Tessiner Staatsrat des Verfassungsbruches beschuldigten! Noch lag dieser Rekurs auf dem Kanzleitische des Bundesrates in Bern, als Donnerstag, den 11. September gegen Abend im Bundesratshause bekannt wurde, es seien im Tessin Unruhen ausgebrochen. Sofort wandte sich ein Mitglied der obersten Landesbehörde an die Regierung des Kantons mit der Bitte um Aufklärung. Die Depesche kam als unbestellbar zurück, weil im Tessin eine Regierung nicht mehr existiere. Bald trafen genauere Berichte ein, welche aussagten, es sei in Bellinzona durch einen Handstreich gelungen, die zur Zeit in der Hauptstadt des Kantons anwesenden Staatsratsmitglieder gefangen zu nehmen; der junge Rossi habe dabei den Tod gefunden. Eine Reihe von hervorragenden Mitgliedern der konservativen Partei in Bellinzona saßen laut diesen Nachrichten gleichfalls hinter Schloß und Riegel.

Man hatte im Kanton Tessin hüben und drüben eingesehen, daß die nächsten Tage nicht ganz ruhig verlaufen würden. Die Radikalen hatten auf den Sonntag (14. September) nach Lugano, ihrer festesten Burg, ein Schützenfest angesagt. So sicher zählte man in Regierungskreisen darauf, daß bei diesem Anlaß irgend etwas geschehen könnte, daß der Staatsrat den förmlichen Beschluß faßte, jedes einzelne Mitglied sei befugt zu einem in der Verfassung vorgesehenen Truppenaufgebot im Falle von Unruhen, wenn die Regierung als Gesamtheit etwa nicht mehr im Falle sein sollte, hierüber Beschluß zu fassen. Auch die Gegner hatten in der Ueberzeugung, daß bald ein energischer Versuch irgend welcher Art erfolgen werde zum Sturze der herrschenden Partei, sich auf alles vorgesehen. Gewiß sind solches unerhörte, eines wohlgeordneten Staatswesens unwürdige Zustände. Die Schuld daran trägt aber keineswegs die Regierung, welche sich durchaus in den Schranken der Gesetzmäßigkeit hielt, sondern einzig und allein die Opposition mit ihrem unermüdlichen Wühlen, Hetzen, Verleumden und Rekurrieren. Das muß allen gegenteiligen Anschuldigungen zum Trotz festgehalten werden.

In Bellinzona, dem Regierungssitze, wurde am 11. September, kurz nach Mittag, der Ton der Feuerglocke vernommen, und wer sich nach dem Brand erkundigte, den wies man nach den außerhalb des Städtchens gelegenen großen Reparaturwerkstätten der Gotthardbahn. Als auf diese Weise eine schöne Zahl von wehrfähigen Bürgern aus dem Ort entfernt waren — es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die Werkstattgebäude ganz unversehrt standen — brach plötzlich die eigentliche Revolution los. Gleichzeitig drangen bewaffnete Haufen in die Wohnungen hervorragender Konservativer ein und fesselten sie. Etwa ein halb Dutzend dieser Gefangenen wurden dann vor einer gegen das Regierungsgebäude andringenden Rotte gleichsam als lebendige Brustwehr hergetrieben, denn man vermutete nicht mit Unrecht, die Insassen des Palazzo governativo seien durch die gefallenen Schüsse einigermaßen auf das Kommende vorbereitet. Die Thüren des Gebäudes waren in der That geschlossen; hinter einem eisernen Gitter standen die zur Zeit in Bellinzona anwesenden Staatsräte Casella, Gianella und Rossi. Auf das Verlangen der Aufständischen, eingelassen zu werden, antworteten sie mit dem Begehren, durch eine Deputation in gebührlicher Weise von den Wünschen dessen unterrichtet zu werden, was sich das Volk nannte. Dann zogen sie sich zurück. Inzwischen war ein sonst in London ansässiger Bildhauer Castioni aus Stabio durch eine Nebenthür eingedrungen. Als seine Spießgesellen, welche das Thor eingeschlagen hatten, am Fuße der Haupttreppe im Regierungsgebäude ankamen, trafen sie Castioni mit dem rauchenden Revolver in der Hand; auf den Stufen lag in den Armen seines Kollegen Casella der sterbende junge Rossi. Castioni hatte sich seine Sporen schon bei

der Pariser Kommune verdient. Als man im Mai 1871 die geistlichen Geißeln hinmetzelte, hatte er eine Hauptrolle gespielt. In der Mitte der 70er Jahre hatte einer seiner Brüder bei einer Schlägerei, welcher politische Motive nicht scheinen fern geblieben zu sein, das Leben verloren. Der Mörder Rossis soll noch kurz vor seiner That geäußert haben, das Blut seines Bruders fordere Rache. Da er den Mörder nicht kannte, scheint er die Rache an dem ersten besten Angehörigen der Partei genommen zu haben, welcher er jenen Todschlag zuschrieb. Am Donnerstag hatte Castioni seine That verübt. Bis am Sonntag Nachmittag konnte er in Bellinzona sich frei sehen lassen. Erst als er bei Chiasso am Abend des 14. den Schweizer Boden verlassen hatte, machte man ernstliche Anstrengungen, seiner habhaft zu werden. Von London aus schrieb er anfangs noch zweideutige Briefe an die höchsten schweizerischen Behörden; er drapierte sich als „einen freien Sohn Helvetiens," deren keiner an seiner Stelle anders gehandelt hätte als er. Als aber endlich doch ein Auslieferungsbegehren an die englische Regierung gestellt wurde, und er sich vor Gericht verantworten sollte, verlegte er sich aufs Leugnen; indessen ward er überführt, und die erste Instanz sprach sich für Auslieferung aus. Vor der obersten Instanz, dem Queens Bench, gab sein Vertreter Sir Russel zwar die That zu, erklärte sie aber als politisches Vergehen, und dieser Auffassung trat unbegreiflicherweise der Gerichtshof bei. Denn da Rossi nicht in offenem Handgemenge fiel, so qualifiziert sich doch für jeden Unbefangenen Castionis Schuß als eine gemeine Frevelthat.

Gleichzeitig mit der Gefangennahme der konservativen Notabilitäten sowie der regierungstreuen Angestellten in Bellinzona und mit der Ermordung Rossis war es einer Reihe von Verschwörern gelungen, sich des mitten in der Stadt gelegenen Zeughauses zu bemächtigen. Auf einem mäßig aufsteigenden Hügel ist dieses in die Trümmer eines alten Kastells hineingebaut. Durch ein großes Trinkgeld kirre gemacht, öffnete der Abwärter einer Anzahl anscheinender Fremder das Thor. Er ward ohne Mühe überwältigt. Von den Vorräten des Zeughauses wurden mehrere hundert Gewehre samt den zugehörigen Bajonetten und der erforderlichen Munition zur Bewaffnung revolutionärer Banden benutzt, welche ohne Zweifel zuvor müssen angeworben worden sein. Es waren dies Leute von allerlei Herkunft und Art. Drei Handwerksburschen aus Süddeutschland, welche kurz darauf im Kanton Luzern wegen Bettelns aufgegriffen wurden, gaben an, mit dabei gewesen zu sein und für ihre Mühe einen anständigen Tagelohn empfangen zu haben. Der Richter hat sie darüber verhört; er will über die Ergebnisse nicht Bescheid geben, weil die Untersuchung über alles, was mit dem 11. September zusammenhängt, zur Stunde noch nicht abgeschlossen ist*). Zwei Staatsratsmitglieder, Respini, auf den es wohl in erster Linie abgesehen war und Bonzanigo, waren in Amtsgeschäften in Lugano abwesend. Hier hatte man mit noch weniger Schwierigkeit als in Bellinzona das öffentliche Wesen ins Fahrwasser der Empörung gelenkt, denn die Gemeindebehörden von Lugano sind durch und durch radikal und ließen sich von der Emeute gerne lahm legen. Nur mit großer Mühe und unter mannigfachen Eigentumsbeschädigungen gelang die Festnahme Respinis, der sehr gegen seinen Willen in einem befreundeten Hause verborgen gehalten und anfangs verleugnet wurde. Dem Staatsrate Bonzanigo gelang es, über die Grenze des Kantons Tessin zu entkommen.

Ueber diese Geschehnisse des Nachmittags erhielt die übrige Schweiz erst Kunde mit einbrechender Nacht. Denn beim ersten Ausbruche der Empörung hatte man die Telegraphenämter besetzt. Leider erscheint die Vermutung nicht unbegründet, daß die Beamten sich gerne an der Ausübung ihrer Pflicht hindern ließen. Denn wir besitzen in der Schweiz nicht einen Beamtenstand, welcher, über den Parteien stehend, sich lediglich von dem Bestreben leiten läßt, dem öffentlichen Bedürfnis ohne alle Parteilichkeit zu dienen. Namentlich gehören die Bundesbeamten in ihrer großen Mehrzahl der radikalen Partei an. Es mag wohl sein, daß der Bundesrat, welcher hier zu ernennen hat,

*) Seither ist die Richtigkeit dieser Handwerksburschen-Beteiligung amtlich nachgewiesen worden.

Digitized by Google

daran nicht die Schuld trägt; es liegt auch nicht in unserer Aufgabe, die Ursachen der Erscheinung zu untersuchen. Thatsache ist aber, daß gerade im Tessin durch die massenhaften eidgenössischen Beamten im Post-, Telegraphen- und Grenzdienst, sowie durch die Gotthardhardbahn ein Kontingent von mindestens 2000 radikal Stimmenden ins Land gelockt wurde, und daß durch diese kantonsfremdem Elemente die Opposition sich den Nacken mächtig gesteift fühlt. Jene Besetzung der Telegraphenämter hatte zur Folge, daß man nördlich vom Gotthard den Sturz der alten Regierung erst erfuhr zugleich mit der Nachricht, es sei eine neue vom „Volke" gewählt worden. In der That hatte ein zusammengeströmter Haufe am Nachmittag des 11. September fünf aus ihrer Mitte als Regierung proklamiert. An die Spitze des neuen Staatsrates wurde ein Rinaldo (sic!) Simen gestellt, welcher als Berechtigungstitel zu seiner neuen Stellung in erster Linie die Präsidentschaft des kantonalen Turnvereins anzuführen vermag. Eine politische Rolle hat er bloß als Herausgeber eines heftigen radikalen Preßorgans gespielt. Doch genießt er eines gewissen Rufes als Besitzer jener zwischen Locarno und Gordola am Nordufer des Lago maggiore prachtvoll gelegenen Villa Simen, welche dank der tropischen Vegetation in ihrem terrassenförmigen Garten in keinem Reisehandbuch unerwähnt bleibt. Ein weiteres Mitglied der neuen Regierung hatte in Aegypten als Hoflieferant Ismail Paschas ein großes Vermögen gemacht und genoß nun der Ruhe in der Heimat, wo er sich als Verwaltungsrat der Kantonalbank, als Großratsmitglied u. dergl. nützlich zu machen suchte. Ein dritter brachte als Berechtigung zu einem Sitz im Staatsrate seinen Namen mit; denn sein Vater hatte einst als gefeierter Führer der Liberalen gegolten. Solche Leute saßen nun zu Gericht über die gestürzte Regierung, setzten deren Mitglieder in Anklagezustand für alle möglichen Schandthaten, erließen pomphafte Proklamationen an das Tessiner Volk, boten ihrerseits Truppen auf, welche dem Befehl unbegreiflicherweise Folge leisteten und notifizierten ihren Regierungsantritt dem Bundesrate!

Daß daneben auf den Straßen Bellinzonas alles ging, wie es gehen mochte, versteht sich von selbst. Die Organe der öffentlichen Ordnung saßen hinter Schloß und Riegel. Man hatte sie nach kurzer Gefangenschaft im Zeughaus in die oberen Räume der Turnhalle geführt. Die Straßen füllten sich mehr und mehr mit „Patrioten", zumeist in sehr schmierigem und abgerissenem Gewand, das durch rote Bänder um den Hut und dito Schleifen im Knopfloch nicht zutrauenerweckender wurde. Das scharf geladene bajonettbewehrte Vetterli in den Händen, lungerten sie auf der Freitreppe der Kirche, unter den Bogengängen der Häuser und in den Cafés, flanierten sie durch die Straßen, bramarbasierten sie am Bahnhof und bedrohten durch das Gefuchtel mit ihrer Waffe harmlose Reisende, welche sie, in die Eisenbahnwagen eindringend, nach Herkunft und Reiseziel fragten. Stieg jemand in Bellinzona aus, so wurde er wohl mit auf die Brust gesetztem Bajonett einem examen rigorosum unterworfen. Kurz es herrschte der reine Schrecken: im Regierungsgebäude saß der Wohlfahrtsausschuß in Permanenz; in den Straßen fühlten sich die Jacobiner als Herren. Und damit man sich vollends um 100 Jahre zurück und nach Paris versetzt denken konnte, ragte auf dem Hauptplatze der Ortschaft, vor der Front des durch „Bürgergarden" bewachten Stadthauses, ein stattlicher Freiheitsbaum. Von der Höhe des Castel San Michele (Zeughaus) hernieder tönten Freudenschüsse; als man einige Wochen später die damals gebrauchten Kanonen wieder laden wollte, stellte sich heraus, daß sie am 11. und 12. September waren ruiniert worden. — Wer in diesen Tagen Bellinzona sah, wird einige hier gebotene Bilder nie vergessen. So stellte sich die rauchende und zechende Jakobinerbande im Turnhallesaal dar wie eine Kneipscene auf dem Bild eines Holländers. Aber die zwischen den Knieen gehaltenen Gewehre und einige andere Zugaben verliehen doch dem Ganzen einen recht ernsthaften Anstrich. In den Straßen trieb man sich auch nicht herum, wenn man nicht mußte. Denn hier und da gewahrte man einen der Revolutionäre, welcher mit seinem geladenen Vetterli gar bedenklich hin und her schwankte.

Digitized by Google

Nach dem Wortlaute der Bundesverfassung (Art. 16) hat der Bundesrat, wie bereits angedeutet, bei gestörter Ordnung im Innern sofort die innerhalb der Schranken seiner Kompetenz erforderlichen Maßnahmen zu treffen und nötigenfalls eine eidgenössische Intervention anzuordnen, d. h. den in seiner Ruhe bedrohten Kanton unter unmittelbare Verwaltung des Bundes zu nehmen und durch Truppen zu besetzen. Als die ersten Nachrichten aus dem Tessin eintrafen, befanden sich von dem siebenköpfigen Bundesrate bloß drei Mitglieder in Bern. Der Präsident z. B. war auf der Rückreise aus den Ferien, der Chef des Militärdepartements wohnte den Herbstmanövern bei. Dieser Umstand verzögerte die raschen Entschlüsse der Regierung einigermaßen, und es gelang erst am Abend des Freitags, zwei Bataillone Berner in Bellinzona einziehen zu lassen; denn Tessiner Truppen mochte man aus leicht verständlichen Gründen nicht aufbieten. Mit der obersten Gewalt im Lande bekleidete der in Bern anwesende Torso des Bundesrats ein Kammermitglied, den Nationalrat Künzli. Leider kann nicht behauptet werden, daß man bei der Wahl dieses Mannes eine glückliche Hand hatte. Künzli ist zwar einer unserer obersten Offiziere, aber für die hohe, ihm jetzt übertragene Stellung war er nicht sehr geeignet, seiner sehr ausgesprochenen politischen Gesinnung wegen; denn im Nationalrate gehört er zu den am meisten hervortretenden Führern der radikalen Mehrheit. Wenn irgendwo, so mußte gerade als Bundesstatthalter im Tessin eine politisch nach keiner Seite engagierte Persönlichkeit erwünscht erscheinen. Zudem gilt K. nicht eben für einen Mann rascher Entschlüsse. Indessen lautete die Herrn Künzli vom Bundesrate mit auf den Weg gegebene Instruktion klar und bestimmt: „Sie wollen die in Verhaft gesetzten Regierungsmitglieder, Beamten und Privaten sofort auf freien Fuß setzen, die provisorische Regierung auflösen und alle von ihr getroffenen Anordnungen . . . rückgängig machen; auch die von ihr aufgebotenen Truppen auflösen" ꝛc. Im Laufe des Freitag Nachmittag kam Künzli mit den ihm zur Verfügung stehenden Truppen in Sonderzügen zu Bellinzona an. So wenig politisches Selbstbewußtsein zeigten da die Tessiner Radikalen, daß sie mit einigen Musikbanden an den Bahnhof zogen, um diesen Truppen einen festlichen Empfang zu bereiten, obwohl sie kamen, weil man in Bern ihren Kanton für unfähig hielt, sich selbst zu regieren. Aber daß die Intervention des Bundes einer Impotenterklärung des Kantons in seinem damaligen Zustande gleich kam, das sahen die Leute nicht ein oder wollten sie nicht einsehen. Künzli besaß übrigens den guten Geschmack, sich und seine Leute jeder Empfangsfeierlichkeit zu entziehen.

Mit diesem 12. September beginnt die lange Kette von Thai- und Unterlassungssünden, welche der Bundesrat und seine Vertreter sich in dieser traurigen Angelegenheit zu Schulden kommen ließen. Jetzt erst trat der Tessiner Handel in eine Phase, welche ihn für jeden rechtlich denkenden Schweizer zu einem tief beschämenden Kapitel in der neuern Geschichte unsres Landes stempelt. Denn ein Putsch wie der eben geschilderte, so bedauerlich er auch ist, kann bei unsren Verhältnissen vorkommen, wo eine stehende Armee fehlt und daher eigentlich jede Regierung dem Frevelmut einer Handvoll entschlossener Verschwörer wehrlos gegenüber steht. Es erscheint darum rein unbegreiflich, daß der Bundesrat nicht schon aus einfachem Selbsterhaltungstrieb den Standpunkt festhielt, den er in seiner ersten Instruktion an Künzli einnahm, nämlich den, die ganze Angelegenheit als Rechtsfrage aufzufassen: Die auf rechtmäßigem Wege gewählte Tessiner Regierung ist von einem Haufen Unzufriedner gestürzt worden. Der obersten Behörde steht es also zu, oder es ist vielmehr ihre Pflicht, diese Staatsräte wieder in ihr Amt einzusetzen und die Empörer zur Strafe zu ziehen. Dies um so mehr, da Gesetz und Verfassung ihr die Mittel hiezu an die Hand geben. Statt dessen dreht man in aller Geschwindigkeit die Sache um; die Politik wird hineingezogen. Man sieht in den Jakobinern des 11. September nicht mehr die Empörer, sondern die Freunde der politischen Partei. Ueber das Pflichtbewußtsein der Beamten, des obersten Hüters gesetzlicher Ordnung, triumphiert der Parteigeist. Damit ist eigentlich alles gesagt und der Berichterstatter könnte füglich die Feder bei Seite legen, wenn nicht der weitere Verlauf der im Grunde

Digitized by Google

noch immer nicht abgeschlossenen Angelegenheit noch manche gar zu bezeichnende Lage geschaffen hätte.

Künzli hätte nach der Auffassung des gewöhnlichen Menschenverstandes offenbar die Aufgabe gehabt, zunächst die Usurpatorenregierung gefangen zu nehmen und sofort die noch nicht getöteten Mitglieder der neuen Regierung wieder in ihr Amt einzusetzen, nötigenfalls mit Waffengewalt, denn dazu hatte er seine beiden Bataillone als Begleitung erhalten. Statt dessen läßt er sich auf Verhandlungen ein mit der sogenannten provisorischen Regierung; er, der Vertreter des legal gewählten Bundesrates anerkennt dadurch, wenigstens indirekt, diesen Revolutionsausschuß; er läßt, entgegen dem ausdrücklichen Wortlaute seiner Instruktion, die gefangenen Regierungsmitglieder nicht sofort befreien; er duldet es, daß bewaffnete Banden von Civilisten die öffentlichen Gebäude nach wie vor besetzt halten. Und was das merkwürdigste ist, der Bundesrat ersetzt ihn nicht unverzüglich durch einen andern Kommissär! Es wurde Sonnabend, bis die durch jene sogenannte Regierung aufgebotenen Truppen wieder entlassen wurden; nach Einbruch der Dunkelheit erst ließ man, auch am Abend des 13. September, die meisten Gefangenen frei. — Respini mußte bis am 15. warten. Die letzten bewaffneten Civilisten habe ich, der ich diese Tage in Bellinzona zubrachte, am Sonntag gesehen. Am gleichen 14. September um die Mittagsstunde endlich verließen die 5 Herren, welche die provisorische Regierung gebildet hatten, den Palazzo, und zwar begleitet vom Kommissar und dem Kommandanten des einen der beiden Bataillone, gleich als sollte ihnen besondere Ehre erwiesen werden. Im Laufe des Nachmittags nahmen sie dann in ihrer Mehrzahl von Bellinzona Abschied, auf den Bahnhof geleitet von einer johlenden Volksmenge und zwei Musikcorps. Im gleichen Zuge dampfte auch Castioni südwärts, gegen den man sich endlich zu Maßregeln aufgeschwungen hatte.

Niemand wird es den regierungstreuen, den konservativen Tessinern verargen, daß sie bei dieser Haltung der Bundesgewalt ihre Maßregeln trafen. Der Staatsrat Bonzanigo, welcher plötzlich wieder im Land auftauchte, hatte — unklugerweise, denn es war jetzt vom Bund einberufnes Militär zur Stelle — einige Kompagnien aufgeboten und hielt sich mit einer großen Zahl politischer Freunde in Tesserete auf dem Monte Cenere zum Aeußersten bereit. Im Val Verzasca, im Val Maggia, in Locarno, den Centren der konservativen Partei, schien alles bereit, jeden Augenblick zu den Waffen zu greifen. Wiederholt mußte der Platzkommandant von Locarno die weite Piazza von dem drohenden Volksgewoge säubern. Auch die Nachricht von der am Sonnabend erfolgten Freilassung der meisten Gefangenen und der endlich am Sonntag geschehenen Abdankung des Wohlfahrtsausschusses beruhigte nur teilweise. Das Rechtsgefühl dieser Leute war unbefriedigt durch die Thatsache, daß Respini noch immer in Lugano gefangen saß. Der dortige Platzkommandant hatte sich, wie es scheint, durch die versteckten Drohungen des radikalen Stadtrates zur Annahme verleiten lassen, die Freilassung werde Unruhen hervorrufen. Somit wurde dieser wichtigste Gefangene erst am Montag früh freigegeben. Im Verlaufe dieses Tages lösten sich denn auch die konservativen Scharen auf, und eine allgemeine Abspannung trat ein. Ueberhaupt wird man sich sagen müssen, daß die Art, wie Künzli und seine Leute vorgingen in Bezug auf Freilassung der Gefangenen, diskutabel erscheint, insofern ja wohl gefragt werden darf, was ersprießlicher war, der Gerechtigkeit auch hier im strengsten Sinn ihren Lauf zu lassen, oder dem größern Uebel, möglicherweise drohendem Bürgerzwist zuliebe dieses kleinere, einer verlängerten Haft Unschuldiger, zu dulden. Was aber kein rechtlich denkender entschuldigen wird, das ist der Umstand, daß nicht der Vertreter des Bundesrates sofort, auf jede Gefahr hin, wenigstens die Häupter des Aufstandes durch Verhaftung unschädlich machen ließ.

Allein dem Bundesrat schien das Vorgehen des Kommissars durchaus passend. Nachdem dieser seinen Auftraggeber davon in Kenntnis gesetzt hatte, daß unverzügliche Ausführung der ihm gewordenen Befehle die Ruhe im Kanton gefährden würde, gab man ihm in einer zweiten Instruktion (vom 13. September) anheim, wann und wie er

Digitized by Google

die gestürzte Regierung wieder einsetzen wolle. Es wurde seiner Person die volle Regierungsgewalt im Kanton übertragen und er aufgefordert, zu berichten, in welchem Momente die gesprengte Regierung wieder im Stand oder gewillt sei, ihre Funktionen auszuüben. Nicht lange dauerte es, und die oberste Landesbehörde ging mutig noch einen weiteren Schritt rückwärts: sie legte die letzte Entscheidung über diese Tessiner Dinge in die Hand der eidgenössischen Kammern und gab dadurch vollends die Entscheidung dieser Rechtsfrage den politischen Leidenschaften preis.

Denn der Bundesrat stellte nur zu gerne sein Urteil über den Kanton auf die Berichte Künzlis ab. Dieser aber hatte sich zwar mit einer politisch aus beiden Lagern gewählten Konsulta von vier hervorragenden Politikern des Kantons umgeben, stand aber dennoch wesentlich unter dem Einfluß der radikalen Tessiner und sah die Dinge durch deren Brille an. So ließ er sich denn vermutlich ohne viel Mühe in dem Sinne bearbeiten, daß eine baldige Wiederaufnahme der Geschäfte durch die gestürzte Regierung, d. h. die Wiedereinführung des allein rechtlichen Zustandes, große Gefahren für die öffentliche Ruhe in sich berge. Beim Bundesrate mit dieser Auffassung Anklang zu finden, bereitete dann dem Kommissär keine Mühe. Er durfte also ohne weiteres wagen, als die Mehrheit des gesprengten Staatsrates am 18. September zur Wiederaufnahme ihrer Geschäfte sich im Palazzo zu Bellinzona einfand, sie daraus höflich wieder weg zu komplimentieren; so blieb denn — nach unserer festen Ueberzeugung ohne zwingende Notwendigkeit — die Bundesgewalt Meister in einem Kanton, dessen rechtmäßige Regierung zur Uebernahme der ihr zukommenden Geschäfte durchaus willig und bereit war.

Eine der ersten Regierungshandlungen des Bundeskommissärs im Tessin bestand darin, daß jenes Begehren um Verfassungsdurchsicht für begründet erklärt wurde; selbst der radikale Herr Künzli konnte aber die Abstimmung über diese Angelegenheit nicht früher ansetzen, als auf den 5. Oktober, wenn er den gesetzlichen Vorschriften treu bleiben wollte. Und selbst um diesen Termin zu ermöglichen, mußte er zu besonderen Ausnahmemaßregeln greifen, wie Herausgabe einer Extranummer des Amtsblattes. Schon durch diese Thatsache ist für jeden, der sehen will, die Nichtigkeit des Vorwandes erwiesen, auf welchen die Tessiner Radikalen ihren Revolutionsversuch gegründet hatten. Ja noch mehr: auf Respinis Schreibpult fanden die Aufrührer den Entwurf zu dem Regierungsdekret, welches die Abstimmung auf den 12. oder spätestens auf den 19. Oktober ansetzte. Man hatte also durch alle diese Mühe höchstens das gewonnen, daß die Abstimmung 14 Tage früher stattfand, als sie ohnedies vor sich gegangen wäre. Einen reellen Vorteil erzielte somit die Coda bei der ganzen Angelegenheit nicht. Nach einem solchen hatte sie aber mit ihrem Drängen auf verfassungswidrig schnelle Abstimmung allerdings gezielt. Die Einwohner der mehrheitlich konservativen Bergthäler nämlich verdienen während der guten Jahreszeit ihr Brot als Maurer in der deutschen Schweiz, als Kaminfeger in den Städten Oberitaliens und Frankreichs, andere ziehen als Glaser umher u. s. f. Im Winter pflegen sie dann nach Hause zu kommen und ihren Verdienst mit der Familie zu verzehren. Dabei behalten aber die Leute ihr Stimm- und Wahlrecht im Heimatkanton, weil sie diesem bloß vorübergehend den Rücken kehren. Es liegt deshalb im Interesse der liberalen Partei, Wahlen und Abstimmungen wenn immer möglich im Sommer stattfinden zu lassen, wenn diese konservative Mannschaft sich auswärts aufhält. Da nun leider das Gesetz den Begriff dieser periodischen Auswanderung nicht genau umschreibt, so behalten auch Tessiner, welche dauernd ihr Vaterland verlassen haben, daselbst die aktiven Bürgerrechte, sofern sie nur durch Steuern ihre Bürgerpflicht erfüllen. Diesen Umstand machen sich seit langer Zeit die Parteikomitees zu Nutze, und keine wichtigere Wahl oder Abstimmung vergeht im Kanton Tessin, ohne daß von allenthalben ganze Eisenbahnzüge voller Wahlknechte einziehen. Die Parteikomitees haben dann natürlicherweise für die Reisekosten wie auch für Bezahlung der Steuern aufzukommen. Von da bis zur förmlichen

Digitized by Google

Wahlbestechung ist nur noch ein ganz kurzer Schritt. Hier hat keine Partei der andern etwas vorzuwerfen. In diesen Verhältnissen liegt mit ein Keim zu beständigen gegenseitigen Anschuldigungen und zu einem großen Teil der endlosen Wahlrekurse.

Dieser ganze Apparat wurde nun auf den 5. Oktober in Bewegung gesetzt. Noch nie seit 1½ Jahrzehnten hatten die Aktien der Liberalen so günstig gestanden: Noch war die rechtmäßige konservative Regierung nicht wieder eingesetzt. Es schaltete und waltete im Kanton ein radikaler Politiker als Vertreter des in Mehrheit liberalen Bundesrats. Es stand ihm eine für unsere Schweizer Begriffe sehr ansehnliche Truppenmacht zu Gebot und schüchterte die konservativen Bürger ein; manche laue Angehörige der Regierungspartei, welche dem Erfolge nachlaufen, hatten sich der jetzt faktisch per nefas dominierenden Richtung angeschlossen. Die Führer der Radikalen durften sich im Gefühle, von oben geschützt zu werden, bei der Agitation ungeniert gehen lassen. Durch Maueranschläge wurde verkündet, der Bundesrat empfehle, die Frage mit Ja zu beantworten, ob Verfassungsrevision gewünscht werde. Das hatte die Behörde nun allerdings nicht ausdrücklich gethan, dagegen in offiziellen Aktenstücken sehr deutlich merken lassen, daß ihr ein solcher Volksentscheid angenehm wäre. Als später ein liberal-konservatives Blatt der welschen Schweiz in tadelndem Sinn, um die inkorrekte Haltung des Bundesrats zu beweisen, sich beikommen ließ, zu behaupten, es sei von Bern dieser Wunsch ergangen, erhielt die betreffende Redaktion einen höchst ungnädigen Verweis. Den Verfassern jener Maueranschläge gegenüber blieb man stumm.

Zu dem oben angedeuteten offiziösen Hochdruck kam weiter als schwerstwiegender Trumpf die Thatsache, daß unmittelbar vor der Abstimmung der Nationalrat dem Bundesrate nach langen, sehr erregten Debatten für seine bisherigen Schritte in dieser Tessiner Affäre mit einer Zweidrittelsmehrheit Indemnität erteilte. Dabei wurde ausdrücklich ein Antrag abgelehnt, welcher zugleich mit der Gutheißung dieser Schritte auch den Wunsch ausdrückte, es möchte sofort die rechtmäßige Regierung wieder eingesetzt werden. So kam es denn dazu, daß der 5. Oktober eine wenn auch noch so geringe Mehrheit für Ja ergab. Man redete zuerst von 94 Stimmen — bei über 20,000 Stimmenden! — dann sank der Ueberschuß der Ja über die Nein auf 84, bei genauerer Zählung auf einige 30, schließlich gar auf 5 Stimmen herunter, je nach der Berechnungsart, und die Konservativen behaupten noch jetzt, das absolute Mehr sei überhaupt von keiner Partei erreicht und somit die Abstimmung ohne Ergebnis verlaufen. Zudem seien bei dem Geschäft selbst unterschiedliche Unregelmäßigkeiten vorgefallen.

Sei dem wie ihm wolle, offiziell galt jetzt die Verfassungsrevision für eine beschlossene Sache. Auch dafür, daß die Durchsicht von einem besonders gewählten Verfassungsrat und nicht von der mehrheitlich konservativen tessinischen Legislative vorzunehmen sei, wurde eine kümmerliche Mehrheit der Ja ausgerechnet. Man ging noch weiter: weil die Motive zur Verfassungsrevision in erster Linie eine neue Wahlkreiseinteilung nannten, nahm man an, die alte, den Konservativen günstige Geometrie sei nun eo ipso eine abgethane Sache. Es verstehe sich von selbst, daß die Konstituante, welche u. a. über die Wünschbarkeit einer neuen Einteilung erst beraten sollte, nicht mehr nach den alten Wahlkreisen dürfe gewählt werden. Die Schwierigkeit war nur die, was an Stelle der konservativen Kreise zu treten habe. Im radikalen Lager hatte man nicht übel Lust, den Teufel mit Beelzebub vertreibend, einfach die aus radikaler Aera stammenden, nach links ebenso ungerechten Wahlkreise wie es die gegenwärtigen zu Gunsten der Rechten sind, wieder einzuführen. Da nahm sich der Bundesrat väterlich dieser Kontroverse an. Es wurden Vertrauensmänner beider Parteien in ansehnlicher Zahl als „Versöhnungskonferenz" nach Bern berufen. Unter Anwesenheit einiger Bundesratsmitglieder wurde hier in wiederholten Sitzungen die Lage des Kantons Tessin besprochen. Die Meinung war die, daß hier anerkannte Führer der Parteien sich auf neutralem Boden treffen und, wenn möglich, einen Weg zur Versöhnung finden sollten. Das Resultat ihrer Arbeiten wäre dann durch den einzuberufenden Verfassungsrat in wenigen kurzen Sitzungen

gleichsam amtlich ratifiziert worden. Nur wurde die Sache insofern recht ungeschickt in die Hand genommen, als man damit begann, die Vertreter der Konservativen als die zu betrachten, welche, um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen, das Bier umgeschüttet hatten. Auf ihre Majorität vom 5. Oktober bauend, rückten die Liberalen mit Forderungen an und fanden bei den anwesenden Bundesratsmitgliedern, wie es scheint, die stillschweigende Billigung ihres Verhaltens! Es spricht für den Langmut der Konservativen, daß sie eine solche Aufführung ihrer Gegner ohne Murren ertrugen.

Im Verlaufe der Verhandlungen, welche sich bis tief in den November hinein in die Länge zogen, und an welchen später nur noch je drei Vertreter beider Lager teilnahmen, stellte sich die Aufgabe so, daß man hier für die nahe bevorstehenden Wahlen in den Verfassungsrat die Grundlagen zu einem Wahlgesetz entwarf, welches dann vom Großen Rat, der ordentlichen gesetzgebenden Behörde des Kantons Tessin, wäre in den Einzelheiten auszuarbeiten und anzunehmen gewesen. Man kam einander auch langsam, aber stetig näher. Ueber die Größe und die Zahl der neuen Wahlkreise begannen bei den Konservativen wie bei den Liberalen ähnliche Ansichten zur Geltung zu kommen. Aber die Sache zog sich gar sehr in die Länge, und im Tessin selber war inzwischen manches vorgefallen, was die Lage doch einigermaßen änderte. Respini hatte seine Demission als Staatsrat eingereicht, weil er es für inkorrekt hielt, an der Spitze der Regierung auszuharren, nachdem sich das Volk mit einer wenn auch noch so geringen Mehrheit gegen seine Politik ausgesprochen. Kurz darauf folgten die Wahlen in den Nationalrat. Diese wiesen für den Gesamtkanton wieder die unerwartete konservative Mehrheit von 1450 Stimmen auf; denn seit dem 5. Oktober hatte der Hochdruck von liberaler Seite sehr wesentlich nachgelassen. Am Tage nach den Wahlen, 27. Oktober, kam es in Lugano zu ernstlichen Unruhen, welche als Symptom auch hier erwähnt werden müssen, trotz ihrer nicht großen faktischen Bedeutung. Die Liberalen, welche bei den Nationalratswahlen im südlichen Wahlkreis zwei der ihrigen durchgebracht hatten, schossen nach Landessitte Viktoria. Als ihnen dies aufreizende Gebaren durch den Platzkommandanten verboten wurde, widersetzten sie sich aufs heftigste und vergriffen sich an Patrouillen der Besatzung, welche außer Stande waren, sich zu wehren, weil man — ihnen befohlen hatte, die scharfe Munition zu Hause zu lassen, zur Verhütung von Unglück! So gründlich hatte der Bundesrat und seine Bevollmächtigten diesen radikalen Janhagel verzogen, daß er zum erstenmal, als man ihm ein Vergnügen zu verbieten suchte, um sich zu schlagen begann und sich aufführte, wie es eben ungezogene Kinder zu thun pflegen.

Es ist hier der Ort, einen kurzen Blick zu werfen auf den Einfluß, welchen die Tessiner Wirren auf den Gang der allgemeinen schweizerischen Angelegenheiten ausübten. Da kommen vor allem die Nationalratswahlen in Betracht. Der Nationalrat, die oberste Behörde unseres Volkes, wird in Wahlkreisen von verschiedener Größe im Verhältnis von je einem Vertreter auf 20,000 Einwohner gewählt. Die Diskussion, welche in der öffentlichen Presse über den Aufstand im Tessin und dessen Folgen erging, beherrschte nun vollständig auch die übliche Wahlagitation. Die Kandidaten wurden hüben und drüben laut und im Stillen danach beurteilt, ob sie die Tessiner Angelegenheit betrachten wie der Bundesrat als eine politische, oder wie die konservative Partei als eine Rechtsfrage. Die Abstimmung vom 3. Oktober im Nationalrate unmittelbar vor Ablauf der letzten Amtsperiode gab den Prüfstein ab für die Beurteilung wenigstens der bisherigen Mitglieder des Rates. Da ergab sichs denn, daß einige Angehörige des Centrums, der wirklichen Mittelpartei, welche mit dem klerikalen Centrum des deutschen Reichstags nichts als den Namen gemein hat, sich durch ihre Stimmgebung in Gegensatz stellten zu ihrer Wählerschaft. Drei von ihnen, Vertreter des radikalen Kantons Bern, wurden, weil sie sich gegen den Bundesrat ausgesprochen hatten, von der radikalen Presse als Pfaffenknechte und verkappte Jesuiten verschrieen — sie sind zwar alle währschafte Protestanten — und es gelang, ihre Wiederwahl zu hintertreiben. Waren diese Männer

durch Anhänger des radikalen Systems ersetzt worden, so wurden dafür einige andere Gemäßigte in konservativen, d. h. ultramontanen Wahlkreisen durch katholisch-konservative Vertrauensmänner ersetzt. So brachte dieser leidige Aufstand im Tessin den beiden extremen Parteien Zuwachs; die Gemäßigten allein trugen Schaden davon. Ob auch in den Debatten des Rates ein schrillerer Ton von nun an wird bemerkbar werden, läßt sich noch nicht absehen. Die Kammern treten nicht vor dem 1. Dezember zusammen.

Noch eine andere Folge zogen die Vorkommnisse vom 11. September nach sich. Die intransigenten Freunde der Tessiner Rebellen in der Schweiz nördlich von den Alpen sprachen es in den liberalen Blättern mehr oder weniger verblümt aus, es könne den Minoritäten, wenn sie in einem republikanischen Staatswesen systematisch unterdrückt werden, das Recht zur Revolution nicht abgesprochen werden. Man citierte als staatsrechtliche Autorität Schiller mit dem Wilhelm Tell und brachte es dahin, daß dieses „Recht zur Revolution" eine Art Schlagwort wurde. Unsere immer mehr erstarkende socialistische Partei ließ diese sonderbare Theorie nicht unbenützt offenbar werden: man kann sich denken, in welchem Sinn sie das Wasser auf ihre Mühle lenkte. Es sollte aber radikalen Minderheiten, welche in keiner Weise etwa mit socialistischen Elementen durchsetzt sind, vorbehalten bleiben, die Theorie zunächst in Praxis umzusetzen. In dem ultramontan regierten Kanton Freiburg ist vor einem Jahrzehnt die radikale Minderheit eines in Mehrheit klerikalen Wahlkreises abgetrennt und zum Nutzen des radikalen Systems zurechtgeschnitten worden. Hier hatte nun die Mehrheit umgeschlagen — übrigens heuer nicht zum ersten Male. — Mit welchem Rechte die radikalen Wähler des Murtenbieter sich über unerlaubte Umtriebe beklagten, bleibe dahingestellt. Nach der Wahl kam es nicht nur vor einigen Kneipen in diesem Bezirke zu Thätlichkeiten; in der Hauptstadt des Kantons, in Freiburg, hatte die Regierung sich durch Truppenaufgebote drohender Zusammenrottungen zu erwehren. Sie verdankt es nur plötzlich eintretender Kälte und der rechtzeitigen Anwendung eines alten antirevolutionären Hausmittels, kalter Wasserstrahlen im konkretesten Sinne, daß es zu keinen ernsthaften Verwundungen kam. — Aehnliches passierte in Martigny in Unterwallis. Der unterste Teil des Rhonethales galt ähnlich wie das Murtenbiet für eine Burg des Radikalismus in katholischen Gegenden. Nun geschah es, daß an Stelle eines zurücktretenden Liberalen ein Ultramontaner reinsten Wassers gewählt wurde. Dies veranlaßte den süßen Pöbel, den Probst von St. Bernhard, welcher samt den ältesten Mönchen den Winter hier im Thale zubringt, aufs gröblichste in seinem Haus anzugreifen. So wirkte schon nach anderthalb Monaten an verschiedenen Orten der Schweiz das Beispiel des radikalen Tessin. Wer zweifelt daran, daß keine Nachahmer sich gefunden hätten, sofern nur der Bundesrat jenen ersten Empörern gegenüber unparteiisches Recht hätte walten lassen?

Wiederholt wurde darauf hingewiesen, daß diese Majorisierung politischer Minderheiten mit Unrecht als Besonderheit der katholisch-konservativen Kantone betrachtet wird. In Solothurn, Neuenburg, Waadt, sahen sich ebenso ansehnliche Minoritäten wie im Tessin und Freiburg noch ganz anders von aller fruchtbringenden politischen Thätigkeit ausgeschlossen. Wenn vollends eidgenössische Verhältnisse in Frage kommen, so stehts da noch schlimmer. Seit 1848 hat kein Konservativer der obersten Bundesbehörde angehört. Wenn in den Kammern überhaupt konservative Anschauungen zur Ansicht kommen, so geschieht es fast ausschließlich von katholischer Seite; wir Protestanten sind beinahe gänzlich mundtot. Denn in allen reformierten Kantonen herrscht eine radikale Mehrheit. Dafür einige Belege: Bern zählt etwa 50,000 Liberale gegen 30,000 Konservative und sendet 26 Radikale in den Nationalrat gegen einen Oppositionellen, welcher zudem der katholischen Rechten angehört. In dem Waadt verhält sich das radikale System zur Opposition wie 30,000:20,000; das erstere sendet aus seiner Mitte sämtliche 12 Nationalräte des Kantons nach der Bundesstadt; ähnlich stehts mit Solothurn, welches 4, mit Neuenburg, welches 5 Nationalräte abordnet. Diese Miß-

stände hat neben der engherzigen Ausschließlichkeit der herrschenden Partei vor allem der bei den Wahlen allein maßgebende Grundsatz des absoluten Mehrs verursacht. Mehr und mehr dringt deshalb, übrigens nicht bloß aus Erwägungen politischer Opportunität, sondern dank dem Rechtlichkeitsgefühl jedes unbefangen Denkenden, die Ueberzeugung durch, daß in unserm Wahlwesen ganz neue Gesichtspunkte das alte System ersetzen müssen. Daher die tiefgehende Bewegung, welche zur Zeit in der ganzen Schweiz sich zu Gunsten des proportionalen Wahlverfahrens geltend macht. In verschiedenen Kantonen, St. Gallen, Neuenburg, Zürich, Baselstadt, neuerdings auch Luzern, Genf, Freiburg, rückt der Grundsatz einer proportionalen Vertretung aller Parteien in den Behörden langsam aber sicher seiner Verwirklichung entgegen. Noch in der letzten Tagung der eidgenössischen Kammern war von ihm auch die Rede mit Beziehung auf die Wahlen in den Nationalrat. Allein auf den Antrag des Bundesrates hin sprach sich die Mehrheit gegen den Grundsatz aus.

Man weiß wohl, warum dies geschah. Beibehaltung der absoluten Mehrheit ist eine Lebensfrage für unsern Bundesradikalismus. Die Arbeiterpartei, welche, wie bereits bemerkt, an Zahl der Genossen neuerdings namhaft zunimmt, ist auf der ganzen Linie für Proportionalvertretung gewonnen. Nur weil sie allein nichts ausrichtet, und weil es ihr doch gar zu sehr wider den Strich gehen würde, für konservative Proportionalitätsfreunde einzutreten, verhelfen ihre Anhänger bei Wahlen dem Radikalismus zum Siege. Sobald aber nach Proportionalverfahren gestimmt wird, ist diese Mehrheit dahin. Es besitzt dann in manchem Kanton, wenn auch nicht in der Eidgenossenschaft, überhaupt keine Partei die Mehrheit, sondern es stehen sich konservative Protestanten, Ultramontane, Altliberale, Jungdemokraten oder Arbeiter, wohl an manchem Ort auch in den Behörden, beinahe gleich stark gegenüber. Dann wird eine Partei die andere mit ihrem Gegengewicht von allzu einseitigem Vorgehen zurückhalten. Statt der brutalen rücksichtslosen Herrschaft einer Partei schreiten wir vor zu einer wirklichen Demokratie, wo schon in den Behörden, nicht erst in den Volksabstimmungen, jede Partei genau den ihrer Stärke entsprechenden Einfluß verwenden kann. Ob diese Erwägungen auch im Bundesrate zur Geltung sich durchrangen? Wir wissen es nicht. Das aber ist bekannt, daß wenige Wochen, nachdem Mitglieder dieser Behörde in der Bundesversammlung sich schroff ablehnend gegen das neue System ausgesprochen hatten, es in [e]ener tessinischen Versöhnungskommission von Mitgliedern der obersten Exekutive und [i]m Namen dieser Behörde als Ausweg zur Pacifikation des Landes empfohlen wurde. Die gesetzgebende Behörde des Kantons Tessin ist nun aber der Große Rat, und von [i]hm muß ein Gesetz in diesem Sinne ausgearbeitet werden, sofern alles in Ordnung [g]ehen soll.

Eines von dessen angesehensten Mitgliedern, der gemäßigt konservative, beinahe [d]er Mittelpartei angehörige Advokat Soldati (nur besitzt der Tessiner Große Rat keine [M]ittelpartei!) unternahm es, den Großen Rat zum Erlaß eines Gesetzes in diesem [S]inne zu veranlassen. Sein Entwurf garantiert jedoch nicht das Proportionalverfahren [be]i Wahlen, sondern vielmehr die Minoritätenvertretung. Er gestattet nämlich jedem [W]ähler bloß ³/₅ der gesamten Deputation zu wählen. In einem Wahlkreis, welcher [fü]nf Vertreter ernennt, werden somit z. B. auf einem Stimmzettel nicht mehr als drei [N]amen als gültig behandelt. Dadurch wird der Minorität in jedem Kreis eine Ver[tre]tung von ²/₅ ziemlich sicher zu Teil. Während, verglichen mit Vorschriften, welche [au]f Proportionalität der Vertretung abzielen, dieses System der Minoritätenvertretung [sic]h als recht mangelhaft darstellt, ist es gerade für Tessiner Verhältnisse so übel nicht. [De]nn da kommen ja doch nur zwei Parteien in Betracht und vorläufig würde das [Ge]setz Soldati den dortigen Bedürfnissen entsprechen. Der Große Rat nahm denn auch [...] unverändert den ihm vorgelegten Entwurf an. Allein man hatte wiederum die [Rech]nung ohne den Wirt gemacht. Denn die gesamte liberale Minderheit hielt sich, [wer wei]ß wegen welcher angeblichen Beleidigung oder Zurücksetzung, dem Rate fern.

Es wollte in ihren Reihen niemand etwas von dem Gesetze wissen. Die Herren benahmen sich recht eigentlich wie ungezogene Kinder im Schmollwinkel. Die Bundesratsmitglieder, welche in Bern die Versöhnungsbemühungen der mehrerwähnten Konsulta leiteten, gingen auf diese Schmollwinkelpolitik ein. Man fand, wenn die guten Leute von dem Gesetz Soldati nichts wissen wollten, so müsse man ihnen eben noch weiter entgegen kommen. Es wurde darum wieder die Frage der Wahlkreise und der Verfassungsratswahlen aufs Tapet gebracht. Man marktete an der Zahl und Größe der Kreise herum und kam durch gegenseitiges Vor- und Nachgeben schon nahe an die Verständigung, als plötzlich der Bundespräsident zum allgemeinen Erstaunen die Sitzung aufhob. Die Versöhnungsbemühungen wurden dem noch immer im Tessin weilenden und neben dem seither wieder eingesetzten Staatsrate fortgesetzt gewisse Reservatrechte ausübenden Herrn Künzli übergeben. Wider Erwarten kam am 22. November eine Versöhnung der Parteien zustande. Die Mitglieder der Konsulta nahmen mit ganz unbedeutenden Abänderungen ein von Künzli ausgearbeitetes Projekt an: der Kanton wird in 17 Wahlkreise eingeteilt, welche bei einer Wahl nach dem absoluten Mehr den Radikalen nicht unwesentliche Vorteile bieten würden. Weil aber zugleich ein allerdings ziemlich primitives System der Proportionalvertretung vorgeschlagen wurde, konnten sich die konservativen Vertrauensmänner auch damit einverstanden erklären. Am 25. November wurde endlich dieser Kompromiß vom Großen Rat angenommen. Dadurch fällt die oben nach ihren Grundzügen wiedergegebene Lex Soldati dahin. Der Verfassungsrat wird nun, und zwar sobald als möglich, man hofft, schon am zweiten Dezembersonntag, nach den neuen Grundsätzen gewählt werden, und es wird dann seine Sache sein, an den Verfassungsbestimmungen betreffend die Wahlen nach seinem Gutfinden Aenderungen vorzunehmen.

Wir sind jetzt mit unserer Darstellung bis in die gegenwärtigen Tage vorgerückt und fragen billig rückblickend nach dem Grund der ganzen Revolution. Da giebt wohl eine Thatsache Aufschluß. Als Respini wieder in sein Arbeitszimmer auf dem Regierungspalast zurückkehrte, fehlten ihm außer einer Anzahl von Privatpapieren, welche während der schlimmen Tage an ungewaschenen Händen waren hängen geblieben, auch die Abschriften verschiedener Akten, welche sich bezogen auf das Verhältnis des früheren Staatskassiers zur Kantonalbank. Und zwar bewiesen diese Dokumente, daß die liberal geleitete Kantonalbank dem Staatskassier zu dessen privaten Börsenspekulationen gegen Hinterlage der Wertpapiere aus dem Eigentume des Staates erhebliche Summen vorgestreckt hatte. Wenn dann Scazziga vermuten konnte, es werde in nächster Zeit ein Kassensturz vorgenommen werden, ließ er sich jene Papiere zurückerstatten. Und die Empfangsscheine für diese jeweilige Ueberlassung dem Staate gehöriger Wertschriften, ausgestellt an die Adresse der Kantonalbank, das waren gerade die Akten, welche, glücklicherweise nur in Abschrift, aus dem Arbeitszimmer des Staatsratspräsidenten verschwunden waren! Jetzt begreift man auch, warum gerade Angestellte der Kantonalbank bei jenem Putsch in Bellinzona so eifrig mitwirkten, und warum unter den ersten Gewehrträgern, welche über die Piazza San Rocco eilten, am 11. September Beamte dieser Bank bemerkt wurden!

Nicht daß ich die Kantonalbank als die einzige Urheberin der Revolution betrachtete. Die Keime zu den Unruhen lagen, wie oben ausgeführt, in den besonderen Verhältnissen des Kantons Tessin. Auch war die gegenseitige Stellung der Parteien längst eine so gespannte, daß ein gewaltsamer Ausbruch über kurz oder lang kommen mußte. Bei solchen Umständen erscheint somit die Kantonalbankaffäre nur als der Umstand, welcher die latenten Revolutionskeime endlich zur Entbindung brachte, als der äußere Anstoß, welcher der ganzen radikalen Partei den längst ersehnten Vorwand zum endlichen Losschlagen liefern sollte. Nur wenige mögen genau um den Sachverhalt gewußt haben. Die Mehrzahl hatte sich wohl erzählen lassen, das liberale Geldinstitut stehe in Gefahr, und es sei Pflicht der Opposition, nun mit der That für dessen Erhaltung einzutreten.

Digitized by Google

Jedenfalls, und das mag zum Schlusse nochmals betont werden, ist nicht die Thatsache in erster Linie beschämend, daß eine Volksmenge sich fand, die bis zu Frevelthaten gegen ihre rechtmäßige Regierung von demagogischen Führern sich bethören ließ. Der Umstand aber erfüllt jeden redlich fühlenden Schweizer mit schmerzlicher Entrüstung, daß die oberste Landesbehörde sich bereit finden ließ, die Empörer gegen die legale Regierung bald mehr bald weniger offen in Schutz zu nehmen.

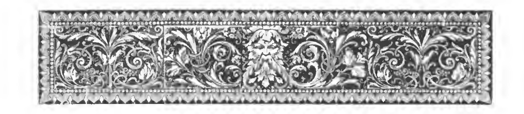
Vorerst ist ja nun die Ruhe wieder eingekehrt im Kanton Tessin und nach menschlicher Voraussicht wenigstens auf solange gesichert, bis eine neue Verfassung ausgearbeitet, und auf Grund der neuen Vorschriften ein neuer Großer Rat gewählt ist. Allein wie der Grund zu den ewigen Mißhelligkeiten tiefer liegt als in bloßen Verfassungsbestimmungen, so wird auch durch solche allein dauernder Friede dem Lande nicht gebracht. Dieser erscheint erst gesichert, wenn die Parteien einander gegenseitig achten lernen, und namentlich auch die Presse nicht mehr in zügelloser Sprache den politischen Gegnern alle möglichen Schandthaten zur Last legt. Es muß, ehe Friede wird, die Zeit kommen, wo — immerhin innerhalb der Schranken von Verfassung und Gesetz — das Wort gilt: il Ticino farà da sè, d. h. es muß das System gegenseitiger Verdächtigungen in Bern und der Rekurse an die Bundesbehörden ein Ende nehmen. Der Bund muß jeden Anlaß zu Interventionen verlieren; denn diese sind bis jetzt erfahrungsgemäß immer zur Steigerung des Unfriedens, nie zur Friedensstiftung ausgefallen. Im ganzen Volk aber muß die Gesinnung Platz greifen, welche in der letzten Sitzung der Konsulta herrschte, und welcher das endliche Zustandekommen des Kompromisses zu verdanken ist.

Ende November 1890.

Nachtrag des Verfassers vom 8. Dezember 1890. In der ersten Dezemberwoche hat nun der Große Rat das Versöhnungswerk der nicht offiziellen Konsulta amtlich ratifiziert. Es geriet aber doch nicht in Gesetzeskraft ohne lebhafte Auseinandersetzungen der beiden Parteien. Die wichtigste Meinungsverschiedenheit bewegte sich um den Grundsatz der Attinenza, d. h. die Vorschrift, ob und unter welchen Bedingungen im Auslande wohnhafte Tessiner ihr Stimmrecht im Heimatkanton ausüben dürfen. Man hatte in der Pacifikationskommission, namentlich auf das Drängen von radikaler Seite hin, solche Bestimmungen in die Uebereinkunft aufgenommen mit gutscheinenden Vorschriften, welche den Mißbrauch hindern sollten. Nichts kann die Intransigenz der Coda deutlicher kennzeichnen, als der Umstand, daß Mitglieder der Gruppe gerade von dieser Bestimmung nichts wissen wollten. Es gelang jedoch den Bemühungen verständiger Radikaler, im Verein mit Konservativen die gefährdete Bestimmung zu retten, nach einer mehrere Tage dauernden Diskussion. Und endlich, am 5. Dezember, fand das Friedenswerk seinen vorläufigen Abschluß in der Wahl einer politisch gemischten Regierung. Unter den neuen Staatsratsmitgliedern ist unstreitig der bedeutendste Soldati. Außer ihm gehören der Exekutive an die bisherigen konservativen Mitglieder Gianella und Casella. Neu gewählt wurden als Vertreter der radikalen Minderheit Advokat Rusconi und Bundesgerichtsschreiber Colombi. Am 11. Januar soll der Verfassungsrat gewählt werden.

Ob nun das Versöhnungswerk Bestand hat, muß die Zukunft lehren. Die Vergangenheit beweist, daß bis jetzt nur dank unaufhörlichen Akten der Selbstverleugnung von Seiten der konservativen Partei in dieser Hinsicht etwas erreicht wurde. Wenn es so weiter geht, so wird einmal der Augenblick eintreten, wo die konservativen Führer sich fragen müssen, ob weiteres Nachgeben nicht gleichbedeutend ist mit dem Verzicht auf jede politische Bedeutung. Wir befürchten, die Taktik der Radikalen geht dahin, diesen Zeitpunkt so rasch als möglich herbeizuführen. Möchten alsdann die Führer des tessinischen Konservatismus nicht in falscher Friedensschwärmerei ihren Gegnern schließlich ihre Grundsätze opfern!

Digitized by Google



Der selige Thadden.

Von

M. von Nathusius.

(Hierzu das vorgeheftete Porträt.)

Aeltere Besucher der Augustkonferenz erinnern sich gewiß noch gern der eigentümlichen ritterlichen Erscheinung des Greises im Silberhaar, den man um so lieber in diesem Kreise sah, als man wußte, daß er eigentlich zu den Altlutheranern gehörte. Eine seiner Ansprachen begann er, die Hand an den Hinterkopf legend: „Meine Herren, ich habe keinen Hinterkopf, daher kommt es, daß ich keine Nachsätze mache, Sie müssen also verzeihen, wenn ich nur in Vordersätzen spreche." — Was er sprach, waren aber immer nur Hauptsätze, originell, humoristisch, kräftig, entschieden. Ich erinnere mich, mit welchem Vergnügen er erzählte, daß eine liberale Zeitung gelegentlich der Einführung des allgemeinen direkten Wahlrechtes geschrieben habe: Was würde der selige Thadden dazu gesagt haben! — Mit freundlichem Humor machte er eine Bemerkung dazu, wie wahr diese Zeitung geredet habe, ohne es zu wissen, indem sie ihn zum „seligen" Thadden machte.

Zeigt uns diese Erinnerung einerseits, daß dieser schneidige Streiter für Thron und Altar sich als seliges Gotteskind wußte, so weist sie andererseits darauf hin, daß die Zeit, in welcher er im öffentlichen Leben eine Rolle spielte, weit hinter der jetzigen Generation liegt. Es war deshalb an der Zeit, daß durch ein Lebensbild sein Gedächtnis unter uns erneuert und seine Gestalt als ein leuchtendes Vorbild der jungen Generation unserer höheren Stände hingestellt wurde. So ist es geschehen durch das in diesen Blättern bereits kurz angezeigte Lebensbild „Adolf von Thadden-Trieglaff" von der Fürstin Eleonore Reuß*). Unsere Zeitschrift aber dürfte vor anderen berechtigt und verpflichtet sein, sich noch eingehender mit dem Manne zu beschäftigen, der die Fahne des lebendigen Glaubens an das alte Evangelium und der Treue gegen den König mit Unerschrockenheit hochhielt gegen die „modernen Ideen" zu derselben Zeit, als Gesinnungsgenossen von ihm in dem gleichen Kampfe zuerst zur Gründung des „Volksblattes für Stadt und Land" zusammentraten, und als diese Gesinnungen noch selten waren

Das Anziehende an der Gestalt des alten Herrn von Thadden, wie sie uns auch in dem jetzt herausgegebenen Lebensbilde so treu entgegentritt, liegt in der wunderbaren Vereinigung einer reichen geistigen Bildung, und eines ungemein zartfühlenden Herzens,

*) Berlin, 1890.

Digitized by Google

voll liebenswürdigen, gewinnenden Humors — mit jener kraftvollen Entschiedenheit der Gesinnung, die nie in Zweifel ist, wohin sie sich in den politischen Wirren der Zeit zu wenden hat, und die sich — eben in der geschilderten Vereinigung — so körnig, drastisch auszusprechen versteht.

Herr von Thadden stammt aus einer anderen Zeit, — einer Zeit, die den Jüngeren unter uns kaum noch verständlich ist. Das bezieht sich nicht nur auf sein Christentum, seine Politik, sondern auch auf seine Bildung. Bei dem Lesen seines Lebensbildes macht sich auf jeder Seite der Eindruck geltend: welch eine reiche Bildung! — eine Bildung, wie sie unsere Gymnasien jetzt nicht mehr geben, trotz — oder vielmehr wegen der Häufung des Unterrichtsstoffes, unter dem das geistige selbständige Leben und selbstthätige Interesse erstickt wird. Welcher junge Mann liest heute aus Liebe und Begeisterung unsere Klassiker? — sie sind ihm durch die Schule verleidet (ähnlich wie die heilige Schrift). Wer kennt sie darum noch unter dem gegenwärtigen Geschlecht? Unsere Väter waren reich an klassischen Citaten poetischer und prosaischer Art, was jetzt ganz aus der Mode kommt. Bei Herrn von Thadden finden wir eine weitgehende Kenntnis und eine häufige Anwendung von Worten aus Shakespeare, Goethe, Claudius und anderen Herren. Wie treffend weiß er sie anzuwenden, und wie viel anziehender wirkt es, in einem solchen Citat eine kurze schlagende Charakteristik zu finden, als durch eine lange Auseinandersetzung. Die innere Vereinsamung des edlen Königs Friedrich Wilhelms IV. beschreibt Thadden in wenig Worten in herzbewegender Weise: „Gestern war ich (21. Juni 1847) mit einer Anzahl konservativer Mitglieder des Landtags beim König in Potsdam: — der ganze Hof, viel Fremde, Diner, Theater, Souper, Schrippenfest. Das „oh Richard, oh mon roi, l'univers t'abandonne“ klang unhörbar, aber mir vernehmlich durch.“ — Den Mitgliedern der Synode von 1846 schrieb er auf Gedenkblätter das Wort aus König Lear: „Ja und Nein zugleich, das ist keine gute Theologie.“ — Aber nicht bloß so großartige Situationen, auch alle kleinen häuslichen Lagen und Gelegenheiten wußte er zu benutzen; sein eigenes Zuspätkommen bei Tische, wenn er in Geschäften aufgehalten war, die Verspätungen von Kindern und Enkeln, die durchs Fenster steigen mußten, um zum Frühstück zu erscheinen u. dgl., begleitete er mit Citaten (im letzteren Falle z. B. aus Claudius: „Die halbe Zeit des Lebens verschläft der Dachs vergebens“ u. dgl. m.).

Wir müssen freilich festhalten, daß Originale nicht künstlich gezogen werden können. Aber sie können zerstört, abgeflacht, schablonisiert werden. Herrn von Thadden ist es nicht so gegangen. Seine Originalität hat sich frei entwickelt. Als Original erscheint er uns schon in den Kinderjahren, wo er aus Haß gegen die französischen Unterdrücker die französischen Bücher verbrennt und sich nach den französischen Stunden den Mund ausspült, — weiter als Jüngling, nach der Teilnahme an den Befreiungskriegen, in dem Freundeskreise zu Berlin, wo sein christliches Leben bestimmte Gestalt gewann. Wie originell ist der lange Brief, in dem er um seine künftige Frau bei deren Mutter wirbt, — und so geht die Originalität durch seine Landtagsreden, seine Briefe, seine Toaste bis in das höchste Alter hinein.

Aber wichtig für uns weitere Kreise ist diese interessante Persönlichkeit doch erst durch die Ideen, die sie vertritt. In dem erwähnten Briefe an seine Schwiegermutter heißt es: „Da Sie meinen Lebenswandel und mein bischen Gesinnung kennen, so habe ich wohl kaum nötig zu sagen, daß ich zur Bürgschaft nichts anderes als mein armes, reuiges, von Sünden zerschlagenes, aber nach Erbarmung Gottes in Christo Jesu aufrichtig ringendes Herz stellen kann.“ Da ist die innerste Triebkraft alles seines Handelns ausgesprochen. Thadden war aber nicht nur ein überzeugter, sondern auch ein bekennender Christ. Und wenn jetzt die christlichen Gedanken, die er mit nur Wenigen in seiner Zeit vertrat, in viel weitere Kreise gedrungen sind, so müssen wir doch, im Hinblick auf ihn, schmerzlich gestehen: verbreitet hat sich der Glaube, aber vertieft nicht. Gerade in solchen Männern wie Thadden wird uns ein Spiegel vorgehalten für unser Christentum,



und wir erkennen: uns mangelt die Einfalt, wir kompromittieren mit der Welt, wir wollen allerlei erreichen, anstatt lediglich bekennen zu wollen und den HErrn machen zu lassen.

Herr von Thadden war auch eine lebendige Lösung der socialen Frage. Seine Stellung zu jedermann in allen Ständen, seine herzliche Fürsorge für seine Leute, seine rücksichtslose Liebesthätigkeit, seine absolute Selbstlosigkeit in allen Geschäften, sein rastloser Eifer für alle öffentlichen wohlthätigen Einrichtungen — sind es, auf die sich das Urteil gründet. Wären alle Herren wie er, so gäbe es keine Socialdemokratie, weil es keine herzlose Maschinen-Gesetzgebung gäbe. — Die socialen Lehren aus dem Lebensbilde sind ganz besonders wertvoll. Es werden uns in der zweiten Hälfte des Buches in 13 Anlagen schriftliche Aufsätze Thaddens mitgeteilt, die uns gleichzeitig Blicke in das Herz des Mannes thun lassen und zum ernsten Nachdenken über ungesunde Entwicklung der Zeit anregen. Denn hier sind wirklich urgesunde Anschauungen. Ich nenne nur einzelne Titel: Für Johanniterritter zum Ordensfest — über Menschenschau unter Landwirten — der Schacher mit Rittergütern 2c.

Das Leben des Herrn von Thadden vollzog sich in folgenden Hauptzügen. Geboren 1796, machte er als Siebzehnjähriger die Schlacht bei Bautzen mit, wo er verwundet wurde. Doch kam er schon bei Wartenburg wieder mit ins Gefecht und machte von da alles mit, was das Yorksche Corps zu verrichten hatte, bis zur Schlacht bei Belleallíance, wo er „der erste Preuße war, der den Anschluß an die Engländer erreichte". Er verblieb dann im Freundeskreise in Berlin, zu dem vor allen die Gebrüder von Gerlach gehörten; mit Ludwig blieb er bis an dessen Lebensende in vertrautem Verkehr, und dieser ist nicht das wenigst Interessante an dem ganzen Buche. Im Jahre 1820 verheiratete er sich und nahm das Gut Trieglaff in Hinterpommern an, das er bis 1874 verwaltete, wo er es seinem Sohne übergab, um selbst nach dem Vorwerk Batzwitz zu ziehen, wo er am 23. November 1882 heimging. Seine erste Frau starb schon 1846. Nach zwei Jahren ging er, 52 Jahr alt, eine neue Ehe ein. Tiefes Herzeleid hat er erfahren durch den Tod der ersten Gattin, einer geliebten Tochter und eines erwachsenen edlen Sohnes. Aber auch reich an Freuden und innigen Genüssen ist sein Familienleben gewesen. Trieglaff wurde durch Herrn von Thadden sehr bald ein Mittelpunkt für christliches und kirchliches Leben. Er stand mit unter den Verfolgungen der traurigen Zeit, wo der preußische Staat das erwachende Glaubensleben gewaltsam zu unterdrücken suchte und dadurch Viele in die Separation trieb. Mit ihnen ging auch Herr v. Thadden. Aber bei dem engen Gewissen behielt er ein weites Herz. Verkehr hatte er auch nachher noch weiter mit seinen alten Freunden in der Landeskirche.

Das Trieglaffer Haus war sehr gesellig. Und lauter gute Namen sind es, die wir unter den Aus- und Eingehenden hören: Otto von Bismarck, Moritz von Blankenburg, der Thaddensche Schwiegersohn, von Kleist-Retzow, von Senfft, Andrä-Roman u. A. — An dem öffentlichen politischen Leben beteiligte er sich hauptsächlich durch die Teilnahme an dem vereinigten Landtage von 1847. Und hierdurch ist er ja auch in den Kreisen berühmt geworden, die für seine Persönlichkeit und sein Streben kein Verständnis hatten. Besonders seine Rede gegen das Wahlgesetz trug dazu bei mit der Erklärung: „Ich kann ein Grundprinzip nicht anerkennen, nach welchem etwa auf 10,000 Pfund Menschenfleisch (inklusive Knochen) ein Wähler kommt, und vielleicht 40,000 Centner eben dergleichen einen Abgeordneten stellen." Und dann sein gedrucktes Votum (in der Spenerschen Zeitung erschienen, da ihm im Landtage das Wort abgeschnitten wurde) gegen die Bewilligung von 25 Millionen, das mit den denkwürdigen Worten schloß: „Jetzt, m. H., sind wir also in der Opposition, und wir denken unsere Schuldigkeit zu thun. Gott der Allmächtige ist unser starker Schutz und Helfer. Für uns stehen freilich keine Fackelzüge, keine Ehrenpokale und Serenaden in Aussicht, wohl aber ein ehrlicher Galgen und eine fröhliche Auferstehung." — Damals wurde Herr von Thadden berühmt, aber -- wie er selbst sagt: „Sehr wenig gehört jetzt dazu,

Digitized by Google

um ein berühmter Mann zu werden, ein klein wenig Courage genügt, die ist jetzt der Inbegriff aller Kraft und Weisheit." — Und er hatte sie. „Ich habe nur Furcht vor der Furcht!" rief er in jenen tollen Zeiten oft aus.

Doch ich gehe nicht weiter ein auf die Einzelheiten seines politischen Wirkens, seine Stellung zum Wahlgesetz, den Aufgaben der Stände, der Judenemanzipation u. dgl. Es kam hier nur darauf an, einen Gedenkstein dem Manne selbst zu setzen. Ich empfehle das Buch zu lesen, das uns sein Lebensbild zeichnet. In einer Zeit, wo die christlichen und die konservativen Ideale unter dem Druck des Zeitgeistes zu erblassen drohen, wo Schwächlichkeit und Verstandesmäßigkeit zum Opportunismus drängen, ist es ein Labsal, sich an einer Gestalt zu erfreuen, die von solchem Kränkeln völlig frei war. Möchte Herrn von Thaddens Beispiel besonders unter der Jugend seiner Standesgenossen fruchtbar wirken!





Neue Studien über die Jungfrau von Orleans.

Von

Hugo Landwehr.

„Dieses Jahr herrscht Johanna Darc,“ so verkündete vor einigen Monaten eine Pariser Korrespondenz der Kölnischen Volkszeitung. „Vor jeder größeren Schaubude oder jedem Theater steht die Jungfrau von Orleans in glänzender Rüstung mit dem Lilienbanner in der Hand; um sie Ritter und Frauen, welche tanzen, schreien und lärmen, um Besucher anzulocken. Johanna Darc auf dem Jahrmarkt inmitten aller ekelhaften Schaustücke und Verbrecher, das vernichtet allen hehren Glanz, allen romantischen Zauber, mit dem sie Sage und Geschichte umgeben haben. Aber die Meßbuden sind nur der Widerhall der großen Theater. Johanna Darc ist auf den Brettern und wird seit einiger Zeit sogar im Hippodrom als großes Reiter- und Ritterdrama gespielt.“ Wesentliche Veranlassung dieser Schaustellungen hat die katholische Kirche gegeben. Denn Johanna gehört zu denjenigen, für deren Heiligsprechung gerade jetzt von der französischen Geistlichkeit eifrig gearbeitet wird, und gegenwärtig scheint diese Bewegung in ein neues Stadium getreten zu sein. Leo XIII. sieht wohlgefällig auf alle Bestrebungen, welche das Leben der Jungfrau als das einer Heiligen hinzustellen suchen und dem Kirchenfürsten, welcher die Kanonisation Johannas vorschlug, erwiderte er: Sagen Sie in Frankreich, daß man Sie ermutigt hat. So glaubt denn der päpstliche Stuhl die Sache noch nicht als spruchreif ansehen zu können, läßt aber seine Glieder in Veranstaltung von Festlichkeiten für die Jungfrau ruhig gewähren, und gerade dies Jahr hat von seinem Beginn an ein reiches Muster dafür gegeben.

In den ersten Tagen des Jannar verkündete ein Hirtenbrief des jetzigen Bischofs von Orleans, daß die Heiligsprechung nahe bevorstehe. Dann hielt im März der Bischof von Toul eine Reihe von Predigten zu Ehren der Jungfrau und forderte zur Beisteuer für die Errichtung eines großen Nationaldenkmals auf. Im Mai wurden dann in Orleans große Festlichkeiten in gleichem Sinne veranstaltet. So giebt es denn wohl niemand in Frankreich, der nicht von der Jungfrau Genaueres wüßte. Johanna konnte von der Geistlichkeit um deswillen auch so leicht eingeführt werden, da auch der Chauvinismus sich ihrer Persönlichkeit bemächtigt hatte. Paul Déroulède, der bekannte Agitator der Patriotenliga, verfaßte 1883 ein Festgedicht Jeanne la Lorraine und stellte sie als Schützerin der Elsässer und Lothringer hin. In gleichem Fahrwasser bewegte sich eine von J. Fabre verfaßte Biographie „Jeanne Darc, la libératrice de la France“ (Paris 1883). Gerade diese Tendenzen haben wohl die Veranlassung gegeben, daß Forschung und Publizistik sich in der letzten Zeit häufig mit der Jungfrau beschäftigt haben.

Digitized by Google

Innerhalb eines Jahres ist eine ganze Reihe von Schriften erschienen, die mehr oder weniger die Geschichte Johannas förderten.

Johannas Laufbahn war kurz, aber glänzend. Die Anschauungen ihrer Zeit waren derartig, daß eine solche Erscheinung nur durch eine übernatürliche Einwirkung erklärt werden konnte. So wurde denn schon von den Zeitgenossen der Glaube an ihre göttliche Sendung genährt. Aufgabe der Geistlichkeit mußte es sein, in diesem Sinne zu wirken. Mußte sie sich doch darüber klar sein, daß dadurch ihre und die damals schon arg erschütterte Stellung des Papstes neue Sicherung erhielt. Einer der hervorragendsten Vertreter dieser Richtung ist Perceval de Cagny, der 1456 eine Chronik der Herzöge von Alençon zu schreiben begann. Da sein Herr einer der eifrigsten Gönner der Jungfrau war, so machte er Jeanne zum gottgesandten Schutzengel des ratlos verzagten Königs, ließ sie nach den Eingebungen ihrer Heiligen alles deuten, leiten und vollführen. Wenn er auch von den wirrsten Ausartungen römischer Legendenbildung noch frei ist, so weiß er doch schon von Wunderthaten der Jungfrau zu berichten. Gefahren der schwersten Art löst sie, wie mit einem Zauberstabe; ist sie im Unglück, so trägt nicht sie, sondern der böse Wille von Karls Feldherren oder ein widriger Zufall daran schuld. Hier ist die Grundlage für all das Mysteriöse geschaffen, welches die Jungfrau später den Dichtern als ein willkommenes Sujet erscheinen ließ. Im Verlaufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte wird auf der einmal gewonnenen Grundlage rüstig weiter gebaut, und jeder glaubt, sein Teil beitragen zu müssen, um durch diesen oder jenen Zug eine Verschönerung zu erreichen. Das Gebäude einer Heiligenlegende, wie sie besser nicht gedacht werden kann, steht stolz da; nur fragt es sich, ob es auch vor einer vermessen eindringenden Kritik standhalten wird.

In allen Ländern hat Johanna bereits im fünfzehnten Jahrhundert das allgemeinste Interesse wachgerufen. Zeugnis dafür legt die große Anzahl der Chroniken ab, in denen ihrer Erwähnung geschieht. Sie erstrecken sich über fast ganz Europa. Daß man jenseits des Kanals von ihr viel erzählt, darf nicht Wunder nehmen; aber auch die Chronisten am Rhein und in Italien haben Kunde von ihr, und selbst an den Gestaden des ägäischen Meeres, am fernen Bosporus wird ihr Ruhmlied gesungen. Was hier sachlich geboten wird, ist zwar für die Forschung von geringem Interesse, doch liefert es den Beweis dafür, wie die sich eifrig verbreitende und fortbildende Legende einen immer reicher werdenden Blütenkranz um das Haupt der Märtyrerin wand. Doch auch an Gegnern hat es der Jungfrau nicht gefehlt. Die Richtung, welche sie politisch zu Grunde richtete, hat auch litterarisch nicht gefeiert, und mit der Feder das zu verteidigen gesucht, was der Arm des Richters vollführt hatte. Dem Schwerterkampf folgte ein Streit der Geister, welcher mit nicht geringerer Erbitterung geführt wurde. Ein gutes Drittel jener Chronisten, die vorzugsweise der burgundischen und englisierenden Partei angehörten, zweifelt an der Mission der Jungfrau offenkundig, und mehr als einer verhält sich sonst dieser Erscheinung gegenüber höchst skeptisch. Aber zu einer völlig objektiven und besonders zu einer psychologischen Auffassung hat es kein Chronist gebracht. Durch das Gewirr dieser zahlreichen Chroniken sich hindurchzuarbeiten, ihren Wert im einzelnen festzustellen, ist kein Leichtes; in durchaus befriedigender Weise hat dies kürzlich der bekannte Litterarhistoriker Richard Mahrenholtz in einem auch sonst noch verschiedentlich zu erwähnenden Werke: Jeanne Darc in Geschichte, Legende, Dichtung auf Grund neuerer Forschung (Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1890) gethan. Die Geschichtsschreiber Johannas werden hier genau geprüft und ihre Abhängigkeit von einander dargelegt.

Die Summe alles dessen, was an zeitgenössischen Berichten vorliegt, hat vor geraumer Zeit Quicherat, ein französischer Gelehrter, in einem stattlichen fünfbändigen Werke gesammelt. Hier ist neben den Erzählungen der Chronisten das ganze Aktenmaterial aus dem Prozeß, welcher der Jungfrau gemacht wurde, zum Abdruck gelangt. Die Fülle des Materials gebot es, eine Auswahl zu treffen. Aber Spätere haben ergänzend eingreifen zu müssen geglaubt. Pierre Lanéry d'Arc brachte in seinen



mémoires et consultations en faveur de Jeanne d'Arc (Paris 1890) alle die Aktenstücke zum Abdruck, welche Quicherat als unwesentlich entweder übergangen, oder nur kurz dem Inhalt nach mitgeteilt hatte. Gleichzeitig wurde von Seiten des Jesuitenpaters Ayroles ein Werk **la pucelle devant l'église de son temps** (Paris 1890) vorbereitet, welches alle Beweisstücke zu Gunsten der Jungfrau bespricht und somit eine Verteidigungsrede im großen Stil genannt zu werden verdient. So möchte denn für die Geschichte der Jungfrau so ziemlich alles, was auch in verborgensten Winkeln der Bibliotheken und Archive schlummert, ans Licht gezogen sein. Denn in Frankreich unterläßt man nicht, selbst den unbedeutendsten Bericht, wenn er von der Jungfrau handelt, in Druck zu geben. Als Delisle im Jahre 1885 ein breviarium historiae, welches ein unbekannter Kleriker am Hofe Karls VII. verfaßt hatte, fand, versäumte er nicht, den Johanna betreffenden Abschnitt daraus sogleich zu veröffentlichen, wenn er auch nichts Neues bot. In der Pariser Nationalbibliothek hat sich somit eine lange Reihe von Werken angehäuft, die hervorragende Forscher und patriotische Lokalhistoriker in gleicher Weise zu Verfassern haben. Es ist ein nicht gering anzuschlagendes Verdienst Mahrenholtzs, diese Litteratur durcharbeitet und somit die Summe alles dessen, was über die Jungfrau geschrieben, vorgelegt zu haben.

Freilich kurze Zeit nachdem Mahrenholtz seine Arbeit fertig gestellt hatte, erschienen auch schon neue Werke. Die merkwürdigste Blüte, welche der Büchermarkt in Frankreich auf diesem Gebiete zeitigte, war ohne Zweifel Ernest Lesignes Buch **la fin d'une légende, vie de Jeanne Darc**, welches am Ende des letzten Jahres in Paris bei Charles Bayle erschien. Verleger und Verfasser versäumten nicht, mit der ihnen zu Gebote stehenden Reklametrommel nach Kräften zu arbeiten, und so waren denn auch die Notizen, welche über die neugewonnenen Resultate durch die Presse gingen, ganz dazu angethan, die allgemeinste Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Johanna sollte hiernach endgültig des mysteriösen Zaubers entkleidet sein; ja sogar ihre Verheiratung wurde behauptet. Nicht eines gewaltsamen Todes sei sie gestorben, sondern habe noch lange gelebt. Lesigne meinte nun, seinen Resultaten in weiteren Kreisen am leichtesten dadurch Eingang verschaffen zu können, wenn er von den Fachmännern und deren Leistungen möglichst gering spräche. Kühn stellte er die Behauptung auf, daß selbst die Zeitgenossen nicht an Johannas Wunderwirken geglaubt hätten; was sich dem gegenüber etwa Entgegengesetztes anführen ließe, setzt er entweder herab oder verschweigt es ganz. Und doch läßt sich mit Leichtigkeit aus der Reihe der Zeitgenossen eine ganze Zahl von Männern und noch dazu geachteten Namens aufzählen, die fest an eine göttliche Sendung der Jungfrau glaubten. Aber nach Lesigne war es erst einer späteren Generation vorbehalten, bewußt die Legende zu schaffen. Mit Recht wies die ernsthafte französische Forschung diesen Versuch in der revue critique (März 1890) zurück. Die Gegnerschaft war eine leichte, denn überall vermißt man bei Lesigne die so notwendigen ernsthaften Quellenstudien, und diese mangelhafte Gründlichkeit der Arbeit bringt sie schon allein zu Fall. An die Wunderwirkungen der Jungfrau glauben wir sicher nicht. Auf welchem Wege sie erzielt wurden, ob durch Hallucinationen oder andere Sinnestäuschungen, kann uns ziemlich gleichgültig sein. Man mag es der französischen Geistlichkeit überlassen, behufs der Heiligsprechung die Legende redaktionell zu ordnen. Man wird es auch dem Jesuitenpater Ayroles zu gute halten, wenn er die Jugendjahre Johannas ganz in diesem Lichte vorführt, sie die Vögel des Feldes und Waldes, gleich als ob sie zahm wären, zu sich rufen läßt u. s. w. Im fünfzehnten Jahrhundert, wo der Aberglaube stark herrschte, glaubte man es gern, denn die Aufklärung war noch nicht so weit fortgeschritten, wie Lesigne annimmt. Für eine Heiligsprechung aber braucht man Derartiges, denn andere Heilige haben ja auch die Tierwelt zu ihren gehorsamen Untergebenen.

Jede Gestalt, zu welcher Zeit sie immerhin auftreten möge, muß aus ihrer Zeit verstanden und gewürdigt werden. Lesigne thut sich auf diesen Satz viel zu gute; aber das hat man doch schon lange vor ihm gewußt, und jeder, der sich mit dem Schicksal

Johannas ernsthaft beschäftigte, hat stets den Zuständen Frankreichs, den Gruppierungen der Parteien seine Aufmerksamkeit geschenkt. In wahrhaft klassischer Weise ist dies vor langen Jahren von Reinhold Pauli in seinen Bildern aus Altengland geschehen. Es ist ja an und für sich eine müßige Frage, was denn aus Frankreich geworden wäre, wenn die Jungfrau nicht aufgetreten wäre, und doch könnte man meinen, daß es für die Beurteilung der Bedeutung Johannas von Wichtigkeit wäre. Gehen wir nun auf die Erwägung ein, so ist ohne weiteres zuzugeben, daß Frankreich auch ohne das Auftreten der Jungfrau nicht verloren war. Sicher wurde ihr manches Verdienst zugeschrieben, was ihr nicht gebührte, und manche That wurde ohne ihr Zuthun zu einer Heldenthat gestempelt. Ein kurzer Blick auf die damalige Lage Frankreichs ist zu diesem Zwecke notwendig.

König Karl VI. aus dem Hause Valois verfiel kurz nach seinem Regierungsantritt dem Wahnsinn. Die Frage der Regentschaft schied die Magnaten des Reiches in zwei große Parteien. Die einen wollten den Herzog von Orleans, die andern den Herzog von Burgund mit diesem Amte betrauen. In einer dunkeln Novembernacht des Jahres 1407 wurde der Herzog von Orleans in den Straßen von Paris ermordet, wie man allgemein behauptete, auf Geheiß des Herzogs von Burgund. Die Blutthat rief den Bürgerkrieg in der schrecklichsten Form wach; der Burgunder hatte die Hefe des Volkes auf seiner Seite, während der Adel zu Orleans hielt. In England ließ man diese Wirren des Nachbarlandes nicht unbeachtet. Hier hatte soeben ein kraftvoller Herrscher den Thron bestiegen, und es schien an der Zeit zu sein, das ehedem von Eduard III. erhobene vermeintliche Anrecht auf die Krone Frankreichs durchzusetzen. Zudem gab es im Lande genug unruhige Geister, die teils von häretischen Ideen ergriffen, teils dem Hause Lancaster ob des kühnen Staatsstreiches gram waren. Diese mußte eine wohlregierende Staatsweisheit lieber nach außen ablenken, als in der Heimat zur Gärung kommen lassen. Kühn landeten die Engländer an der Küste Frankreichs, der Tag von Agincourt raffte die Blüte des französischen Adels dahin. Der Herzog von Burgund schlug sich auf ihre Seite, und ein großer Teil des alten Franciens lag zu den Füßen der Eroberer. Als dann die Armagnacs im Beisein des Dauphins den Herzog Johann erdolcht hatten, kam 1420 zu Troyes ein widernatürliches Bündnis zwischen Engländern und Franzosen, an dem sich auch Isabeau, die Königin von Frankreich, beteiligte, zu stande. Heinrich V. von England sollte mit der Hand Katharinas die Nachfolge in Frankreich nach dem Tode Karls VI. unter Ausschluß des Dauphins erhalten.

Heinrich V. folgte im Tode bald Karl VI. Nach dem zu Troyes geschlossenen Vertrage besaßen jetzt Frankreich und England ein Haupt. „Ein Kind in der Wiege, noch nicht einjährig, trug die Kronen dieser beiden Länder, die scharf durch das Wasser geschieden, so selten in der Geschichte Hand in Hand gegangen sind. Das war wahrhaftig ein Wunder. Wie viele sträubten sich vor dem Gedanken, daß es von Bestand sein könne." Gar bald zeigte es sich, daß tiefbegründete Gegensätze sich nicht durch einen diplomatischen Federzug ausstreichen lassen. Es stellte sich als unmöglich heraus, beide Nationen mit einander zu verschmelzen. Des Dauphins Ansehen stieg dadurch; er wurde als der Beschützer der Unabhängigkeit des Landes angesehen. Hatte er sich vordem nur auf die Partei der Armagnacs und deren adlige Genossen gestützt, so gewann er jetzt im Norden und Süden bedeutenden Anhang. Hierzu trat fördernd noch ein anderes Moment. Der Zauber der Legitimität und göttlichen Weihe, der des Dauphins Haupt auch vor der Salbung zu Rheims umgab, fehlte dem Kinde von England, das nur von mütterlicher Seite französisches Blut in sich trug. Daß die Valois die kirchlichen Vorrechte und Freiheiten stets im Auge gehabt hatten, trug ihnen gerade jetzt die besten Früchte. Neben dem Feudaladel stellte die Geistlichkeit dem König Karl VII. ihre Mittel für die Befreiung des Vaterlandes zur Verfügung. Außerdem spielte dann auch in die Kämpfe Frankreichs der große Gegensatz hinein, welcher seit Beginn des fünfzehnten Jahrhunders die katholische Kirche spaltete. Die Reformfrage und deren Durchführung hat deshalb auch für die Geschichte Johannas ihre Bedeutung.


Digitized by Google

Faßt man diese Punkte zusammen, so erkennt man, wie gerade zur Zeit des Auftretens der Jungfrau in den Geschicken Karls eine Wendung zum Bessern eingetreten war, und es ist nicht zuviel behauptet, wenn man sagt, daß ihn nicht Johanna allein nach Reims führte. Eine bedeutende Wirkung Johannas verdient aber besondere Beachtung: die moralische. In allen Kreisen des französischen Volkes, ob hoch ob niedrig, beim Prälaten, beim Edelmann wie beim Bürger machte sich Genußsucht, Ueppigkeit und sittenlose Ausschweifung breit. Die Grundlagen der Familie waren unterwühlt, und alle Bande des Blutes, wie des Staates drohten zu reißen. Endlich brach sich die religiöse Stimmung hier Bahn. Bettelmönche durchzogen das Land, predigten Buße und führten dem armen Volke die düsteren Gesichte der Apokalypse vor. Aber erfrischender wirkte das reine Vorbild Johannas.

Freilich Sache der Legende ist es nicht, diese Punkte nüchtern ins Auge zu fassen; ihr kommt es vielmehr darauf an, das Wunderbare und Uebernatürliche vorzuführen, um eben dadurch umsomehr zu wirken. So hat denn wohl auch die Geistlichkeit schon damals sich gern der Person Johannas bemächtigt, um eben durch sie auf die Massen zu wirken. Jedoch dafür, daß die Jungfrau durch die Geistlichkeit zu ihrem Werke veranlaßt sei, findet sich kein Beweisstück. Dagegen weist Mahrenholtz mit Recht darauf hin, daß gerade in der Heimat Johannas, an der deutsch-französischen Grenze, sich das Nationalbewußtsein am stärksten entwickelte, daß hier der Haß gegen die englischen Eindringlinge und die abtrünnigen Burgunder fast die Form des Fanatismus annahm. So wird denn Johannas Herz bereits, ehe sie den Beruf zur Retterin Frankreichs in sich fühlte, in Haß gegen das Fremdländische entflammt sein. Schon im elterlichen Hause war so der Grund für ihre Mission gelegt. War doch der Vater aus der Champagne nach Domremy vor den Burgundern geflohen. Mehr als einmal mögen am häuslichen Herde heftige Aeußerungen über die fremden Eindringlinge gefallen sein, und in den Spielen der Kinder spiegelte sich der große Gegensatz, welcher damals in Frankreich herrschte, wieder.

Johannas Vater war ein wohlhabender Gutsbesitzer, der vermöge seines Ansehens in Domremy die Stellung als Doyen, nächst dem Maire die höchste Obrigkeit des Ortes, erlangt hatte. Domremy gehörte halb zur Champagne, halb zu Lothringen. Da Johanna, wie sich mit ziemlicher Gewißheit feststellen läßt, in dem erstgenannten Teile geboren wurde, so muß sie als eine echte Tochter Frankreichs gelten, und jeder Versuch, sie zu einer Patronin Lothringens zu machen, ist hinfällig, da er keine Grundlage hat. Den Tag, an welchem sie das Licht der Welt erblickte, sicher zu ermitteln, ist kaum möglich. Nach der landläufigen Ueberlieferung soll dem 6. Januar diese Ehre zukommen, doch kann es durch keinen urkundlichen Bericht erhärtet werden. Betreffs des Geburtsjahres steht es schon besser, wenn auch hier nicht unbedingte Sicherheit zugestanden werden kann. Doch kann das Jahr 1412 mit ziemlicher Bestimmtheit angegeben werden, denn im Verhör, welches die Inquisition mit ihr 1431 anstellte, hat sie sich als neunzehnjährig bezeichnet. Deshalb muß es als ganz willkürlich angesehen werden, wenn Lesigne ihr Geburtsjahr auf 1409 herunterdrücken will. Die Gründe, welche ihn hierzu bewogen haben, können sich bei einer ernsthaft geführten Untersuchung nicht als stichhaltig erweisen; sie sind lediglich äußerer Art. Allerdings scheint das entschlossene, vor nichts zurückschreckende und in mancher Hinsicht doch zugleich scharf berechnende Wesen der Jungfrau ein reiferes Alter vorauszusetzen. Doch diese rein äußerlichen Gründe können nicht allein die Entscheidung in dieser Frage herbeiführen, zumal man gestehen muß, daß nichts der Annahme im Wege stände, die Jungfrau habe sich frühzeitig entwickelt. Denn auch sonst weist sie in mehr als einer Beziehung einen nicht normalmäßigen Entwicklungsgang auf.

Durch Schillers Drama hat bei uns in Deutschland die Gestalt der Jungfrau und ihre Schicksale eine festgeschlossene Form angenommen. Nur als Dichter, nicht als Geschichtsschreiber stand Schiller dem Stoffe gegenüber und demgemäß hat er ein Ideal-

Digitized by Google

bild, nicht ein historisch treues Porträt zeichnen wollen. Lediglich aus diesem Grunde hat er von vornherein die zeitraubenden, für seinen dichterischen Zweck entbehrlichen und in jener Zeit schwierigen Quellenstudien unterlassen und sich der Führung eines Buches anvertraut, welches er zufällig in der Weimarer Bibliothek fand. Ihm hieraus einen Vorwurf zu machen, wie dies kürzlich von Rieks geschehen ist, möchte nicht statthaft sein und an den Landschaftskritiker bei Justinus Kerner erinnern. Auch bei Schiller erscheint die Jungfrau als Hirtin, aber die historische Forschung hat feststellen können, daß ihre Aussage, die sie vor ihren Richtern machte, sie „habe weder Schafe, noch andere Tiere gehütet," auf Wahrheit beruht. Ueberhaupt weist ihre Jugendgeschichte keine bemerkenswerten Züge auf, und erst später, als sie rehabilitiert wurde, machten sie ihre Jugendgenossen zu einer Frömmlerin und Schwärmerin, welche die Scherze und Spiele ihrer Altersgenossinnen floh, um in der Einsamkeit mit Gott zu reden. Uebermäßige Kirchlichkeit lag der Jungfrau wohl auch durch ihre Erziehung fern. Lediglich Erzeugnis der Legende ist es, daß sie all ihr Hab und Gut an die Armen gegeben hätte. Himmlische Milde, heißt es in legendenhafter Wendung, habe ihr ganzes Wesen umschwebt, so daß die Vögel des Feldes Brot aus ihrem Schoße genommen, die wilden Tiere ihre Herde verschont hätten. Dies, sowie die Erscheinungen von Heiligen, welche Johanna gehabt haben will, müssen wir der katholischen Geschichtsschreibung überlassen; mag sie dieselben ruhig weiter erzählen. Wenn der protestantische Geistliche Dr. Rieks in seiner Schrift: Die Jungfrau von Orleans, ein kirchengeschichtliches Bild aus dem XV. Jahrhundert (Berlin, Wiegand & Grieben, 1890) die Möglichkeit dieser Visionen zugiebt, so ist dem schlecht zu widersprechen. Sicher hat Johanna an die Realität der himmlischen Erscheinungen geglaubt, aber es scheint müßig, wie Mahrenholtz richtig bemerkt, aus Johannas Visionen ein schwer zu lösendes psychologisches Problem zu machen. Lesigne kommt mit einem ganzen Wust medizinischer Kenntnisse, auf die er sich nicht wenig zu gute thut, um dann die Visionen als Hallucinationen zu erklären. Für die historische Forschung aber wird die Gewißheit genügen, daß Johanna selbst an ihre göttliche Mission glaubte.

In Gestalt und Gesicht ist uns die Jungfrau in keiner Darstellung überliefert, die Anspruch auf Authenticität machen könnte. Mehr als ein Bild von ihr wahren die französischen Galerien; überall zeigt sich in der Figur das Gedrungene und eher Plumpe, als Ebenmäßige. Das alte Gemälde, auf dem Karl Heses Schilderung beruht, mag wohl eine Idealisierung sein, wie sie sich schon zur Zeit des Rehabilitationsprozesses Bahn brach. Und doch brauchen wir kein Bild alter Zeiten von ihr: „Sie steht, wie Reinhold Pauli sagt, wie sie leibt und lebt, so menschlich schön, so zauberich hoch da, daß keine Kunst, weder Poesie, noch Malerei, noch Skulptur, der rein historischen Gestalt so leicht volle Gerechtigkeit widerfahren läßt."

Dem Auftreten der Jungfrau war durch eine alte Weissagung der Boden geebnet. Die dem Aberglauben so zugeneigte damalige Zeit stützte sich gern darauf, daß Frankreich durch ein Weib zu Grunde gehen und durch eine Jungfrau von der lothringischen Grenze errettet werden sollte. Es liegt die Möglichkeit nicht allzufern, daß Johanna selbst davon frühzeitig am häuslichen Herde Kunde erhielt, und bei ihrer eigentümlich veranlagten Natur fühlte sie bald in sich die Berufung. Sowie nun in ihr dieser Gedanke einmal Wurzel geschlagen hatte, mußte sie natürlich von allen alltäglichen Dingen ihr Streben ablenken. Um sich jener Aufgabe allein widmen zu können, wies sie wohl auch die Werbung eines Bauern, der von ihren Eltern begünstigt wurde, zurück. Doch über den Weg, auf dem Johanna zur Vollbringung ihrer Mission gelangen sollte, war sie sich selbst im Unklaren. Eine geheime Flucht wagte sie aus Furcht vor dem strengen Vater nicht; auch ihre Jugendgespielinnen ohne Scheidegruß zu verlassen, fiel ihr schwer. Da bot sich ihr Oheim Laffart zur Vermittlung. Im Januar 1429, mitten im strengen Winter, folgte sie seinem Rufe, ihn in seinem Haushalt zu unterstützen. Schon hatte dieser vorgearbeitet und hatte sich Ende 1428 zu dem



königlichen Hauptmann Baudricourt nach Vaucouleurs begeben, aber dieser meinte auf das Versprechen des Mädchens, der Oheim möge sie mit tüchtigen Ohrfeigen zu ihren Eltern zurücksenden. Auch jetzt wollte Baudricourt von der persönlich Erschienenen nichts wissen, sondern behandelte sie wie eine Besessene, die vom Priester beschworen wurde. Was ihn dann plötzlich doch vermochte, auf die Pläne der Jungfrau einzugehen, läßt sich nicht ermitteln. Genug, er wandte sechzehn Franken daran, um sie mit Roß und Rüstung zu versehen. Die Summe mag, wie Lesigne bemerkt, gering erscheinen, doch ist es für die Entscheidung der Hauptfrage unwesentlich. Dagegen wird die Stellungnahme des Vaters von Interesse sein, da gerade Schiller ihm eine besondere Rolle zugewiesen hat. Die nüchterne Forschung kann den alten Darc nur als zufrieden mit dem Thun seiner Tochter erscheinen lassen. Er besaß ein lebendiges Vaterlandsgefühl und eine tiefgehende Liebe für den König. Seinem Bauernstolz mochte es schmeicheln, daß seine Tochter als Gottgesandte begrüßt wurde. Dadurch, daß er seinen Sohn Pierre als Begleiter mitsandte, gab er seine Einwilligung zu erkennen.

Für die Legende fand sich bis zum ersten Auftreten der Jungfrau wenig Gelegenheit zur Ausschmückung, jetzt jedoch beginnt sie wie ein Schlinggewächs jeden historischen Kern zu überwuchern und zu ersticken. So hat denn gerade hier die Kritik scharf die Sonde anzulegen, um das Wahre zu ermitteln. Interessant ist hierbei auch die Beobachtung, wie sich die einzelnen Darsteller dieser oder jener Erzählung gegenüber verhalten; es wird daraus dann die Tendenz offenbar, welche sie verfolgen. Ayroles läßt als katholischer Geistlicher, der die Verherrlichung der Jungfrau im Auge hat, den König als völlig entblößt von allen Hülfsmitteln erscheinen. Nur ein Wunder Gottes kann nach seiner Meinung Karl VII. und Frankreich noch retten. Etwas anders drückt sich Rieks aus. Am 9. März 1429 wurde Johanna vor den König geführt. Das Gespräch, welches sich dann entspann, wurde nur vor wenigen Zeugen geführt. Auch hier fand sich für die legendare Darstellung eine Ausbeute. Die Berichte, welche auf verschiedenen Aussagen beruhen, erzählen, daß die Jungfrau den König an sein Gebet erinnert habe, das er in stiller Kammer zum Herrn gerichtet, daß, falls er, woran vielfach gezweifelt wurde, der echte Sprosse des Königshauses sei, er in Kastilien oder Schottland Rettung finden möge. Es bedarf einer genauen kritischen Sichtung, um hier das Richtige zu ermitteln. Erst spätere Quellen wissen davon zu erzählen, daß Johanna den König mitten unter all den Anwesenden heraus erkannt habe. Wenn auch der Biograph Karls, Jean Chartier, es berichtet, so liegt das in seinem Hang zum Mysteriösen. Bemerkenswert ist es jedenfalls, daß im Prozeß dessen keine Erwähnung geschieht. Nun soll die Jungfrau auch dem König das Geheimnis seines Gebetes enthüllt haben. Die verschiedenartigen Versionen, welche die einzelnen Quellen bieten, lassen aber als Grundkern anerkennen, daß Johanna Karl VII. als wahren König Frankreichs begrüßte. Daß sie auf diese Frage einging, war natürlich und naheliegend. Als Fakta bestehen: das Gebet des Königs und die Anrede der Jungfrau. Aus der Coincidenz beider wird dann die göttliche Offenbarung gefolgert. Eine wunderbare Offenbarung kann man aber doch auch nach katholischer Lehre erst dann darin erblicken, wenn sich dies Zusammentreffen durch die uns sonst bekannten Umstände nicht erklären ließe. Nun ist aber jede Thatsache für sich auch noch anderweitig bezeugt, ihr Zusammenhang aber ergiebt sich folgerichtig aus den Charakteren und Situationen. Auch Johanna mußten schon damals Zweifel an der Legitimität des Königs zu Ohren gekommen sein. Schon in Vaucouleurs hatte sie Verschiedenen gegenüber die Rechtmäßigkeit Karls verteidigt. Ihre erste Anrede an den Dauphin ging naturgemäß von diesem Punkte aus. Der Zufall brachte es mit sich, daß Karl in einem Gebete dieser Zweifel gedacht hatte. Man redete dann von einer nachhaltigen Einwirkung dieser Offenbarung auf den König, aber dieselbe war doch nur vorübergehend. Uebertreibend erzählen einige Chronisten, er habe sich seitdem dem Rate der Jungfrau unbedingt anvertraut. Der wahre Sachverhalt war ein anderer, wie ihn denn auch die eingehende Kritik ermittelt hat.

Digitized by Google

Die Stellung, welche Karl VII. zuerst Johanna gegenüber einnahm, konnte natürlich auf die Dauer weder ihr, noch ihren Beschützern genügen. Denn der König, der lieber diplomatischen Künsten vertraute, wünschte kein erneutes Aufflammen des Fanatismus, wie es durch das Auftreten der Jungfrau hervorgerufen werden mußte. Hätte nun Johanna nicht in dem Herzog von Alençon, Johann von Orleans und den Gegnern La Tremouilles Unterstützung aus persönlichen Gründen gefunden, so wäre sie nie zur Geltung gekommen, denn die einflußreichen Minister konnten das Eingreifen einer angeblichen Gesandtin Gottes in die Politik und Kriegführung nicht dulden, wie sie auch später Johanna überall entgegentraten. Wenn Karl dann schließlich auf das Anerbieten der Jungfrau einging, so war sie ihm, wie Mahrenholtz richtig bemerkt, ein politisches Werkzeug, dessen übernatürlicher Kraft er eher mißtraute, als traute, und das er unbeachtet verderben ließ, als seine Wirkung sich nicht dauernd bewährt hatte. Hieraus wird sein Verhalten erklärlich. Wohl wurde eine Kommission zur Prüfung der Jungfrau eingesetzt, aber das geschah doch nur, um dem gemeinen Mann die Sache noch mundgerechter zu machen. Weder der Vorsitzende derselben, der Erzbischof von Reims, noch die anderen Rechts- und Gottesgelehrten haben sich von der göttlichen Sendung der Jungfrau überzeugen lassen.

Nachdem Karl VII. sich für die Jungfrau entschieden hatte, verhinderte ihn die fortwährende Geldnot an der Durchführung seiner Pläne. Endlich gelang es, das Nötige zusammenzubringen. Ein Schwert forderte Johanna aus der Kirche zu Fierbois, aber das Vorhandensein desselben war ihr sehr wohl bekannt, und sie hat es nicht, wie die Legende erzählt, infolge göttlicher Inspiration erraten. Johannas Persönlichkeit wirkte gewaltig auf die Menge. Im Heere wurde durch den Einfluß, welchen ihre Persönlichkeit ausübte, der herrschende Ton gebessert. Fluchen und Schwören unterblieb in ihrer Gegenwart. Doch das Lagerleben wirkte auch auf sie verwildernd, wenn auch nicht entsittlichend. Milde Kapitulationsbedingungen gewährte sie nicht, oft ließ sie Gefangene grausam niedermetzeln. Den Mut der Soldaten feuerte sie durch Aussicht auf bedeutende Beförderungen an. Natürlich gewann sie vor allem die Frauen für sich. Der Aberglaube war bald im Volke so weit gediehen, daß man Ueberirdisches von ihr erwartete. So wurde sie in Lagny zur Wiederbelebung eines scheintoten Kindes aufgefordert. Aber manchem erschien sie schon damals als Zauberin und Betrügerin. Die Mitwelt nahm vor allem vielen Anstoß an ihrem unweiblichen Wesen.

Auf Grund des Gutachtens der Kommission wurde Johanna zum Entsatz Orleans, welches seit dem Oktober 1428 von den Engländern belagert wurde, ausgesandt. Es war ein stattlicher Zug, 2000—2500 Mann, der von Chinon aufbrach und zunächst nach Blois ging, wo große Transporte zur Proviantierung Orleans aufgesammelt wurden. Denn schon vordem war Karl auf die Unterstützung der treu zu ihm haltenden Stadt bedacht gewesen. Trotz seiner schlechten Finanzlage hatte er fast 109,000 Franken diesem Zwecke geopfert. Das Heer, welches jetzt auszog, war ein nationales. Karl stützte sich nicht mehr auf Schotten und Lombarden, sondern auf seine Landeskinder. Freudig strömten die Krieger, angefeuert durch das Beispiel der Jungfrau, von allen Seiten zusammen, um ihrem König zu dem angestammten Rechte zu verhelfen.

Sollte nun das zum Ausbruch gekommene Nationalitätsbewußtsein auch wirklich von Vorteil sein, so galt es vorsichtig zu Werke zu gehen. Johanna, die im Vertrauen auf ihre Heiligen den Stier bei den Hörnern packen und gleich auf die starken Bollwerke des rechten Ufers losgehen wollte, fand bei den französischen Feldherrn keinen Beifall. Um sie gefügig zu machen (denn wegen ihres großen Einflusses auf die niederen Volksmengen mußte sie Berücksichtigung finden), wurde sie über die wahre Lage von Orleans getäuscht. Ebensowenig gab man ihrer Forderung nach, gleich nach der Ankunft den Sturm zu wagen, sondern wartete erst die Ankunft der zurückgebliebenen Soldaten ab. Inzwischen beschäftigte man sie mit einem Kriegsspiele, das leicht hätte gefährlich werden können, wenn die Engländer nicht so energielos gewesen wären. Daß



Johanna die Engländer in großsprecherischen Worten zur Ergebung auffordern ließ, hat man von kirchlicher Seite damit zu verteidigen gesucht, daß sie als gehorsame Tochter der Kirche erst alle Mittel des Friedens erschöpfen mußte, ehe sie zur kriegerischen Thätigkeit überging. Ohne ihr Wissen machten dann die französischen Führer den Plan für den bevorstehenden entscheidenden Kampf. Beim Sturm auf die Hauptbefestigung der Engländer leistete sie viel und setzte es durch, daß der Kampf nicht eher abgebrochen wurde, als bis der Erfolg erzielt war. Obwohl sie selbst verwundet war, zwang sie doch den Grafen Dunois, den gegebenen Befehl zum Rückzuge zurückzunehmen. Durch ihre Begeisterung riß sie alle Krieger mit sich, und das Hauptkastell der Engländer, les Tourcelles, fiel in ihre Hände.

Was sie vor Orleans geleistet, ist nach Mahrenholtz Ansicht nur die That eines mutigen Unteroffiziers, der die Truppen anfeuert, ihnen zum Kampfe voraneilt und der auf die niederen Soldaten gestützt, selbst die vorsichtigeren Feldherren mit sich fortreißt. Der Ruhmestitel „Jungfrau von Orleans," den ihr die dankbaren Bürger gegeben und auf die Nachwelt vererbt haben, muß ihr demnach bestritten werden. Es läßt sich eine gewisse Härte dieses Urteils nicht leugnen. Sicher verdankte Johanna einen guten Teil ihres Erfolges der Kopflosigkeit der Engländer. Vereinzelung und mangelnde Oberleitung haben den Verlust Orleans verschuldet. Talbot zog in der Nacht heimlich ab, ohne an die Verteidigung der noch vorhandenen vier Bollwerke zu denken. Am 8. Mai konnte Johanna in Orleans einziehen. Nicht gerade ein tiefgehendes Feldherrntalent zeigt es, wenn sie die Verfolgung des Feindes untersagt.

Auch hier boten sich Hebel für die Mythenbildung. Bei dem Proviantransport, der nach Orleans nur auf der Loire zugeführt werden konnte, gab es einen Augenblick der größten Ratlosigkeit. Der Wind war dem Unternehmen widrig; schon gewann es den Anschein, als ob alles scheitern sollte. Da plötzlich schlug der Wind um und ermöglichte die Fahrt auf dem Strome. Gläubigen Seelen erscheint das natürlich als ein Wunder, welches durch die Gegenwart der Jungfrau bewirkt war, und Graf Dunois gestand später zu, von diesem Augenblicke an Gottes Hülfe geglaubt und seine Hoffnung in die von ihm gesandte Jungfrau gesetzt zu haben. Freilich der Skeptiker wird in dieser Aenderung der Windrichtung schwerlich eine Wirkung der „heil. Jungfrau" sehen.

Jubelnd vom Volke begrüßt eilte Johanna an den Hof zurück. Schon hatte sich Karl von der Brauchbarkeit des neuen Werkzeuges überzeugt. Mochte ihn sein leichtes, gefühlvolles Herz die Reinheit der Begeisterung Johannas erkennen lassen und schrieb er davon geleitet in dem Sendbrief, den er ins Land schickte: „ihr könnt den Heldenmut und die Wunderthaten nicht genug ehren, die uns die Augenzeugen von dem Mädchen berichten, die an allen siegreichen Kämpfen teilgenommen hat," bei seinen weiteren Maßnahmen ließ er sich doch von anderen Gesichtspunkten leiten. Schon damals zeigte sich Mißtrauen bei den Klerikern und Zweifel der stolzen Herren, die über Johanna fast wie der Feind dachten und in ihrer Herkunft, in der durch sie veranlaßten Erhebung der niederen Stände eine ihnen drohende Gefahr erblickten, die vielleicht Schlimmeres bringen konnte, als die englische Fremdherrschaft.

Auch andere Schwierigkeiten boten sich. Die Finanzlage des Königs war eine ungünstige. Sie beeinflußte natürlich auch die kriegerischen Maßnahmen. Von den Parteien bei Hofe fand Johanna Unterstützung bei denen, die für fortgesetzten Kampf waren. Ein warmer Fürsprecher war ihr namentlich der Herzog von Alençon, der allerdings kein großer Militär war und seit seiner Gefangennahme den Engländern gern persönlich aus dem Wege ging. Die Jungfrau wollte direkt auf Paris losgehen, doch gelang es ihr nicht, diese Absicht durchzusetzen. Aber ein anderes wurde erreicht: „Der sehr berechtigte Gedanke, sagt Mahrenholtz, von der Loire nach der Normandie, dem Hauptsitze der selbständigen, nicht von Burgunds Gnade abhängigen englischen Macht zu ziehen, diese Provinz zu erobern und von dort aus Paris zu bedrohen, nebenbei aber den Frieden mit dem Herzog Philipp zu machen, wurde in dem ersten

Teile durch Alençon und Johanna verhindert, aber man setzte es wenigstens durch, daß der neu beschlossene Zug erst die Loire entlang und dann im Halbbogen um Paris herum nach Reims durch Unterhandlungen mit den burgundischen Festungskommandeuren vorbereitet wurde." Vom strategischen Gesichtspunkte aus kann man den französischen Führern nur beistimmen, die weiteren Unternehmungen wurden sorgsam vorbereitet, doch wurde in gewisser Beziehung auf Johanna Rücksicht genommen. Nicht direkt, wie sie verlangte, wurde auf Reims vorgerückt, sondern das gefahrvolle Unternehmen wurde planvoll ins Werk gesetzt. Dem Laufe der Loire folgend, drang man schnell vor. Talbot wurde bei Patay geschlagen, aber der Ruhm dieses Sieges wird verdunkelt durch die Grausamkeit, mit der Johanna die Gegner töten ließ. Wohl hatte der Anblick des Blutes sie zuerst weinen gemacht, aber bald wurde dadurch ihre Leidenschaft aufgeweckt und diese ließ ihr keine Ruhe. Im Geiste ihrer Zeit mochte sie auch die Vernichtung des Feindes bis auf den letzten Mann, nicht die Schonung der wehrlos Gemachten wünschen.

Es war zum ersten Male, daß die Franzosen in offenem Felde die Oberhand gewonnen hatten, und somit war der Sieg von bedeutender moralischer Wirkung. Das schon erwachte Nationalgefühl gewann überall immer mehr an Boden. Verschwörungen bildeten sich in den noch besetzten Gebietsteilen, um der Zwingherrschaft ein Ende zu bereiten. So wäre es denn die beste Ausnutzung dieses Sieges gewesen, wie die französischen Führer jetzt vorschlugen, die Normandie zu erobern, um so den Feinden den Rückzug abzuschneiden. Aber Johanna wollte davon nichts hören; ihr kam es vor allem darauf an, Karl mit dem Zauber der Krönung in Reims zu umhüllen. So setzte sie es denn mit Hülfe Alençons durch, daß zunächst nach dort und später nach Paris der Zug gerichtet wurde. Den Engländern blieb somit Zeit, sich in der Normandie zu verstärken.

Am 17. Juli 1429 fand in der Kathedrale zu Reims in althergebrachter Weise die Krönung Karls statt. Es können hier nicht die Einzelheiten der Feierlichkeiten, welchen Johanna beiwohnte, berichtet werden; vielmehr muß eine andere Frage zur Erörterung gelangen. Immer und immer wieder wird von denen, die sich mit der Geschichte der Jungfrau aus kirchlichen Gründen beschäftigen, behauptet, daß Johanna ihre Mission mit der Krönung in Reims als beendet angesehen und ihren Abschied gefordert habe. Das ist, sagt Reinhold Pauli, einer der vielen Irrtümer, die sich legendenartig an ihre wunderbare Geschichte angesetzt haben. Hätte sie in der That den Wunsch gehabt, so würde die bei Hofe mächtige Partei sie wahrhaftig nicht gehindert haben, nach Hause zu gehen. Pater Ayroles ist nicht in diesen Fehler verfallen. Gegenüber den Aussagen der Jungfrau in Rouen darf nach seiner Meinung eine derartige Behauptung nicht mehr in der Geschichte Raum finden. Wie man namentlich von kirchlicher Seite zu dieser Annahme kam, läßt sich leicht erklären. Vor Paris und Compiègne erlitt Johanna bedeutende Mißerfolge; es lag nahe, deshalb an ihrer göttlichen Sendung irre zu werden. Wollte man aber hieran festhalten, so ergab sich leicht der Ausweg, Johanna habe diese Unternehmungen gegen den Willen der Heiligen gemacht. Knüpfte sie aber bei ihrem Auftreten an die erwähnte alte Weissagung an, wie doch wohl wahrscheinlich ist, so mußte sie sich als die kommende Retterin Frankreichs hinstellen. Nur die Vertreibung der Engländer aus Frankreich konnte das Ziel sein, welches sie erstrebte.

Aber darüber darf kein Zweifel herrschen, daß Johanna sich in Reims auf dem Höhepunkt des Ruhmes befand. Es war ihr gelungen, den Nationalsinn der Franzosen zu entflammen und mit Hülfe desselben die Engländer zu vertreiben. Vom Könige hatte sie zahlreiche Beweise der Gnade erhalten, die dieser allerdings mehr in Rücksicht auf die Volksgunst, deren sich die Jungfrau erfreute, gab. Ihr Heimatsort Domremy erhielt Steuerfreiheit, und ihre Familie wurde in den Adelstand erhoben. Ein Schwert mit einer Krone auf der Spitze, zwischen zwei goldenen Lilien von Frankreich zeigte ihr

Wappen. Aber als dann während des Winters die lange Waffenruhe eintrat, wurde sie mißmutig und äußerte: „ich fürchte nichts als Verrat.“ Noch fand sie Trost und Stärkung im Gebet, sowie in dem Bewußtsein, ihre Aufgabe noch nicht völlig gelöst zu haben. Doch ihr Geschick erfüllte sich schnell, nicht weil sie, wie die Legende will, die Stimme der Heiligen nicht mehr vernahm und ohne himmlischen Auftrag nach Paris ging, sondern weil sie sich immer mehr den ehrgeizigen Plänen der Kriegspartei zuwandte. Mit Unmut bemerkte Johanna das Zaudern und in dem überlegt langsamen Vorgehen sah sie nur Feigheit. Sie drängte dazu, direkt auf Paris loszugehen. Ihre Hoffnung war die Unvermeidlichkeit eines Zusammenstoßes auf dem Schlachtfelde, auf dem sie des Sieges gewisser war als im Rate des Königs. Da sie im Heere Anklang mit ihrer Losung: nach Paris, fand, so wurde Karl zum Zuge gegen die Hauptstadt gezwungen. Vor Paris angelangt, forderten sie und das Heer ungestüm den sofortigen Angriff. Am Tage Mariä Geburt wurde der Sturm an der Porte St. Honoré versucht. Johanna eilte allen voran, aber eine Verwundung am Schenkel hemmte sie an ihrem Thun; sie mußte den Kampfplatz verlassen. Zu ihrem großen Kummer wurde der Angriff aufgegeben. Von den französischen Forschern wird nun häufig die Behauptung aufgestellt, daß der Angriff erneuert werden mußte und dann auch zum Siege geführt hätte. Allein der Glaube an die Verheißungen der Jungfrau war durch diesen Mißerfolg im Heere stark erschüttert, und den Belagerten mußte dadurch der Mut wachsen. Im Kriegsrate siegten die Gegner Johannas vollständig und erreichten das für diesen Augenblick allein militärisch richtige: den Rückzug.

Johanna wurde wohl am königlichen Hofe noch freundlich empfangen, aber die Unthätigkeit, zu der sie jetzt verdammt schien, wollte ihr nicht behagen. In den letzten Tagen des März 1430 entfloh sie dem Hofe und eilte nach dem Kriegsschauplatze in der festen Ueberzeugung, daß, wo sie sich zeigte, sich ihre durch ihr Auftreten unbeschreiblich begeisterten Landsleute anschließen würden. Doch bald sollte sie sich darüber klar werden, welche Kluft zwischen ihrer jetzigen und der früheren Stellung war. Statt des edlen Alençon und Grafen Dunois standen ihr jetzt Hauptleute zur Seite, die wohl den Degen führen konnten, aber nicht fähig waren, große Pläne zu entwerfen. So geht es denn mit ihr bedenklich zurück. Als sie dann im April 1430 auch vor Pont l'Evêque gescheitert war, büßte sie ihr Ansehen im Heere vollständig ein.

Inzwischen war der Herzog von Burgund wieder als Feind Frankreichs aufgetreten und belagerte im Mai Compiègne. Hier glaubte Johanna eine Gelegenheit zur Wiedererlangung ihres schon schwindenden Ruhmes gefunden zu haben. In heftiger Ungeduld stürmt sie mit ihrer kleinen Schar den andern voran, um der Stadt zu helfen. Mitten durch die feindlichen Linien stürmt sie in die Stadt hinein. Am Tage darauf versuchte sie mit der Besatzung einen Ausfall, aber die Feinde waren an Zahl zu sehr überlegen, sie mußte zurück, doch deckte sie mutig den Rückzug. Schon waren fast alle glücklich über die Zugbrücke, da wurde ihr der Weg verlegt, und ein englischer Schütze war kühn genug, sie an ihrem Sammetrock vom Pferde zu ziehen. Der Herr von Wandonne ergriff die am Boden Liegende, und da ihr keine Hülfe aus der Stadt kam, war sie eine Gefangene der Leute des Grafen Jean de Ligny, der ein Lehnsmann des Herzogs von Burgund war. Daß Jean sie dann um 10,000 Franken an den Bischof Cauchon verkauft habe, ist Fabel.

Den Vorgängen bei Compiègne hat aus Lokalpatriotismus Alexander Sorel, der sich schon früher mit der Geschichte der Jungfrau beschäftigt hat, ein ausführliches Werk gewidmet: la prise de Jeanne d'Arc devant Compiègne (Paris, Alphonse Picard, 1889). Bis ins kleinste Detail hinein erörtert er auf Grund der in Compiègne und andernorts befindlichen Archivalien die Schicksale Johannas in diesen Tagen. Manches, was er vorbringt, ist bereits von andern gesagt. Auf Grund des Tagebuches eines Pariser Bürgers ist es ihm gelungen, den Tag der Gefangennahme auf den 23. Mai 1430 sicher festzustellen. Demnach muß die andere Angabe, welche auf den

Digitized by Google

24. lautet, aber auch sonst verworfen wurde, endgültig aufgegeben werden. Sorel gehört zu den Lobrednern der Jungfrau, und man mag es seinem Lokalpatriotismus zu gute halten, wenn er in ihr ein hervorragendes Feldherrntalent erblickt. Auffallend ist es ihm natürlich, daß der König gar nichts für ihre Befreiung that. Daß aber, wie er meint, in Wirklichkeit doch Schritte dazu gethan wären, ohne daß die Tradition eine Spur davon gewahrt hätte, möchte kaum auf Beifall rechnen können. Denn die Quellen über die einzelnen Schicksale der Jungfrau fließen so zahlreich, daß eine derartige Annahme nicht zuläßig ist.

Karl VII. ließ dem Schicksal der Jungfrau ruhig seinen Lauf, weil sie sonst leicht ein Hinderungsgrund für seine Verhandlungen mit dem Herzog von Burgund werden konnte. Auch niemand von denen, die früher in Poitiers der Jungfrau ein gutes Zeugnis über ihre Jungfräulichkeit, Gottesfurcht, Ehrbarkeit und Einfachheit ausgestellt, erhob jetzt seine Stimme. Zwar einzelne Geistliche, wie Bischof Gelu, sahen in der Gefangennahme der Jungfrau eine Strafe des Himmels für den König, der immer noch seinem früheren Lebenswandel nachhing, und forderten allgemeine Bittgebete für die Befreiung der Jungfrau. Doch noch einen andern Weg hätte es gegeben. Sorel meint, daß eine energische Protestation von Seiten der Geistlichkeit sicher die höchste kirchliche Instanz zum Einschreiten gezwungen hätte. Deshalb schreibt er die Schuld an ihrem Untergange auch La Tremouille und seinem Anhang zu. Doch die Sache verhält sich noch anders. Für ein Lösegeld, wie es der königliche Schatz aufbringen konnte, hätten Burgunder und Engländer die willkommene Beute nicht aufgegeben. An den Papst durfte der König um seiner Stellung willen sich nicht wenden, denn gegebenen Falls hätte er als Mitschuldiger einer Betrügerin oder Ketzerin erscheinen können.

Die landläufige Darstellung behauptet, daß mit Johannas Gefangennahme ein Umschwung im Kriegsglück der Franzosen eingetreten wäre. Wohl erlitt die französische Armee im Sommer 1430 und 1431 Verluste und Niederlagen, aber sie waren nur die Nachwehen der Katastrophe vor Paris, und auch Johanna hatte ja den Sieg nicht immer an ihre Fahnen zu fesseln gewußt. Doch an Erfolgen fehlte es später nicht, ehe la Tremouille gestürzt wurde, den man als den Hauptgegner ansah. Im Jahre 1436 trat dann eine Betrügerin als Jungfrau auf und fand bei der Familie Johannas Anerkennung. Aber im Volke wußte man bald, was sie war. Wenn Lesigne diese für die wahre Johanna hält, so beruht das auf einer vollständigen Verkennung der Thatsachen. Nach allgemeinem Urteil war jene eine Betrügerin, und die echte Johanna ist zweifelsohne in Rouen verbrannt. Wäre sie echt, dann war allerdings die Jungfrau von Orleans verheiratet, denn die Betrügerin war froh, der Inquisition zu entrinnen und die Gattin eines lothringischen Edelmannes zu werden.

Johanna wurde zunächst in Beaulieu gefangen gehalten. Ein Fluchtversuch, den sie in geschickter Weise anstellte, mißlang. Dann wurde sie nach der festen Burg von Beaurevoir gebracht. Als sie hier von ihrer bevorstehenden Auslieferung an die Engländer hörte, faßte sie trotz des angeblichen Abmahnens der Heiligenstimmen den verzweifelten Entschluß, durch einen Sprung von dem hohen Turme den Händen ihrer Peiniger zu entrinnen. Aber schwer verletzt, wurde sie in ihren Gewahrsam zurückgebracht. Im Dezember 1430 kam sie dann in die Gewalt der Engländer, und nunmehr begann der Prozeß, welcher sie am 30. Mai 1431 auf den Scheiterhaufen brachte.

Die Akten des Prozesses besitzen wir nur in einer lateinischen Uebersetzung, wie sie von Quicherat in seinem großen Werke veröffentlicht ist. Teilweise vorhandene Aufzeichnungen der Notare in französischer Sprache sprechen für die Richtigkeit der Uebersetzung. So scheint die Annahme einer Fälschung nicht zuläßig; für dieselbe läßt sich nur ein zweifelhaftes Zeugnis anführen. Der Gang des Prozesses hat natürlich allzeit Kleriker und Laien beschäftigt. Soll Johanna heilig gesprochen werden, so muß natürlich die Hinfälligkeit dieses ganzen Verfahrens erwiesen werden. Der Historiker wird aus andern Gründen sein Urteil fällen, als der Geistliche. Er wird dafür ein Verständnis

zu gewinnen suchen, daß dieser Prozeß aus seiner Zeit heraus zu verstehen ist, und daß die verschiedensten Interessen dabei mitspielten. Es ist anzuerkennen, daß Pater Ayroles in weitgehender Weise dieser Frage gerecht geworden ist. Er erörtert des Näheren, daß die Gegner Johannas auch Gegner der Kirche waren. Die Stellung, welche die Universität Paris in diesem Prozeß einnahm, kann auch nur aus dem Zusammenhang der damaligen Vorgänge verstanden werden, und deshalb müssen die Glaubensfragen, welche jene Zeit bewegten, hineingezogen werden. Wenn sich die Universität Paris gegen Johanna ausspricht, so hält dem Ayroles das Urteil ihres Kanzlers Gerson entgegen. Er glaubte an die göttliche Mission der Jungfrau und in einer hinterlassenen Schrift hat er dem Ausdruck gegeben. Wo er aber der katholischen Geistlichkeit nicht genug gethan hat, wird sein Werk als nicht vollendet hingestellt und die Möglichkeit einer der Tendenz mehr entsprechenden Ausarbeitung behauptet. Doch möchten wir noch einen Satz aus Gersons Schrift als besonders bemerkenswert hervorheben. „Ein erstes Wunder führt nicht immer das herbei, was die Menschen davon erwarten. Selbst was Gott nicht gefallen möge, wenn die Erwartungen, welche wir auf die Jungfrau setzen, getäuscht sein möchten, muß man daraus nicht schließen, daß das, was geschehen ist, ein Werk des Teufels sei oder nicht von Gott käme. Unsere Undankbarkeit, unsere Gotteslästerung oder ein anderer Grund können veranlassen, daß wir durch ein geheimes, aber gerechtes Urteil Gottes nicht die Verwirklichung alles dessen sehen, was wir erwarten."

Nächst dem kommt es darauf an, den Gesichtspunkt klar zu legen, von dem der Prozeß ausging. Für den religiösen Dualismus des Mittelalters, sagt Mahrenholtz, war die Jungfrau entweder eine Heilige oder ein Kind der Hölle. Das letztere festzustellen, konnte aber der englischen Politik nicht genügen. Denn dann war bei einem etwaigen Widerruf doch nicht die Vernichtung der Jungfrau möglich. Viel richtiger war es, Johanna als Betrügerin hinzustellen. Dann war sie ihres Nimbus in jedem Falle entkleidet, und es fand sich dann auch wohl die Möglichkeit ihrer Vernichtung. So lag denn der englischen Partei viel an dem Widerruf. Auf ihren Einfluß ist es wohl auch zurückzuführen, daß man nachträglich in die Prozeßakten ein notariell beglaubigtes Geständnis Johannas aufnahm, daß ihre Offenbarungen und Erscheinungen Trug gewesen seien.

Ein gefügiges Werkzeug zur Durchführung ihrer Pläne fanden die Engländer am Bischof Cauchon. Persönliche Gründe veranlaßten ihn, jenen entgegenzukommen. Ob er dazu berechtigt war, Johanna seiner Gerichtsbarkeit zu unterziehen, weil sie in seinem Sprengel gefangen genommen war, kann zweifelhaft sein, denn sonst ist hierbei der Wohnsitz von Entscheidung. Ein Gerichtshof, meint dann Ayroles ganz richtig, war überflüssig, denn Johanna war ja schon früher von hervorragenden Prälaten auf ihre Rechtgläubigkeit geprüft. Aber auch hier war ja das Resultat bei den meisten Mitgliedern des Gerichtshofes schon vorher fertig. Cauchon erledigte alles nach Wunsch der Engländer. Zunächst verhinderte er, daß der Prozeß nicht in Paris geführt würde, denn hier wirkte ja Gersons Geist noch fort und war nicht eine allgemeine Verdammung zu erwarten. Gegnerschaft fand er an den mit im Gerichtshofe sitzenden Dominikanern, welche das Glaubensinteresse im Auge hatten. Doch fanden sie sich schließlich doch in dem Streben zusammen, Johanna zu vernichten. Die wenigen, welche etwa Johannas Freisprechung im Auge hatten, wurden bald mundtot gemacht. So war es denn völlig ausgeschlossen, daß in Rouen parteilos und rechtlich kompetent Recht gesprochen wurde.

Die Heiligenerscheinungen und Offenbarungen, welche die Jungfrau gehabt haben wollte, waren an und für sich kein Grund, auf den hin sie als Ketzerin erklärt werden konnte. So mußte denn nach anderem gesucht werden. Die Fragen, welche man an sie stellte, sind absichtlich schikanös und verwirrend. So fragte man sie nach der Bekleidung, welche die Heiligen gehabt hätten, um ihre Aussagen mit den vorhandenen bildlichen Darstellungen zu vergleichen. In den Antworten, welche Johanna gab, entwickelte sie eine große Schlauheit. Fast möchte man glauben, daß sie dabei von ihrem Beicht-

Digitized by Google

vater und anderen Seelsorgern, welche nicht ihr Verderben wollten, unterstützt sei. Aber doch machte sie sich gewisser Unregelmäßigkeiten schuldig. Sie erklärte, von Vorfällen nichts zu wissen, über die sie unterrichtet sein mußte. Da sie diese dann in ungenauer und unbestimmter Form zugab, bestärkte sie die Richter in der Meinung, sie sei eine hartnäckige Leugnerin. Ihr beharrliches Festhalten an der Männertracht, der unzweideutig kundgegebene Haß gegen die Engländer mußten den Gerichtshof erbittern, und so ist sie zum guten Teil an dem über sie gefällten Verdammungsurteil schuld.

In zwölf Artikeln, die später zu sechs zusammengezogen wurden, war die Schuld der Jungfrau niedergelegt. Sie betreffen die Mannestracht der Jungfrau, ihre angebliche Anrufung der Dämonen und ihren vermeintlichen Ungehorsam gegen die Kirche. Manches Willkürliche und Ungenaue findet sich darin, aber Johanna trägt durch ihre widersprechenden und ausweichenden Antworten, durch ihre halben Geständnisse und halben Verschweigungen einen Teil der Schuld. Auf Grund dessen konnte sie ihrer Verurteilung entgegen sehen; auch die Heiligenstimmen sollen ihr den bevorstehenden Untergang verkündigt haben. Auch körperlich war sie arg mitgenommen, und ihre kräftige Konstitution war arg erschüttert. Noch hatte sie immer geglaubt, daß die Heiligen sie retten würden. Doch als die Aussichten dazu immer geringer wurden und sie ihrem sicheren Untergang entgegensah, glaubte sie sich in ihrer Seelenangst selbst retten zu müssen. Die Drohung mit der Folter und die Aussicht, ohne Sakramente sterben zu müssen, thaten dann das ihrige. Sie ließ sich am 23. Mai 1431 zum Widerruf verleiten. In salbungsvollem Pathos wurde ihr eine Bußpredigt gehalten, dann eine Formel vorgelesen, in der sie ihre Irrtümer eingestand. Nach dem Recht war Johanna nunmehr dem kirchlichen Gewahrsam auf Lebenszeit verfallen. Das konnte aber den Engländern, welche ihre völlige Vernichtung wollten, nicht genügen. Indessen hätte alle Erbitterung und Drohung derselben nichts genützt, wenn Johanna ihnen nicht selbst eine Handhabe gegeben hätte dadurch, daß sie am 27. Mai wieder Männerkleider anlegte. So war sie denn als Rückfällige nicht mehr vor dem Feuertode zu retten.

Es ist Streit darüber, ob der Gang und die Art des Prozesses ganz dem Herkommen entsprochen habe. Mahrenholtz glaubt dies bejahen zu können, wenn er die für Ketzerprozesse geltenden Bestimmungen in Vergleich zieht, aber Ayroles sucht in ausführlicher Darlegung zu erweisen, daß nach französischem und kanonischem Rechte das ganze Verfahren unzutreffend war. Er weist dann namentlich darauf hin, daß durch die Appellation Johannas an den Papst das weitere Verfahren nichtig geworden war. Die Richter erklärten eine Verweisung des Prozesses nach Rom für unmöglich wegen der weiten Entfernung. In den Protokollen suchte man dies natürlich so unscheinbar als möglich zu machen.

Karl VII. und sein Hof hatten den Maßnahmen der Engländer ruhig zugesehen. Erst im Jahre 1450 hatten sie Veranlassung, auf den Prozeß zurückzukommen. Es waren politische Gründe, welche eine Erinnerung an die Jungfrau zweckmäßig erscheinen ließen. Aber bevor man auf diese Frage einging, mußte man sich der Zustimmung des Papstes versichern, denn da die Kurie stillschweigend den Prozeß geduldet hatte, war sie mit dem Ausgang einverstanden. Auch hier half das diplomatische Geschick, welches man damals in Frankreich entwickelte. Die Stellung, welche der Bischof Cauchon in der Reformbewegung eingenommen hatte, gab den Weg, welcher einzuschlagen war. Die Sache der Kirche wurde von der des Bischofs getrennt. Ihm wurde alle Schuld zugeschoben, und so konnte 1455 der Rehabilitationsprozeß begonnen werden mit der sicheren Voraussetzung der Freisprechung in maiorem ecclesiae gloriam! Das Bild, welches sich jetzt ergab, war ebensowenig ein geschichtlich treues, wie das im ersten Prozeß, und der Streit, welcher vielfach unter den französischen Gelehrten herrscht, in welchem Prozeß denn Johanna treuer gezeichnet sei, ist ein müßiger. Als Zeugen nahm man nur diejenigen, welche aus politischen und persönlichen Interessen unbedingt


Digitized by Google

günstig aussagen mußten, oder welche die Furcht wegen ihrer Mitschuld an der Jungfrau Verurteilung zu reuigen Sündern machte, oder leichtgläubige, bestimmbare Leute aus Stadt und Land. Es ist also ein Tendenzprozeß genau so, wie der von den Engländern angestellte. Der Gang desselben braucht nicht genauer verfolgt zu werden. Das Resultat war die Freisprechung unter päpstlicher Approbation. Das Bild der historischen Jungfrau wird dadurch nicht beeinflußt. Nach Prüfung aller der zur Verfügung stehenden Akten scheint Schiller auch hier wie im Wallenstein mit seinem feinen historischen Sinn, der das Richtige mehr vorausahnt, als ergründet, das der Wahrheit entsprechende gefunden zu haben. Nicht durch Johanna, sondern durch die patriotische Hingabe des treuen Volkes wird Frankreich gerettet. Johannas Heldengestalt wirkt auf den König und seine Umgebung, sie weckt das Nationalbewußtsein.

Bischof Dupanloup, der eifrigste Förderer des Johannakultus in Frankreich, hat gesagt, daß die Rehabilitation der Jungfrau auch ihre Kanonisation bedinge. Mag er Recht haben. Katholische Forscher suchen dann auch zu erweisen, daß die Kirche immer an der göttlichen Sendung der Jungfrau festgehalten habe. So sucht Ayroles die Kontinuität dieser Ansicht vom fünfzehnten Jahrhundert bis auf die Gegenwart nachzuweisen. Sein Ziel ist die Heiligsprechung der Jungfrau. Mag diese erfolgen oder nicht; dem Protestanten kann es gleichgültig sein, ob die katholische Kirche eine Heilige mehr oder weniger in ihren Verzeichnissen aufzählt. Nicht durch ihre Wunderthaten ist Johanna für uns von Bedeutung, sondern als Repräsentantin des in Frankreich erwachenden Nationalbewußtseins hat sie sich einen Ruhmeskranz gewunden, der mehr wert ist als alle Legendenbildung.

Digitized by Google



Der Kuß Oberons.

Rokokoskizze

von

Rudolf Eichfeld.

I.

Mitten im Grünen, unter einer riesigen Linde, deren Blätter leise rauschten, als wollten sie geheimnisvolle Weisen singen, saß die junge Marquise von Beaulieu und ließ die ganze ermattende Pracht eines herrlichen Juni-Tages auf sich einwirken.

Zu ihren Füßen schlief ein kleiner King Charles, ein reizendes Exemplar echtester Rasse, dem aber jeder Sinn für glühende Mittagsstimmung abging. Er hatte eine große Menge liebens- und lobenswerter Eigenschaften, war aber im übrigen ein krasser Realist, während seine schöne Herrin mehr dem Schwärmerisch-Idealen zugeneigt schien. Dennoch verstanden sich die beiden sehr gut, wie das ja oft bei entgegengesetzten Naturen der Fall ist. Die Marquise fand es also ganz in Ordnung, daß er schlief, und betrachtete ihrerseits die Landschaft.

Tiefe Stille herrschte im Parke. Die Sonne übte ihren magischen Einfluß, goldene Lichter spielten unter den Tannen, malerische Baumgruppen in weiter Ferne winkten verführerisch, als wollten sie rufen: „Komm, bei uns wohnt das Glück!" Die weißen Marmorstatuen in den Taxusgängen schienen von leisem Leben durchzittert; es schmachteten die Blumen und verhauchten ihre Seele in Duft.

Die kleine Marquise schwelgte im Anschauen all dieser Herrlichkeit. Sie war selbst eine Blume, die schönste weit und breit; aber es war dies eine Thatsache, die ihr nebensächlich erschien, und das erhöhte nur noch den Reiz ihrer anmutsvollen Persönlichkeit.

Plötzlich seufzte sie tief. Warum seufzte die liebliche Blumenkönigin? — Ja, das wußte sie selbst nicht. Das geschah ihr oft, wenn die Rosen dufteten und der Himmel blau war. Ihr alter Arzt war sogar darüber befragt worden, denn es konnte am Ende das Symptom einer gefährlichen Krankheit sein; — aber der war Realist wie der King Charles und meinte, es sei nervös und komme aus dem Magen. Es war aber nicht nervös und kam nicht aus dem Magen, sondern war wirklich ein ziemlich bedenkliches Zeichen. . . . .

Die Marquise zählte erst zweiundzwanzig Jahre, obgleich schon Witwe. Dem älteren, kränklichen Herrn, dem sie ihren Rang und ihr großes Vermögen verdankte, war sie zugethan gewesen wie einem Vater. Sie hatte ihn treulich gepflegt und einen Frühlingsduft voll Sonnenschein und Fröhlichkeit in sein trübes Krankenzimmer gebracht.



Jetzt war sie alleinige Herrin des stolzen Schlosses, wo ihr Gatte starb, und hatte sich noch nicht entschließen können, dem Drängen ihrer Verwandten nachzugeben und in Paris und am Hofe Ludwigs XV. zu erscheinen.

Ihre Tante hatte, als die Marquise Witwe geworden, ihren Wohnsitz auf Beaulieu genommen; doch liebte es diese Dame nicht, in den heißen Mittagsstunden im Freien zu sein, und somit war die jugendliche Schloßherrin sich selbst überlassen.

Den Roman von Lesage, der ihr auf dem Schoße lag, hatte sie nicht weiter gelesen. Es träumte sich schön in dieser wundervollen Sommertagsstimmung. Wie die Marmorstatuen im Lichte glänzten! Der ganze Olymp war vertreten. Ihr zunächst thronte Jupiter, ein gar stattlicher Herr, und wie würdig und erhaben sah er aus und doch — die Marquise war sehr bewandert in der Mythologie — welch ein Taugenichts! Neben ihm stand die ochsenäugige Juno. Sie hatte einen etwas bittern Zug um den Mund. Nun ja, bei einem solchen Gatten kann man schon bitter werden. . . .

Die großen Tulpen in den Beeten, der Linde gegenüber, wurden leise von der Luft bewegt, in den Taxuswänden schien es zu flüstern und die jugendliche Schwärmerin gefiel sich in dem Gedanken, daß jetzt wohl ein Elfenchor die Luft durchstreife. . . .

Solch eine Elfe zu sein! Oh, wie herrlich! Oberon und Titania! Sie sollen zwar auch nicht immer in besonders glücklicher Ehe gelebt haben. Es gab oft Zwistigkeiten; aber man könnte ja auch eine unverheiratete Elfe sein oder eine Elfenwitwe. Hier seufzte die Marquise wieder und zwar so vernehmlich, daß der King Charles es für nötig hielt, eines seiner großen, schlaftrunkenen Augen zu öffnen und nach ihr hinzuschielen. Da er aber gar nichts Bedenkliches bemerkte, so beeilte er sich, auch den halb unterbrochenen Schlaf sogleich wieder fortzusetzen.

Ein Libellenpaar schwirrte vorüber, dem nahen Teiche entgegen. Sie suchte es mit den Blicken zu verfolgen; aber bald war dasselbe ihrem Auge entrückt. Unmittelbar hinter der Jupiter-Statue war es verschwunden.

Diesmal erschien ihr der Gott gar nicht mehr so Ehrfurcht gebietend. Sie dachte an all seine tollen Liebesabenteuer; an Leda, Danae, Semele e tutte quante und fand in jeder dieser Sagen einen besonderen Reiz. Wenn es nur nicht immer derselbe verheiratete Jupiter gewesen wäre!

Man sieht, die Marquise war noch sehr jung und noch nicht bei Hofe gewesen; sonst hätten sie doch gewiß so nebensächliche Umstände nicht beunruhigen können. Sie hatte überhaupt ganz unzeitmäßige Ideen. Sie war Waise und von ihrem Vormund, nachdem sie das Kloster, in welchem sie erzogen worden war, verlassen hatte, an den Marquis verheiratet worden. Jetzt, da sie frei war, hatte sie sich fest vorgenommen, keine zweite Verbindung einzugehen, es sei denn eine, die nur auf gegenseitiger, wirklicher Herzensneigung beruhe, oder wie man damals sagte: Nur an der Hand Amors wollte sie zu Hymens Altar schreiten.

Es waren dies sehr bürgerliche Ansichten. Die gräfliche Tante hatte die Achseln gezuckt, als sie davon hörte, und es nicht der Mühe wert gehalten, so kindischem Geplauder zu widersprechen.

Die Marquise schwärmte weiter und über all ihre märchenhafte Phantasien war sie schließlich eingeschlafen und dem wachenden Träumen war ein wirkliches gefolgt.

Ihr Wunsch hatte sich erfüllt. Sie schwebte als leichtbeschwingte Elfe über die Blumen und Teiche ihres Parkes; schwang sich empor zu den Wipfeln der Bäume und spähte weit hinaus ins Land, ohne daß es ihr auf diesem erhöhten Standpunkte schwindelig geworden wäre. Dann flog sie dem Walde entgegen, schaute den Vögeln in ihre Nester, spielte mit den Eichkätzchen und lauschte im grünen Moose liegend dem Gemurmel des Waldbächleins.

Jetzt wußte sie es: sie war die Elfenkönigin. Oberon war zwar nicht zugegen, aber sie erwartete ihn. Er liebte sie und sie liebte ihn. Keine Zwistigkeiten trübten ihren Bund. . . .

Digitized by Google

Da hörte sie das Laub des Gesträuches hinter sich leise rascheln, ganz leise. Behutsame Schritte nahten. Sie lächelte beglückt, denn sie wußte: das war Oberon, ihr Geliebter, ihr Gatte. Leicht beugte sie ihr blondes Köpfchen zurück und im nämlichen Augenblicke drückten zwei warme Lippen einen ebenso feurigen als zärtlichen Kuß auf ihren rosigen Mund. Titania erschrak heftig. Sie hatte sich die Küsse ihres Elfengatten ätherischer gedacht. Rasch wendete sie sich nach ihm um und — die Marquise erwachte.

Aber was war das? Jetzt träumte sie doch nicht mehr und wieder raschelte es im Laube und zwar ganz vernehmlich. Dann ward alles stumm wie zuvor.

Auch der King Charles war erwacht. Stillvergnügt blickte er in die Richtung, von wo das Geräusch gekommen war und wedelte. Die Marquise hatte nicht gewußt, daß ihr kleiner Liebling auf so vertrautem Fuße mit dem Elfenkönige stand. Ihre Gedanken waren noch etwas verschwommen . . . hatte sie wirklich etwas gehört? Noch brannte auf ihren Lippen der Kuß Oberons. Wenn es nun kein Traum gewesen wäre; wenn sich wirklich irgend jemand herbeigeschlichen hätte und . . . . . Der Gedanke war schrecklich! Tiefes Rot überzog die schönen Wangen der kleinen Marquise und einen Augenblick verbarg sie ihr glühendes Gesicht in ihrem Batisttaschentuche . . . . Sie war wie gesagt noch nicht bei Hofe vorgestellt worden.

II.

Am gleichen Tage abends, nach dem Diner, zu welchem zufällig keine Gäste aus der Umgegend geladen waren und nachdem sich der aufwartende Diener entfernt hatte, erzählte die Marquise ihrer Tante, was sich zugetragen. Sie hielt dies für ihre Pflicht und war sichtlich noch in großer Aufregung über die ihr zugefügte Beleidigung.

Die alte Dame schien jedoch das Parkabenteuer nicht von der tragischen Seite aufzufassen und meinte leichthin:

„Ja, ja, so geht es, wenn man im Garten einschläft! Da fallen einem Insekten in die Haare, Ameisen ergehen sich auf der unvorsichtigen Schläferin und am Ende wird man noch geküßt!“

„Du sagst das in einem Tone, als ob es das gewöhnlichste Vorkommnis der Welt wäre, im Parke von unbekannten Menschen geküßt zu werden! Und zu der unerhörten Frechheit dieses Individuums, das vielleicht ein Dieb, ein Verbrecher ist, sagst du nichts?“ erwiderte die Marquise gereizt.

„Gemach, gemach mein Engelchen! Ereifre dich nicht! Es ist immer sehr schädlich, sich unmittelbar nach den Mahlzeiten aufzuregen. Doktor Damien hat es mir erst gestern wieder gesagt . . . . Derjenige übrigens, der es auf dem Gewissen hat, sich eine so liebliche Situation zu Nutzen gemacht zu haben, ist weder ein Dieb noch ein Verbrecher. Ein Dieb hätte dir dein Perlenmedaillon, deinen Schmuck gestohlen, keinen Kuß. Nur ein Kavalier konnte einen solchen Raub vorziehen.“

„Und meinst du, weil es vielleicht ein Kavalier war, sei die Beleidigung nicht dieselbe?“

„Gewiß nicht. Er wollte dich ja nicht kränken, Mädchen; deshalb hat er dich geküßt, während du schliefst. Wir können das ganz gut ignorieren. Das Dekorum ist nicht verletzt worden.“

„Ich will es aber nicht ignorieren, und wenn ich nur entdecken könnte, wer der Freche war, Mittel und Wege ihn zu bestrafen, würden sich schon finden.“

„Mein Gott! Tant de bruit pour une omelette! Wenn es dir jedoch Spaß macht, der Sache auf den Grund zu gehen, so können wir dies ja thun . . . . Also Zephir hat statt zu bellen gewedelt? Das ist allerdings sehr merkwürdig. Wann habe ich dir denn diesen gewissenlosen Hund mitgebracht? . . . Ja, richtig, erst vor drei



Monaten. Er dürfte sich also noch so ziemlich all meiner Pariser Freunde erinnern. Leider ist ihre Zahl Legion! Von unsern ehrenwerten Gutsnachbarn war es keiner, deß bin ich gewiß .... Ja, siehst du, meine gestrenge Nymphe, da können wir wirklich nichts thun, als Nachforschungen anstellen, welche fremde Gäste in der Nachbarschaft angekommen sind und wenn dann einer in meine Liste paßt: Wehe, dreimal Wehe! Die Rachegöttin wird ihn ereilen, wird ihn ereilen!"

Den letzten Satz sang die Gräfin mit tragischer Geberde, indem sie aufstand, zum Klaviere schritt und eine Arie aus Glucks Armida spielte. Ihre Nichte fand wenig Gefallen an diesem Spiele und beklagte tief, eine Tante zu haben, der es an jeglichem Verständnis für die wichtigsten Begebenheiten fehlte.

„Ich habe dir wohl noch nicht gesagt," bemerkte die alte Dame, ihre Arie unterbrechend, „daß ich Briefe aus Paris erhalten. Das unmöglich Scheinende ist nun doch wahr geworden; die Pompadour ist zur Palastdame der Königin ernannt! Eine Frau, die in ihrer Stellung so etwas zu stande bringt, ist eine große Diplomatin!"

„Sage lieber eine allmächtige Intrigantin!"

„Und noch eins: mein Neffe, von dem ich dir so oft sprach, wird uns besuchen und freut sich sehr darauf, die Bekanntschaft seiner schönen und geistreichen Cousine zu machen."

Bei dieser Nachricht heiterte sich, zum ersten Male diesen Abend, die umwölkte Physiognomie der Schloßherrin etwas auf und sie sagte in ganz verändertem, freundlichen Tone:

„Er soll mir herzlich willkommen sein!"

Erstaunt schaute die Gräfin um; aber schon waren die Züge der Nichte wieder finster geworden und streng fügte sie hinzu:

„Ich werde ihn bitten, jenen frechen Menschen zu fordern."

Die Tante erwiderte nichts, spielte weiter, unterbrach sich aber von neuem und sagte:

„Ja, meine Liebe, und außerdem und das ist das Schönste von allem, hat mir der Herzog von Montfort ein Madrigal gewidmet. Du weißt doch, der Herzog, von dem ich dir erzählte, daß er sich in meinen jungen Jahren so eifrig um mich bemüht habe!"

Daraufhin stand die alte Schönheit auf und entnahm einer Schachtel aus Sandelholz ein zierliches Blättchen, von welchem sie folgende Verse ablas:

„Un trait, lancé par caprice,
M'atteignit dans mon printemps;
J'en porte la cicatrice
Encore sous mes cheveux blancs.
Fuyez les maux qu'amour cause
Et plaignez un insensé
Qui n'a pas cueilli la rose
Et que l'épine a blessé.

Sie war jetzt so gerührt, daß sie beinahe eine Thräne vergossen hätte; doch erinnerte sie sich noch rechtzeitig, daß man nicht weinen darf, wenn man die Gewohnheit hat, Rot aufzulegen. Sie begnügte sich also damit, ihr Spitzentaschentuch einen halben Centimeter vom Auge entfernt durch die Luft streichen zu lassen, um die unvergossene Thräne wegzuwischen, und indem sie die Sandelholzbüchse wieder zuklappte, zu sagen:

„Ja, wir waren sehr gefeiert, und sind noch nicht ganz vergessen."

Daß der galante Herzog seiner Zeit, des koketten Spieles der herzlosen Schönen müde geworden, seine Huldigungen einem würdigeren Gegenstande zugewendet hatte, schien von beiden Teilen vergessen.

In der Nacht, welche auf diesen Abend folgte, träumte der Gräfin, sie sei jung und die Verlobte des einstigen Verehrers. Ihre Nichte dagegen war wieder Titania, und obgleich sie sich sogar im Schlafe darüber ärgerte, war sie ihrem Oberon doch gut und konnte ihm seinen Gartenüberfall nicht recht übel nehmen.

Digitized by Google

III.

Der Morgen brachte der grollenden Schloßherrin neuen Sonnenschein und bessere Laune. Die Rachegedanken waren nicht aufgegeben; aber eine ruhigere Beurteilung der Lage sagte ihr, daß sie diplomatisch zu Werke gehen müsse, wenn es ihr gelingen solle, zum Ziele zu gelangen. Sie beschloß also, vorerst den Schauplatz der Missethat zu inspizieren. Es war ihr bekannt, daß diese Maßregel bei jedem Verbrechen beobachtet wurde. Zephir war Augenzeuge gewesen, folglich mußte er dabei sein. Leider schien jedoch der kleine Realist von dem Ernste der Situation gar keinen rechten Begriff zu haben. Er jagte wie toll über die grünen Rasen, bellte die Schwäne im Teiche an und benahm sich überhaupt höchst ausgelassen; obgleich die Marquise durch eine eindringliche Mahnrede versuchte, etwas mehr Ernst in dieses frivole Tier zu bringen.

„Aber warte nur,“ sagte sie, „wenn ich herausbringe, wer es war, so wird er gehängt oder er kommt in die Bastille!“

Zephir schwieg, denn er wußte, daß seine holde Herrin es liebte, das letzte Wort zu haben; doch er machte ein sehr ungläubiges Gesicht und dann sprang er wieder fort, einer leichtbeschwingten Amsel nach. . . . . .

Ach, da war auch schon die alte Linde erreicht. Das Plätzchen war so lauschig und traulich als je: Auf den Grashalmen und Blumen zitterten noch die Tautropfen, glänzende Käfer schwirrten in der Luft, bunte Schmetterlinge umgaukelten die duftigen Blüten und die Marquise konnte nicht umhin, zu bedauern, daß ein so poetisches Asyl, so ganz gemacht zum Träumen, so wenig Sicherheit hierzu biete.

„Aber beim Zeus, der mich dort so spöttisch anzuschauen scheint, es soll anders werden! Niemand soll sich rühmen dürfen, die Marquise von Beaulieu in ihrem eigenen Parke ungestraft beleidigt zu haben!“

Sie schaute um sich, als ob noch eine Spur von dem Verwegenen zu entdecken wäre; aber die Gebüsche schwiegen und die Taxuswände blieben stumm.

Nur Zephir raste noch weiter und belebte die tiefe Stille rings umher. In Gedanken vertieft, blickte ihm seine junge Herrin nach, wie er in großen Kreisen den Rasen durchschweifte. Sie sah ihn und sah ihn doch wieder nicht; denn sonst hätte sie bemerkt, daß er einen Fund gemacht hatte und denselben triumphierend mit sich trug.

Da saß sie nun wieder und träumte und seufzte und wußte nicht recht warum. Die Zeit verging. Selbst Zephir war müde geworden und saß nicht weit von seiner Gebieterin im Grase, eifrig damit beschäftigt, seinen Fund, eine Reitgerte, anzunagen. Das dadurch verursachte eigentümliche Geknister lenkte endlich die Aufmerksamkeit der lieblichen Träumerin auf ihren kleinen Freund.

Erstaunt sah sie ihm eine Zeitlang zu. Das war nicht ihr Spazierstock und auch nicht ihr Sonnenschirm. Wo konnte Zephir dieses unerlaubte Spielzeug gefunden haben? Nach einem kurzen Kampfe bemächtigte sie sich des Gegenstandes und unterwarf ihn einer eingehenden Prüfung. Es war eine sehr elegante Reitgerte mit silbernem Knopfe und einem darauf gravierten Wappen. Sollte der Zufall ihr ein Beweisstück in die Hände gespielt haben? Sie erinnerte sich jetzt, daß etwas zur Erde fiel, als sie am vorhergehenden Tage jählings erwachte. Das Wappen kam ihr sogar bekannt vor. Sie mußte es schon irgendwo einmal gesehen haben. Aber wo? Sie beschloß, in ihrer Bibliothek nach einem heraldischen Werke der Adelsfamilien Frankreichs zu forschen, um wenigstens zu entdecken, wer der Besitzer dieser Reitgerte sein könne. Allerdings konnte Zephir aber auch in einem andern Teile des Gartens, vielleicht gar im Hofe oder auf der Landstraße, das sogenannte Beweisstück gefunden haben. Sie hatte ihn nicht immer beobachtet und es schien ihr, als sei er lange gar nicht dagewesen.

Während sie noch so saß und den Fall überlegte, ließen sich plötzlich Schritte vernehmen. Sie erschrak. Nach dem gestrigen Ereignis hätte die beleidigte Schloßherrin sich doch nicht zu so früher Stunde allein in diesen entlegenen Teil des Parkes wagen


Digitized by Google

sollen. Schon wollte sie, dem Beispiele Oberons folgend, im Gebüsche verschwinden, als die wohlbekannte Stimme der Tante zu vernehmen war, und auch im nächsten Augenblicke dieselbe, begleitet von einem stattlichen jungen Manne, in einiger Entfernung auftauchte. Ein starker Duft von Moschus und Ambra erfüllte die Luft und die teils durch Schminke, teils durch die frische Morgenluft rosig angehauchte Gräfin stand vor ihr.

„Also hier finden wir die entflohene Schäferin! Du hast uns einen schönen Schrecken eingejagt. Ich dachte nicht anders, als irgend ein kühner Aktäon habe mir meine kleine Diana entführt. . . . Und was, darf man fragen, war wohl die Ursache dieser frühzeitigen Expedition?"

„Oh nichts! Ich wollte nur einen Morgenspaziergang machen, und da mag ich wohl die Frühstücksstunde vergessen haben."

„Verträumt und vergessen! Oh schönes Alter, wo man noch die Frühstücksstunde vergessen kann. . . . Hier bringe ich dir auch einen so frühen Gesellen, liebe Valerie, — mein Neffe, der Graf Valogne.

„Der glücklich ist, sich seiner gnädigen Cousine in tiefster Ehrfurcht zu Füßen zu legen," fügte dieser, sich ceremoniös verneigend, hinzu, indem er die ihm dargereichte Hand der Marquise devot küßte und dabei ganz eigentümlich auf die Reitgerte schielte.

„Willkommen auf Beaulieu, lieber Graf! Sie bleiben doch lange unser Gast?"

„Die Dauer dieses Glücks hängt von Ihrer Huld und meinem Urlaub ab."

Zephir schien hochbeglückt, seine beiden Herrinnen und deren Gast beisammen zu sehen. Alle drei erhielten die Beweise seiner Zärtlichkeit, aber niemand achtete besonders darauf.

Der Mahnung der Tante folgend, schritt nun die kleine Gesellschaft, fröhlich weiterplaudernd, dem Schlosse zu, wo sie das Frühstück erwartete. Der junge Graf hatte Gnade gefunden vor den Augen seiner gestrengen Cousine. Er war so korrekt, so bescheiden, trotz seinem militärischen, unternehmenden Aeußern und erinnerte in keiner Weise an die jungen Elegants des Hofes, die ebenso keck als eingebildet waren. Es machte dies einen sehr angenehmen Eindruck auf die Marquise. Sie hatte eine gewisse Vorliebe für ernst und zurückhaltend auftretende Männer. Aber selbst wenn er sich ihres Interesses weniger würdig gezeigt hätte, sie würde dennoch gesucht haben, ihm zu gefallen. Er sollte ja ihr Rächer werden, und ein Dienst wie der, welchen sie von ihm erwartete, war es schon wert, dem Werkzeuge ihres Hasses einige Huld zu erweisen.

IV.

So vergingen einige Tage, welche die Marquise ausschließlich dem Vetter widmete. Es ritten die beiden zusammen aus, spielten Federball im Garten, machten gemeinsame Besuche auf benachbarten Schlössern und abends wußte der junge Graf so interessant von dem letzten Feldzuge zu erzählen, von Paris und dem Hofe, daß die Zeit verging, ohne daß die zürnende Titania dazu gekommen wäre, die Bibliothek zu durchforschen oder ihrem Gaste von ihrem Anliegen, ihren Racheplänen zu sprechen. Sie wollte ja auch mit diplomatischer Schlauheit zuerst den Vetter ganz gewinnen, um dann ein desto willfährigeres Werkzeug zu haben, und entfaltete somit den ganzen Reiz ihres sehr liebenswürdigen Wesens.

Das Resultat dieser berechneten Handlungsweise, ein Resultat, welches die Marquise nicht vorausgesehen hatte, war, daß der Graf zuerst entzückt, dann begeistert und schließlich sterblich verliebt ward in seine verführerische Wirtin. Doch machte die Liebe diesen anfänglich so bescheiden scheinenden Krieger keineswegs schüchtern. Er benahm sich stets mit der von der jungen Witwe so sehr geschätzten Reserve; aber das Feuer seiner Blicke, der Ton seiner Stimme verrieten ihr die innere Glut, die ihn bewegte. Sollte sie in ihrem Wunsche, ihn für sich zu gewinnen, doch vielleicht zu weit gegangen sein? Sie

Digitized by Google

wollte es sich nicht gestehen, auch war ihr ja bekannt, wie leicht die galanten Waffenträger Feuer fangen. „Strohfeuer und weiter nichts!“ meinte die ebenso bescheidene als schöne Herrin von Beaulien, die den triumphierenden Zauber ihrer Persönlichkeit stets unterschätzte; doch beschloß sie, nun nicht länger zu zögern und bei der nächsten Gelegenheit dem Gaste von der ihr zugefügten Beleidigung zu sprechen und ihrem Wunsche, den Thäter zu entdecken und zu bestrafen.

Eines Abends, als beide vor der Schloßterrasse auf und abgingen, machte sie den Grafen auf eine Gruppe herrlicher Lilien aufmerksam, die in einem nahen Beete ihre keusche, jungfräuliche Schönheit entfalteten.

„Meine Lieblingsblume!“ sagte sie, „doch man darf die exklusive Lilie unserer Könige nicht mit anderen Blumen mischen; nur allein, in hohen Sträußen und großen Vasen kommt sie zur vollen Geltung . . . . Mein gelehrter Vetter kennt wohl den Ursprung der heraldischen Lilie im Wappen Frankreichs?“

„Die Gelahrtheit Ihres Vetters, gnädigste Cousine, ist leider eine sehr beschränkte. Ich weiß nur, daß die fleur de lis ein sehr altes Ornament ist und schon im elften Jahrhundert, im Orient, als Gewandmuster vorkömmt, wie der Doppel-Adler des römisch-deutschen Reiches schon auf alt-assyrischen und ägyptischen Denkmälern zu finden ist. Demutsvoll muß ich jedoch gestehen, daß die Lilien schöner Wangen und die jagdbaren Tiere unserer Wälder, mir stets ungleich interessanter erschienen, als alle heraldischen Embleme der Welt. Der Duft der frischen, blühenden Blume ist, was mich bestrickt.“

Die Marquise fühlte, daß in dieser Bemerkung eine Huldigung liege, die ihr galt; dennoch war sie nicht befriedigt. Sie hatte gehofft, das Gespräch auf Wappenkunde zu lenken; dann wollte sie die Reitgerte vorzeigen und so allmählich zum Ziele kommen. Leider hatte aber der Graf offenbar keinerlei Geschmack an derartigen Studien; auch gesellte sich in demselben Augenblick die Tante zu ihnen und von ihr, die nicht verfehlen würde, sich über sie lustig zu machen, wollte sie nicht sprechen.

Es war gar nicht leicht, ihr Anliegen vorzubringen. Sie machte während der folgenden Tage noch einige Versuche, doch auch diese mißlangen vollständig.

Sie wußte selbst nicht, wie es kam; doch schien stets irgend ein ungelegener Zufall oder eine Wendung des Gesprächs ihren Wunsch zu vereiteln. Es blieb ihr somit nichts übrig, als Mut zu fassen, den Vetter um eine Unterredung zu bitten und dann gerade aufs Ziel loszugehen.

Einstweilen wollte sie aber ihre Entdeckungsreise nicht länger aufschieben. Eine Migräne ward vorgeschützt, um sich an dem für den Nachmittag projektierten Besuche nicht beteiligen zu müssen, und als der Wagen, der Tante und Neffen entführte, am Ende der Allee verschwunden war, huschte sie die Korridore entlang der Bibliothek zu.

Die Ahnenbilder in den Hallen schauten kalt und streng auf sie hernieder.

„Wie anders war alles damals!“ dachte die Marquise. „Ob es wohl auch jemand gewagt hat, jene Damen in den hohen Halskrausen und den düstern, spanischen Gewändern im Parke zu küssen? . . . .

Es fiel ihr sehr schwer, sich vorzustellen, daß diesen majestätischen, ehrfurchtgebietenden Schönheiten auch ähnliches passiert sein könne; doch schließlich meinte sie sehr richtig:

„Puder und Schönpflästerchen gab es zwar noch keine, als sie lebten, aber doch gewiß schon kecke, abenteuerliche Kavaliere und — Küsse!“

Damit war die Frage erledigt und die Bibliothek erreicht.

Eine kühle, Staub und Pergament atmende Luft wehte ihr entgegen, als sie die schwere Eichenthüre öffnete und den verlassenen Raum betrat, der deutliche Spuren davon zeigte, daß das Interesse der Schloßbewohner ihm nicht oft zu teil geworden. Motten und Holzwürmer schienen die einzigen lebenden Kreaturen, die hier ihr Wesen trieben, und gar bald mußte die Marquise erkennen, daß ihr Unternehmen ebenso mühselig als schwierig sei. Ihre zarten, weißen, mit Juwelen geschmückten Hände hatten

Digitized by Google

schon eine ganz graue Färbung angenommen, noch ehe das gewünschte Buch überhaupt gefunden war. Beim Erklettern einer Leiter zerriß die Malines-Spitze ihres hellen Damastkleides und letzteres wurde beschmutzt.

„Ach!“ seufzte sie, „Christoph Kolumbus ist doch ein großer Mann gewesen, einen so fernen Weltteil zu entdecken, wenn es mir kaum zu gelingen scheint, etwas so Naheliegendes herauszufinden! Allerdings hatte er eine Menge Leute bei sich und ich habe niemand, nicht einmal Jeannette! . . .“

Die Schwierigkeiten reizten sie jedoch nur noch mehr und schließlich ward ihr Eifer auch mit Erfolg gekrönt. Da war das Buch! Aber Gott wie groß! Mühsam schleppte sie es auf den Tisch, rückte einen Lehnstuhl heran und begann gewissenhaft, vom Anfange an, Blatt für Blatt umzudrehen.

Ja, da waren sie alle, die großen und stolzen Namen; von den Lusignan, deren Ahnfrau eine Nixe, die schöne Melusine, gewesen, bis zu den neuen und neueren, wie die Luynes und Marigny, deren Ursprung weniger poetisch und weniger bewundernswert war.

Die Arbeit erwies sich als zeitraubend. Schon war mehr als die Hälfte des Buches sorgfältig geprüft worden und noch immer hatte die Marquise nichts entdeckt. Es ward ihr am Ende fast schwindelig. Vor ihren Augen tanzten die heraldischen Tiere einen tollen Reigen, sie hörte die Waffen klirren, Kronen funkelten, unter den Turbanen derer, welche Ahnen bei den Kreuzfahrern hatten, schienen ihr wilde Sarazenenaugen entgegen zu blitzen; kurz, sie fühlte die Unmöglichkeit, eine so saure, die Nerven irritierende Arbeit noch länger fortzusetzen. Müde legte sie ihr gepudertes Köpfchen zurück auf den altertümlichen Lehnstuhl, schloß die Augen und sann.

Die erste Entdeckungsreise war also nutzlos gewesen! Die kühne Forscherin mußte, übel zugerichtet und sehr ermüdet, die Fortsetzung ihres Unternehmens auf später verlegen. Aber wo sobald einen freien Nachmittag hernehmen? Man kann nicht immer Migräne haben und muß sich doch auch dem Gaste widmen. Nun, kommt Zeit, kommt Rat! . . . Man hatte es damals nicht so eilig, wie in dem Jahrhundert des Dampfes und der Elektricität, und die Marquise konnte warten.

V.

Allerdings konnte die jugendliche Herrin von Beaulieu warten. Sie war weder verliebt, noch war sie in der Armee. Wer aber nicht warten konnte, das war ihr galanter Vetter, denn sein Urlaub ging zu Ende und das Feuer seiner Leidenschaft strebte unaufhaltsam vorwärts; schneller noch als das Dampfroß der kommenden Generationen, und trieb ihn va banque zu spielen und das Herz der angebeteten Cousine entweder mit Sturm zu erobern, oder aber trübselig den Rückzug anzutreten, entmutigt und geschlagen und im Kriege gegen Preußens siegreichen König einen erwünschten Tod zu suchen.

Soweit war es aber noch nicht. Noch war der Himmel blau, noch blühten ihm die Rosen des Lebens, hoffnungsvoll und verheißend, und der Graf von Valogne war kühn, unternehmend, und dem Wagenden gehört die Welt.

„Ist die Marquise zu sprechen, meine Kleine?“ frug der schmucke Krieger die ihm begegnende Jeannette, indem er sie scherzend in die frischen Wangen kniff; eine Gewohnheit der damaligen Kavaliere gegenüber einer hübschen Zofe, und durchaus „sans conséquences,“ eine Gewohnheit, die sogar noch heutzutage nicht ganz aus Gebrauch gekommen zu sein scheint.

„Die Frau Marquise sind im Garten,“ erwiderte Jeannette lächelnd, indem sie entwischte und dem jungen Kriegsgotte einen bewundernden Blick nachwarf.

Ja, er war allgemein beliebt, und ein großer Liebling der hohen und niederen Repräsentantinnen des ewig Weiblichen. Er verstand es, sich all ihren Launen anzupassen, ihren Geschmack zu erraten und die Lebhaftigkeit seines beweglichen Temperaments fand mit richtigem Takte immer den jeder Stimmung angemessenen Gesprächston. Was

Digitized by Google

Wunder also, daß er dafür galt, ein Günstling Amors zu sein und wie dieser ein sehr gefährlicher Patron.

Die vergötterte Königin seines Herzens erging sich unterdessen in einer schattigen Allee, unweit der ominösen Linde, der Zeugin jenes schrecklichen Ereignisses.

Als sie den Gast kommen sah, errötete die einsame Spaziergängerin. Es war ihr dies seither ihm gegenüber nie passiert und verfehlte nicht, sie etwas zu verwirren. Um die ungewohnte Glut ihrer Wangen zu verbergen, öffnete sie daher ihren Sonnenschirm und hielt ihn vor sich, obgleich das Laubdach Schatten spendete und sie die Sonne im Rücken hatte. Glücklicherweise war sie jedoch wieder vollständig gefaßt, als der Graf vor ihr stand, sich verneigte und die ihm dargereichte Hand küßte. Er hatte eine eigene Art, dies zu thun, eine Art, welche die Marquise oft unwillkürlich an den Kuß Oberons — wie sie jenen unbekannten, verbrecherischen Eindringling nannte, — erinnerte.

„Ich dachte eben an Sie, Graf.“

„Ein unverdientes Glück,“ erwiderte dieser, indem er sich verbeugte und die Hand seiner schönen Verwandten nochmals küßte, was dieselbe neuerdings in vorübergehende Verwirrung brachte.

„Ja, lieber Graf, ich wollte Sie sprechen, Ihnen etwas mitteilen, vielleicht gar Ihre Dienste beanspruchen.“

„Meine Dienste, Marquise!“ Wissen Sie denn nicht, daß mein Degen wie mein Herz Ihnen gehört? — Das Glück, Ihnen gedient, Ihren Dank verdient zu haben, ist mit meinem Leben nicht zu teuer erkauft!“

Die Pseudo-Titania hatte eine weniger glühende Bereitwilligkeit erwartet und war nahe daran, wiederum die Mitteilung zurückzuhalten und auf einen günstigeren Moment zu verlegen. Der Vetter war augenscheinlich in einer etwas exaltierten Stimmung. Als er aber anhub:

„Mein Urlaub geht zu Ende, Marquise! Bald ist ein schöner Traum ausgeträumt. Wie wird das Erwachen sein? . . . . Oh, nur immer so fort zu träumen! Beseligender Rausch! Glück, um das selbst Götter mich beneiden dürften!“

Da ward ihr bange, diesen Augenblick vielleicht nie wieder zu finden; auch wollte sie das Gespräch in ruhigere Bahnen lenken und entgegnete:

„Wir werden Sie sehr vermissen, lieber Vetter! . . . Doch ich wollte Ihnen ja etwas erzählen. Setzen wir uns unter jene Linde, dort hat es sich ereignet.“

Wäre die jugendliche Herrin von Beaulieu nicht selbst etwas befangen gewesen, es hätte ihr nicht entgehen können, daß dieser Vorschlag ihren Gast unangenehm zu berühren schien. Er ließ sich jedoch neben ihr unter der Linde nieder und hörte aufmerksam zu, während sie anfänglich zögernd, dann rascher und lebhafter erzählte, was den Tag vor seiner Ankunft da geschehen.

„Sie sehen, ich bin beschimpft worden, Graf. Wollen Sie mein Rächer sein?“

„Haben Sie irgend einen Verdacht, wer der Thäter sein könnte?“

„Nein, aber ich hoffe, mit Ihrer Hülfe ihn zu entdecken. Er ließ eine Reitgerte zurück, auf deren Knopf ein Wappen graviert ist. Das kann nicht verfehlen, ihn uns zu entlarven!“

„Und wenn er nun sein Unrecht gesteht, beklagt und sich Ihnen reumütig ergiebt, werden Sie ihm verzeihen?“

„Diese Frage klingt sonderbar in Ihrem Munde. Was kümmert Sie die Reue, wo Sie nur an die Strafe denken sollten?“

„Ach!“ er wird bestraft werden,“ hart bestraft, mehr als Sie ahnen, Marquise, und mehr als er verdient; denn der Elende, der es gewagt, eine Götterblume auf Ihren Lippen zu pflücken, der Elende — bin ich!“

Der Graf hatte es verzweifelnd ausgerufen und sich der jungen Witwe zu Füßen geworfen, während er das Gesicht in seiner Hand verbarg und in dieser Stellung verharrte.

Eine tiefe Stille folgte. Nichts war zu vernehmen als das leise Flüstern im

Digitized by Google

Laube der Linde und die stürmischen Atemzüge der Marquise, die, bewegt von den widerstreitendsten Gefühlen, diese Scene nimmermehr erwartet hätte. Endlich sagte sie tonlos:

„Entfernen Sie sich, Graf. Man darf Sie nicht in dieser Stellung überraschen!"

„Oh, lassen Sie mich hier liegen zu Ihren Füßen, bis ich ein Wort gehört habe, das mir sagt, daß ich Vergebung erhoffen darf. . . . Marquise, ich liebe Sie mit aller Glut meines Herzens, liebe, wie ich nie geliebt, nie ahnte, daß man lieben könne. Sagen Sie mir, daß Sie mich nicht hassen. Lassen Sie mich ziehen mit dem Bewußtsein, Ihre Verzeihung errungen zu haben, und ich will gerne gehen, und draußen in der Welt wird es Strafe genug für mich sein, das Paradies nie vergessen zu können, das ich, ach! auf ewig verscherzt habe!"

Es waren Thränen in der Stimme des Grafen; etwas, das vom Herzen kommend, auch zum Herzen drang. Seine schöne Cousine war sehr bewegt und in ihrer Brust erblühte die Blume des Mitleids, eine Blume, deren Frucht die Liebe ist.

Der Abend kam herangezogen. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne zitterten noch auf den Wipfeln der Bäume, das Heimchen zirpte im Grase und von fern her klangen die Klagetöne einer Nachtigal.

„Geben Sie mir Ihren Arm, Graf. Ich fühle mich etwas angegriffen."

Schweigend stand der junge Mann auf und that wie ihm geheißen. Er war sehr blaß und seine Hand zitterte.

Ohne ein Wort zu sprechen, schritt das Paar dem Schlosse zu. Dem Grafen war es schwer ums Herz. Er hatte eine seltene Perle gefunden: eine Frau, die er ebenso leidenschaftlich lieben, als hoch verehren konnte, und ein toller Streich hatte ihm ihre Gunst unwiderbringlich entzogen. Tiefe Trauer erfüllte seine Brust und es schien ihm, als ob er nunmehr auch für immer alles Erdenglück verloren habe.

Nach einer längeren Pause sagte die Marquise plötzlich:

„Haben Sie die Lecouvreur in Corneilles Cid gesehen?"

Der Graf erschauerte. Grausam konnte sie Cimene erwähnen, die Schwergekränkte, die doch vergeben mochte und schließlich Rodrigos Gattin ward! Diese Frage vermehrte seine Erregung so, daß einige Momente verstrichen, ehe er antworten konnte:

„Ja, ich habe sie gesehen, und noch höre ich jene innigen, rührenden Laute. Ach, es ist ein schönes Stück und eine schöne Rolle; aber jetzt sind die Zeiten anders!"

„Gewiß, sie sind anders."

Wieder erfolgte eine längere Pause. Langsam schritt das Paar weiter. Schatten lagerten sich über die Landschaft und schon glänzte der Abendstern am verdüsterten Firmament. Die helle Front des Schlosses mit den bereits erleuchteten Salons bildete einen lichten Punkt im Dunkel der Bäume.

Jetzt war die Terrasse erreicht. Die Marquise zog ihren Arm zurück und sah dem armen Vetter in die trüben Augen, die nicht mehr froh und siegreich glänzten wie sonst.

„Hören Sie mich an," sagte sie, und ihre Stimme klang jetzt mild und fast heiter. „Ich hatte geschworen, jenen Missethäter zu bestrafen. Selbst die Grauen der Bastille schienen mir nicht zu viel. . . . Nun, die Bastille wollen wir ihm erlassen, aber Ketten soll der Verbrecher dennoch tragen."

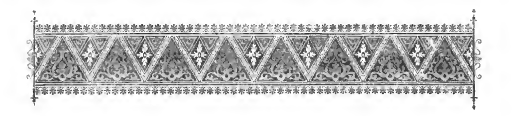
Wie versteinert stand der Graf, den Hoffnung und seliges Glück verheißenden Sinn ihrer Worte nicht zu deuten wagend.

Die Marquise war der Portiere zugeschritten; doch ehe sie hinter derselben verschwand, beugte sie sich noch einmal leicht zurück, winkte mit dem Fächer und rief ihm anmutig lächelnd und bedeutungsvoll zu:

„Rodrigo, gute Nacht!"

Stern auf Stern erschien am dunkeln Himmel. Sie alle leuchteten und glänzten dem Grafen in nie geahnter Pracht; doch sein klopfendes Herz sagte ihm, daß keiner so schön, so gütig und so himmlisch sei, wie der irdische Stern, den er fortan sein nennen durfte.

Digitized by Google



Ein Briefwechsel.

Cordhausen, den 27. Dezember 1890.

Lieber Karl Schulz!

Mit der Bemerkung, daß „das liebe Weihnachtsfest nun wieder hinter uns liegt", will ich Dich nicht behelligen. Doch will ich darin den Sitten der Zeit nachgeben, daß ich Dir samt Deinem ganzen Hause ein fröhliches und gesegnetes Neujahr wünsche.

Wir müssen diesmal unsere Rollen vertauschen; ich schreibe Dir den ersten Brief aus Cordhausen, woselbst ich mich weihnachtsfeiernder Weise aufhalte, und Du hast zu demselben Zwecke das stille Hohensalchow verlassen und treibst in der Reichshauptstadt Dein Wesen. Dieser durch die Verhältnisse bedingte Wechsel hat vielleicht seinen Vorteil:

Entsinnst Du Dich noch der vier Kongruenzsätze, die uns s. Z. in der Tertia oft ein so energisches „Schütteln des Kopfes" verursachten, weil wir ihren Zweck und ihre Notwendigkeit absolut nicht einzusehen vermochten? Denn in der Natur sahen wir keine Dreiecke, das „klassische Dreieck" in Berlin war noch nicht vorhanden, und unter Butterbroden und Fleischstücken wußten wir auch ohne Kongruenzsätze mit unfehlbarer Sicherheit das größte herauszufinden. — Der Beweis dieser überflüssigen Sätze pflegte, weißt Du, derartig zu verlaufen, daß zunächst einem der beiden unglücklichen Dreiecke die absolute Unfähigkeit nachgewiesen wurde, sowohl kleiner, als auch größer wie das andere zu sein, und dann der haarscharfe Schluß gezogen wurde, daß es unverbesserlich mit seinem Bruder in alle Ewigkeit übereinstimmen würde und müsse.

Du fragst nach dem tertium comparationis. Hier ist es:

Im alten Jahre war ich, wie Du mich einmal nanntest, das „weltweise Redaktionsorakel"; Du stelltest gelegentlich Betrachtungen an — „philosophieren" nannte es letzthin unser gemeinsamer pädagogischer Freund in Halle —, im übrigen berichtetest Du, wie sich die Welt im Hohensalchower Mikrokosmos widerspiegle und fragtest mich um meine Ansicht darüber. Es könnte ja nun aber auch sein, daß ich zweckentsprechender der Fragende wäre, und Du das weltweise Hohensalchower Orakel. Und da kommt uns der Zufall hübsch zu statten, der zu gleicher Zeit Dich nach Berlin und mich nach Cordhausen geführt hat. Fällt unser diesmaliger Briefwechsel, wie ich an meinem Teile bis jetzt leider fürchten muß, nur recht mangelhaft aus — d. h. ist den Dreiecken eine größere oder kleinere Beschaffenheit nicht zuträglich — dann ist das das sicherste Zeichen, daß wir bei unserer bisherigen Methode bleiben müssen, sobald nämlich Du erst wieder in Hohensalchow und ich in Schwerin bin — die Dreiecke sind kongruent.

Also ich soll jetzt ländliche Philosopheme anstellen und Deinen Rat sowie Deine Weisheit in Anspruch nehmen.

Das erstere ginge noch allenfalls, zumal ich hier in den wenigen Tagen meines Aufenthalts schon einen Stoff ergattert habe, über den sich manches sagen ließe. Es handelt sich um das leidige Thema der Socialdemokratie und ihrer Bekämpfung.

Nachdem der Hallenser Parteitag beschlossen hat, die Agitation noch mehr wie bisher aufs Land zu tragen, schwingt man sich auch — etwas spät, leider — auf staats- und christentumsfreundlicher Seite zu Gegenmaßregeln auf. Leider scheint man bis jetzt nicht überall sehr glücklich in diesem Bestreben.

So wird hier in der Nordhausener Gegend gegenwärtig ein Blatt verbreitet, das jedenfalls gut gemeint ist, aber für den gedachten Zweck im höchsten Grade unpraktisch erscheint. Es kann das auch gar nicht anders sein, denn das gedachte Blatt, der „Ländliche Arbeiter-Freund" wird in Berlin herausgegeben! Nun ist zwar der Berliner durch Intelligenz berühmt, auch wird man dort allenfalls für Fabrikarbeiter, nie aber für das Landvolk den rechten Ton treffen.

Sonderbare Dinge erfährt der „ländliche Arbeiter" in den mir hier vorliegenden Nummern. Von den kleinen, zum teil recht süßlichen Döhnchen, wie sie jedes lokale Sonntagsblatt ebenso gut oder besser bringt, wollte ich nichts sagen; auch nichts von den landwirtschaftlichen Mitteilungen, die z. B. in der Neujahrsnummer die weltbewegenden Ereignisse umfassen, daß unter dem Geflügel in Berlin eine choleraartige Krankheit, unter den Schweinen in Dänemark eine Seuche ausgebrochen ist, daß ferner „das Gesinde aus Ostpreußen es nicht verstanden hat, sich in der Umgegend von Tondern einzubürgern und namentlich nicht das weibliche Gesinde," und daß endlich „34 brave Mädchen in Berlin, welche eine mehr als zwanzigjährige Dienstzeit hinter sich haben, durch den Berliner Hausfrauenverein im Bürgersaale des Rathauses feierlich belohnt worden sind." Bauern- und Wetterregeln mögen auch noch hingehen, obgleich sie im Kalender eigentlich schon zu viel sind. Das Gemeinnützige ist oft von rührender Harmlosigkeit, wie es nur aus der Feder eines Berliners, der seine ersten Eindrücke von Kühen und Schweinen im Zoologischen Garten empfängt, hervorgehen kann — aber es ist doch wenigstens nicht gemeinschädlich. Z. B. „Kälte und Schnee halten das Vieh im Stall," erfahren wir da und werden dann ermahnt, diesen Stall recht angemessen warm zu halten und zu lüften. „Die Schweine läßt man sich bei heiterem Wetter mittags ein Stündchen auf dem Hofe herum tummeln," lautet ein anderer, hübsch gefaßter Ratschlag. Daß der ländliche Arbeiter schwerlich einen „Hof" zum „herumtummeln" hat, macht sich der Schreiber nicht klar.

Was soll man aber dazu sagen, wenn in der Weihnachtsnummer dieses geschätzten Blattes allen Ernstes ein ausführliches, höchst instruktives Rezept zur Bereitung eines Gänsebratens mitgeteilt wird? Daß der Arbeiter Sonntags sein Huhn im Topfe habe, ist bekanntlich ein alter Königswunsch; aber an Gänsebraten hat doch wohl kein noch so optimistischer Regent gedacht. Fast scheint es, als hätten die Berliner Herren das bekannte Citat von der Rose im Sinne gehabt, das sie dann den Umständen entsprechend etwas verändert haben mögen, etwa so:

> Des Gänsebratens Duft genügt,
> Brauchst ihn nicht zu verzehren;
> Wer sich mit dem Rezept begnügt,
> Ist billig zu ernähren.

Da die Absicht der Herausgeber des „Arbeiter-Freundes" über allem Zweifel erhaben ist, und da es ferner ebenso unzweifelhaft ist, daß die christlich-konservative Presse sich mehr wie bisher den untern Volksschichten anpassen muß, so ist mir obige abfällige Kritik nicht leicht geworden. Aber — und nun kommt die obligate Schlußfrage, die Du bisher in Deinen Briefen an mich zu stellen die Aufgabe hattest — muß man das Verkehrte an solchen an und für sich guten Unternehmungen nicht rückhaltlos an die Oeffentlichkeit ziehen, damit es besser gemacht werden könne? Soll man etwas unterstützen, was man doch für unzweckmäßig und aussichtslos hält? Bezw. gehört besagter Arbeiter-Freund, der Dir vermutlich auch in Hohensalchow entgegentreten wird, zu diesen verfehlten Unternehmungen?

Das sind meine Fragen; aber wenn ich es recht bedenke, dann werde ich gewahr,

Digitized by Google

daß es nur in der Form Fragen für mich sind; ihre Beantwortung steht mir von vornherein fest. Und daraus ersehe ich denn schon, daß mir die für diesmal durch die Verhältnisse zugeteilte Rolle nicht paßt. Du wirst diese Thatsache schon von Anfang an beim Lesen dieses Briefes festgestellt haben — und darum wird es denn wohl in Zukunft wieder bei der alten Praxis sein Bewenden haben müssen: Die Art des Briefwechsels im alten wie im neuen Jahre muß kongruent sein, denn wäre sie anders, so würden für uns so wie für unsere Leser vermutlich allerlei Unzuträglichkeiten entstehen.

Darum frisch ins neue Jahr hinein; „der Kurs bleibt der alte."

Auch ich bleibe Dein alter Freund

Adam Windhoff.

N. S. Die Antwort auf diesen Brief magst Du direkt vom Hospiz, wo Du grade einlogiert bist, an unsere Druckerei senden. Wie lang sie sein darf, erfährst Du noch per Postkarte. Du wirst ja nichts hineinbringen, was mich mit den Strafgesetzen in Konflikt führt.

W. Berlin, Behrenstr. 29, 29. December 1890.

Daß Du ein schlechter Mensch bist, mein lieber Freund, wußte ich lange. Aber daß Du so schlecht sein würdest, mich sogar hierher mit Deiner Schriftstellerei zu verfolgen, das hatte ich nicht erwartet. Du verdientest wirklich, daß ich zur Strafe einen Brief in Deine Druckerei schickte, der Dich gründlich „mit den Strafgesetzen in Konflikt" brächte. Indessen will ich diesmal noch Gnade für Recht ergehen lassen und mich in den Schranken der parlamentarischen Ausdrücke und der „erweislich wahren" Behauptungen halten.

Unter die „erweislich wahren" Dinge gehört es dann freilich, daß der „Ländliche Arbeiterfreund," den Du mir in zwei Exemplaren schickst, schwerlich der Socialdemokratie auf dem Lande, wenn sie erst da ist, viel Abbruch thun wird. Ich fürchte sogar fast das Gegenteil. Steht da z. B. gleich hinter dem Gänsebraten-Rezept die folgende Briefkasten-Notiz:

St. in Rh. Die Familie eines zu einer elftägigen Uebung eingezogenen Landwehrmannes hat weder der Staat noch die Gemeinde, sondern der Betreffende selbst zu unterhalten. Der Kriegsdienst ist ein Ehrendienst, für den man sich nicht bezahlen läßt.

Sollte angesichts dieser gewiß sehr noblen Philosophie ein unverdorbenes socialdemokratisches Gemüt nicht geneigt sein, dem Herrn Redakteur des „Ländlichen Arbeiterfreundes" die Frage zu stellen, ob er schon einmal elf Tage gehungert oder Frau und Kinder hat hungern sehen und ob wirklich der Trost, daß es fürs Vaterland geht, über den Mangel an Gänsebraten so leicht hinweghilft.

Aber ich will nicht auch ironisch werden. Die Sache ist gewiß gut gemeint und ein gut gemachtes Blatt kann gewiß Nutzen stiften. Die Hauptsache freilich wird wohl die bleiben, daß nicht erst das Blatt, sondern erst ein Redakteur da sein muß, der der ländlichen Arbeiterbevölkerung ins Herz sieht und der ausspricht, was die Guten in ihr denken. Hier aber wird sich die zweite große Frage erheben, ob es überhaupt möglich ist, ein Universalblatt dieser Art für ganz Deutschland zu machen. Im Rheinland, in Niedersachsen, in Thüringen, Baden, Schwaben sind aber die weltlichen und die kirchlichen Verhältnisse so grundverschieden, daß Dezentralisation dringend notwendig scheint. Dem kleinen Mann auf dem Lande ist alles von weit her kommende unheimlich. Wer auf ihn wirken will, muß innerhalb seines engen Gesichtskreises bleiben.

In der Hauptsache erkenne ich übrigens gerne an, daß das kleine Blatt den rechten Weg geht. Mehr noch als in der Stadt sitzt beim ländlichen Socialisten die Socialdemokratie nicht im Kopf, sondern im Herzen. Und bei dem Streben, die Unzufriedenen mit den Unvollkommenheiten unserer trübsalreichen Erde auszusöhnen, wird der recht gefaßte Appell an das Herz sich allezeit wirksamer erweisen, als der spitzfindigste Beweis.

Damit Gott befohlen. Mein Raum ist zu Ende; sonst schriebe ich noch mehr.

Treulichst Dein Karl Schulz.

Digitized by Google



Monatsschau.

Politik.

Der Monat Dezember geht zu Ende und mit ihm das Jahr 1890. Was hat's gebracht? Was wird die Zukunft bringen?

Das Ereignis des Jahres ist ohne Zweifel der Rücktritt des Fürsten Bismarck von einer ministeriellen Weltstellung, wie sie vor ihm kaum jemals ein Sterblicher in ähnlicher Machtfülle bekleidet hat. Was aus Deutschland werden würde, wenn Bismarck erst fort sei — so fragten in der Stunde seines Abgangs erklärlicherweise nicht wenige. Nun — der Fürst ist gegangen und Deutschland ist geblieben. Ja, es kann nicht geleugnet werden, daß auf manchen Gebieten das Scheiden des berühmten Staatsmannes als eine Befreiung empfunden werden konnte: zum Teil als eine Befreiung persönlicher Art, die manche lange verhaltene Kräfte endlich zur Entfaltung gelangen ließ, zum Teil als eine Befreiung von sachlichen Hemmnissen, die der Fürst gegen ihm unliebsame Pläne geflissentlich aufzutürmen allezeit vortrefflich verstanden hat. Ganz besonders auf dem socialpolitischen Gebiet wurde die Bahn durch Bismarcks Scheiden frei. Es wurde einerseits mit dem System des Ausnahmegesetzes gebrochen, das seine Spitze gegen eine bestimmte Partei richtete, und andererseits der bis dahin stets bekämpfte Arbeiterschutz auf nationalem und internationalem Gebiet in Angriff genommen.

Damit war alles einverstanden, was sich zur Rechten zählt. Aber ebenso einverstanden wäre man nun auch gewesen, wenn nach dem alten Rezept des Fürsten Bismarck, daß man nie versuchen soll, zwei Hasen auf einmal zu schießen, zunächst die socialen Reformen einem gedeihlichen Abschluß entgegengeführt worden wären. Es ist in der That auf diesem Gebiet noch ungeheuer viel zu thun, umsomehr, als mit dem 1. Januar 1891 das Alters- und Invaliden-Gesetz in Kraft tritt und allgemein als ein Kind betrachtet wird, dessen Geburt zwar sehr erfreulich, das aber starken Kinderkrankheiten und desgleichen ärztlichen Kuren unabwendlich entgegengeht. Und es kann unseres Erachtens kein Zweifel sein, daß auch nach Abschluß aller dieser schon in Angriff genommenen Reformen die Arbeiterpartei sich noch nicht zufrieden geben, sondern weiter socialistische Schritte der Gesetzgebung, d. h. Verstaatlichungen fordern wird, darunter voraussichtlich auch solche, gegen deren Verwirklichung auch vom konservativen Standpunkt aus erhebliche Einwände kaum zu machen sein werden. Die Entwicklung unseres politischen Lebens bewegt sich eben in socialistischer Richtung. Mag man ablenken soviel man will, mag man Palliative wie Schutz und Versicherung einstweilen anwenden — „sie bewegt sich doch" zu einer größeren Ausbreitung der Gemeinwirtschaft auf bisher einzelwirtschaftlichem Gebiet. Wie andererseits die Entwicklung des politischen Lebens der Gegenwart, allem Chauvinismus zum Trotz, von der nationalen zu der höheren, christlichen, internationalen Idee unerbittlich hindrängt. Mag man die Vertreter dieser

Digitized by Google

Entwicklungen, weil sie dieselben mit Autoritätslosigkeit und thörichtem Radikalismus verbinden, noch so heftig schelten — in gewissen Punkten haben sie dennoch recht. Auch der Internationalismus, das Weltprinzip, ringt sich durch, und es wird immer neue Aufgaben stellen.

Wie gesagt — man hätte angesichts dieser gigantischen Aufgaben wünschen mögen, die Fragen von augenblicklich sekundärer Wichtigkeit in Ruhe gelassen zu sehen. Aber „es hat nicht sollen sein." Nicht zwei, sondern zehn Hasen sollen auf einmal geschossen werden.

Nun — die politische Lage zu schaffen, ist Sache der Großen; sich mit der geschaffenen abzufinden, die Aufgabe der Kleinen. „Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun." — Und so gilt es auch für uns, Stellung zu nehmen zu einer Frage, die unseres geringen Erachtens doch vielleicht noch einige Jahre Aufschub ertragen hätte, zur Frage des höheren Schulwesens, welche der Kaiser selbst in längerer viel beachteter Rede auf die Tagesordnung gesetzt hat, zunächst freilich nur für Preußen; aber was in Preußen geschieht, kann nicht ohne Rückwirkung auf Deutschland bleiben. Es versteht sich dabei, daß unsere Stellungnahme nur eine ganz allgemeine sein kann, da wir uns ein Urteil, das in technisches Detail eingeht, nicht zutrauen, ein solches vielmehr berufener und sachverständiger Feder für eines der nächsten Hefte dieser Zeitschrift ausdrücklich vorbehalten. Im allgemeinen aber geht unsere Empfindung dahin, daß man gut thun wird, an das Resultat einer in Berlin versammelt gewesenen Pädagogen-Konferenz und an die Vorlagen, welche nun ein Ausschuß berathen soll, nicht allzu hohe Erwartungen zu knüpfen.

Was soll denn schließlich an wirklich wesentlichen und entscheidenden Momenten anders werden, als es bisher war? Wohl mag hier und da durch fortwährende Steigerung der Ansprüche ein gewisses Maß von „Ueberbürdung" sich ergeben haben, wohl mag infolge dessen und überhaupt die Körperpflege und Hygiene nicht ganz zu ihrem Recht gekommen sein, wohl mag hier und da die klassische Philologie etwas zu stark gewuchert und formale und grammatische Haarspaltereien mögen den bildenden Inhalt der alten Litteratur nicht haben zur Wirkung kommen lassen, wohl mag auch die neue und neuere Geschichte von der alten etwas zurückgedrängt sein — — soll man aber darum das Kind mit dem Bade ausschütten?

An den Schularten und Lehrplänen kann ja gewiß etwas geschüttelt werden; der lateinische Aufsatz kann fallen oder stehen bleiben; das Griechische etwas früher oder später begonnen werden. — Das Wesentliche an unseren Gymnasien wird, wie wir zuversichtlich hoffen, nicht viel anders werden als es ist. „Selbst wenn Finsternis hereinbräche, was bekanntlich schon einmal im Lauf der Geschichte geschehen, muß auch die zweite Renaissance geboren werden." Und kaum ein Vorwurf wird schwerer zu begründen sein, als der, daß die Beschäftigung mit dem klassischen Altertum dem deutschen Nationalgefühl geschadet habe. „Die Männer, die die Geschichte Deutschlands in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gemacht haben" — so lesen wir in einem Tagesblatt — „haben ihre Begriffe von Vaterlandsliebe, Selbstlosigkeit, Ehre, Treue, Festigkeit, Beständigkeit, Freiheit und Männermut in erster Linie doch aus dem unversiegbaren Born des klassischen Altertums geschöpft, dessen Wesen vertieft durch die Kraft des Evangeliums ihnen von Jugend an aus der Schulstube bewußt oder unbewußt vertraut war. Man mag dagegen stellen, was man will, die ideale Schönheit des Hellenentums und die zweckbewußte Kraft des römischen Staatswesens werden in ihrer Bedeutung für den Jugendunterricht von nichts übertroffen." — „Ohne Grammatik läßt sich aber weder Griechisch noch Lateinisch lernen; denn wahr ist und bleibt, was griechische Weisheit sagt: „Sehenden Auges ist blind, wer die Grammatik nicht kennt." Auch daß die Wurzeln des Weisheitsbaumes bitter sind und Schweiß der Tugend Preis ist, wußten schon die Hellenen."

Und dann die Geschichte. Es wird kaum thunlich sein, sie rückwärts durchzu-


Digitized by Google

nehmen, bei der Gegenwart zu beginnen und im Altertum zu enden. Das Verständnis des Neuen ruht auf der Kenntnis des Alten. Und gerade in der neueren und neuesten Zeit bewahre uns Gott vor einseitigen Darstellungen in usum delphini. Nur wo sie schlichte unparteiische Wahrheit vorträgt, kann die Geschichte zur Lehrerin der Menschheit werden.

Wohin wir sehen, drängt sich uns daher die schon ausgesprochene Ueberzeugung auf, daß wohl im einzelnen Verbesserungsfähiges da ist, daß aber die erheblichsten Anklagen wider den gegenwärtigen Stand der Dinge im höheren Schulwesen, zum Teil doch auch wohl Anklagen gegen die Unvollkommenheit menschlicher Einrichtungen überhaupt sind. Auch die Vorwürfe gegen die Lehrer. Daß manche Lehrer vielleicht großartiger, freier, idealer als Vorbilder der Jugend dastehen würden, wenn der „Kampf ums Dasein" ihren Idealismus weniger oft herabdrückte, ist wahrscheinlich. Aber unter diesem Druck stehen auch viele, die nicht Lehrer sind. Und werden Gelder vorhanden sein, um hier eine wirklich ins Gewicht fallende Besserung möglich zu machen?

Im übrigen hat die Eröffnung und Schließung der Berliner Schulkonferenz auch die Frage wieder angeregt, ob es im monarchischen Interesse erfreulich und wünschenswert ist, wenn die Fürsten sich persönlich mit vollständigen subjektiven Programmen an der Diskussion über schwebende Fragen beteiligen. Wir haben diese Frage früher zu den Zeiten des Fürsten Bismarck verneint und wir verneinen sie jetzt. Diskussion ist nur möglich inter pares. Man kann dem Monarchen nicht antworten, wie man einem Vertreter der Regierung erwidert. Spricht jener nun — der Fall ist doch denkbar — Projekte und Meinungen aus, die nach Form und Inhalt anfechtbar sind — was wird die Folge sein? Die Gegner der Autorität dürfen reden, die Vertreter derselben müssen öffentlich schweigen, auch wo sie im Stillen den Kopf schütteln. Wer den Vorteil hat, bedarf keiner Erörterung.

Ist demnach unsere Stellung zu der Reform des höheren Schulwesens eine wesentlich skeptische, so stehen wir in der Hauptsache nicht anders zu den preußischen Landtagsvorlagen. Die ganze Reihe derselben haben wir in früheren Berichten kurz erörtert. Es ist hinsichtlich derselben alles in der Schwebe und die Entscheidungen stehen aus. Nur das Volksschulgesetz scheint bis auf weiteres in der Kommission begraben. Ueber die unglückliche und überflüssige Landgemeinde-Ordnung aber steht vielleicht ein Konflikt in Aussicht. Konservative und Centrum haben hinsichtlich der zwangsweisen Zusammenlegung von Gemeinden und Gutsbezirken in der Kommission einen Beschluß gefaßt, der, wenn er vom Plenum adoptiert werden sollte, entweder dem Hause oder dem Minister des Innern das Leben kosten dürfte. Man kann unseres Erachtens nur wünschen, daß die Konservativen diesmal fest bleiben und nicht im letzten Moment wieder auf Grund von Kompromissen ihren Standpunkt preisgeben, wie sie das zu eigenem Schaden in den letzten Jahrzehnten leider oft gethan haben. Fürst Bismarck hatte sich an diese Nachgiebigkeit so gewöhnt, daß schließlich alle anderen Parteien sich größerer Rücksicht erfreuten, als die Rechte. Die Zeichen der Zeit scheinen uns aber überall, nicht nur im preußischen Landtag, sondern auch im Reichstag darauf hinzudeuten, daß die Gefahren der Vergangenheit auch für die Zukunft nicht ausgeschlossen sind, und daß gerade für die Konservativen und gerade jetzt eine Politik der Festigkeit und Unabhängigkeit die angezeigte ist.

Wird solche Politik verfolgt werden?

Wir hoffen und wünschen es mehr, als wir es glauben. Bisher leider fehlt uns, was in England seit Jahrhunderten bekannt, die Möglichkeit einer „allergetreuesten", auf ehrlicher Ueberzeugung beruhenden Opposition. Im Gegenteil beschleicht uns bisweilen die Sorge, daß, wie jeder besonderen menschlichen Tugend auch eine besondere Gefahr droht, so die Tugenden, die Preußen und Deutschland emporgetragen haben, der Welle gleichen könnten, die sich überstürzt. Diese hohen Tugenden sind Disciplin und Gemeinsinn. Aber Gefahr für Alle kann drohen, wenn in den führenden Klassen die

Digitized by Google

Disciplin zur Unselbständigkeit, und der Gemeinsinn der monarchisch Konservativen zu einer allzugroßen Schwächung des Selbstgefühls sich auswirkt.

Doch, wie erwähnt, ist diese Sorge nur Zukunftssorge. Einstweilen hat die Partei ihre Absicht ausgesprochen, fest zu bleiben. Doch unser Bedenken quillt auch aus anderen Vorgängen, die mit dem Parteiwesen in unmittelbarem Zusammenhang nicht stehen.

Dem preußischen Kultusminister, Herrn **von Goßler**, ist soeben in unzweideutiger Form kund gegeben worden, daß er, obschon Minister, nicht als Ratgeber der Krone, nicht als Träger einer bestimmten Politik, sondern lediglich, wenn wir diesen Begriff aus der Inspirationstheorie heranziehen dürfen, als Calamus für Diktate angesehen wird, als ein Organ, welches erhaltene Befehle ausführt, ohne nach Grund und Zweck derselben zu fragen. Und Herr von Goßler hat diese Rolle schweigend acceptiert!

Nicht unähnliche Gedanken erweckt die Lage auf dem kirchenpolitischen Gebiet. Eine neue Sperrgeldervorlage soll ausgearbeitet sein und würde auf Grund derselben, wie die ultramontane „Köln. Volksztg." wissen will, das ganze angesammelte Kapital an die katholische Kirche zurückgegeben werden. Die aufgesammelten Beträge sollten den Bischöfen überwiesen und in den Diöcesen besondere schiedsrichterliche Körperschaften gebildet werden, bei denen die kirchlichen Anstalten und Fonds, sowie die Geistlichen ihre Entschädigungsansprüche anzumelden hätten. — Wir haben nie bezweifelt, daß es so kommen würde und daß die stolzen Worte, zu denen sich Herr von Goßler wider die unerhörten Angriffe des Centrums und besonders Windthorsts im Juni v. J. aufraffte, leere Worte bleiben würden. Wie er begonnen, geht der Kulturkampf unter Mißgriffen zu Ende. Nur die Jesuiten fehlen noch. Aber auch die werden kommen.

Auf dem internationalen Gebiet war es ziemlich still. Nur gegen den **deutsch-österreichischen Handelsvertrag** werden allmählich aus dem agrarischen Lager in Deutschland sehr entschiedene Stimmen laut, wenigstens gegen den Vertrag, insoweit er Zugeständnisse auf dem Gebiet der Kornzölle bedeuten könnte. Umgekehrt begeistern sich in der Hoffnung, endlich eine erste Bresche in die verhaßten Zölle gelegt zu sehen, die jüdischen Großblätter in Berlin und Wien ganz besonders für den Abschluß und melden einmal über das andere „erfreulichen" Fortgang der Verhandlungen. Ob das auswärtige Amt ernstliche Absicht hat, Zugeständnisse zu machen, ist noch nicht ersichtlich. Uebrigens lenkt auch dieser Vertrag wieder den politischen Blick auf die immer notwendiger werdende Einführung der **Doppelwährung** in Deutschland, ohne welche aller andere Schutz der Landwirtschaft illusorisch bleibt. Die bekannte Decke der Goldwährung ist im Lauf der Jahre nicht länger, sondern da der Weltwohlstand steigt und immer neue Länder Metallwährung annehmen und Metallbedarf zeigen, immer kürzer geworden. Nur das Großkapital zieht Nutzen aus dieser verfehlten Institution.

Aus **Ostafrika** kommt leider die Kunde, daß unsere beiden Experten dort, Herr von Wißmann und Emin Pascha, in Fehde geraten sind. Die Gründe des Zerwürfnisses sind noch unklar. Vor allem — audiatur altera pars — hat Emin noch nicht Gelegenheit gehabt, sich zu der Anklage der Eigenwilligkeit zu äußern, die der Reichskommissar gegen ihn erhebt.

* * *

In **England** hat infolge des Parnellschen Ehebruchsprozesses das ganze Parteiwesen ein verändertes Gesicht angenommen. Zunächst kam es zu völligem Bruch zwischen **Gladstone** und **Parnell**, und zwar zu einem Bruch, der so sehr von Gladstone ausging, daß man fast den Skandalprozeß für einen bloßen Vorwand zu längst geplanter Absage hätte halten können. Wohl zog Gladstone aus dem Vertrag mit Parnell den Vorteil, daß durch die Zusammenfassung der Gladstonianer und Parnelliten unter dem gemeinsamen Namen der „Opposition" in den Augen der Wähler eine Macht dargestellt war, von welcher die Regierungspartei möglicherweise einmal überflügelt werden könnte. Parnell aber hatte den wohl noch höher anzuschlagenden Profit, daß der Ver-



treter des irischen Homerule von einer großen englischen Partei als ebenbürtiger Alliierter in einer loyalen Opposition anerkannt wurde. Gladstones Freund konnte ja kein Hochverräter sein.

Jedenfalls ist der Bruch zwischen den beiden Führern eingetreten und schnell genug unheilbar geworden. Parnell will die Führerschaft der irischen Partei nicht aufgeben und auch seine Partei ist in ihrer Mehrheit der Meinung, daß eine Veranlassung zum Rücktritt nicht vorliege. Anders Gladstone. Er hat kategorisch erklärt, daß, wenn Parnell nicht zurücktrete, er seine eigene Stellung in Erwägung ziehen müßte, da nach seiner Ueberzeugung mit Parnells Verbleiben die Homerule Sache definitiv verloren sei. Dieses Ultimatum hat dann zu einer Spaltung auch der irischen Fraktion geführt. Die Mehrheit der Iren, einige 50 Mann stark, hat Mac Carthy zum Präsidenten der Partei gewählt, da sie nicht auf die Unterstützung Gladstones und der Liberalen verzichten will; die Minderheit, welche sich um Parnell schart, beträgt einige 30 Mann. Vertreter beider Richtungen sind dann nach Irland gereist, um das Volk in ihrem Sinne zu bearbeiten. Der Anfang war Parnell günstig, dem es gelang, sich in den Besitz des wichtigsten Blattes zu setzen. Dann aber hat er eine Wahlniederlage erlitten, offenbar deshalb, weil doch der Klerus auf Seite der Maccarthysten steht. Die oratorischen Kämpfe in Irland arteten übrigens fast immer in Thätlichkeiten aus und der wüste Demagoge Parnell hat durch Erleiden einer schweren Körperverletzung, man möchte sagen glücklicherweise, auch seinerseits erkennen müssen, wohin es führt, wenn im politischen Kampfe die Leidenschaften roher Volksmassen aufgewühlt werden.

Wie der Kampf sich ferner gestalten wird, ist schlechterdings nicht abzusehen. Unleugbaren Vorteil aus diesen Wirren wird das konservative Kabinett Salisbury ziehen, das anfänglich bei seiner Einführung auf recht schwachen Füßen stand, nun aber durch die Gunst der Umstände einen unerwartet festen Bestand gewonnen hat.

* * *

In **Oesterreich** ist, wie schon in voriger Umschau kurz erwähnt, der deutsch-böhmische Ausgleich nach fast einjährigen Verhandlungen endgültig gescheitert. Die deutschen Abgeordneten des böhmischen Landtags haben das Fernbleiben der Deutschen von der böhmischen Landesausstellung empfohlen. Die Enthaltung von der Landesausstellung ist eine Konsequenz des Verlaufes, welchen die Verhandlungen über den Ausgleich genommen haben. Das Stimmenverhältnis am Schlusse der General-Debatte über die Landeskulturrats-Vorlage hat klar gezeigt, daß der Ausgleich gefallen, da die wichtigsten und entscheidenden Ausgleichs-Vorlagen nicht zum Beschlusse erhoben werden können. Daß die Schuld an diesem Falle allein bei den Tschechen liegt, wird auch von den Wiener Offiziösen anerkannt. Die Jungtschechen sind dabei von vornherein als ehrliche Gegner aufgetreten, während die Alttschechen, mit Ausnahme Dr. Riegers und seines nur noch schwachen Anhanges, auf Umwegen das zu erreichen suchten, was jene schlankweg und offen erstrebten. Ihrem vollen Umfang nach wird sich diese Wirkung übrigens erst vor den Neuwahlen zum Reichstag herausstellen, welche etwa im Sommer 1891 erfolgen dürften. Dabei wird die alttschechische Partei, die schon jetzt in Folge von zahlreichen Aus- und Uebertritten auf 25 Köpfe zusammengeschmolzen ist, vermutlich so gut wie ganz verschwinden, vielleicht um in späterer Zeit aufs neue zu erscheinen. Der halbherzige Opportunismus, dem sie huldigt, hat überall seine Vertreter, keineswegs in Böhmen allein. Gespannt darauf darf man nun sein, was seitens der österreichischen Regierung bezw. des Grafen Taaffe, der sich für das Zustandekommen des Ausgleichs verbürgt hat, angesichts dieses großen Mißerfolges geschehen wird. Die Wiener liberalen Blätter prophezeien ihm ein nahes Ende. Aber sie haben das schon oft gethan und es ist eine alte Erfahrung, daß tot Gesagte am längsten leben.

Digitized by Google

Kirche.

Wie wir die einzelnen Ereignisse ansehen, das hängt davon ab, wie wir den Lauf unserer gegenwärtigen Entwicklung überhaupt beurteilen. Geht es in kirchlicher Beziehung vorwärts oder rückwärts? — stehen wir in einem Prozeß der langsamen Auflösung, oder der Befestigung? Ueber diese Frage entscheidet bei dem Einzelnen häufig die traditionelle Losung, die er in seinen Umgebungen zu hören gewohnt ist, die Parteiansicht, die Zeitung, die er liest — häufig auch nur die körperliche und seelische Konstitution, die ihn mehr zu Pessimismus oder mehr zu Optimismus hinneigen läßt. Eine ganz sachgemäße Beantwortung der Frage, die ohne Vorurteil gegeben wird, ist aber deshalb so schwer, weil es die einzelnen Ereignisse sind, aus denen wir uns eine Anschauung der ganzen Zeit bilden müssen, und wir doch andererseits eben diese einzelnen Ereignisse von unserer schon vorhandenen Gesamtanschauung aus so verschieden beurteilen können. Die Hauptaufgabe wird es deshalb sein, daß wir die Ereignisse nicht isoliert erfassen, nicht bloß diejenigen berücksichtigen, welche im Augenblick die Gemüter besonders erregen, daß wir vielmehr auch diejenigen geistigen Zustände und Bewegungen ins Auge fassen, die sich mehr langsam und unbeobachtet vollziehen, um eine möglichst umfassende Vorstellung von dem Geistesleben der Zeit zu gewinnen. Sehen wir es doch beim Rückblick in vergangene Perioden der Geschichte, wie allmählich sich zumeist ein Umschwung vorbereitet, und wie er gewöhnlich durch solche Ursachen bewirkt wird, die von den Zeitgenossen zuerst und lange Zeit gar nicht beachtet oder wenigstens falsch aufgenommen werden.

Daß das religiöse Interesse am Ende unseres Jahrhunderts ein viel lebhafteres ist, als am Beginn desselben, leuchtet ein. Damals machte die Kirche vollständig den Eindruck einer großen Ruine. Man disputierte darüber, wenn man sie überhaupt beachtete, ob sie auf Abbruch zu verkaufen oder wie sie nutzbringend für die Gesellschaft zu verwerten sei. Nun will ich nicht sagen, daß heute der Eindruck des Ruinenhaften gänzlich verschwunden sei, aber doch hat man auf allen Seiten, bald hier, bald da, die alten Mauern mit Glück auszubauen sich bestrebt, und der Streit bewegt sich um ganz andere Fragen, als vor 90 Jahren. Es handelt sich doch schon um den Plan des Weiterbauens überhaupt, oder etwa eines Neubaues, — die Partei des Abbruchs ist zwar auch noch vorhanden, aber es wird ihr doch von allen Seiten widersprochen.

Das Bedenklichste an unserer Zeit ist erstlich die Gottvergessenheit der großen vornehmen wissenschaftlichen Welt und zweitens der immer deutlicher hervortretende Niedergang der geistigen Befähigungen überhaupt. Jedes Jahrzehnt der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts zeigt gegen das vorangehende eine Abnahme des Geistes, der Genialität der Schöpfungen auf den Gebieten der Kunst, des philosophischen Denkens, der litterarischen Produktion. Die Wissenschaft mit ihrem verzehnfachten Eifer und ihren unberechenbar erweiterten Gebieten verliert immer mehr die Fähigkeit, zusammenzuhalten, verliert sich immer mehr in die Einzelheiten, wo sie ja dann allerdings Anerkennenswertes leistet. Das ganze geistige Leben wird dadurch widerstandsloser, unproduktiver, zerstreuter, flacher, und damit die Hoffnung auf ein energisches Aufraffen, auf neue große Ziele und Gedanken geringer. Die Art und Weise, wie die Tagespresse geistigen Einfluß übt, ist ekelerregend, trostlos. Nur in dem Maße, als sich einzelne — und immer mehr — von der öffentlichen Meinung emancipieren, ist auf eine neue geistige Aera zu hoffen.

Wenn ich dennoch die Zeit hoffnungsvoll ansehe, so gilt es wohl, nach dem zuletzt Gesagten, das etwas begründen. Ich sehe in der Zeit das Erwachen eines Bewußtseins von dem, was ihr fehlt, ein Bewußtsein, das besonders in den jüngeren Generationen der Gebildeten immer festere Formen gewinnt. Ganz bestimmte Gestaltung hat dieses Bewußtsein angenommen in der socialen Reformgesetzgebung, welche unser Kaiser unternommen oder aufgenommen hat, und in den Projekten für die Aenderung in der Richtung, welche unserem höheren Schulwesen gegeben werden soll, — auf der alten Grundlage



der klassischen Bildung eine mehr den Geist, die Sachen erfassende Unterrichtsweise und eine entschiedenere Tendenz auf Charakterbildung. Aber auch in weiteren Kreisen ist jenes Bewußtsein vorhanden und äußert sich auf mannigfache Weise. Als Zeichen desselben möchte ich den Heißhunger anführen, mit dem unser deutsches Lesepublikum im abgelaufenen Jahre einige Schriften verschlungen hat, die ihre Bedeutung wesentlich durch die Zeit haben, in der sie erschienen sind. Ich nenne „Rembrandt als Erzieher“ — gewiß reich an guten Gedanken; aber daß es trotz des verkehrten Titels, trotz der unsympathischen Einrichtung, trotz des mancherlei Gesuchten und Oberflächlichen in dieser Weise verbreitet ist, verdankt es doch wesentlich dem unbestimmten Gefühl, daß hier etwas Originelles, vielleicht Gesundes und Gesundendes für unsere flache und kranke Zeit geboten werden möchte. — Ich nenne weiter Herrn von Egidys „ernste Gedanken“ — ein Buch, das wie ein neues Evangelium aufgenommen ist, und absolut nichts Neues enthält. Es wird darin der alte flache Nationalismus mit viel Selbstbewußtsein und einem gewissen Enthusiasmus vorgetragen. Und dieses Buch soll in über 40,000 Exemplaren in Deutschland verbreitet sein und hat schon eine Reihe Gegenschriften von hervorragenden Theologen hervorgerufen. Auch dieser Erfolg ist nur zu erklären aus dem Hunger nach Religion, der durch unser Volk geht, der aber den Meisten noch unbewußt ist. Es ist ein dunkles Gefühl davon vorhanden, daß ihnen etwas geraubt oder abhanden gekommen ist, das sie doch nicht entbehren können. Das alte Evangelium ist ihnen noch unmöglich, teils durch Gegner entstellt, teils durch ungeschickte Vertreter verleidet, und nun sucht man nach einer Befriedigung des inneren Bedürfens, nach einer festeren Gestaltung der dunkel geahnten Macht, die auch unser Staatsleben zusammenhalten soll.

Welche Aufgabe stellt diese Zeit der evangelischen Kirche! Die Konferenzverhandlungen des vergangenen Jahres und seine kirchliche Litteratur dürfen uns hoffen lassen, daß das Bewußtsein derselben sich immer klarer gestaltet. Besonders erwähnt sei u. a. der Vortrag des Pastor Beck über „die moderne Predigt“, den er auf der bayerischen Pastoralkonferenz in Nürnberg gehalten hat. In der That ist auf dem Gebiet der Predigt ernstlich zu arbeiten. Nicht auf besondere neue Geheimmittel kommt es dabei an, sondern inhaltlich auf die Verkündigung des Evangeliums als Evangelium, als eine wirklich befreiende Botschaft mit all ihren Konsequenzen, — und formell auf eine verständliche Sprache und einfache, zusammenhängende Gedankenverbindung (anstatt der schulmäßigen Partition). Noch ernstlicher aber ist der Konfirmandenunterricht zu pflegen. Es ist eine richtige Bemerkung, die gelegentlich des Egidyschen Buches von der „Christl. Welt“ gemacht ist: es sei dasselbe ein trauriger Beweis von der kirchlichen Unwissenheit in den gebildeten Ständen, also ein böses Zeichen für den kirchlichen Unterricht. Auf diesem Gebiete scheint mir teils eine straffere kirchliche Ordnung (bestimmte kirchenordnungsmäßige Anforderungen, die sich an die Aufnahme in den Unterricht und an die Entlassung aus demselben knüpfen), teils eine weitgehende Befreiung von schulmäßigem Doktrinarismus dringend erforderlich zu sein. Endlich ist auf einen guten Erfolg der Anregungen zu hoffen, die von den Synoden in Bezug auf die sociale Arbeit der Kirche ausgegangen sind. Richtig hebt die „Deutsche evangelische Kirchenzeitung“ hervor, daß wir uns nicht gefallen lassen dürften, daß man von gewisser Seite die socialen Realitäten der Synodalverhandlungen zurücktreten läßt hinter kirchenpolitischen Phantomen, die man ihnen nachsagt.

Eine Kundgebung der evangelischen Kirche ist heute noch zu erwähnen, die wir freilich nicht als ein Symptom aufzufassen wüßten. Es sind die zahlreichen Proteste, welche gegen die von römischer Seite beantragte Aufhebung des Jesuitengesetzes teils schon erlassen sind, teils noch vorbereitet werden. Wir halten dieselben für durchaus berechtigt und angebracht und wir hoffen, daß möglichst große Zahlen bei den Petitionen im Reichstage erreicht werden, die für die bestehenden gesetzlichen Zustände mit in die Wagschale fallen könnten. Nur deshalb ist uns die Sache nicht symptomatisch, weil sich an der Bewegung große Mengen beteiligen werden, die nicht minder als gegen die Jesuiten auch gegen die Pietisten, die Orthodoxen u. s. w. petitionieren möchten. Wir

Digitized by Google

halten in der That den Jesuitenorden für ein staatsgefährliches Institut und jeden Staat für verblendet, der die Macht hat, es von sich fern zu halten und von derselben keinen Gebrauch macht. Nun gestattet ja unser deutsches Gesetz nur nicht die Ansiedelungen des Ordens und den Aufenthalt von ausländischen Jesuiten, verbietet also nicht deutschen Jesuiten den Aufenthalt im Vaterlande. Immerhin liegt aber darin eine heilsame Beschränkung. Die Jesuiten als Helfer gegen die Socialdemokratie zu bezeichnen, ist geradezu komisch.

In Sachen der Stellung zur römischen Kirche ist zu erwähnen, daß der evangelische Oberkirchenrat in Preußen durch einen Erlaß des Näheren das Verhalten der evangelischen Geistlichen bei der Trauung von Mischehen geregelt hat, wozu die Veranlassung gegeben war durch unwürdiges pastorales Verhalten im Einzelnen. Wir werden für jede Befestigung der Ordnungen, die dem Einzelnen Halt geben, der kirchlichen Behörde dankbar sein. — Der Oberkirchenrat in Hessen hat auch in der Jesuitenangelegenheit an den hessischen Vertreter im Bundesrat eine Vorstellung gerichtet, — ein nachahmenswerter Schritt.

Wir wenden unsere Blicke noch zum Ausland und erwähnen einige interessante Vorgänge in England. Das eine gehört in das Gebiet der theologischen Wissenschaft. Aus den Kreisen der Oxforder Universität, die immer für den Hauptsitz des Puseyismus galt, ist ein Sammelwerk von Vorträgen verschiedener Lehrer erschienen, das den Titel Lux mundi führt und neben mehreren teils unbedeutenden, teils trefflichen Leistungen einen Artikel von D. Gore über die Inspiration enthält, welcher die kritischen Hypothesen Wellhausens u. a. über das Alte Testament als feststehende Resultate der Wissenschaft behandelt. Er verkündigt demnach dem erstaunten England, daß die Kirche von einer 2000jährigen Täuschung zu befreien sei, in der sie an die Existenz eines Moses und einer mosaischen Gesetzgebung geglaubt habe, vielmehr habe es ursprünglich nur Propheten in Israel gegeben, und erst in den letzten Jahrhunderten vor Christus sei von den Rabbinern das Gesetz erfunden und durch eine absichtliche Täuschung in das graue Altertum verlegt. Bezeichnend für englische Zustände aber ist nun, daß in dem politischen Hauptorgan, der Times, dieser Art von Theologie mit ernster Mißbilligung begegnet wird.

Viel mehr Aufsehen und Erregung aber hat ein Unternehmen des bekannten Heilsarmeegenerals Booth hervorgerufen. Er hat ein Buch veröffentlicht, das den dem Stanleyschen Afrika-Werke analogen Titel führt: „Im dunkelsten England." Er schildert darin die trostlose Lage, in der sich ca. 3 Millionen Menschen in England befänden, die dem Elend und der Verzweiflung preisgegeben seien, von denen man sagen müßte: sie sind nicht in die Welt hineingeboren, sondern in die Welt hineinverdammt. Er beschreibt dann weiter die verderblichen Wirkungen der Armen- und Gefangenpflege und versucht einen Weg zur Besserung. „Im Kampf ums Dasein wird der schwächste an die Wand gedrückt, und so viel sind schwach. Das einzig Mögliche, was wir thun können, ist das Loos der Unfähigen zu erleichtern und ihr Leiden weniger grauenhaft zu gestalten. Keine Hülfe und Anstrengung vermag einem Jullyfisch ein Rückgrat zu geben. Keine äußere Stütze ermöglicht Leuten solcher Art, aufrecht zu stehen. Alle äußere materielle Hülfe nützt nur, insoweit sie sittliche Kraft im Menschen entwickeln hilft. Wenn nicht der Charakter umgewandelt wird, ist alle aufgewandte Mühe verschwendet. Sind die äußeren Umstände die Gründe zur inneren Verderbnis, so müßten diese zuerst eine Aenderung erfahren. Sonst wird der Atheismus geradezu befördert. Im Hunger fragen sie nach Brot und nicht nach Gott. Wer ihren Hunger stillt, und ihnen Obdach und Arbeit giebt, wird von ihnen gesegnet und sie werden gerettet, wer es ihnen nicht darreicht, wird von ihnen verflucht und sie selbst gehen verloren." — Die praktischen Ziele, die Booth für diese 3 Millionen verfolgt, sind Arbeitskolonien in großartigem Maßstabe, teils städtischer, teils ländlicher Art, teils auch überseeischer. Er bedarf dazu einer Million Pfund Sterling, oder wenigstens für den Anfang 100,000 Pfund und dann Jahresbeiträge. Es kann nicht überraschen, daß er schon nach kurzer


Digitized by Google

Zeit bedeutende Summen in Händen hatte; merkwürdig aber ist dabei, daß alle kirchlichen Richtungen und Parteien, auch in ihren maßgebenden Organen, ihm zustimmen. Es werden von hochkirchlichen Geistlichen sogar Kirchenpredigten gehalten über das dunkelste England und die Sammlungen für ihn eifrig unterstützt. Natürlich werden des Generals Pläne nicht in ihrem ganzen Umfange verwirklicht werden. Von anderen Gründen zu geschweigen, so müßte dabei auch das vorausgesetzt werden, daß jene drei Millionen sich helfen lassen wollen. Immerhin aber wird es der großartigen christlich-socialen Thätigkeit in England, die vor fünfzig Jahren schon einmal den Chartismus bezwungen hat, auch für die Gegenwart einen neuen Anstoß geben, und der wird, so hoffen wir, auch für das evangelische Deutschland nicht ohne segensreiche Folgen bleiben.

Zum Schluß sei hier den Lesern Mitteilung gemacht von mehreren Angriffen, die diese kirchlichen Berichte während des letzten Jahres erfahren haben. Erstlich hat ein Anonymus, der sich Tertius gaudens nennt, in einem zu Barmen erscheinenden Monatsblatt „Der wahre Protestant" einen „offenen Brief an Herrn Professor M. v. Nathusius" gerichtet, in dem er besonders unsere Stellung zu den Affären des Herrn Pastor Thümmel angreift. Nachdem ich ihm einmal an derselben Stelle möglichst freundlich geantwortet hatte, hat er den Kampf fortgesetzt, hat auch, wie ich höre, eine besondere Broschüre darüber erscheinen lassen. Da der Anonymus, der übrigens ein Pastor sein soll, zu den Gegnern gehört, die für mich — unerreichbar sind, so wird es auch die Leser nicht interessieren, Einzelheiten zu erfahren. Daß die „Allg. konf. Monatsschrift" gegen die römischen Angriffe die evangelische Kirche nachdrücklich in die Waffen ruft, ist ihnen gewiß; aber ebenso wird sie auch künftighin gegen solche Waffen protestieren, die dem Evangelium keine Ehre machen, auch wenn sie von „wahren Protestanten" in die Hand genommen werden.

Ein anderer Angriff richtete sich gegen ein Urteil über die kirchlichen Leistungen der Vertreter des Protestantenvereins, der sich an die Anerkennung des Pastor Sulze in Dresden-Neustadt in unserem Augustberichte knüpfte. Herr Pastor Konrad Scipio in Stettin hat es in der „Protest. Kirchenzeitung" (vom 17. September 1890) eine gläubige Unverschämtheit genannt, daß ich die geschichtliche That Sulzes darin gesehen habe, daß er von dem großen dunkeln Hintergrunde des freisinnigen Nichts sich als einziger liberaler Geistlicher hell abhebt, der wirklich etwas thut. Er bemängelt dann mein Urteil, daß durch das Eintreten der lutherisch gerichteten Theologen in die innere Mission dieselbe verkirchlicht sei, sagt: man solle wegen einzelner fauler Glieder, die es überall gebe, auch bei den Orthodoxen nicht die ganze Richtung schmähen, fordert zu gemeinsamer Arbeit auf, und besonders zur Arbeit „mit stillem Wesen" gegenüber aller lauten Reklame u. s. w. Unter anderem schreibt er: „Und nun frage ich die „Allg. konf. Monatsschrift" gleicherweise wie die „Stöckersche Kirchenzeitung," die sich auch des Sulzeschen Gemeindeideals vor Sulze berühmt hat: wo in aller Welt hat denn bis jetzt ein lutherischer, konfessioneller gläubiger (oder wie Sie ihn nennen wollen) Mann wie Sulze nur so klar, so eindringlich die Wege zur evangelischen Gemeindeorganisation gewiesen? Bitte, meine Herren, genieren Sie sich nicht! Auf Sulze kommt es mir nicht an, sondern auf die Sache; weshalb sind die Namen der Vielen, welche im Sinne der kirchlichen Gemeindeentwicklung von konfessioneller Seite her von Sulze doch Ihren Aeußerungen zufolge offenbar mußten schöpferisch thätig gewesen sein, nicht bekannt geworden? Glaubt man, sie seien tot geschwiegen? Ich verspreche feierlich, daß ich jeden als meinen Führer verehrt haben würde, wie ich jetzt Sulze verehre, wenn nämlich einer seinesgleichen mir bekannt geworden wäre; und ich glaube, ich habe mich bemüht, nach dieser Seite hin die Augen offen zu halten. Es ist vor Sulze keiner dagewesen."

Obgleich Herr Pastor Scipio in demselben etwas erregt gehaltenen Schreiben feierlich erklärt, daß er sich mit unserem Blatte, dem „Officiösen Organ der altpreußischen Feudal-Orthodoxie" nicht verständigen wolle, so gehe ich doch auf diese Frage ein. Ich glaube, daß sie in Herrn Pastor Scipios Munde wirklich ernst gemeint ist, so schwer

Digitized by Google

es unsereinem fällt, an diesen Ernst zu glauben, wenn jemand mit Pathos sagt: „Niemand kann mir beweisen, daß die Sonne wirklich scheine." Auch das will ich glauben, daß Pastor Scipio die Augen in seinem Sinne offen gehalten hat, wir haben aber darin nur einen neuen Beweis für die Enge der Grenzen, welche die Freisinnigkeit dem Gesichtskreis ihrer Anhänger zieht. Ich muß nach den aus der „Protest. Kirchenzeitung" mitgeteilten Worten annehmen, daß diese Zeitung und ihre Kreise wirklich von der Zeit, in der sie leben, die unklarsten Vorstellungen haben, indem ihnen auch die elementarsten Kenntnisse des kirchlichen Lebens aus den letzten Decennien abzugehen scheinen.

Also es handelt sich um die evangelische Gemeindeorganisation, d. h. erstlich um die Idee derselben und zweitens um die Wege, die dazu führen, — um eine Organisation der in der Gemeinde selbst vorhandenen Kräfte (Hausväter ꝛc.), die es den amtlichen Gemeindeorganen, dem Pastor und seinen geordneten Gehülfen, möglich machen, die Gemeinde wirklich mit Gottes Wort zu weiden, anstatt daß sich in unorganisierten Gemeinden hier und da willkürliche Arbeitscentren bilden in Vereinsvorständen u. dgl., wozu man aus Not gegriffen hat. — Ich verweise zunächst auf die Theorie in der pastoraltheologischen Litteratur und Wissenschaft. Schon im Jahre 1832 besorgte der Hofprediger Otto von Gerlach eine Uebersetzung des Buches the reformed pastor von Baxter († 1691) dessen Grundgedanke in dem Worte liegt: „habt Acht auf Euch selbst und auf die ganze Herde!" Darin heißt es: „Wenn uns geboten wird, Acht zu haben auf die ganze Herde, so liegt deutlich darin, daß die Herden nicht zu groß sein dürfen, damit die Aufsicht über sie möglich sei. Gott wird nicht physisch unmögliche Dinge uns auflegen; er befiehlt niemand, in den Mond hinaufzusteigen, an die Sterne zu fassen, oder den Sand am Strande des Meeres zu zählen ... Ist nichts weiter nötig als Prediger, nun, dann laßt uns doch bloß Prediger anstellen; was bedarf es denn soviel Lärms über das Kirchenregiment? (in Baxters Sinne Gemeindeleitung.) Ist aber die Kirchenzucht und das Kirchenregiment auch etwas Gutes in seiner Art, heißt es dann nicht dem Heile der Seele zuwiderhandeln, wenn man solche unerträglichen Lasten jemandem aufbürdet? Ein Feldherr, der eine Armee ohne alle Unterhauptleute allein anführen wollte, könnte ebenso gut sagen: sie soll gar keinen Anführer haben; ein Schulmeister, der alle Schulen einer Provinz unter sich haben wollte, könnte ebenso gut sagen: es soll gar kein Schulmeister mehr sein; ein Arzt, der alle Kranken in einem ganzen Volke allein kurieren wollte, da er doch nicht den tausendsten Teil davon zu besuchen imstande ist, könnte ebenso gut sagen: sie mögen alle umkommen u. s. w." — Dies Buch erschien 1832; eine 2. Auflage wurde schon 1833 nötig, es muß doch also viel gelesen sein und seine Anschauungen wenigstens über das Ideal der übersichtlichen Gemeinde müssen sich schon damals verbreitet haben.

Doch dies führe ich nur als Vorspiel an. In der Wissenschaft der praktischen Theologie ist gerade von entschieden lutherischer Seite der Gedanke der Gemeindeorganisation stark betont. Er tritt lange nicht so hervor z. B. bei Nitzsch (Pr. Theol. I S. 90), obgleich er demselben von seiner rheinischen Wirksamkeit nicht fremd sein konnte, als z. B. bei Harnack (Prakt. Theol. 4. Teil S. 10.) Dort heißt es (S. 385): „Ferner aber ist keine Wirksamkeit zu billigen, die principmäßig den Gemeindeverband und Gemeindebestand übergeht und ihn lockert, ja aufhebt ... Die Gemeinde ist der geborene und gegebene Verein für alle christlich-sittlichen Zwecke in ihrem Gebiet ꝛc." Vgl. noch v. Zezschwitz, System S. 373: „Alle Seelsorge beruht auf der Voraussetzung bewahrten inneren Gemeindezusammenhanges." — Die in diesem zunächst noch allgemein gehaltenen Anschauungen der Vertreter der Wissenschaft gebildeten praktischen Geistlichen haben vielfach in ihren Gemeinden diesen Ausgangspunkt genommen und das führte gerade zu den Konflikten mit der „inneren Mission," die Gott Lob jetzt ausgeglichen sind, indem die konfessionellen Geistlichen mehr und mehr erkannten, daß sie Hülfe aus den Gemeinden gar nicht entbehren können, und die innere Mission, daß sie sich an das Centrum der Gemeindeleitung am besten anlehne. So haben sie „mit stillem


Digitized by Google

Wesen" gearbeitet, ohne daß „Nationalzeitung" oder „Berl. Tageblatt" oder dgl. davon erfahren oder Notiz genommen haben.

Freilich in großen Städten mit Massenparochien war wenig Anwendung dieser Grundsätze zu machen, weil die bekannte Richtung der Magistrate, die das Patronatsrecht in den Städten meist ausüben, nur solche Geistliche in die Pfarreien riefen, die immer noch auf Sulze warteten, um mit der evangelischen Gemeindeorganisation zu beginnen. Doch war das glücklicherweise nicht ausnahmslos der Fall. Der Unterzeichnete trat z. B. im Jahre 1885 in die lutherische Gemeinde Wupperfeld in Barmen ein und fand dort als traditionell jenes Princip der evangelischen Gemeindeorganisation in Wirksamkeit vor. Die große Gemeinde war mit dem zunehmenden Wachstum der Seelenzahl in kleinere Bezirke geteilt, aus der einen Kirche der alten Gemeinde waren schon drei geworden; statt des einen Pastors, der am Beginn des Jahrhunderts in der Gemeinde wirkte, stehen jetzt sechs in Arbeit. Der einzelne Pfarrbezirk wurde wiederum in kleinere Diakonenbezirke geteilt, die ihre Gemeindehelfer, Diakonissen, Vereinslokale, Sonntagsschulen u. s. w. erhielten, wo aber der ganze Bezirk wiederum nach einzelnen Straßen einer Reihe von Hausvätern aus den betr. Stadtteilen übergeben war. Diese Leute kannten ihre kleinen Bezirke. Dazu hatte der Pastor ein Verzeichnis der sämtlichen Insassen seines Pfarrbezirkes, das von Zeit zu Zeit erneuert wurde. In ähnlicher Weise wird die kirchliche Arbeit im ganzen Wupperthale getrieben, das sich durch kirchlichen Sinn und unbeschränkte Wohlthätigkeit auszeichnet, allerdings auch das Glück genießt, keinen einzigen Vertreter der freisinnigen Richtung im Pfarramt zu haben. Was in Bezug auf Teilung der großen Gemeinden in allen rheinischen und westfälischen Städten geschehen ist und geschieht, kann ich nicht alles aufzählen.

Ich griff, als ich den Artikel von Pastor Scipio gelesen hatte, nach alten Jahrgängen des Volksblattes für Stadt und Land, und wie ich nur aufschlug, fand ich in Artikeln und Berichten über Gnadauer Versammlungen der fünfziger und sechziger Jahre diese Frage gestreift oder erörtert, die Frage nach der Gemeindeorganisation und der inneren Mission. Aber ein hervorragendes Beispiel organisierter Arbeit möchte ich doch der „Prot. Kirchenzeitung" noch ausdrücklich nennen, das von jener Seite mit Absichtlichkeit totgeschwiegen ist und wird, das ist das Wirken des sel. Büchsel in Berlin. Der teuere Mann, der freilich solche Ideen nicht gerade straff wiederzugeben wußte, hat in seinem Greisenalter „Erinnerungen aus meinem Berliner Amtsleben" herausgegeben, wo das Hierhergehörige an verschiedenen Orten sich findet. (Berlin, 1886. Wiegandt und Grieben. 2,60 M.) Er bezeichnet sie als 4. Band seiner „Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen", dieses köstlichsten Geschenkes, das von geistlicher Hand der evangelischen Kirche für ihre pastorale Arbeit gemacht ist. In diesen Berliner Erinnerungen beschreibt Büchsel seine Auffassung der Arbeit in den großen Städten und seine Bemühungen um die Organisation der Matthäusgemeinde. Als Berlin wuchs und wuchs und niemand auf die damit wachsende Kirchennot achtete, da war es Büchsel, der unermüdlich die verpflichteten Instanzen anging um Kirchenbau und Gemeindeteilungen. Und da sie nicht helfen wollten oder konnten, so hat die Matthäusgemeinde zwei neue Kirchen und Gemeinden aus ihren Mitteln begründet. Wie gut dem treuen Seelsorger die Organisation der Matthäusgemeinde gelungen war, mag die „Prot. Kirchenzeitung" daran sehen, daß bei der Einführung der neuen Wahlen diese Gemeinde die einzige Massengemeinde war, in der die freisinnigen Kandidaten für die Gemeindeorgane geschlagen wurden, — zum Heil für die weitere Entwicklung der Gemeinde. Ich muß allerdings um Entschuldigung bitten, wenn ich ein solches Buch den Lesern der „Protest. Kirchenzeitung" empfehle, in welchem ihre Leute nicht gut wegkommen, von Sydow an, der an den Gräbern der Märzhelden seine Rede hielt, bis zu der Bemerkung Büchsels, daß das Kirchenbauen durch freie Liebesthätigkeit, wie er es angeregt, allerdings durch die Gefahr, daß die neuerbauten Kirchen den Protestantenvereinlern in die Hände fielen, stark beeinträchtigt sei. Höchst interessant sind seine Auseinandersetzungen mit Stöcker,

Digitized by Google

dessen Stadtmission er dankbar anerkennt, ihr aber doch sein Ideal der evangelischen Gemeindeorganisation gegenüber stellt. — Dies ist derselbe Büchsel, der auf der Augustkonferenz bei der Verhandlung über das Thema „Sammlung der Gläubigen" erklärte: seine Sammlung bestände in der Arbeit; wer mit ihm arbeiten wolle, den nehme er auf und frage nicht nach seinem schon erreichten Glaubensstandpunkt. — Ich kann aber nicht zugeben, daß Büchsel eine isolierte Erscheinung war. Wohl gebe ich Herrn Pastor Scipio zu und habe meine Klagen darüber oft genug ausgesprochen, daß es bei weitem nicht alle — wohl nur ein kleiner Teil der „gläubigen" Pastoren ist, die wirklich Glauben haben und auf Glauben arbeiten. Aber ich weiß, Gott Lob, daß gearbeitet wird, und daß an der evangelischen Gemeindeorganisation gearbeitet wird, und ich werde mich herzlich freuen, wie viele mit mir, wenn durch Sulzes Vorgang zunächst das Bewußtsein, daß man arbeiten müsse, in weiteren Kreisen geweckt wird und dies Bewußtsein verschärft dadurch, daß er praktische Wege weist. Die Verdienste Sulzes will ich in keiner Weise verkleinern. Gewiß kann jeder, der auch schon in solcher Arbeit steht, wieder daran lernen, wenn ein organisatorisch begabter und eifriger Mann in seiner eigenen und originellen Weise vorgeht und das auch anderen mitteilt; gewiß war es sehr gut, daß Sulze in Berlin seine Mitteilungen machte, wo der Gemeindeorganisation so große Schwierigkeiten gemacht werden. Nur ihm die Entdeckung eines neuen kirchlichen Prinzips, also eine „historische That" zuzuschreiben: das vermag nur die Unkenntnis der Geschichte der kirchlichen Gegenwart. D. Martin von Nathusius.

Für und wider.

(Diese Rubrik soll dazu dienen, einen Meinungsaustausch der Leser über Fragen, die in der „Monatsschrift" zur Besprechung gelangt sind, möglich zu machen. Sie steht allen Gesinnungsgenossen für kürzere, sachliche Einsendungen offen.)

Zur Sache der „hessischen Rechtspartei" hat der Herausgeber dieser Zeitschrift sich im Oktoberheft d. J. recensierend geäußert, im gegebenen Anschluß an drei neu erschienene Schriften der Partei von Schimmelpfeng, Hopf und Martin. Darauf erwidert nun in Nr. 1689 der „Hessischen Blätter" Herr H. M. (mutmaßlich wohl Herr Rechtsanwalt Martin) in einem Artikel, der leider zu lang ist, um ihn hier in extenso wiederzugeben. Wir bedauern diesen Umstand, da gerade die Dialektik des Aufsatzes den Wunsch in uns erweckte von unserem Herrn Gegner gegebenen Falles verteidigt zu werden, wenn wir einmal das Unglück haben sollten, vor eine Geschworenenbank citiert zu werden.

Freilich — auf Einzelheiten hier einzugehen, hat eigentlich keinen Zweck, denn schon in der Grundfrage scheiden sich unsere Wege, und Verständigung über sekundäre Fragen wird damit vollends unmöglich. Die Grundfrage ist aber die Frage nach dem Deutschen Reich: wir nehmen es als Definitivum, soweit es Endgültiges in der Weltentwicklung giebt, Herr H. M. nimmt es als vorübergehende Wolke. Wir sind damit, nach dem liebenswürdigen Ausdruck unseres Gegners „Eunuchen Bismarcks", welche die Hoffnung ihres zeitlichen und ewigen Heiles auf diesen Staatsmann setzen, während Herr H. M. sich in die Brust wirft, als der Mann, dessen Hoffnung Gott der Herr ist. — Daraus, daß wir jetzt das Reich nehmen, wie es geworden ist, zieht Herr H. M. den Vorwurf, wir wollten die Ereignisse von 1866 „aus dem Bereich der lebendigen das Volksgewissen bewegenden Fragen ausscheiden, um sie in einem Museum für Geschichtsaltertümer unterzubringen." „Die französische Revolution liegt jetzt hundert und ein Jahr zurück. Aber wird wohl Herr D. v. O. das noch heute fortlaufende Zeugnis wider die Gedanken und Thaten von 1789 und wider den Geist, der diese erzeugte, für obsolet erklären, die Mahnung zu grundsätzlicher Umkehr von den damals betretenen Wegen unberechtigt finden, und den Stimmen solcher Zeugen nur mit der Warnung vor der unfruchtbaren „Klage" begegnen mögen, daß „die Geschichte einen Gang genommen hat, den wir vielleicht nicht wünschten?"

Darauf erwidern wir, daß es doch zweifellos ein großer Unterschied ist, ob man gegen den Geist protestiert, der die Thaten von 1789 zu Wege brachte, oder ob man sich bemüht, die politischen Umwälzungen, welche die französische Revolution im Gefolge hatte dahin zurück zu wälzen, wo die Dinge 1788 standen. Das erstere billigen wir, das letztere lehnen wir ab. Aber dann müßten wir den Preußen die Leviten lesen, wird Herr H. M. uns entgegen halten, wegen des Unrechts, das 1866 auf preußischer Seite geschehen. Wir stellen die Gegenfrage: warum den Preußen allein? Warum nicht z. B. auch der hannoverschen Politik, die uns vom sittlichen Standpunkt nicht einen Deut besser erscheint als die preußische?

Der Schreiber dieser Zeilen ist kein Preuße, sondern Bürger eines kleineren Bundesstaates. Sein Landesfürst stand 1866 vor dem preußischen Ultimatum, welches den Anschluß an den norddeutschen Bund forderte. Der Fürst stimmte ungern,

Digitized by Google

aber in Erwägung der politischen Lage dem Anschlusse zu und die Volksvertretung billigte den Vertrag. Wir erlauben uns die Anfrage an Herrn H. M., welche Politik er als Berater eines Fürsten in gleichem Falle befolgt und befürwortet haben würde. Erklärt er ohne weiteres, daß er das Ultimatum Preußens abgelehnt und damit die Existenz seines ganzen Heimatsstaates aufs Spiel gesetzt haben würde, so würden wir diese Politik für sehr ehrenwert, aber auch für sehr unklug gehalten haben. Giebt er aber andererseits zu, daß Fürst und Stände richtig gehandelt haben, zunächst dem norddeutschen Bunde und dann dem Reiche zuzustimmen, so fragen wir, woher nimmt er das Recht jetzt gegen den Bestand eines Bundes zu agitieren, dessen Abschluß als politische Notwendigkeit früher erkannt werden mußte. Wir brauchen nicht zu sagen, daß wir es unsererseits für großes Unrecht halten würden nachträglich zu verleugnen, was früher Notwendigkeit war und wir verschmähen es nach Art gewisser Politiker der Linken in pathetischer Weise ein Verhalten zu fordern, das wir nicht jeden Augenblick als praktisch durchführbar unserer Regierung zumuten könnten. Eine Politik aber, die erklärt, wir wollen das Deutsche Reich, aber wir wollen es so nicht wie es ist, sondern anders, läuft schließlich doch nur entweder auf Nichtanerkennung oder auf Confusion hinaus. Wer das Reich früher gewollt hat, der muß auch jetzt ein gutes Verhältnis der Bundesstaaten unter einander wollen, und er muß Aeußerungen vermeiden, welche den Frieden stören. Wer aber das Reich nicht will, der kämpfe mit offenem Visir.

Darüber, daß wir die Herstellung Kurhessens eine „nach menschlichem Ermessen" sehr unwahrscheinliche genannt haben, regt unser Gegner sich schließlich ganz besonders auf. Er führt eine Menge Beispiele an von den Kranichen des Ibikus bis auf den Fürsten Bismarck, wo unwahrscheinliche Ereignisse dennoch Wahrheit geworden und er ruft dann feierlich: „Wir werden ja sehen, wem Gott der Herr zuletzt Recht geben wird, den Männern des „menschlichen Ermessens" oder denen, die ihre Zuversicht auf Ihn setzen." Das werden wir sehen, oder wir werden es auch nicht sehen. Wo in aller Welt steht geschrieben, daß denen, die Recht haben, auch immer Recht gegeben wird? Neunzehntel alles Rechts beruht auf Unrecht. Gott der Herr läßt es zu und wir sehen gerade so oft im Leben, daß das Unrecht große Erfolge davon trägt, wie wir anderseits bedauernd mit ansehen, daß die Guten um ihrer Güte willen den Kürzeren ziehen. Subjektiv und für den Einzelnen sitzt Gott gewiß so im Regiment, daß er die Tugend belohnt und das Laster bestraft und im Leben der Völker, wenn es aus großer weltgeschichtlicher Perspektive angesehen wird, ist es nicht anders. Wie aber nun das einzelne Ereignis zu werten sei, wird allemal eine Frage sein, auf welche zweifellos sichere Antwort aus dem Munde kurzsichtiger Menschen nicht möglich ist. Oder weiß es Herr Rechtsanwalt Martin wirklich ganz genau, daß in dem Schicksal seines Heimatlandes und seiner Dynastie kein Strafgericht Gottes für begangenes Unrecht zu erkennen sei, sondern nur eine zeitweilige Heimsuchung, welche über kurz oder lang rückgängig gemacht werden muß, weil sie ungerecht war?

Und damit wollen wir unsere Replik schließen. Unsere politischen und religiösen Ansichten weichen von denen der „Hessischen Blätter" allerdings so weit ab, daß eine Verständigung ausgeschlossen ist. Wir sagen ausdrücklich, auch die religiösen; denn wenn Herr H. M. erklärt, daß er dem „Bruder" gegenüber, der die Vergebung zurückweist, nicht vergiebt, so ist unsere Ansicht die, daß man immer vergeben soll, ganz unbeschadet der Gesinnung, welche der Bruder gegen uns hegt und hier glauben wir doch den kleinen Katechismus auf unserer Seite zu haben. Der nimmt unseres Wissens auch die Preußen von der Vergebung nicht aus. Was aber das politische Gebiet betrifft, so haben wir absichtlich nur die Kardinalfrage hervorgehoben. Uns ist das neue Reich der feste Ausgangspunkt. Und um so mehr, als über das phantastische Reich der sogenannten Rechtsparteien auch innerhalb derselben niemals auch nur zwei Personen einig zu sein pflegen. Will Herr H. M. die Hohenzollern oder die Habsburger als Kaiser wissen? Die mecklenburgische Sektion seiner Partei überraschte bekanntlich vor einem Jahr die Welt mit Verkündung der Absicht, dem Hause Habsburg in Deutschland wieder zu gebührender Stellung zu verhelfen! Wir sind nichts weniger als Vertreter eines gewissenlosen Opportunismus in der Politik, und wir nehmen nicht in Abrede, daß viele preußische Konservative sich selbst verleugneten, als sie in Deutschland den Annexionen zujubelten, die sie in Italien verdammt hatten; aber wir halten es andererseits auch für Unverstand, nunmehr von allen gewordenen Verhältnissen einfach abzusehen, und die Thatsache zu ignorieren, daß die Mächte dieser Welt nicht nur geographische und nationale Begriffe, sondern eben Mächte sind; wir lehnen es ab, rein subjektiv gewisse ideale Ziele aufzustellen, deren Verwirklichung den „Aether des reinen Gedankens", aber nicht die sündige und unvollkommene Erde zur Voraussetzung hat.

D. v. O.

Wir erhalten die folgende Zuschrift:

z. Zt. Saarbrücken, d. 17. 12. 90.

Geehrte Redaktion.

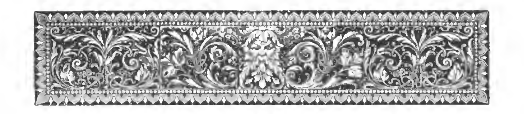
Haben Sie die Güte, im nächsten Hefte Ihrer Zeitschrift berichtigend zu bemerken, daß das in der Besprechung meines Werkes „Das starke Jahr" mit Recht als sinnlos gerügte Wort (S. 91) „umwindet" ein Druckfehler ist.

Es soll natürlich heißen: „umrindet".

Hochachtungsvoll

John Henry Mackay.

Digitized by Google



Neue Schriften.

1. Politik.

— Das Reichsgesetz betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung vom 22. Juni 1889. Erläutert von Dr. R. Bosse, Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern, und von Woedtke, Geheimer Regierungsrat und vortragender Rat im Reichsamt des Innern. Nach amtlichen Quellen. (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.)

Die beiden Verfasser dieses ersten ausführlichen Kommentars zu dem Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz gelten mit Recht als die eigentlichen Väter dieses Gesetzes. Dieselben sind in amtlicher Eigenschaft bei der Entstehung desselben beteiligt gewesen und haben die verschiedenen Stadien der Entwicklung, welche das letztere durchlaufen hat, unmittelbar miterlebt. Das gesamte Material ist durch ihre Hände gegangen, sie haben den Verhandlungen über das Gesetz im Bundesrat und im Reichstage als Kommissare beigewohnt. Die Vorgeschichte des Gesetzes haben sie daher aus unmittelbarer Anschauung kennen gelernt und Gelegenheit gehabt, sich über die aus den schriftlichen Aufzeichnungen nicht immer mit voller Deutlichkeit ersichtlichen Absichten der gesetzgebenden Faktoren zuverlässig zu unterrichten. Endlich sind sie kraft ihrer amtlichen Stellung berufen, bei der Durchführung des Gesetzes mitzuwirken und dadurch genötigt, dasselbe zu diesem Zweck eingehend und fortlaufend zu erforschen. So begründen die Verfasser nicht ohne Grund in dem Vorwort ihren Beruf zur Herausgabe dieses Kommentars. Deswegen wird derselbe auch immer ein sehr wichtiges Mittel für die Auslegung dieses nach jeder Richtung hin schwierigen Gesetzes bilden. Dies wird auch dann der Fall sein und bleiben, wenn den Meinungen und Anschauungen der Verfasser vielfach entgegengetreten wird. Beispielsweise halten dieselben alle Kommunalbeamten, die ohne Pensionsberechtigung sind und weniger als 2000 Mark jährliches Einkommen haben, für versicherungspflichtig, weil sie annehmen, daß jede Kommune einen Betrieb bilde. Die von dem Reichsversicherungsamte herausgegebene amtliche Anleitung über den Kreis der versicherungspflichtigen Personen hat diese Ansichten gemißbilligt und erklärt für versicherungspflichtig diese Kommunalbeamten nur, soweit sie gleichzeitig Betriebsbeamte sind, z. B. Baubeamte u. s. w.

Die Form des Kommentars ist die gewöhnliche, Anmerkungen zu den einzelnen Paragraphen des Gesetzes, denen ein längerer allgemeiner Ueberblick über das ganze Gesetz vorausgeht. tz.

— Deutschlands Weltstellung und Stellung und Aufgabe der Deutschen im Auslande. Von Ernst Bark. (Zürich, 1890. Verlags-Magazin.) 94 S. 1,20 M.

Dem Verfasser, einem Deutschen Livlands, hat sein jahrelanger Aufenthalt unter Franzosen, Italienern, Spaniern, Russen, Engländern und noch einigen anderen Völkern jenen kosmopolitischen Horizont eröffnet, der ihm gestattet, Deutschlands und der Deutschen Weltstellung zu übersehen. Als Deutscher außerhalb der Reichsmarken glaubt er sich verpflichtet, „laut die Stimme des Protestes zu erheben und der Welt zu zeigen, daß unsere Weltstellung nicht von jenem Flitterglanze abhängt, dessen Hohlheit nur zu deutlich jedem Beobachter in die Augen fällt.“ Umsomehr aber fühlt er sich dazu gedrängt, als sich deutsches Wesen, Denken und Empfinden gerade „in den alten deutschen Marken der Schweiz, Oesterreichs, Siebenbürgens und Livlands“ am treuesten und unverfälschtesten erhalten hat — nachdem der Militarismus Preußens und ein ungesunder Kapitalismus dem jetzigen Deutschland einen dem deutschen Wesen fremden Charakter aufgeprägt hat“, und da „ein buckelkrümmendes Strebertum die freie Stimme des deutschen Volkes in unterthänigen Loyalitätsversicherungen zu ersticken droht.“

Was der Verfasser über die Gefahr, in der das Deutschtum in den baltischen Provinzen

Digitized by Google

schwebt, sagt, ist leider nur zu wahr, und man kann ihm nur zustimmen, wenn er den Wunsch ausspricht, daß „Deutschland seiner Pflicht bewußt sei, überall, wo deutsche Interessen gefährdet sind, sein Gewicht in die Wagschale fallen zu lassen.“ Ebenso billigen wir vollständig, wenn er dafür eintritt, daß eine zielbewußte deutsche Politik alles thun solle, um das Selbstgefühl Spaniens zu heben und seine Entwicklung zu fördern. Sehr bedenklich dagegen finden wir es, wenn der Verfasser meint: „nutzlos ist es heute, darüber zu streiten, ob es nicht für die Deutschen besser gewesen wäre, wenn statt der preußischen Soldatenkönige andere Fürsten oder die deutsche Demokratie das große Einigungswerk vollbracht hätten.“ Als ob die deutsche Demokratie überhaupt je etwas fertig bekäme! — Wenn aber Ernst Bark gar meint, daß die Demokraten sich einst über den umgestürzten Thronen und Altären die Bruderhände reichen werden, und offen ausspricht, seine Hoffnung auf das Eintreten dieses Ereignisses sei durch den Pariser Weltkongreß der Socialisten während der jüngsten Ausstellung neubelebt worden, dann hören wir auf, ihn ernst zu nehmen. Ebenso wenn er behauptet, man dürfe „das widerwärtige Mucker- und Stöckertum, das heute im officiellen Deutschland vorherrscht,“ nicht für den berechtigten Ausdruck des Protestantismus nehmen, oder wenn er von der „christlich-socialen Quacksalberei“ redet. Geradezu der Unwahrheit aber müssen wir ihn zeihen, wenn er sagt: „Dieser Protestantismus, das gefügige Werkzeug der Bureaukratie, hat in der ‚auswärtigen Mission‘ eine frischmelkende Kuh gefunden, wo dann die Sammelgelder der Theevereine ruhig in Spanien oder Italien verzehrt, und unter frommem Augenverdrehen alle im Auslande reisenden Deutschen angebettelt werden. Diese ‚Missionen‘ sind mit wenigen Ausnahmen reiner Humbug — allen kommt es bloß darauf an, den Geldspendern in der Heimat Sand in die Augen zu streuen. Die Sekte, das Geschäft ist alles, wirkliches Christentum nichts.“ Derselbe Mann, der dies geschrieben hat über den Protestantismus, veröffentlichte kürzlich im Bremer Protestantenblatt einen Aufsatz über den Protestantismus in Spanien. Vermutlich eine recht nette Arbeit. — Wer derartige Unwahrheiten so kühn aufzustellen wagt, findet schließlich — und er darf sich darüber nicht beschweren — auch für seine sonstigen Behauptungen wenig Glauben. Das Gewicht schwerer Vorwürfe, die er gegen die diplomatische Vertretung Deutschlands im Auslande schleudert, wird dadurch wesentlich vermindert. So wirft er Herrn von Stumm in Madrid vor, daß er einem Verlagsgeschäfte, das die Mitwirkung der deutschen Botschaft zur Veröffentlichung eines Büchleins in spanischer Sprache zur Feier der beiden ersten deutschen Kaiser erbat, einen groben Brief geschrieben habe. Hier müßte man die näheren Umstände doch genauer kennen, ehe man ein Urteil fällen kann. Wenn jedoch das Verlagsgeschäft dasselbe ist, in dessen Interesse der Verfasser klagt, daß seine Bestrebungen, „den Spaniern deutsches Wesen vertraut zu machen,“ nicht unterstützt würden, weil die patriotische Beteiligung völlig mangele, und wenn er bedauert, daß Lindaus „Herr und Frau Bewer“ noch jetzt im Manuskript liege, so begreifen wir sehr gut, daß ein deutscher Botschafter einem Verlage, der durch Lindaus undeutschen Schund deutsches Wesen verbreiten will, einen groben deutschen Brief schreibt, und wünschen, daß „Herr und Frau Bewer“ noch recht lange im spanischen Manuskript liegen bleiben. — S. 35 beschwert sich der Verfasser darüber, daß, als der Herausgeber der ersten deutschen Zeitung in Spanien dem deutschen Konsul einen Höflichkeitsbesuch abstattete, er von diesem erfahren mußte, daß eine deutsche Zeitung in Madrid ganz überflüssig sei und von ihm keinerlei Förderung erwarten dürfe. „Der brave westfälische Bauernjunge fürchtete nämlich,“ erklärt der Verfasser diesen allerdings seltsamen Vorgang, „daß die Zeitung seine Autorität beeinträchtigen würde.“ S. 51 wird erzählt: „Der deutsche Konsul in Malaga, Adolf Pries, giebt sich z. B. überall als Spanier, trotzdem er nur dank seiner vom Vater überkommenen Konsulstellung sein Handelsgeschäft über Wasser halten kann, nachdem sein Vater sich genötigt sah, Konkurs zu erklären. Pries wird in seiner Nichtachtung alles Deutschen von einem Beamten wirksamst sekundiert, der Deutschland haßt, wahrscheinlich, weil er praktisch bewiesen hat, wie sehr er dem ‚Militarismus‘ ausweicht.“ Wenn diese Behauptungen geradeso motiviert werden, wie diejenige auf S. 52 über den Freiherrn von Stumm, dann hat es nicht viel mit ihnen auf sich. Dort heißt es: „Die Sucht des Freiherrn von Stumm, des Sohnes des bekannten ‚Eisenkönigs Stumm,‘ seinen Geldadel durch den Umgang der vornehmsten kastilischen Aristokratie zu veredeln, hat zu verschiedenen Spöttereien Anlaß gegeben, die gewiß die Ernsthaftigkeit der Deutschen nicht in besseres Licht gestellt haben.“ Welch vernichtende Anklage!

Nach so vielen unerquicklichen Stellen seiner Arbeit wirken die beredten Lobsprüche des Verfassers auf Spanien und Italien im Gegensatze zu Frankreich am Schlusse seines Werkes wahrhaft anmutend und geben dem sehr ungleich gearbeiteten Schriftchen wenigstens einen guten Abschluß.

Sch.-K.

2. Kirche.

— Abriß der gesamten Kirchengeschichte von Dr. J. J. Herzog. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage von Lic. theol. G. Hoffmann. I. Band, zweite Abteilung.

Mit dieser Abteilung ist der erste Band des geschätzten Werkes vollendet. Es gelangt darin die Geschichte der römisch-katholischen Kirche des Mittelalters zur Darstellung. Die Vorzüge des Werkes: übersichtliche Gruppierung, schlichte und doch lebensvolle Erzählung treten uns auch hier überall entgegen und sichern der gediegenen Arbeit eine gute Aufnahme. Wünscht ein gebildeter Nichttheologe seine Kenntnisse auf dem Gebiet der Kirchengeschichte zu ergänzen und zu vertiefen, wir wüßten ihm kein besseres Buch zu empfehlen. Doch auch

Digitized by Google

für den Theologen wird es, weil auf gründlichen Studien beruhend, neben anderen Werken stets seinen besonderen Wert behalten. Die baldige Vollendung des Werkes ist in Aussicht gestellt. Wt.

— Die heilige Schrift des Alten Testaments, übersetzt und herausgegeben von E. Kautzsch, Professor der Theologie in Halle. (Freiburg im Breisgau, Mohr.) Liefer. 1 und 2 (Bogen 1–7).

Ob das Bedürfnis nach einer revidierten Lutherbibel wirklich in den Gemeinden vorhanden ist, darüber werden wohl immer Meinungsverschiedenheiten obwalten. Dagegen scheint uns ein Unternehmen wie das oben genannte allseitig freudig begrüßt werden zu müssen. Wie Luther vor 350 Jahren mit den ihm zu Gebote stehenden exegetischen Hülfsmitteln es versucht hat, die lieben Propheten und Apostel deutsch reden zu lassen, und zwar ein für seine Zeit klares und verständliches Deutsch, so wird es hin und wieder immer am Orte sein, wenn versucht wird, den reichen Ertrag der fortschreitenden Schriftforschung für eine neue Uebersetzung zu verwerten. Die Gemeinde soll ihre Lutherbibel behalten, aber wer sich über den Stand der jeweiligen Schriftforschung orientieren will, der wird gern zu einer neuen Uebersetzung greifen, die sich für die jedesmalige Gegenwart dieselbe Aufgabe setzt, die sich Luther für seine Zeitgenossen gesetzt hatte. Daß die Gelehrten, welche sich zu dieser Uebersetzung verbunden haben, allenthalben unbedingt den rechten Sinn des Urtextes wiedergeben, werden sie selbst nicht behaupten. Die alttestamentliche Schriftforschung ist noch weit von ihrem letzten Ziele entfernt, ja es wird wohl nie dahin kommen, daß jeder einzelne Vers mit völliger Sicherheit übereinstimmend erklärt ist. Aber doch ist die theologische Arbeit nicht vergebens gewesen, man hat gelernt und den Ertrag des Gelernten suchen die Uebersetzer nach bester Ueberzeugung den Bibellesern in gutem Deutsch wiederzugeben. Die Verlagshandlung aber hat das ihre gethan, um die neue Uebersetzung zugänglich zu machen, indem sie den eng gedruckten Bogen Lexikonformat im Subskriptionspreise mit nur 15 Pf. berechnet. Das ganze Werk wird kaum mehr als 9 Mark kosten. Die ersten 4 Bogen führen die Uebersetzung bis 3. Mos. 11. Als Lohn ihrer mühevollen Arbeit wünschen wir den Herausgebern, daß die Bibel auch in ihrer Uebersetzung fleißig gelesen und damit genauer bekannt werde.

J. P.

— Glauben oder Wissen? Eine Untersuchung über die menschliche Geisteseinheit auf biologischer Grundlage. Von Prof. Dr. Karl Fischer, Gymnasialdirektor. (Gotha, Fr. A. Perthes.) 1890. 1,20 M.

Die Schrift zerfällt in vier Abschnitte. Im ersten führt zunächst der Verfasser den Beweis, daß auch die moderne Wissenschaft ohne Glauben nicht auskomme, also nicht voraussetzungslos sein könne, um dann auf biologischem Wege das Wesen der menschlichen Persönlichkeit zu bestimmen und damit die „Grundlagen“ zu gewinnen. Darauf beantwortet er die beiden Fragen: Wie verhält sich die Wissenschaft zu den Grundlagen? und: Wie verhält sich das Christentum dazu? und fügt in einem vierten Abschnitt Folgerungen und Ergebnisse hinzu. Man kann vom christlichen Standpunkt den klaren Ausführungen des Verfassers völlig beistimmen, ohne deshalb das Werk ganz befriedigt aus der Hand zu legen. Der Verfasser möge uns die Frage gestatten, für wen er das Heft geschrieben. Zu einer gründlichen Einführung in die behandelten Themata können ja 60 Seiten unmöglich ausreichen. Wem diese Fragen ein noch unbekanntes Gebiet sind, der wird doch nur ein oberflächliches Urteil sich bilden können. Daß ihm die Uebersicht über die philosophischen und theologischen Richtungen von der orientalischen und griechischen Philosophie bis zur Ritschlschen Schule auf sechs Seiten von Nutzen sein könnte, wird man nicht annehmen können. Auf der andern Seite dürften die philosophisch Gebildeten mit so allgemeinen Urteilen wenig zufrieden sein, wie: „Der Versuch H. Lotzes, zwischen Glauben und Wissen zu vermitteln, darf als gescheitert bezeichnet werden.“ „Der Idealismus Schleiermachers und seiner Anhänger kann hier außer Betracht bleiben, weil er eine Halbheit eitler Widersprüche ist und weder dem Glauben, noch dem Wissen genug leistet.“ Wenn der Verfasser sich auf die weitere Ausführung des Hauptgedankens der „Grundlagen“ beschränkt hätte, so wäre nach unserer Meinung dem apologetischen Zwecke, den das kurze Vorwort Apg. 4, 20 andeutet, besser genügt. Allgemeine kritische Uebersichten, so treffend und wahr sie sein mögen, werden leicht den Unkundigen zu vorschnellem Aburteilen veranlassen, den Kundigen, wenn er zustimmt, nicht befriedigen, wenn er anders urteilt sogar abstoßen, beides Erfolge, die mit dem Zweck der Apologetik nicht in Einklang stehen. Wt.

— Die Predigt der Kirche. Klassikerbibliothek der christlichen Predigtlitteratur. Herausgegeben von Gustav Leonhardi, Lic. theol.

X. Bd.: Gregorius von Nazianz. Ausgewählte Reden. Von Lic. theol. F. J. Winter.

XI. Bd.: Hieronymus Savonarola. Ausgewählte Predigten. Von Wilh. v. Langsdorff, Pastor.

Rückkehr zu den Quellen ist noch heute ein vielgebrauchtes Schlagwort. Zum Prinzip der allgemeinen Bildung des Einzelnen erhoben, kann es nur Einseitigkeit zur Folge haben. Bei dem unermeßlichen Umfange der Forschung ist es ein Unding, nur das Wissen gelten zu lassen, welches an der Quelle selbst sich gebildet. Es bleibt nichts anderes übrig, als der Führung der Kenner zu vertrauen. Dann und wann aber einmal zur Prüfung und Berichtigung des von andern übernommenen Urteils an die Quellen herantreten, wird stets ein Genuß sein. In diesem Sinne ist das Unternehmen, dem die bezeichneten Bändchen angehören, mit Freuden zu begrüßen. Aus der Geschichte der christlichen Predigt giebt es uns einzelne Sammlungen von Reden und Predigten

Digitized by Google

berühmter Homileten in guter Auswahl, dazu eine eingehende Monographie, so daß man im stande ist, die Größe der einzelnen Persönlichkeit, wie ihre Eigentümlichkeit zu würdigen. Die Uebersetzungen sind gut, die einleitenden Biographien zweckentsprechend. Der zahlreichen Empfehlungen, welche den vorhergehenden Bändchen von kirchlichen Behörden zu teil geworden, sind auch die vorliegenden: Hieronymus Savonarola und Gregorius von Nazianz durchaus würdig. Wt.

— **Die Clemensromane.** Ihre Entstehung und ihre Tendenzen, aufs neue untersucht von Dr. **Jos. Langen**, Professor an der Universität Bonn. (Gotha, Fr. Andr. Perthes.) 3,60 M.

Jahrzehnte lang hatte sich die geschichtliche Theologie mit den Pseudoclementinen beschäftigt, dieser eigenartigen Sammlung von Schriften, welche sich um Clemens von Rom gebildet hatte, ohne zu einer irgendwie befriedigenden und allseitig anerkannten Lösung der Frage zu kommen. In der letzten Zeit ruhten Untersuchung und Streit. Die Clemenslitteratur stand wie eine Hieroglyphe da in der nachapostolischen Zeit und wurde von den Vertretern der verschiedenen Auffassungen dieser dunklen Periode, von jedem für sich, in Anspruch genommen. Langen versucht, das Rätsel zu lösen. Ihm ordnen sich diese Schriften ein in einen zweiten Gang der Kirche von Jerusalem nach Rom. Den ersten beschreibt die Apostelgeschichte. Da handelt es sich um das Evangelium von Christo. Hier um die Uebertragung des Primats. In Jerusalem nimmt Langen eine Art von bischöflicher Dynastie der Brüder des Herrn an. Diese erlischt naturgemäß mit dem Untergange des alten Jerusalem 135. Ihr Repräsentant ist Jakobus. Wohin soll nun der Primat übertragen werden? Träger desselben muß einer der Apostel, natürlich Petrus sein. Auf dessen Cathedra konnten Cäsarea und Antiochien Anspruch erheben. Aber auch Rom meldete sich. Und als Welthauptstadt siegte es. Die Clemensromane gehören zu der Litteratur, durch welche dieser Sieg vorbereitet ward, gegen den sich das absterbende Judenchristentum und das orientalische Heidenchristentum umsonst wehrten. Rom, welches es ja auch später mit den Fälschungen nicht so genau nahm, legte den Clemensroman mit in das Fundament seiner aufstrebenden Macht und half durch denselben judenchristlichen und heidenchristlichen Widerspruch zum Schweigen bringen. Die Hypothese ist scharfsinnig. Sie erweckt durch ihre Begründung den Schein der Wahrheit. Ob sie aber das Rätsel allseitig löst, bleibt mir fraglich. Jedenfalls empfängt die geschichtliche Theologie durch das Buch von Langen einen neuen Antrieb, sich mit der Frage der Pseudoclementinen zu beschäftigen und diese verschiedenen Schriften darauf hin zu prüfen, ob sie sich in den Gang des Primats von Jerusalem nach Rom einordnen lassen. D.

— **Der Mensch im Stande der Schuld** nach dem Buche Jesaia. Von **Martin v. Gerlach.** (Leipzig, Akademische Buchhandlung.) 1890. 171 S.

Unsere Zeit ist fruchtbar an kritischen Arbeiten über die Bibel, aber recht unfruchtbar an exegetischen Arbeiten in der Bibel. Die Bibel wird als Schriftwerk litterarisch wie alle sonstigen Schriftwerke bearbeitet, es wird aber vielfach vergessen, daß die eigentliche Aufgabe der Theologie ist, die Bibel als das inspirierte Gotteswort selbst zur Aussage kommen zu lassen, wie für das Heil der einzelnen Seele so für die Leitung der ganzen Kirche. Die Art, wie die moderne wissenschaftliche Theologie mit der Schrift umgeht, ist für die Männer der kirchlichen Praxis völlig unfruchtbar und unbrauchbar, und daher kommt die traurige Erscheinung, daß die Kluft zwischen der Universitätstheologie und dem Pfarramte eine immer breitere wird. Klagen die Professoren über die Unwissenschaftlichkeit der Pastoren, so wollen sie dagegen bedenken, wieviel Grund die Pastoren zu der Klage haben, daß die kritische Auflösung des festen Gotteswortes völlig unbrauchbar ist für die Bedürfnisse des pastoralen Amtes. Mit Luther sollten die Theologen noch heute ringen nach einer Theologie, quae nucleum nucis et medullam tritici et medullam ossium scrutatur, denn was soll ihnen eine andere für die schweren Aufgaben ihres Amtes. Daß aber eine solche von der negativen Bibelkritik ihnen nicht geboten wird, braucht wohl keines Beweises. Wenn nun ein Kandidat der Theologie mit einer Erstlingsschrift über das alte Testament kommt, in welcher er nicht kritisch an demselben herumpflückt, sondern voll Ehrfurcht vor dem geoffenbarten Gotteswort den Heilsinhalt desselben zu erheben trachtet, so ist das schon an sich etwas, des man sich zu freuen hat. Ob ihm exegetisch schon alles gelungen ist, kann hier im einzelnen nicht untersucht werden, hier muß genügen, daß kurz angedeutet wird, was der Verfasser mit seinem Buche beabsichtigt hat. Er vermißt an der gegenwärtigen alttestamentlichen Theologie, daß sie so wenig jene recht eigentlich reformatorische Frage nach der Heilsgewißheit stelle. Auch wo sie wirklich den Inhalt des Alten Testaments erhebe, ständen ihr die Fragen nach den Heilsthaten Gottes an Israel, nach der Geschichte und der Gotteserkenntnis dieses Volkes so sehr voran, daß sie wenig dazu anleite, das Alte Testament mit dem Interesse an der Heilsgewißheit des einzelnen zu lesen. Dem gegenüber will der Verfasser auch als wissenschaftlicher Theologe einmal mit derselben Frage an das Alte Testament herantreten, die doch den einfachen Bibelchristen am meisten bewegt, nämlich mit der Frage nach dem persönlichen Heil. Doch legt er sich eine Beschränkung auf sowohl dem Inhalte der Frage wie dem Umfange nach, in welchem er das Alte Testament befragt. Er will zunächst noch nicht fragen, wie wird der Mensch selig, wie kommt er aus der Sünde und Schuld zum Heile, sondern er will sich beschränken auf die Vorfrage: was lehrt das Alte Testament von dem Stande der Schuld, in dem sich der Mensch dermalen Gott gegenüber befindet, und er will diese Untersuchung zunächst nur auf das Buch des Jesaia beschränken. Der Gang seiner Arbeit ist nun der, daß er den Leser zuvörderst in genauer wissen-

Digitized by Google

schaftlicher Auslegung durch das ganze prophetische Buch hindurchführt und alle diejenigen Aussprüche sammelt, in welchen dasselbe sich über des sündigen Menschen Stellung zu Gott und über Gottes Stellung zu dem sündigen Menschen ausspricht, um dann schließlich diesen so gefundenen Stoff zu einem einheitlichen Gesamtbilde zu vereinigen, welches uns den Menschen im Stande der Schuld zeigt. Daß, wer so mit der Heilsfrage im Herzen, seine Leser in die Erforschung eines prophetischen Buches einführt, mehr wahre Theologie treibt, als wer die vermeintlichen Urkunden des Pentateuchs noch um eine weitere vermehrt oder einen neuen Grund für die Unächtheit des zweiten Teils des Jesaia auffindet, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Wie weit die von dem Verfasser aus dem Jesaia erhobenen Gedanken und Lehren exegetisch haltbar sind, mögen die theologischen Fachzeitschriften ausmachen, wir können hier uns nur zu der Fragestellung und zu der Methode des Buches zustimmend erklären und können nur wünschen, daß sich junge Theologen von dem Verfasser den Dienst erweisen lassen, den er ihnen nach seiner Versicherung im Vorworte erweisen möchte, daß sie nämlich unter seiner Leitung den Propheten kursorisch mit jener bestimmt gefaßten Frage im Sinn lesen mögen. „Mir scheint," sagt der Verfasser, „wir stehen beim bloß statarischen Lesen in der Gefahr, am einzelnen haften zu bleiben und die lebendige Anschauung des Ganzen nicht zu erreichen." J. P.

3. Geschichte.

— Geschichte des Preußischen Staates von Dr. Ernst Berner, Kgl. Preuß. Hausarchivar. Reich illustriert mit Tafeln, Beilagen und Textbildern, teilweise in Farbendruck. (München und Berlin, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vorm. Fr. Bruckmann.) 1890. Vollständig in 7—8 Abteilungen à 2 M. innerhalb Jahresfrist. I. Abteilung. Von 789 bis 1535.

Man sollte denken, daß in preußischer Geschichtsschreibung das Menschenmöglichste bereits geleistet wäre; oder doch wenigstens alles nur wünschenswerte. Wenn wir aber dieses soeben neuerscheinende Werk aufschlagen, dann sehen wir zu unserm Erstaunen, daß das Thema doch noch von einem neuen Gesichtspunkte zu behandeln war, und daß noch sehr viel interessanter Stoff in den Archiven vergraben lag, der uns bisher nicht nutzbar gemacht worden ist. Das Bernersche Geschichtswerk, dessen erste Lieferung wir hiermit anzeigen, ist in erster Linie eine Geschichtsdarstellung fürs Auge; es will uns die brandenburgisch-preußische Geschichte auf dieselbe, oder wenigstens auf ganz ähnliche Weise vermitteln und zur Anschauung bringen, wie Robert König dies mit der deutschen Litteraturgeschichte so glücklich gethan hat. Demgemäß tritt der illustrative Teil in den Vordergrund. Nicht aber so, daß uns hübsche, moderne Bilder von geschichtlichen Ereignissen rc. gegeben würden, das hätte wenig historischen Zweck, da die Einzelheiten ganz der Phantasie des Malers überlassen bleiben müßten. Was der Verfasser bietet, ist wieder am leichtesten zu charakterisieren, indem man es mit dem illustrativen Teil der Königschen Litteraturgeschichte auf gleiche Stufe stellt. Es sind technisch vollendete Reproduktionen von Dokumenten, Miniaturen, Briefen, Buchillustrationen rc., und sie verleihen der Darstellung einen Hauch des Unmittelbaren und Ursprünglichen, daß man von Seite zu Seite mit erneutem Interesse eilt, sicher, überall Genuß und Belehrung zu finden. Wir nennen aus dem reichen Inhalt von Faksimile-Reproduktionen rc.: Uebergang Karls des Großen über die Elbe (Annales Einhardi, Wien, Hofbibl.), Stiftungsurkunde des Bistums Brandenburg, 949 (Domstift Brandenburg), Markgraf Otto mit dem Pfeil und ein von ihm gedichtetes Minnelied (Manesse-Handschrift), Vermählung Markgraf Sigismunds mit Maria von Ungarn (Froissartsche Handschrift in Breslau), Brief Dietrichs von Quitzow (Städtisches Archiv in Berlin), Belehnung Friedrichs I. mit der Mark (aus der Richenthalschen Chronik in Konstanz), Ablaßbrief des Erzbischofs Albrecht von Mainz. — Wenn das Werk, wie beabsichtigt, bis zum Schlusse des Jahres 1891 vollständig wird, und sich auch seine späteren Lieferungen auf gleicher Höhe, wie die erste, halten, wird es im nächsten Jahre ein prächtiges Weihnachtsgeschenk abgeben. A. W.

— Die Entstehung des deutschen Städtewesens. Eine Festschrift von Rudolf Sohm, Prof. in Leipzig. (Leipzig, Duncker und Humblot.) 102 S. 2 M. 40 Pf.

Die festliche Veranlassung für das Erscheinen dieser die deutsche Rechtsgeschichte erweiternden und berichtigenden Schrift war die Feier des fünfzigjährigen Doktorjubiläums des kürzlich verstorbenen mecklenburgischen Staatsministers a. D. Dr. Wetzell. Der Jubilar war einer der akademischen Lehrer Sohms. In der Erinnerung an die Jugendzeit sagt der Verf. in der Widmung: „Was Ihnen die Gewalt über uns gab, war Ihre ganze Persönlichkeit. Es ist für mich von großer Bedeutung gewesen, daß der erste Mann, welcher mich die Kraft der Wissenschaft kennen lehrte, ein gläubiger Christ war." Nach dem einleitenden Abschnitt S. 9—17 behandelt Sohm seinen Stoff in sechs Kapiteln: das Weichbild, der Stadtfriede, das Stadtgericht, die Zuständigkeit des Stadtgerichts, Schluß. „Stadtrecht ist Weichbildrecht. Das heißt: Das Stadtrecht ist das Recht des Kreuzes. Das Kreuz ist Marktzeichen. So lange das Kreuz aufgerichtet ist, dauert der Markt. Die Stadt besitzt das Recht, ständig ein Kreuz zu haben. Auf den Märkten des platten Landes steht das Kreuz nur vorübergehend, solange der Markt dauert. In der Stadt steht das Kreuz zu jeder Zeit." Dem niedersächsischen „Weichbild" entspricht das alemannische „Marktrecht" und der bayrisch-österreichische „Burgfriede" (Kreuzrecht.) „Weich" (Wich, Wik) bezeichnet das befestigte Haus, die Burg. Die Stadt ist des Königs Burg; das Weichbild hat in der Regel die Form des Kreuzes. An diesem ist ein Handschuh, ein Schwert, ein Hut, ein Schild, eine Fahne, auch wohl ein



Busch befestigt. Alle diese Symbole bedeuten, daß der König anwesend ist. Das Stadtkreuz ist wahrscheinlich aus dem Königsbanner hervorgegangen und hat mit dem christlichen Kreuz nichts zu thun, gleichwohl hat man schon im Mittelalter das Zeichen des Kreuzes geistlich als das Kreuz Christi gedeutet. — Zu späterer Zeit hat man statt der mit Kreuz versehenen Stange Rolandssäulen gesetzt. Nur der König kann eine Königsburg gründen, die Städtegründung im zehnten und elften Jahrhundert war königliche Machtäußerung und Machtzuwachs. — Mit diesen über die Trockenheit einer erweiterten Inhalts-Anzeige hinausgehenden, auch den Nichtjuristen interessierenden Bemerkungen soll die vorliegende, Sohms Gelehrsamkeit und deutsche Gesinnung gleichmäßig auch bei dieser Gelegenheit kundthuende Schrift demjenigen Kreis von Lesern empfohlen werden, welcher die Fähigkeit hat, deutsche Rechtsgeschichte zu studieren. Dieser Kreis ist auch in der Juristenwelt ein enggezogener.

O. K.

4. Biographisches.

— Martin Luther als Lehrer des deutschen Volkes. Herausgegeben von Heinrich Zimmer. Neue Ausgabe. (Frankfurt a. M. Heyder und Zimmer.) VIII und 436 S.

Der Herausgeber hat das vorliegende Buch 1883 zur Lutherfeier dem deutschen Volke zur Beherzigung dargeboten; er ging dabei von dem richtigen Gedanken aus, daß das deutsche Volk sich auch heute noch von Luther unterrichten und erziehen lassen würde. Das Erscheinen des so großes und berechtigtes Aufsehen erregenden Buches „Rembrandt als Erzieher" hat den Herausgeber veranlaßt, den vorliegenden Band in neuer Ausgabe nochmals dem deutschen Volke anzubieten; „denn hier ist mehr als Rembrandt." Ja, wahrhaftig, Luther ist ein ganz anderer, ein viel tüchtigerer Erzieher als die auf Rembrandt sich stellende Kunst. Damit steht, weil die besten Bücher am wenigsten gekauft werden, und minder gute Bücher, wenn sie nur den Reiz einer gewissen Originalität haben, in einem Jahre über zwanzig Auflagen erleben, in schönstem Einklang, daß der Herausgeber des Buches „Martin Luther als Lehrer des deutschen Volkes" genötigt ist, nochmals seine reiche, vortreffliche Zusammenstellung kleinerer Schriften des Reformators anzubieten. Wenn nur wenigstens alle diejenigen evangelischen Geistlichen, welche von Luthers Werken nichts, aber von Scheffels Dichtung nicht weniges besitzen, sich Ehren halber veranlaßt fänden, mit dem vorliegenden Sammelband den Anfang ihrer Bekanntschaft mit einem Manne zu machen, dessen Namen sie auf der Kanzel loben und preisen, dessen „Werke" ihnen aber sozusagen total unbekannt sind.

O. K.

— Richard Wagner und Friedrich Nietzsche von Eduard Kulke. (Leipzig, Carl Reißner.) 70 S.

Sic transit gloria mundi! Im Jahre 1876 verherrlichte Nietzsche den Richard Wagner so maßlos, daß er darüber im Zweifel war, ob „der Meister" „Dichter oder Bildner oder Musiker zu nennen sei, jedes Wort in einer außerordentlichen Erweiterung seines Begriffes genommen, oder ob erst ein neues Wort für ihn geschaffen werden müsse." Im Jahre 1888 fragt Nietzsche: „Ja, war er denn überhaupt ein Musiker?" Welche Ueber- und welche Unterschätzung! Wie maßlos, wie leidenschaftlich, wie schwach! War doch der geistreiche Nietzsche imstande, von sich selbst zu sagen: „Ich habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, die sie überhaupt besitzen." — Auch wer weder die Musik „des Meisters," noch die Bücher des F. Nietzsche kennt, wie z. B. der, welcher diese Zeilen schreibt, muß sich an der musterhaft, weil scharf und gerecht geschriebenen Streitschrift erfreuen. Nur eins habe ich zu tadeln. Der Verf. verfällt dem bei den modernen Schriftstellern einreißenden pöbelhaften Ton insofern, als er die Gesamtheit der gläubigen Christen unter der rohen Bezeichnung „Muckertum" zusammenfaßt. Das sollte Eduard Kulke verlernen, er kann deswegen doch ein Unchrist bleiben.

O. K.

5. Litteraturwissenschaft.

— Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und dessen Briefe an mich. Von Albert Möser. 70 S. 1,20 M.

Es ist heutzutage, auch wenn man mit einiger Aufmerksamkeit die Litteratur der Gegenwart verfolgt, schlechterdings nicht möglich, die Bekanntschaft aller Dichter und Schriftsteller zu machen. Und so war uns Albert Möser bisher nicht bekannt geworden, obschon derselbe einige Bände Gedichte publiziert hat, die zum Teil mehrere Auflagen erlebt haben. Möser ist mit Hamerling derart in Verbindung getreten, daß er ihm einen Band seiner Gedichte mit Anschreiben übersandte. Daraus hat sich dann ein längerer Briefwechsel entsponnen, der von Hamerlingbiographen nicht übersehen werden wird. Wir lernen dieses Dichters im tiefsten Grunde liebenswürdiges Gemüt kennen, freilich auch den Kummer, den er getragen, und der mancherlei Gründe hatte: schweres körperliches Leiden, mangelndes Verständnis der Mitwelt für seine Dichtungen, und, last not least, übelwollende Rezensenten! Dieser Kummer hat sich zeitweise zu pessimistischer Bitterkeit gesteigert. Man höre einen Brief vom Jahre 1867: „Ich bin unwohl, wie immer, innerlich voll Unruhe und Gemütsbedrängnis mannigfacher Art, habe dazu eine Menge Briefe zu schreiben und möchte doch auch endlich einmal mit dem „König von Sion" vom Flecke rücken. Ich habe, um Ruhe, innerliche Ruhe und Sammlung zu finden, mich um die Mitte des August plötzlich aufgemacht und bin in meine Heimatwälder geflüchtet, die ich fünfzehn Jahre lang nicht mehr gesehen. Ich fand aber nicht, was ich suchte. Es giebt Dinge, die um so stärker wirken, je mehr man sich von ihrem Orte entfernt. Mein unseliger, angeborner Drang, das Leben ernst zu nehmen, während es doch garnicht darnach angethan ist, ernst genommen zu werden, sondern — hohl und morsch, wo immer

Digitized by Google

man es angreift — nur denjenigen Rosen bieten kann, die mit ihm spielen, meine unselige leidenschaftliche Anhänglichkeit an alles, was nun einmal durch Neigung oder Gewöhnung ein Teil meines innern Lebens geworden, während doch tausenderlei Konflikte nur flüchtige Berührungen gestatten und hinter jedem Versuch, sich etwas dauernd — wenn auch nur innerlich — anzueignen, die Nemesis lauert, der unselige Lebensdrang in mir, dem die modrige Speise des Bestandlosen zum Ekel geworden — das ist das innerlich quälende und verzehrende Feuer in mir, das mich immer scheuer und zurückhaltender den Menschen gegenüber macht, weil jede Reibung mit der Außenwelt es nur heftiger entzündet." Kurz vorher spricht übrigens Hamerling sich in ziemlich objektiver Weise über Jesuiten und Kirche aus. Er sieht kommen, daß der „König von Sion" Aergernis im geistlichen Lager geben wird. „Das thut mir eigentlich leid. Denn wenn ich die Pfaffen schwarz male, so geschieht es nur aus poetischen oder historischen, nicht aus tendenziösen Gründen." — Das schließt nicht aus, daß Hamerlings Defizit am letzten Ende auf religösem Gebiet liegt.

6. Naturwissenschaft.

— **Leben und Treiben der Ameisen** von **William Marshall**. (Leipzig, Richard Freese.) 1889. 144 Seiten. 3 M. (Zoologische Vorträge, herausgegeben von Will. Marshall, Prof. an der Univ. Leipzig. 3. u. 4. Heft.)

Vor einem Jahre etwa konnten wir denkende, ein ernstes Lesen nicht scheuende Naturfreunde auf zwei trefflich und allgemein verständlich geschriebene, nach dem wissenschaftlichen Inhalte auf der Höhe stehende Vorträge des Leipziger Professors der Zoologie Will. Marshall aufmerksam machen: über die Papageien und über die Spechte. Derselbe Verfasser hat auch ein frisches, fröhliches Büchlein „Spaziergänge eines Naturforschers" geschrieben, welches vom Verleger besonders zierlich ausgestattet ist. Das wissenschaftliche Gebiet des Verfassers, welches er mit entscheidendem Einflusse bebaut, ist die Lehre von der Verbreitung der Tiere; ein Zeugnis seiner Bedeutung ist sein Anteil an dem prachtvollen Physikalischen Atlas, welchen der um die Entwicklung unserer Erdbeschreibung so hoch verdiente Heinrich Berghaus 1836 begründete, sein Sohn Professor Hermann Berghaus, seit 5 Jahren in einer neuen Auflage herausgiebt. Dieses Kartenwerk, um welches uns die übrigen gebildeten Völker beneiden, gliedert sich in 7 Abteilungen: Bau der Erde, Wasserverbreitung, Luftkreis und seine Erscheinungen, Erdmagnetismus, Pflanzenverbreitung, Tierverbreitung, Völkerkunde. Die vorletzte Kartengruppe über Verbreitung der Tiere auf der Erde, übrigens eine der ersten, welche fertig gestellt sind (außer ihr zur Zeit nur noch die Abteilung Pflanzenverbreitung, Erscheinungen im Luftkreise [Meteorologie] und Erdmagnetismus) besteht aus 9 Blättern, welche alle, mit Ausnahme der von den Forschern Reichenow und Hartlaub bearbeiteten beiden die Vögel behandelnden, von Marshall entworfen sind, ein staunenswertes Werk von Wissen und Fleiß, welches aber nur derjenige voll würdigen kann, der selbst auf diesem Gebiete gearbeitet hat. Dieser bekannte Gelehrte hat eine liebenswürdige Ader, von seiner Wissenschaft dem Laien verständlich und unterhaltend zu erzählen -- eine Eigenschaft, welche früher sehr selten bei deutschen Professoren zu finden war. — Die Ameisen haben durch ihre Eigenart schon lange die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregt; so erschien schon 1810 ein noch heute lesenswertes Buch von François Huber, welcher, wie auch sein Sohn Jean Pierre über den Haushalt der Ameisen und der Bienen wirklich mustergültige Beobachtungen gemacht hat; dann sind hier zu nennen die von 1874—84 erschienenen Arbeiten des Schweizer Naturforschers Forel, 1882 das Werk des als Kaufherr, Volkswirt, Philosoph und Naturbeobachter gleich tüchtigen Engländers Sir John Lubbock, hierher gehören eine Reihe von Abhandlungen Gideon Lincecums, des Schotten Mac Cooke, des Schweden Adlerz und vieler anderer. Sorgsam sichtend, hat Marshall die Ergebnisse aller dieser Gelehrten, wie er selbst sagt, als Steinchen zu Mosaikstücken zusammengelesen — überbescheiden spricht er von dieser seiner auswählenden Arbeit, denn nicht nur Auswahl, sondern auch Deutung der Erscheinungen ist sein Werk.

Im 1. Abschnitte vom Bau, dem Leben der Ameisen und vom Ursprunge ihrer Staaten verfolgt er diese Tierchen durch die verschiedenen Abschnitte der Erdgeschichte, belehrt uns über das Zustandekommen der so verschiedenen Gestalten innerhalb derselben Art (Arbeiterinnen, männliche, weibliche, Soldaten), die wunderbaren Verschiedenheiten des Körperbaues, der Augen, der Flügel, das Zustandekommen des Giftstachels, die ganze Entwicklung des Ameisenleibes, ihr Gift, das durch Leydigs meisterhafte Untersuchungen genau bekannte Gehirn, ihre Sinnesthätigkeit, von der erstaunliche Beispiele gegeben werden, ihre Sprache, welche nicht aus Lauten besteht (phonetisch ist), sondern wie die der Taubstummen auf Zeichen beruht und zwar mit den Fühlern gegebenen, endlich ihr geradezu unglaublich hoch entwickeltes gesellschaftliches oder Staatsleben.

Ein 2. Abschnitt vom häuslichen Leben bringt eine Fülle seiner Züge und Erzählungen, welche von dem Scharfsinn, wie der Geduld der Forscher glänzendes Zeugnis ablegen. In einer Behauptung freilich können wir dem Verfasser nicht zustimmen; er teilt eine überraschende Beobachtung Leuckarts, des Altmeisters der Zoologen zu Leipzig, mit, daß Ameisen, um über ein den Stamm umschließendes, mit Tabaksjauche bestrichenes Band hinweg in die Laubkrone eines Obstbäumchens zu kommen, mit Erdklümpchen in den Kiefern an dem Stamme hinaufgekrochen wären und sich damit einen Uebergang über das klebrige, unliebsame Hemmnis gebaut hätten. Bei dieser Gelegenheit macht er folgende Bemerkung: „Alle Philosophen alter und neuer Zeit und sämtliche Theologen dazu sollen mir nicht weiß machen, daß wir hier die instinktive Handlung einer unver-


Digitized by Google

nünftigen Kreatur vor uns hätten. Wenn das Instinkt ist, dann ist die Erfindung der Dampfmaschine auch Instinkt! Nein, beides ist die durch Ueberlegung gewonnene kluge Ausnutzung gegebener Umstände!" Uns hier mit dem Herrn Verfasser über Lehre und Wesen des Instinkts auseinander zu setzen, fehlt der Raum; wir wollen nur die auch von namhaften Naturforschern anerkannte Erklärung anführen, daß der bei Tieren wie beim Menschen vorhandene Instinkt in eigentümlichen Einrichtungen beruht, vermöge welcher irgend ein die Sinne treffender Eindruck ohne jede Willensthätigkeit eine Bewegung hervorruft, welche die notwendige Folge jenes Reizes und für das Leben oder doch das Wohlbefinden des betreffenden Wesens die zweckmäßigste ist. Jene oben angeführte Beobachtung verliert an überraschender Wirkung, wenn wir die lange Reihe der durch den Instinkt sich ergebenden Handlungen sehen, welche von den einfachsten Bewegungen bis zu einer Thätigkeit, wie die oben geschilderte, lückenlosen Zusammenhang ergeben.

Doch zurück zu unserem Berichte. Ein 3. Abschnitt erzählt die wunderbarsten Sachen von den Ameisen als Räubern, Kriegern, Sklavenhaltern und Viehzüchtern — für die Leser, welche disher nicht vom Leben und Treiben der Ameisen hörten, jedenfalls der merkwürdigste Teil des Büchleins — endlich ein 4. und letzter behandelt die Beziehungen zwischen den Ameisen und der Pflanzenwelt.

Wir haben absichtlich nur auf den Inhalt hingewiesen, möglichst wenig verraten; der billige Preis macht es jedem Naturfreunde möglich, sich das inhaltreiche Werkchen zu verschaffen — für den Familienkreis freilich würden wir dem Besitzer raten, eine Auslese zu treffen. C. M. Serres.

7. Poesie.

— Karl Domanig. Der Gutsverkauf. Ein Schauspiel aus der Gegenwart in fünf Akten. (Innsbruck. Verlag der Wagnerschen Univ.-Buchhandlung. 1890.) 140 S.

Es war ein glücklicher Gedanke des Verfassers in unserer Zeit, in der so häufig zum Schaden der durch ihre Beschäftigung an die Scholle gefesselten Untergebenen der Wechsel großer Besitztümer ohne jegliche Rücksicht auf die Gefühle der Pietät vollzogen wird, darauf hinzuweisen, daß es höhere Interessen als das Füllen des Geldbeutels giebt, die bei dem Wechsel altererbten Grund und Bodens den Ausschlag geben sollten. Gerade der wirtschaftliche Hintergrund des Stückes, das Betonen idealer Rücksichten dabei, machen seine starke Seite aus.

Im Einzelnen ist mancherlei auszustellen. Vor allem läßt die Darstellung verschiedener Charaktere zu wünschen übrig. Der Doktor, der Held des Stückes, ist doch etwas gar zu bequem für einen jungen Mann, selbst für einen Oesterreicher. Er sagt ganz ungeniert S. 51: „Die Margreth heiraten. Gut, schön — dann, dann muß ich arbeiten, nicht? Ja, ja, arbeiten und ein anderer werden, als ich bin — aus ists mit dem Schlaraffenleben, dem Vagantentum, die Plackerei geht von vorne an. Ein anderer muß der Doktor werden: hübsch ehrsam und tugendlich —." Kein Wunder daher, wenn er S. 68, an sich selber verzweifelnd, ausruft: „Hast du sie alle verloren deine Thatkraft? Im Nichtsthun verloren Kraft und Fähigkeit des Entschlusses?!" Er ist sich vollkommen seiner Schwäche bewußt: „Da ich am Ziele war, fielen auch die Pflichten in Betracht — und da, da fing ichs an zu überlegen; das Ueberlegen wurde langweilig, und da, da ließ ichs liegen, und thät' einmal warten, dann noch eins warten und immer noch eins —." Durch äußere Verhältnisse dazu gedrängt, rafft sich dieser Schwachmatikus doch noch endlich zu einer ihn und andere befreienden That auf: Der für die Gemeinde verhängnisvolle Gutsverkauf, der Land und Leute in die Hände eines betrügerischen Geldmachers gebracht haben würde, wird rückgängig gemacht, und der Doktor erhält die Hand der Margreth, die er mit den Worten vorstellt: „Hier meine Freunde, stelle ich Ihnen die neugewonnene Braut vor, die mir der Gutsverkauf eingetragen hat." Am Anfange des Stücks hatte der glückliche Bräutigam noch folgendermaßen philosophiert: „Sie hat dich eben doch ein wenig in ihr Herz geschlossen, das Blitzmädel! Und das Stillstehen wird ihr zu lange. Und das Stillstehen — aha, verträgt sich neuestens nicht mit den Umständen! Sieh, was den Mädels nicht in den Sinn kommt! Die Fremden wollen die Post kaufen, da soll der Herr Doktor sich beeilen es ihnen zuvorzuthun; dann hätt' man den Doktor und die Post dazu, oder die Post und den Doktor dazu — das kommt auf eins hinaus! Ja Liebe Liebe! Ein wenig Eigennutz ist eben immer dabei! Das Heimwesen will man behalten oder besser: erwerben, darum steig ich im Kurse! Wär' ein anderer da, der jetzt die Post kaufte und sie zum Mahlschatz anböte, wer weiß, Schätzchen, wer weiß! . . . Hm, Grethe, das war nicht schön von Dir!" — Vom Doktor war es eigentlich noch viel weniger schön, daß er so dachte.

Was heißt auf hochdeutsch: „ich könnte mich darüber aussehen?" Der Doktor sogar steht, trotz seiner gelehrten Würde, mit der Schriftsprache nicht auf dem besten Fuße. Er sagt von sich selbst: „Der Doktor, ich bleib' dabei, wie er also Lediger, die Himmelsfreud' in ihren Armen" sah, hätt' sich also Alter am wohlsten befunden im „Väterthrone." S. 99 spricht er zweimal von etwas, das er noch heute Morgens glaubte. Margreth verrät mehr Schulbildung, sie korrigiert ihn.

Der Entschluß, das Stück auf die Bretter zu bringen, würde für eine strebsame Theaterdirektion kein allzu großes Wagnis bedeuten. Sch.-K.

— Gedichte von Isolde Kurz. 2. Aufl. (Stuttgart, Göschen.) 254 S. Pr. el. geb. 4 M.

Isolde Kurz ist eine Tochter des bekannten Litterarhistorikers. Ihre Gedichte haben Aufsehen gemacht — und mit Recht. Es ist in den meisten derselben keine Durchschnittspoesie, dagegen viel originelle Phantasie, eine männliche Kraft der

Digitized by Google

Gedanken bei fester, sicherer und edler Handhabung der Form. Nur hier und da schweift die Phantasie aus nach der Seite des Düsteren und Trostlosen. Solche Vorliebe kann freilich nicht Wunder nehmen, da die Sängerin dem Christentum fern steht. Ahnungen finden sich wohl, z. B. in dem Gedichte „Gnadenwahl," — aber es ist Dämmerung und kein Tag. Dagegen findet sich offen heidnischer Naturkult, z. B. in dem „Nachtgebet," das wir nachstehend mitteilen, nicht weil es nach Form und Inhalt zu den glücklichsten Leistungen gehörte, sondern weil es Geist und Gesinnung der Dichterin charakterisch wiedergiebt:

Nachtgebet.

Die Sternennacht so still und hehr,
Die laue Luft von Düften schwer,
Ein Tönen zieht durch Wald und Flur
Wie Traumeslallen der Natur,
Die Brust wird wechselnd eng und weit,
Im Schauer dieser Einsamkeit.

Die Himmelsaugen glüh'n mich an,
Wie wag' ich's, dir, Natur zu nah'n?
Mir ist bei deines Odems Weh'n,
Als müßt' ich still in Nichts vergeh'n.
Du bist so groß, ich bin so klein,
Lehr' mich, dein frommes Kind zu sein.

Lehr' mich dich fassen ganz und voll,
Dir angehören, wie ich soll.
Nimm mich zu dir in Freud' und Pein,
Laß mich vertrauend bei dir sein,
Daß ich vor deiner Größ' und Näh',
Vor deinem Blick nicht zitternd steh'!

Völlig Unbedeutendes ist in dem Bande kaum enthalten.

— Kinderheimat in Liedern. Von Friedrich Güll. Lieder, Sprüche und Rätsel. Mit Bildern. (Gütersloh, Bertelsmann.) 145 S.

Ein Buch, das wir allen Eltern für die Kleinen von 4—8 Jahren warm empfehlen. Bilder und Dichtungen stehen beide auf gleicher Höhe. Der kindliche Ton ist gut getroffen, die Gesinnung eine entschieden christliche. Eine Vorrede von Julius Lohmeyer giebt die Biographie des verstorbenen Dichters.

— Christblumen. Gedichte von Charlotte Günzler-Stolz. (Stuttgart, Belser.) 239 S.

Ein neuer Band Gedichte aus dem sangesfreudigen Schwaben, teils rein religiöse Fest-Lieder, teils patriotische und Gelegenheitsgedichte auf tief religiöser Grundlage. Das Talent der Verfasserin kann im kleinen Kreise sich sehen lassen. Ob es groß genug ist, um weitere Kreise zu bewegen, wollen wir dahingestellt sein lassen. Originellen Gedanken begegnet man selten. Empfindung für die Form ist da, doch finden sich auch recht viel bedenkliche Fehler. In dem Gedicht von zwei Strophen S. 200 reimen sich Fülle—stille, Edenröten, Schoße—Rose, Bahn—himmelan, Lichte—Früchte. Also unter acht Reimen fünf unreine! — Die tiefe Frömmigkeit der Dichterin wirkt wohlthuend.

8. Unterhaltungslitteratur.

— In der Trödelbude. Geschichten von P. Berthold. (Lahr, Moritz Schauenburg.) 107 S. Eleg. geb. 2 M.

Das niedliche Bändchen kam, wie leider so manches andere, zur Besprechung im Weihnachtsheft nicht mehr rechtzeitig, sonst hätten wir es als harmlos sinnige Lektüre für junge Mädchen gern empfohlen. Es wird aber auch im Laufe des Jahres 1891 Geburtstage und andere Anlässe geben, bei denen man ein kleines Geschenk ohne Schwierigkeit anbringen kann. Einfach sind zwar die Erzählungen der „Trödelbude" — neun in einer solchen Bude lagernde alte Scharteken, z. B. eine alte Spitze, eine Kaffeemühle, ein Vogelkäfig, eine Straßenlaterne u. a. erzählen ihren Mitgenossen je ein Stück ihrer Lebensschicksale, wozu als zehnte die Lebensgeschichte des Besitzers des Trödelladens kommt —, auch läßt eine häufig etwas matte, zuweilen auch platte Ausdrucksweise die Erinnerung an Andersen, von der der Buchhändlerprospekt spricht, nicht so recht aufkommen; dessenungeachtet haben wir sie gern gelesen und sind ganz damit einverstanden, wenn der schon genannte Prospekt sie als „in mancher Beziehung über die gewöhnliche Unterhaltungslektüre hervorragend" bezeichnet. Es sind hübsche, kleine, abgerundete Geschichtchen, bei denen übrigens die Schicksale der erzählenden, toten Gegenstände meistens hinter denen ihrer lebenden Besitzer zurücktreten. A. W.

— Psyche. Von Adolf Schmittheuner. (Leipzig, Velhagen und Klasing.) El. geb. 5 M.

Wir haben es mit einem Verfasser zu thun, dessen Darstellungs-Talent ohne Zweifel über den Durchschnitt weit hinausragt; daß uns aber das Buch sehr angenehm berührt hätte, können wir nicht sagen. Verfasser hat seine Studien bei den Realisten gemacht, aber schließlich ist es doch nur das rein äußerliche Beiwerk, welches er glaubhaft naturgetreu wiedergiebt, während die Personen, die Charaktere, doch fast durchweg an psychologischer Unwahrscheinlichkeit leiden. Ein vierzehnjähriges Mädchen, die natürliche Tochter einer alten unverheiratet gebliebenen Wäscherin, ist seit ihrem zwölften Jahre Tänzerin im Ballett des Hoftheaters. Zwischen Mutter und Tochter ist das Verhältnis sehr schlecht, weil die Alte eine Frömmlerin ist, die grundsätzlich vom gottlosen Ballett nichts wissen will, heimlich aber sich doch in ihrer Geldgier am Verdienst der Tochter weidet. Unwillkürlich fragt man doch: warum hat die Mutter das zwölfjährige Kind ins Ballett gegeben? Ohne ausdrückliche Zustimmung derselben kann es doch garnicht engagiert sein. Auch die Figur des Kindes birgt unlösbare Widersprüche. Der Umstand, daß gelegentlich in einem Zank das Kind der Mutter den Fehltritt vorwirft, durch welchen sie Mutter geworden, setzt doch nicht nur verletzende Herzlosigkeit bei dem Kinde, sondern auch ein Maß von Verdorbenheit voraus, wie es übrigens der Verfasser garnicht hat zeichnen wollen. Ueber die Maßen unwahr-

Digitized by Google

scheinlich ist auch, daß ein Kind sich den Wortlaut des Unfallversicherungsgesetzes kauft und auf die Kenntnis desselben so versessen ist, daß es nachts aus dem Bett steigt und am Fenster im Mondschein die Paragraphen studiert, nach deren Studium sie „befriedigt vor sich hinnickt.“ Wenn ein Autor seinen Lesern glaubhaft machen will, ein weibliches Wesen habe Gesetze studiert, so muß er es mit der Motivierung sehr fein anfangen. Unglaubliche Figuren sind auch die beiden Einjährigen, die sich ein Verzeichnis aller schönen Frauen und Mädchen der Stadt angelegt haben, denselben auch gelegentlich nachts nachlaufen, dabei aber rein platonische Schwärmer sind, denen jeder unlautere Gedanke fern liegt. Wunderbar ist auch die Tänzerin Melanie, die mit Citaten aus Goethes Faust operiert. Alles in allem: Verfasser hat Realist sein wollen, aber ein reinlicher. Das geht aber nicht, denn das Leben ist unsauber, und wer es photographieren will, muß die Unsauberkeit mit photographieren. Aus seiner Absicht, etwas Unvollziehbares zu vollziehen, sind dann die Widersprüche entstanden, an denen die Erzählung krankt.

Wir wünschten, daß der Verfasser sein unleugbar bedeutendes Darstellungstalent auf das Einfache und nicht auf das Gesuchte, auf das Selbsterlebte und nicht auf das Weithergeholte richtete und die Wahrheit vor allem in den Charakteren zum Ausdruck brächte. Besser wahre Charaktere unter vielleicht hier und da etwas unwahrscheinlichen äußeren Umständen, als unwahrscheinliche Charaktere, an denen nur das Aeußere wahr ist. — Im Verlauf der Erzählung fehlt dem Häßlichen das Gegenbild des Schönen, Großen und Edlen, und vollends der Schluß entbehrt der Versöhnung. Die kleine Tänzerin verunglückt und stirbt. Der einzige tröstliche Ausblick in die Zukunft ist der, daß die alte unangenehme Mutter auf Grund des Unfallgesetzes eine kleine Pension bekommen wird. Weniger wäre mehr gewesen.

D. v. O.

— **Ausgewanderte.** Roman in vier Büchern von **Mite Kremnitz.** 2 Bde. 238 u. 362 S. (Bonn, Emil Strauß.) 8 M., geb. 9 M. 50 Pf. Die Ausgewanderten dieses Romans sind deutsche Männer und Frauen, welche ihr Beruf nach Rumänien geführt hat. Die Verf., eine Tochter des Professors Bardeleben in Berlin, stammt aus Norddeutschland und gehört als die Gattin des Arztes Kremnitz in Bukarest Rumänien an. Mit Carmen Sylva hat sie eine Reihe von Romanen und Novellen gemeinschaftlich herausgegeben. Wie Carmen Sylva scheint Frau Kremnitz von A. Daudet gelernt zu haben. Die Schilderung ihrer Halbasiaten erinnert andererseits stark an Turgénieff. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß mehr als Einfluß beider Schriftsteller im vorliegenden Romane bemerkbar sei.

Der deutsche Eisenbahningenieur Walter verliert in Rumänien seine treffliche Frau. Aus der Erzieherin der verwaisten beiden Kinder wird seine zweite Frau. War das Glück der ersten Ehe groß, so ist das Unglück der zweiten nicht klein. Andrea, die Witwe des bankerotten Banquiers Sopholides, war „der Typus einer Orientalin, der Typus unwiderstehlicher, anziehender Weiblichkeit“. „Sie war durch und durch Rumänin, sentimentale Phrasen ersetzten ihr das Pflichtbewußtsein, sie hatte keinen Ernst, kein Gefühl für Wahrheit, sie war ein schönes Kätzchen, ein Spielzeug für einen Orientalen, aber keine Gefährtin für einen deutschen Mann! Das Höchste im Leben war ihr der Genuß.“ Als Walter dahinter kam, daß ihm Andrea untreu geworden, vermeidet er um seiner Kinder willen Zweikampf und Scheidung, er flieht aus Rumänien und begiebt sich zu seiner verwitweten Schwester in Berlin. Der brave Sohn der Frau Professor Horn verliebt sich in die Cousine Lisa, diese hat aber bereits ein verhängnisvolles Wohlgefallen an ihrem Stiefbruder Radu Sopholides gefunden. Mit Schopenhauer will dieser ihr die nötige Aufklärung über den Beruf der Frauen beibringen. Er verheiratet sich mit Lisa und denkt dabei, daß die Ehe in seinem Vaterland ein lockeres Band und die Scheidung stets leicht zu erreichen ist. Nach einem Jahre gesteht er seiner Frau rückhaltlos seine mannigfache eheliche Untreue ein; das Geständnis wird ihm nicht schwer, denn seiner Meinung nach ist die Treue ein Vorurteil, unter Treue versteht er „jeden Tag neugeborne Liebe“. Ein Mensch von so zerrüttetem Verstand ist selbstverständlich zu allen Schlechtigkeiten fähig: als Rechtsanwalt, als Redakteur, als Parlamentarier, als Minister scheut er sich nicht vor der schimpflichsten Charakterlosigkeit, vor den ehrlosesten Schurkenstreichen. Daneben ist er, wie ein üppiger Geldjude unserer Großstädte, darauf aus, sich auf jedem Wege die Mittel zu einem in Genuß und Wollust aufgehenden Leben zu verschaffen. Die Verführung von Frauen und Mädchen ist seine Lieblingsbeschäftigung. Hier muß ich nun einschalten, daß die Verfasserin den Radu Sopholides nicht so geschildert hat, daß der Leser es für möglich halten könnte, er werde im stande sein, eine so brave Frau wie die Gattin des Ingenieurs Schmitt oder gar ein so stilles sittsames Mädchen wie Mariechen Horn zu verderben. Damit in Verbindung steht der zweite Fehler, daß Radus Frau auf die Stelle der vollberechtigten Gattin dem heißgeliebten Manne gegenüber verzichten will. Als eine seiner Geliebten mag sie auch nicht figurieren, sie will sich mit einem schwesterlichen Verhältnis begnügen! Hier liegt eine Häufung von Unwahrscheinlichkeit vor. Wie kann Lisa sagen, daß sie nur so, als Schwester, wieder Vertrauen gewinnen könne? Aber es kommt noch schlimmer. Nicht lange dauert es und sie dachte: „Lieber erniedrigt zu einer Geliebten, als ihm nichts, gar nichts sein!“ Erst als der elende Radu von Ehescheidung spricht, wird ihr Verstand klar: „Du hast dir wohl nicht klar gemacht, was du thatest, als du eine Deutsche heiratetest, Radu! da nahmst du dir eine Frau, nicht eine Geliebte auf Kündigung, nicht ein Weib, das um deine Gunst buhlt, sondern eine Gattin, die mit dir leben und sterben will. Hier zu Lande denkt man anders.“ Dieses Andersdenken wird ihr sehr bald in schrecklicher Weise klar. Irgend ein Formfehler ist bei der Verheiratung Lisas mit Radu vor-

Digitized by Google

gekommen, er weiß die Scheidung durchzusetzen und heiratet die ungebildete, aber sehr reiche Tochter eines Pächters. Die ohne ihren Willen geschiedene deutsche Frau weiß, daß moralische Einwirkungen bei ihrem bisherigen Manne unmöglich sind, er kennt wie das Tier nur physische Einwirkungen. Sie will ihn töten. Doch kommt sie davon ab. Mit ihrem Bruder wandert sie nach Deutschland zurück und überläßt Radu seinem Schicksal. Einmal erlebt übrigens der Leser, daß wirklich eine physische Einwirkung in der Form von Stockschlägen, die die Entlassung des Ministers zur Folge haben, bei Radu stattfindet. Deliu, ein braver Bauernsohn, Rumäne aus Oesterreich, vertritt das sittliche Bewußtsein: er springt eines Tages an den Wagen, in welchem Radu fährt, und richtet den nichtsnutzigen Menschen, der es bis zum Minister gebracht hat, so zu, daß auch selbst solche Leser, welche sich nicht getrauen, der körperlichen Züchtigung als einem gesetzlichen Strafmittel das Wort zu reden, ihre volle Freude an Delius That haben werden. — Der Schluß des sonst trefflich erzählten Romans erinnert etwas an das Hornberger Schießen. Die Verf. steht wohl innerlich auf Seiten der deutschen „idealen" Anschauung, aber sie hat es darauf abgesehen, nur Thatsachen zu schildern und mit ihrer Beurteilung der Thatsachen zurückzuhalten. In diesem Bestreben ist sie zu weit gegangen. Wenn Lisa im Begriff ist, mit ihrem Bruder nach Deutschland zurückzukehren und dabei das Wort fallen läßt: „Ich will nie denken, daß wir besser sind, nur anders," so ist das doch eigentlich die absolute Oberflächlichkeit und sittliche Gleichgültigkeit, Eigenschaften, welchen das Verhalten der in die Heimat zurückwandernden Frau sehr oft widerspricht. Der deutschen Schriftstellerin hätte es auch von Bukarest aus besser gestanden, wenn sie mit berechtigtem Nationalgefühl den Deutschen den Vorzug vor den „Orientalen", die Lisa einmal kurz und treffend als Zigeuner bezeichnet, unzweideutig gegeben hätte.

Daß der vorliegende Roman nur für gereifte Leser geschrieben ist, liegt auf der Hand. Die Verf. schildert das menschliche Treiben den Thatsachen entsprechend mehr mit düsteren, als mit freundlichen Farben. Mit letzteren das wiederholt in der wohlthätigsten Weise durchbrechende mütterliche Gefühl der deutschen Frauen. — An einzelnen Stellen rückt der Realismus dem Leser etwas allzusehr auf den Leib. — Der Gang der Erzählung ist im höchsten Grade spannend. Selbst starknervige, jeden Augenblick zum Beiseitelegen eines interessanten Buches fähige Leser werden nicht leicht von den „Ausgewanderten" loskommen. Frau Mite Kremnitz schreibt ein vorzügliches Deutsch. Nur selten wird ein überflüssiges Fremdwort, wie z. B. Realität für Wirklichkeit eingeschwärzt. Dafür wird aber an die Stelle des gemeinüblichen Dessert das deutsche Wort Nachspeise gesetzt. Ein unanfechtbarer Ersatz. O. K.

— Der Denunciant und andere Novellen von Carl v. Wickede. (Weimar, Herm. Weißbach.) Der Verfasser ist wohl nicht ohne Talent. Doch entbehren diese Novellen durchaus der Feinheit — sie sind, wie man sagt, mit dem Anstreicherpinsel gemalt, novellistische Bilderbogen aus Neu-Ruppin. Z. B. schildert S. 64 und 65 Verf. ein ganz ideales Dorfmädchen, ein Tagelöhnerkind. Das Mädchen steht früh auf, „sprang dann leicht wie ein Reh über den Zaun," der ein regulärer „Bretterzaun" (S. 76) ist und begiebt sich zum Halbbade an einen Bach. In dem Augenblick, wo das Negligé am tiefsten ist, ertönt plötzlich eine Stimme: „Ich glaube, da plätschert mein Wasserhühnchen!" Die poetische Anrede kommt von einem Onkel der „badenden Nymphe," einem alten Fuhrmann, der mit Töpfen hausiert. Die Badescene, vom Verfasser ebenso liebevoll ausgemalt, wie vorher die Beschreibung des Mädchens, begeistert ihn noch zu folgendem Satz: „Hätte Apoll, der Lichtgott, der die Kräfte der Natur weckt, noch im Sinne der Alten sein Wesen auf Erden getrieben, wie einst im heidnischen Griechenland, er würde gewiß auf dem schnellsten Lichtstrahle von seiner Höhe herabgeschossen sein, hoffend, hier seine Daphne zu finden, um diese Scene zu belauschen und diese Unschuld durch seine göttliche Unverschämtheit, welche er ja unserer modernen Stadtjugend zugeeignet haben soll, zu erschrecken." Apoll schenkte bekanntlich auch andere Gaben, die jedem geläufig sind, der seinen Schiller kennt. Möchte von diesen dem Verfasser ein immer größeres Maß zu teil werden.

— Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi von Lewis Wallace. Autorisierte Uebersetzung von C. Hammer. Ausgabe in einem Band. Deutsche Verlagsanstalt (vormals Eduard Hallberger) Stuttgart. In elegantem Bande. 3 M.

Der bekannte, viel gelesene Roman, 1888 sehr ausführlich von uns besprochen, liegt in neuer Ausgabe vor. Die Verlagshandlung hat zu einem sehr billigen Preise — einfach gebunden 2 M., geheftet 1,75 M., eine Volksausgabe hergestellt.

— Hans Sumenicht der Schildknecht. Eine Burgmannsgeschichte aus dem Weserthale. Von Ludwig Spitta. (Gotha, F. A. Perthes.) 1890.; geb. 4 M.

Diese Burgmannsgeschichte von Hans Sumenicht, dem treuen Schildknappen des Grafen Otto von Schaumburg-Lippe ist ein gutes Buch, das sich besonders auch für den Familienkreis eignet. Die Erzählung spielt im 14. Jahrhundert und ruht auf historischen Thatsachen. Die mannigfachsten Abenteuer hat sowohl der biedere Titelheld als auch andere gute und böse Gesellen vor unseren Augen zu bestehen, und es wird daher das Buch bei der „reiferen Jugend" auf besonderes Wohlgefallen rechnen können, zumal eine hübsche Ausstattung dazu kommt. Doch ist der eigentliche reisere Jugendton glücklich vermieden, dafür freilich ein mitunter reichlich archaistischer gewählt. Da die Leute so, wie der Verfasser schreibt, im 14. Jahrhundert ja doch nicht gesprochen haben, so sehen wir den Zweck der altertümlichen Redeweise in derartigen Geschichten, die in der Vergangenheit spielen, so recht nicht ein, wenigstens


Digitized by Google

sollte man sie möglichst auf die direkten Reden der auftretenden Personen beschränken und nicht zur Sprache des ganzen Buches machen. — Die Einleitung, die uns höchst vorsichtiger Weise zunächst aus der Gegenwart ins 16 Jahrhundert und von da erst in die eigentliche Zeit der Handlung, das 14. Jahrhundert, versetzt, ist reichlich weitschweifig geraten; wir hätten auch einen einmaligen Sprung direkt ins vorreformatorische Zeitalter ertragen, sind wir doch längst gewöhnt, Jahrtausende vor Christo in Altegypten oder Babylon Besuche abzustatten.

Geschnarcht wird man sicherlich auch schon im 14. Jahrhundert haben, niemals aber so, „daß die Balken bogen“ (S. 203); das Verbum biegen ist transitiv und hat nicht ohne weiteres reflexive Bedeutung. A. W.

— Deficit. Roman von Carmen Sylva. Zweite Auflage. (Bonn, Emil Strauß' Verlag.) Ungeb. 6 M., geb. 7 M.

Glühende Phantasie und schwunghafte Schreibweise zeichnen dies Dichterwerk der königlichen Verfasserin aus. Alle Töne des menschlichen Herzens weiß sie anzuschlagen. Bald gleitet die Erzählung im ruhigen Geleise des täglichen Lebens dahin, führt uns zu Stätten, wo der häusliche Friede wohnt, läßt uns dort die häuslichen Freuden und Feste mitfeiern, führt uns auch an Totenbetten, wo der Gottesfrieden den Abscheidenden verklärt, bald stürmt sie fort in wildem Ungestüm, zeigt uns Abgründe ungezügelter menschlicher Leidenschaft, häuft Schuld auf Schuld, verliert den Charakter eines Romans der Gegenwart und versetzt uns in romantischer Weise bald in die Höhle der Hexe, wo der Hexenkessel kocht, und höllische Künste ihr Spiel treiben, bald in die Burg des weißgelockten Barden, wo Dichtkunst, Gesang und Harfenspiel das ungestüm pochende Herz zur Ruhe und zum Frieden bringen sollen.

Dies eigenartige dichterische Erzeugnis fürstlicher Muße läßt sich mit keinem anderen Romane der Gegenwart vergleichen und darf nicht wohl mit dem Maßstab gemessen werden, mit denen sonst Salonromane gemessen zu werden pflegen. Wir wollen daher nicht darüber rechten, daß hier die Farben zu grell, dort zu düster sind, daß der Natur oft Gewalt angethan ist, und Charaktere uns vorgeführt werden, die selbst in England wohl kaum sich so entwickeln können. Immerhin bekundet auch „Deficit“ das unbestrittene Talent der Verfasserin, die freilich allezeit bedacht sein muß, ihre Phantasie in festen Schranken zu halten. tz.

— Die Lüge ihres Lebens. Roman von Alexander Römer. (Berlin, J. H. Schorer.) 279 S.

Hinter dem Schriftstellernamen Alexander Römer verbirgt sich Frau Charlotte Regenstein in Dresden. 1878 hat sie ihren ersten Roman geschrieben. Ich kenne nur den vorliegenden neuesten. Da die Verf. 1835 geboren ist, kann es ihr an Lebenserfahrungen nicht fehlen, gleichwohl läßt sie Beate, die Heldin ihres Romans, der heimlichen Ehe des Grafen Teschy mit einer Gräfin Werthern entsprießen. Wo kommen in Deutschland noch heimliche Ehen vor? Weiß die Verf. nicht, daß eine solche Ehe viel schwerer zu erreichen ist, als eine nach den Gesetzen öffentlich zu stande kommende? Die Mutter Beatens ist im Wochenbett gestorben. „Jetzt — was sollte der junge Gatte thun? Die Wahrheit bekennen, hieß einen Makel hängen an das Andenken einer Toten — und wozu?“ Ich frage nicht: wozu, sondern wieso? Mußte nicht ein wirklicher Makel auf Beatens Geburt bei dem Verschweigen der heimlichen Ehe haften? Der Graf giebt sein Kind Gärtnersleuten in Pflege und geht auf Reisen. Die Pflegemutter maßt sich Elternrechte über Beate an und will sie einem rohen Menschen zur Frau geben. Um diesem Unglück zu entgehen, verheiratet sich das sechzehnjährige Mädchen schnell mit dem von ihr hochverehrten, stillen, braven Organisten Boldt, ihrem Musiklehrer. So leicht jene heimliche Ehe zu stande kam, ebenso leicht diese öffentliche. Von Beibringen der fatalen „Papiere“, über die schon ja manche Braut geseufzt hat, ist keine Rede. Weder Beatens Tauf- oder Geburtsschein, noch der Eltern Ehekonsens oder Todesschein steht in Frage. Eines Tages ist die jugendfrische Beate die Frau des 40 Jahre älteren Boldt. Das nennt die Verf. die Lüge ihres Lebens. Sie legt ihre Gedanken einem Herrn von Borckfeldt in folgenden Worten in den Mund: „Eine Ehe ohne Liebe ist für mich gar keine, aber wo Kirche und Gesetz sie sanktionieren, gilt sie in der Welt für echt, und alle Sittenrichter ereifern sich, wo sie gebrochen wird. Beim Schließen der Ehe sollten sie sich ereifern, und nicht beim Brechen. Da im Anfang liegt die Sünde.“ Dieser elenden, den Subjektivismus auf den Thron setzenden Theorie gegenüber nimmt sich Schillers Mahnung: „Drum prüfe wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet, der Wahn ist kurz, die Reu ist lang“ um so altmodischer aus, als die Verf. dafür setzt: die Reu nicht lang. Sie läßt nämlich den Vater Beatens nach dem Tode seines älteren Bruders Majoratsherr werden und sich jetzt erst um seine Tochter bekümmern. Der erste Kummer ist die Ehe Beatens. Diese Ehe muß geschieden werden. Die Schwiegermutter des Grafen war der Meinung, Beatens Vater (!) solle sofort „kurzen Prozeß machen“ und „die Scheidung dieser unpassenden und widernatürlichen Ehe einleiten“. Zunächst läßt sich Beate bestimmen, ihren Mann zu verlassen. Sie sehnt sich auf einmal „unaussprechlich“ nach der ihr gänzlich unbekannten Großmutter. Als sie zu der alten widerwärtigen Person kommt, sagt ihr diese sehr gnädig: „Du brauchst mich nicht Excellenz zu nennen, Kind, ich gestatte dir den Namen Großmama. Nur mit dieser lächerlichen Geschichte deiner Heirat bleibe mir vom Leibe, das wird dein Papa ordnen.“ So schlecht ist nun Beate noch nicht. Sie hatte doch wenigstens vorgehabt, an ihren Mann zu schreiben, nachdem sie die Großmutter gesehen. „Aber,“ fragt die Verf. bequemerweise, „was sollte sie ihm schreiben?“ Später schrieb Beate ihrem Mann „zweimal wöchentlich Berichte“, „aber es war unmöglich, ihm alles zu sagen, was

Digitized by Google

sie empfand." Manchmal schlägt ihr das, was man altmodischerweise das Gewissen nennt, sie denkt an die Rückkehr zu ihrem Manne. Aber die Großmutter und der wiederum in der weiten Welt umherreisende Vater hatten doch auch ein Recht an sie! Wie so? fragt der nüchtern bleibende Leser. Die Verf. hütet sich aber, eine Antwort zu geben. Auch den biederen Voldt läßt sie ganz unmotivierterweise zu ewigem Schweigen verdammt sein. Er schreibt nie an seine junge Frau, die er doch so lieb hat. Er schreibt erst dann, als er auf des Grafen Drängen seine Einwilligung zur Scheidung giebt. Daß Beate mit solcher Einwilligung vorangegangen ist, muß man annehmen. Die Verf. schweigt aber auch über diesen Punkt. Zuletzt wird die Ehe mit derselben Leichtigkeit von der Verf. geschieden, wie sie dieselbe zu stande gebracht hat. Man sollte meinen, es handle sich um die Miete und Entlassung eines Dienstboten. — Da und dort besinnt sich die Verf. auf das schnöde Unrecht, sie läßt Beaten das Bewußtsein ihrer **Sünde** empfinden, doch dauert dieses Bewußtsein nicht lange, „**das Schicksal**" ist schließlich an allem schuld, an Eingehung, wie an Scheidung der Ehe. — Eine Art Abbüßung läßt die Verf. in der zehn Jahre andauernden Pflege der hinsiechenden Großmutter durch Beaten eintreten. Nachdem aber diese Großmutter und der vagabundierende Vater gestorben sind, verheiratet sie sich mit jenem Herrn von Borckfeldt, mit welchem sie sich vor erfolgter Ehescheidung bereits verlobt hatte, und alles löst sich in Wohlgefallen auf. —

Ich nenne solche Romanschreiberei ein haltloses, zwischen den Gesetzen der Ethik und dem Belieben des Fleisches hin und her schwankendes Geschäft. Die Oberflächlichkeit der Lebensanschauung, der Charakterzeichnung und des Stils nötigen mich, „Die Lüge ihres Lebens" als eine mißlungene Schöpfung zu bezeichnen, mit deren Lektüre man niemanden belästigen soll. — Daß eine Frau bleich werden kann bis an den Rand der Lippen, will ich einräumen, nur scheint mir die Verf. diese Schilderung nicht genau genug ausgedrückt zu haben, sie wird wohl meinen inklusive Lippen. „Roberts sonnverbranntes Gesicht wurde rot bis unter die Haarwurzeln." Diese Grenzbestimmung ist unrichtig, man kann rot werden bis in die Haare hinein, aber bis **unter die Wurzeln** der Haare —, diese Behauptung scheint mir zu tief zu gehen. S. 193 heißt es: „Er fühlte es ordentlich, wie er sie haßte." Ja, wie soll sich denn der Haß anders bemerkbar machen, als im Gefühl? S. 274 läßt die Verf. ihren geistreichen Felix von Borckfeldt die Bemerkung machen: „Dem Menschen ist doch am wohlsten in seiner recht eigentlichen Menschenhaut, wenn er seinen Neigungen folgt." Ich glaube nicht, daß dieser Satz jemanden begierig macht, besagten Herrn von Borckfeldt näher kennen zu lernen. O. K.

— **Morituri te salutant!** Roman von **Friedrich Jacobsen.** (Leipzig, Georg Wigand.) 118 S. 2 M.

Es handelt sich in diesem äußerst interessanten Roman um den Begriff des „te"; wen sollen wir „grüßen", wenn es mit uns zum Sterben kommt? Die **Nacht**, die **ewige Nacht**, denn ihr sollen wir dann anheim, und sie ist unsere Erlöserin nach dem Kampfe des unfruchtbaren Tages. So meint resigniert der junge Gelehrte, den wir als Gymnasiallehrer einer kleinen Residenz, zugleich als Geschichtslehrer der frommen Prinzessin Irene in seinem äußern und innern Leben begleiten. Er hat bei seinem rastlosen Streben, allen Dingen auf den Grund zu gehen, den Grund aller Dinge, Gott, verloren. Die Konsequenz seiner Anschauungen ist — bei einer Natur wie der seinigen — schließlich das Irrenhaus; doch bezeichnet dies nur die nicht ganz hoffnungslose Krisis in seinem Seelenleben, die dann durch das glaubensvolle Hinscheiden der Prinzessin, seiner Schülerin, zum glücklichen Ende kommt. Von da an grüßt auch er nicht mehr die Nacht als Erlöserin, sondern das **Licht**, das aus derselben dem Glaubenden entgegenstrahlt.

Das ist der Grundgedanke, den eine abwechselungsreiche, oft spannende, mit psychologischen Feinheiten aller Art ausgestattete Handlung umgiebt. Konfessionell gerichtete Leser werden vielleicht wünschen, daß der Verfasser etwas mehr Dogmatik getrieben und eine bestimmte Glaubensform ausdrücklich als einziges Heilmittel gegen die Anschauungen von der ewigen Nacht bezeichnet hätte. Wir lassen das dahingestellt. Jedenfalls wird in einem Roman — der doch kein Erbauungsbuch ist — offenbare religiöse oder gar konfessionelle Propaganda stets störend empfunden, und alles, was man verlangen kann, aber auch verlangen muß, ist, daß die Vertreter religiöser Ideen, vor allem also die Geistlichen, so dargestellt werden, wie sie in ihrer Mehrzahl sind, und nicht, wie das gerade in Romanen so häufig geschieht, die Eigenschaften eines Bruchteils auf den ganzen Stand übertragen werden. Der orthodoxe Hofprediger Demelins, den Jacobsen zeichnet, ist ein ehrenwerter, überzeugungstreuer und sogar ein höchst verständiger Mann, dem der Verfasser zum Schluß scheinbar seine eigenen Maximen unterlegt hat. Denn als der glaubenslose Gelehrte, übrigens schon halb genesen, schließlich in seinem Heilsverlangen zu ihm kommt, da klappt dieser das gerade vor ihm liegende Bibelbuch zu und erwidert auf die verwunderte Frage des andern die höchst verständigen Worte: „Müssen denn alle Mittel gleich sein, lieber Freund? Wahrlich, nicht ich will Ihnen das Buch der Bücher aufschlagen, das sollen Sie selbst thun. Was frommt Ihnen heute ein geschriebenes Wort, Herr Doktor? — Ueber geschriebenen Worten haben Sie genug und zuviel gesessen, und es ist Ihnen darüber der Unterschied zwischen Gottesrede und Menschenrede verloren gegangen; es ist ein Fehler, wenn man an geistig Mündige wie Unmündige denselben Maßstab legt."

In seinen Schilderungen beschränkt der Verfasser sich nicht immer auf das Wahrscheinliche, zuweilen kaum auf das Mögliche; doch dafür befindet man sich im Roman. Ein 30jähriger Polyhistor, der im rite erworbenen Besitz der Grade eines Lic.


Digitized by Google

theol., eines Dr. phil. und endlich eines Dr. jur. ist, muß in der That als Probelehrer in einer winzigen Residenz Aufsehen erregen. Und wenn man dann noch erfährt, daß dieses so reich mit Würden ausgestattete Wesen sich darauf nicht einmal etwas einbildet, dann hört eigentlich die Weltgeschichte auf. Mehr wie wunderbar ist auch der „Zufall," der den Gelehrten mit seiner früheren Geliebten nach 10jähriger Trennung, sowie die letztere mit ihrem Gatten, dem sie davongelaufen war, in der kleinen Residenz wieder zusammenführt. Die erstere Begegnung findet gar im Walde statt und wird dadurch herbeigeführt, daß die lustwandelnde Dame, eine Sängerin, gerade zu ihrem Vergnügen ein Lied singt, das der unweit promenierende Gelehrte vor zehn Jahren für sie gedichtet hatte. Die Stelle ist hochpoetisch, aber wenig wahrscheinlich; sie gleicht darin einer andern auf S. 41, welche lautet: „Es flog über sein Gesicht hin wie der Duft von Frauenhaar, und über seine Lippen wie der Hauch eines warmen Menschenmundes." A. W.

— Im Kampf mit Vorurteilen. Novelle von Hans Wittenberg. (Danzig, Leipzig, Wien, Carl Hinstorff.) 1890. 175 S.

Verf. will das Duell novellistisch bekämpfen. Dagegen haben wir an sich nichts einzuwenden. Wenn es aber geschieht, so sollte es nicht in so einseitiger und parteilicher Weise und auf Grund von petitio principii geschehen, wie hier. Bloßes „Vorurteil" ist das Duell ohne Zweifel nicht, sondern es läßt sich eine ideale Auffassung desselben auch auf dem Boden des Christentums mit guten Gründen verteidigen. Wer das Duell novellistisch bekämpfen will, hat also die Aufgabe, entweder die besten Gründe, welche dafür sprechen, zu widerlegen, oder nachzuweisen, daß in praxi das Duell nicht mehr den idealen, sondern einen ganz anderen Charakter trägt. In der vorliegenden Erzählung liegt der Schwerpunkt nicht in einem Konflikt, der aus der vermeintlichen Pflicht, sich zu schlagen, und aus der Ueberzeugung, daß das Duell Unrecht sei, entstände, als vielmehr daraus, daß ein abgelehntes Duell dem Ablehnenden die Thüren der Gesellschaft verschließt. Wir möchten aber bezweifeln, daß solche Censur von beamtlicher Seite (die militärische Disciplin steht nicht zur Frage) wirklich jemals so wie hier geübt werden würde, wenn ein ehemaliger Offizier, der sein eisernes Kreuz erster Klasse mit Ehren trägt, ein Duell aus religiösen Gründen weigert. Im ganzen besteht doch heute Respekt genug in der gebildeten Gesellschaft vor religiösen Ueberzeugungen, daß die Weigerung eines Duells dann nicht verdacht wird, wenn Wort und Wandel des Weigernden glaubhaft erscheinen lassen, daß wirklich nur religiöse Gründe ihn zur Ablehnung veranlassen. Während eine Art von Acht doch höchstens den treffen würde, der erst beleidigt und Händel gesucht und dann ein Duell aus angeblich religiösen Gründen abgelehnt hätte. Auch sonst ist uns das Buch sehr wenig sympathisch. Wirklich liebenswerte Menschen kommen nicht darin vor. Empörend ist die Art und Weise, wie der Sohn des Präsidenten mit seinem Vater umgeht, und dabei hat man die Empfindung, daß Verf. mit seiner Sympathie auf Seite des respektlosen Sohnes steht, der sich nicht scheut, die gröbsten Injurien seinem Vater pathetisch ins Gesicht zu werfen.

9. Verschiedenes.

— Wir und das Beste in der Welt. Eine Glosse. (Leipzig, Richter.) 1890. 73 S. Pr. 1 M.

Es konnte etwas gewagt erscheinen, dem beliebten Drummondschen Buch in genau derselben Ausstattung eine Glosse nachzusenden, die ohne Weiteres zum Vergleich auffordert. Aber das kleine Buch hält den Vergleich aus. Es macht die Drummondschen Gedankengänge praktisch. Wer dort geerntet hat, wird hier gern Nachlese halten.

— Die Weltgeschichte ein Zufall? Ein Wort an die Gebildeten des deutschen Volkes von Prof. Dr. B. Kneisel. (Naumburg a. S.) Berlin, Weidmann 1891. 164 S. 2 M.

Heftiger wie je vielleicht in der ganzen Menschengeschichte platzen im Kampfe der Meinungen die Geister aufeinander; in schamlosen Gotteslengnungen ergehen sich aller Orten die Anstifter und Wühler im Volke — und zu diesem mißtönenden, die Herzen der Christen schwer treffenden Geschrei klingt ein begleitender Oberton durch die Weltauffassung der Gebildeten. Ein naßkalt laues Wesen dies Christentum, welches nur im Besuch der Kirche und den kirchlich vorgeschriebenen Handlungen besteht; lau in Beziehung auf Gott und Christentum ist der Ton der Unterhaltung, lau die Haltung der weit überwiegenden Mehrzahl der von Gebildeten gelesenen Zeitungen und Zeitschriften; lau wieder mit wenigen Ausnahmen die ganze Masse der Bücher, welche der Unterhaltung dienen — lau, wenn nicht feindselig. Die Selbstbewunderung und Selbstzufriedenheit des jungen Deutschlands, jener spöttischen keden Schriftsteller und Dichter der 30er und 40er Jahre hat sich durch alle gebildeten Klassen verbreitet, ein Geist des Eigennutzes macht den zersetzenden Mächten, welche gegen die bestehende Ordnung wirken, die Arbeit leicht.

Soweit geht die eigensüchtige Verblendung, daß Leopold von Kunowski die Frage „Wird die Socialdemokratie siegen?" schweren Herzens glaubt bejahen zu müssen. — Ist dem so? Jedenfalls thut es in solcher Zeit not, und ist andrerseits ein Trost, die Weltgeschichte, welche doch eigentlich Menschengeschichte ist, so verstehen zu lernen, daß sie nicht als ein Zufall erscheint, sondern als Werk des lebendigen Gottes. Der Verfasser des Buches, dessen Titel wir oben angeben, hat sich dies Ziel gesetzt und, wollen wir nur gleich hinzusetzen, auch erreicht. In der Einleitung führt er aus, daß die Betrachtung der Geschichte als einer ununterbrochenen Kette von irdischen Ursachen und Wirkungen wohl Belehrung, aber keine dauernde Befriedigung gewähre; ebensowenig kann das anspruchsvoll genug auftretende Wort „die Weltgeschichte ist die Weltkultur" das Forschen nach einer Grundursache aller Erscheinungen beenden.

Digitized by Google

In wunderlicher Selbstverleugnung haben sogar eine Zeitlang namhafte Naturforscher einen engen Zusammenhang zwischen Mensch und Tier nachweisen wollen — aber die Unterschiede verbürgen gerade dem Menschen eine über die zeitliche Erscheinung hinausreichende Bestimmung. So ergiebt sich denn aus dem, was der Verfasser mit der eigentümlichen Bezeichnung einer „Einwirkung der oberen Umgebung" benennt, aus dem nämlich, was der Mensch von einer übersinnlichen und übernatürlichen Einwirkung auf die Welt wie sich selbst erfährt, der Glaube an die Gottheit; die inneren Erfahrungen, Zeugnisse der Nebenmenschen, endlich der Offenbarung wirken zusammen, die alte Faustfrage: wozu bin ich? wozu die Welt? in einem anderen Sinne als dem des Pessimismus zu beantworten. Das Wesen und Walten des lebendigen Gottes lehrt die Menschengeschichte; um aber den vernunftgemäßen Gang der historischen Entwicklung nachzuweisen, müssen wir uns mit den Völkern befassen, welche den Unterschied von den Tieren deutlich erkennen lassen, in deren Leben und Schaffen der Trieb nach Wahrheit sich zeigt, der die menschliche Wissenschaft hervorgebracht, ferner das Streben nach Schönheit und Vollkommenheit, das in der Entwicklung der Kunst nach einem Ausdrucke ringt, endlich die Religion und Sittlichkeit, welche am tiefsten in das ganze Leben der Völker eingreift — die letzteren natürlich die wichtigsten, ohne welche die anderen ein Volk nicht vor dem Verfall schützen können. So wird der Gang der Weltgeschichte zu einer Offenbarung Gottes; diesen Gang läßt uns der Verfasser in sechs Abschnitten machen: 1) durch das Altertum bis auf Christus, 2) vom 1. bis 6., 3) vom 7. bis 11., 4) vom 11. bis 13., 5) vom 13. bis 17., endlich 6) vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Vertrauensvoll sieht der Verfasser zum Schlusse in die Zukunft; er ist überzeugt, daß sich unser Zeitalter zu dem weitesten christlichen Universalismus erhebt, soll wohl heißen, daß christliche Gesinnung zu christlichem Leben und Wirken immer weitere Kreise veranlaßt, sodaß wir nicht nur in den Glaubensgenossen, sondern in allen Menschen Brüder erblicken. Selbst die an unserem Horizont aufsteigenden dunklen Wolken der Socialdemokratie, die unserer Gesittung mit Vernichtung droht, werden uns nicht ein verderbendes Wetter bringen; mit Mut und Gottvertrauen wird auch diese Gefahr überwunden werden, wie so manche in der Vergangenheit — hat sich doch durch die ganze Weltgeschichte das Gesetz bestätigt, daß Gott aus dem Bösen dennoch das Gute hervorbringt. Diejenigen aber, welche meinen, die Religion sei nur für das Kindesalter der Völker bez. für die auf entsprechender Bildungsstufe stehenden Schichten notwendig, werden auf ein Wort Goethes in den Anmerkungen zum west-östlichen Divan verwiesen, daß das tiefste Thema der Weltgeschichte der Konflikt zwischen Glauben und Unglauben sei, alle Epochen des ersteren seien herzerhebend fruchtbar, alle Epochen aber, in welchen der Unglaube einen kümmerlichen Sieg behauptet, verschwinden vor der Nachwelt.

C. M. Serres.

— **Der religiöse Wahnsinn**, beleuchtet von **Hermann Werner**, Pfarrer in Langenberg (Rheinland), früherem Irrengeistlichen. (Stuttgart, Chr. Belsersche Verlagshandlung.) VI und 120 S. 2 M. 20 Pf. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens Bd. 15. Heft 3 und 4.)

Der Verf. ist ein gläubiger Pfarrer, der an der Besessenheit nicht zweifelt, gleichwohl gehört er zu den Somatikern, d. h. er sucht die Ursache des Wahnsinns, auch des religiösen, lediglich in leiblichen Störungen. In ziemlich schroffer Weise erklärt er sich gegen Vilmars Erörterungen in seiner „Pastoraltheologie." Der Verf. citiert die Seitenzahl dieses Buches ganz richtig, aber das, was Vilmar lehrt, ganz unrichtig. Wenn er Vilmars angebliche Ansicht, „das Irresein für eine rein geistige Erscheinung auszugeben" ein „Vorurteil, und zwar kein ehrenvolles" nennt, so muß man fragen: was haben derartige Ansichten mit der Ehre zu thun? Ich halte den Verf. trotz seiner irrigen Ansicht und trotz der oberflächlichen, falschen Bekämpfung Vilmars doch für einen Ehrenmann. Vilmar erklärt sich aber gegen die einseitig-somatische Auffassung, „schon deshalb weil wir wissen, daß die Leiden dieses Lebens im ganzen ihre Wurzel haben in der Sünde: „ohne Erbsünde kein Wahnsinn." Wer kann gegen diese Sätze vom biblischen Standpunkt aus einen Einwand erheben? Wenn der geistige Vorgang des Sündenfalls den Tod und alle Krankheiten des Leibes im Gefolge hat, warum soll die Sünde, diese Epidemie im eminentesten Sinn, nicht einzelne Erscheinungen geistiger Krankheit zur Folge haben können? Vilmar greift eine Hauptklasse der Sünde heraus, den Hochmut, und sagt von diesem schließlich: „so ist in zahlreichen Fällen entschieden der Hochmut der Erzeuger der Seelenstörungen." Hat er damit dasselbe gesagt, was der Verf. von Vilmar behauptet, nämlich daß er „in dem Hochmut den Erzeuger der Seelenstörungen entdeckt hat?" Vilmar specialisiert, der Verf. meint fälschlich, Vilmar habe generalisiert. Ich muß gestehen, daß mich diese Polemik und die Unterordnung unter die moderne Wissenschaft der Medizin, welche der Verf. als Geistlicher an einer Irrenanstalt kennen gelernt hat, nicht mit besonderem Vertrauen erfüllen. Ich wüßte darum auch nicht, weshalb des Verf. Ausführungen von besonderem Nutzen für die Träger des geistlichen Amtes sein könnten. Nach dem Verf. heißt es: zuerst den Arzt geholt, auch den gewöhnlichen Stadt- und Landarzt, nebenbei kann auch der Geistliche zu helfen suchen, „aber wirklich heilen und bessern kann er nicht." Sehr maßvoll sagt Vilmar: „heilend auf diese Seelenkranken zu wirken, ist nur sehr wenigen gegeben, aber zu dem Beruf des Seelsorgers gehört es ohne Zweifel." Vgl. Vilmar Kirche und Welt Bd. I. S. 335 ff.: „Wie sollen wir den Wahnsinn beurteilen?"

O. K.


Digitized by Google

Neue Schriften,

welche der Redaktion zugegangen und vorbehaltlich näherer Besprechung zunächst hier angezeigt werden.

Aus dem alten Paris. Eine Erzählung von der Verfasserin der „Spanischen Brüder“. Deutsch von Pauline Spangenberg. In der Wüste. Eine Geschichte von der Kirche unter dem Kreuz von Ebenderselben. Deutsch von Dr. W. Claus. (Dresden, O. Brandner.) 1891. 174 resp. 186 S. 2,75 M., geb. 3,75 M.

Schön Schwarzhärchen. Lebensbeschreibung eines Pferdes von A. Sewell. Uebertragen von Wilhelm Engelbrecht. (Dresden, O. Brandner.) 1891. 216 S. 1,75 M., geb. 2,50 M.

Milda Herzens Erfahrungen im Dienst. Von C. M. Sewell. Uebersetzt von Fanny Birndt. (Dresden, O. Brandner.) 1891. 234 S. 1,75 M., geb. 2,60 M.

Ludwig Richters Leben. Dem deutschen Volke erzählt von Dr. Hermann Gerlach, Lic. d. Theol. und Pastor zu Forst. (Dresden, O. Brandner.) 1891. 292 S. 2,25 M., geb. 3,25 M.

Erinnerungen eines alten Lutheraners. Von L. von Hammerstein, Priester der Gesellschaft Jesu. 3. verm. und verb. Aufl. (Freiburg i. Br., Herder.) 1890. 285 S.

Gegen das allgemeine gleiche Wahlrecht. Ein rückhaltloses Wort zur Reform der deutschen Reichsverfassung von Wolfgang Eisenhart. (Halle a. S., Adolf Kegel.) 1890. 28 S.
(Verf. will Organisation der Gesellschaft in Berufsständen und entsprechende Wahlkörper.)

Papst und Kaiser. Eine Untersuchung über Staatskirche, Parität und die kirchenpolitischen Aufgaben der Zukunft von Wolfgang Eisenhart. (Halle, Kegel.) 1890. 33 S.

Monatsschrift für Christliche Socialreform, Gesellschaftswissenschaft u. s. w. von Freiherr Carl v. Vogelsang. XII. Jahrgang. 11. Heft. (Wien, Johann Heindl.)

Das Leben des Freiherrn vom Stein. Von Wilhelm Baur. 3. Ausgabe. Mit dem Bilde Steins. (Berlin, Reuther.) 327 S. Pr. geb. 2,40 M.

Aus meinem Leben. Mitteilungen von Dr. H. Martensen, Bischof von Seeland. Drei Abteilungen in einem Bande. Mit Bild. 2. verbesserte Auflage. (Berlin, Reuther.) 396 S. Pr. 4 M., geb. 5 M. (Unter Zuziehung neuer Quellen etwas erweitert.)

Der Socialismus. Eine Untersuchung seiner Grundlagen und Durchführbarkeit. Von Viktor Cathrein S. J. Separatabdruck aus des Verfassers „Moralphilosophie“. (Freiburg i. Br., Herder.) 1890. 116 S.
(Eine ganz tüchtige Darstellung der socialistischen Lehre und ihrer Konsequenzen, nur mit allen Einseitigkeiten katholischer Auffassung stark durchsetzt.)

Der Socialdemokrat kommt! Ein Warnungsruf an unser katholisches Landvolk von einem alten Dorfpfarrer. gr. 8°. (24 S.) 20 Pf.; Partie-Preis, bei Abnahme von 100 und mehr Exemplaren à 15 Pf. (Für evangelische Gegenden unverwertbar.)

Der wirtschaftliche Haushalt der deutschen Familie. (Leipzig, Reinboth.) 48 S. 50 Pf.
(Ein „Wegweiser, wie man mit Wenigem auskommen kann.“)

Wörishofener Kneipp-Kalender für das Jahr 1891. Herausgegeben von Sebastian Kneipp, Pfarrer in Wörishofen im bayer. Schwaben. (Kempten, Kösel.) 9½ Bogen. 50 Pf.
(Verf. ist „Wasser-Doktor“ und giebt Anleitung zur Heilung von allerlei Leiden.)

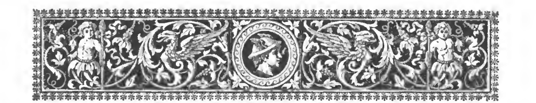
Zwischen zwei Welten. Eine realistische Novelle von W. D. Basanow. (Elberfeld, Löwenstein.) 1890. 64 S.
(Die letzten Tage eines Schwindsüchtigen, der in dem Augenblick stirbt, wo er den Revolver zum Selbstmord ansetzt.)

„Das Haus des Schreckens“ oder Dichtung und Wahrheit. Ein populärer Beitrag zum heutigen Irrenwesen von Hans Schmidt. (Leipzig, Reißner.) 1890.

Aufzeichnungen über Sitzungen mit Daniel Dunglas Home von William Crookes, Mitglied der Royal Society in England. Autorisierte Uebersetzung, herausgegeben von der Psychologischen Gesellschaft in München. (Berlin, Karl Siegismund.) 1890. 32 S.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.

Digitized by Google



Ein Neubau unter Trümmern.

Roman aus der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege.

Von

C. Beyer-Laage i. M.

I.

„Ach, Peter, wie froh bin ich, daß wir aus Rostock fort sind! Die hohen Türme, die Mauern, die Häuser mit drei, vier Stockwerken übereinander haben mir viele Jahre hindurch die Brust beengt."

„Ja, Mutter, aber —"

„Schweig, Peter! Ich weiß schon, was du sagen willst. Du meinst, sie seien doch gut zum Schutze gewesen. Gott sei Lob und Dank, gut gegen Kaiserliche und Schweden. Doch nun sie alle fort sind, die Männer mit den blutigen Händen, die einen Menschen so ruhig totschlugen, wie andere Leute eine Ratte — nein, ich habe nicht einmal eine Ratte totschlagen können, sie saßen in unserm Stall oft dutzendweise, eine sprang mir einst vom Balken, wo sie der Kater gejagt hatte, gerade in den Milcheimer — ich kam vom Melken, und der Eimer war voll Milch, daß ich ihn kaum schleppen konnte, sechs herrliche, glatte Kühe hatten wir und drei starke Pferde, welche die fremden Fuhrleute am liebsten zum Vorspann nahmen — was für ein Leben war das, Peter! Tag und Nacht zogen die Wagen durch Laage nach Rostock, wenn das Korn gedroschen und der Hopfen gesammelt war — alles hin durch den langen Krieg von dreißig Jahren, Peter, alles hin!"

„Was noch nicht ist, kann werden, Mutter!"

„Was für ein Mann bist du doch! Immer voll guter Zuversicht Ach, lieber Gott, wenn du nicht gewesen wärest, ich wäre längst verzagt. Wie sehr habe ich mich alle Jahre hindurch, seitdem wir von Laage her flüchtig vor den Schweden mit deinem wunden Vater auf dem Wagen in Rostock eingezogen sind, vor den großen Kanonen gegraut, wenn ich aus unserm Stall in der Wendenstraße zu der Mauer bei St. Peter hinaufstieg, um nur einmal wieder einen Blick über ein weites, grünes Wiesenthal zu erhaschen. Du warst erst zwölf Jahre alt, als wir kamen, und nun bist du ein großer Mann. Du kannst es nicht wissen, wie frei dem Menschen draußen außerhalb der Mauern zu Mute ist. — Was sagst du, Peter?"

„Ja, Mutter, aber —"

„Ach, so schweig doch nur stille! Das hast du mir schon so oft in Rostock gesagt, daß es draußen überall noch öde und wüste ist; aber ich weiß, daß du als Knabe schon

sehr bald dich lieber mit den Rostocker Jungen herumbalgtest und auf den Schiffen und Masten umherklettertest, als draußen die schönen Blumen am Grabenrande pflücktest. Hernach als Müllergeselle hättest du vor dem Mühlenthore in den Wiesen in jedem Frühjahre deren genug finden können. — Siehst du, Peter, da stehen Kuhblumen am Teiche — wie viele! Und alle so gelb wie Eidotter. Eine Handvoll nur möchte ich haben! Wie reich war ich als Kind, wenn ich einen ganzen Arm voll nach Hause tragen konnte. Die Sonne brannte dann am Tage oft schon sehr; wenn wir beim Hüten unserer Gänschen genug getanzt und gesprungen hatten, dann hielt ich gerne die kühlen Blätter an die heißen Wangen, und zu Hause schmückte ich Stuben und Diele, damit man überall sehen könnte, daß Frühling sei. Wie schade, daß der Boden hier am Wege sumpfig ist, und ich nicht bis zu den Blumen kommen kann. — Was machst du? Du wirst doch nicht — Peter — ich vergehe vor Angst — so höre doch!"

Peter aber hörte nicht, sondern stieg mit großen, festen Schritten, trotzdem er etliche Male fast bis an die Knie in das die Wiese bedeckende Wasser treten mußte, vorwärts und raffte die schönen, gelben Blumen mit den saftig grünen Blättern, welche auf einer leicht erhöhten Stelle in ungemeiner Ueppigkeit sich entfaltet hatten, mit sichern Griffen zusammen. Dann kehrte er ebenso gelassen zurück und überreichte seinen Strauß, den die alte Frau mit beiden Händen umspannen mußte, unter den Worten: „Da, Mutter!"

„Wie du jetzt wieder aussiehst! Oh weh, deine Stiefel! Ist das die Weise, wie ein gelernter Müller in die Welt geht?" sagte die redselige Alte und drückte mit der einen Hand voll Freuden die Blumen an die Brust, während sie mit der andern dem kerzengrade still Haltenden die Wangen klopfte. „Könnten wir nicht dort am Waldrande ein wenig rasten? Ich will dir die Stiefel abreiben, denn ich möchte doch, daß man in Laage, in deiner Heimatstadt, mein Sohn, dir es ansähe, daß du guter Leute Kind bist und nicht vernachlässigt, wennschon die Zeiten schlecht waren. Unser Grauer scheint auch nach Futter zu verlangen, und hier wächst es in Fülle. Er kommt ins Alter. Aber weil er deinen Vater vor zwölf Jahren sicher in die Stadt brachte und zum ersten Male, als verstehe er, daß es sich um Leben oder Tod handle, anhaltend lief und so auch unsern besten Besitz mit hereinbrachte, — und wir haben es zusammengehalten, es ist manches Gute in dem Bündel da, man darf es nur nicht laut sagen, denn böse Leute laufen noch immer herum. Ganz anders ist es geworden. Vor dem Kriege konnte man ruhig sein Hab und Gut vor jedermann zeigen, und jetzt muß man es vor jedermann verbergen. Viele Male sind wir mit diesem Bündel einst ins Barentinsche Holz geflohen und haben wochenlang dort unter dem grünen Dache gewohnt. Es waren traurige Augenblicke, wenn wir dann zu den geplünderten Häusern zurückkehrten. Jetzt könnte ich es nicht noch einmal durchmachen. Ich bin schon müde, nachdem wir kaum zwei Meilen gegangen sind. Zum Dorfe Kossow kann es nicht mehr weit sein, Peter, wenn ich mich recht erinnere. Da dürften wir hier schon etwas rasten, dann kommen wir doch noch zur guten Zeit nach Laage."

Ohne ein Wort zu sagen nahm Peter, ein großer, schlanker Bursche mit hellblondem, kurzgeschnittenem Haar auf rundem Kopfe, hellen Brauen über den blauen Augen, leicht zusammengezogenen Lippen, mit breiten Fäustlen und etwas steifer Haltung, dem Esel die beiden großen Packen ab und gab demselben einen leichten Schlag mit der flachen Hand. Der verstand den Wink sogleich, schüttelte das Fell, um die gedrückten Stellen wieder in die richtige Lage zu bringen, sprang dann vorwärts, etliche Male hinten ausschlagend, daß es pfiff, und siehe, da wälzte er sich behaglich auf dem weichen, jungen Grase.

Peter sah ihm zu mit unbewegtem Gesichte, nur in den Augen war etwas besonderes zu lesen. Das entzifferte sogleich die Mutter. Sie lachte fröhlich und rief: „Schäme dich, Peter, daß du alles besser wissen willst! Alt ist der Esel doch an Jahren, nur die gute Pflege hat ihn jung erhalten. Komm heran und iß lieber, als daß du dem

Digitized by Google

Grauen zusiehst. Hier haben wir die schönste Schüssel für unser Brot, und wenn ich es zu den gelben Blumen lege, so denken wir, wir hätten Butter dazu. — Ach, lieber Herrgott, wie schön ist es hier doch! Nicht wahr, Peter?"

Peter stand vor einem großen Weidenstamme, dessen Kätzchen sich in den wärmenden Strahlen der Frühlingssonne entfaltet hatten, Tausende von Bienen summten um die Blüten, welche die lang entbehrte Kost darboten, und ein gedämpftes Sausen erfüllte die Luft, daß, wenn man nicht gerade auf die Tierchen sah, es scheinen konnte, als ob alle Blütenzweige ihr leises Frühlingslied sängen. Beide, Mutter und Sohn, lauschten.

„Siehst du, Peter?" begann die erstere, welche nicht lange schweigen konnte, „nun freust du dich auch über den Auszug und die liebe Gotteswelt. In der Wendenstraße gab es solche Pracht nicht."

„Ja, Mutter," sagte Peter ruhig, „Honig ist eine gute Zukost, und diesen Stock, der in dem alten Weidenstamm sitzt, will ich mir merken; ich glaube, man könnte ihn wohl gelegentlich, wenn eine kalte Nacht einfällt und die Bienen sich ganz still verhalten, holen, der Knorren hier ist leicht abzusägen; wir würden mit einem starken Bienenstocke anfangen können."

Die Mutter wußte nicht sofort eine Gegenrede, denn in der That war Honig für einen neu zu beginnenden Hausstand nicht zu verachten; sie nötigte also abermals zum Essen, beide lagerten sich in das Gras, erquickten sich an dem trockenen Brote, das im Freien weit besser mundete, als in der Stadt, und ergötzten sich an dem lauten Freudengeschrei ihres Lasttieres, dem die saftigen Grasspitzen offenbar alte, liebe Erinnerungen an die fetten Laager Wiesengründe weckten.

Die Ruhe dauerte nicht lange. Der Esel stand plötzlich still und schüttelte ärgerlich seine langen Ohren, lauschte mit scharfem Sinn und vergaß sein Futter. Aus der Ferne schallte Hundegebell, bald unterschied man an den mannigfachen Stimmen, daß eine ganze Meute im Walde zu jagen geschäftig war. Das war ja freilich nichts Unerhörtes, aber Peter pfiff doch allsogleich seinem Lasttier, führte es sorglich in ein Gebüsch und legte die beiden großen Packen daneben, nötigte die Mutter, darauf Platz zu nehmen und ergriff eine derbe Pike, welche er auf dem Wege auf der Schulter getragen hatte, um ein Bündel dran zu hängen.

Seine Mutter begleitete alle diese Vorsichtsmaßregeln mit ängstlicher Aufmerksamkeit; jedesmal, wenn sie den Mund aufthun wollte, verwies ein schneller Wink des Sohnes sie zur Ruhe, und sie mußte sich mit der Geberdensprache begnügen, um ihre Sorge zu offenbaren.

Die Jagd kam näher, lauter bellten die Hunde, etliche heulten, die wohl im Eifer in einen Dornbusch gerannt waren und nicht schnell genug vorwärts konnten; um so ärger tobte die Menge. Jetzt rauschten die Büsche, Zweige krachten vor einem durchbrechenden Wilde, das alte Laub raschelte, und der Boden erschütterte leicht, denn kaum zwanzig Schritte von den Wanderern brach mit langen, schlanken Sätzen ein großer Rehbock aus dem Gebüsch und schoß wie ein Pfeil über den freien Plan, nahe hinter ihm folgte die Meute. Einige hielten die Schnauze dicht über den Boden, andere sprangen mit fast jauchzendem Gebell dahin, andere winselten vor Ungeduld, einigen hing die Zunge lang aus dem Maule, aber mit weit ausholenden Sprüngen setzten alle entschlossen hinter dem auf federnden Läufen Rettung suchenden Bocke her.

„Wo ist der Jäger, Peter?" flüsterte die Mutter voll Unruhe. „Hörst du etwas? Mich deucht, daß dort hinten im Walde alles still bleibt."

Peter antwortete nicht, sondern folgte mit eifrigem Auge der Jagd. „Wilde Hunde!" sagte er plötzlich. „Verwilderte Schäferhunde! Die Alte führt, die Jungen folgen. Es war dumm, daß sie den Bock auf das Feld ließen. Im Walde wäre er bald gefaßt, nun entkommt er."

Gleich darauf jedoch erkannte er, daß das gehetzte Tier in der Richtung des Weges irre gegriffen hatte, ein zum Teil versumpftes, lang gestrecktes Wasserloch sperrte

Digitized by Google

die Flucht. Mit mächtigem Satze versuchte es, darüber hinweg zu kommen, aber der weiche Grund gab nach beim Absprung, der Bock fiel in das Wasser und kämpfte mit verzweifelter Anstrengung gegen die Hindernisse, um sich aus der drohenden Lage heraus zu arbeiten. Er war verloren. Im nächsten Augenblicke hing ihm die Führerin der Hunde an der Gurgel, der Bock stieß einen klagenden Schrei aus; ein Körper nach dem andern machte den Sprung durch die Luft, fiel mit lauten Klatschen auf den schwarzen Schlamm, verbiß sich an dem gejagten Tiere. Hoch auf spritzte die Lache bei dem verzweifelten Ringen und begann sich rot zu färben.

Die Frau wollte ihrem Herzen Luft machen und über das Schicksal des Bockes klagen, brachte aber nichts weiter hervor als einen lauten Schreckensruf, denn sie sah ihren Sohn mit großen Sprüngen über das Feld dahin setzen. Hei, wo war die Steifheit seiner Glieder? War das der früher so bedächtige Bursche, der dahin fuhr nicht viel langsamer, als zuvor die Jäger?

„Allgerechter Gott, erbarme dich über den Unbesonnenen? Sie werden ihn zerreißen! Was soll ich thun?“ jammerte die Mutter und rang die Hände und sah den seine langen Ohren noch immer heftig schüttelnden Esel an, als könnte derselbe ihr Rat erteilen. Und schon spritzte der Schlamm um den Burschen, der wie das Wetter zwischen die Bestien fuhr.

In der That schien es so, als ob die Ueberraschten durchaus nicht geneigt seien, ihre Beute ohne Widerstand aufzugeben. Sie zogen sich wohl ein wenig zurück und patschten knurrend auf das feste Land vor den Hieben, welche die schwere Stange Peters austeilte, aber dort hielten sie stand, die Zähne fletschend und in wilder Leidenschaft zitternd, kläfften und heulten, als wollte einer den andern ermuntern, dem Eindringling nicht nachzugeben.

Peter faßte den mit dem Tode ringenden Bock und arbeitete sich langsam dem Ufer zu, um ihm dort den Gnadenstoß zu geben. Aber es hinderten ihn die sich rasend geberdenden Hunde, sie schlossen einen Kreis um ihn, schnappten nach den nachschleppenden Füßen des Bockes, aber auch nach der vorgehaltenen Pike. Aergerlich lachend schrie Peter sie an: „Ihr Schufte, ihr Wegelagerer! Unser Herrgott füttert seine Böcke nicht für solches Gesindel!“

Die meisten stutzten und schwiegen stille, es mochte sein, daß sie bisher noch keine Menschenstimme in der Nähe gehört hatten; nur die Führerin stellte sich ihm mitten in den Weg und zeigte, als er die Stange erhob, wild drohend die Zähne, bereit, ihn wütend anzufallen und um das größere Recht zu kämpfen.

Peter wollte ungern Hundeblut vergießen und besann sich zur rechten Zeit auf einen Scherz, den sich die Knaben mit dem Hunde des Rostocker Stadtschäfers oft gemacht hatten, wenn derselbe sich einmal unthätig auf der Straße herumtrieb. „Wasser, wo sind deine Schafe?“ fragte er in scheltendem Tone.

Und siehe, die alte, verwilderte, struppige Hündin zog plötzlich den Schwanz ein und senkte den Kopf. Leise winselnd und als ob ein Gefühl tiefer Scham über sie komme, schlich sie mit hängenden Ohren davon. Verdrossen warfen sich alle Sprößlinge herum und folgten ihr, als sie immer rascher und endlich mit hastigen Sprüngen, hin und wieder sich scheu umsehend, dem Walde zueilte.

Der Bock ward nun schnell abgethan, und Peter schleppte ihn frohen Mutes, aber langsam und bedächtig auf den Platz, wo die Mutter bereit war, ihre ganze Angst mit langen Reden über ihn zu ergießen. Er setzte sich gemächlich und nahm das Brot wiederum zur Hand. Als sie eine Pause machte, sagte er launig: „Ja, Mutter, schade um die Stiefel!“ und dann zermalmten seine weißen Zähne wiederum die harte Kruste mit jenem Behagen, welches durch gut vollbrachte Arbeit errungen wird, während die Scheltreden der Mutter in Klagen umschlugen und diese sich allmählich in Seufzer auflösten, bis sie schwieg und auch zugriff.

Als die Rast zu Ende war, weidete Peter den Bock aus, umhüllte ihn, damit das

Digitized by Google

Blut nichts verunreinige, sorgsam mit einem alten Sack. Darauf mußte die Frau trotz aller Gegenrede auf dem Esel Platz nehmen, nachdem sie das feierliche d. h. durch Nicken gegebene Versprechen erhalten hatte, bei dem nächsten Dorfe absteigen und zu Fuß gehen zu dürfen; den Bock lud der Graue noch auf, die beiden Packen warf Peter über seine breiten Schultern und schritt, sich mit der Pikenstange stützend, zur Seite.

Nach einer Weile begann die Alte: „Jetzt müssen wir bald nach Kossow kommen, Peter, hernach gehts auf Klein-Lantow zu, das ist schon der letzte Ort, eine Viertelstunde von der Stadt Laage nur entfernt. — Siehst du schon Häuser? — Meine alten Augen können nicht mehr unter dem hellen Sonnenschein hin sehen, sie werden schnell trübe."

Peter schüttelte mit dem Kopfe, und seine Lippen falteten sich noch schmaler, als ob ihm etwas Unangenehmes durch den Sinn zöge.

Bald darauf hielt die Mutter an und sagte: „Hier, meine ich, müßte es sein. Jenes Wasserloch kommt mir bekannt vor, und irre ich nicht, so steht dort auch die alte Eiche am Wege, unter welcher ich als Kind oft rastete, wenn ich dem Wagen meines Vaters entgegen gegangen war. Hier liegen viele wüste Hügel, die waren früher nicht da; so viele Büsche und Bäume habe ich hier nie bemerkt. Wir werden doch nicht irre gegangen sein?"

Der Sohn schüttelte den Kopf und trieb mit einigen Schlägen den Esel rascher vorwärts. Schweigend ward wiederum eine Strecke Weges zurückgelegt, endlich tauchte in der Ferne ein Strohdach auf, aus dem der Rauch zur Mittagsstunde lustig empor wirbelte. Nahe am Wege arbeitete bei einigen Häusertrümmern eine graue, verkrüppelte, tief gekrümmte Gestalt, mit zottigem Haar und Bart. Eine zitternde Hand ließ den Spaten zur Erde gleiten, als die Reisenden näher kamen, und faßte eine kunstlos angefertigte Speerstange. Der Körper des Krüppels lehnte sich schwer darauf, als dieser unter den viel gefalteten Augenlidern den Ankommenden entgegen sah.

„Ach, guter Mann," rief die Mutter, als Peter seine Ballen zur Erde geworfen hatte, „sag mir doch, wie heißt dieser Ort?"

Der Angeredete antwortete nicht, rührte sich nicht, sah unverwandt den beiden zu.

„Heda!" rief Peter mit starker Stimme. „Wie der Ort heißt, wüßten wir gerne."

„Ein Ort?" murrte der Mann fast unverständlich. „Es ist lange her, daß man so fragte. Ich sehe nur ein Haus."

„Wie heißt denn das?" fragte Peter.

„Hat gar keinen Namen," lautete die Antwort.

„Aber es war doch einst ein Ort hier," hieß es, „das sieht man, und derselbe muß doch einen Namen gehabt haben."

„Das könnte wohl sein. Wohin wollt ihr?"

„Nach Laage wollen wir!" sagte die Frau. „In der Stadt habe ich einst vor dem Kriege gewohnt. Jetzt, da alles sicher geworden ist, kehren wir zurück. Mein Mann ist in Rostock gestorben, aber der Sohn soll das Erbe seiner Väter in Laage übernehmen. — Was siehst du so verwundert drein? 's ist ein hübsches Städtchen und besser drin wohnen, als in Rostock. Bist du nie darin gewesen?"

„Ho, ho, ho!" lachte jetzt der Mann mit hohler Stimme. „Nach Laage! — Eine hübsche Stadt! — Gut drin wohnen! — Ho, ho, ho!" So lachte er, daß sein ganzer Körper erschüttert wurde. Alsbald wurde sein Antlitz wie mit Blut übergossen, er wankte, seine Stütze entglitt ihm, er tastete nach einem Halt, und Peter, der plötzlich neben ihm stand, hielt ihn fest. Es war ergreifend zu sehen, wie diese gichtische, gekrümmte Gestalt nach Atem rang, geradezu in Todesnot, bis der Anfall ausgetobt hatte. Endlich richtete er sich mühsam an der starken Hand wieder auf, hielt sie fest und sah lange darauf, indem er allerlei unverständliche Reden vor sich hinmurmelte.

„Wie warm diese Hand ist!" flüsterte seine heisere Stimme endlich. „Sie schlägt mich nicht, sondern sie stützt mich."


Digitized by Google

Inzwischen kam auch die Alte heran, streichelte mitleidsvoll die andere Hand des Krüppels und sagte mit einer Stimme, die ihre Teilnahme verriet: „So setz dich doch, du Armer, du bist krank. Hier ist ein Platz, wo du dich anlehnen kannst. Es ist gar zu traurig, mit solchem Leiden behaftet sein. Wart nur ein Weilchen, ein ganz kleines Weilchen nur! Ich will dir schnell einen Trunk holen, habe noch ein wenig Wein im Fläschchen, den mein Peter in der Stadt von einem Kaufmann erhielt, dem er einen großen Dienst gethan hat; der wird dich aufrichten."

Aber die gebrochene, wüste Gestalt hielt sie fest und sagte: „Noch eine warme Hand und noch dazu die eines Weibes, eines guten, barmherzigen Weibes! Wärs nicht am Tage, so meinte ich zu träumen."

„Sollen wir dir zu deinem Hause helfen?" fragte die Frau. „Sollen wir dein Weib rufen oder sonst jemand, der sich deiner annehmen kann? Es ist ja jämmerlich, wie deine Brust keucht, gerade so, als ob es ums Leben gehe."

Der zerlumpte Krüppel nickte: „Das mag wohl so sein. Es ist ein Andenken an die Schweden und eine Mahnung an den Tod, beides zusammen — und das letztere mir noch lieber, als das erstere. — Mein Weib? — Ich war eben dabei, sie zu suchen, als ihr kamt, und ich glaube, daß ich sie gefunden habe."

Bei diesen Worten zeigte seine Hand, an der die Finger ganz gekrümmt standen, seitwärts, und mit Grausen sah die Alte, daß dort ein nackter Schädel und Teile eines Menschengerippes lagen.

„Ja, ja, sie sah einst besser aus," sagte der Alte. „Es ist jetzt unglaublich, daß sie auch Fleisch und Blut hatte, und nicht nur warme Hände, sondern auch warme Lippen und ein ganz warmes Herz. Dann haben sie sie hier umgebracht und mich aus der Pfütze meines Hofes getränkt, daß mir der Durst fast für immer vergangen wäre. Als ich wieder zu mir kam, lag ich an der Landstraße, und hier sah es so aus, wie jetzt, nur etwas schwärzer noch die Balken und etwas weniger Unkraut ringsum, dafür mehr Rauch und eine Menge Leichen. Gehen konnt ich nicht — schreien konnt ich nicht — die Hände gebrauchen konnt ich nicht — so lag ich Tag und Nacht, bis sich jemand heranwagte, um mir zu helfen."

„Du lebst noch!" sagte Peter erschüttert.

„Wenn du es so nennen willst," meinte der Alte. „Richtiger wäre es wohl, zu sagen: du stirbst noch. Ich weiß nicht mehr recht, was leben heißt."

„Wohin brachte man dich denn, du Aermster?" fragte die alte Frau. „Wie kamst du davon? Wovon hast du dich seitdem ernährt? Ach, Herr Jesus, Herr Jesus, was für Herzeleid giebt es doch in der Welt!"

„Herzlosigkeit ist noch mehr da, sonst gäbe es kein Herzeleid!" sagte der Krüppel. „Du nennst da einen, der hat es uns erkennen lassen. Es ging uns mit ihm, wie mit den Schweden. Wir glaubten auch einmal an sie, und hernach fluchten wir ihrem Andenken."

„Wen meinst du?" fragte die Alte erstaunt. „Wen nannte ich?"

„Du weißt es nicht einmal, es ist also auch bei dir nur Angewöhnung," sagte der Alte ausweichend.

„Hast du dir dieses Haus erbaut, oder blieb es übrig?" fragte Peter.

„Beides nicht," hieß es. „Ich wohnte lange im Busch, wohin mich die Bauern retteten, und mit ihnen kam ich hernach bettelnd und hungernd und den Soldaten nachstellend weit herum im Lande. Dieses Haus hat sich der frühere Verwalter aufgebaut; ich fand es fertig, als ich vor einem Jahre heimkehrte. Hier mahnte es mich lebhafter an mein Ende, hier wollte ich sterben, wo meine Frau gestorben war. Der Bewohner nahm mich an, um sein Haus zu bewachen, wenn er unterwegs sei. Es ist besser für euch, daß ihr ihn nicht zu sehen braucht, in der Frühe ist er schon fortgegangen und kommt dann meistens in der Nacht zurück. Ich bestellte den Garten und suchte, wenn ich mich kräftig fühlte, nach meinem Weibe. — Jetzt will ich ihr eine Ruhestätte graben."

Digitized by Google

„Ich will dir helfen," sagte Peter. „Dir wird es zu sauer."

„Nein, nein!" wehrte der Krüppel ab. „Ich freue mich auf dieses letzte Werk, und wenn ich damit fertig bin, werde ich daneben eine Gruft graben, dann deckt mich wohl einmal ein Vorübergehender zu."

„Und wie hieß einst dieser Ort?" fragte Peter Gruwel, der jetzt je eher, je lieber aus ihm fortgekommen wäre.

„Klein-Lantow!" war die Antwort.

Die Frau stieß einen lauten Ruf der Ueberraschung aus.

„Der Lantower Forst ist hier weit herangedrungen, man findet nicht mehr zurecht," sagte der Krüppel. „Wenn ihr um jene Waldecke kommt, müßt ihr Laage sehen können. Erschreckt nicht zu sehr. — Du junger Bursche, willst du mir wirklich einen Dienst erweisen? Ich kann ihn nicht lohnen, und einen andern, dem ich das Lohnen anempfehlen möchte, wie früher, giebt es nicht. — Hier dieser große Balken ist mir zu schwer, ich möchte ihn gerne zur Seite bringen, denn ich glaube, daß in dieser Gegend des Hauses einst eine kleine Wiege stand — du bist ein starker Mann, die thun in dieser Gegend not — siehst du, ich hatte recht. — Es war ein so kleines, liebes Wesen — man ließ mich nicht hinein, es zu retten. — So, ich danke dir! — Das Uebrige bringe ich schon allein fertig, noch habe ich ja etwas Zeit. — Nun geht! Je eher ihr von hier eilt, um so besser ist es für euch."

Die Reisenden setzten ihren Weg fort, der Alte ergriff seinen Spaten und begann wieder zu schürfen. „Es war die Gruwelsche," murmelte er vor sich hin. „Ich kannte sie wohl wieder. — Wie ich heiße, wußte sie nicht mehr. Der Mensch verändert sich sehr mit den Jahren, besonders wenn andere ihm dabei helfen."

Die Mutter schritt neben dem Sohne und hielt darauf, daß der Esel die Ballen trug. Nach einer Weile sagte sie: „Mir ist angst, Peter! Warum lachte der Mann so, als wir von Laage sagten? Wäre es nicht vielleicht besser, wir kehrten wieder um? Durch Kossow müssen wir ja längst hindurchgewandert sein und habens nicht gemerkt — jene vielen Hügel waren am Ende gar die Schutthaufen der einstigen Häuser? Ach, wie mir das Herz klopft! — Geh doch voraus zur Waldecke, nur ein paar Schritte, und sage mir, was du siehst. — Erkennst du den hohen Turm, Peter? Ist er noch da?"

„Ja, Mutter, aber die obere Hälfte ist weg."

„Ach Gott, ach Gott! Die Kirche daran, siehst du sie? Geschwind Peter, sag, ob sie noch steht?"

„Ja, Mutter, aber das Dach ist weg, und durch die Mauern scheint der Tag."

„O wäre ich doch in Rostock geblieben, Peter! Wie viel Häuser stehen noch? — Was schweigst du? Du sagst ja nichts — ich ertrag es nicht — barmherziger Himmel, ich kann kein einziges Haus sehen, kein einziges Dach — der ganze Berg ist wüste! — O weh, daß meine alten Augen das schauen müssen, wehe meinen alten Tagen! Was soll nun aus mir werden?"

Peter meinte: „Nun, weine doch nicht immer sogleich, Mutter. Laß uns nur erst näher kommen, es sieht im Innern vielleicht besser aus, als von außen. Etliche Menschen werden doch wohl dort sein, und ein Haus wollen wir uns schon wieder schaffen."

Aber die Mutter hörte nicht. Sie schritt jammernd und händeringend von der Höhe durch das Wiesenthal, welches sich vor dem Berge weit hinzog und von der Recknitz, einem kleinen Flüßchen, in weiten Windungen durchflossen wurde. Sie sah nicht die gelben Blumen im Grunde, auf die sie sich so sehr gefreut hatte, sie sah weder die weiten, grünen Grasflächen, noch den sich darüber spannenden blauen Himmel, für sie gab es keinen Sonnenstrahl, immer wieder wanderte ihr Blick, wenn die Thränen getrocknet waren, voraus auf die vielen Trümmerhaufen, die wüsten Schuttlager und Brandstätten, aus denen zerklüftete Mauern, mit schwarzem Gebälk belastet, vereinzelt hervorragten.


Digitized by Google

Aber siehe da — am Eingange der Stadt war die Brücke in gutem Stande, darunter schoß mit hastigem Laufe das Wasser fort und stürzte sich schäumend und sprudelnd gegen ein Rad, dessen Rauschen einen lieblichen Einklang zu dem lustigen Klappern einer Mühle bildete.

Peter Gruwel starrte mit weit aufgerissenen Augen eine Erscheinung an, die ihm wie plötzlich hingezaubert erschien.

Eine saubere, hübsche Müllerin lehnte neben einem Thore an der Einfriedigung, welche den Vorplatz der Mühle umgab, und sah mit munteren Blicken dem heranschreitenden Paare entgegen. Sie mußte im ersten Augenblicke geglaubt haben, daß der Esel Kornsäcke trüge.

Jetzt fing ein riesiger Hund an zu toben und wütete gegen seine Kette, als wollte er sich sofort erwürgen, der Esel stieß sein schönstes Geschrei aus. — Als die Müllerin ihren Irrtum gewahr wurde und zugleich die noch immer mit maßlosem Erstaunen auf sie gerichteten Augen Peters entdeckte, lachte sie äußerst belustigt und blieb am Thore stehen.

„Woher kommst du denn, mein Junge, unter dem Schutze deiner Mutter und deines Esels?“ fragte sie. „Aus einer andern Welt vielleicht, daß du mich so anstarrst? Bist du bange vor mir und wagst dich nicht vorüber? — Mach doch den Mund zu und thue nicht so, als wolltest du mich beißen. — Ei, jetzt siehst du ja ganz ehrbar aus. Woher des Wegs und wohin, ihr alle drei miteinander?“

„Ja, du!“ sagte Peter, „wo kommst du her?“

„Geradezu aus der Hausthüre!“ rief sie und lachte, daß die blendend weißen Zähne hinter den blühenden Lippen leuchteten, lachte über den seltsamen Burschen, daß sie sich die Thränen aus den Augen trocknen mußte. „Meinst du, ich sei vom Himmel gefallen?“

Peter nickte verlegen. „Wozu klappert dort die Mühle?“ fragte er dann, seitwärts wegschauend.

„Sie mahlt!“ sagte die Müllerin. — „Ja, was denn?“ — „Korn!“ — „Woher kommt denn hier Korn?“ — „Aus dem Boden!“

Peter verstummte, und die Mutter rief: „Ist es wahr? Giebt es hier noch Menschen, welche Korn bauen?“

„Ja,“ sagte die Müllerin, „sie verzehrens sogar, und was noch mehr heißt, sind hernach immer noch so hungrig, daß sie einem andern das liebe Brot nicht gönnen. Meistens kommen sie mit Spießen und Stangen, und zuweilen setzt es unterwegs, wenn sie es von hier auf das Land heimbringen, blutige Köpfe. — Habt ihr beiden wunderlichen Menschen nun genug gefragt? Dann komme ich endlich dran. Also woher kommt ihr?“

„Anderswoher!“ sagte Peter rasch.

„Und wohin wollt ihr?“

„Anderswohin.“

„Ei, nun seht einmal an, das hätte ich mein Lebtag nicht geglaubt, wenn du es mir nicht selbst gesagt hättest. — Du siehst von unten aus, als dürfte man dir nicht trauen, und von oben, als wärst du ordentlicher Leute Kind.“

„Ei freilich!“ mischte sich die Mutter ein. „Das ist er auch, sein Vater war hier der Bürgervorsprecher, bevor die böse Zeit kam, und ein so ordentlicher Mann, wie nur je in Laage war, und sein Großvater war hier Bürgermeister und Ackersmann zugleich, und er hat hier wohl am meisten Land von allen, auf der Dickstow liegt es und auf den Pahlstücken und auf dem Pinnower Felde, und die Leute sagten immer: Da geht der reiche Peter Gruwel. — Ich sage es dir schon, Peter, Kleider machen Leute. Als du so hinter dem Rehbock in den Sumpf liefst, da wußte ich schon, daß der erste Eindruck kein guter hier unter den Leuten sein würde; aber du wolltest ja nicht, daß ich deine Stiefel abscheuern sollte. Halt stille, ich will —“

Digitized by Google

„Nein, laß gut sein, Mutter," sagte Peter und hielt die Geschäftige sanft zurück. „Es ist nicht das erste Mal, daß ich in den Sumpf mußte, und wird auch nicht das letzte Mal sein. So geputzt wie die Müllerin kann nicht jemand sein, der von der Landstraße kommt."

Inzwischen war in der Thüre ein älterer Mann erschienen. Er hatte einen sehr stämmigen Körper und ein verwittertes Gesicht. Das ergrauende Haar hing ihm über die Stirne bis auf die knochigen Wulste, welche dicht über den Augen lagen, und letztere schossen jetzt einen scharfen Blick auf den Burschen und die Frau Gruwel. Die junge Müllerin sah ihn und rief: „Da sind zwei, die kommen anscheinend aus Rostock und wollen hier in Laage ihr Erbe wieder besetzen."

„Ein altes Weib mit einem jungen Kalbe!" sagte er. „He, Junge, du verstehst dich gewiß gut auf Aepfel braten! Die beiden hätten in Rostock ihre Mehlsuppe ferner essen sollen. Der dritte scheint noch der Brauchbarste zu sein."

Mit diesen Worten verschwand er wieder, und die Müllerin wandte sich verlegen zurück, um ein begütigendes Wort zu sagen. Peter aber, dem das Blut ins Gesicht geschossen war, hatte schnell dem Esel einen Wink gegeben, und die kleine Schar war schon eine Strecke entfernt, so daß die Müllerin halb belustigt, halb verdrießlich wieder ins Haus zurückkehrte.

Sobald die Reisenden der Mühle den Rücken gewandt hatten, trat ihnen wieder der trostlose Anblick der zerstörten Stadt entgegen. Die Häuser lagen in Schutt, und die Straßen waren fast ihrer ganzen Breite nach noch mit Trümmern bedeckt. Hier und dort huschte eine verwilderte Katze scheu durch die Balkenreste, einige Krähen flogen darüber hin mit trägem Flügelschlage, und ein Habicht, der wahrscheinlich seinen Horst auf der Ruine des Turmes hatte, ließ hoch oben in der Luft seinen scharfen Schrei erschallen. Wilde Hopfenranken hatten hier und dort die öden Mauern übersponnen, vorigjährige trockne Staudenstengel standen in dichten Büscheln im Schutt, junges Gras wuchs zwischen den Steinen in großer Ueppigkeit, einzelne Birken und Ebereschen erhoben sich aus dem Gewirr, und siehe da, ein Kirschbaum, dessen Blüten begannen die braune Hülle zu sprengen, hing seine Zweige über einige alte, morsche Pfosten, die sich gegenseitig stützten, als Zeichen, daß hier einmal die Auffahrt zu einem Hofe gewesen war. In den Ecken sproßte dick der schmutzig grüne Nessel, und mitten auf dem einstigen Fahrdamme wucherte allerlei Gestrüpp, bildeten Gänseblümchen und Löwenzahn weite, bunte Teppiche.

Immer ängstlicher schlug der Frau das Herz, während Peter mehr neugierig und erstaunt, als verzagt umherschaute; endlich kamen sie in die Nähe der Kirche. Hier aber auf dem Kirchhofe war eine heillose Wildnis, der Holunder hatte sich ungestört auf das üppigste entfalten und lang und stark aufschießend die meisten Gräber überziehen können; aus dem Gebüsch streckten noch einzelne hohe Bäume, welche beim Brande der Kirche versengt waren, ihre nackten Zweige wie klagend gen Himmel empor, nur eine mächtige Linde war grün und gesund geblieben und hatte den Boden unter sich frei gehalten. Große Löcher waren an vielen Stellen zwischen den Wurzeln des Gebüsches gewühlt; der Esel stand verwirrt still, als wittere er eine Ueberraschung, und schreiend fuhren etliche Schweine, von dem ungewohnten Anblick erschreckt, heraus, während eine Bache mit zornigem, drohenden Grunzen sich bereit stellte, ihre Schar kleiner Ferkel, die sich quiekend zu ihr flüchteten, zu schützen.

Da faltete die alte Frau die Hände, große Thränen liefen ihr die Wangen herunter, und sie flüsterte: „Wo sind die Gebeine meiner Eltern? — Peter, laß uns eilen, kaltes Grauen faßt mein Herz. — O wäre ich nie hierher zurückgekommen!"

„Sei ruhig, Mutter; das wird alles noch einmal wieder ganz anders," sagte der Sohn. „Wenn ich erst unser Obdach fertig gestellt habe, will ich schon sehen, daß ich die Grabstellen wieder finde und einhege."

„Zum ewigen Erbbegräbnis —" schluchzte die Alte. „Zum ewigen Erbbegräbnis

Digitized by Google

waren die Stellen, man gab sie uns für schweres Geld, für zwanzig Thaler, wir hatten es schwarz auf weiß. — Was ist der Mensch mit allen seinen Plänen gegenüber der Ewigkeit!"

„Du sollst sehen, daß du noch einmal wieder guten Mut findest," sagte Peter wiederum. „Nun sähe ich gerne die Stelle, wo wir wohnen wollen."

Die Alte warf noch einen letzten Blick zurück und wollte sich eben zum Gehen wenden, als um die Kirchenecke mit wuchtigem, langsamen Schritte ein Arbeitsmann kam, welcher die Hacke auf der Schulter trug und wohl zur Mittagskost schreiten wollte. „Klaus!" schrie die alte Frau plötzlich, „Klaus Sötmelk — du lebst noch?"

„Das ist wahrhaftig die Gruwelsche!" sagte der Herankommende und beschleunigte seine Schritte. „Also du bist auch noch da! Und das ist wohl dein Sohn?"

„Ja, Klaus, das ist mein Sohn. Peter, dieser war der beste Freund deines Vaters. — Meinen Mann haben wir in Rostock auf dem Kirchhofe lassen müssen, den bringe ich nicht wieder mit."

„Dank deinem Gott, daß du noch einen Angehörigen hast. Mir ist es nicht so gut ergangen."

Die leicht bewegte Alte schlug die Hände zusammen und rief: „Deine Frau?" — „Starb an der Pest!" — „Deine Kinder, die Käthe und die Trude und der David und der kleine, süße Jürgen?" — „Sind wohl verhungert! Gewiß sind sie tot und liegen im Lantower Holze unter einer Eiche alle nebeneinander. Habs selbst besorgt. Du bist ja reich! Das ist ein stämmiger Bursche."

„Wo wohnst du denn?" fragte die Alte weiter. „Dein Haus stand einst in der Kirchstraße, die ist nicht mehr da."

„Es ist vieles nicht mehr da, eigentlich von dem Alten gar nichts mehr, als diese ausgebrannte Kirchenmauer. Ich diene als Knecht, denn ich habe noch kein Weib wieder finden können."

„Du willst noch einmal freien, Klaus? Hast noch guten Mut? Du bist noch ganz der Alte. — Weißt du noch, wie du einst unser Trauführer warst? Peter, o wie der lustig sein konnte! — Bei wem dienst du?"

„Bei unserm Pastor," war die Antwort.

„Nein, nicht möglich!" rief die Frau. „Den haben wir ja in Rostock begraben, den alten, guten Pastor Stein, ich habe es mit eigenen Augen gesehen."

„Nun, so ist dies hier ein junger, und einer, der sich die Butter nicht vom Brot nehmen läßt, wie einst der alte. Dieser steht fest in seinen Stiefeln und hat mir kürzlich den Text gelesen, daß mir der Kopf noch brummt. Erst war ich bitterböse. Hernach sagte ich mir: Klaus, sagte ich, recht hat er eigentlich gehabt, und du hattest nicht recht. Immer lustig, Klaus, mit dem Maulen kommt man nicht weiter. — Er hat übrigens die Marie Stein geheiratet und —"

„Die Marie? Die kleine Marie, welche mit ihrer Mutter nach Güstrow zu ihrem Oheim zog, als der Vater tot war? Das ist wohl gar nicht möglich! Ich habe ja die Kleine noch auf den Händen getragen."

„Das müßtest du jetzt wohl bleiben lassen, denn sie ist stattlich herangewachsen und artet ganz nach der Mutter. Sie brachte zwei Kühe und zwei Schweine von Güstrow mit, wir wohnten bisher alle miteinander in einem Stall, den wir notdürftig ausgebessert haben, er und ich. Es geht uns gut, die Kühe geben viele Milch. Du kannst den Stall von hier aus nicht sehen, dazwischen liegt das Gebüsch an der Wehdem. Beim Pfarrhause baut die Gemeinde schon lange, in den nächsten Tagen wird es fertig. Aber ihr? Was wollt ihr hier anfangen ohne Haus und Herd?"

„Das machen wir uns," sagte Peter ruhig. „Wüßte ich nur erst, wo die Stätte ist."

„Du meinst die alte Hausstelle an der Breesener Straße? Ja, da wirst du suchen müssen. Dort liegt alles durcheinander."

„So fang ich in der Nähe an," lautete die Antwort.

Digitized by Google

„Dann kommt ein anderer und macht dir den Platz streitig, wenn du das Haus fertig hast.“

„Was ich einmal habe, das halte ich auch fest,“ sagte Peter.

„Das ist recht,“ sagte Klaus. „Und wovon wollt ihr hier leben?“

„Hab ich erst ein Haus, so gehts auch gegen den Acker, der mein ist —“

„Du meinst den Acker deines Vaters? Das war einst ein Grund, der Schätze barg; jetzt liegt er in Rusch und Busch. Da ist kein Grenzstein, kein Grenzgraben, die alten Zeichen sind weg. Dafür giebt es Schlehdorn, Diesteln und Brombeerranken.“

„So nehme ich, soviel mir zusteht, ungefähr in der Gegend,“ sagte Peter.

„Ja du bist schnell bei der Hand. Meinst du, daß dir das so hingeht? Es giebt jetzt überall Menschen, die gerne ernten, wo andere gesäet haben.“

„Was ich einmal habe, das halte ich auch fest,“ sagte Peter gleichmütig, und es bewies auch nicht die geringste Aenderung in seinem Gesichte, daß er die Durchführung seines Vorsatzes für besonders schwer hielt.

„Recht so,“ sagte Klaus Sötmelk und gab ihm die Hand. „So dachte dein Vater auch. Du bist wahrhaftig ein Mann, wie wir ihn hier gebrauchen können. In der Nacht bleibt ihr bei Johann Bülow, dem Bürgermeister, oder bei Klaus Schröder; diese haben ein eigenes Haus. Und in den nächsten Tagen werden wir alle euch wohl beim Bau helfen. — Wollt ihr den Pastor begrüßen? Er wird sich freuen, daß seine Gemeinde wächst.“

„Johann Bülow? Klaus Schröder?“ hub die Alte an, und unter der Versicherung ihrer Verwunderung und Freude, daß noch so viele Menschen in Laage lebten, schritten sie der Wehdem, dem Pfarrgehöfte zu.

II.

Das Haus wurde bald gebaut. Brauchbares Holz fand sich noch genug zwischen den Trümmern; die früher zur Errichtung der Gebäude verwendeten eichenen Balken hatten dem Wetter Trotz geboten; fehlendes Material konnte man in der Nähe mit leichter Mühe ergänzen. Die Wände wurden von der kundigen Hand etlicher Nachbarn geklehmt. Trocknes Rohr zum Decken stand in großen Mengen überall in den Gründen. Eine Küche, daneben eine Kammer, darüber ein Bodenraum, an das Haus gelehnt ein nicht zu kleiner Stall — was brauchte man zum Anfang mehr?

Peter schüttelte nach wenigen Tagen den hülfreichen Nachbarn dankbar die Hand, die Mutter stattete geschäftig den Einweihschmaus mit dem von ihrem Sohne erbeuteten und wohlweislich aufbewahrten Braten aus und wurde nicht müde, das unterwegs erlebte Abenteuer zu erzählen. Am Abend konnten beide mit Wohlbehagen unter dem eignen Dache sich zur Ruhe legen, allerdings nur in Betten, aus denen ihnen keine Feder in den Haaren hängen blieb.

Der Bürgermeister Johann Bülow versäumte nicht, gelegentlich dem Herzoglichen Amte nach Güstrow zu melden, daß die Stadt nunmehr zehn Familien, eingeschlossen Pastor und Küster, zähle.

Die fürstliche Behörde, welche mit großem Eifer und guter Einsicht in der ganzen Gegend das Werk der Wiedererholung aus tiefem Fall beförderte, antwortete mit der Ermunterung zum frischen Fortarbeiten und mit der Zusage, daß die Abgabenfreiheit auf fünf Jahre der Stadt verbleiben sollte, auch wenn dieselbe sich noch schneller wieder erheben würde, als bisher. Sie hatte sehr verständig, um gleichsam einen Mittelpunkt für die ganze Gegend zu schaffen und zur Niederlassung zu verlocken, bald nach Beendigung des Krieges die fürstliche Mühle wieder aufgebaut und daselbst die Tochter des in Güstrow an der Pest verstorbenen Müllers Klausen eingesetzt, so daß sich zu der Morgengabe für das stattliche Mädchen alsbald ein Freier fand. Hans Möller aber,

Digitized by Google

der neue Müller, erkrankte infolge vieler Anstrengung bei den nötigen Ergänzungsarbeiten und starb, gerade als der Oheim der Müllerin, Achim Karak, von seinen vielen Kriegsfahrten nach dem Friedensschlusse in seine Vaterstadt heimkehrte. Der vielerfahrene Mann wurde von seiner Nichte mit großer Freude in die Mühle aufgenommen und war seinerseits froh, ein Unterkommen gefunden zu haben, während so manche seiner Genossen als Landstörzer heimatlos im Elend verkommen mußten. Er lernte rasch die nötigen Handgriffe als Müller, da er in seinen jungen Jahren, bevor er als Soldat angeworben war, als Geselle bei dem alten Klausen schon gearbeitet hatte.

Das Klappern der Mühle machte alle Vorüberziehenden aufmerksam, daß ein neues Leben in die Wüste einzudringen begonnen hatte, und die lachenden Augen der jungen, frischen Müllerin — etwas, was nach den schweren Jahren noch weit seltener war, als eine Mühle im Lande — thaten das ihrige dazu; kurzum, die Gegend begann, soweit sie sich dem Kornbau wieder zugewandt hatte, die Mühle in Laage zu benutzen. Aus der Fährlichkeit der Ueberbringung und Rückführung der vollen Säcke durfte man sich nicht viel machen, ohne Wehr und Waffen unternahm niemand eine Fahrt durch das Land, thunlichst zog man in größerer Schar, um den Schnapphähnen, an denen es nirgends fehlte, kräftigen Widerstand entgegensetzen zu können. Dann nächtigte man draußen im Freien außerhalb der Mühle zwischen den Trümmern einer längst verfallenen Burg und blieb an Ort und Stelle, bis das sämtliche Korn vermahlen war. Achim Karak arbeitete bei solcher Gelegenheit mit Hülfe seiner Nichte Tag und Nacht, seufzte, wenn er des einstigen lustigen Lagerlebens gedachte, warf zuweilen einen sehnsüchtigen Blick nach dem im alten Turmgemäuer lodernden Feuer, an welchem die Branntweinflasche kreiste, aber versäumte nicht, Fenster und Thüren mit doppelten Riegeln zu verschließen und den wachsamen, zottigen Hund, der den Tag über von seiner Hütte her schon durch seine Wut die Ankommenden erschreckt hatte, hinter dem Gehege, das die Mühle umschloß, freizulassen.

Anna Klausen, Hans Möllers hinterlassene Witwe oder, wie man sie kurzweg nannte, die Möllersche, fand bald in Laage eine Altersgenossin, mit der sie sich eng zusammen schloß. Doratie Winters kam mit ihrem Vater in die Heimatstadt zurück. Aus ihren Andeutungen, mit denen sie durchaus nicht kargte, konnte man eine sehr bewegte Vergangenheit erkennen. Von einer Flut der schwedischen Kriegshorden war sie hinweggeschwemmt worden, hatte auch, wie sie lachend sagte, unter Bauer und Torstenson gedient, kannte alle Obersten des schwedischen Heeres mit Namen und Charakter, wußte, ob sie ihren Raub zusammengehalten oder verspielt oder sonst in anderer Weise freigebig verthan hatten, und antwortete auf die genaue Nachfrage nach ihren Erlebnissen mit Achselzucken: „Jeder schlägt sich so gut durch, wie er kann. Bald kriegt man Prügel, bald wird man verzogen. Bleibt man gesund, so ist es kein übles Leben, für den Kranken steht die Grube am Wege offen." Freilich ihre Blüte war abgefallen, aus ihren Augen flackerte noch stets der Widerschein des wüsten Lagerlebens. Aber wer nahm an der Vergangenheit eines Menschen Anstoß, wenn derselbe in der Gegenwart sich bereit zeigte, den gemeinsamen bittern Kampf um das klägliche Dasein willig mit zu übernehmen und durchzufechten? Karak zwinkerte bei der ersten Begegnung listig mit den Augen, als wollte er sagen: „Ich muß dich früher schon einmal gesehen haben." Sie verstand ihn und lachte ihm hell ins Gesicht, damit war für beide die Vergangenheit erledigt.

Doratie Winters und die Möllersche saßen eines Abends in der Küche auf der Mühle beisammen am Herde in lebhaftem Gespräche. Draußen schlug der Regen an die Laden, das Wasser des Baches strömte rauschend durch die geöffneten Schützen an der Brücke, zuweilen hörte man das Winseln des Hundes an der Schwelle. Der alte Karak, der den ganzen Tag trotz des Regens in den Wiesen hinter dem Hause gearbeitet hatte, um dem anströmenden Wasser Abzug zu verschaffen, saß in seinen dampfenden Kleidern ganz nahe am Herde und arbeitete auf seiner Zugbank an den Füßen zu einem

Digitized by Google

Stuhle, daß die Spähne flogen. Jetzt stand er auf, strich die Holzsplitter ab, schüttelte sich, als wollte er sein Unbehagen andeuten, und öffnete die Thür, um den Hund einzulassen.

„Sei nicht bange," sagte er zu Doratie, „er thut guten Freunden nichts, den Jungfern ist er sogar gut. Ein wunderlicher Hund!" setzte er hinzu, als rede er mit sich, und schwang sich auf die Zugbank. „Eines Tages stand er abgemagert, fast verhungert hier am Thore, so struppig, daß ich glaubte, er sei verwildert und suche Beute. Ich holte meinen Karabiner. Als ich wiederkam, hatte Anna die Thüre geöffnet und ihn genötigt, herein zu kommen; mir zeigte er die Zähne, sie umschmeichelte er. So ist er geblieben — jedem Mann trotzig, geradezu gefährlich, jeder Schürze entgegenkommend. — Man könnte glauben" — bei diesen Worten warf er einen Seitenblick auf Doratie — „daß er vielleicht im Zelte eines jungen, lustigen Cornets seine Lebenserfahrungen gesammelt hätte."

„Ei, wie das?" fragte Anna rasch. „Man sollte dann gerade das Umgekehrte annehmen."

Doratie lachte äußerst belustigt und entgegnete: „Der Alte scherzt, Anna, du kennst ihn ja. — Weg — bleibe mir vom Leibe, du unsauberes Vieh! — Oder Karak ist vielleicht niemals in Feldlagern gewesen und hat sich fortwährend draußen als Buschkämmer und Waldfischer umhergetrieben. — Die Männer müssen jetzt von den Hunden lernen, mit Frauen höflich zu verkehren. Der Alte hier ist schlimm, aber die Jungen sind noch schlimmer. Dein Peter Gruwel, von dem du so oft sprichst" — —

„Ich?" sagte die Möllersche und richtete sich zum Widerspruche bereit auf. „Ich sollte von ihm oft sprechen? Von dem ungeschliffenen Tölpel, der hier vorüber geht und zieht die Mütze nicht ab? Der auf der Brücke stundenlang Maulaffen feil hat und thut, als ob er auf das Rad guckt, aber versucht nur, mir in die Fenster zu sehen? Das sollte mir fehlen, daß ich um den noch viele Worte machte! Nur zur Rede stellen möchte ich ihn einmal über sein Herumlauern."

„Das wird dir schwer werden," warf Karak ein. „Er spricht nicht."

„Ei, ei," lautete die Erwiderung Doratiens, „wie du dich ereiferst! Ich scherzte ja nur; denn du hast recht. Er ist der größte Tropf, der mir bisher begegnet ist. Nennt mich Dörte! Rannte mich kürzlich auf der Straße in der Dämmerung an, daß ich hinfiel, sah sich nicht um, sondern ließ mich liegen! Sagte nicht schwarz noch weiß, sondern stolperte in sein Haus und schlug die Thüre hinter sich zu!"

„Ich hörte jemanden erzählen, daß die Gruwelsche sich beschwert hätte über Horcher und Laurer vor ihrem Fenster in den Abendstunden. Peter habe kürzlich jemanden, als er im Aerger schnell zur Thür hinausgefahren sei, umgerannt. — Natürlich hat er in dir eine Schuldige getroffen, anders steht es von ihm nicht zu erwarten." So sagte Karak, und Doratie biß sich auf die Lippen und warf den Kopf in den Nacken.

Die Müllerin begütigte sie: „Peter ist ein Tropf, daß er sich in der That einbilden mag, es wolle ihm jemand seinen Esel stehlen. Wunderdinge sind gewiß in der Hütte weder zu hören noch zu sehen. Ich möchte den Burschen wohl einmal hier haben und ihm meine deutsche Meinung sagen."

„Nichts leichter! Er kommt, wenn du ihn nur rufen lässest," sagte Doratie rasch.

„Er wird sich hüten!" entgegnete die Möllersche. „Als ich kürzlich in die Thüre trat, rannte er davon. Ich glaube, er fürchtet sich vor dem Hund."

„Ei, sieh da! Wie du dich verstellen kannst!" sagte neckend Doratie. „Er ist verliebt in dich, das ist alles. — Ach, du Kind, wie schnell kannst du rot werden! Am Ende nimmst du ihn noch zum Manne. Was sich liebt, stellt sich blöde. Die sich am meisten sehnen zusammen zu kommen, thun oft, als wollten sie weit von einander laufen."

„Du mußt seltsame Erfahrungen in der Liebe gesammelt haben, während du auf Reisen warst," sagte Anna gereizt, und ihre sonst so lustigen Augen funkelten recht im Zorn. „Man kann nur niemals bei dir dahinter kommen."



„Nun, nun!“ begütigte Achim Karak. „Welcher vernünftige Mensch bekümmert sich um die Vergangenheit eines anderen, den er leibhaftig neben sich hat? Da heißt es bloß: Kannst du was und hältst du deinen Platz an meiner Seite ehrlich — gut, so gehen wir miteinander. — Ei was! Frauenzimmer, haltet Frieden! — Wollt ich doch fast, daß wir den alten, einarmigen Weibel aus dem Troß unseres Regimentes zur Hand hätten. Wenn da zwei Weiber im Lager zankten — hui war er bei der Hand, und sein Stecken pfiff. Er rieb ihnen die Nähte, daß sie dazu Zeter sangen. Denkt lieber, wie ihr uns den Gimpel, den Peter Gruwel, hierher schafft, daß wir ihn recht vexieren können und ihm sein Lauern bei der Mühle verleiden.“

Da lachten die lustigen Weiber schnell versöhnt, und man beratschlagte über die List, durch welche man den unbeholfenen jungen Mann anlocken und ihn lange fesseln könnte, um ihm gegenüber der munteren Laune recht die Zügel schießen zu lassen. Aber es schien kein leichtes Ding, ihn über die Schwelle zu bringen. Was der alte Karak vorschlug, hatte zuviel von der Roheit des Lagerlebens in sich, als daß es den Frauen sollte gefallen haben, und was diese ausdachten, wußte der Alte schnell als zu leicht erkennbare Falle zu zeigen. Endlich fand man als das einzige Mittel, daß die junge Witib sich stellen sollte, als trüge sie Zuneigung zu ihm, und wenn er darauf eingehe, so sollte er in der also geworfenen Schlinge lange zappeln und vielen Anlaß zur Heiterkeit geben, bis man es an der Zeit hielte, ihn zum allgemeinen Gelächter loszulassen. Einen derben Spaß mußte man schon haben, wenn man trotz der schweren Zeiten lachen sollte, und Laage hatte nach aller Schlußansicht einen großen Schatz gefunden, seitdem jemand zum Hudeln und Vexieren da war.

Anfänglich weigerte sich Anna Klausen ihrer Rolle, denn sie fürchtete sich, wie sie sagte, vor der Zudringlichkeit des Burschen. Darüber beruhigte sie Karak mit dem Versprechen, ihr zur Seite zu stehen.

Doratie übernahm es, den Besprochenen durch allerlei Andeutungen anzulocken und stellte die Bedingung, daß die Möllersche ja nicht durch allzu große Empfindlichkeit den Spaß verderben sollte; die letztere gab endlich, doch nur mit Widerstreben, nach, da ihre Neugierde durch den Gedanken, wie der blöde Peter sich als Liebhaber stellen würde, wachgerufen war.

Die Jungfer verstand ihre Rolle gewandt zu spielen. Am nächsten Abende, als das Tagewerk durch die Dämmerung und den aus dem feuchten Wiesenthale aufsteigenden, dichten Nebel zum Abschluß getrieben war und die Verschwörer erwartungsvoll bei der Handarbeit am lodernden Herdfeuer saßen, ertönten draußen schwere Tritte, und die Thüre öffnete sich unter dem festen Druck einer Manneshand. Peter wollte über die Schwelle, aber Karak hatte dafür gesorgt, daß der gewaltige Hund, der durch sein ungebärdiges Toben dem jungen Manne seine Gedanken auf der Brücke oft gestört hatte, quer drinnen am Eingang lag, und das Tier machte keine Miene, sich zu erheben, sondern blinzelte mit tückischen Blicken auf den Ankömmling.

„Nur näher, Peter! Schließe die Thüre, denn es dringt feuchtkalt von draußen herein,“ rief die Möllersche mit freundlicher Stimme. Nicht lange besann sich der Genannte; einen Augenblick nur wartete er, ob jemand dem Hunde ein Zeichen geben würde, dann versetzte er ihm einen so derben Fußtritt, daß das Thier — nicht etwa heulend bei Seite fuhr, wie er gedacht hatte, nein, aufspringend die langen weißen Zähne bleckte und mit zornigem Fauchen Miene machte, sich auf den Ankömmling zu stürzen, sobald derselbe nur einen Schritt vorwärts gehe. Mit Staunen sah Karak, der verschmitzt zulauerte, daß Peter weder eiligst die Thüre beim Rückzug wieder schloß, noch Hülfe flehend zu den Wartenden hinübersah, sondern ruhig den linken Arm zur Abwehr vorwärts schob und die rechte, breite Faust zu einem Schlage ballte, darum sprang er eiligst auf, riß unter Schelten und Drohen den Hund beiseite und führte ihn hinaus, um ihn anzuketten.

Ruhig, als wäre nichts geschehen, trat der junge Mann in die Küche, bot den

Digitized by Google

beiden Frauen seinen Gruß und setzte sich, indem er einen Block aus der Ecke heranschwenkte, an den Herd; dann starrte er ins Feuer und erwartete die Anrede.

Die muntere Witib mochte nicht lange schweigen. „Sieht man dich also endlich in der Nähe?" begann sie. „Ich hätte wohl lange noch warten können, bis du den Fuß über diese Schwelle gesetzt hättest."

„Bis zum Herbste," lautete die Antwort.

„Warum denn so lange?" fragte Doratie.

„Erst muß das Korn gedroschen werden," sagte Peter bedächtig, „bevor es gemahlen werden kann."

„Oho," fiel Karak ein, „bist du schon so weit, daß du gesäet hast? Mich deucht, dein Acker hätte vor kurzem noch nicht so ausgesehen, als ob er tragen könnte."

„Er säet wohl nach dem Worte des Pastors: Etliches fiel unter die Dornen," rief Doratie.

Peter antwortete nichts, sondern nahm ein Schüreisen und stocherte in die Flammen, und nur allein Anna Klausen fing einen Blick auf, der sie rasch und warm streifte.

„Ich wüßte einen bessern Platz für dich, als den nassen Acker," sagte sie. „Wir brauchen hier einen Helfer in der Mühle."

„Lieber strecke ich die Füße unter den eignen Tisch," lautete die Antwort.

„Wenn er auch nur auf drei Beinen steht," warf Karak ein.

„Nur auf einem," schallte es zurück. „Er kann an der Wand aufgeklappt werden."

Alle drei lachten, und Anna fuhr fort: „Ich glaubte, daß du der Mühle den Vorzug gäbest, weil du manches Stündchen auf der Brücke standest und dem Mühlrad zusahest."

Peter schwieg. Doratie sagte: „Oder sollten deine Blicke am Ende gar anders wohin gerichtet gewesen sein, als auf das Wasser?"

„Das könnte wohl möglich sein," hieß es.

„Du wärst wohl hier gerne Müller?" fiel Karak ein. „Das wäre eine gute Brotstelle für einen jungen Mann, wie du bist. Was würdest du noch aus dem Gehöfte machen!"

„Ich glaubs auch," sagte Peter. „Es fehlt mir nur an den Mitteln."

„Die fänden sich wohl," bemerkte Doratie. „Peter, frisch die Augen auf! Du weißt ja, daß die Hand der Müllerin frei ist."

Hier ruhte das Schüreisen, Peter legte es bedächtig zur Seite, rieb sich verlegen das Knie und sah plötzlich die Witwe mit seinen klaren, blauen Augen an, daß sie die Wirkung des Blickes empfand und verwirrt zu Boden schaute. — Dann kam das Eisen wieder in Bewegung, und endlich sagte er mit unsicherer Stimme: „Die wird mich wohl nicht nehmen."

Und eben so unsicher schallte es zurück: „Warum nicht?"

„Ich will euch helfen, ihr großen Kinder," rief Doratie schnell. „Soll ichs verraten, Anna, was du uns, mir und deinem Oheim, hier gestern Abend anvertraut hast?"

„St, st, Jungfer! Wer wird denn gleich ausplaudern?" warnte Karak.

„Ei, thut es einen nicht erbarmen, wenn man sieht, wie sich zwei junge Leute quälen, weil sie nicht wagen, ein offenes Wort zu sprechen? Sags ihm doch, Anna, daß du uns hier gestern offenbartest, wie große Liebe du zu ihm trügest."

Peter ließ wieder sein Schüreisen ruhen, sah die junge Frau an und fragte langsam: „Ist das wahr?"

Anna spielte mit dem Schürzenbande, jetzt doch ernstlich verlegen; aber da sie die Neckereien der beiden anderen fürchtete, sagte sie endlich leise und verschämt: „Warum nicht?"

Im nächsten Augenblicke füllte ein Funkenregen, den das heftig geschleuderte Eisen aufwirbelte, die Küche, und bevor Anna Klausen noch recht wußte, was geschehen war, hatten zwei starke Arme mit unwiderstehlicher Kraft sie umschlungen, ein flammender Blick dicht vor ihr jagte glühende Röte über ihr Angesicht, und es brannten zwei, drei Küsse auf ihren roten Lippen, bevor sie ein leises Wort zu sagen vermochte.


Digitized by Google

„Laß mich!" rief sie endlich ganz zornig und rang sich los, während die Zuschauer sich vor Lachen ausschütten wollten. „Laß mich, du Tropf! — Gott bewahre mich in Zukunft vor unbedachten Worten!"

„Du küssest ja, als hättest du es in der Schule gelernt!" rief Karak. „Machs doch noch einmal vor, hier kann man etwas lernen."

„So weit sind wir noch lange nicht," fuhr Anna fort. „Es wird noch viel Wasser bergab laufen, bevor du ein Recht zu dergleichen hast. — Laß mich!" fügte sie scharf hinzu. „Ich bin nicht gewohnt, mich der Gewalt zu fügen. Für meinen zukünftigen Mann giebt es noch allerlei Bedingungen."

„O pfui!" rief Doratie. „Das ist eine wenig zierliche Brautwerbung, Peter. Auf ein Haar hättest du mich wieder umgestoßen."

„Frage die nur, wie mans machen muß," riet Karak. „Sie hat Erfahrung in dergleichen Sachen."

Doratie warf ihm einen bitterbösen Blick zu, aber sie bezwang sich und sagte zu Peter: „Höre nicht auf den alten Schwätzer! Aber du müßtest doch wissen, daß man zuerst die Kniee beugen und um Zusage flehen und Treue schwören muß! — Sieh mir einer den gewaltthätigen Mann, der thut, als könne er nicht bis fünf zählen und weiß doch ganz genau, wie man ein Weib küßt! Mir hättest du das nicht bieten sollen!"

„Der Junge hat Beine wie ein Storch und springt wie ein Kater," rief Karak. Peter aber saß nach seiner Zurechtweisung wieder auf seinem Block und hatte das Schüreisen in der Hand; ruhig fuhr er in seiner Beschäftigung fort, als sei nichts geschehen. Endlich, als alle schwiegen, sagte er: „Ich warte auf deine Bedingungen, Müllerin, ich werde sie erfüllen."

Die Witib hatte ihre Selbstbeherrschung wiedergefunden und gelobte sich, daß Peter diesen Streich noch mit manchem Ach und Weh büßen sollte. Dann sagte sie kurz: „Für die Mühle gehört sich ein gelernter Müller und kein Ackerknecht. Also zunächst mußt du in die Lehre und hernach frage wieder an."

Peter versetzte: „Mein Lehrbrief liegt zu Hause in meinem Bündel, morgen kannst du ihn sehen."

„Holla!" schrie Karak. „Du bist ein gelernter Müller?"

„Sicherer wohl, als du," sagte Peter. „Ich habe auf der Rostocker Mühle, nachdem ich ausgeschrieben war, noch vier Jahre als Geselle gearbeitet, weil die Müller knapp waren und das Wandern eine unsichere Sache ist."

„Sehr verständig!" hieß es jetzt. „Erst als die Mutter davon zog, faßtest du sie bei der Schürze. Hoffentlich hatte sie doch genug Zuckerbrot in der Tasche? Ein so lieber Junge! Natürlich hatte sie dich so wohl erzogen, daß du dein Nastüchlein nicht vergessen hattest. Seht ihn euch an, Weiber, das ist einmal ein rechter Mann!"

Peter antwortete nichts, es entstand eine peinliche Stille, die Möllersche biß sich in Verlegenheit auf die Lippen. Nur Doratie war gewandt genug, alsbald ein neues Hindernis für Peter herauszusuchen. „Es schickt sich doch wohl," sagte sie, „daß jemand, bevor er um eine so feine Hand wirbt, ein Pfand bereit hat. Nur heraus, Peter, was willst du der geben, die du für dich begehrst?"

„Etwas recht Schönes muß es sein!" rief Anna dazu. „Mit einem gewöhnlichen Ringe von Messing lasse ich mich nicht abfinden. Ich will etwas haben, was niemand sonst aufzuweisen hat, sonst wird aus der Sache nichts, sage ich dir! Also schnell, was willst du mir als Pfand geben?"

Peter starrte sie etwas verdutzt über die veränderte Sprache an, schaute ratlos von einem zum andern, kratzte den Kopf und seufzte aus Herzensgrund. Da freuten sich die Verschwörer und begannen um die Wette auf ihn einzureden und ihn bald so, bald so zu bedrängen, daß er, als er sich endlich erhob, um nach Hause zu gehen, ehrlich bekannte: „So schwer hab ich mir die Sache nicht gedacht!" was wieder ein schallendes Gelächter zur Folge hatte. Man schärfte ihm ein, daß er nun, nachdem er

Digitized by Google

soweit gegangen, ohne Schmach nicht zurücktreten könnte, und daß man ihn am nächsten Abend wieder erwarten wollte. Als er schon eine Strecke fort war, hörte er noch die scharfe Stimme Doratiens und den tiefen Baß Karaks lachen. Er stand erwägend still, horchte, fuhr endlich mit der Hand durch die Luft, als wollte er irgend welchen störenden Gedanken wegwischen, und ging mit seinen gleichmäßigen Schritten seinem Hause zu, um der Mutter die Kunde von der Wendung seines Schicksals zu bringen.

Die wortreiche Alte wurde nicht müde, die Heldenthat ihres Sohnes zu bewundern, sein Glück zu preisen und an ihm herumzustreicheln, als müsse sie ihn schon in der Nacht zum Bräutigam herausputzen. Als er endlich auf den Boden gestiegen war, um sein Lager im trocknen Schilfe zu suchen, rührte sie geschäftig zwischen ihren Vorräten. Nach einer Weile rief sie ihm vom Fuße der Leiter her zu, daß er wegen des Pfandes sich beruhigen sollte. Seine Antwort waren die tiefen Atemzüge, durch welche sich ein fester Schlaf verrät.

„Peter, mein Peter ein Bräutigam!“ Der Gedanke regte die alte Frau so auf, daß sie die ganze Nacht hindurch kein Auge schließen konnte. Doratie Winters kam am nächsten Tage, um im Auftrage der Witib der redseligen Frau Freunden gegenüber Schweigen aufzuerlegen. Da der Sohn schon längst draußen auf dem Felde war, konnte sich die Mutter recht nach Herzenslust aussprechen, und Doratie hatte gar nicht nötig, ihre Freude noch mit schlauen Worten zu steigern. Was sie aber gerne hatte in Erfahrung bringen wollen, nämlich welches Geschenk als Pfand der zukünftige Müller zu bringen gedächte, das sagte ihr seltsamerweise die Alte nicht. Daraus schloß Doratie, daß er in Verlegenheit um eine rechte Gabe sei, und umsomehr schärfte sie der Mutter ein, daß doch ja Peter nicht versäumen dürfte, am Abend sich einzustellen, weil die Braut sehr ungeduldig wäre. Und dann ging sie zur Mühle, um mit Anna zu verabreden, in welcher Weise man Peter wegen seiner Gabe in die Enge treiben könnte.

Wie geschäftig doch am Abend das treue Mütterlein um den großen Sohn war! Wie sie ihn bürstete und putzte, als er im rechten Kleide eines Müllers vor ihr stand, so gesund, so blühend, daß das Mutterauge sich nicht satt daran sehen konnte!

„Hier, mein lieber Junge,“ sagte sie mit glückseliger Geheimnisthuerei, „hier hast du dein Pfand. Ich habs gleich eingewickelt in schönes blaues Papier. Nimm es hin und verwahre es sorgfältig! Du weißt doch, was die blaue Farbe bedeutet?“

„Ja, Mutter! Aber — —“

„Siehst du, da bist du mit deinen Widersprüchen. Traust du mir nicht zu, daß ich für dich richtig sorgen werde? In der ganzen Stadt und drei Meilen in der Runde wäre gewiß keiner imstande, in dieser armen Zeit eine ähnliche Gabe aufzuweisen. Wo hast du das Päckchen hingethan? — Du lieber Gott, er trägts wahrhaftig in der Hosentasche! — Pfui, wie das aussieht! — Hier, hier oben, dicht über dem Herzen mußt du es haben, in der Brusttasche. Nun halte auch ja die Hand darauf unterwegs, daß du es nicht verlierst!“

„Ja, Mutter, ich meine nur — —“

„Richtig! Ganz recht, Peter, da hast du ganz recht! Sagen mußt du auch etwas — halt denn — was nur?. Wart ein Weilchen, wie war es doch früher? Dein Vater — es sind nun 28 Jahre her, nein, 29 Jahre werden es bald — wie stattlich sah er doch aus und hatte ein feines Sprüchlein — doch das brauchst du nicht zu wissen. Du mußt sagen: „Herzliebe Anna Klausen“ . . . . fein, ganz fein und zierlich muß es gemacht werden, wie ich in Rostock erfahren habe. Es müßte erst ein Freiwerber hingehen — — hm, hm — Klaus Sötmelk — —“

„Ja, Mutter, meinst du wirklich — —“

„Ei, sieh nur einer den Jungen an, wie ungeduldig er ist, daß er zu seinem Bräutchen kommt. Schämst du dich denn gar nicht ein bischen? Ich glaube wirklich, er schämt sich nicht. Ich wüßte wohl, wenn ich es wäre — halt stille, da kriecht schon der Zipfel des Tuches wieder heraus — gieb auch gut acht und streiche dir alles glatt,

Digitized by Google

bevor du über die Schwelle gehst. — Ja, was ich sagen wollte — mit dem Freiwerber ist es leider nichts mehr, das hast du gestern verdorben, also mußt du heute deine Gabe überreichen und dabei nachträglich zeigen, daß du als Sohn eines guten Hauses auch die feine Sitte verstehst. Du sagst also: „Herzliebe Anna Klausen, genannt die Möllersche, verzeihe mir die Zuversicht, daß ich so dreist bin und es mir nicht versagen kann, zum Zeichen meiner unverbrüchlichen Treue und allerdemütigsten Ergebenheit hier ein Pfand zu überreichen, von dem ich mir wohl bewußt bin, daß es der Anmut und Schönheit der herzlieben Witib nicht entspricht, soll ja auch nur ein Zeichen meines guten Willens sein, daß ich die Schätze, die ich im Leben erwerbe, allezeit und immer ihr zu Füßen zu legen gewillt bin." — Siehe, so schickt es sich, so machten es die feinen Herren in Rostock, ich habe es mir erzählen lassen von der Köchin im Brokelmannschen Hause. Und nun sag einmal her, wie es lauten muß."

Peter that ihr den Gefallen, mühte sich ab, daß er rot wurde, kam aber wenig über das „Herzliebe Anna" hinaus. Schon regte sich bei der Mutter ein anderer Gedanke. „Du mußt auch niederknieen, mein Sohn," sagte sie, „dabei achte ja darauf, daß vom Herde keine Kohle abgesprungen ist, welche dir in dein schönes Zeug ein Loch brennt, oder daß du nicht etwa an einer Stelle knieest, wohin der Brei beim Abrücken verschüttet ist. So, nun geh mit Gott, mein Peter, mein einziger Sohn! — Oh, wie glücklich bin ich! — Mein Peter der Müller in Laage! Und wenn hernach einst der alte Bülow die Augen zumacht, wer weiß, ob man dich dann nicht gar zum Bürgermeister noch annimmt. Dein Vater war ja der Bürgervorsprecher und dein Großvater Bürgermeister, Peter, vergiß das nicht und lasse es so gelegentlich einfließen. Sie thaten alle, was dein Vater riet, und der alte Bülow war oft recht zornig, daß er selbst die Bürger nicht so für sich hatte. Halt, Peter, dein Hut, dein Hut! Du hast oben an der Thüre eine Beule darin gestoßen. So, nun geh mit Gott, mein Sohn!"

Die Mutter sah ihm überglücklich nach, wie er so groß und so stattlich einherschritt, bis er in der Dämmerung verschwand. Peter, ihr Peter ein Bräutigam, der Müller in Laage!

Der, um den sich in diesem Augenblicke Vieler Gedanken drehten, schritt mit seinem gleichmäßigen Gange durch das Gestrüpp und den Schutt der Straße. Unterwegs stand er in der Nähe eines kürzlich erbauten Häuschens still und horchte. Deutlich vernahm er das Geschrei eines kleinen Kindleins, das es für seine Aufgabe hielt, seine Wichtigkeit als jüngster Bewohner der Stadt thunlichst laut unter die Trümmer hinauszuschreien. Siehe, der ernste Peter lächelte. Dieses Kindesgeschrei, das erste, was seit der grausigen Verwüstung in Laage erschallte, hatte die Wirkung, daß vor dem Lauschenden die Trümmer verschwanden und die stattliche Straße wieder erstand, deren er sich aus ferner Kindheit erinnerte. Eine glückliche Zukunft dämmerte herauf. Und als er mit dem Nachschein dieses Lächelns über die Schwelle trat, konnte sich Anna dem Eindrucke nicht entziehen, daß er ein ansehnlicher Mann sei; im Stillen bedauerte sie sein unbeholfenes Wesen und seine Schweigsamkeit. Wäre er frischer, lustiger gewesen, wer weiß — —

„Da ist er endlich!" rief Doratie Winters, „und er thut so wichtig, daß er gewiß kein geringes Pfand mitbringt. Heraus damit, Peter! Hoffentlich ist es keiner von den schlechten Thalern, die rot werden, wenn man sie ansieht. Ich denke, du wirst wohl Wildemannsdrittel bringen."

„Oder gar Portugalöser!" brummte Karak.

Schon hatte die Müllerin, bevor sie sichs versah, ein Päckchen, gar sauber verschnürt und nicht ohne Gewicht, in der Hand. Es erwachte die Neugierde, daß sie es sich nicht versagen konnte, mit flinken Fingern das Bändchen zu lösen. Karak ließ seine Arbeit ruhen, Doratie stand hinter der Witib, Peter rührte mit dem Schüreisen, als ob ihn die ganze Sache nichts angehe.

Zum Vorschein kam ein kleines Kästchen, eine zierliche Arbeit, die vor vielen

Digitized by Google

Jahren wohl ein sorgsamer Handwerker in seiner Mußezeit angefertigt hatte, und als es geöffnet war, stießen beide Frauen einen Schrei der Ueberraschung aus, daß auch Peter aufschauen mußte. Er sah eine goldene, breite Kette mit einem Henkeldukaten daran, ein altes Erbstück aus der Zeit, als Wohlhabenheit in der Vaterstadt wohnte, die Brautgabe für seine Mutter, ihr Stolz und ihre Freude, die sie durch Not und Entbehrung, durch viele böse Tage hindurch gerettet und dem Sohne etliche Male als ein Geheimnis gezeigt hatte, was keinem Menschen der Welt, die so gierig nach Gold ausschaute und mit ruchloser Gewalt sich in den Besitz desselben setzte, verraten werden dürfte. Ein Stück von ihrem eigenen Leben, so schien es ihm, hätte seine Mutter daran gesetzt, um sein Glück zu fördern, und ohne daß er es bemerkte, trat ihm eine Thräne ins Auge.

Alle Menschen in der Küche waren in der ersten Ueberraschung verstummt; noch kurz bevor Peter kam, hatten sie sich geeinigt, ihn um der spärlichen Gabe willen, welche er aus seiner Armut bringen konnte, zu hänseln, dieselbe zurückzuweisen, ihm zuzureden, daß er etwas weit Besseres herbeischaffen müsse, und sich an seiner Verlegenheit zu weiden. Karak erkannte jetzt mit geübtem Soldatenblick, daß die Kette echt und von bedeutendem Wert sei; Doratie wurde in plötzlich erwachtem Neide nicht müde, sie in der Hand zu wiegen, endlich konnte Anna es sich nicht versagen zu prüfen, wie der Halsschmuck zu ihrem frischen Gesichtlein und ihrem saubern Brusttuche stehen würde — knack — da sprang das Schloß ein und zwar so fest, daß es sich weder von den ungeduldigen Fingern der Witwe, noch unter den habgierigen der Jungfer lösen lassen wollte. Man mußte also Peter, der die Einrichtung kannte, zu Hülfe rufen, und die Müllerin that es mit einer gewissen Beklemmung — hatte sie doch gestern erst erfahren, welche Ueberraschung er bereiten konnte. Peter aber rührte sich nicht und sagte nur langsam: „Nicht eher, als bis ich mein Gegenpfand habe!"

Plötzlich war guter Rat teuer, denn alle drei hatten nur im Scherze daran gedacht. Karak hatte eine alte Kette vorgeschlagen, mit welcher noch vor kurzem eine Ziege befestigt gewesen war, und geraten, den Jungen zu überreden, daß es ein Zeichen sei, wie sehr er durch die Liebe gebunden würde, Doratie hatte ein altes Haarband empfohlen, Anna war entschlossen gewesen, sich auf nichts einzulassen. Jetzt sagte der sonst so blöde Peter, welcher die Verlegenheit bemerkte, ganz ruhig: „Es braucht ja gar nichts Greifbares zu sein, nur so ein Kuß, wie gestern, oder besser zwei."

„Nein, nein!" schrie die Witib erschrocken und hob schon zur Abwehr die Arme, „alles andere lieber — da — nimm — und wirf es draußen meinetwegen wieder fort." Mit diesen Worten übergab sie ihm ein kleines, goldnes Ringlein, das einzige, was sie besaß, und es war sehr dünn und fast schon durchgescheuert.

Peter nahm die zu Boden gefallene blaue Papierhülle, wickelte sorgsam seinen Schatz darein und verbarg ihn an der Stelle des andern Pfandes.

„Jetzt öffne die Kette, daß ich sie dir wiedergeben kann, sie ist für mich zu kostbar, und ihr Besitz drückt mich," sagte die Witwe und winkte ihn heran, „aber ich verbiete dir alle Ungehörigkeit, ich weiß mich zu wehren."

„Zu kostbar?" fragte Peter. „Bessern Platz konnte sie nicht finden. Dort mag sie bleiben, bis die Hochzeit ist, und ich denke, daß dieselbe nunmehr bald sein kann. Zum Pastor ist es, Gott sei Dank, nicht weit."

Ein köstlicher Einfall! Ein unbezahlbarer Scherz, der die verlegene Stimmung beseitigte, und die Laune sofort wieder hob!

„Gott sei Dank, nein!" kreischte Doratie. „Wollen wir uns nicht alle miteinander aufmachen, noch heute Abend zu ihm gehen? Zeugen, Bräutigam, Pastor — alles ist fertig, und vieler Umstände braucht es hier im Hause wohl auch nicht, Möllersche."

„O pfui!" sagte Anna. „Du thust ja so, als ob du hier die Braut wärest. Nein, alles in Sitte und Zucht! Ohne das Aufgebot thut es der neue Pastor gewiß nicht, und wenn man sich anmeldet, so hält er erst gründlich das Examen aus dem

Digitized by Google

Katechismus. So hat er es kürzlich strenge zugeordnet erhalten, ich habs gehört, als er es von der Kanzel vorlas. Freilich wird das Examen einem jungen Mann, der in Rostock fleißig in die Schule gegangen ist, keine Not machen."

Peter rückte im Unbehagen auf seinem Block hin und her, ihn überlief es kalt bei der Erinnerung an den geschwungenen Stock des Schulmeisters, der ihn einst, so oft er zur Schule gekommen war, jämmerlich zerbläut hatte, so daß er zu dem Vorsatze gekommen war, die Striemen fern von dem Wüterich ausheilen zu lassen und das kleine Haus, hinter dessen Thüre ihm so manches Weh und Ach entfahren war, sorgfältigst in Zukunft zu meiden. Sollte nun am Ende der Pastor das von ihm Versäumte hier um so gründlicher nachholen wollen?

Peter warf gleichsam Hülfe suchend einen raschen Blick um sich, begegnete dann schließlich den schelmischen Blicken der Müllerin, die ihm schier den Atem benahmen; es überlief ihn plötzlich siedendheiß, und er stotterte: „Katechismus? — Potztausend! — Was ist das oder wie verstehest du — — —" dabei kratzte er sich hinter den Ohren, sprang plötzlich auf und ging einige Schritte hin und her, wobei er in dem engen Raum der vorwitzigen Doratie auf den Fuß trat, ohne zu hören, daß sie schrie.

„So ists recht!" ermunterte Karak. „Das hat der Pastor auch gesagt, soweit ich mich erinnere, wohl an die zwanzig Mal, und weiter ist es eigentlich nichts. Kinderspiel, Peter! Bleib dabei, daß ihr heute Abend noch das Aufgebot bestellt."

Peter rieb sich den Kopf und stöhnte: „Wie kann Wasser solche große Dinge thun? — O Sapperment — wer hätte das gedacht!"

„Ich gewiß nicht, als ich hierher kam!" versetzte Doratie unwillig und rieb das mißhandelte Füßchen, von welchem sie den Schuh abgestreift hatte.

„Wasser thuts freilich nicht —" fiel Anna helfend ein.

„Ich glaube, Peter fragt auch nicht viel darnach," sagte Karak.

„Wenn so ein heller Kopf in der Schule sich herangehalten hat und der Stock des Schulmeisters auch," sagte Anna freundlich, „dann sitzt das Gelernte fest, als wäre es vernietet. Munter! Bringe noch etwas anderes aus deinen Kenntnissen zum Vorschein, mein lieber Peter!"

Da war es aus mit seiner Fassung; schon hielt er den Hut, den er zu seinen Füßen niedergelegt und bei seiner Unruhe jämmerlich zertreten hatte, in der Hand, und mit den Worten: „Da muß ich wahrhaftig einmal mit meiner Mutter sprechen!" war er zur Thüre hinaus und eilte nun mit großen Schritten heimwärts, ohne das fröhliche Lachen, das ihm abermals nachgeschickt wurde, zu vernehmen.

Es war ein großer Schrecken für die alte Frau, die sich schon in Vorfreude in Gedanken über die Zukunft ihres Peters geletzt hatte, daß er nun plötzlich in solcher Hast zurückkehrte und ihr seine Not offenbarte. Was ließ sich nun beginnen? Noch am Abend wanderte sie auf die Wehdem und suchte Klaus Sötmelk auf, der den Pastor am besten kennen mußte.

„Ja, ja," sagte dieser auf ihre Frage, „das ist so ein neues Ding, was sie nun wieder von Güstrow her eingeführt haben. S' hat schon seine Richtigkeit, daß er es nicht anders thut" — er zeigte über die Schulter in die Richtung des Pfarrhauses — „er darfs auch wohl nicht anders. Ich hatte auch einmal Neigung, hinauszugehen nach Belitz, wo ein nicht gar altes Mädchen sein soll, die mir Johann Mellendorf zum Freien empfohlen hat — aber da hat er gleich nach dem Katechismus gefragt, und ich weiß nicht einmal glatt das Vaterunser. — Der Peter ist jung, er wird ihn noch lernen. Ich denke aber, ich versuche es einmal in Belitz, vielleicht daß der Pastor dort noch anders denkt und uns so durchläßt, wenn wir versprechen, alles nachlernen zu wollen. Aber dieser hier thut es nicht anders und fordert, daß man vor dem Aufgebot von A bis Z alles glatt und richtig hersagen kann. — Dein Peter ist ein heller Junge, der kriegts bald fertig, ich kenne ihn. Was der sich vorgenommen, das führt er auch aus, sei ohne Sorge!"

Digitized by Google

Der alte Klaus hatte recht; Peter war am nächsten Tage schon ruhiger, als er erfuhr, daß seine Mutter den Katechismus noch ganz und gar von ihrer Jugendzeit her aus der vortrefflichen Lehre des alten Pastor Stein behalten hatte. Daß sie zuweilen ein Wort überschlug und ein anderes verdrehte, aus dem siebenten Gebot in das neunte und aus dem ersten Artikel in die vierte Bitte hineinglitt, was machte das aus?

Peter saß jeden Abend und ließ sich vorbeten, er sprachs nach wie ein kleines Kind. Am Morgen wurde die Lektion wiederholt und das Entfallene ins Gedächtnis zurückgebracht, auf dem Felde, auf welchem er neben seinem Esel sich ins Geschirr legte und die Egge hin und her schleppte, murrte und brummte er zum Erstaunen seines Begleiters so viel Gelehrtes, und hatte selbst in der Rastzeit seinen Mund nicht still, daß dieser es für seine Pflicht hielt, seine Zustimmung durch ein gelegentliches Jahh auszusprechen und zur Verhinderung der Zerstreuung seinem Herrn das Brot aus dem Beutel zu fressen. Mit Freuden bemerkte Peter, daß doch noch sehr viel in seinem Gedächtnis haften geblieben war, was der Stock des Schulmeisters da hineingehämmert und gerammt hatte, und als er erst über die große Wasserfrage hinaus war, da atmete er auf, das Ende war leicht.

Recht herzensfroh und im Bewußtsein eines großen Erfolges machte er sich eines Abends wieder zur Mühle auf. Doratie Winters war inzwischen wiederholt in das Häuschen gekommen und hatte ihm zugeredet, doch ja seine Besuche in der Mühle nicht auszusetzen, aber vergebens. Sie hatte recht freundlich sich erboten, am Abend in der schönen, lauen Luft draußen unter der großen Linde, welche im Hintergarten noch stehen geblieben war, ihm beim Erlernen des Katechismus behülflich zu sein — kurzum, die Mutter konnte nicht Rühmens genug von ihrem anthunlichen Wesen machen. Aber Peter hatte zum Verdruß der Jungfer sein Ziel nur nach dem einmal von ihm entworfenen Plane unentwegt verfolgt.

Und nun trat er, nachdem er schon zuvor durch die spähende Doratie Winters angekündigt war, frisch und glücklich über die Schwelle. Argwöhnisch sah die Jungfer, daß ein ungewöhnlich freundliches Lächeln der Möllersche den Ankommenden begrüßte, und daß Peter recht zufrieden die Kette am Halse seiner Braut beachtete, und sie gedachte bei sich, daß es wohl bald Zeit werde, einem Spiele ein Ende zu machen, welches gefährlich werden und ihre eigenen inzwischen aufgekeimten Pläne zerstören könnte. Warum war der Hund auf Weisung der Witib stets zuvor angelegt, ehe Peter kam? Warum wurde letzterer jetzt ganz redselig und wußte in seiner trockenen Weise etliche Erlebnisse aus seiner Schulzeit zu erzählen, daß selbst Karak lachte? Warum ging er auf das Spiel ein, daß ein Katechismus-Verhör mit ihm probeweise angestellt wurde, und siehe da, er bestand glänzend, was freilich, Karaks Brummen nach zu urteilen, dessen Ansicht über des großen Schülers Männlichkeit nicht verbesserte.

Das gute Einvernehmen dauerte nicht lange. Peter kam in seiner zähen Weise bald wieder auf die Hochzeit zu sprechen, und Anna wehrte ab. Peter wurde dringender, und Anna wurde unter den lauernden Augen der Uebrigen verlegen und verdrießlich. Peter wollte in seiner ehrlichen Ungeschicklichkeit das nicht verstehen, Doratie hatte zur rechten Zeit einige Stachelreden bereit, und da fuhr schließlich Anna heraus, daß er gar zu lange mit seinem Kommen gesäumt habe, daß inzwischen der Amtslandreiter dagewesen sei, ein artiger Mann, ein kluger Mann, der mit der Feder so gut Bescheid wüßte, wie mit dem Reiten im Auftrage des Amtes, ein Mann, der mit hoch und niedrig zu verkehren verstände; und der hätte um ihre Hand angehalten. Sie hätte sich nicht entschieden, aber sie wüßte soviel, daß sie keinen Mann nehmen würde, der nicht lesen und schreiben könnte.

Ein einziges Mal zuckte bei dem Lobe des Landreiters der sonst so offene Blick Peters zu ihr fast stechend, daß sie beiseite schaute, um nur weiter reden zu können. Ein einziges Mal flog ein düsterer, drohender Zug über sein ehrliches Antlitz, Karak sah es und fühlte jäh sein Mißtrauen erwachen. Ein einzig Mal schien Peter sie unter-

brechen und zornig anfahren zu wollen — — aber ihr kleines Köpfchen fuhr so flink hin und her, die roten Lippen plapperten so emsig, die Aeuglein funkelten so hell, daß er sofort entwaffnet wurde. Was kümmerte ihn der Amtslandreiter? Er dünkte sich Mann genug, dem Laurer das Kommen gründlich zu verleiden. Sicherlich hatte seine Braut ganz recht, ein Müller müßte, wenn sein Geschäft gedeihen sollte, mindestens schreiben und Geschriebenes lesen können, er hatte es selbst zuweilen bei sich gedacht, nur war es ihm mißlich, daß deswegen die Hochzeit aufgeschoben werden sollte.

„Verlangt denn das der Pastor auch?“ fragte er.

„Nein,“ lautete die Antwort, „aber mein Wille muß höher stehen, als der des Pastors. Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe!“

Jetzt erwarteten alle, daß Peter, der, um schreiben zu lernen, zu groß und zu schwerfällig war, dessen steife Finger sich gewiß nicht um den feinen Federkiel schmiegen könnten, abbrechen und trotzig dem Spiel ein Ende machen würde. So wäre, nach Ansicht der Verschworenen, die leichte Lösung der sonst noch mit arger Verwicklung drohenden Frage gefunden. Derselbe drehte leicht den Ring, der ihm als Pfand überantwortet war und den er auf das Anraten seiner Mutter an seinen kleinen Finger gesteckt hatte, schon wollte Anna sich die Kette vom Halse lösen lassen, als der junge Mann sich ruhig erhob. „Schon recht!“ sagte er, „ich werde es lernen. Bis dahin gehabt euch wohl!“ Und fort war er.

„Da geht er hin, als ob er sich zum Dreschen anschickte!“ sagte Karak erstaunt. „Was gilts, er setzt seinen Willen durch!“

„Er wirds nicht lernen, dazu ist er zu schwerfällig!“ behauptete Anna.

„Er lernt es ganz gewiß,“ erwiderte Doratie, „und wenn er darum nach Rostock laufen und sich wieder auf die Schulbank setzen und unter dem Stock seines einstigen Lehrers seufzen soll; dazu macht ihn seine Verliebtheit geschickt.“

„Der — verliebt?“ rief die Müllerin mit gezwungenem Lachen. „War er auch nur ein wenig eifersüchtig, als ich von dem Landreiter sagte?“

„Er wars!“ sagte Karak. „Er ließ es nur nicht merken. Eine verteufelte Geschichte!“

„Hat man je gesehen, daß Verliebte also scheiden ohne zärtlichen Gruß und Kuß?“ bemerkte Anna heftiger.

„Das hat er reichlich vorweg genommen,“ warf Doratie ein, um den Unmut zu reizen, „und er wirds gewiß auch reichlich nachholen. Zur Zeit gehorcht er, hernach befiehlt er.“

„Pah, der Wicht, den ich mit meinem kleinen Finger lenke!“ rief Anna, welche eine recht arge Beklemmung auf der Brust spürte. „Er läßt sich schicken von Pontius nach Pilatus. Nun trottet er zu seiner Mutter und weint bei derselben sich aus.“

„Eine ganz verteufelte Geschichte!“ nahm Karak wieder das Wort, indem er gegen seine Gewohnheit beunruhigt auf und ab schritt. „Möglich ist, daß er sich von der Alten die Nase abputzen läßt, aber er weint nicht. — Hat Knochen wie ein Karrengaul und einen steifen Nacken wie ein Schubochse! Den hätte ich unter meiner Mannschaft haben sollen! Schade ist es um ihn. Ich sage dir, er wird es lernen. Wir haben uns eine schöne Suppe eingebrockt und wissen nicht, ob wir sie werden ausessen können.“

„Du hast sie uns eingebrockt!“ sagte die Müllerin heftig. „Du bist zuerst auf den dummen Gedanken gekommen.“

„Potz Element! Da soll doch gleich der Hagel drein schlagen!“ schrie Karak auf das äußerste überrascht.

„In unserer Gegenwart verbitten wir uns die Landsknechtssitten und die greulichen Lästerungen,“ sagte Doratie spitz. „Die Möllersche hat ganz recht. Müssen wir uns mit dir, mit solchem Speivogel einlassen! Das sollte mir fehlen, daß man hierdurch gar in den Mund der Leute käme.“

„Da seh einer diesen Tugendspiegel!“ höhnte Karak erbittert. „Wenn ich nach Rostock komme, will ich dir ein fläch'sen Hemd wegen deines Kuppelns kaufen. Du hast

Digitized by Google

recht zu deiner Zimperlichkeit, mein Jüngferchen! Du bist auch nicht von gestern. Bist du nicht zu ihm hin und her gelaufen wie ein Wiesel zum Hühnernest?"

„Ja, das sag du mir: Warum liefst du ihm immer nach und wolltest ihn durchaus zurückbringen, wenn er sich ferne hielt?" fragte die Witwe die Jungfer. „Du hättest den großen Burschen wohl gerne selbst gehabt?"

„Ei du! Ei du!" eiferte Doratie. „Du bist die Rechte mit deiner Verstellung. Wer warf ihm so verliebte Blicke heimlich zu, wenns keiner sah, und maß ihn von oben bis unten? Wie das klang: „Warum nicht? — Warum nicht? Mein lieber Peter!" Solchen Ton hast du nicht hinter deinen Mehlsäcken gelernt. Pfui über die Heuchlerin! Wenn ich ihn haben will, dann brauche ich nur einmal zu locken, er hüpft alsbald von eurem Mühlrad auf meinen Zweig. Oheim und Nichte! Man wagt ja seinen guten Ruf, wenn man über diese Schwelle geht."

Also trennte sich das Kleeblatt, kein einziger dachte daran, hinter dem steifen Peter dreinzulachen.

Dieser ging gegen seine Gewohnheit mit zögerndem Schritt, der seine Unentschlossenheit verriet, von dannen. Schreiben wollte er lernen, aber plötzlich fühlte er ein beängstigendes Jucken auf dem Rücken, es wachten die alten Erinnerungen an Rostock und an den Bakel des Schulmeisters wieder auf. Zuweilen stand er überlegend still, atmete schwer oder vielmehr seufzte von Herzensgrund, und so kam er langsam zu einem Häuschen, das in der Nähe des Friedhofes aus Balken und Trümmern der einstigen Turmspitze errichtet war. Dort wohnte der Küster, den der Pastor bei seiner Einführung von der Kanzel wegen seiner Kenntnisse gelobt und sogar lateinisch als einen homo vitae in teger honestis parentibus ortus bezeichnet hatte.

Durch sein Klopfen lockte Peter eine seltsame Gestalt vor die Thüre, ein dürres Männchen, das mit schielendem Blick anscheinend die fernste Ecke suchte, wenn es zu jemandem redete. Dabei legte es gerne die Hände ineinander und hielt sie so, als ob es von beharrlichen Leibschmerzen geplagt sei, zog die Achseln hoch gegen den schiefgehaltenen Kopf, als wollte es von vorne herein versichern, daß es durchaus nicht in der Lage sei, auch den geringsten Wunsch anderer zu erfüllen.

„Quis est, qui venit ostium pulsaturus post solem occidentem?" fragte er und machte nicht Miene, die Hausthüre frei zu geben. Hinter ihm stand seine Frau, breit und stark, und hielt irgend ein wuchtiges Instrument in der Hand.

„O weh!" dachte Peter, „gerade so machte es der Rostocker, und wenn ich dann nichts zu antworten wußte, wischte er mir sofort eins über. Nun, wenns denn einmal so Handwerksbrauch der Schulmeister ist, so will ich auch dieses Harte mit Fassung über mich ergehen lassen. Wenn er es nur nicht gar zu schlimm macht."

Darauf stellte er sich vorsichtig zum Ausbiegen bereit und wartete auf weitere Dinge. Der Küster maß die schweigsame, große Gestalt ängstlich mit den Blicken und wandte sich zur Beratung seitwärts an seine Frau. „Ob wohl noch mehr kommen?" flüsterte er besorgt. Peter verstand: „Näher kommen!" und drängte mit seinen breiten Schultern den schmächtigen Mann beiseite. Gleich darauf fuhr ihm ein Besen über das Gesicht.

„Ich dachte es mir schon!" tröstete er sich gleichmütig, und um den schlimmen Empfang möglichst abzukürzen, drückte er kräftig nach vorne, worauf unter angstvollem Gekreisch beide Gestalten durch die Hinterthüre entflohen. Peter sah sich in dem Küchenraume, in welchem er sich befand, um. Dort war alles, wie bei andern Leuten, nichts deutete auf die greulichen Marterinstrumente des Rostockers. Da war kein scharfbucklichter Esel zum Reiten, kein Wurfknüppel, der dem entfernteren, unaufmerksamen Schüler an den Kopf traf, dann von ihm geküßt und zurückgebracht werden mußte, kein furchtbar schneidender Tagel aus zähem Leder, nicht einmal ein Haselstock, eigentlich war wenig mehr da, als der Herd mit seinem gemütlichen Feuer, ein Grapen am Haken darüber, ein Eimer in der Nähe, ein Holzblock und das nötige Beil darauf, etliche Teller und



Löffel auf einem Brett an der Wand und ein Blechgefäß von zweifelhafter Bestimmung auf einem wacklichten Tische, eine Bank zum Sitzen — weiter war auf den ersten Blick nichts zu sehen.

Beruhigt setzte er sich und schielte nur ungewiß auf die Kammer, denn niemand konnte wissen, was man noch daraus hervorbringen würde. Er wartete wohl eine Viertelstunde, dann flüsterte eine Stimme hinter der Thür, jetzt zwei Stimmen — eine längere Pause — endlich vorsichtiges Oeffnen — und herein lugte das blaßgelbe, verschrumpfte Gesicht des Küsters, fuhr aber sofort zurück. Abermals ein Zischeln, abermals Oeffnen der Thüre, und es leuchtete das fette Antlitz der Frau Küsterin, rot vom Feuer bestrahlt. Endlich schob sich ihre breite Gestalt herein, der Mann folgte, ein Schwall von Worten ergoß sich über Peter, lateinische und griechische Brocken fuhren auf ihn ein, so daß er unwillkürlich mit den Augen zuckte. Als die Küsterleute erschöpft schwiegen, sagte er: „Ganz recht, schreiben will ich lernen."

Jetzt wurde es anders, das Ehepaar fand sich rasch in die Lage, die Frau tätschelte ihm freundlich die Schultern, dann die Wangen und nickte und lobte, der Mann stand dabei und hielt seine Hände in großem Weh gefaltet, als wollte er sagen: „Welch trostlose Aussicht, mit solchem Dickkopf sich abquälen zu müssen!" Seine stärkere Hälfte schob ihn zur Thüre heraus, räumte flink den Tisch ab, fuhr etliche Male mit ihrer schmutzigen Schürze über denselben und befestigte einen lodernden Kienspan an der Wand, während der Küster in der Kammer herumkramte. Es dauerte ziemlich lange, Peter erwog, ob er nicht klüger gehandelt hätte, wenn er zuvor nach Hause gegangen wäre und sich eine wollene Jacke untergezogen hätte. Aber es kam besser, als er vermutet hatte.

Eine Schiefertafel und ein winziger Griffel von Zolllänge, das war alles, was zum Vorschein gebracht wurde. Den letzteren mußte er zwischen seinen Fingern befestigen, was nach vielen Versuchen gelang, dann folgte Strich auf Strich, Kreischen des Griffels, tiefes Schnaufen des Schülers, gelehrtes Reden des Lehrers; spät war es, als Peter aufstand. Der Schweiß lief ihm über das gerötete Antlitz, während sein Lehrer kummervoll auf die unerhörten Windungen der langen Linien sah, welche der Griffel in den schwarzen Grund tief eingekratzt hatte.

Peter war ein vorsichtiger Mann, er drängte darauf, zuvor den Lohn festzustellen, ehe die Arbeit geleistet war. Drei Scheffel Roggen und sechs Brote forderte der Küster, beharrte auch dabei mit großer Zähigkeit unter der Versicherung, daß er die Hälfte der Arbeit noch umsonst thue. Peter hatte einst, ingrimmig genug über die Verschwendung, in Rostock dem Schulmeister allwöchentlich einen Schilling zustellen müssen, er war also nicht geneigt, viel über diese Kosten hinauszugehen; außerdem merkte er dem würdigen Paare, welchem die Augen vor Habgier leuchteten, sehr bald an, daß man ihn als einen unverhofften Geber betrachtete und ausnutzen wollte, darum er den vielen Reden des Küsters über ungewöhnlich schwere Arbeit die Aufforderung entgegen stellte, mit ihm einmal zu Felde zu kommen und sich neben seinem Esel in den Pflug zu spannen, wie er es, um Korn zu ernten, wochenlang hätte thun müssen. Endlich, als er sich den Anschein gab, daß er des Handelns überdrüssig wieder gehen wollte, fügte sich das Ehepaar und begnügte sich mit einem Scheffel Roggen und zwei Broten, wozu die Küsterin sich eine Extralieferung von trockenen Kienspänen ausbedingte.

„Ein Brot will ich dazu sofort aus freien Stücken im voraus geben," setzte Peter zögernd hinzu, „jedoch nur unter einer Bedingung. Ich bin schier zu groß für den Bakel. Lasse er den ruhen, Herr Küster, und gebe er die Thüre frei ohne die krausen Worte, welche einen ehrlichen Mann noch mehr bedrängen, als ein großer Prügel in so kleiner Hand. Will er das, so soll das Brot hier schon morgen auf dem Tische liegen."

„Sag ihm, daß er nicht darauf rechnen dürfe, davon mitzuessen!" flüsterte die vorsichtige Hausfrau.

Digitized by Google

Der Küster verstand die Sorge seines Schülers und nickte lächelnd Zusage, was Peter im Fortgehen zu der Betrachtung Veranlassung gab, daß auch in Rostock vieles besser geworden wäre, wenn er damals schon so klug gewesen wäre, wie jetzt.

III.

Mit eisernem Fleiße lag Peter Gruwel seinem schweren Werke Tag für Tag auf dem Felde und Abend für Abend auf der Schiefertafel ob. Wenn er beim Beginn der Nacht seinem Häuschen zuging, waren seine Schritte schwer und stolpernd, vor Uebermüdung schlief er fast im Gehen ein, hatte daheim weder zum Essen noch zum Trinken Neigung, verlangte nur nach seinem Lager und schnarchte, während seine Mutter, welche ihn wachend erwartet hatte, noch zu ihm redete.

An einem schönen Abend gegen Ende des Maimonates kehrte Peter also seine Schritte seinem Hause zu. Die Luft umwehte ihn lind und lau, nachdem der Tag brennend heiß gewesen war, leise rauschten die Blätter der Bäume auf dem Kirchhofe im Abendwinde, und eine Nachtigall sang ihr süßes Lied in der dichten Linde. Er hatte sonst für die Schönheit der Natur wenig Sinn gehabt, auch wenig Zeit sich für deren Beachtung gegönnt, aber der Zauber des Maiabends brachte eine seltsame Bewegung in sein Herz. Er setzte sich auf einen Trümmerhaufen am Wege, um zu lauschen und zu erwägen, wie oft er wohl noch zum Küster gehen würde, zumal dieser ihm erklärt hatte, daß er bei seinem Fleiß und bei den Erinnerungen an den ersten Schulunterricht nicht den vierten Teil von Zeit gebrauchen würde, als sonst die Schüler, und wie bald er darnach nicht mehr in seinem Häuschen an der Hauptstraße, sondern in der Mühle wohnen werde.

Da näherten sich leichte Schritte, und bevor er überhaupt dazu kam, nach dem Urheber zu fragen, stand Doratie Winters vor ihm, sauber, flink, anmutig wie immer, nein, vielmehr ganz besonders anmutig an diesem Abende. Sie erzählte ihm, daß sie von seinem Hause komme, woselbst sie der Mutter Gesellschaft geleistet hätte — ach, wie oft die arme Frau so einsam am Abend sitzen und auf ihn warten müsse — eine liebe, treue Mutter! Ihr wäre es nicht so gut geworden, sie hätte die Mutter gar zu früh entbehren müssen; — der schöne Abend, der Nachtigallensang — sie wußte gar nicht, wie sie vom Heimwege abgekommen sei, der Vogel müßte es ihr plötzlich angethan haben — da saß sie schon neben Peter, der zu ihren Worten meistens nur ein stummes Nicken gehabt hatte, auf dem Balken.

Sie atmete etwas schwer, seufzte etliche Male recht tief, horchte auf den Vogel und sagte dann zu dem Schweigsamen: „Ist der Küster immer recht freundlich zu seinem besten Schüler, Peter? Was hat mir deine Mutter erzählt? Er läßt sich seine geringe Arbeit bezahlen. Es ist doch ein schmutzig geiziger Mann, angestachelt von seiner Frau; beide bilden ein würdiges Paar, dem man anmerkt, daß es viel zu verbergen hat, weil es gerade hier nach Laage gezogen ist."

Peter zuckte die Achseln, Geheimnisse anderer Leute kümmerten ihn nicht.

„Diese starken Hände!" sagte Doratie ungeduldig. „Sie müssen sich mit dem kleinen Griffel befassen." Während des Gespräches faßte sie Peters rechte Hand und liebkoste sie leicht. „So schwielig ist die Faust keines Mannes im Orte, aber auch niemand ist so fleißig. In diese paßt ein Säbel oder eine Muskete, auch der Pflug und die Rodehacke, aber die erbärmliche, kleine Kinderarbeit ist ihrer nicht würdig."

„Ja, was du wohl meinst!" sagte Peter jetzt. „Das ist gar keine rechte Handarbeit, der Kopf muß dabei weit mehr herhalten. Zuweilen weiß ich am Abend kaum, wie er mir steht, und die langen und kurzen Striche tanzen mir vor den Augen."

Noch eifriger wurde das Bedauern. Doratie ließ die große Hand sinken und war, ehe Peter es sich versah, geschäftig, ihm mit einem feinen Tüchlein die heiße Stirn


Digitized by Google

abzutrocknen und zu kühlen und mußte dabei natürlich nahe zu ihm rücken. Er hielt mit steifem Nacken still, als geschähe ihm etwas, was ihm nicht ungewohnt sei, sondern gebühre. „Ganz wie sein Esel, wenn man ihm den Kopf kraut," dachte Doratie unwillig bei sich. Und als nun gar Peter behaglich gähnte, fuhr sie fast erschrocken zurück und schwieg eine Weile.

„Was die Leute darüber wohl denken, daß ich so oft bei deiner Mutter sitze?" hub sie dann wieder an zu reden. „Ich bin bei derselben zu gerne und habe soviel Vertrauen zu ihr gewonnen, als wäre es meine eigene Mutter. Bei uns zu Hause ist es mir zu einsam, ich bin nur zuviel allein und auf mich angewiesen." Hier kam ein leiser Seufzer. „Mein Vater kommt und geht und spricht den ganzen Tag über zu mir kein Wort. Ich bin doch noch jung und möchte jemanden haben, dem gegenüber ich mich frei aussprechen könnte." Es folgten zwei Seufzer. „Jetzt liegt er oben auf seinem Lager und schläft, wer weiß wie fest, da könnte man das Dach über seinem Haupte abbrechen, und er würde es nicht merken. In der Nacht, wenn ich in meiner Kammer neben der Küche allein ruhe, dann ängstige ich mich oft sehr, denn die Zeiten sind schlimm und die Menschen sind roh. — Ueberall ist unser Haus undicht, es könnte gar leicht jemand einbrechen, und mein Vater würde mir nicht helfen können." Abermals seufzte sie tief. „Wenn du es nur einmal ansehen möchtest!" fuhr sie fort. „Du würdest die Schäden sofort bemerken und ihm gelegentlich zureden, daß er seine Außenarbeit einen Tag ruhen ließe und die Lücke ausbesserte; vielleicht hilfst du ihm, denn er hält viel auf dich."

Peter empfand ein plötzliches Mitleiden mit Doratie, ihre Seufzer waren ihm nahe gegangen, und wie er bei allen Dingen, die er als nötig erkannt hatte, sofort entschlossen zu Werke ging, so sagte er, indem er aufstand: „Ich könnte es mir ja heute Abend noch ansehen, der Mond scheint hell genug, meinetwegen kann die Ausbesserung dann gleich morgen anfangen, augenblicklich ist noch etwas Ruhe in der Außenarbeit, später kommt die Heuernte, welche in diesem Jahre früh beginnt."

Ei, wie leuchteten die Augen der Jungfer so dankbar! Wie bereit sie war, mit ihm den Gang zu gehen! In der Hast stolperte sie gar über ein Trümmerstück, so daß sie den starken Arm ihres Begleiters fassen mußte, um ihn hernach nicht wieder loszulassen.

In ihrem Hause glimmte noch das Feuer auf dem Herde und ward durch einige Späne rasch entfacht, ein Kienstückchen war bald angezündet, sogar ein Imbiß stand, ehe er es sich versah, vor dem Ueberraschten, und Doratie säumte nicht, ihm zuzusprechen und zu ihm zu rücken, indem sie ihn ermunterte. Bedächtig faßte er das Messer und langte zu.

Das Feuer begann allmählich wieder zu sinken, und nur hin und wieder sprangen noch die Fünklein unter der Asche. Doratiens Atem ging heftiger, als der Kienspan plötzlich erlosch und Peter sein Messer hinlegte, um etwas verdutzt bald die letzte Glut, bald die Jungfer anzuschauen. Da er aber beharrlich schwieg, so versuchte es die Jungfer, sich leise an ihn zu schmiegen, und siehe, da sank Peters Hand, die sie abermals ergriffen, widerstandslos in ihren Schoß, er legte langsam den Kopf auf ihr duftendes Haar, und dann schnarchte er mit großem Nachdruck, daß die Bank erschütterte.

Fast wäre er von derselben herunter gefallen, als Doratie Winters wütend aufsprang und ihm plötzlich seinen Halt entzog. Verlegen versuchte er einige Entschuldigungen zu brummen, indem er sich schwerfällig erhob und der Jungfer die Hand reichte.

In derselben war aber der alte Geist, mit dem sie meist unter der Soldateska manches Jahr geherrscht hatte, wieder erwacht und die alte, bisher sorgsam zurückgedrängte Rücksichtslosigkeit gegenüber denen, die nicht nach ihrem Sinn sich benahmen.

„Du sagst," schrie sie, daß er erschrocken zusammenfuhr und in der Bestürzung vergaß, seine Hand zurückzuziehen, „du sagst von Kopfarbeit!" dabei stieß sie ihn mit der Faust an die Stirn. „Du sagst von Handarbeit!" Dabei schlug sie ihm mit den

Digitized by Google

spitzen Knöcheln heftig bei jeder Silbe auf die Handoberfläche. „Für wen ist das alles, du Narr? Was trottest du immer über die Schwelle der Mühle wie ein Hund, den man mit Brocken lockt? Merkst du denn nicht, daß man dort nur Gelegenheit sucht, dir einen Tritt zu geben, daß du das Wiederkommen vergißt? Thue doch deine blöden Augen einmal auf, du junger Taps, und siehe, wie sie dort sich über dich lustig machen, Possen mit dir treiben, dich vexieren, nur weil ihnen sonst das Leben zu langweilig ist. Sie schicken dich hin und her, lassen dich Katechismus und Schreiben lernen — hei, lach dich doch selbst aus, du dummer Peter, lach dich doch selbst aus, ha, ha, ha, ha!" — Das schmetterte gellend durch den Maienabend, daß die Nachtigall augenblicklich verstummte. Peter merkte, daß eine kräftige Faust ihn faßte, vor die Thüre schob und drinnen den Riegel vorwarf.

„Der Satan steckt in dem Weibe!" brummte er, indem er draußen stand, langsam die Mütze abnahm und den Kopf kratzte. Erschrocken sprang er beiseite, als noch einmal das gellende, wütende Lachen hinter der Thüre erscholl.

Im Fortgehen rieb er die Oberfläche der Hand und versicherte sich selbst abermals: „Der Satan steckt in dem Weibe! — Was erzürnte sie nur so heftig?" erwog er ferner. „Daß ich einschlief? Ich bin wahrhaftig sehr müde gewesen und habe es nicht aus Bosheit gethan, um sie zu ärgern. Jetzt hat sie mich gründlich aufgeweckt. Mir ist zu Mute, als ob ich zu lange geträumt hätte und könnte in der nächsten Zeit gar keinen Schlaf wiederfinden. — Sie sprach etwas — etwas —" Peter stand still und überlegte mühsam das Gehörte. Seinem ehrlichen Sinne ging es schwer ein, zu fassen, daß man mit ihm ein grausames Spiel getrieben, daß man seine Ehre mißachtet, sein Vertrauen getäuscht habe. Karak vielleicht nach Landsknechtssitte, Anna nicht, nein, gewiß nicht! — Es peinigte ihn die Not, daß er zweifeln konnte, ja, daß er zweifeln mußte, denn er erinnerte sich an seinen Abschied am ersten Abende, als die Verlobung geschlossen war, da hatten die Stimmen hinter ihm drein gelacht. Damals war er eines häßlichen Gedankens Herr geworden, jetzt wurde er von ihm beherrscht, daß er die Faust ballte und mit den Zähnen knirschte. Noch zwang er sich wieder mit großer Kraft zur Ruhe, seine Mutter sollte daheim nichts merken, auch wollte er nicht in Gedanken einmal seiner Verlobten unrecht thun — aber sagen mußte er ihr, was Doratie zu ihm gesprochen hatte, fragen mußte er sie. Und dann? Das mußte die Stunde eingeben, noch wußte er es nicht.

Seine Mutter hatte vielen Grund sich zu verwundern — über sein spätes Kommen, über sein blasses Antlitz, daß er, obgleich er sofort sein Lager aufsuchte, doch nicht schnarchte, ach nein, sich lange, lange noch herumwälzte, daß die Planken an der Decke knarrten. Als er gar am nächsten Morgen nicht sein Arbeitsgerät nahm und auf den Acker ging, sondern unruhig im Hause herumschaffte, ohne auf ihre Fragen Auskunft zu geben, bis er endlich in seinem besten Gewande davonschritt, fühlte sie sehr große Sorge in sich aufsteigen und stand lange und sah die Straße hinunter, dorthin, wo er verschwunden war.

Die Müllerin merkte schon an dem Rasen des Hundes das Kommen Peters und wußte, als sie durch das Fenster einen Blick auf sein Antlitz geworfen hatte, sofort, was er zu so ungewöhnlicher Stunde wollte. Da wurde ihr doch beklommen zu Mute, und sie eilte, Karak aus der Mühle zum Beistande herzurufen.

Peter begrüßte sie nach gewohntem Brauch, nahm nacheinander die dargebotenen Hände, schüttelte sie und setzte sich. In seiner geraden Weise ging er schnurstracks auf sein Ziel los.

„Setzt euch dorthin," sagte er, als ob er der Herr in der Mühle wäre, „ich habe mit euch zu reden." — Sie gehorchten seltsamerweise. Er fuhr fort: „Da hat zu mir gestern Abend Doratie Winters etwas gesprochen, was euch nahe angeht."

„Dich wohl auch," bemerkte Karak.

„Also Doratie hat endlich gesprochen," setzte Anna hinzu.


Digitized by Google

„Geht mich auch an, ganz recht," versetzte Peter. „Endlich gesprochen — hm, wie man es nehmen will. Ich möchte in der That wissen, ob sie es schon längst hätte thun sollen — —"

„In der That, schon längst," unterbrach ihn Karak.

„Mir also sagen, daß ich hierher in dieses Haus gelockt worden sei, damit drei Menschen, hier Anna Klausen, die Witib, meine jetzige Braut, du, Oheim Karak, und die Jungfer Doratie Winters mich hier nach Herzenslust vexieren könnten."

Anna wurde bald rot, bald blaß, ihr fehlte plötzlich die kecke Rede; die ganze Unwürdigkeit des Spiels gegenüber dem arglos Vertrauenden fiel ihr bei den schlichten Worten schwer auf das Herz, und sie bereute, daß sie auf dasselbe sich eingelassen hätte.

„Vexieren könnten! Richtig!" sagte Karak. „Das haben wir gründlich gethan, mein Nesthäkchen. Wir haben fröhlich gelacht, und du wirst endlich einsehen, daß ein so großer Junge sich nicht ungestraft anstellen darf wie ein Säugling, der nicht von seiner Mutter lassen will. Also wäre die Sache allen zum Vorteil gewesen."

Peter schwieg einen Augenblick, er versuchte offenbar, sich selbst zu bezwingen. Dann sah er plötzlich Anna mit festem Blick an und sagte: „Demnach möchte ich jetzt eine klare, bündige Antwort, was nun werden soll."

„Die will ich dir geben, mein Püppchen, wenn du noch nicht soweit zu denken gelernt hast," sagte Karak. „Entweder bist du vernünftig, dann wirst du dir sagen, daß jedem Duckmäuser einmal von seinen Mitmenschen die Augen geöffnet werden müssen, damit er nicht wie ein Murmeltier die beste Zeit seines Lebens verschläft. Du wirst dann grübeln, wie du einmal wieder andere vexieren kannst, gehst an der Mühle vorbei und nickst uns freundlich und dankbar zu, wir aber sind vor dir auf der Hut. — Oder du bist unvernünftig, und dann wirst du aus der Thüre geworfen, und deine Mutter beglückwünscht dich, wenn du mit heilen Knochen nach Hause kommst."

Peter Gruwel machte keine Miene, sich zu ihm zu wenden. „Zu dir sprach ich, Anna," sagte er, „und nicht zu dem alten Schwätzer. Du wirst mir antworten."

Er verwandte von ihr keinen Blick, in namenloser Verwirrung sprang sie plötzlich auf und trat vor Scham glühend auf ihn zu. „Wir haben schlecht an dir gehandelt, Peter," sagte sie rasch. „Es thut mir jetzt von Herzen leid, und ich möchte es ungeschehen machen. Verzeih mir, Peter, sei nicht böse und lasse alles beim alten bleiben."

Der Angeredete hatte sich langsam erhoben und die dargebotene Hand fest zwischen die seine genommen. Tief aufatmend sagte er: „Ich wußte es ja, Anna, daß du nicht zu jenen gehörtest. Gott sei Lob und Dank! Schreiben lerne ich schnell, also könnte nächstens die Hochzeit sein."

Da wurde die kleine Hand zurückgerissen, und die Witib sagte: „Rede nicht so thöricht, Peter, daraus wird nie etwas. Du mußt Scherz lernen."

„Ich scherze nie mit dem, was anderen Leuten wert und heilig ist," hieß es, „am allerwenigsten mit deren Ehre."

„Das ist nun doch einmal geschehen," sagte Anna unmutig, „es läßt sich nicht ungeschehen machen, das mußt du doch einsehen."

„Ich sehe es ein," sagte Peter, „und gerade deswegen muß es da bleiben, wohin es durch dich getrieben ist. Ein Spiel nimmt man auf und legt es hin; eine ernste Sache wird von dem, der etwas auf sich hält, ernst betrieben. Wenn du etwas auf deinen guten Namen giebst, wirst du mein Weib werden müssen."

„Müssen, müssen?" rief nun Anna trotzig. „Mein guter Name ist mindestens so unbescholten, wie der deinige."

„Ja, müssen!" wiederholte Peter mit großem Nachdruck.

„Müssen, du großer Narr!" schrie jetzt die kleine heißblütige Frau und trat heftig mit dem Füßchen auf. „Bist du um deinen Verstand gekommen? Du wirst mich doch nicht zwingen?"

Digitized by Google

„Ja, das werd ich," sagte Peter.

Mit Schrecken entdeckte Anna, daß seine sonst so gutmütigen Augen heiß im Zorne funkeln konnten, daß zwei tiefe Falten plötzlich zwischen ihnen entstanden waren und seine festgeschlossenen Lippen auf eine unbeugsame Entschlossenheit hindeuteten. Sie entsetzte sich gar vor dem Umstande, daß er sein Wesen und seine Worte trotz der heftigsten Erregung völlig in der Gewalt hatte, und wollte sich, da ihr Mut wankte, durch raschen Abbruch sichern. „Geh!" schrie sie und zeigte ihm die Thüre.

„Komm, zeige dich als ein artiger Junge," sagte Karak und begann die Aermel aufzustreifen. „Wir machen das am besten in Gemütlichkeit ab; du kannst mir glauben, daß ich schon manches Kalb abgethan habe."

Die Müllerin wollte kein Ringen der Männer in ihrer Gegenwart, trat also rasch zwischen sie. „Wenn du etwas auf deine Ehre hältst, so zwinge eine Witwe nicht, sich gegen die Zudringlichkeiten eines Mannes dadurch zu schützen, daß sie ihn mit dem Hunde über die Schwelle hetzt."

„Du trägst mein Pfand am Halse," sagte Peter mit bebender Stimme.

„Pah, das Schloß ließ sich nicht öffnen, aber hier!" schrie sie und riß heftig an der Kette, — „hier!" abermals riß sie — „hier!" Sie warf ihm den Schmuck vor die Füße. „Das ist dein Pfand, her mit dem meinen."

„Das bleibt an meiner Hand," sagte Peter, als er über die Kette wegtrat, ohne sich nach derselben zu bücken. „Was ich einmal habe, das halte ich fest. Wenn ich wieder über die Schwelle schreite, bist du mein Weib, bis dahin wahre das Pfand!"

„Ruhig, ohne Karak, der kampflustig dastand, auch nur eines Blickes zu würdigen, ging er davon.

„Er versuchts am Ende noch einmal und kommt unvermutet zurück, wenn ich allein bin," dachte die erregte Witwe, schleuderte die Kette verächtlich mit dem Fuße fort, schloß das Hofthor sorgfältig, machte den Hund los und trat dann in das Haus zurück. Das Tier tobte wütend umher, und als es an die Stelle kam, wo die Kette lag, fuhr es knurrend auf sie ein, biß darauf und schlug sie um sich.

Karak dachte nach einer Weile bei seiner Arbeit an den wertvollen Schmuck, der achtlos den Augen der nach Beute lüsternen Landstreicher preisgegeben lag, und schlich heimlich zurück, um ihn für sich, wie er sagte, zu retten. Da war er nicht mehr zu finden, er lächelte und flüsterte: „O, über die Heuchelei der Weiber!"

„Peter, Peter, wie siehst du aus! Was ist geschehen? O du mein Gott im Himmel, was hat man mit dir gemacht?" So lautete der Empfang, der dem Heimkehrenden bereitet wurde. „So sprich doch! Du siehst so wild drein. Ich vergehe vor Angst!"

Peter setzte sich auf eine Bank, nahm sein Messer und that, was er sonst nur in seinen Mußestunden zu thun pflegte, er schnitt Späne.

„Hast du dich erzürnt mit deiner Braut?" fragte die Mutter. Peter nickte. „Ist es aus? Alles — ganz aus? — Und du wirst kein Müller?" — Peter schüttelte den Kopf.

„Ach nein, ach nein, was für ein Schicksal, mit solchem stummen Sohn reden zu sollen!" jammerte die Alte und stand händeringend vor ihm. „Erbarme dich doch meiner und sprich, wie ich alles verstehen soll."

Peter sagte dumpf: „Es war niemals ihr Ernst, sie haben mich dort mit der Brautschaft nur vexiert."

„Gott erbarme dich!" schrie sie und fiel totenblaß auf die Bank. „Da hast du jemand umgebracht." —

„Nein, Mutter," entgegnete Peter.

„Bist still davon gegangen? Hast wirklich keinen zu Boden geschlagen? — Sags mir doch, ich wills ja nicht verraten. Aber verbirg mir nichts."

„Hab niemandem etwas zu Leide gethan," lautete die Antwort.

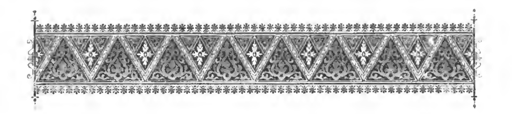
„Ach nein, ach nein! Wie konnte ich nur so etwas von dir denken, mein guter Junge, mein lieber Sohn. Das würdest du mit deinem guten Herzen ja auch nicht fertig bringen, obgleich sie es verdient hätten, ja wahrlich verdient, daß ihre ganze Mühle mit ihnen allen darinnen von dem Teiche daneben verschlungen würde, und daß sie nach ihrem Tode noch als Irrwische auf den Wiesen tanzen müßten. Kennst du wohl die Geschichte, die in Rosin geschehen ist? — Nein, noch schlimmer müßte es der liebe Gott mit ihnen machen, er — müßte — müßte — ach, ich weiß nicht, was ich rede — mein Gott, ich lästere — höre mich nicht — mir ist es so plötzlich über das Herz gekommen, daß es sich ganz eisig darinnen anfühlt — Peter — o mein Peter" —

Da kam der erleichternde Thränenstrom, welcher die Spannung löste, und rasch versiegte er nicht wieder.

Peter schnitzte ingrimmig an seinen Spänen, die Mutter weinte hinter ihrer Schürze, draußen aber sangen die Vögel im Sonnenschein, die Finken und Grasmücken, als wollten sie trösten, daß alles noch einmal besser würde. Aber für Sonnenschein und Vogelsang hatte man in dem Hause für lange Zeit kein empfängliches Gemüt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google



Zinzendorf und seine Mutter.

1723—1739.

Von

G. E. v. Natzmer.

(Mit noch nicht gedruckten Briefen.)

Wir haben Zinzendorfs Mutter als eine hochgebildete, fast gelehrte, etwas umständliche, um ihr Seelenheil nur zu sehr bekümmerte, zarte, überaus wohlthätige Dame kennen gelernt, welche ihren ersten Gemahl, den Grafen Zinzendorf, mit welchem sie nur kurze Zeit verheiratet war, innig liebte, und sich und ihren Sohn an der Seite des anderen Gatten, des vielerfahrenen, ehrenfesten, klugen und frommen Generals, demnächst Feldmarschalls v. Natzmer, den sie bis an ihr Ende hoch hielt und verehrte, wohl geborgen fand.

Diese Charaktereigenschaften spiegeln sich in der Korrespondenz mit ihrem Sohne wider, dessen freikirchlicher und triumphierender Richtung gegenüber sie in mütterlich besorgter Weise den landeskirchlichen Standpunkt in Gemäßheit des Schriftwortes zur Geltung brachte: In der Welt habt ihr Angst.

Einer Anfechtung der edlen, bei aller Eigentümlichkeit liebenswerten Frau verdanken wir das nachstehende, von seiner gleichgesinnten jungen Gemahlin, der Gräfin Reuß-Ebersdorf mitunterschriebene Trostschreiben ihres Sohnes an sie mit einer interessanten Auslassung über die Reinigung der Seelen nach dem Tode:

„Hennersdorf, den 17. April 1723.

Christus Jesus überwindet noch, Gottesfurcht, unser Gideon. In demselben höchst geehrte und geliebteste Frau Mutter! In dem Lamme, das erwürget ist von Anfang und uns erkauft hat aus den Menschen mit seinem Blut, Ihm selbst zu Erstlingen, grüßen und küssen wir Euer Gnaden aufs Herzlichste und Demüthigste.

Wir sind in Seiner Läuterung von außen eine Zeit gestanden und scheinet die hiesige Luft meiner Frau nicht anzuschlagen, daher wir uns nach Dresden sehnen (wo Zinzendorf in Staatsdiensten gestanden), zumal da wir in einigen Wochen unser Haus in Berthelsdorf dürfen beziehen können, welches hernach, wo wir so kurze Zeit in Drosten gewesen, wäre hinausgeschoben worden.

Nächstdem vernehmen wir, Euer Gnaden sollten gar hier auch herkommen, da wir dann dieses große Glück entbehren müßten, welches sehr betrübend für meine Liebste wäre, welche von Euer Gnaden gekannt zu werden auf das allerherzlichste und sehnlichste verlangt.

Digitized by Google

Die Ursachen, warum Euer Gnaden an Leib und Gemüth leiden, sind, an und vor sich selbst, von großer Wichtigkeit; jedoch bei Euer Gnaden wahrhaftigen und in den Augen Gottes geprüften Gemüthsbeschaffenheit unbesorglich.

Den Ausgang aus diesem Leben können Euer Gnaden wohl gar lange vor Augen gemahlt haben. Es ist dasjenige, wonach die Kinder der Liebe so sehr verlangt. Es ist der selige Augenblick, da die mühselige Zeit in die ruhige und sanfte Ewigkeit eindringt und unsere beschwerliche Hülle in ihre gute Verwahrung, den entledigten Geist aber in die Seegenshand einliefert. Die böse und verführerische Welt, die uns so feind- und abgünstige Welt, die unserem theuren Erlöser so widerwärtig und seinem Kreuze so höhnisch begegnet, hat nichts, das uns nach sich ziehen könnte, vielweniger anfesseln. Unser Sinn, der in dieser Pilgrimschaft stracks auf die Heimath gerichtet ist und alle Minuten zählt, wann die Wallfahrt vollendet, der Lauf vollbracht und das Vaterland erreicht sein werde, der trifft eben in diesem Ausgang aus der Zeit sein vorgestecktes Kleinod an, so ihm die himmlische Berufung in Christo Jesu bisher hat vorgehalten. Gelobet sei der Herr, der seine Gefangenen aus dem Loch der Gruben auslieset und durch das Blut des Bundes seine Gefangenen losmacht; da muß denn freilich Zion durchs Recht erlöst werden und seine Gefangenen durch Gerechtigkeit.

Aber durch was für Recht? Sein Licht und sein Recht bleibt bei Seinem heiligen Manne! Dieser ist Jesus Christ, der von Gott bestimmte Mann, durch den der Kreis der Erden einst soll gerichtet werden in Licht und Recht, durch das Blut Jesu, in welchem wir haben die Erlösung, nämlich die Vergebung der Sünden, denn auch Er selbst uns zur Gerechtigkeit und Erlösung gemacht ist, „die höchste Gerechtigkeit ist Ihr erworben, da Er ist am Stamme des Kreuzes gestorben. Die Kleider des Heils Sie da haben erlangt, in welchen Ihr Glaube dort ewiglich prangt."

Sei fröhlich im Herrn, du heilige Seele, du herrliche im Hochzeitskleid, dein Heiland, der zeucht dich aus finsterer Höhle und schmückt dich mit Gerechtigkeit. Er tilgt die Sünden mit Seinem Blut, daß keine zu finden, dir Schaden thut.

Die Runzeln, die Mackel und was da befleckt, das hat er mit köstlicher Seide bedeckt.

Ergreifen Sie es im Glauben, es ist ja Ihre, lassen sich's nicht rauben noch fremde sein, es ist Ihnen ja darum so theuer erworben; Sie halten es feste, Sie sind nicht verdorben!

Meine auserwählte Mama! Was Sie wegen der Dinge nach dem Tode für eine Besorgniß haben, ist ja wohl nicht etwa auf die Reinigung nach dem Tode zu verstehen. Ich habe gehört, daß diese Meinung in Berlin nicht ganz unbekannt sei, und wie leicht möchte Dero liebes Herz bei Dero anderen Anfechtungen, da Ihnen freilich alles vorkommen wird, auch diese Meinung einkommen und sorglich Gedanken machen.

Ich kann versichern, daß ob ich diese Meinung wohl nicht fasse, noch da sie bei sehr vielen Seelen gang und gäbe ist, sie bis dato niemals angenommen habe, ich sie dennoch auch nicht ganz wegwerfen kann, weil die Auflage, ob sie sei dem Verdienste Christi zur Schmälerung, nicht allzu ergründet ist, ich will auch sagen aus was für Ursache: denn sonst müßte auch die Reinigung in diesem Leben demselben despectirlich sein.

Alles das ist Christi Verdienste schädlich, was eigen Verdienst mit sich führt. Dieses aber hätte weder in diesem, noch jenem Leben eine Verdienstlichkeit bei sich, sondern das Blut Christi, welchen man in diesem Leben nicht zugelassen, uns von allem anklebenden Schlechten zu reinigen, verrichtet die Reinigung in jenem Leben an den Seelen, die zwar Gnade erlangt vor ihrem Ende und also ihre Sünden bereut, in die Heiligung aber nicht eingedrungen und Gott zu sehen, nicht tüchtig worden, denn es ist wohl an dem, daß die zugerechnete Gerechtigkeit auch vor Gott heilige.

Wenn aber der Mensch sein ganzes Leben hindurch alle Mühe hat, in der Heiligung völlig zu werden, wie sauer müßte es ihm in den wenigen Stunden vor seinem Ende werden, da er in seinem Leben nicht daran gedacht. Davon kommt denn gemeiniglich der heftige Kampf, welchen einige im Tode ausstehen. Wenn aber derselbige nicht

Digitized by Google

abgewartet, allerlei falscher Trost hergesucht und hernach der Mensch von dem Tode übereilt werde, so holte Gott die Kämpfe in der Ewigkeit nach, und er lasse daselbst die Seelen ihr noch zurückgebliebenes Verderben in sich selbst fühlen, welche große Angst die Reinigung ist, bis sie durch ihre tiefe Demüthigung und flehentliches Anrufen der Barmherzigkeit des Lammes, wozu auch das Mitbeten ihrer hinterlassenen Seelenbekannten viel beitragen, wenn es in gläubiger Zuversicht hinaufsteige, endlich Gnade erlangen und zu dem Anschauen der Hand Gottes, in die sie bisher, ihnen unwissend, dennoch beschlossen gewesen, auch zur Empfindung der geistlichen Vereinigung endlich gelangen.

Das ist der Begriff, den ich mir von der vorgegebenen Reinigung nach dem Tode mache aus der Beschreibung vieler meiner lieben Brüder und Schwestern, die sie glauben, selbst aber sie stehen lasse und dieselbe durch die Gnade Gottes nicht zu erfahren gedenke.

Euer Gnaden haben davon auch nichts zu besorgen, denn wozu hätte die beständige Läuterung gedient, welche Euer Gnaden in Dero ganzem Leben so vielfältig erduldet, worunter auch die jetzige in der Wahrheit sehr wichtig ist.

Glauben Euer Gnaden vor dem Angesichte Gottes, Sie werden ein edles Glied der Braut sein, welche mit Christo herauf und herabfahren wird, wenn Sie immer tiefer in das kindliche Wesen eindringen und so klein, so klein werden, daß Sie sich gar vor nichts, Ihn aber vor alles halten.

O, meine liebe Mama. Daß ich in der Ewigkeit Ihnen fein nahe sein sollte, das wäre mir eine große Ehre und Freude, so wäre ich dem Haupte auch nahe, „hiernach das Herze wallet. Herr Jesu komm, komm bald uns zu vollenden. Ist die Verlobung da, so wird die Hochzeit ja sich auch herwenden."

Meine liebe Frau, welche Euer Gnaden in kindlicher Demuth, aber sehr herzlich küsset, wünscht desgleichen und ergeben Euer Gnaden der ewigen Liebesleitung des treuesten Erlösers.

Mit unterthänigster Verharrung Euer Gnaden treu gehorsamste und unterthänigste Kinder Ludwig und Erdmuth v. Zinzendorf." —

Aus dem nachstehenden Schreiben ersehen wir, mit welcher Zartheit und Liebe Zinzendorf sich den Bedenken seiner Mutter in Dingen unterwarf, welche nicht das Seelenheil angehen, in dem vorliegenden Falle in der Fassung einer Streitschrift, welche den ihm persönlich wohlgesinnten Vertreter der lutherischen Orthodoxie in Sachsen, Konsistorialrat Löscher in Dresden, mit betraf. Er schrieb der Mutter am 30. 4. 1725.

„Es könnte mir wohl unter allem, was in dieser Hütte vorfallen, nichts empfindlicher fallen, da ich sonst durch die Gnade des Herrn ziemlich abgehärtet zu sein glaube, als wenn ich so unglücklich wäre, meiner allerliebsten Mama in etwas zu wider zu sein, geschweige denn Ihnen eine Betrübniß zu verursachen, deren Krone des Friedens und der Ruhe ich so gern binden helfe. Mir ist auch, welches ich vor dem Herrn hoch versichern kann, Euer Gnaden Beitritt in einer und der andern meiner Unternehmungen das wichtigste unter aller Menschen Gutfinden, daß, da ich sonst wenig achte, wie ich könnte geurtheilt werden, Ihr Urtheil, theuerste Mama, bei mir in der größten Achtung ist.

Ich werde diejenigen Stellen, welche Euer Gnaden zu hart vorkommen, in der nächsten Auflage ändern und wäre nicht gemeint, ein Wort der Entschuldigung anzuführen, wenn nicht hoffte, Euer Gnaden werden solches gnädig aufnehmen, indem es nicht sowohl auf mich dabei abgesehen ist, als daß ich verhindern wollte, damit Sie und andere Kinder Gottes nicht einen andern Sinn in meiner Vorrede suchen als ich solchen gehabt.

Die ganze Arbeit war eine Arbeit der Liebe, weil die Kinder Gottes in der Lausitz von ihren Pfarrern auf das Empfindlichste bedrängt werden, wozu man meinte, daß Dr. Löscher sehr fleißig Hand anlegte. Nachdem mir nun diese schönen und richtigen Wahrheiten von ihm zu Gesichte kommen, konnte ich nicht umhin, solche sowohl zum Beweise, daß man auch an Widersachern das Gute billige, als auch Dr. L. dieser theuren Wahrheit Bekenntniß nicht länger zurückhalten könne, ans Licht zu geben."

Der Zartheit ihres Sohnes gegenüber fühlte sich Frau v. Natzmer in ihrer Freiheit öfter fast beengt, so daß sie sich alsdann nicht zutraute, seiner sie bestrickenden Liebenswürdigkeit zu widerstehen. In solchen Zeiten suchte sie in ihrer Bedenklichkeit jedes Zusammentreffen mit dem Sohn, so nahe man sich auch räumlich gerückt war, hinauszuschieben, wenn nicht zu vermeiden, während Zinzendorf in seiner Warmherzigkeit darnach verlangte. Mit solchem Vorgange machen uns die folgenden Briefe bekannt. Es scheint, daß Frau v. Natzmer zu einem Besuche bei ihrer unverheirateten Schwester Henriette in Hennersdorf und Zinzendorf in Herrnhut war und dieser daselbst seinen Schwager, den 29. Grafen Reuß Ebersdorf, dessen Gemahlin und ihren Bruder, den Grafen Ludwig v. Castell, bei sich hatte, „die alles in der Gemeine zu sehen bekamen, da man ihnen vertraute."

Zinzendorf schrieb seiner Mutter:

„Herrnhut, den 14. Juli 1733.

So empfindlich mirs fällt, Euer Gnaden so nahe zu wissen und nicht erfahren zu können, ob Ihnen mit einer unterthänigsten herzlichen Aufwartung, mit dem Fußfall Ihrer Enkel und dem demüthigen Handkuß Ihrer Tochter gedient sei, so habe ich doch mich nicht unterstehen wollen, Euer Gnaden Befehl zu praeoccupiren, sondern erwarte in schmerzlicher Gelaßenheit, ob ich so selig sein könne: Euer Gnaden in den Flammen der Liebe schmelzen und zu dem lieblichen und unaufhörlichen Empfinden der Gnade vorbereiten zu sehen.

Euer Gnaden seliges Befinden, wovon ich mehr fühle als weiß, erquickt mich, denn ich messe nicht mit menschlichem Maaß, sondern nach des Freundes und des Schmelzers Weisheit.

Ich küsse Euer Gnaden ganz demüthig und unwürdig die Hände und wünsche, daß Sie der Heiland, solange es Ihnen also gehet, fleißig küsse und wenn es Ihnen wohlgeht, Sie blöde mache, denn das ist die selige und hochnöthige Führung derer, die Er bereitet hat zur Herrlichkeit."

„18. Juli 1733.

Nachdem sich die in meinem Hause befundenen gefährlichen Patienten durch Gottes Vorsehung alle wieder aufgerichtet und sowohl meine Schwägerin als ihr Bruder, der Graf von Castell, welche beide an den Masern mit meinen Kindern zugleich darnieder gelegen, wieder herumgehen, so habe Euer Gnaden um so viel zuversichtlicher um Erlaubniß bitten sollen, Ihnen meine herzdemüthigste Aufwartung zu machen.

Daß sich Euer Gnaden krank an Leib und Gemüth befinden, habe ich einestheils vernommen, mich aber darüber um so weniger verwundert, als ich selbst eine dergleichen Probe ein ganzes ¼ Jahr daher ausgestanden und von dem lieben Heiland davon wiederhergestellt bin.

Meine liebe Tochter Benigna[1]) hat seit ihrer Schwester Theodore[2]) Abschied auch eine solche Gemüthskrankheit ausgestanden, daß man sich besorgt hat, sie möchte melancholisch werden. Der liebe Heiland hat es aber zu ihrem größten Segen gewendet, wie sie denn nebst ihrem Bruder[3]) ein recht lautres, gehorsames Wesen vor sich sehen läßt und uns viele Freude macht.

Inzwischen haben wir alle unsre Leiden und Uebungen, die wir einander sollen tragen helfen und uns nicht darüber wundern, denn weil wir Gott lieb sind, muß es also sein, ohne Anfechtung können wir nicht bleiben.

Der Herr Jesu segne Euer Gnaden.

[1]) Damals 8 Jahre alt, mit 15 Jahren Jungfernälteste, demnächst Gemahlin von Johannes v. Watteville (Langguth).

[2]) Geboren 23. Oktober 1730, † 2. Dezember 1732. Ein merkwürdiges, auch geistlicher Weise beanlagtes, liebliches Kind.

[3]) Christian Renatus, geboren 1727, der spätere Mithelfer seines Vaters in der Gemeindearbeit, † 1752.

Digitized by Google

Nur ein Wink von der Kammerjungfer, den meiner Frau Hofmeisterin, die immer ab und zu gehen soll, Euer Gnaden Gesundheit zu erkundigen, am besten vernehmen kann, soll mir Flügel machen, Euer Gnaden in persönlicher Aufwartung zu zeigen, mit wie tiefer veneration ich sei Euer Gnaden, meiner herzlieben Frau Mutter, unterthänigst gehorsamer Knecht und Sohn."

In eine ähnliche Situation versetzt uns ein nur etwas späteres Schreiben Zinzendorfs. Aus jeder Zeile desselben spricht sein in Christo glühendes Herz und das Verlangen, seiner Mutter die Wunder Gottes in der Brüdergemeinde zeigen zu dürfen!

„Da ich Nachricht bekommen, daß Eure Gnaden aufgelebt und ich ausgeschlossen bleibe vom persönlichen Genuß, ist es billig, daß mein Herz sich zum Throne der Kraft erhebt: Jesus, der treue Heiland, mache Eure Gnadenzeit wie die Tage der Geliebten, die er stündlich benedeiet.

Ich bezeuge vor dem Herrn: meine Seele ist voll Verlangen. Wäre ich etwas näher, möchte ich nur ein einzigmal Euer Gnaden Augen sehen, möchte ich Ihre Kniee umfangen.

Möchten die Erbauungen (in Herrnhut), die sichtbare Gnadenwahl über mich, mein ganzes Haus und mein Volk noch auf Erden von der theuersten Mama freudevoll gesehen werden.

„Hier ist mein Herz; möchte ich lauter solche Wege, die ihr (zusagen), gehen, möchte ich ihr zur Freude sein, Herr Du weists, Du klarer Seher.

Nimm Dir meinen ganzen Willen, nimm Dir meine Kräfte hin und bereit nur und an mir alles recht nach Deinem Sinn und die auserwählte Frau, welche mich zur Welt geboren, bleibe Dir zu Deinem Preis und Belustigung erkoren." —

Auf die Nachricht, daß sein etwas excentrischer Stiefbruder, der Rittmeister Heinrich Ernst v. Natzmer, als Volontär vor dem Feinde in Ungarn in einem Duell verwundet wurde, schrieb Zinzendorf, sobald er davon hörte, der Mutter:

„Herrnhut, 4. September 1737.

Von meines jüngsten Bruders Zufall habe ich kein Wort gewußt. Es ist mir leid und lieb: leid, weil meinem Bruder etwas besseres hätte gönnen mögen als das tali tales capiuntur flumine pisces[1]); lieb, weil ich hoffe, es werde ihm einen Eindruck geben, den er vielleicht in vielen Jahren noch nicht bekommen hätte.

Wer hat's denn Euer Gnaden berichtet? Er selbst doch wohl nicht und wer ist sein Gegner gewesen?

Ich erinnere mich, daß Euer Gnaden ihm dies prognosticon längst gestellt.

Der arme Bruder! Der Heiland gebe ihm sich zu erkennen, so kann sein Fall ihm zum Aufstehen werden."

Heinrich Ernst erlag seinen Wunden.

Im Dezember des Jahres 1737 kam Zinzendorf nach Berlin und verweilte daselbst mit seiner Familie vier Monate, da er, aus Sachsen verbannt, sich nicht entschließen konnte einen Revers, von dessen Unterzeichnung man die Aufhebung des Exils abhängig machte, zu unterschreiben, und sich von Herrnhut und Dresden nicht zu weit entfernen mochte.

Die Eltern befürchteten von Zinzendorfs Aufenthalt in Berlin eine Kollision mit dem Hofe und damit eine ungünstige Behandlung der Religionsangelegenheiten in Preußen, für welche sich der Feldmarschall mit dem größten Erfolge interessierte. Dazu kam, daß sich derselbe für die Aufhebung der Verbannung aus Sachsen verwandt hatte und die Hindernisse, welche sich der Rückkehr Zinzendorfs in den Weg stellten, seinem Sohne, wenn auch nicht ausschließlich, zur Last legte und umsomehr beklagte,

[1]) Solche Fische werden in solchem Wasser gefangen.



als seine körperlichen Kräfte, in dem hohen Alter von 84 Jahren, seit dem Tode von Heinrich Ernst nachließen.

Unter solchen Eindrücken schrieb Frau von Natzmer ihrer Zinzendorf vorausgeeilten Schwiegertochter, gleich nach deren Ankunft in Berlin:

„Dezember 1737.

Hochgeborne Gräfin. Ich habe gestern durch Dero Secretair die Ankunft allhier mit Dero lieben Familie vernommen. Ich wünsche herzlich, daß Sie die Ruhe und das Vergnügen hier finden mögen, die Sie vermuthen.

Ich beklage von Grund meiner Seele, daß mein treuer mütterlicher, wohlgegründeter Rath, schriftlich und mündlich gethanen Vorstellungen dawider, keinen Eingang gefunden, sondern der Entschluß meines Sohnes, seine Familie hierher zu ziehen, erfüllt werden müssen. Ein Mehres werde mündlich sagen, wenn Sie mir die Ehre thun werden, zu kommen, so Sie aber nur nach Dero guten Gelegenheit thun können, weil Sie doch mit Ihrer Einrichtung vorerst werden occupirt sein.

Mir thut es leid, daß Sie mich durch diese Begebenheit gänzlich selbst außer Stande gesetzt, Ihnen und Ihrer lieben Familie weiter als mit guten Wünschen nützlich zu sein. Ich bin von Herzen Euer Hochgeboren gehorsame Dienerin de Natzmer."

Zinzendorf schrieb seiner Mutter:

„Berlin, 26. December 1737.

Allerliebste, gnädige Frau Mutter. Ich bin diesen Abend ganz in der Stille hier angekommen, lasse es zu gleicher Zeit Ihrer Majestät dem Könige durch Eberman sagen und melde es Euer Gnaden hierdurch unterthänigst.

Ich wäre nun freilich gern wo mich mein Vater und meine Mutter gern sähen. Aber, gnädige Mama, es kommt mir bald vor, als wenn es diesmal hieße: ich muß sein in dem, das meines Vaters ist.

Liebe, gnädige Mama, ich entrire von Herzen in Dero Kummer, wiewohl ich auch versichern kann, daß ich nicht anders gewußt — der Secretair muß Euer Gnaden übel verstanden haben — als daß, seitdem Euer Gnaden und der Papa den impertinenten revers gesehen, den man von mir begehrt, Sie meine, der Weisheit gemäße retirade selbst approbirt hätten.

Das ist gewiß, daß ich den Gütern nicht näher, der Situation meiner affairen nirgends convenienter und mit weniger ombrage irgendwo wohnen kann als mein Papa und Mama sind, weil keinem Menschen einfallen wird, daß ich von den Meinigen nicht gern gesehen würde. Vielmehr es jedermann in Sachsen approbirt und lobt, daß wir diese tour genommen.

Zu geschweigen, daß es ein bloßer Wintersejour ist und ich hier zu bleiben, nicht Zeit habe.

Ich hoffe, gnädigste Mama, werden meinem gnädigsten Papa derfalls rapportiren, vor allen Dingen aber, daß ich Dero Mißfallen nicht in dem Mindesten mehr vermuthet noch davon etwas gehört habe, bis ich jetzt hierher gekommen, indem mich Nitschmann versichert hatte, er sei zuletzt derfalls aller applanirt worden.

Ob und wenn ich die Erlaubniß bekommen werde, gnädigsten Eltern aufzuwarten und ob selbige vor gut finden werden, mir dadurch eine Verfolgung zuzuziehen, daß man sage, es sei eine disharmonie zwischen gnädigen Eltern und mir, muß ich in unterthänigster Ergebenheit überlassen, beziehe mich auf das von Herrnhut aus hierüber Gemeldete und verharre mit tiefstem respect Euer Gnaden unterthänigster gehorsamster Sohn und Diener Zinzendorf."

Zinzendorf trat in Berlin mit großer Klugheit auf. Neben den brüdergemeindlichen Geschäften, welche er versah, beschränkte er sich in seiner geistlichen Thätigkeit zunächst auf Erbauungsstunden, welche er seinen Hausgenossen hielt.

Digitized by Google

Als die Geistlichen ihn aufforderten, diese öffentlich zu machen, fragte er beim Könige an und hielt auf den ihm gewordenen Bescheid: „er solle das reine Wort in Gottes Namen predigen", unter dem Zulauf der ganzen Stadt die vielgenannten Berliner Reden.

Einem Ansinnen, aus den erweckten Berliner Lutheranern eine nach Art der Herrnhuter besondere Gemeinde zu bilden, widerstand er, indem er darauf hinwies, daß man sich untereinander fördern und die Kirche ausbauen, und doch im Zusammenhange mit der Landeskirche bleiben könne. Zinzendorf trat damit den Bestrebungen nach einer Freikirche in Preußen entgegen.

Niemand wird sich darüber mehr gefreut haben, als der alte Feldmarschall, welcher, wie wir schon sagten, das Heil des Vaterlandes in der Verbindung mit der evangelischen Kirche sah.

Unter solchen Umständen beruhigte sich auch das zarte Gemüt der Frau v. Natzmer. Wir lesen schon im Spangenberg: „Sie hatte viel Freude an den Enkelkindern, denn es war ihnen anzusehen, daß sie in der Schule des heiligen Geistes." Besonders liebte sie den jungen Grafen Christian Renatus.

Am 29. April verließ Zinzendorf wieder Berlin, nicht ohne dem Könige für ihm erwiesene Gnade zu danken. Die Mutter schrieb seiner Gemahlin:

„Berlin, den 30. Mai 1738.

Ich freue mich, aus meiner werthesten Gräfin Schreiben vom 24. Dero glückliche Ankunft in Herrnhut zu ersehen und daß Sie gute Nachricht von Ihrem lieben Herrn und lieben Kindern haben.

Der Herr führe Sie ferner in Seiner Gnade und sei allenthalben bei und mit Ihnen.

Bei uns geht es nach voriger Weise. Der liebe Feldmarschall recommandirt sich ergebenst. Die Gräfin Windischgrätz empfiehlt sich herzlich. Meine Augen sind blöde, daß ich nichts beifügen kann."

Wenige Monate später hatten die Verhältnisse in der Natzmerschen Familie sich vollständig verändert. Schon hatte Zinzendorf bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin in der Erwartung des baldigen Todes seines Stiefvaters und der Annahme, daß seiner Mutter die hannoverschen Güter ihres Gemahls zu entfernt sein möchten, um daselbst zu wohnen, ihr seine Häuser in Herrnhut und Berthelsdorf zum Wohnsitz angeboten, als im August des Jahres 1738 ganz unerwartet sein Stiefbruder, der Regierungsrat Carl Dubislav v. Natzmer, unvermählt, mit Hinterlassung von vielen Schulden starb, die zu bezahlen das Allodialvermögen des Feldmarschalls kaum ausreichte.

Dabei büßte der General mit dem Tode seines letzten Sohnes zu seinem Schmerze und zum Schaden seiner Gemahlin die Disposition über die Lehngüter ein, so daß Frau v. Natzmer gegenüber den großen Verhältnissen, in welchen sie an der Seite des Feldmarschalls lebte, als Witwe auf nur weniges angewiesen war und ihren Zinzendorfschen Kindern nicht mehr, wie bisher, zu helfen vermochte, während diese von ihrem Stiefbruder, dem Grafen Friedrich (Zinzendorf), einen ungerechtfertigten Ausfall an ihnen von der Mutter zugewiesenen Einnahmen zu erleiden hatten.

Tagtäglich erwartete Frau v. Natzmer unter solchen Eindrücken die Auflösung des Feldmarschalls, und wurde ihr, sie nicht noch mehr zu beunruhigen, die längere Abwesenheit Zinzendorfs, der im Dezember des Jahres 1738 seine erste Missionsreise (nach Westindien) antrat, so lange als möglich vorenthalten. Einen späteren Missionsbericht Zinzendorfs in einem Schreiben an seine Mutter, d. d. 15. April 1739, haben wir anderweitig mitgeteilt.

Ihrer Schwiegertochter, welche im September von dem kleinen David, einem liebenswürdigen Kinde, entbunden war, schrieb Frau v. Natzmer:

„Berlin, den 8. November 1738.

Weil seit der Nachricht von meiner allerliebsten Gräfin glücklich erfolgten Niederkunft, darauf alsofort geantwortet, nichts von Ihnen gehört, so komme durch dieses danach zu erkundigen.


Digitized by Google

Bei uns hier ist alles betrübt, der liebe Feldmarschall sehr herunter und sonst alle Umstände so beschaffen, daß sie so garnicht zu beschreiben oder andern glaubwürdig würden sein. Gott wolle nach seiner Barmherzigkeit durch alles hindurch helfen und uns nur unsre armen Seelen zur Ausbeute droben bringen lassen um deswillen, dem sie so theuer zu erlösen geworden sind.

Ein Mehres vermag nicht beizufügen, da von diesem wenigen bereits vielmehr abgerufen.

Meinen Sohn und die liebe Familie embrassire ich herzlich. Wie geht es denn dem lieben Christel?"

„Berlin, den 1. Dezember 1738.

Mit tausend Seegenswünschen Groß und Klein. Ist mein Sohn wieder zurück, bitte ihm gleiches zu versichern.

Unsererseits kann ich nichts erfreuliches melden, denn bei uns ist, nach göttlicher, heiliger und doch allezeit zum wahren besten gemeinten Zulassung, nichts als Noth, Kummer und Elend.

Was meine liebste Gräfin mir melden, daß der Graf Friedrich unter den kahlsten Vorwendungen meinem Sohn die wenigen ad dies vitae mir von dem seligen Grafen (meinem Gemahl) geordneten Leibzinsen zu geben weigert, hat mich recht betrübt, um Ihr und der armen Kinder willen.

Fremde muß mir ja zwar wohl nichts vorkommen; denn im Zeitlichen ist mir, meinen Kindeskindern wohl kein Schatz beschieden, vielmehr Schaden und Verlust: „Im Himmel sollen wir haben, o Gott wie große Gaben." — —

Hätte ich kein eigenes (Zinzendorfsches) Kind gehabt, wollte ich es, wenn ich nur nothdürftig mein Brod gehabt, gern begeben haben, allein so ist mir ja mein eigen Kind (Nicolaus Ludwig) am Nächsten, und fließt es ja wieder in die Quelle hinein, woraus es geflossen. Und wie lange wird es noch währen; mein Leben ist ja wohl so ausgemergelt, daß es bald seine Endschaft erreichen dürfte, so ist es ja zum Ende und wer weiß, ob es nicht hernach dem Grafen Friedrich schwer sein wird, in eine ihm doch meist fremde Familie soviel Capital zu zahlen, als jetzt seinem Bruder."

„Berlin, den 16. Februar 1739.

Der Allerhöchste nehme Ihren lieben Herrn in seinen Schutz und gebe gute Post von ihm und aus Jena (wo Christian Renatus studierte). Uebrigens kann es ganz gut angehen, daß Sie mir durch Herrn Lieberkühn (den brüdergemeindlichen Judenmissionar) ein Briefchen schicken. Seien Sie nur so gütig und melden ihm, daß er solches selbst bringe und im Hause sage, er habe an mich ein Schreiben von der Gräfin Zinzendorf, so er mir selbst einhändigen solle. Ich will inzwischen meinen Brief fertig halten, damit er nicht 2mal kommen muß.

Daß er weiter nichts davon, an wen es auch sei, gedenke, werden Sie ihn erinnern, denn obwohl ich hierunter nichts als erlaubtes und das ich mit gutem Gewissen thun kann, thue, so kann man sich doch nicht genug in Acht nehmen, und bin ich ja ohnedem als ein verschüchterter Vogel.

Ich ergebe mich und den lieben Feldmarschall, welcher sehr kraftlos und elend und herzlich mit mir sich empfiehlt, zu steter Liebe und Wohlwollen."

„Berlin, den 23. März 1739.

In Folge meines letzten Schreibens habe diesen Brief vorräthig nebst 200 Thalern, bis es abgeholt werde auf meiner werthesten Gräfin ordre. Anders als in louisd'or habe es nicht schaffen können.

Ich embrassire mit dem lieben Feldmarschall meine allerliebste Gräfin von Herzen mit der ganzen Familie."

„Berlin, den 12. Mai 1739.

Ich preise die göttliche Güte und Barmherzigkeit, die meinen Sohn von seiner gefährlichen Reise zurückgeführt und wünsche von Grund der Seelen, daß er bald wohl-

Digitized by Google

behalten bei meiner werthesten Gräfin und seiner lieben Familie anlangen und Dieselben ins Gesammt bei allem Wohlsein finden möge.

Meine wertheste Gräfin hatten mir in dem Schreiben, so mir Lieberkühn brachte, Dero noch währendes Anliegen betreffend das wenige, so der Graf Friedrich Ihnen noch von Meinetwegen geben sollte und nun bereits so lange schon zurückhält, beklagt: ich versichere Ihnen, daß es mir recht nahe gehet und ich die große Unbilligkeit darunter nicht genug bewundern kann.

Zu versichern, daß ich mich aus Liebe zu meinem Sohn und Ihnen nicht entziehen wollte, an ihn selbst zu schreiben und Vorstellung zu thun, allein nicht zu gedenken meines jetzigen jämmerlichen Zustandes, da nicht vermögend, mich in dergleichen Dingen recht zu fassen, so bin bereits gewitzigt, wie ganz gewissenlos mich seine selige Gemahlin, die doch nichts sagen konnte als das sie von ihm gehört, vor aller Welt ausgerufen.

Da ich doch vor Gott ein gut Gewissen habe, daß ich mich bei (meinen) beiden Männern nicht gesucht, überhaupt auch „Mein und Dein" bei mir in keine consideration, auch nach meinem natürlichen temperament kommt, so würde mich eine etwas spitzige Antwort sehr drücken und doch nichts effectuiren.

Den Prozeß auf den Schluß meines Lebens anzufangen, ist mir unmöglich.

Ich gedachte an die alte Gräfin deßhalb zu schreiben, vernahm aber, daß sie beständig krank, also darf nicht sorgen, bekomme doch keine Antwort. Ich muß also abwarten, ob etwa der alles wohl regierende himmlische Vater mir einen neuen Weg zeigen möchte, da ich mündlich mit ihm könnte handeln lassen, so gewisser Umstände halber nicht unmöglich, aber noch sobald nicht. „Wir sollen unsere Schätze zusammen dort erwarten, wo unser Herz ist."

Der liebe Feldmarschall kann weiter nichts als vom Bett auf den Stuhl. „Bestehet seine Arbeit in Gebet und Stille."

Nach dem Tode desselben schrieb Frau v. Natzmer der Schwiegertochter:

„Berlin, 27. Juli 1739.

Mein Ergehen ist, wie die liebste Gräfin leicht erachten werden, traurig und betrübt, dabei sich noch die schweren Umstände der Söhne finden und ist (nur) mein Wunsch, daß es zu Hennersdorf gut gehe; sonst wüßte wohl nichts außer: Der Herr wolle helfen!

Anjetzo habe den rumor des Ausräumens, habe mir nur einen Stock aus im gewesenen Cansteinschen Hause gemiethet, daß mit meinen Sachen wohin weiß. Vor mich allein brauche ich nicht viel."

Zu ihrem Sohne in die Brüdergemeinde zu ziehen, vermochte sich die edle Witwe nicht zu entschließen, auch schlug sie das Erbieten des Königs, in der Dienstwohnung des Feldmarschalls zu bleiben, bescheidentlich aus.

In stetem brieflichen Verkehr mit ihrem einzigen, vielgeliebten Sohne Zinzendorf, lebte sie in dem Cansteinschen Hause, „wo unten der Hallesche Buchladen mit den Streitschriften gegen denselben war", die vielen Jahre, bis sie zu ihrem Frieden heimging, in steter Sorge um ihr Seelenheil. Ihre Freude war bis zuletzt Wohlthun und geistige Arbeit.


Digitized by Google



Zur Reform des höheren Unterrichtswesens.

I.

Es ist wohl zweifellos, daß die Verhandlungen der Kommission für Unterrichtsreform, welche vom 4. bis 17. Dezember des vorigen Jahres in Berlin unter der direkt eingreifenden Teilnahme Sr. Majestät des Kaisers und der denkbar größten Aufmerksamkeit des gesamten Volkes stattgefunden haben, demnächst zu sehr wesentlichen Veränderungen auf dem Gebiet des höheren Unterrichtswesens in Preußen führen werden. Werden die jetzt gefaßten Beschlüsse auch nach der in der letzten Sitzung der Kommission verlesenen Kabinettsordre Sr. Maj. des Kaisers erst einem Ausschuß von fünf bis sieben Mitgliedern zur nochmaligen Prüfung und Berichterstattung übergeben werden, so ist doch vorauszusehen, daß der für die Durchführung daran sich anschließender praktischer Vorschläge ins Auge gefaßte Termin des 1. April 1892 eingehalten werden wird. Da nun die Organisation der höheren Schulen in Preußen, der Unterrichtsbetrieb, der hier ins Auge gefaßt ist, und die sonst noch geplanten Veränderungen in den Verhältnissen der Lehrer an den höheren Schulen mit selbstverständlicher Notwendigkeit einen erheblichen Einfluß auch auf das Schulwesen der übrigen deutschen Bundesstaaten ausüben werden, so erscheint es bei dieser weitgehenden Bedeutung, welche die „Schulfrage" angenommen hat, zweckmäßig, dieselbe etwas genauer zu prüfen.

Die Organisation des höheren Unterrichtswesens wird voraussichtlich die wichtigste Aenderung dadurch erleiden, daß das Realgymnasium resp. das Realprogymnasium in seiner jetzigen Gestalt verschwindet. Im Interesse der Reinheit und Einfachheit des Unterrichtsprinzips ist dies nicht zu beklagen. Man darf sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß das Latein, ebenso wie es die Grundlage des gymnasialen Unterrichts ist, mit dem realen nichts zu thun hat, die Schüler besonders in den mittleren und oberen Klassen der jetzigen Realgymnasien belastet und den Unterricht in den neueren Sprachen so gut wie in den mathematisch naturwissenschaftlichen Disciplinen einengt. Es soll grundsätzlich in Zukunft nur zwei Arten von höheren Schulen geben, das Gymnasium mit den beiden alten Sprachen und die Realschule ohne Latein, zerfallend in Oberrealschule und höhere Bürgerschule. Die letztere, künftig schlechtweg Realschule genannt, mit sechsjährigem Kursus, wird ihren abgehenden Zöglingen eine für die mannigfaltigen Bedürfnisse des praktischen Lebens ausreichende Bildung und auf Grund einer mit Erfolg abgelegten Abgangsprüfung die Möglichkeit des Eintritts in den gesamten Subalterndienst gewähren. Ihre Fortsetzung bildet die Oberrealschule, die zu dem sechsjährigen Kursus der Realschule noch einen dreijährigen hinzufügt. Das an ihr erworbene Reife-

Digitized by Google

zeugnis soll zum Studium an technischen Hochschulen und zum Universitätsstudium der Mathematik und Naturwissenschaften, sowie zum höheren Berg-, Bau-, Maschinenbau-, Post- und Forstfach berechtigen. Für die Fakultätsstudien und Prüfungen ist das von einer Oberrealschule ausgestellte Reifezeugnis durch den Nachweis hinreichender Bildung in den alten Sprachen zu ergänzen. Die von Gymnasien ausgefertigten Reifezeugnisse gewähren den Zugang zu sämtlichen Fakultätsstudien und zu den diese Studien voraussetzenden Prüfungen für Aemter im Staats- und Kirchendienst einschließlich des medizinischen Berufes, sowie zum höheren Berg-, Bau-, Maschinenbau-, Post- und Forstfach. Für das Studium auf technischen Hochschulen ist noch ein Nachweis über hinreichende Fertigkeit im Zeichnen, bezw. auch in Mathematik und Naturwissenschaften zu erbringen. Die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Heeresdienst gewährt außer den auf Grund der Abgangsprüfung ausgefertigten Reifezeugnissen der Realschule eine mit Erfolg abgelegte Prüfung am Schlusse der Untersekunda, also des sechsten Jahreskursus des Gymnasiums resp. der Oberrealschule.

Bei dieser Organisation ist das Gymnasium nach wie vor als die specielle Vorschule für die Universitätsstudien, die Oberrealschule als diejenige für die höheren technisch-naturwissenschaftlichen Berufsarten gedacht, während die Realschule den Bildungsbedürfnissen des höheren Gewerbestandes entgegenkommen soll. Dadurch, daß die Erwerbung des Befähigungszeugnisses für den einjährig-freiwilligen Militärdienst unter allen Umständen an die Ablegung einer Prüfung geknüpft wird, soll dem „Ersitzen“ der betr. Berechtigung im Gymnasium vorgebeugt, also die Befreiung desselben von lästigem Ballast angestrebt werden.

Wir halten die Organisation so, wie sie gedacht ist, für prinzipiell zulässig und zweckmäßig. Nur ein Punkt scheint uns der Verbesserung zu bedürfen, nämlich das sich an dieselbe anschließende Berechtigungswesen. Bei der Ordnung desselben ist dem Grundsatz, daß der Zweck dem Prinzip entsprechen muß, nicht so, wie es hätte geschehen müssen, Rechnung getragen. Niemand kann zwei Herren dienen. Das aber soll das Gymnasium, insofern man ihm gleichsam als Danaergeschenk die Berechtigungen der Oberrealschule fast ohne Einschränkung und damit sehr drückende Pflichten zugewendet hat, während dieser das Recht des Zugangs zu den gewöhnlichen Universitätsstudien so gut wie versagt worden ist. Denn eine Nachprüfung in den alten Sprachen ist doch ein ganz anderes Ding als eine bloße Ergänzungsprüfung in Mathematik und Naturwissenschaften oder der Nachweis hinreichender Fertigkeit im Zeichnen. Dort handelt es sich um fremde, bisher in der Schule nicht behandelte Disciplinen, hier um solche, die Jahre hindurch die Examinanden beschäftigt haben. Warum aber soll dem Gymnasium aufgebürdet werden, was es nicht tragen kann? Der Begriff „Ueberbürdung“, der vielen recht Wohlmeinenden so dunkel und unklar ist, erscheint hier in einer recht grellen Beleuchtung. Wird von dem Gymnasium als solchem mehr verlangt, als billig ist, dann müssen auch die ausführenden Organe desselben, also Direktor und Lehrer, mehr von den Schülern verlangen, als recht ist. Giebt man aber diesem die Vorbereitung für die Universitätsstudien und stellt in ihm das sprachlich-litterarische Prinzip in den Vordergrund, jener dagegen die Vorbereitung für die höheren technischen Berufsarten und betont damit das mathematisch-naturwissenschaftliche, so handelt man konsequent und richtig. Beide Prinzipien kommen dann als gleichwertig zu ihrem Recht. Man teile also die einzelnen Berufsarten scharf nach den Anforderungen, die sie an die Vorbildung ihrer Jünger stellen, und gebe das Recht des Zugangs zu den einen dem Gymnasium, desjenigen zu den andern der Oberrealschule. Man nützt damit beiden Anstaltsarten, ohne einer zu schaden. Oder sollten vielleicht gar diejenigen recht haben, die da behaupten, man könne von einer solchen Teilung der Berechtigungen überhaupt absehen und beiden Schularten das Recht des Zugangs zu den Fakultätsstudien und zu den übrigen höheren Berufsarten geben? Die Gefahr der Verirrung in einen verkehrten Beruf wird mit der Beseitigung des lateinischen Unterrichts aus der Realschule zweifellos eine viel


Digitized by Google

geringere werden, als sie es jetzt wäre, wenn Gymnasium und Realgymnasium gleiche Berechtigungen hätten. Unseres Erachtens darf man künftighin bei der Wahl des Berufs dem gesunden Sinn der Beteiligten vertrauen, daß sie den rechten Weg wohl finden werden. Oder sollten diese nicht vor der Ungereimtheit zurückschrecken, daß ein „Barbar" Theologie studiert? Oder vor der anderen, daß ein Ageometretos — wir meinen damit einen schlechten Mathematiker — sich der höheren Ingenieur-Carriere widmet? Wer mit den Verhältnissen, unter denen das Studium, der künftige Beruf also, von den Gymnasial-Abiturienten jetzt gewählt wird, einigermaßen vertraut ist, wird uns recht geben, daß sehr häufig Unberufene in diesen oder jenen Beruf eintreten. Was ist besser, daß ein auf dem Gymnasium Gebildeter ein Unberufener, oder ein auf der Oberrealschule Gebildeter ein Berufener für dieses oder jenes Studium ist? Wie stellt sich die Kirche zu dieser Frage, die Staatsverwaltung, die Justiz, die Unterrichtsverwaltung u. s. w. Geschieht einmal das Wunder, daß ein Oberrealschüler sich in die Theologie „verirrt", dann meinen wir, darf sich die theologische Fakultät solchen „Zulaufs" freuen; mit Aussicht auf besten Erfolg wird sie sich in solchem Falle des Verirrten event. auch ohne Ergänzungsprüfungen annehmen. Das erste theologische Examen wird alles als gut an das Licht der Sonne bringen. Aber die Mediziner? Bekanntlich sind diese über die zweckmäßigste Art der Vorbildung für ihr Studium so geteilter Meinung, daß es nicht unzweckmäßig ist, den Wünschen aller entgegenzukommen. Wir leben allerdings des Glaubens, daß allmählich ihre Neigung sich den auf den Oberrealschulen vorgebildeten jungen Leuten zuwenden wird.

Ist nun auch durch die geplante neue Organisation die am häufigsten begegnende und am meisten begründete Klage über die Zwecklosigkeit des lateinischen Unterrichts in der Realschule hinfällig geworden, so darf man doch nicht meinen, daß damit aller Anstoß, den man an unserem höheren Unterrichtswesen zu nehmen sich gewöhnt hat, beseitigt sei. Bald genug wird der Schuh irgendwo anders drücken. Der Uebergang von der einen Art von Unterrichtsanstalt zur andern, das Umsteigen und Sichverändern wird in Zukunft viel schwerer sein als bisher. Der gemeinsame Unterbau bis Untertertia, der die Schüler 12 Jahre und älter werden ließ, bevor sich die Väter für den einen oder andern Weg der Bildung zu entscheiden brauchten, ist von der Kommission im Interesse der Durchführung des Princips als nicht praktikabel verworfen worden. Wir mißbilligen das nicht. Denn erstens ist doch in den bei weitem meisten Fällen, wo es sich um den Besuch einer höheren Unterrichtsanstalt handelt, der Weg durch die persönlichen Verhältnisse der Eltern und demgemäß des Knaben gewiesen und zweitens wird da, wo wirklich hervortretende, den Erfolg verbürgende Begabung den Uebergang von der einen zur andern Anstaltsart wünschenswert und zweckmäßig erscheinen läßt, wie bisher so auch in Zukunft Rat geschafft werden. Das an sich gewiß berechtigte Streben der Eltern, ihren Söhnen eine höhere Bildung und damit eine höhere Stellung im Leben zu verschaffen, als sie selbst besitzen, die damit zusammenhängende Unentschlossenheit vieler bei der Wahl des Berufs und die Rücksicht auf diese seitens der Schule haben, wie uns scheinen will, auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens in den letzten Jahrzehnten eine viel bemerkte Unsicherheit und Verwirrung herbeigeführt, die endgültig einmal beseitigt zu werden verdient.

Wir sind der Meinung, daß unter Beibehaltung einer dem wirklichen Bedürfnisse entsprechenden Zahl von Gymnasien und Oberrealschulen an Stelle der bisherigen Realgymnasien die Einrichtung von Realschulen, also sechsklassiger lateinloser Unterrichtsanstalten mit der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst und zum Eintritt in den gesamten Subalterndienst auf Grund einer Entlassungsprüfung, vielseitigem Bedürfnisse des höheren Gewerbestandes, der Landwirtschaft ꝛc. in allen Staaten des Reichs entgegen kommt. Es ist zu wünschen, daß die beteiligten Schulbehörden und Schulgemeinden bei etwaiger Umgestaltung bestehender oder bei Gründung neuer Unterrichtsanstalten diesem Typus ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

Digitized by Google

II.

Der Unterrichtsbetrieb in unseren höheren Schulen ist schon seit Jahren Gegenstand vielfältiger Kritik und Erwägung seitens Berufener und Unberufener gewesen. Die Tendenz der Berliner Verhandlungen zielt auf eine Vereinfachung und Erleichterung desselben zu gunsten der Erziehung der Schüler, sowie auf eine äußere und innere Stärkung des Unterrichts im Deutschen und eine größere Betonung des Geschichtsunterrichts hin. „Die Maximalfrequenz auch in den unteren Klassen soll vierzig Schüler nicht übersteigen. Angemessene Schulandachten und taktvolle Hausbesuche der Lehrer werden empfohlen, um das Zusammenwirken der Schule mit der Familie herbeizuführen. Die Gesamtzahl der Unterrichtsstunden am Gymnasium soll vermindert, dabei soll das Englische je nach örtlichen Verhältnissen fakultativ oder obligatorisch eingeführt werden. Auf den Unterricht im Deutschen ist unter allen Umständen der größte Nachdruck zu legen, die Stundenzahl, soweit thunlich, zu vermehren, vor allem aber die Vervollkommnung des deutschen Ausdrucks in allen Lehrstunden und besonders bei den Uebersetzungen aus den fremden Sprachen zu erstreben. Ferner soll eine eingehendere Behandlung der neueren vaterländischen Geschichte ohne Vermehrung der bisher dem Geschichtsunterricht zugewiesenen Stundenzahl herbeigeführt werden." Die Reifeprüfung soll künftig mehr den Charakter einer Versetzungsprüfung unter staatlicher Aufsicht haben, die sich wenigstens in Rücksicht auf den eigentlichen Memorierstoff auf das Pensum der Oberprima beschränkt. Sie soll dadurch erleichtert und vereinfacht werden, daß eine Dispensation von der mündlichen Prüfung schon erfolgen kann, wenn sämtliche schriftliche Prüfungsarbeiten genügen; daß in der schriftlichen Prüfung an die Stelle des lateinischen Aufsatzes eine Uebersetzung aus dem Lateinischen tritt, sowie daß die Berücksichtigung der griechischen und französischen Versetzungsarbeiten nach Prima wegfällt. In der mündlichen Prüfung soll das Lateinsprechen beseitigt und in der Geographie gar nicht geprüft werden. Die schriftliche und mündliche Prüfung im Hebräischen soll fortfallen und in der Religionslehre, sowie in der Geschichte im Falle guter Klassenleistungen Dispensation erfolgen. Zur schriftlichen Prüfung gehört indessen eine mathematische oder mathematisch-physikalische Arbeit, auch soll die bisher geforderte Uebersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische beibehalten werden. — Sodann wurde von der Konferenz noch besonders betont, daß die vorgeschlagene Verminderung der wöchentlichen Lehrstunden nicht eine Vermehrung der häuslichen Arbeiten zur Folge haben dürfe; daß die dadurch bedingte Verlegung der Hauptarbeit in die Schule eine weitere Verbesserung der Lehrmethode bedinge; daß das Fachlehrertum beschränkt und der Klassenlehrer für körperliches und geistiges Gedeihen seiner Zöglinge mehr als bisher verantwortlich gemacht werden solle. Die Pflege des Spiels und der körperlichen Uebungen, die als tägliche Aufgaben zu bezeichnen sind, insbesondere also Verstärkung und Hebung des Turnunterrichts, Erteilung desselben womöglich durch Lehrer der Anstalt, Begünstigung der Pflege des Körpers und Erfüllung der Forderungen der Schulhygiene, sowie Kontrolle der letzteren durch einen Schularzt, Unterweisung der Lehrer und Schüler in den Grundsätzen der Hygiene, auch der Unterricht im Freien für Naturkunde, sowie für die geographische und geschichtliche Heimatskunde wurde gefordert.

Das ist alles sehr schön und gut und im einzelnen auch zu billigen. Wir sind ganz damit einverstanden, daß der sittlichen und körperlichen Erziehung der Jugend die allerernstlichste Aufmerksamkeit geschenkt werde. Ists aber bisher etwa nicht geschehen? Man betrachte die allerwärts neu errichteten und allen billigen Anforderungen entsprechenden Schulgebäude; man überzeuge sich von dem Betriebe des Turnens an vielen Schulen; man schaue unserer Jugend ins Auge und ins Herz und prüfe die wohl überall herrschende und von allen zur Verfügung stehenden Mitteln getragene gute Zucht und Disciplin. Wir wüßten nicht zu sagen, was da versäumt worden wäre, um gottes-


Digitized by Google

fürchtigen, christlichen Sinn und gute Sitte unter der Jugend zu fördern, oder was unterlassen wäre, um auch ihrer physischen Tüchtigkeit und Gesundheit gerecht zu werden. Der Unterricht ists, der in andere Bahnen gelenkt werden soll, insbesondere an den Gymnasien, die bei jenen Kommissionsverhandlungen vorzugsweise berücksichtigt werden, obgleich manche Beschlüsse, wie beispielsweise die den deutschen und den Geschichtsunterricht betreffenden, auch für die künftigen Realschulen von Bedeutung sind. Nun aber fragt sichs, wo liegt denn das eigentliche Uebel, und hat man mit den vorstehenden Beschlüssen demselben die Axt an die Wurzel gelegt?

Um die erste Frage zu beantworten, ists lehrreich, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu vergleichen. Vor uns liegt das Original eines Maturitätszeugnisses aus dem Jahre 1832, ausgefertigt von einem hochangesehenen nichtpreußischen Gymnasium, das damals um seines Rufes willen auch von Angehörigen auswärtiger Staaten häufig besucht wurde, unterzeichnet von dem Direktor, einem vorzüglichen Philologen und sechs Professoren, tüchtigen Lehrern und Gelehrten. Nach Feststellung der Personalia des Inhabers heißt es da zuerst, selbstverständlich in gutem Latein, daß der betr. Schüler in den alten Sprachen sehr gute, sodann, daß er in allen übrigen Disciplinen gute Fortschritte gemacht habe; weiter sei er ein rechtlicher, ehrenhafter und bescheidener junger Mensch, den man empfehlen könne. Kurz und gut, bestimmt und einfach. Man betrachte dagegen ein heutiges Maturitätszeugnis. Ein sehr sorgfältig erwogenes, mit minutiöser Genauigkeit ausgeführtes Urteil über die Leistungen in der mündlichen und schriftlichen Prüfung, in dem nichts vergessen ist, weder Fehler und Versehen noch Vorzüge in den schriftlichen Arbeiten und treffende Antworten in der mündlichen Prüfung. Eine Menge Detail, alles fein abgewogen und mit großer Gewissenhaftigkeit und Ausführlichkeit zusammengestellt; viel Arbeit, viel Mühe. Und wo bleibt der Mensch? Hier: Betragen gut, sehr gut, im ganzen gut, je nachdem. Man kann sich viel dabei denken, aber doch kein rechtes Bild von ihm machen. Wir tragen kein Bedenken zu behaupten, daß solchen Zeugnissen auch der vorausgehende Unterrichtsbetrieb entspricht. Vor sechzig Jahren galten Lateinisch und Griechisch; hinter ihnen in geziemender, nicht nebelgrauer Entfernung folgten die anderen Disciplinen. Sie werden in dem erwähnten Zeugnisse nicht einmal namentlich aufgeführt. Kann man sich das heute denken? Jetzt stehen sie alle neben einander. Jede verlangt in bestimmter Weise ihr Recht. Ihr dazu zu verhelfen ist eine recht mühselige Aufgabe. Das ist das Uebel.

Wird man es durch die Berliner Beschlüsse beseitigen?

Der Klage über das Zuviel ist der lateinische Aufsatz zum Opfer gefallen, der über das Nichtgenug zuliebe wird der Unterricht im Deutschen verstärkt und der in der Geschichte, soweit es wünschenswert ist, umgestaltet. Welcher Verständige sollte sich dessen nicht freuen, daß in diesen beiden Disciplinen da, wo es noch nicht geschehen sein sollte, der rechte Zielpunkt genommen und der entsprechende Weg betreten werden wird? Man spanne nur seine Erwartungen rücksichtlich des Erfolges eines erweiterten und vertieften Unterrichts in beiden nicht zu hoch. Die Wirkung des deutschen Unterrichts wird immer von derjenigen des fremdsprachlichen wesentlich beeinflußt werden, und diejenige des Geschichtsunterrichts wird nur nach dem Maßstabe des pädagogisch und wissenschaftlich Zulässigen berechnet werden dürfen. Die von beiden erwarteten Früchte reifen unseres Erachtens auf anderem Gebiete.

Der lateinische Aufsatz kommt als Zielleistung in Wegfall. De mortuis nil nisi bene! Jüngst sagte uns ein Pastor, vor dessen Kanzelberedsamkeit wir den Hut lüften, daß er für seine stilistische Ausbildung dem lateinischen Aufsatz sehr viel verdanke. So wirds vielen gehen, mögen sie sich dessen auch nicht oder nicht mehr bewußt sein, vielleicht ihn gar gescholten und das „Steinigt ihn!“ mitgerufen haben. Er hat sich eben schon lange keiner sonderlichen Gunst in den beteiligten Kreisen erfreut, wie ja überhaupt die Freude an der rechten strebsamen Schülerarbeit mehr im Abnehmen als im Zunehmen begriffen ist. Welche Väter erfreuen sich so noch an dem emsigen Fleiß

ihrer Söhne, mit dem sie den Abend dann und wann in die Nacht hinein verlängern? Welche würden etwa gar Freude an lateinischen Versen finden, die diese im Schweiße ihres Angesichts geschmiedet haben? Und doch haben sie gleicher Uebung in ihrer Jugend vielleicht obgelegen. Wir haben da den lateinischen Aufsatz eines siebzehnjährigen jungen Menschen zur 300jährigen Jubelfeier der Confessio Augustana in der Hand, eine oratiuncula de vita et meritis Philippi Melanchthonis. Ein vortreffliches Thema, in dem sich die drei Säulen des Gymnasiums: Christentum, Volkstum, Altertum prächtig zusammenwölben. Solche kleine Rede ist sicher auch dem Schüler von anno 1830 recht sauer geworden. Aber welche Freude mag er am Gelingen gehabt haben! Damals gabs allerdings noch keine Zeitungen mit langen Parlamentsverhandlungen, Correspondenzen und Feuilletonartikeln zu lesen; Journale und Bilderbücher lagen noch nicht auf dem Familientisch und die Geselligkeit der Kneipe wurde noch nicht kultiviert. Von süßem Quietismus war ebenso wenig eine Spur vorhanden wie von rauhem Strebertum. Unser größter Humorist sagt an einer Stelle, daß alles der strebenden Jugend leicht machen soviel bedeute, als leichte Anker fürs Leben schmieden.

Vom lateinischen Aufsatz allein hängt nun allerdings der Betrieb der klassischen Studien nicht so ab, daß man um ihre Existenz besorgt sein müßte. Immerhin ist eine Bresche in die Mauer gelegt, deren unter Umständen verhängnisvolle Bedeutung Unkundige nicht zu taxieren im stande sind; sie behaupten zuversichtlich, daß das lateinische Exercitium dieselben Dienste thue, ohne zu ahnen, daß dieses leicht gleiche Mühe für die Schüler mit sich bringt, wie der gefallene Aufsatz, nicht aber den gleichen Nutzen vertiefter Arbeit, von dem dieser selbstverständlich bei richtiger Behandlung begleitet war. Und doch leben wir der Ueberzeugung, daß, selbst wenn einmal Finsternis hereinbräche, was bekanntlich schon einmal im Lauf der Geschichte geschehen ist, auch die zweite Renaissance geboren werden muß. Hier haben wir es mit schier unverwüstlichen Schätzen zu thun. Wir erkennen gern an, daß der Geschichtsunterricht ebenso wie der deutsche wohl geeignet sind, bei rechter Behandlung das nationale Bewußtsein und die wahre Liebe zum Vaterland zu fördern; wir wünschen auch, daß der Geschichtsunterricht in allen deutschen Schulen die historische Entwicklung der Heimat mehr als bisher ins Auge fasse, wir legen besonderes Gewicht auf die kulturhistorische Seite des Unterrichts — trotzdem wird der Unterricht in der klassischen Litteratur bei richtiger Verwertung tiefer und nachhaltiger auf das nationale Fühlen und Denken der Schüler, damit auf ihre Erziehung zum Dienste des Vaterlandes wirken. Die Männer, die die Geschichte Deutschlands in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gemacht haben — es sind ihrer viele —, haben ihre Begriffe von Vaterlandsliebe, Selbstlosigkeit, Ehre, Treue, Festigkeit, Beständigkeit, Freiheit und Männermut in erster Linie doch aus dem unversiegbaren Born des klassischen Altertums geschöpft, dessen Wesen, vertieft durch die Kraft des Evangeliums, ihnen von Jugend an aus der Schulstube bewußt oder unbewußt vertraut war. Man mag dagegen stellen, was man will, die ideale Schönheit des Hellenentums und die zweckbewußte Kraft des römischen Staatswesens werden in ihrer Bedeutung für den Jugendunterricht von nichts übertroffen. Vorausgesetzt, daß es nur einen und zwar den griechischen Homer giebt, wer will ihn und womit ersetzen? Wer wird sich an Goethescher Poesie, überhaupt an unsern Klassikern erfreuen, ohne die Poesie der Griechen, die doch nur in griechischer Sprache existiert, zu kennen? Bei wem sind unsere großen Historiker, ein Ranke, Häusser, Waitz und Treitschke, in die Schule gegangen? Meint man, daß deren antike Muster und Meister nicht heute noch ihre Jünger bildeten? Die Akropolis von Athen und die Feststätte von Olympia, wirken sie nicht erhebend und begeisternd auf das Gemüt unserer Jugend? Man nenne gleich Eindrucksvolles aus dem Gebiete des Mittelalters und der Neuzeit. Und Rom! „Was ist Horaz?" fragen seine Verächter. Jedenfalls ein Bildner und Erzieher der Jugend, wie es einen ihm ähnlichen in keiner Litteratur der Welt giebt. Gottesfurcht, flammende Liebe zu seinem Vaterlande, treue Anhänglichkeit an seinen Fürsten, Freundschaft, Dankbarkeit



und Bescheidenheit, tiefe Trauer über den Sittenverfall seiner Zeit, feinste Beobachtung aller auch der kleinsten Erscheinungen des ihn umgebenden Lebens, selbstlose Zufriedenheit und harmlose Freude an den kleinen Genüssen des Lebens machen ihn zu einem Spiegel und zu einem Liebling der Jugend. Und Tacitus? Wer berichtet uns denn von den ältesten Zeiten unseres Volkes? Wer hat uns das erste und bis jetzt unerreichte Ideal eines deutschen Helden vor die Seele gestellt? Wer kennt nicht den herrlichen Cheruskerfürsten? — Genug.

Will man solche Früchte, deren Wert für das Leben kein Verständiger bestreitet, der Blüte unserer Jugend zum Besitz machen, dann muß man freilich fleißig und emsig für Saat und Wachstum sorgen. Ohne Grammatik läßt sich weder Griechisch noch Lateinisch lernen; denn wahr ist und bleibt, was griechische Weisheit sagt: „Sehenden Auges ist blind, wer die Grammatik nicht kennt." Auch daß die Wurzeln des Weisheitsbaumes bitter sind und Schweiß der Tugend Preis ist, wußten schon die Hellenen. Weisheit und Tugend aber sind kostbare Güter, Schwert und Panzer im Kampf gegen die finstern Mächte der Tiefe, die zu bekämpfen der Kaiser den Schlachtruf an die Schule hat erschallen lassen.

III.

Jedes System und jede Organisation sind in ihren Wirkungen abhängig von denjenigen, die in dem Dienste derselben stehen, ihren Trägern. Kirche, Justiz und Verwaltung, Armee beruhen so auf der Tüchtigkeit, dem Geist, der Gesinnung, dem Charakter, der Ausbildung ihrer Diener, Beamten, Offiziere 2c. Je vollendeter und einheitlicher die geistigen und ethischen Kräfte, von denen der jedesmalige Organismus in Bewegung gesetzt wird, in ihm wirken, je mehr das Gefühl der Verantwortung für den Erfolg des ganzen den einzelnen durchdringt, desto vollendeter, erfolgreicher und geachteter dieses. Anderen höheren Berufsarten gegenüber, die durch Jahrhunderte alte Gewöhnung bei aller Um- und Fortbildung innerlich und äußerlich gefestigt die ihnen Angehörenden auf eine und dieselbe, ich möchte sagen Tonart stimmen, ihr Denken, Fühlen und Wollen der Tendenz ihres Zweckes entsprechend lenken, muß man rücksichtlich des höheren Lehrerstandes daran festhalten, daß er sich erst seit Anfang des Jahrhunderts unter der Einwirkung Wilhelm von Humboldts und Fr. A. Wolfs als solcher mit besonderer wissenschaftlicher und Berufsbildung und besonderem Standesbewußtsein zu entwickeln begonnen hat. Ein feingebildeter Arzt besuchte vor Jahren eine Versammlung akademisch gebildeter Lehrer. Auf die launig gestellte Frage, was ihn dahin führe, antwortete er: „Ich suche den Lehrertypus." Bis zu der erwähnten Zeit standen meist Theologen in den Lehrerstellen an höheren Unterrichtsanstalten. Sie waren aus irgend einem Grunde äußerlicher oder innerlicher Art dem geistlichen Amt fremd geworden, oder aber Neigung und Begabung hatte sie ins Schulamt geführt. Es waren zum Teil bedeutende, ganz hervorragende Männer. Daneben aber Lehrer von ganz unzureichender wissenschaftlicher und pädagogischer Bildung, ohne Neigung, ohne Beruf, ohne Geschick. Auch sehr seltsame, sogenannte Originale waren darunter und, wenn man den Erzählungen trauen darf, auch solche, deren moralischer Wert ein sehr geringer war. Diese Verhältnisse sind in der Erinnerung der Leute noch nicht vergessen und schaden dem Stande mehr als man denkt.

Das ist nun in den letzten vierzig, fünfzig Jahren alles ganz anders geworden, und die Welt kann sich zur Zeit noch nicht recht darein finden, daß es so anders geworden ist. Eines der hervorragendsten Mitglieder der Berliner Kommission war der jetzige Kurator der Universität Halle-Wittenberg, der Geheimrat Schrader, der, aus dem höheren Lehrerstande hervorgegangen, jahrelang das höhere Schulwesen der Provinzen Preußen geleitet, in dieser Stellung reiche Erfahrungen gesammelt und diese in bekannten pädagogischen Werken verarbeitet hat, ein Mann von vornehm konservativer Gesinnung.

Digitized by Google

Es interessiert, ihn über die jetzigen Verhältnisse zu hören. Er schrieb vor ca. zwölf Jahren: „Eine angemessene und nach Fächern gegliederte wissenschaftliche Bildung, welche sich den Fortschritten der Fachwissenschaft anzuschließen hat, wird nicht nur gesetzlich gefordert, sondern auch als selbstverständlich und als Ehrensache betrachtet. Das Lehramt bildet die Lebensaufgabe; selbst die theologisch gebildeten Religionslehrer treten aus demselben nur ausnahmsweise in das Pfarramt über. Sonach ist das Bewußtsein des Lehrerberufs und das Selbstbewußtsein des Lehrers soweit durchgedrungen, daß der Mangel desselben als seltene Ausnahme gelten darf; die Idealität der wahren Lehrer ist nicht stärker als früher, aber sie ist weit verbreiteter, das Pflichtgefühl ist schärfer und fruchtbarer geworden. Während demnach früher die Lehrer sich in den feineren Kreisen nur als geduldet ansahen und über diese doch sehr erklärliche Zurücksetzung mißgestimmt waren, so erwarten und verdienen sie jetzt mehr Anerkennung, welche nicht gerade durch äußere Ehre, aber durch Wertschätzung in der bürgerlichen Gesellschaft und von seiten der Eltern ausgedrückt wird. Die Lehrer haben hierzu ein doppeltes Recht, insofern sie nämlich selbst mehr leisten und insofern das höhere Schulwesen einen bedeutenderen, ja an sich hervorragenden Rang in der gesamten Staatsentwicklung einnimmt ꝛc.“ Diese Darstellung Schraders ist im ganzen richtig, wenn auch im einzelnen bei genauem Zusehen mancher Zweifel laut werden dürfte. Man sagt ja aber mit Recht, daß Ausnahmen, die, nebenbei bemerkt, in jedem Beruf vorkommen, die Regel bestätigen.

Die Aufgaben, welche in Zukunft an das Pflichtgefühl und den Patriotismus der akademisch gebildeten Lehrer werden gestellt werden, sollen größer sein als die bisherigen. Und doch waren dieselben nicht gering. Denn tagtäglich 3—4 Unterrichtsstunden sind, wenn sie recht erteilt werden, viel mühevoller als man gewöhnlich denkt. Dazu die Vorbereitung auf dieselben. Oder glaubt man wirklich noch, daß die Lehrer ohne solche in dieselben gehen könnten? Es würde just so sein, wie wenn der Pastor unvorbereitet die Kanzel besteigen, oder der Amtsrichter ohne Kenntnis der Sache seinen Schöffentermin abhalten wollte. Und dann die Korrekturen. Wer da weiß, was es heißt, lateinische und deutsche Aufsätze durchsehen, der weiß auch, unter welcher Last der Arbeit ein Lehrer durch das Leben geht. Und trotz solcher Bürde des Amtes haben viele noch enge Fühlung mit Wissenschaft und Kunst; sie empfinden als Erholung, was andere als Arbeit zu taxieren alle Ursache haben. Manche sorgen durch öffentliche Vorträge u. dgl. für Belehrung und Unterhaltung in größerem Vereine. Wenn nun die Anforderungen noch größer werden sollten, dann wird allerdings eine hervorragend gute Erziehung für die Schwierigkeiten des Berufs noch notwendiger, als sie es bisher schon war. Unter solcher Erziehung verstehen wir die rechte Einrichtung der allgemeinen Vorbildung, des akademischen Studiums, die specielle Vorbereitung für den Beruf und die Weiterbildung im Leben. Darüber ein Wort. Wir nehmen an, daß es rechtliche und ehrenhafte junge Leute sind, die mit dem Maturitätszeugnis versehen sich dem für ihre jedesmalige Ausbildung passenden Studium, sei es sprachlich-litterarischer oder mathemathisch-naturwissenschaftlicher Art, widmen, derselben Konfession mit warmer Ueberzeugung wie der Kreis, die Schulgemeinde, der sie künftig dienen wollen, angehörend. Darauf, ob sie niedrig oder hoch geboren sind, legen wir kein Gewicht, wohl aber auf die Gesinnung, der jene Wahrhaftigkeit und Offenheit eigen sein muß, welche das Zeichen des Freigeborenen sind. Wer diese nicht besitzt, bleibe fern von dem edelen Werke der Jugenderziehung und des Jugendunterrichts. Was die Einrichtung des Universitätsstudiums anlangt, so enthalten die Berliner Beschlüsse sehr beherzigenswerte Winke. Von ihrer gewissenhaften Beachtung hängt unseres Erachtens das Gelingen der Reform des Unterrichtsbetriebes sehr wesentlich ab. Wenn auch nach dem wohl erwogenen Urteil der Kommission grundsätzliche Aenderungen in Rücksicht auf die wissenschaftliche Vorbildung der Lehrer nicht erforderlich sind, und die Universität samt ihren Bildungsmitteln sich für die Ausbildung der Lehrer als ausreichend gezeigt hat, so wird doch

Digitized by Google

der Rat erteilt, daß durch Aufstellung hodegetischer Studienpläne den Studierenden die erforderliche Anweisung für ihre Studien gegeben, und die Erwartung ausgesprochen, daß seitens der Universität die Ausführbarkeit der Studien den Plänen entsprechend gesichert werde. Insbesondere wird gewünscht, daß auch auf allgemein zusammenfassende Vorlesungen über bestimmte Wissensgebiete die Sorge sich richten möge. Der bisher bemerkten Planlosigkeit und übertriebenen Vereinzelung und Zerteilung der Studien soll damit vorgebeugt werden.

Mit Genugthuung begrüßen wir auch die von der Unterrichtsverwaltung eingeschlagenen Wege zur wissenschaftlichen Weiterbildung der Lehrer, die Einrichtung archäologischer Kurse, Gewährung von Reisestipendien 2c. Eine Reise nach Rom oder Athen, von einem tüchtigen, wissenschaftlich strebsamen Lehrer unternommen, kommt immer der Schule, meist auch weiteren Kreisen, die mit ihr zusammenhängen, zu gute. Die gesamte deutsche Lehrerschaft würde es mit dankbarster Freude empfinden, wenn ihr auf diese Weise seitens der vorgesetzten Behörden Gelegenheit gegeben würde, die Antike an Ort und Stelle zu sehen und zu studieren oder durch zeitweiligen Aufenthalt in der Fremde Sprache und Eigenart anderer Völker kennen zu lernen.

Was die specielle Vorbereitung für die praktische Thätigkeit im Lehramt ebenso nach der didaktischen wie pädagogischen Seite anlangt, so ist es eine unabweisbare Pflicht des Staates, dieselbe in geeigneter Weise zu fördern, um durch immer verbesserte Lehrmethode die geplante und notwendige Vereinfachung und Erleichterung des Lehrbetriebes herbeizuführen. Mag man dabei die Einrichtung von pädagogischen Seminarien an Universitäten oder höheren Unterrichtsanstalten oder die Einzelausbildung der Kandidaten während eines unter geregelter Leitung zu absolvierenden Vorbereitungs-Kursus ins Auge fassen, jedenfalls wird nach dieser Seite hin allüberall viel mehr geschehen können und müssen, als zur Zeit zu geschehen pflegt. Bei einer solchen möglichst harmonischen Ausbildung der kommenden Lehrergenerationen wird manche jetzt noch recht problematische Aufgabe sich müheloser lösen lassen, als es jetzt möglich ist. Wir rechnen dazu die Frage der möglichsten Beseitigung des Fachlehrertums. Ganz wird dasselbe niemals verschwinden; es kann aber eingeschränkt werden. Und wenn dies geschieht, so wird der Betrieb des Unterichts ganz gewiß gewinnen.

Auch die gymnastische Ausbildung der Lehrer ist anzustreben. Mit der vollendeteren turnerischen Ausbildung unserer gesamten Jugend, der Fortsetzung des Turnens auf den Universitäten, die ja nicht nur für die künftigen Lehrer unter ihr, sondern für die ganze akademische Jugend anzustreben ist, und lebendiger Teilnahme am Betriebe desselben seitens der jüngeren Kräfte unter den Klassenlehrern wird eine unseres Erachtens sehr lösbare, wir sagen sehr dankbare Aufgabe gestellt. Augenblickliche Verwunderung darüber spricht nicht gegen ihre Berechtigung.

Der angestrebte Unterrichtsbetrieb setzt aber einen freien und von den Entbehrungen des Lebens ebenso wie von den Leidenschaften der Seele, von Neid und Mißgunst ganz unabhängigen Sinn voraus. Dieser beruht auf einer sicherlich einfachen und anspruchslosen, doch hinter derjenigen anderer höherer Berufsarten nicht zurückstehenden Lebensführung. „Saure Wochen, frohe Feste; Tages Arbeit, Abends Gäste!“ Man verstehe uns recht. Feine, geistig bewegte und anregende Familiengeselligkeit, ein gar nicht genug zu schätzendes Gut für gebildete Männer und Frauen, ist nicht nur nach Windthorsts launigem Wort der Verderber des „Früh- und Abendschoppens“, sondern auch ein vortreffliches Erziehungsmittel für ältere und jüngere Leute, die rechte Menschen und tüchtige Männer werden wollen. Wir können gar nicht an lucullische Festmahlzeiten und Opfer denken, die dem feuchtblickenden Lyaeus dargebracht werden; immer aber setzt solcher bescheidene Verkehr andere Mittel voraus, als sie zur Zeit den Lehrern an höheren Unterrichtsanstalten meistens zur Verfügung stehen. Auch reifere Schüler in solchen hineinzuziehen, ist ein Gedanke, der nicht so weit abliegt. Welcher Segen für manchen,

Digitized by Google

der da einsam und leeren Herzens auf seiner „Bude“ ein wissenschaftliches Leben, vielleicht auch das Gegenteil davon führt. Denn unser Pensionswesen in den sogenannten Gymnasialstädten leidet an sehr erkennbaren Mängeln. Es wäre gewiß recht gut, wenn sich nach Analogie der Loccumer Pensionsanstalten in Hameln und Goslar für Söhne der hannoverschen Landgeistlichen auch für andere Provinzen und Staaten die Mittel zur Einrichtung einer oder mehrerer solcher finden ließen. Jedenfalls ist zu wünschen, daß diejenigen, an denen die Blüte unserer Jugend in Rücksicht auf Form und Inhalt gewinnende Muster haben soll, nicht von verzehrenden Sorgen des Lebens niedergedrückt und dadurch zu mißmutigen, spröden Persönlichkeiten mit vielleicht gar verletzenden Formen werden.

Wir leben der freudigen Zuversicht, daß bei der hohen Wichtigkeit und ungewöhnlichen Bedeutung, welche die „Schulfrage“ für alle Einsichtigen schon seit langer Zeit besitzt und nicht erst über Nacht angenommen hat, eine gedeihliche Lösung derselben zum Segen unseres Volkes allseitig angestrebt werden wird. Insbesondere hegen wir die Hoffnung, daß sich der höhere Lehrerstand im Bewußtsein der Größe der ihm gestellten Aufgabe allen Ernstes, selbstlos und treu bewähren wird als der Erhalter der edelsten und höchsten Güter, die wir von unsern Vätern ererbt haben, der Gottesfurcht und christlichen Sitte, der Vaterlandsliebe und Fürstentreue, der Weisheit und Tugend!

Digitized by Google



Bei den „Socii latini“.

Eine ernsthafte Plauderei

von

C. Frhrn. v. Ungern-Sternberg.

Es ist nicht gut, daß der Mensch — immer in Berlin sei; manchmal muß er hinaus in die „Provinz“, nicht, um sich davon zu überzeugen, daß „hinter dem Berge auch noch Leute wohnen“, sondern um die Empfindung mit zurück zu nehmen, daß diese Leute im ganzen und großen mehr wert sind, als die, welche das stolze Bewußtsein mit sich herumtragen, es gehe „mit auf sie“, wenn die „Geschicke Deutschlands auf dem märkischen Sande entschieden“ werden. Die wenigsten Bewohner von Berlin brauchen das übel zu nehmen; wie viele Berliner giebt es denn in Berlin? Es ist kein Ausnahmefall, fast könnte es als Regel gelten, daß sich in einer Gesellschaft, des „Westen“ zumal, mag sie groß oder klein sein, keiner befindet, der „mit Spreewasser getauft“ ist. In einem Menschenalter wird das vielleicht anders sein, heute aber hat es noch seine Geltung. Und eben damit zum guten Teile hängt es zusammen, daß die Bewohner von Berlin im allgemeinen nicht so beschaffen sind, um dem Fremden eine sonderlich schmeichelhafte Vorstellung von dem „neuen Reiche“ beizubringen. Sie vertreten nichts als ihre Person oder im besten Falle ihre Familie, die Ehre der Stadt, ihre Ueberlieferung und Geschichte sind für sie ein leerer Klang; sie fühlen sich nicht verantwortlich für das, was in Berlin gethan oder gelassen wird, denn sie haben dort keine Wurzel geschlagen; die Eingebung einer Laune kann sie morgen von hinnen führen, ohne daß es ihnen oder sonst jemandem in der Welt einen „Riß durchs Dasein“ machte. Darnach richten viele ihr Verhalten ein; so viele, muß man leider sagen, daß das Leben in Berlin denjenigen, die von anderen Gesichtspunkten ausgehen, oft gründlich verleidet und ein Pessimismus großgezogen wird, der, wenn er weiter um sich griffe, über das Weichbild der Reichshauptstadt hinauswucherte, bei den geistigen Einflüssen, die von hier ausgehen, bedenkliche Wirkungen haben müßte.

Deshalb wiederhole ich: es ist nicht gut, daß der Mensch, der litterarische Mensch vor allem, immer in Berlin sei. Auch das aber ist nicht gut, daß er stets in Preußen bleibe. Berlin ist zwar nicht Preußen, die Natur der Sache bedingt jedoch, daß die Berliner Luft in Preußen schärfer weht als anderswo im Reiche, und ohne Politik zu treiben, darf man sagen, daß diese Luft in den letzten Jahren nicht die gesundeste gewesen sei. Weshalb nicht? soll unerörtert bleiben, weil wir sonst doch gleich mitten in die Politik hineinkommen, die hier beiseite bleiben soll; allein die Thatsache selbst steht für mich wenigstens fest, und damit ist der Ausgangspunkt gegeben.

Digitized by Google

Um „bessere Menschen“ zu finden, wird freilich so leicht niemand Berlin den Rücken kehren; auch für mich war das nicht der nächste Grund. Darauf kommt indessen wenig an, während die „objektive“ Wirkung vom Standtpunkte des Beobachters um so bedeutsamer erscheint: der Eindruck, daß es in Deutschland noch Menschen giebt, die den „Kampf ums Dasein“ nicht als des Daseins letzten Zweck nur betrachten, weil ihnen die sociale Frage noch nicht auf den Nägeln brennt.

Dies ist mir vor allem in Südbayern entgegengetreten, wohin ich zu Anfang Juli 1890 meine Schritte lenkte. Auch in München übrigens, obwohl es dort tausende von Socialdemokraten giebt, schien mir es im Grunde nicht viel auf sich zu haben. Das Behagen des Lebens wird dem äußeren Anschein nach durch die Verschiedenheit der politischen Meinungen noch nicht gestört. Eigentliches Elend ist diesem behäbigen Volke noch fremd. Das Streben nach Gleichheit nicht nur vor dem Gesetze, sondern auch vor der Sitte, welches dem Kampfe der Parteien im Norden einen guten Teil seiner Bitterkeit und Schärfe giebt, war im Süden längst gegenstandslos geworden, als noch niemand an das allgemeine Stimmrecht dachte. Süddeutsche Mitglieder des Bundesrats haben es dahin gebracht, daß die vornehmste Körperschaft des Reiches in einer Berliner Bierstube allabendlich zusammenkommt, damit aber nur nachgeahmt, was in München, Karlsruhe u. s. w. seit unvordenklichen Zeiten üblich ist. Ohne den ausgeprägten Gleichheitssinn der Bevölkerung wäre das aber nicht zu denken; ebenso wenig freilich ohne das angeborene Taktgefühl, welches den unteren Klassen des deutschen Südens eigen ist, wie es dieselben auch in den meisten romanischen Ländern ziert. Das allgemeine Stimmrecht hat deshalb, wie gesagt, im Süden bei weitem nicht die verbitternde, alles Hergebrachte unterwühlende Wirkung gehabt, die sie in Nord- und Mitteldeutschland übt, wo die oberen Stände nicht geneigt sind, die socialen Folgerungen der politischen Rechtsgleichheit zu ziehen. Sie können es auch nicht gut, weil jeder Versuch in dieser Richtung dreiste Vertraulichkeit erzeugt, während der „kleine Mann“ im Süden es natürlich findet, wenn er im Hofbräuhause neben dem Minister oder selbst neben dem Prinzen sitzt; er fühlt sich dadurch in seinen eigenen Augen nicht gehoben, hat also auch keinen Grund, dieser Stimmung einen besonderen Ausdruck zu geben.

Unbedenklich kann man deshalb im Süden auf den Eisenbahnen die dritte Klasse benutzen, wie das ja auch in wachsendem Maße sogar von Norddeutschen geschieht, sobald sie ein wenig eingelebt sind. Unangenehme Zwischenfälle werden dabei seltener vorkommen, als in der zweiten oder selbst in der ersten Klasse, wo der Streit über Oeffnen oder Schließen der Fenster bei der „Zugscheu“ der gebildeten Deutschen nicht selten zu den unangenehmsten Konflikten führt. Von „Eingeborenen“, d. h. Süddeutschen, geht derartiges freilich fast niemals aus. In neunzig Fällen von hundert sind es Nordländer, unter diesen wiederum meist „Berliner“, die sich jeder Rücksicht auf den Nächsten überhoben glauben und ihr persönliches Interesse mit einer „Schneidigkeit“ wahrnehmen, welche den Süddeutschen mit Widerwillen erfüllt. Die namentlich in Bayern noch immer bemerkbare Abneigung gegen den „Bruder Preuß“ hängt mit diesem Auftreten einzelner Norddeutscher, die aber leider ziemlich zahlreich sind, eng zusammen. Andere Gelegenheiten, die Norddeutschen kennen zu lernen, hat man auch heut noch im Süden kaum. Die politischen Beziehungen zu der deutschen Hauptstadt führen zwar weit mehr Süddeutsche nach dem Norden, insonderheit nach Berlin, als sonst, aber man muß sich das nicht allzu großartig denken. Noch immer ist es ein fast verschwindender Bruchteil der Bevölkerung südlich der „Mainlinie“, der Berlin aus eigener Anschauung kennen lernt. Von diesen wenigen aber darf jeder, der die Verhältnisse kennt, mit Bestimmtheit sagen, daß sie im allgemeinen keinen angenehmen Eindruck mit nach Hause nehmen. Was von den Nationen gilt, paßt auch auf die Stammesgenossen. Die nähere Berührung wirkt nur da günstig, wo natürliche Sympathie besteht, während sie im entgegengesetzten Falle die im Keime vorhandene Abneigung steigert. Diese Abneigung aber besteht zwischen Nord- und Süddeutschen, wie zwischen Nord- und Südfranzosen, Engländern und

Digitized by Google

Schotten. Politisch braucht das nicht zu schaden, und thut es in Deutschland jetzt nicht mehr oder nur wenig mehr. Also darf es ruhig zugegeben werden.

Am sprödesten verhält sich der Altbayer dem Berlinertum gegenüber, deshalb kann er sich auch politisch mit dem Reichsgedanken am wenigsten befreunden. Nur in den evangelischen Teilen von Franken habe ich hier und da eine deutsche Fahne gesehen; in Altbayern ist man „blauweis bis auf die Knochen“. In den Bergen scheint sich das nicht mit bewußter Preußenfeindlichkeit zu paaren; man merkt wenigstens nichts davon; aber es ist, als ob es kein deutsches Reich gäbe, als ob die Jahre 1866 und 1870/71 nicht gewesen wären. Auch im Kirchengebet ist von Kaiser und Reich keine Rede, sondern nur von dem angestammten Herrscherhause. Die „Reservatrechte“, namentlich die Aufrechterhaltung des Postmonopols, thun mehr als man denkt dazu, diese „Sonderbündelei“ zu nähren. Man sieht eben nichts vom Reiche. Die Goldmünzen tragen ja das Bildnis des Landesherrn; daß auf den Zehnpfennigstücken der Reichsadler nistet, wer achtet darauf? Die „Kaiserliche Post“, das muß wiederholt werden, wirkt da, wo sie thätig ist, diesem übermächtigen Eindruck des „territorialen“ Wesens wirksam, weil an der richtigen Stelle, entgegen. Daß Einrichtungen dieser Art ihre Aufgabe am besten erfüllen, wenn sie große Gebiete umfassen, sieht jedermann. In der That hört man da, wo die Einheitlichkeit des Postwesens durchgeführt, hierüber ebensowenig klagen, als über die des Heeres oder der auswärtigen Vertretung des Reiches, während die bittersten Beschwerden nicht ausbleiben würden, wenn z. B. ein Volksschulwesen nach der Schablone gearbeitet oder die Finanzverwaltung der verschiedenen Staaten über einen Leisten geschlagen würde.

Auch die Kunst ist ihrer Natur nach nicht dazu angethan. Es läßt sich deshalb nichts dagegen sagen, daß München seit einigen Jahren große Anstrengungen macht, mit Berlin auf diesem Gebiete in Wettbewerb zu treten, es vom ersten Platze zu verdrängen. Nur müßte es freilich mit mehr Einsicht geschehen. Man will die „bayerische Kunst“, wie sie sich seit Ludwig I. nach und nach in München entwickelt und aus eigener Malerschule von anerkannter Bedeutung großgezogen hat, zu europäischer Anerkennung bringen und zugleich den zahllosen einzelnen Künstlern Erwerb verschaffen. Dieses letztere Moment tritt angesichts der sich steigernden Notlage in den Münchener Malerkreisen sogar besonders gebieterisch in den Vordergrund. Niemand leugnet das, alle Welt zerbricht sich den Kopf, wie dem zu helfen wäre; so ist man in echt deutscher Weise auf den Gedanken verfallen, der eigenen Kunst dadurch auf die Beine zu helfen, daß man der fremden den Mitbewerb erleichtert. Ganz Europa wird Jahr für Jahr eingeladen, sich in München ein künstlerisches Stelldichein zu geben, und dabei alles aufgeboten, um die auswärtigen Bilder den deutschen gegenüber in das vorteilhafteste Licht zu stellen; dies im buchstäblichsten Sinne, so daß den Fremden die besten Plätze im Glaspalast eingeräumt werden, indessen man den Einheimischen gegenüber mit großer Strenge verfährt. Im vorigen Jahre sind z. B. über 1000 Münchener Bilder zurückgewiesen worden, was eine unglaubliche Erbitterung hervorgerufen hat, die sich freilich damit begnügt, eine Faust in der Tasche zu machen. Gegen die Bevorzugung des Auslandes wenigstens wagt man sich noch immer nicht recht aufzulehnen. Der alte deutsche Kleinmut, der von vornherein überzeugt ist, daß Paris, ja selbst London seit dem Triumphe Herkomers in Berlin, besseres liefert, ist noch keineswegs tot; er lebt in den „Alten“, zum Teil sogar in den „Jungen“ fort, die man sich hergebrachter Weise von einem kräftigen Nationalgefühl beseelt denkt, ohne sich darüber Rechenschaft abzulegen, ob die Praxis des Lebens zu der Theorie stimmt, nach der die Wiederherstellung des Reiches auch das Selbstbewußtsein der Deutschen wiedererweckt haben soll.

In München sieht man davon nicht viel. Auf jeder Kunsthandlung kann man die Ueberschrift: „Art gallery“ lesen, meist steht da auch „vente de tableaux modernes“ oder etwas derartiges, während die deutsche Bezeichnung vielfach für überflüssig gehalten zu werden scheint.


Digitized by Google

Was die Ausstellung im Glaspalaste selbst gewesen ist oder nicht gewesen ist, kann hier unerörtert bleiben. Im ganzen gewinnt man auch hier nicht den Eindruck, daß der Reichsgedanke mächtig sei. Die deutsche Kunst bewegt sich überwiegend in den Pfaden des Auslandes, namentlich der Franzosen, oder sie wandelt die alten, ausgetretenen Wege, wenn auch zum Teil mit großem technischen Geschick. Allein dieser echt moderne Vorzug vermag uns nicht dafür schadlos zu halten, daß es an dem fehlt, was man genial, d. h. bahnbrechend nennt. Ja, wo wäre der deutsche Künstler, der Schule machte, daheim oder gar draußen über der Grenze? Nicht einmal von dem Streben darnach ist etwas zu merken, wenn man die Münchener Ausstellung durchwandert. Alle Welt bescheidet sich, nicht aus Bescheidenheit, sondern weil es darauf ankommt, den zufälligen Geschmack des Publikums zu „treffen", nicht etwa ihm die Richtung zu geben. Jedermann will „verkaufen", und so ziemlich um jeden Preis, fast jedermann muß ja auch verkaufen, weil die große Mehrzahl zum Pinsel greift, um davon zu „leben" im handgreiflichsten Sinne des Wortes. Die wenigen selbständigen Talente, die es lieber anders machten, vermögen dieser Strömung für sich allein nicht zu widerstehen; bis zu einem gewissen Grade wenigstens müssen sie ihr folgen, um nicht schiffbrüchig ans Ufer geworfen zu werden, ganz aus der „Bewegung" herauszukommen. Es wird also für die „Mode" gemalt, und zwar überwiegend für eine besonders oberflächliche Mode, diejenige, welche dem englischen und amerikanischen Goldprotzentum von den Kunsthändlern und ihren Agenten aufgelegt wird. Dieses Goldprotzentum, das fast allein noch Bilder kauft, ist jedes eigenen Urteils bar, macht nicht einmal Anspruch auf ein solches, sondern überläßt die Auswahl der Kunstgegenstände oder die Zusammenstellung der „Galerie", die man anständiger Weise haben muß, vertrauensvoll oder vielmehr in vollster Gleichgültigkeit dem Sachverständigen, der entweder Kunsthändler ist, oder mit demselben unter einer Decke steckt. Um nun den Gewinn möglichst hoch zu gestalten, drückt der Händler auf den Maler, der sich meist beeilt, auf jedes Angebot einzugehen, um gleich nach abgeschlossenem Handel zu seiner tiefsten Verstimmung zu hören, daß sein Bild um den doppelten oder dreifachen Preis an irgend einen „Petroleumlord" aus New-York oder Philadelphia verkauft worden ist. Die Anstellung eines eigenen Sekretärs der Kunstgenossenschaft, dem die Verhandlungen mit den Käufern ausschließlich obliegen, hat bis jetzt nicht viel gebessert. Wenn die Kunsthändler zusammenhalten, kann der Sekretär nichts ausrichten.

Der letzte und tiefste Grund dieser unerquicklichen Zustände liegt in der „Ueberproduktion", die vielleicht nirgend eine so haarsträubende ist, als gerade in München. Allen übeln Erfahrungen der Einzelnen zum Trotz will es damit aber nicht besser werden. Zahllose Maler sinken zu „Musterzeichnern" herab oder bringen sich kümmerlich mit dem Unterrichte von Schulknaben durch; das hält aber niemanden ab, in die Akademie einzutreten, der der Staat neuerdings ein wenn auch unschönes, so doch ausgedehntes eigenes Heim geschaffen hat, als ob eine Prämie darauf gesetzt werden sollte, daß noch mehr Leute ihren „Beruf verfehlen!"

Das alles ist freilich keine bayerische Eigentümlichkeit, sondern findet sich überall in deutschen Landen wieder. Allein die besonderen Anstrengungen, welche München macht, um Berlin auf dem künstlerischen Gebiete aus dem Sattel zu heben, lassen es berechtigt erscheinen, wenn die Kehrseite dieser Bestrebungen genauer an dem Beispiele Bayerns beleuchtet wird. Diese Kehrseite ist ja ganz dazu angethan, die nationalen Gesichtspunkte, die in Bayern ohnehin wenig Pflege finden, vollends in den Hintergrund zu drängen. Wie in der That sollen diese Gesichtspunkte zur Geltung kommen, wenn auf der einen Seite nichts verabsäumt wird, um der Münchener Kunst grundsätzlich einen möglichst weltbürgerlichen Charakter zu geben, wie das mit der offenkundigen Begünstigung des Auslandes geschieht — während auf der andern der einzelne Künstler, um sein Bild „an den Mann" zu bringen, vor allem dem Geschmack des internationalen Reisepublikums zu schmeicheln sucht? Die Behandlung deutscher geschichtlicher Stoffe, so sagt man



sich, würde dazu wenig passen. Das Ausland könnte sich durch dergleichen „abgestoßen" fühlen. Nichts ist deshalb seltener, als ein Bild, das unserer nationalen Empfindung wohlthut. Die neutralen Stoffe wiegen vor; Stoffe, an denen sich niemand ärgern kann, weil sie private Verhältnisse und Beziehungen behandeln, also „Landschaft und Genre", letzteres zumal in ungemessener Fülle. Das kirchliche und christliche fehlt nicht ganz, aber es tritt ebenfalls zurück, weil auch das so manchem nicht gefallen könnte, der sonst vielleicht in den Beutel griffe. — — —

Das heißt nicht die Dinge von einem hohen Standpunkte ansehen, nein. Aber man frage nur vertraulich herum, man höre, was die Künstler selbst, die es am Ende doch wissen müssen, „unter vier Augen" sagen, und man wird Wasser in den Wein seiner Begeisterung gießen. An wem liegt die Schuld? An den Künstlern allein gewiß nicht, die meistens arme Teufel sind und „leben" müssen. Im höheren Maße ist sie jedenfalls bei dem Teile der Nation zu suchen, dem seine Mittel es gestatten, Bilder zu kaufen. Wenn diese Elemente bei uns etwas mehr idealen Sinn hätten, wenn sie größeren Wert darauf legten, eine ansehnliche Gemäldesammlung zu besitzen, als feine „Diners" zu geben, dann würde die deutsche Kunst auch andere Bahnen einschlagen können, Bahnen, die in der Richtung führten, wie sie unsere politische Entwicklung genommen hat. So aber, wie gesagt, ist es vorwiegend das Ausland, das bei uns Bilder kauft, deshalb bleibt dem Künstler nichts übrig, als sich dem Geschmack des Auslandes anzubequemen.

Neben den Fremden sind es allenfalls reiche Juden, die ihren „Stolz" darin suchen, Bilder zu zeigen. Auch diesen aber wäre mit nationalen Stoffen nicht gedient. Ihnen sagt vor allem das „Nackte" zu, das man denn auch in München, wenn nicht übermäßig, so doch reichlich vertreten fand, in einer Ungeniertheit überdies, die nicht mehr übertroffen werden konnte. Man findet aber nichts darin, daß sich die Masse der „Touristinnen", die heute Wege und Stege dermaßen füllen, daß für die Männer kaum ein Plätzchen übrig bleibt, durch diese Schaustellungen verletzt oder auch nur in Verlegenheit gesetzt fühlten. Das wäre „altfränkisch"; der schlimmste Vorwurf ungefähr, dem sich eine kneifertragende Dame der Gegenwart aussetzen könnte. Man gewann sogar den Eindruck, als ob manche Damen gerade das mit besonderer „Unerschrockenheit" betrachteten, was ihnen am wenigsten Freude hätte machen dürfen.

Auch sonst giebt sich München alle Mühe, Berlin nachzukommen. Es hat Gasthöfe, die sich mit denen der Reichshauptstadt in jeder Hinsicht messen dürfen, einen Hauptbahnhof, der nächst dem Frankfurter für den größten der Welt ausgegeben wird, elegante Kaffeehäuser, einen vorzüglichen Rathauskeller, Villenvorstädte, die ebenso „schön" aussehen als die von Berlin, ein Hoftheater, das wahrscheinlich besser ist. Vom Bier zu reden wäre trivial, das hat man in Berlin fast genau so gut, da es eben meist aus München kommt. Wer durch Bayern reist, kann die charakteristischen „Bierzüge" nicht übersehen, die ihm auf jeder Station begegnen.

Noch weniger braucht man der Kunstsammlungen zu erwähnen, die in ihrer Art zu den ersten der Welt gehören, und denen Berlin alles in allem nie etwas Ebenbürtiges wird zur Seite stellen können. Man weiß das in München und gönnt sich in diesem Stücke deshalb volle Ruhe. Für die Pinakothek wird, so weit bekannt, nichts mehr gekauft; man hält es sogar für überflüssig, die großen Räume im Winter zu erheizen.

Auf dem militärischen Gebiete hat durch die Einführung der „Pickelhaube" eine gewisse Annäherung an Norddeutschland stattgefunden, aber es bleibt doch noch sehr viel „Bayerisches" übrig. Man hält in München außerordentlich viel darauf, mit dem Reiche „unverworren" zu bleiben, mehr, als es nach außen den Anschein hat. Es ließe sich manches erzählen, was aber besser verschwiegen wird.

Seinen Verpflichtungen wird Bayern jederzeit nachkommen. Mehr darf niemand verlangen, mehr wird auch nicht geschehen. Selbst die Nationalliberalen, welche

Digitized by Google

Bayern in den Reichstag sendet, wagen nicht weiter zu gehen. Oder hätte irgend einer von ihnen ein Wort für die Einführung einer auch in Bayern giltigen Reichs-Postmarke eingelegt? Der Partikularismus, das sei hier wiederholt, hat in Bayern eben noch sehr starke Wurzeln, in berechtigter wie in unberechtigter Gestalt tritt er einem auf Schritt und Tritt entgegen. Das Siglsche „Vaterland" steht nicht allein, es giebt in der „Provinz" eine Menge ähnlicher „Blüten der Presse", die es dem „Vaterlande" an Preußenhaß gleichthun, nur daß sie nicht den Ruf haben, dessen sich das „Vaterland" weit und breit erfreut.

Man muß das wissen, um es zu verstehen, daß die Ausländerei trotz alledem und alledem in Bayern noch so ungestraft ihr Haupt erheben darf, wie das in der inneren Ausstattung des Schlosses Herren-Chiemsee verkörpert ist. Jedermann weiß, daß der unglückliche Erbauer dieses Schlosses seit einer langen Reihe von Jahren nicht mehr für seine Handlungen verantwortlich gemacht werden durfte. Bezeichnend aber bleibt es darum doch, daß sein Wahnsinn die Gestalt der Franzosenvergötterung annahm, statt sich in der vom deutschen Standpunkt immerhin weniger unsympathischen Form der Selbstanbetung eines Wittelsbach zu äußern. So etwas wie die Errichtung von Schloß Herren-Chiemsee ist nur in Deutschland möglich, wo die Fremdenverehrung von jeher den üppigsten Boden gefunden hat. Das Ganze ist nichts als ein Riesendenkmal für Ludwig XIV. „le roi soleil", auf Bayern und die bayerische Geschichte deutet nichts. Deutschland wird als ein bloßes Anhängsel und Vasallenland Frankreichs hingestellt, so weit es eben anderen europäischen Staaten überhaupt erscheint.

Dieses Moment ist für jedes deutschfühlende Herz das peinlichste, peinlicher noch als der tolle, überdies vielfach nicht einmal echte Luxus, der uns hier entgegentritt. Es hat aber freilich den Anschein, als ob es unter den Besuchern von Herren-Chiemsee nicht viele deutschfühlende Herzen gäbe. Mir wenigstens ist während der anderthalb Stunden, die ich mich mit wachsender Verstimmung in dem Riesenbau umherführen ließ, kein Wort zu Ohren gekommen, welches nach diesem Sinn hätte gedeutet werden können. Teils verhielten sich die Besucher still, teils äußerten sie ihre Bewunderung der geschauten Pracht. Der Führer trug einen gewissen Cynismus zur Schau, vielleicht aus Verdruß darüber, daß er seine Lektion täglich ein halbes Dutzend Mal hersagen muß, ohne dafür persönlich entschädigt zu werden. Trinkgelder nämlich giebt es in dem bayerischen Königsschlosse nicht. Jeder bezahlt seine drei Mark und damit ist es abgethan.

Mit diesem Eintrittsgelde wird man den ungeheuren Bau auf die Dauer nicht in dem Zustande erhalten können, den er gegenwärtig aufweist. Schon seit dem Jahre 1885 ist übrigens nicht mehr weiter gebaut worden, so daß ein großer Teil des Gebäudes unfertig dasteht; Prachtgebäude werden von Rohbauten unmittelbar begrenzt. Dazu paßt der verwilderte Park, der so aussieht, als ob eine böse Fee plötzlich alles hätte erstarren machen. Auf holprigen, schuttbefahrenen Wegen gelangt man über halbvermoderte Brücken in das Innere des weit ausgedehnten Fichtenwaldes, aus dem Ludwig II. einen französischen Park hatte machen wollen. Totenstille ringsum, keiner der Neugierigen, der sich das Schloß zeigen läßt, hält es der Mühe wert, einen Blick in den Park zu thun, es ist dort wie am ersten Schöpfungstage. Für denjenigen, der sich nach Ruhe sehnt, ein Genuß, aber doch ein Genuß voll Wehmut, welche der herrliche, sonnigwarme Sommertag nur steigert.

Die Fraueninsel, etwas weiter im Chiemsee gelegen, bietet wohlthuenden Eindruck. Sie ist so klein und, abgesehen von der alten, nicht uninteressanten Klosterkirche, in jeder Hinsicht so unscheinbar als möglich; allein hier ist nichts, was verletzen könnte, alles atmet eine Einfachheit und einen Frieden, wie mans fast nirgend findet. Die Erscheinung des Prinz-Regenten, der mit einem Gefolge von hochstehenden Damen und Herren plötzlich auf der Insel erschien, als er dort eben zu Boote angelangt, störte diesen Eindruck nicht. Man kann nicht schlichter auftreten, als es die Wittelsbacher von heute thun.


Digitized by Google

Der Prinz-Regent kommt häufig auf die Fraueninsel, um dort ein Bad zu nehmen; dann kehrt er unmittelbar nach München zurück. Das Badehaus ist das des Wirtshauses der Insel, ein winziger Holzbau, wie man ihn einfacher nicht haben könnte. Dann wird Kaffee getrunken, und dazu giebt die Wirtin ihr Staatsgeschirr. Man muß sagen, diese Anspruchslosigkeit berührt im Angesicht von Herren-Chiemsee doppelt angenehm. Im Grunde aber wird hier nur fortgesetzt, was erst Ludwig II. unterbrochen hat. Die Wittelsbacher der letzten hundert Jahre haben in ihren menschlichen Beziehungen zum Volke manches gut gemacht oder doch auszugleichen gewußt, was die Landespolitik verdorben hatte; das wird ihnen durch eine Anhänglichkeit gelohnt, die jeder Prüfung gewachsen scheint. Wenn die Zeit gekommen sein wird, über die Vorgänge beim Tode Ludwigs II. die volle Wahrheit zu sagen, wird auch dieser Charakterzug des altbayerischen Volkes in das richtige Licht treten. Heute muß manches verschwiegen werden, was in engeren Kreisen kein Geheimnis ist. Tausende von bewaffneten Bauern aus dem Gebirge standen damals bereit, für den ihrer Ansicht nach ungerechter Weise gefangen gehaltenen König einzutreten. Was ohne den verhängnisvollen Spaziergang am 13. Juni 1886 geschehen wäre, entzieht sich jeder Berechnung. Die Lage war aber nicht ohne jene Romantik, von der das Leben der Gegenwart sonst nichts weiß. Diese Gebirgsbauern sind noch naiv genug, nicht an „Geschäft“ zu denken; das Leben geht ihnen nicht in der Ausbeutung der Fremden auf, obwohl die Versuchung groß geworden ist. Die bayerischen Berge sind im Sommer ebenso überfüllt von „Touristen“, als die Schweiz und Tirol; sie verdienen es. Allein der altbayerische Charakter ist jedem Gewerbebetrieb im Grunde feind. Die Leute nehmen das Geld ganz gern, wenn es ihnen bequem gemacht wird, aber sie wollen sich in ihrer Ruhe nicht stören lassen. Kommen die Fremden doch, nun, so müssen sie sich eben mit dem begnügen, was „da“ ist, und das ist im ganzen nicht besonders gut, ohne dabei wohlfeil zu sein. In Prien am Chiemsee z. B., der von den schmackhaftesten Fischen wimmelt, muß man die Forellen doppelt so teuer bezahlen, als in München. Im benachbarten Oesterreich, in Tirol wie im Salzburgischen ist die Verpflegung besser; was aber in Bayern eine Mark kostet, muß dort mit einem Gulden bezahlt werden. Das veranlaßt manchen, in Bayern zu bleiben, auf Forellen zu verzichten und sich mit „Kalbsschnitzeln“ durchzuschlagen so gut er kann; und es geht. So angenehm sind die Leute in der Begegnung, daß man die materiellen Mängel leicht vergißt, oder doch ohne Bedauern über sie hinwegsieht.

Es giebt Gegenden in Deutschland, wo die persönliche Liebenswürdigkeit der Wirte den Gast nicht in dieser Weise entschädigt, wo er sich lediglich als Gegenstand der Ausbeutung fühlt, und niemand sich Mühe giebt, ihm diese drückende Empfindung zu erleichtern. Aber in den bayerischen Bergen ist das Geschäft noch nicht so weit entwickelt, ja es scheint einige Aussicht vorhanden, daß es nie dazu kommen werde. Wie es Persönlichkeiten giebt, die in der schlechtesten Gesellschaft nicht zu Grunde gehen, so mag es auch Volkstypen geben, denen ein so starkes Gefühl für das Menschliche innewohnt, daß sie um des äußeren Vorteils willen nicht darüber hinwegsehen wollen. Nicht dem Fremden zu Liebe, an den sie kein besonderes Interesse fesselt, sondern um ihrer selbst willen, weil es ihnen nicht „anständig“ vorkommt, den Nächsten mit kaltem Blute auszurauben.

In der Schweiz denkt man anders. Dort geniert man sich nicht, im „guten Jahr“ wenigstens, dem Reisenden ins Gesicht zu sagen, daß er nichts weiter sei als der „Rohstoff“, dessen der Eingeborene bedarf, um sein Geschäft in Schwung zu bringen. Kein richtiger Gebirgsbewohner in Bayern brächte so etwas über die Lippen. Zwar hat man viel von der angeblichen Ueberteuerung in Ober-Ammergau geredet, bei näherem Zusehn aber hat sich herausgestellt, daß die „Reißer“ keine Ober-Ammergauer gewesen sind, sondern fremde Spekulanten jeder Art, die sich die Gelegenheit zu nutze machten. Bei den Verkehrsverhältnissen der Gegenwart läßt sich das nicht verhindern.

Digitized by Google

Wer aber Bescheid weiß, hat die Pflicht, der Wahrheit die Ehre zu geben. Ober-Ammergau mag, was die Passionsspiele anlangt, an einem gefährlichen Wendepunkte stehen, allein der Charakter der Ober-Ammergauer ist noch heute, was er war. Wunderbar genug; den verpestenden Einflüssen des internationalen Touristentums zu widerstehen ist nicht leicht. Bei Engländern und Amerikanern zumal, denen jeder ansieht, daß sie die Passionsspiele nur besuchen, weil in ihrem Reisehandbuch steht, das gehöre sich so und müsse mitgenommen werden. Solchen Leuten gegenüber wäre es in der That bis zu einem gewissen Grade verzeihlich, wenn der Eingeborene meinte, daß diese stumpfe Neugier bluten könne. Im allgemeinen, wie gesagt, thut er es indessen nicht, sondern behandelt die Ausländer ebenso gut oder, „objektiv“ genommen, ebenso schlecht als die Inländer, denn auf großen materiellen Genuß hat man in Ober-Ammergau ebenso wenig zu rechnen, als sonstwo in den Bergen südlich von München. Nur außerordentlicher Sauberkeit ist man gewiß, wohin man kommen möge. Diese Eigenheit wird von den Bergbewohnern mit mehr Recht gerühmt, als von Holländern, die sie in keinem so hervorragenden Maße besitzen, als sie im Norden Deutschlands zu Hause ist. Die entsetzlichen Betten einer „Vorzeit“, die kaum um ein Jahrzehnt hinter uns „liegen“ mag, haben leidlichen Lagerstätten Platz gemacht. Wenn das alles um den halben Preis zu haben wäre! So kann man sich nicht enthalten, hier und da nach der Schweiz hinüberzuschielen, wo man weit höheres materielles Wohlsein nicht wesentlich teurer bezahlt.

Die süddeutsche Abgeschlossenheit tritt auch im Zeitungswesen hervor. Norddeutsche Blätter sieht man mit Ausnahme vereinzelter Exemplare der „Norddeutschen Allg. Ztg.“ und der „Post“, die in diesem und jenem „Kurhause“ in Erinnerung an vergangene Zeiten aufliegen, nirgend. Selbst die „M. Allg. Ztg.“ scheint in der „Provinz“ wenig gelesen zu werden. Um so häufiger begegnet man der „Frankf. Ztg.“, die in Bayern wenigstens siegreich gegen die „Köln. Ztg.“ kämpft, und durch ihre antinationale Haltung darin keineswegs gestört wird. Die außerordentliche Verbreitung dieses Blattes im ganzen Süden ist, vom nationalen Standpunkte, eins der traurigsten „Zeichen der Zeit“; mag es immerhin zutreffen, daß es der Handelsteil ist, der das übrige mit fortschleppen muß. Wäre der Reichsgedanke so stark, als er nicht selten geschildert wird: Herr Sonnemann würde sich ihm anzubequemen wissen; aber er kennt seine „Pappenheimer“ und ist sich klar darüber, was er ihnen bieten darf und was nicht. Im allgemeinen steht es ja in Deutschland so, im Süden wie im Norden, Osten und Westen, daß eine Zeitung, die als Anzeigenblatt gesucht ist, sich politisch so ziemlich erlauben kann, was ihr paßt. In Bayern aber, wo jedermann „seine Ruh“ haben will, gilt das mehr als irgendwo sonst.

Freilich kommen dort auch recht radikale Gegenden vor; so vor allem die Umgegend von Nürnberg und dieses selbst, das nebst Fürth das Hauptquartier der Socialdemokratie im Süden bildet. Die „Volkspartei“ hat von jeher im Wahlkreise Ansbach-Schwabach viel Boden gehabt und zeigt sich auch heute dort noch ziemlich stark. Daß aber auch das alte Nürnberg mit seiner stolzen Vergangenheit und seinem äußerlich noch ziemlich erhaltenen geschichtlichen Charakter dieser unhistorischen Richtung hat verfallen können, das gehört zu den Rätseln, die uns in Deutschland keineswegs vereinzelt aufgegeben werden. Danzig, Lübeck, vor allem Mainz u. s. w. zeigen das gleiche Bild: sie wetteifern an radikaler Gesinnung mit Städten, die von gestern stammen, übertreffen sie wohl gar. Ein Beispiel des Gegenteils ist mir nicht bekannt; so gründlich hat die Revolution ihren „Weg um die Welt“ gemacht, dermaßen hat sie mit dem aufgeräumt, was man in Romanen als die ererbte „pietätvolle“ Gesinnung alter Patricierstädte schildert. Im einzelnen mag sich manches behauptet haben, für die Gesamtheit bedeutet es nichts. Auch in Augsburg nicht, das neben Nürnberg als Hauptstätte dieses süddeutschen Patricierwesens gilt. Dort ist der Radikalismus nicht so mächtig als in Nürnberg, aber das Patriciat hat seine alte Stellung vielleicht noch gründlicher eingebüßt. Der allmächtige Oberbürgermeister von Fischer ist ein „neuer Mann“, der



in der Geschichte Augsburgs keine Wurzeln hat, und Freiherr von Stromer, der Nürnberg regiert, gehört zum Patriciat, die Art, wie er regiert, lehrt indessen erst recht, daß es mit den „Geschlechtern" aus und zu Ende ist, denn er ist so liberal, als es nur ein Emporkömmling sein könnte; er thut, was er soll. Dazu gehört u. a., daß die alten Mauern, soweit sie den „Verkehr" behindern, haben fallen müssen. Auf der Seite zwar, die dem Durchreisenden in die Augen fällt, hat man eine gewisse Schonung geübt, die andere dagegen ist um so schlechter weggekommen. Auch in der Stadt selbst, die insgemein als ein Wunder des Mittelalters betrachtet wird, hat man gehörig aufgeräumt; auf den ersten Blick sieht sie zwar noch sehr altertümlich aus, wer aber näher prüft, findet die Gegenwart mit ihren Bedürfnissen überall. So in einem Kaffeehause, das englische, französische und, irre ich nicht, italienische Journale ankündigt, zu guter letzt und ganz bescheiden auch einige deutsche. Soweit ist das Verständnis für das Internationale in der Stadt entwickelt, in welcher das Germanische Museum seinen Platz gefunden hat! Und doch scheinen die ausländischen Reisenden, wenn man von München oder in den Jahren der Passionsspiele etwa von Ober-Ammergau absieht, Ausnahmen zu sein. Auf der Bahn wenigstens merkt man nicht viel von ihnen. Aber man kann nicht rücksichtsvoll genug sein. Hier und da fällt es denn doch dem einen oder andern Ausländer ein, Nürnberg zu besuchen. Dem macht es Spaß, wenn ihm ein „english spoken", oder „on parle français", oder „si parla italiano" an den Schaufenstern entgegenleuchtet, und er dann sich überzeugt, daß in deutschen Gasthöfen meist mehr auswärtige Zeitungen ausliegen als deutsche. Berliner Blätter sucht man oft vergebens; die „Times" oder „Figaro", selbst „Het allgemeene Handelsblad", „Persi Hirlap" oder irgend ein Stockholmer Blatt sind fast überall zu haben.

In einem Hause ersten Ranges, wie sie sich jetzt fast alle nennen, fand ich das Lesezimmer sogar ausschließlich mit englischen Bildern verschiedener Art behängt. Das war aber nicht in Bayern, sondern in Sachsen, insonderheit in Dresden, wo man sich ebenfalls die größte Mühe giebt, der Reichshauptstadt „nachzukommen". Nicht ohne Erfolg, das gebe ich zu. Das Organisationstalent, welches die sächsische Verwaltung auszeichnet und sie zur besten in Deutschland macht, zeigt sich auch hier. Im Laufe von drei Jahren sind mehrere großartige Straßenzüge vollendet worden, welche der Altstadt geben, was ihr bisher zum guten Teil fehlte: Luft und Licht. Gleichzeitig hat man eine Menge öffentlicher Bauten begonnen, von denen das Akademiegebäude auf der Brühlschen Terrasse eine Zierde Dresdens zu werden verspricht. Auf dieser Terrasse im „Belvedère" wird, beiläufig bemerkt, so ausgezeichnet gespeist, wie für den geringen Preis — 3 Mark das Gedeck*) — sonst nirgendwo.

Die Elbdampfer sind meist überfüllt, aber die unangenehmen Zwischenfälle, die man bei solchen Gelegenheiten in Berlin erlebt, kommen nicht vor. Wenn man an den Dresdenern etwas tadeln soll, so ist es vielleicht eine gewisse Ueberkultur, die an Farblosigkeit streift; dem Fremden aber kommt das zu gute, in diesem gesitteten Lande fühlt er sich wohl. Das einzige, was ihm nicht gefällt, sind die Steuern, denen entrinnt er aber auch anderswo nicht mehr.

Zu einer Markthalle hat Dresden es noch nicht gebracht, während Leipzig, das nach Einverleibung der Vororte gegen 350,000 Einwohner zählt, eben dabei ist, sich eine solche zu „leisten". Leipzig strebt überhaupt gewaltig empor, und da es große Mittel besitzt, kann es Dresden in mancher Hinsicht überflügeln. Die alte Abneigung, welche beide Städte „verbindet", wird dadurch nicht geringer werden; die Gesamtheit fährt bei der Eifersucht jedoch ganz gut.

Wenn Asphalt, Pferdebahnen und elektrisches Licht „beglücken" können, dann ist man in Dresden wie in Leipzig im Jahre 1890 viel glücklicher, als zehn Jahre zuvor, wo man von alledem nur einen Schimmer hatte. Die gewaltige Zunahme der Socialdemokratie auf der einen, des Antisemitismus auf der andern Seite lassen das „Glück"

*) Ist das so wenig? Red.

Digitized by Google

aber doch zweifelhaft erscheinen. Beides berührt sich in dem einen Punkte, daß es auf schwere Schäden des Bestehenden deutet. Daß der Antisemitismus zumal überwiegend in persönlichen schlimmen Erfahrungen auf dem geschäftlichen Gebiete wurzelt, weiß jedermann, der diese Dinge versteht. Deshalb ist ihm aber auch nicht beizukommen, denn jene übeln Erfahrungen wiederholen sich an jedem Tage tausendfach. Wenn sie jetzt größeren Eindruck machen, so hängt das damit zusammen, daß eine zielbewußte Bewegung aufklärend wirkt, während gleichzeitig das Eindringen der Juden in alle Geschäftszweige dafür sorgt, daß die Berührungen mit ihnen häufiger sind als sonst. Der Hauptsitz jener Bewegung ist Leipzig. Auch ein Hauptsitz der Socialdemokratie befindet sich hier. Bebel betreibt oder betrieb noch bis vor nicht langer Zeit eine Klinkerfabrik in Leipzig, die so gute Ware lieferte, daß viele Bauunternehmer der Nachbarschaft ohne alle Vorliebe für die Socialdemokratie Kunden der Firma „Bebel & Isleib“ waren; vielleicht sind sie es noch. Im Grunde ist Herr Bebel also auch „Bourgeois“, wie viele andere „Genossen“, die nach keinem höheren Ziele streben, als einem flotten Cigarrengeschäft oder einer gut besuchten Kneipe vorzustehen. Diese Bourgeois-Neigungen mögen dazu beigetragen haben, die Stellung Bebels in der Partei zu erschweren. Vor der Oeffentlichkeit ist davon zwar nicht die Rede, nur seine „Unfehlbarkeit“ wird angegriffen, allein die öffentlichen Gründe sind oft nicht die wahren. Bebel ist aus der „Bourgeoisie“ hervorgegangen; im Anfange der sechziger Jahre noch, wo er allerdings sehr jung war, hat er sich an den Bestrebungen der Manchesterleute stark beteiligt. Das ist meist vergessen; in der socialistischen Partei aber weiß man es, und mag ihn umsomehr im Verdacht haben, als er bei seinen fünfzig Jahren allgemach, wenn auch keineswegs fett, so doch bis zu einem gewissen Grade bequem geworden sein wird, wo er es denn angenehmer findet, Befehle auszugeben und vom „grünen Tische“ aus zu herrschen, als wie einst „ins Volk zu gehen“. Neuerdings thut er es wieder; aber nur, weil er muß. Die „Jungen“, die auch an die Reihe kommen möchten, machen ihm viel Not, wenn er ihnen bis jetzt auch noch immer siegreich die Spitze geboten hat.

Die Leipziger sind in ihrer Erscheinung und in ihrem Wesen nicht so verfeinert, als die Dresdener, man sieht derbe „materielle“ Gestalten in Menge; eins aber haben sie mit jenen gemein: sie machen an öffentlichen Orten keinen Lärm, sondern verhalten sich so still als sie können. Dem Berliner, der an das Geschrei in den „echten Bräus“ gewöhnt ist, fällt das auf.

Auch Leipzig hat jetzt sein „Café Bauer“; es ist ebenso elegant ausgestattet, als das in Berlin, allein der ödere „Roßplatz“ kann es mit den „Linden“ nicht aufnehmen. Das „Café Bauer“ ist vormittags wenigstens so ziemlich leer, alte Gewohnheit zieht die Leute nach wie vor ins „Café Français“ am Augustus-Platze, das ehedem als eine Art Weltwunder galt, während man es nach heutigen Begriffen allenfalls ein Kaffeehaus zweiten Ranges nennen würde.

Von außen muß man Leipzig nicht ansehen. Wer vom bayerischen Bahnhof nach dem Berliner Bahnhof fährt oder umgekehrt, lernt bei dieser weitläufigen Rundfahrt um die Stadt begreifen, daß und weshalb die Socialdemokratie hier so mächtig Wurzel schlägt. Wie trostlos nimmt sich dieser in der Mittagssonne schmorende Haufen von einförmigen Mietskasernen aus, in denen der „vierte Stand“ eingepfercht ist, ohne Hoffnung, es anders werden zu sehen. Es wird immer schlimmer; die Wohnungsfrage, über die der neue preußische Finanzminister Miquel so wohlwollend redet, gestaltet sich in der Praxis mehr und mehr zu einem „Rattenkönig“ ohne Anfang und ohne Ende. Was die sog. gemeinnützigen Baugesellschaften bis jetzt gethan haben, scheint ein Tropfen auf einen heißen Stein zu sein. So mutet es uns wenigstens an, wenn wir die großen und mittleren Fabrikstädte Deutschlands, sei es auch nur im Vorbeifahren, prüfend mustern. Ueberall riesige drei- und vierstöckige Häuser ohne jede Anmut und Abwechslung in der Bauart, meist auch ohne Baum und Strauch in der Nähe. So sieht


Digitized by Google

Leipzig aus, so Chemnitz, Zwickau, Plauen. So selbst Nürnberg, das in seinen neuen Teilen von unübertroffener Langweiligkeit ist; wo man hinkommt, dasselbe, die gleiche Schablone, die uns gähnen macht. Der richtige Kapitalismus kümmert sich um alle socialen und Gesundheitsrücksichten keinen Deut; er geht seinen Weg. Für ihn giebts nur die eine Frage: wie richte ich mich billig ein? Hier und da kommt es vor, daß sich ein Fabrikgebäude mit einem gewissen Anspruch auf „Stil“ darstellt, allein das sind Ausnahmen. Der Gesamtanblick unserer Gewerbestädte ist es, nach dem man urteilen muß. Und doch ist die Wohnungsfrage die, von der vielleicht das meiste abhängt für die Versöhnung des Proletariats mit den wirtschaftlichen Zuständen der Gegenwart. Warum giebt es in den Bergen denn keine Socialdemokratie? Weil die Leute, auch die kleinen und kleinsten, dort noch menschlich wohnen. Ein Tagelöhner, der uns auf dem Chiemsee als Bootsmann diente, bleibt mir in diesem Sinne unvergeßlich. Drei norddeutsche Herren und ein bayerischer Landrichter saßen am 17. Juli gegen Abend vor dem Wirtshause auf der Fraueninsel beisammen, der Bootsmann, wie das im Süden üblich ist, mitten unter ihnen, nahm gelegentlich an der Unterhaltung teil; wenn er gefragt wurde, erwiderte er bescheiden, aber mit sicherem Anstand. Keine falsche Scham ob seiner dürftigen Lage, die er offenherzig und vor allem ohne Bitterkeit besprach. 1 Mark 80 Pfg. — das verdiente der Mann am Tage, damit mußte er Frau und Kinder ernähren; er trachtete deshalb nach Gewinn und machte kein Hehl daraus, aber seine Würde vergißt er dabei nicht. Wenn dieser arme Mann nicht sein eigenes Häuschen besessen hätte, wenn er nicht trotz alledem sein eigener Herr gewesen wäre, wie anders hätte er geredet! „Kein Hüsung“ ist der Grundton, der die socialen Mißklänge dieser Tage durchdringt. Wenn zwei oder drei Arbeiterfamilien sich in eine Stube teilen müssen, oder wenn eine Familie genötigt ist, „Schlafburschen“ und „Schlafmädchen“ zu halten, dann hat sie im höheren Sinne kein eigenes Heim! So aber sieht es in unzähligen Familien aus.

Da stecken wir schon wieder mitten im tiefsten Ernste. Aber wer kann etwas dafür, daß uns das Leben so oft mit bösen Augen ansieht?

Im Kirchenbau sind Leipzig und Dresden Berlin verhältnismäßig weit voraus, obwohl letzteres, dank der kaiserlichen Anregung, nachzukommen anfängt. Allein die Einverleibung der Vororte wird Leipzig auch in dieser Richtung viele schwere Stunden bereiten. Diese Vororte kosten viel und bringen wenig ein, weil sie meist von mittellosen Arbeitern oder nicht viel besser gestellten kleinen Geschäftsleuten bewohnt werden. Ein Bewohner von Gohlis, den ich nach seiner „Stimmung“ als Einverleibter fragte, war nicht sehr entzückt. Die Schreiberei und die Weitläufigkeiten, meinte er, hätten zugenommen, — das sei „bis dato“ alles. Diese Erfahrung macht man freilich meist, wenn man nach den wahren praktischen Früchten solcher anscheinend „großgedachten“ Neuerungen forscht. Bei allem „Ringen“ nach „Selbstverwaltung“ kommt nicht viel mehr heraus, als eine Stärkung des verabscheuten bureaukratischen Apparates. Es klingt aber doch gut, wenn es jetzt heißt: Leipzig hat 350,000 Seelen! Die „halbe Million“ kann in zehn Jahren erreicht sein, und die „ganze“ bleibt im zwanzigsten Jahrhundert dann sicherlich nicht aus. Hamburg wird sich das vermutlich noch vor Ablauf des Jahrhunderts „leisten“.

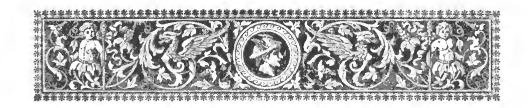
Dabei verödet aber das platte Land, dort nimmt die Bevölkerung vielfach ab. Im Reichstage und in der Presse wird darüber geklagt, aber wer will es ändern? Es ist wie mit der Wohnungsfrage: das Anwachsen der großen Städte ist ein Hindernis der Socialreform, das nicht hoch genug angeschlagen werden kann, aber kein Mensch weiß ein Mittel, ihm zu steuern. So lange die Großstädte selbst „stolz“ darauf sind, daß sich Hunderttausende an Hunderttausende reihen, wird auch schwerlich jemand eins finden; der Einfluß dieser Verkehrsmittelpunkte wächst von Jahr zu Jahr, und sie gewöhnen sich immer mehr, alles von dem Standpunkte ihres eigenen Interesses anzusehen, was mit dem „Geschäft“ zusammenfällt.

Digitized by Google

Für Städte wie Leipzig ist dieses Anschwellen ein besonderes Unglück, weil die mit der Geschichte der Stadt verwachsenen Elemente naturgemäß immer mehr in den Hintergrund treten; je größer die Einwohnerzahl wird, je mehr Leute sich zusammenfinden, die sozusagen der Zufall hergeweht hat. Diese Massen sind nur durch bestimmte Schlagworte zu regieren, wer sich derselben aber am wirksamsten zu bedienen versteht, wissen wir alle.

In Leipzig tritt die Fremdenindustrie weniger in den Vordergrund, als in Dresden; hier wirft sie einen Schatten auf das Ganze, der den mannigfachen Lichtseiten gegenüber nicht unerwähnt bleiben darf. In dem sog. „Englischen Viertel“, welches sich zwischen der Prager Straße und der Lüttichaustraße erstreckt, giebt es kaum ein Haus, wo man nicht „first class pension“ lesen könnte, während zahlreiche Läden lediglich englische Aufschriften führen, oder diese doch an die Spitze stellen. Daß es die Gasthöfe nicht besser machen, sagten wir schon, auf den Firmenschildern fällt diese „Ausländerei“ aber noch unangenehmer auf. Wenn man die Fremden damit anzuziehen glaubt, so irrt man sich überdies. Die Engländer, die sich in deutschen Städten niederlassen, thun es meist, weil sie praktische Zwecke verfolgen, nicht weil es ihnen bei uns besser gefiele, als daheim. Sie wollen Deutsch lernen, es ist ihnen deshalb nicht damit gedient, wenn sich alle Welt bestrebt, englisch zu radebrechen. Selbst Tabaksrauch vertragen die „Ladies“ sehr gut, wenn es sein muß. Aber bei uns „muß“ selten etwas sein, wenn es sich um Fremde handelt; ängstlich sucht man ihnen jedes Steinchen aus dem Wege zu räumen, vor allem, wie gesagt, die Schwierigkeiten, die sie beim Erlernen unserer Sprache zu überwinden hätten. Das ist nicht die Art, wie man ihnen imponiert. Aber wer kann aus seiner Haut heraus? Noch immer gehen wir nicht nur im Auslande „mit dem Hut in der Hand“, wir thun es auch daheim.

Digitized by Google



Treue Kameraden.

Erzählung aus „Volksleben" von **Ernst Ahlgren**.

(Aus dem Schwedischen frei übertragen.)

„Wieder im Kuhstall schlafen?" fragte die Kuhhirtenfrau ihren Mann. Dieser stand langsam auf, trocknete bedächtig seinen Hornlöffel ab, legte ihn auf den Tisch, griff nach seinem über dem Feuerherd hängenden Hut und sah dann augenscheinlich verlegen bei Seite. „Ja, ich muß hin." Dabei setzte er ein Gesicht auf, als wenn er keine Einwendung gelten lassen würde.

„Ist wieder 'ne Kuh krank?" kam es scharf und ironisch heraus.

„Ja, die Blesse."

„Ja, die Blesse," äffte die Frau ihm nach. „Das weiß der Teufel, was den Kühen auch immer fehlt. Du liegst, wenns sein muß, vierzehn Tage im Kuhstall, ohne nach Hause zu kommen."

Sie machte eine Pause, um dem Mann Zeit zur Antwort zu lassen, falls er Lust dazu hätte. Aber das fiel ihm nicht ein. Mit seinen runden Dorfchaugen stierte er treuherzig vor sich nieder, während er seine Portion Priem mit großer Umständlichkeit in den Mund stopfte. Man sah deutlich, wie er sich wegsehnte und nur in der Stube aushielt, um nicht unfreundlich zu sein.

Die kleinen schwarzen Augen seiner Frau ruhten lauernd mit zurückgedrängter Verbissenheit auf ihm. Ihr altes, runzeliges Gesicht hatte nie durch die Liebkosungen eines Kindes einen milderen Ausdruck angenommen, und ihre keifende, sich überhastende Stimme zeigte an, daß sie wohl gleich fix bei der Arbeit wie beim Krakehlen sei.

In der Art und Weise des Mannes machte sich eine achtungsvolle Zurückhaltung bemerkbar. Sara hatte „ihren bösen" — das war selbstverständlich — aber Truls Jonassohn dachte, man müsse einem so tüchtigen Frauenzimmer das böse Mundwerk zu gute halten.

„Ich weiß es ganz genau — der Blesse fehlt gar nichts. Du machst nur Fisematenten," fuhr die Frau fort, als sie keine Antwort erhielt. „Und ich halte euch doch alle beide so gut — dich und deinen Hund. Aber man kann sich quälen wie man will und alles so gut und so rein machen, wie es nur geht — lieber liegst du doch beim Vieh im Stall. Ja, so kommts, daß du dein Leben lang Kuhhirt bleiben mußt, wo andere Voigt und Meier und weiß der Himmel was sonst noch werden. Aber wer sich in den Mist setzt, bleibt dran hängen. Hätt ich gewußt, daß ich bis an mein Ende Kuhhirtenfrau bleiben müßte, ich wüßte, was ich gethan hätte. Und daß du wieder fortgehst, ist nur wegen dem Hund. Ich soll den ganzen Tag den Sand fegen,

den das Tier mir mit seinen vier Füßen in das Zimmer trägt. Die Blesse, sagst du? Ja warum kannst du denn vom Herrn nicht fordern, daß er einen Kuhjungen hält, wie das auf allen anderen Höfen ist. Aber du hast keine Zunge im Mund." — —

„Ich will keinen Stalljungen haben," protestierte der Alte entschlossen. „Von solchen Jungs hat man nur Aerger und muß doch alles selbst thun."

„Selbst thun? Schnack!"

„Jawohl. Der Armenhaus-Peter ist letzte Nacht hier herumgestrichen. Daß der nichts Gutes im Sinn hat, seit ihn der Herr aus dem Kathen geworfen — das weiß ich."

„Was geht denn dich das an?"

„Beim Vieh muß einer sein, wenn etwas passiert."

„Was bist du für ein Mannsmensch!" rief die Frau mit unendlicher Verachtung aus.

Ohne sich zu beeilen, setzte der Alte seinen Hut auf und stopfte die Tabaksdose in die Tasche. Jetzt glaubte er, der Artigkeit Genüge gethan zu haben. Er nahm seinen Stock und ging; natürlich ohne Gute Nacht zu sagen, das würde ihm nur als Verstellung und unnützes Gewäsch ausgelegt worden sein.

Aber kaum war die Thüre geschlossen, als sein ehrliches Armesündergesicht einen leichteren und fröhlicheren Ausdruck annahm. Er wußte ja, wie tüchtig sein Ehegespons war und war stets bereit, das anzuerkennen. Sie verstand ihre Hantierung aus dem Grunde, nie fehlte es an Brot oder Bier, nie schmeckte die Kartoffelsuppe nach Geiz, von allem war reichlich daran. Er hatte auch über nichts im Hause zu klagen, an seiner Pflege ging ihm nichts ab; aber er fühlte sich allezeit als Fremder in seiner eigenen Stube, als ob er es über Gebühr gut hätte und nur aus Gnade und Barmherzigkeit dort geduldet würde. Wie atmete er auf, wenn er in sein Viehhaus zurückkehren konnte. Welch sicheres Eigentumsgefühl überkam ihn, wenn er die Thüren hinter sich zuschlug, daß man es im ganzen Stalle hören konnte, wie schön das Bewußtsein: er hatte hier das Recht dazu.

Es war auch so behaglich und still drinnen, wie in der gemütlichsten Stube; und dazu roch es so schön nach frischem Heu. Ja, es war gar nicht so übel, Kuhhirte zu sein, für ihn viel besser, als wenn er immer scheltend und spionierend als Vogt hätte umhergehen müssen. Für Sara freilich hätte dies gepaßt, die mußte ja immer jemanden zum Ausschelten haben.

Auf dem Futterboden im Stroh zappelte etwas. Das war Feldmann, sein Schäferhund, der sich rührte. Und nun hörte man ein halb ersticktes, zornig auffahrendes Murren. Was fehlte Feldmann denn? er pflegte sich doch sonst immer ruhig zu verhalten.

„Hund, was hast du?" sagte der Alte und kletterte auf den Boden hinauf. „Siehst du was?" Er sprach immer wie mit einem Menschen mit ihm. Der Hund sah ihn nicht an; seine Aufmerksamkeit schien auf die Erde draußen an der Stallmauer gerichtet zu sein, vielleicht auf etwas, was sich dort rührte. Und wieder stieß er heimtückisch und böse an, es klang so dumpf, als ob die Schnauze in einer Tonne steckte. Als sein Herr ihm den Kopf kraute, nahm sein Wolfsgesicht einen treu ergebenen Ausdruck an, indem er die Ohren zurückwarf und mit dem Schwanz wedelte. Aber gleich sträubte sein Fell sich wieder auf dem Rücken; er stieß mit der Pfote gegen die Wand, als ob er durch das kleine Fenster sehen wollte, was doch unmöglich war.

Der Hirt nahm seinen Knotenstock wieder von der Wand, öffnete die obere Thürhälfte, beugte sich vor und sah nach beiden Seiten, ohne etwas zu entdecken. Feldmann stand neben ihm und knurrte.

„Na, faß an!" sagte sein Herr und schlug auch die untere Thürhälfte auf. Aber Feldmann kümmerte sich nicht darum. Auf etwas anderes als auf Kühe gehetzt zu werden, gehörte nicht zu seinem Dienste; und die Kühe standen ruhig auf ihren Plätzen. Der Herr konnte ja selbst gehen, wenn er Lust hatte.



„Ist da wer?" rief der Alte mit seiner hustenden Stimme. Aber wenn ein Dieb oder Verbrecher in der Nähe war, so antwortete er wenigstens nicht. Einen Augenblick beabsichtigte der Alte, selbst nachzusehen, dann aber dachte er, es sei wohl einer von den Knechten, der um die Hausecke zu seiner Braut schliche und das ginge niemanden etwas an.

Er verriegelte beide Thüren, pfiff seinem Hund, der noch schnüffelnd an der Thürritze stand, und beide legten sich im Stroh schlafen.

* * *

Von zwei entgegengesetzten Seiten des großen Häuserkomplexes breitete das Feuer sich aus. Die Flammen streckten sich und wuchsen, sanken wieder, als ob sie Atem schöpfen wollten, stiegen wieder in die Höhe, schickten hurtige, hüpfende kleine Flämmchen unter das trockene Schindeldach, flossen zu großen flatternden Garben zusammen und schlugen so von beiden Seiten in lange ersehnter Vereinigung zusammen. Kein Laut in der nächtlichen Stille außer diesem gedämpften Brausen, gleich wie der Sturmwind durch der Bäume Wipfel saust, darauf ein leises Knappern, wie Ratten zu thun pflegen, und hin und wieder wie das Knattern von einem Salongewehr. Aber nun erscholl das langgezogene Bellen eines Hundes, einmal, zweimal und dann der verzweifelte Ruf: „Feuer, Feuer!" Zuerst von einer Stimme, dann aus vielen Kehlen. Das Klirren der eingeschlagenen Fensterscheiben tönte scharf durch des Feuers Getöse; wahnwitzig erschreckte, halb angekleidete Gestalten sprangen ins Freie. Weiter unten im Dorf hörte man den schrillen Ton der Brandtrompete. Aber noch wagte sich keine Hand zum Kampf gegen die Verheerung; jeder dachte nur an sich. Hier kam ein Knecht mit einem Arm voll Kleidungsstücken, dort eine laut jammernde Magd mit dem kleinsten Kind der Herrschaft auf dem Arm. Der Hausherr selbst schleppte mit Hülfe von einigen Knechten die Geldkiste mit den Gutspapieren heraus.

Gleich einem Riesenball erhellte das Feuer die sternenlose Nacht. Der Rauch wälzte sich in dichten Massen nach der Windstille zu, rollte langsam fort, verdünnte sich zu hellgrauen Flocken und verschwand zuletzt in der Finsternis der Ebene. Zuweilen verbreitete er einen weißen Schein unter sich, als ob der Boden mit einer Schneelage bedeckt sei, und von jedem Gegenstand zog es wie lange, phantastische Schatten, welche nie still standen.

Eine Gruppe weinender Kinder sammelte sich um eine schmächtige Frauengestalt, die eine Bettdecke übergeworfen hatte, vom Wege her näherte sich der Lärm von hastig stampfenden Pferden und das Rasseln der Wassertonnen. Fern auf dem Hofe, beinahe mitten aus den Flammen erklang aus der Verwirrung eines Hirtenhundes eintöniges, wiederholtes Gebell. Einige Kühe kamen im Galopp heraus, trennten sich, sprangen in Schußweite um einander herum und stürzten dann — wie auf gemeinsame Eingebung — in das Gebäude zurück.

Jetzt sprengte die erste Spritze auf den Platz, und der Feuerwehrhauptmann sprang herab.

„Mordbrand!" sagte er nur, sah sich einen Augenblick um und fügte hinzu: „Der große Speicher kann gerettet werden."

Das herbeiströmende Volk und die Wagen von den umliegenden Ortschaften, alle Hände waren bereit, und die Arbeit koncentrierte sich um das Wohnhaus und das große Vorratsgebäude. Und vom Viehhofe erscholl wieder des Hirtenhundes Ruf durch das Tosen des Feuers, durch donnernde Kommandorufe, durch das Krachen der einstürzenden Balken und das Schlagen der Feuerhaken. Das war Feldmann, welcher mit seinem Herrn bei der Rettung des ihnen anvertrauten Eigentums arbeitete. Und eine harte Arbeit war es! Toll vor Schreck rasten die Kühe in den Stall zurück, sobald sie eine Gelegenheit finden konnten. Einige Knechte waren zu Hülfe geeilt, aber es war unmöglich, die wild gewordenen Tiere auf dem kahlen, ebenen Boden zusammenzuhalten, sie galoppierten in die Kreuz und Quer und suchten nur mit aller Gewalt ins Feuer



zurückzulaufen. „Nein — so gehts nicht“ — rief der Kuhhirte. „Leute, holt doch Bretter und Pfähle und haltet die Kühe fest, die herauskommen. So treiben Feldmann und ich das Vieh euch zu.“

Der Alte ging in den Stall, begann zu tuten und hetzte den Hund. Er achtete nicht, daß er nur mit bloßem Hemd, kurzem Schafspelz, Filzhut und großen Holzschuhen bekleidet war. Das Hemd flatterte unter dem Pelz wie ein losgelöstes Segeltuch, ohne des Eigentümers wadenlosen Beinen Schutz zu gewähren. Uebrigens fand auch sonst niemand etwas Absonderliches in diesem Aufzug. Feldmann und Truls teilten nun die Arbeit unter sich. Der Hirt trieb die Kühe heraus, sie vereinigten sich zu einer geschlossenen Truppe, welche der Hund zusammenhielt, indem er sie umsprang, laut bellte und einzelne des größeren Nachdruckes wegen in den Schwanz oder in die Schenkel biß, wo er am besten ankommen konnte. Die Kühe erkannten seine gesetzliche Oberherrschaft an und versuchten keine Gegenwehr, sie drückten sich nur mit dem Kopf zusammen, den Schwanz zu ihrer Geißel gewendet. Mit Verachtung jeder Gefahr, welche schon lobenswert gewesen, wenn es ein Menschenleben gegolten, lief der Hirte immer wieder in den Stall, um auch die widerspänstigen Kreaturen heraus zu treiben; die Truppe wuchs zusehends und Feldmann mußte seinen Ring immer weiter ausdehnen.

„Halt fest, Feldmann, — beiß sie, faß sie!“ rief der Alte mit überschrieener Stimme und „Wau, wau, wau,“ antwortete es mit einförmigem, pflichttreuem Ruf.

In der Nähe der Herde hatten sich einige Frauen auf dem Felde versammelt, teils Ortsangehörige, teils Neugierige, die von andern Dörfern herbeigeeilt waren, und den Mittelpunkt der bald klagenden, bald schwatzenden Gruppe bildete des Gutsherrn Frau mit den erschrockenen Kindern.

Es war dem Kuhhirten geglückt, glaubte er, seine Herde vollzählig heraus zu bringen, und nun stand er in der kalten Luft mit seinen bloßen Beinen, hielt seinen Filzhut in der einen Hand und nummerierte mit der anderen die Stückzahl in die Luft. Er merkte es nicht, wie unruhig es in der Frauengruppe geworden war, so ganz war er von seiner Arbeit eingenommen.

„Emil!“ rief eine verzweifelnde Stimme, „Emil ist weg; hatte ich ihn denn nicht mit mir heraus, ich glaubte doch, er sei hier — Emil! ich werde verrückt, helft mir — Wenn er nun nicht herausgekommen wäre!“ —

Nun begann ein vielstimmiges Geschrei für und dagegen, einige hatten ihn gesehen, andere nicht. —

„Emil ist fort — sucht ihn — hilf mir, Truls Jonassohn. — In der Kinderstube — such ihn, sage ich — ich meinte, er sei bei mir — ich habe ihn vergessen — er schläft!“ — Die Meinung schloß mit einem durch Mark und Bein gellenden Schrei ab. Aber der Kuhhirte sah nur verwundert zur Seite, abwesend, als ob er nichts davon verstände, oder gleichgültig, als ob er eine Ratte hätte schreien hören; ungestört setzte er seine Rechnung mit ausgestrecktem Zeigefinger fort: „31, 32, 33.“ Plötzlich brach er ab und focht wie ein Verrückter in der Luft.

„Das Vieh, das Vieh, ich wußte ja, daß eins fehlte — es verbrennt, verbrennt“ —

„Heraus kriegen kannst du's nicht mehr!“ sagte einer von den Knechten, der mit einem Arm voll Weiden angelaufen kam.

„Halt sie zusammen!“ war des Alten Antwort und über Feldmann rufend, machte er sich eiligst auf den Weg.

„Aber Truls, was fällt dir ein?“ rief eine gellende, kreischende Stimme aus dem Weiberhaufen, „bist du verrückt geworden — laß das sein!“

Aber Truls sprang und rannte so, daß die schweren Holzschuhe auf dem Boden klapperten und es ein Wunder war, daß ihm nicht die Beine brachen.

Seine Frau war jedoch nicht willens, ihn sein Leben für ein Tier wagen zu

Digitized by Google

lassen. Sie fing ihrerseits auch so schnell sie konnte, an zu rennen, daß ihr Kopftuch auf die Schulter fiel und die Haarsträhne im Winde flatterten.

„Bist du denn ganz von Sinnen?“ rief sie atemlos, als sie seiner habhaft wurde.

„Laß mich los, Weib!“ — fuhr der Alte sie an. Nun war keine Zeit, Rücksichten zu nehmen.

„Truls, mach dich nicht unglücklich.“ Die Stimme konnte auch in Angst bitten, so rauh und gellend sie war.

„Halt dein Maul, laß mich los!“

„Du bleibst hier!“

„Den Teufel bleib' ich!“

Mit dieser Versicherung riß er sich von seiner Ehehälfte los, daß ihr ein Stück Pelz in der Hand blieb und verschwand mit Feldmann im Stall. — Bitterlich weinend, Nase und Thränen im Rocksaum abwischend, kehrte die Frau zu den anderen Weibern zurück; aber da war große Freude über Emil, daß niemand Zeit fand, sich um sie zu kümmern. Dieser hoffnungsvolle Junge war wieder aufgefunden; er hatte auf einem abgespannten Wagen gesessen, spielte Spritzenführer und peitschte aus allen Kräften ein Paar Pferde seiner Einbildungskraft.

Die Hirtenfrau setzte sich auf die Erde, zog wegen des Windes den Rock über den Kopf und betrachtete unabgewandt den brennenden Stall, während sie hin und her schwankte, ihre Hände faltete und unaufhörlich mechanisch Gebete vor sich hinmurmelte, ohne zu wissen, was sie that, nur in dem Bewußtsein, daß sie an allem Schuld sei, daß sie sich beeilen müsse, den Herrn zu versöhnen, daß der Herr helfen müsse, sich beeilen müsse, zu helfen — bevor es zu spät sei.

Und endlich, während sie wieder und wieder die Gebete herleierte und ihre Hände krampfhaft drückte, sah sie die Kuh und Feldmann herausstürzen und nach ihnen den alten Truls ohne Hut, sich den Kopf und den Pelz reibend, um alle Funken auszudrücken. Bei diesem Anblick brach sie in neue Thränen aus, wahre Regenschauer, und sie murmelte ihre Gebete noch eifriger wie vorher, denn nun hatte unser Herrgott Erbarmen gehabt, und sie mußte etwas thun, was ihm wohlgefällig sei; deshalb saß sie ruhig mit ihren gefalteten Händen und ihrem: „So oft ich mich auch gegen dich versündigt habe —“ während Truls mit Feldmann und der Kuh zurückkehrte.

Es knisterte und knasterte fort im Viehhause. Das Sparrenwerk stürzte ein und eine hohe Feuergarbe stieg gen Himmel. Der Kuhhirt kümmerte sich nicht einmal darum, er wußte, daß er die Seinen in Sicherheit hatte, und fing an, mit bei der Einfriedigung der Hürde zu helfen. Er sah sein Weib über Feld gehen.

„Sara — willst du mir nicht ein Paar Hosen holen?“

„Ja, das wollte ich gerade!“ rief sie in der gewöhnlichen, bissigen Weise zurück.

Nun kam der Gutsherr, von einigen fremden Herrn gefolgt, zu dem Alten. Sein Blick glitt über die Kuhherde, und er suchte eine etwaige Berechnung anzustellen.

„Sind alle gerettet?“ fragte er mit einem gewissen Zweifel, als ob dies kaum möglich sei.

„Ja, bis auf die Kälber, ich konnte nicht mehr in den Stall kommen!“

„Und es war gerade unten an der Ecke beim Kuhstall, wo die Feuersbrunst ausbrach!“

„Ja, hätte ich Feldmann nicht gehabt — sie wären nicht alle herausgekommen,“ sagte Vater Truls mit zitternder Stimme.

„Truls, er hat in Wahrheit wie ein braver Mann gehandelt, und ich werde es ihm gedenken!“

„Ich, Herr, hab wenig gethan. Feldmann der Hund wars. O, der hat Menschenverstand, das kann ich beschwören!“

„Ja, er ist alt und zuverlässig.“

„Und der Herr meinte, er müsse geschossen werden im Herbst, weil er zu alt sei.“

Digitized by Google

„Ich wollte euch einen neuen Hund anschaffen, damit Feldmann sich ausruhen und gütlich thun kann, bis er vor Altersschwäche stirbt."

„So neu der Hund auch sein mag, einen besseren als Feldmann bekomme ich nicht," kam es mit der alten Leuten eigenen Halsstarrigkeit heraus, und einige Herren stießen sich verstohlen lächelnd über den kleinen Streit zwischen dem Herrn und seinem Kuhhirten an. Feldmann lag hustend halb auf der Erde, verzog das Gesicht schrecklich und machte die wunderlichsten Zungenverrenkungen, als ob er sich vergebens bemühte, wie ein Mensch zu schlucken und spucken. Man merkte, wie trocken er sich nach den Anstrengungen im Halse fühlte.

Die Magd, welche den Löschmannschaften Branntwein zutrug, kam nun auch mit ihrem Stärketrunk zu dem Alten.

Er wischte den Mund mit dem Pelzärmel ab und nahm das Glas.

„Für mich ist was da," sagte er traurig, „für Feldmann nichts. Und der hats mehr verdient." Truls bedauerte sichtlich, die Erquickung nicht mit seinem Arbeitskameraden teilen zu können.

„Du, kannst mir keinen Eimer borgen?" sagte er zu der Magd.

„Den brauchen sie zum Wassertragen" —

„Ja, das muß wohl so sein. Dank für den Schluck."

Und die Magd ging.

Truls kletterte bedächtig über das Geländer zu den Kühen hinüber, zog einen Schuh aus und molk einige kräftige Züge hinein. Dann riß er eine Handvoll Gras ab, scheuerte den Schuh ganz rein und molk ihn so voll, daß der Schaum über den Rand lief. Dann stieg er behutsam zurück und setzte den Labetrunk vor seinen ruppigen Freund, welcher so eifrig zu lecken anfing, daß die Milch ihm über die Schnauze heruntertrieb. „Das hat uns geschmeckt, was?" sagte der Alte zufrieden, während er wohlgefällig zusah.

* * *

Es war Weihnachtstag, und die Kirchengänger kamen in größeren und kleineren Gruppen den Hügel herauf, während andere an den Kirchenthüren und an der Mauer zusammen standen, um noch in der frühen Morgenstunde zu schwatzen. Eine dünne Schneedecke lag auf der Erde und aus den hohen Fenstern leuchtete es mit durchsichtiger Klarheit. Ueberall roch es nach frisch gestreuten Tannenreisern. Der Küster stand in der Sakristei und bewachte die Thüre noch wichtiger als sonst, damit kein Ungehöriger sich durch diesen Weg einschmuggeln sollte, der nur für einige Auserwählte zugänglich war, für die allervornehmsten Kirchspielsbewohner, denen der Platz im Chor gehörte. Beim Oeffnen dieser Thür floß jedesmal ein Lichtmeer in die graue Morgendämmerung. Dicht neben der Thür aber stand ein einsamer, alter Mann mit seinem Hund. Sobald der Lichtschein ihn traf, zog er sich vorsichtig zurück, warf aber auf jeden, der hinein ging, einen prüfenden Blick. Jenes lange Gesicht mit seiner großen Nase und seinen Dorschaugen sah noch biederer aus, als gewöhnlich; rein gewaschen, feiertäglich rasiert, und die den Zügen aufgeprägte Unruhe verlieh ihnen mehr Ausdruck. Und er stand und dachte, unser alter, ehrlicher Truls, daß er diesmal auch seinen Willen haben wollte. Alles wollte er daran setzen, und listig genug hatte er es angestellt, daß seine Frau mit allen Leuten durch die große Pforte gehen mußte, während er selbst den Weg durch die Sakristei nahm. Er hatte ihr eingeredet, es sei so Gebrauch bei dergleichen Gelegenheiten und er wußte trotz seiner Einfalt, daß keine Frau sich solchem Beweisgrund widersetzt, sei sie auch noch streitsüchtiger als Sara. Auf diese Weise konnten Feldmann und er ruhig neben einander stehen, während die Kirche sich füllte. Die Zeit rückte heran, wo der Gottesdienst beginnen mußte, und der Prediger konnte jeden Augenblick kommen. Jetzt hieß es, einen Entschluß fassen.

Selbst Feldmann schien Kenntnis von seines Herrn Unruhe zu haben, er ließ den Schwanz hängen und die Ohren zurück fallen.

Der Alte richtete sich, zupfte seine Vatermörder zurecht, nahm das große Psalm-

Digitized by Google

buch unter den linken Arm, räusperte sich, versuchte eine würdige Miene anzunehmen und klopfte an die Thür. Nicht wie gewöhnliche Menschenkinder mit gebogenem Finger, sondern mit allen Fingern, daß es wie das Anpochen einer Tatze klang. Der Küster sah etwas verwundert heraus.

Truls hatte sich zurück gezogen und gab ihm aus dem Schatten viele mystische Winke und Zeichen. Der Küster blickte noch verwunderter darein, stieg aber die Treppe herunter und machte die Thüre hinter sich zu.

„Ach, das ist ja Truls," rief er aus, als er den Alten erkannte, der muß natürlich durch die Ehrenpforte gehen, er soll ja vor der ganzen Versammlung ausgezeichnet werden."

Der sonntäglich gekleidete Greis faßte mit der linken Hand an das sein rasierte Kinn, spitzte die Lippen, betrachtete seine hoch erhobene Zehenspitze und sah überlegend aus.

„Es ist nur wegen dem Hund, — — der Hund, Feldmann, hm!"

„Ja, den wollen wir bald nach Hause schicken," sagte der Küster resolut, als ob damit alle Hindernisse weggeräumt wären; und um seine Bereitwilligkeit anzuzeigen, bückte er sich rasch und nahm einen Stein auf.

„Wenn das so gemeint ist, dann können wir beide gehen," sagte Truls erregt, während das Kinn zwischen den Vatermördern zitterte.

„Was meint er?"

„Ich, hm, ich meine nichts," sagte der Alte, beschämt, daß er sich so vergessen hatte. — „Ja, aber es war doch von etwas die Rede?"

Jetzt oder nie galt es, und kurz kam es heraus: „Ich meine nur, ob mein Hund nicht mit mir hineinkommen darf?"

„Der Hund in der Kirche? Das ist unmöglich."

Es entstand eine bedrückte Pause.

Feldmann sah beschämt aus; er versteckte sich hinter seines Herrn Beinen und machte ein Gesicht wie ein Lamm, obgleich er einen Wolfspelz trug. Er verstand nicht, weshalb er vor jenem großen Hause warten sollte, weshalb es nicht nach Kühen roch und weshalb man ihn so böse ansah.

„Er ist klug wie ein Mensch," sagte der Alte mit Ueberzeugung. Darauf kam wieder eine Pause. „Und dann hat er dem Herrn seine Kühe bei dem großen Brande alle heraus geholt," sagte er.

Dies war ein bedenklicher Fall. Der Küster kratzte sich hinter die Ohren; der Alte schien so zähe darauf zu bestehen. Aber hatte man je so etwas gehört? Ein Hund in der Kirche?

„Und ich steh dafür ein, daß er das Maul hält." Truls meinte durchaus nichts Schlechtes mit diesem häßlichen Ausdruck. Er dachte nur, es sei jedenfalls für ihn leichter, für seinen Hund als für sein Weib einzustehen.

Feldmann sah ganz aus wie eine Bekräftigung von seines Herrn Versprechen. Der Küster warf einen prüfenden Blick auf ihn: „Wir wollen hören, was der Herr Pastor sagt, dort kommt er."

Feldmann und sein Herr zogen sich ehrerbietig zurück, aber der Küster blieb an der Treppe stehen.

„Hier ist Truls, der heute die Medaille empfangen soll; er will seinen Hund mit hineinnehmen, aber das geht natürlich nicht, sagte er, indem er grüßte.

„Ein Hund, nein, lieber Freund, das geht nicht!" sagte der Pastor und lächelte überlegen.

„Er thut keinem etwas," sagte Truls bescheiden.

„Aber es ist kein Gebrauch, Hunde mit in die Kirche zu nehmen."

Feldmann sah so unschuldig aus, daß man ihn schon für ein Wunder der Verstellungskunst halten mußte, wenn er doch Böses im Sinne tragen könnte.

„Aber nun gar am Weihnachtstag, es geht wirklich nicht, lieber Freund!"

„Ich kann doch allein den Dank nicht annehmen, den er verdient hat. Dann brauch ich auch keine Medaille."

Digitized by Google

„Er wird die Auszeichnung doch nicht ablehnen wollen?“

Truls stand und kehrte sich um. „Können die anderen sie mir geben?“ Er meinte die Beamten.

„Nein, natürlich nicht,“ sagte der Pastor, verwundert über solche Frage.

„Ja, dann muß sie ein anderer kriegen, ich will sie nicht!“ Der Alte machte sich auf den Weg und Feldmann folgte ihm, ohne daß man ihm zu pfeifen brauchte.

„Lauf ihm nach und sage ihm, daß er den Hund mitnehmen darf, wenn er ihn unter die Bänke verstecken will und dafür einsteht, daß er sich ruhig verhält.“

Der Küster folgte dem Befehl und die beiden kehrten zurück. Truls stieg mit vorsichtigen Schritten durch die Sakristei, gefolgt von seinem vierbeinigen Kameraden, der ihm mit seinen Pfoten unaufhörlich auf die Hacken trampelte.

Der Alte sollte seinen Platz im Chor haben, um dem Altar in dem feierlichen Moment nahe zu sein. Er setzte sich auf das äußerste Ende der hintersten Bank, wo man ihm in Anbetracht seiner Stellung als Ehrengast einen so großen Platz überließ, wie er nur einem Domprobst gebührte.

Feldmann setzte sich auf die platten Steine, gegen die Wand gedrückt und dicht an seinen Herrn gelehnt. Man konnte sich unmöglich passender benehmen; selbst seine Art und Weise, sich umzuwenden und den Schwanz einzuziehen, wenn jemand vorüberging, schien zu sagen: „Entschuldigt mich!“

Pastor und Küster wurden zuversichtlicher in der Meinung, daß der Gottesdienst ungestört verlaufen würde. Nur als man beim Anhören des Evangeliums aufstand, setzte der Alte seinen Fuß auf den Schwanz des Freundes.

„Ai!“ schrie Feldmann mit schriller, lebendiger Hundestimme, und sein Herr fühlte einen vorwurfsvollen Blick aus dem Küsterstuhl. Feldmann verkroch sich ganz; scheinbar beschämt über sein unanständiges Verhalten.

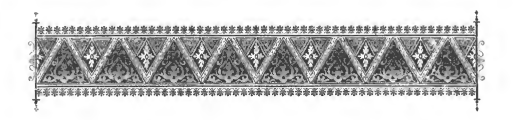
Nach dem Gottesdienst trat der Pastor in den Altar und rief den Kuhhirten Truls, dem die Gesellschaft „Pro Patria“ ihre große Silbermedaille für langjährige treue Dienste schenkte. Und der Alte folgte dem Ruf beschämt und stolz zugleich; alle Leute drängten einander und reckten den Hals, um ihn zu sehen, wie er vor dem Altar stand.

Von den feierlichen Worten und Pro Patria verstand er nichts; aber er begriff, daß es ein Ehrentag für ihn sei, daß Feldmann mit dabei war, und daß Sara nun endlich sah, wie man auch als Kuhhirte etwas gelten könne.

Er war so froh, daß er nicht allein vor allen Leuten in der Kirche zu stehen brauchte; er fühlte, wie jemand sich weich und warm an seine Knie lehnte. Dann hatte er ein undeutliches Vorgefühl von nachfolgender Schelte und Zank und eine behagliche Empfindung im Gedanken an den stillen Stall und eine kalte Schnauze, die in hingebendster Freundschaft vertraulich hinter seinem Ohr schnarchte; und Thränen glänzten in seinen ehrlichen Augen, als der Pastor ihm die silberne Medaille an die dunkelblaue Abendmahlsweste heftete; und niemand konnte sagen, daß Feldmann sich anders als anständig betrug. Sein Vorgesetzter hatte keinen Blick für ihn, klopfte nicht einmal das ruppige Haupt, das mit ihm im Dienst ergraut war, aber er fühlte es so wohlbekannt und vertraut an sich geschmiegt. Es spottete auch kein Mensch über ihn. Alle wußten ja, daß Truls und sein Hund zusammen gehörten. Ja, eine alte Dame, die drei Möpse, aber keine Kinder hatte, weinte still in ihr Taschentuch bei diesem für sie so wohlthuenden Anblick. Und alle Honoratioren gratulierten Truls, als er zurückging; jeder wollte ihm die Hand drücken; er mußte immer wieder danken und grüßen; und als die Orgel wieder einsetzte, strömten alle Leute aus der Kirche, und die beiden Freunde verschwanden durch die Sakristei.

Was nun zwischen Truls und seiner Frau vorging, hat die Geschichte nicht verzeichnet; wahrscheinlich sagte er ihr: „es sei nun einmal so Gebrauch, wenn ein Kuhhirt eine Medaille bekäme, müsse sein Hund mit dabei sein.“





Allerlei Briefe.

Auch „Für und wider."

Geehrte Redaktion.

Auf den Wunsch des Verfassers des starken Jahres, John Henry Mackay, hatten Sie die Güte, in der letzten Nummer der Zeitschrift berichtigend zu bemerken, daß das in der Besprechung seines Werkes „mit Recht als sinnlos gerügte Wort" ummwindet ein Druckfehler ist. „Es soll natürlich heißen umrindet." Auf natürliche Druckfehler, die jeder Leser sich selbst verbessern kann, hat ein Recensent kein Gewicht zu legen, und insofern enthält das natürlich einen unverdienten Vorwurf. Nach der Verbesserung des Dichters heißt die getadelte Stelle nunmehr: „die Finger eng umrindet mit Leder von Glacé." Auch diese Lesart scheint uns noch immer, selbst nach Beseitigung des natürlichen Druckfehlers, so unnatürlich, daß wir uns für vollkommen entschuldigt halten, wenn wir nicht von selbst auf diese Korrektur gekommen sind.

Persönlich gefreut hat es uns, daß der Dichter, der, nach seinen pessimistischen Poesien zu urteilen, dieser ganzen schlechten Welt gegenüber das Gefühl vollkommener Verzweiflung hegt, doch noch Zeit findet, Druckfehler zu berichtigen. Das ist ein entschiedenes Zeichen der Besserung.

Hochachtungsvoll

Sch.-K.

Neustadt a. Aisch (Bayern), 10. Januar 1891.

Hochgeschätzter Herr!

Seit einer Reihe von Jahren Mitleser der „konservativen Monatsschrift" und Mitstreiter der konservativen Partei Bayerns, wage ich hiermit, Ihnen ein Erzeugnis meiner Feder zur gütigen Prüfung und etwaigen Aufnahme in Ihre Monatsschrift in Vorlage zu bringen.

Dasselbe behandelt einen gewiß zeitgemäßen Gegenstand, nämlich die staats- und sittengefährdende Ueberhandnahme der Ehelosigkeit junger Männer. Der Verfall des Hauses ist die facies hippocratica unseres dahinsiechenden Jahrhunderts. Ehe wir internationale Schutz- und Trutzburgen aufrichten, sollten wir vielmehr arbeiten am Wiederaufbau der Hütten, in denen Raum ist für ein glücklich liebend Paar.

Nun wirkt oft ein Spottlied mehr, als eine gelehrte Abhandlung. Wohl ist der „konservativen Monatsschrift" der satirische Sang fremd, wie überhaupt dem Sänger ihre Thore selten geöffet sind, doch könnte auch da gerade das Ungewohnte und Fremdartige reizvoll erscheinen. — — —

Digitized by Google

Der Wunsch, meine Dichtungen auch einem weiteren Kreise anbieten zu dürfen, entspringt neben der bekannten „Autoreneitelkeit" doch auch dem Streben, an der staats- und volkserhaltenden Arbeit von christlich-deutschen Männern regeren Anteil nehmen und vielleicht in die oder jene Lücke einen brauchbaren Baustein einfügen zu können.

(Wir lassen das Gedicht folgen. Red.)

Die Junggesellen.

Heraus, mein Lied, und rüste dich
Zum kühnen Waffentanze,
Nimm Schwert und Schild zur Hand und auch
Zum Stoß die spitze Lanze!
Denn heute soll die Männerwelt
Mir einen Gegner stellen;
Weithin erschallt mein Ruf ins Feld:
„Heraus, ihr Junggesellen!"

Wie, Junggesellen nennt ihr euch,
Mögt so das Wort entweihen?
Wer sich gesellt, zieht seine Bahn
Nicht einsam, nein, zu zweien.
Ihr aber geht durchs Leben hin
Als schmähliche Solisten,
Und laßt im selbstzufriednen Sinn
Den Egoismus nisten.

So sprach schon Gott im Paradies
Und ließ auch euch es schreiben:
„Es ist dem Menschen nimmer gut,
Für sich allein zu bleiben!"
Drum trägt der Mann in seiner Brust
Zum Weibe das Verlangen,
Und auch dem Weib gab Gott die Lust,
Dem Manne anzuhangen.

Ja, freilich, Anhang sucht auch ihr
Und wollt gleich Schmetterlingen
Umgaukeln jedes Blumenbeet
Mit leichten, lustgen Schwingen.
Doch binden sich mit Manneswort
Und fester, starker Treue? —
Wo bliebe da der edle Sport,
Der täglich reizvoll neue!

Genießen wollt in vollem Zug
Ihr Jugendlust und Leben,
Erst wenn der Trunk zur Neige geht,
Dann wollt ihr euch ergeben;
Wenn welk die Stirn, die Haare grau,
Die Austern nimmer schmecken,
Dann soll die Mitgift eurer Frau
Euch Schuld und Schulden decken.

Pfui, du entartetes Geschlecht,
Unwert der großen Ahnen,
Die „Eigner Herd ist Goldes wert"
Sich schrieben auf die Fahnen,
Die in der Zucht der Häuslichkeit
Den Opfermut errangen,
Mit dem sie dann im Männerstreit
Den Feind zu Boden zwangen!

(Das macht des Starken Würde aus,
Dem Schwachen Schutz zu leihen,
Ihr aber seid bedacht allein
Aufs eigene Gedeihen.
Ihr laßt der Schwestern zarte Schar
Versinken in Trübsalsfluten,
Im Kampf ums Dasein Mitleids bar
Verzweifeln und verbluten.)

Ja wohl, die Ehe ist ein Joch,
Sie zieht der Freiheit Schranken;
Sie legt der Neigung Zügel an
Und heiligt die Gedanken;
Doch heißt mit Recht erst der ein Mann,
Der in dem Kampf der Pflichten
Die Herrschaft über sich gewann,
Der darf auch andre richten.

Drum vor des Mannes Richterstuhl
Seid ihr hiemit entboten,
Daß ihr vernehmt den Urteilsspruch,
Die Strafen, die euch drohten,
Wollt ihr den Namen, den ihr führt,
Nicht bald auch richtig stellen
Und, wie es seinem Sinn gebührt,
Euch wirklich jung gesellen.

Thut ihr es nicht, so werde euch
Die Einsamkeit zum Fluche,
Das deutsche Haus verbitte sich
Dann euere Besuche,
Kein Tauffest und kein Hochzeitsschmaus,
Kein Sang und Polterabend,
Kein Glückwunsch und Geburtstagsstrauß,
Kein Maitrank, herzerlabend. —

Nichts, was sonst im Familienkreis
Ihr Gutes habt empfangen,
Soll euch in Zukunft stillen mehr
Das heimliche Verlangen.
Das Wirtshaus helfe euch allein
Die Langeweile kürzen,
Und Kellner mögen euer Sein
Mit Tischgesprächen würzen.

Auch soll der Staat Gehalt und Sold
Euch um ein Dritteil mindern,
Dem Einzelmann gebühret nicht,
Was Vätern von sechs Kindern.
Alterszulage? Welch ein Wahn!
Ob Elle auch um Ellen
Ihr zusetzt eurer Lebensbahn,
Bleibt ihr doch Jung-Gesellen!


Digitized by Google

Und wenn euch Podagra und Gicht
Aus euren Träumen rütteln,
So mag ein Wärter im Spital
Euch die Mixturen schütteln.
Kein Kinderhändchen, das euch kost
Und glättet euch die Kissen,
Kein Mutter- und kein Schwesterntrost, —
Nur Brandmal im Gewissen!

Und klopft der Tod an eure Thür,
So wißt, ihr Junggesellen,
Für euch giebts keine Ewigkeit,
Als auf dem Grund der Höllen:
Wem nie der Liebe Lebensmacht
Den Sinn hat neu geboren,
Daß er zum Opfer sich gebracht,
Der ist und bleibt verloren.

So brause denn mein Schlachtenruf
Durch alle deutschen Gauen,
Soweit ein Heim und Herd sich baut,
Bewohnt von deutschen Frauen;
Von Schleswig bis ins Schweizerland,
Von Breslau bis nach Köllen,
Laßt schüren uns den heilgen Brand
Wider die Junggesellen!

Samuel Bach.

Vom heiligen Lande.

Auf der nordwestlichen Höhe vor Jerusalem, angesichts der „Heiligen Stadt" mit ihren Kuppeln und Türmen, am Wege nach Emaus, steht ein großes deutsches Missionshaus, das unsern Lesern gewiß schon längst bekannt ist, das seit 30 Jahren so reich gesegnete Syrische Waisenhaus. Dasselbe wird geleitet von einem Kuratorium, welches aus einer Reihe von Männern in Nord- und Süddeutschland besteht.

Uns allen schlägt, zumal in der Nähe der Festzeiten, das Herz höher, wenn wir nur den Namen Jerusalems und Bethlehems hören. Darum begrüßen wir auch den vor einiger Zeit erschienenen Jahresbericht aus Jerusalem mit besonders freudiger Teilnahme. Da vernehmen wir, daß unsere lieben deutschen Glaubensgenossen daselbst, an deren Spitze immer noch der alte Vater Schneller, ein unermüdlicher Siebziger, und sein Sohn, Pfr. Th. Schneller stehen, auch im vergangenen Jahre unter Gottes Segen die Arbeit erfolgreich fortgesetzt haben. Wie mannigfaltig ist nicht die Arbeit in diesem großen Hause, das mit seinen 170 Bewohnern, seinen größeren und kleineren Gebäuden fast einem kleinen Dorfe gleicht. Da ist die Schule, welche auf ihren mannigfachen Pfaden die aus allen Ständen und Gegenden des heiligen Landes versammelten (nur zum Teil verwaisten) Kinder auf den Weg zu Christo führen soll.

Da sind ferner die 10 Handwerksstätten, in welchen die Zöglinge beruflich ausgebildet werden, um gleich beim Austritte aus der Anstalt im 18. Lebensjahre auf eigenen Füßen stehen zu können. Da wird gehämmert, gehobelt, geschnitten, genäht, geformt den ganzen Tag. Und draußen in Garten und Feld sehen wir die zukünftigen Bauern mit Pflug, Hacke und Obstmesser fleißig arbeiten, um einmal auf den Bergen von Judäa und Galiläa nicht nur äußerlich ihren Acker zu bauen, sondern auch in ehrlicher Arbeit im höheren Sinne denselben Acker zu bearbeiten, an dem dort einst die Propheten und Apostel, ja der Sohn Gottes selbst mit so viel Liebe und Geduld zu unserem Heil gearbeitet. Daß die türkische Regierung dem Syrischen Waisenhause endlich definitiv eine halbe Quadratmeile Landes in Palästina zur Ansiedlung dieser bäuerlichen Zöglinge zugestanden hat, muß jeden Missionsfreund mit Freude und Hoffnung erfüllen.

Wie manche Frucht dieses Hauses reift nun schon auf den uns von Kind an so wohlbekannten Stätten. Wo man hinkommt, in Jerusalem, in Bethlehem, in Hebron, in Sichem, in Nazareth, in Tiberias finden wir die alten Zöglinge, deren schon ein halbes Tausend die Anstalt durchlaufen, vom Libanon bis zum Nil: als Handwerker, Kaufleute, Arbeiter, Lehrer und Prediger des Evangeliums. — Es ist doch eine schöne

Digitized by Google

Sache, so müssen wir uns beim Lesen des neuen Berichtes sagen, daß dies gesegnete Werk von Deutschland ausgegangen ist und getragen wird.

Sonst, wenn wir vom Elend des Landes hören, liegt uns wohl die Klage jenes Dichters nahe:

> Land, wo Kreuz und Krippe stand,
> Meines Heilands Heimatland,
> Land, in Psalmen viel besungen,
> Wie ist Lust und Lied verklungen
> Seit du deinen Herrn verkannt —
> Heil'ges Land, du armes Land!

Aber hier wird uns Gelegenheit geboten, anstatt nur zu klagen, mit anzufassen und etwas zu thun, wenn anders wir noch etwas übrig haben für die Heimat unseres Herrn. Und wenn nun der Bericht uns sagt, wie gewaltige Anstrengungen Rom macht in Jerusalem, Bethlehem, Emaus, Nazareth, Bethsaida am See Genezareth, um die evangelische Mission womöglich zu erdrücken, wenn angesichts dessen dennoch die Unterstützung aus der deutschen Heimat nicht recht reichen wollte (die Rechnung schließt mit einer Schuld von etwa 3000 Mark ab), wenn wir darin einig sind, daß jenem Lande, wo unser Heiland geboren wurde und unsere ewige Erlösung vollbrachte, auch ein Lieblings- und Ehrenplatz in unserem Herzen gebührt, so wollen wir gerne auch den Bitten aus dem heiligen Lande auf den ersten Seiten dieses Jahrganges ein Räumlein vergönnen und unseren Lesern das Syrische Waisenhaus in Jerusalem warm ans Herz legen. Das Quartalblatt des Hauses, der Bote aus Zion, wird jedem, der das dortige Missionswerk unterstützen will, auf eine direkt dorthin zu richtende Bestellung per Weltpostkarte, aus Jerusalem gratis zugeschickt. Gaben nehmen entgegen außer der Redaktion des Blattes: Kfm. Jul. Buddeberg in Köln; Pastor L. Schneller in Köln. Möchten ihrer recht viele fließen für das ferne heilige Land!

Sehr geschätzter Herr.

Gestatten Sie mir als altem Leser der Monatsschrift anläßlich des Briefwechsels in der Dezembernummer eine offene Aussprache über etwas, was ich schon längst auf dem Herzen habe. Ich gehöre zu den von Ihnen etwas gering geschätzten Sprachreinigern im Sinne des deutschen Sprachvereins: Kein Fremdwort für das, was gut deutsch gesagt werden kann, und zwar darum, weil ich meine deutsche Sprache als heiliges Erbe der Väter, zumal unseres Luther, schätze und liebe und nach meinem Berufe als Lehrer des Deutschen, wie aus persönlicher Neigung mich nun schon Jahre hindurch mit steigender Freude in ihren „Reichtum, ihre Pracht zu vertiefen" bemühe. Diese wissenschaftliche Beschäftigung mit unserem geliebten Deutsch ist ja nicht jedermanns Sache und Pflicht, aber schätzen und lieben soll sie jeder deutsche Mann, darin sind wir, Schriftsteller und Leser der Zeitung, wohl einig. Wenn aber, dann muß auch der Grundsatz des deutschen Sprachvereins gelten, und wenn er gilt, dann muß auch Ernst mit seiner Anwendung gemacht werden. Und darum hat es mich nicht bloß betrübt, sondern auch in meinem nationalen Empfinden — da sehen Sie schon, daß ich kein Sprachreiniger um jeden Preis und in jedem Falle bin — verletzt, daß Sie Herrn Dr. Schulz in Halle, dem ich hierbei für seine schönen Aufsätze in der Zeitschrift des Sprachvereins herzlich danke, in dieser Frage, die ihm und Gott sei Dank vielen Deutschen, und ich glaube nicht den schlechtesten, Herzenssache, ernste, heilige Pflicht ist, so kurz und leicht scherzend abgefertigt haben. Wer von uns ist denn aber, wie Sie sagen, „ängstlich darauf bedacht, nur ja keinen Laut von sich zu geben, der nicht auf heimischem Boden gewachsen ist?" Das ist das alte traurige Mißverständnis unseres Strebens, sogar bei Deutschgesinnten, es ist die absichtliche Verdrehung unserer Gegner, die uns mit unehrlichen Waffen bekämpfen. Nein, in Gottes Namen sollen nicht bloß


Digitized by Google

eingebürgerte Lehnwörter wie Tafel, Tisch, Kirsche unserer Sprache verbleiben, sondern auch unentbehrliche Fremdwörter mögen ihren Platz in deutscher Rede behalten; aber die hunderte und tausende — ich könnte Belege liefern — überflüssiger Fremdwörter, welche in Wort und Schrift das reine Kleid unserer Sprache verunzieren, die sollen entfernt werden, mit derselben „ängstlichen" Gewissenhaftigkeit, mit der man seinen Anzug säubert, wenn man in gute Gesellschaft geht, mit der man jeden Verstoß gegen gute Sitte vermeidet.

Doch nun, sehr wertgeschätzter Herr Redakteur, — ich werde mich wohl vor dem nicht schönen „Schriftleiter" hüten, wiewohl „Leitung" einer Zeitschrift eine ganz treffliche Bezeichnung Ihrer Thätigkeit ist. — Ihr Grund gegen das ängstliche Vermeiden der Fremdwörter! Es fiel Ihnen „im Augenblicke des Schreibens kein deutsches Wort ein," und Sie haben nicht Zeit, sich „lange zu besinnen und auf die Feder zu kauen." In Ihrem Falle brauchten Sie das gar nicht, Sie konnten das anderwärts berechtigte Fremdwort einfach streichen, denn „ästhetisch schön" ist eben schön, weil alles Schöne ästhetisch, d. h. auf die Empfindung des Schönen berechnet ist. Oder meinen Sie künstlerisch schönen Ausdruck, dann haben Sie es mit ästhetisch auch nicht bezeichnet. Man kann sich sogar trotz Kauens auf der Feder vergreifen, wie Herr Dr. Schulz, wenn er schreibt: aus naheliegenden Gründen „begründet", um das von Ihnen empfohlene „motiviert" zu vermeiden; aber wäre nicht: durch Gründe gerechtfertigt, oder: mit Gründen gestützt, oder irgend eine andere Wendung ebenso deutsch wie verständlich? Doch nicht weiter im Ausstechen einzelner Fremdwörter und ihrer Verdeutschung! Aber Sie haben damit angefangen, Herr Redakteur! Nur das kann ich nicht gelten lassen, daß man keine Zeit habe, sich auf den guten deutschen Ausdruck zu besinnen. Wer die Pflicht erkannt hat, sich möglichst rein deutsch auszudrücken, der wird sich sprechend oder lesend im Suchen des deutschen Ausdrucks üben — gerne üben aus Liebe zu unserer schönen und reichen Sprache — sich üben auch im rechten Verständnis fremder Worte, um nicht, wie z. B. oft geschieht, auch im 12. Hefte der Monatsschrift S. 1266 Zeile 5 prägnant, nach dem Lateinischen soviel wie fruchtschwellend, vollgehaltig, im Sinne des Ausgeprägten, Bezeichnenden zu gebrauchen. Dann bedarf es nach und nach beim Schreiben nicht mehr so langen Besinnens und Federkauens. Die Mühe des Suchens und Verdeutschens dürfen wir uns aber nach dem Vorbilde unserer Klassiker nicht verdrießen lassen; zeigte uns doch kürzlich die Aufführung der ersten dramatischen Bearbeitung des Götz v. Berlichingen, wie sorgsam Goethe die fremden Ausdrücke derselben in dem späteren, uns geläufigeren Schauspiele verdeutscht hat. Wie pedantisch, wie kleinlich von Goethe!

Nun aber lassen Sie mich die Sache noch von einem höheren Gesichtspunkte ansehen. Die Sprachreinigung und der deutsche Sprachverein treiben keine bloße Fremdwortjägerei wie die alten Puristen; sie haben die Pflege der deutschen Sprache überhaupt und damit die Pflege deutschen Sinnes zum Ziele, und darum treiben sie im schönsten Sinne ein konservatives Werk. Was will denn die konservative Partei? Die gesunden Kräfte unseres Volkslebens in Staat, Kirche, Familie erhalten oder, wo sie von undeutschen, krankhaften Wucherungen erstickt werden, wieder freilegen und zu neuem Leben wecken. Nun aber rauscht der Strom ureigenen deutschen Lebens nirgends so vernehmbar und klar wie in unserer Sprache, unserer Heldensprache, wie die Alten sie stolz nannten. Sprache ist nach Herder tönender Geist, und in unserer Sprache — auch in unseren deutschen Namen — redet der Geist der Väter zu uns. Hier liegt das schönste Erbe, der kostbarste Schatz vergraben. Schade, daß es mir in diesem Briefe an Raum fehlt, an Beispielen nachzuweisen, wie herz- und gemütbildend es ist, das „von den Vätern Ererbte" durch liebevolles Eindringen zu „erwerben" und zu „besitzen." Wer aber seine deutsche Sprache lieb gewinnen und schätzen lernen will, der lese Rud. Hildebrands treffliches Büchlein über den Unterricht in der Muttersprache oder desselben gesammelte Aufsätze — das Erstere nicht bloß für Lehrer, sondern

Digitized by Google

für jeden, der deutsches Wesen liebt —; er wird dann seine Sprache mit anderen Augen ansehen und auch über den deutschen Sprachverein anders urteilen lernen. Möge — dies mein herzlicher Wunsch fürs neue Jahr — die konserv. Monatsschrift ihre konservative Aufgabe auch gegenüber der deutschen Sprache zur Pflege deutscher und konservativer Gesinnung mehr und mehr erfüllen. Mit deutschem Gott befohlen

Breslau, d. 2. Janr. 1891. Ihr ergebener

Dr. Tröger.

Geehrter Herr!

Gestatten Sie mir einige kleine Bemerkungen zu Ihrem Aufsatz „Zukunftsstaat." Sie führen einige Zeilen aus meiner Satire „2086" an und zwar als Parodie zu Bellamys Verfassung.

Daß ich diesen nicht habe parodieren können, beweist die Thatsache, daß mein Büchlein schon zwei Jahre vor Erscheinen des amerikanischen Buchs erschienen und $2^1/_2$ Jahre vorher verfaßt worden ist.

Auch die Worte „gewagte Witze" können die Leser zu einer falschen Auffassung bringen. Diese Witze sind nichts als streng logische Folgerungen aus den Meinungen und Behauptungen der Socialdemokratie, nur klipp und klar ohne Umschweife ausgedrückt.

Das ganze zieht nur Schlüsse aus den Folgerungen der Umstürzler — die „Widerlegungskraft" liegt eben in diesem logischen Weiterführen bis zur organisierten Unvernunft, wenn ich auch stellenweise vom Recht des Satirikers Gebrauch gemacht und kleine Züge übertrieben habe.

Mir wars heiliger Ernst, darum möchte ich gegen die „gewagten Witze" Verwahrung einlegen.

Mit bester Empfehlung

Berlin N.W., Stephanstr. 66. Ihr ergebener

O. v. Leixner.

(Anm. d. Red.) Wenn ich die Witze des Herrn Einsenders gewagte nannte, so wollte ich keineswegs Mangel an Logik vorwerfen, sondern nur konstatieren, daß sich dieselben nicht gerade zum Vorlesen in Damengesellschaft eignen. D. v. O.)

Beirut, Syrien, 16. Dec. 90.

Hochgeehrter Herr Redakteur.

Einer Ihrer Leser im Auslande, am Fuße des Libanon, hat mit großem Interesse Ihren Briefwechsel über „Zeichen der Zeit" gelesen und genossen. Es war dieser Briefwechsel in seinem witzigen Plauderton immer das Erste, was meine Augen suchten, und ich genoß so das, was doch wohl als Nachtisch vermeint ist, vor der eigentlichen Mahlzeit des Hauptgerichts.

Wie diese Unart, die ich mir als Junggeselle auch manchmal an meinem einsamen Mittagstische erlaube, zwar eigentlich eine Zuchtlosigkeit des Geistes ist, wie mans aber angesichts von Weintrauben, Bananen und Orangen im Dezember oder des Briefwechsels in der „Konservativen" trotzdem gerne thut — ich sage „man", denn ich vermuthe, daß ich noch manchen Mitschuldigen habe selbst unter den strammerer Zucht sich erfreuenden Zweispännern an der Karre des Lebens —, das will ich nur als hors d'oeuvre streifen.

Lassen Sie mich heute einmal ausnahmsweise neben oder hinter Ihren Freund in Hohensalchow treten und auch über ein „Zeichen der Zeit" Ihre Meinung hören. Sie haben es ja selbst eingestanden, daß ein Redakteur Alles und noch Einiges weiß, wenigstens wissen sollte. So werden Sie wohl aus meinem Fragezeichen ein Ausrufezeichen der Befriedigung machen können.

Digitized by Google

Dieses Frühjahr machte eine interessante Nachricht die Runde durch die mir bekannten christlichen Blätter, insbesondere Sonntagsblätter. Laut dieser Nachricht sollte im November dieses Jahres der sogenannte „Stern von Bethlehem" im Sternbilde der Kassiopeja sichtbar werden. Dieser Stern trete auf seiner ungeheuren Bahn nur alle 315 Jahre ins Gesichtsfeld der Erde. Das letzte Mal sei er im Jahre 1575 erschienen und zuerst in der Nacht beobachtet worden, in welcher der Churfürst Johann Sigismund von Brandenburg geboren wurde. Darum er den Namen „Stern des Hauses Brandenburg" empfing. Indeß sei dies der gleiche Stern, unter welchem Tycho de Brahe den „Stern von Bethlehem" vermuthet.

Es nahm mich allerdings Wunder, daß ich während des ganzen Sommers und Herbstes in keinem Blatte einer weiteren Notiz über diesen seltenen Gast ansichtig wurde. Aber ich verschloß mich nicht der Selbsterkenntniß, daß dieses Manko nur ein „diesseitiges," subjektives zu sein brauchte, ein Anzeichen, daß ich kein untadeliger, regelmäßiger Zeitungsleser bin. Um so aufmerksamer suchte ich, als der November gekommen war, nach dem hohen, ja höchsten Besuch „bei Kassiopejas". Ein Suchen, welches unser meist wolkenloser Orienthimmel seinerseits aufs bereitwilligste unterstützte. Aber es glänzten mich immer nur die bekannten fünf, ein W bildende Sterne an, jenes Zeichen des heiligen Ehe- oder Wehestandes. Darüber ist nunmehr der November schon reichlich vorüber.

Sie errathen mein Fragezeichen. Ich möchte gern wissen, wie jene Blätter zu der alarmirenden Nachricht vom wiederkehrenden Sterne der Weisen gekommen sind.

Es steht mir leider nicht der allwissende Brockhaus oder Meyer zur Verfügung. Derselbe dürfte auch vermuthlich eine geringe Ausbeute über dieses Himmelsphänomen bieten.

Weisen Sie, bitte, meine Frage nicht ab als nicht zur Sache, nicht zu den „Zeichen der Zeit" gehörig. Ich denke, dieser Stern ist sogar ein „Zeichen der Zeit" in eminentem Sinne. Verdient die Bibel „das Buch" schlechthin, die Epoche des Erscheinens Jesu schlechthin „die Zeit" genannt zu werden — als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn —, so hat auch der Stern von Bethlehem, welcher „die Zeit" dem Osten anzeigte, den Anspruch auf die Benennung „das Zeichen der Zeit."

Vielleicht lächeln Sie über diese Frage, weil darüber die Weisen Deutschlands bereits ihren Spruch gefällt haben, warum der für November angemeldete Firmamentbesuch nicht eingetroffen ist. Indeß bedenken Sie, bitte, daß wir hier in Syrien, wenn auch nicht Hinterwäldler, doch hinter dem Meere Wohnende sind und darum gleich jenen das Privileg haben, etwas hinter der Kultur zurück zu sein und dementsprechende Fragen zu stellen. Womit ich mich unter dem Zeichen des Weihnachtssternes, in welches die kirchliche Jahreszeit eingetreten ist, Ihrem redaktionellen wie christbrüderlichen Wohlwollen empfehle. Hochachtungsvoll O. F.

(Anm. d. Red. Uns ist trotz unserer Allwissenheit nichts über diesen Stern bekannt geworden. Vielleicht giebt einer unserer Leser freundlich Auskunft?)

Zu Beethovens Cismoll-Sonate.

Von Nacka Gräfin zu Pappenheim.

Leise dämmert der Abend herein,
Schon liegt die Welt von Schlaf umflossen,
Friedlich lächelnd hat Mondenschein
Leuchtende Strahlen darüber ergossen.

Durch ein luftiges Erkergemach
Rauschen Akkorde wie traumgetragen,
Schmeichelnd und leise, dann allgemach
Beben die Saiten in stürmischen Klagen.

Still am Fenster, da sitzt wie gebannt
Eine Gestalt — die Augen geschlossen,
Träumt sie schon von dem besseren Land,
Und von den Engeln, ihren Genossen.

Hold das Antlitz — doch todesfahl,
Feucht schon die Stirn mit den lockigen Haaren —
Aber sie lächelt doch noch einmal
Bei den Tönen, den wunderbaren.

Digitized by Google

Dunkler und dunkler wird es jetzund,
Wilder und süßer rauschen die Klänge,
Aber dem Herzen so todeswund
Wurden daraus die Himmelsgesänge.

Denn als verrauscht war der letzte Ton,
Nahte ein Engel sich, leise und linde,
Hob seine Flügel und flog davon,
Heim mit dem armen, todkranken Kinde.

Ferne schon weilt sie dem Erdenthal,
Lauschet den Chören der himmlischen Sphäre —
Doch im Gemach wards dunkel zumal,
Als ob ein Lichtstrahl erloschen wäre.

Erwiderung.

Im Winter 1889 erschien von dem Generalsuperintendenten D. Möller in Magdeburg ein Stück Selbstbiographie, in welcher die Darstellung seines Kampfes gegen die in Radevormwald im Jahre 1852 erfolgte selbständige lutherische Gemeindebildung unter Pastor Haver den größten Raum einnimmt. Die „Allgem. konservat. Monatsschrift," selbstverständlich nicht in der Lage, die geschichtliche Richtigkeit der Darstellung zu prüfen, besprach das fesselnd und gewandt geschriebene Buch mit Anerkennung. Im Sommer 1890 aber erschien eine Gegenschrift unter dem Titel „Ehrenrettung eines treuen Zeugen Christi." (Köln, Römke u. Co.), in welcher die Möllersche Darstellung jener kirchlichen Bewegung bekämpft wurde und besonders die Person Havers eine ganz andere Würdigung erfuhr. Auch sie fand eine Besprechung in der „Allg. kons. Monatsschrift." Diese Besprechung hat so manche Freunde und langjährige Leser der „Allg. kons. Monatsschr.", deren ich einer bin, stutzig gemacht, solche natürlich nur, die sowohl das Möllersche „In Sturm und Stille" als auch die „Ehrenrettung" gelesen hatten, da diese Besprechung dem Wert jener „Ehrenrettung" gar zu wenig entsprach. Selbstverständlich setze ich bei dem Herrn Recensenten A. W. keine wissentliche Verkürzung der Wahrheit voraus, sondern den guten Willen, der „Ehrenrettung" gerecht zu werden. Thatsächlich ist aber doch die Wahrheit dabei zu kurz gekommen. Aus welchen Gründen, ich meine, infolge welcher subjektiven Disposition des Herrn Recensenten, darüber erlaube ich mir gar kein Urteil. Denn es kommt mir bei dieser Sache nur auf zweierlei an: auf die geschichtliche Wahrheit und auf das Ansehen und den guten Ruf der „Allg. kons. Monatsschr." Und beides hängt zusammen. Denn wie sehr man auch immer der freikirchlichen Bewegung, die seit den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts sich allenthalben regt, feindlich gegenüber stehen mag — und auch ich bin ein entschiedener Gegner alles willkürlichen Brechens mit der landeskirchlichen Form — so zeigen doch gerade die auf größere Freiheit der Kirche gerichteten Bestrebungen unserer Tage und ihr bedauernswerter Ausgang, daß die freikirchliche Bewegung auf einen schweren Schaden der Kirche hinweist, und es bedarf daher alles, was diese Bewegung zu kennzeichnen und ihre geschichtlichen Anfänge klar zu legen geeignet ist, der sorgfältigsten Prüfung. Und die gewissenhafteste Vermeidung auch des geringsten Anscheins tendenziöser Geschichtsdarstellung ist umsomehr Pflicht, als die lutherischen Freikirchen Deutschlands bis jetzt eine ganz geringe Minorität bilden, deren Aeußerungen selten in andere Kreise dringen. Es gehörte nun bis jetzt zu dem Ruhm der „A. k. M.", ganz besonders in ihren litterarischen Anzeigen, bei voller Wahrung ihrer eigenen Stellung auch dem Gegner gerecht zu werden, und ich selbst habe gerade mit Berufung darauf mich um die Verbreitung der „A. k. M." bemüht, und mit Erfolg. Dieser Ruhm erscheint mir aber durch jene Besprechung der „Ehrenrettung" gefährdet, und ich glaube daher, daß die „A. k. M." sich selbst einen Dienst erweist, wenn sie den von mir im folgenden in möglichster Kürze geführten Nachweis zum Abdruck bringt.

Zunächst konnte die ursprüngliche Bestimmung der Möllerschen Schrift nur für Freunde sie doch nur solange vor einer Entgegnung schützen, als dieser ihr ursprünglicher Charakter gewahrt blieb. Sobald sie in den freien buchhändlerischen Vertrieb

Digitized by Google

gelangte, war doch ohne Frage auch die öffentliche Beurteilung derselben berechtigt. Auch in dem „einfach und schlicht referierenden Ton" des „rein sachlichen" Buches sieht der Herr Rezensent der „Ehrenrettung" einen Grund zur Abweisung einer polemischen Gegenschrift. Allein dieser schlicht referierende Ton ist nicht vorhanden; vielmehr ist die Möllersche Schrift von reichlicher Reflexion durchzogen. S. 50—57 findet sich z. B. eine ausführliche Rechtfertigung der Union mit einem sehr scharfen und bedenklichen Schlußurteil über die von der preuß. Landeskirche getrennten Lutheraner; S. 62—63 ein Auszug aus der ersten Predigt Möllers in R., die natürlich auch vor allem Urteil über die Bewegung enthält, und auch sonst findet sich soviel davon in die ganze Darstellung hinein gewebt, daß die Geltendmachung eines abweichenden Urteils unmöglich befremden kann. Dagegen bemängelt der Herr Rezensent den Ton der „Ehrenrettung." Vielen andern und auch mir erscheint er als ein durchaus würdiger. Ein einziges Beispiel für das Gegenteil bringt Herr A. W. bei, und er wird doch wohl das schlimmste herausgegriffen haben. „Hätten Pastor und D. Möller die Quellen benutzt u. s. w." schreibt nämlich der Verfasser der „Ehrenrettung." Der Sinn dieses Pluralis ist durchsichtig. Der Verfasser will ohne Frage die doppelte Verpflichtung Möllers zu gewissenhafter Prüfung der Quellen betonen, die des Pastors und die des Gelehrten. Ob das „jugendlich" oder „greisenhaft" zu benennen ist? Aber mag darüber anders urteilen, wer will; die Hauptsache ist die geschichtliche Darstellung der Vorgänge in R. selbst. Herr A. W. sagt: „Gewiß hat sich Möller in einzelnen unbedeutenden Thatsachen geirrt," und erklärt dies aus dem langen Zeitraum, der zwischen jenen Ereignissen und der Gegenwart liegt. Und dies vor allem ist der Punkt, wo der „Ehrenrettung" schweres Unrecht geschieht; so durften die geschichtlichen Nachweisungen derselben nicht abgethan werden. Warum hier nicht Beispiele? Die „Ehrenrettung" kümmert sich nämlich gar nicht um unbedeutende Thatsachen, sondern behandelt lediglich den Kern der ganzen Möllerschen Darstellung. Dieser ist folgender: Aus Ehrgeiz und Eitelkeit, wegen mangelnder Anerkennung, verletzt, weil er nicht zum Superintendenten gewählt wurde, sei Haver aus der Landeskirche ausgetreten und habe durch ungeistliche Bearbeitung seine Gemeinde fanatisiert und von der Landeskirche losgerissen. Die Quellen Möllers sind seine subjektiven Eindrücke und mancherlei „Man sagt." Dem gegenüber weist die „Ehrenrettung" zum großen Teil mit Belägen aus den Akten, aus den gleichzeitigen Zeitungen und den Schriften unbeteiligter Geschichtsschreiber folgendes nach: 1. Schon seit 1845 stand Haver im Kampfe für das Bekenntnis und nahm lebhaftesten Anteil an den gerade damals die rheinisch-westfälische Kirche bewegenden Verhandlungen über diese Frage. Von dem allen bei Möller kein Wort. — 2. Daß Haver in seiner früheren Gemeinde mit einer gewissen Gewaltsamkeit die Union betrieben habe, ist unerweislich und unwahrscheinlich. — 3. Die Superintendentenwahl, aus der Möller das Vorgehen Havers vornehmlich ableitet, fand erst 1850 statt, also lange nach dem Beginn der Kämpfe Havers. — 4. Um Anerkennung zu geizen hatte Haver nicht nötig, da diese ihm im reichsten Maße von seiner Gemeinde, von vielen Reformierten und von seiner kirchlichen Behörde zu teil ward. Letztere nennt ihn einen „in Lehre, Seelsorge und Wandel gewissenhaften, pflichtgetreuen und ausgezeichneten, daher von der Gemeinde und seinen Vorgesetzten sehr geachteten Geistlichen." — 5. Daß Haver keine „Bauernbearbeitung," keine ungeistliche Agitation betrieb, beweist nicht nur die Ueberlieferung, sondern auch alles, was von schriftlichen Aeußerungen Havers vorhanden ist, und wie wenig es ihm um ein Einfangen der großen Massen zu thun war, zeigt die von Anfang an von ihm geübte strenge Kirchenzucht. — 6. Die Beschuldigung, daß betrügerischer Weise Namen Nichtausgetretener in die Listen der Ausgetretenen eingetragen seien, wird zurückgewiesen. — 7. Möller behauptet, um die Gewinnung der Armen habe sich Haver nicht bemüht, sondern sie der Landeskirche überlassen. Die „Ehrenrettung" weist nach, daß die ca. 1800 Seelen zählende Gemeinde sofort die Armenpflege organisierte und 668 Thaler im Jahre 1854 und 582 Thaler im Jahre 1855 für die Armen

Digitized by Google

ausgab. — 8. Möller spricht die Meinung aus, daß ihm selbst von den aufgeregten Lutheranern Gefahr gedroht habe; thatsächlich ist ihm nie etwas Böses widerfahren. Dagegen weist die „Ehrenrettung“ nach, und zwar aus ganz unbeteiligten Quellen, daß die Lutheraner die größten Mißhandlungen (Stockschläge, in die Fenster schießen u. s. w.) zu erdulden hatten, daß öffentlich Havers Tod gefordert wurde, ja daß vor seiner Ermordung schon zwei Mordanfälle auf Haver gemacht wurden. — Das alles weist die „Ehrenrettung“ so überzeugend nach, daß alle, die ich darüber gesprochen habe, auch preußische unierte Geistliche, sich diesem Eindruck nicht entziehen konnten. Es scheint mir daher ganz unmöglich, nur von „einzelnen unbedeutenden Thatsachen“ zu reden, in denen Möller sich geirrt habe, sondern man wird zugestehen müssen, daß Möllers subjektive Eindrücke den Thatsachen wenig entsprechen.

Ich glaube damit den Beweis erbracht zu haben, daß die Anzeige der „Ehrenrettung“ im Augustheft der „A. k. M.“ von 1890 wirklich nicht der sonstigen Gerechtigkeit und Gründlichkeit dieser Zeitschrift entsprach, sondern dieser Ergänzung bedarf, und das um so mehr, als es sich hier um einen Toten handelt, der es wert ist, daß man ihn kennt, und um ein zwar kleines, aber typisches Stück Kirchengeschichte, das nicht in so einseitiger Beleuchtung, wie es die Möllersche ist, auf die Nachwelt kommen darf. Die Möllersche Schrift ist schon als ein „kirchengeschichtlich wertvolles Einzelgemälde“ bezeichnet worden. Sei es, aber es muß hinzugefügt werden: Wer diese Quelle benutzt, darf die „Ehrenrettung“ nicht ungelesen lassen.

Martin Wagner,
Oberlehrer am fürstl. Gymnasium zu Sondershausen.

Neckarbischofsheim in Baden, 16. Januar 1891.

Geehrter Herr!

Soeben lese ich Ihre Kritik über meinen Roman „Psyche“. Daß mir dieselbe bitter weh gethan, wird Sie nicht wundern. Vielleicht wundert es Sie, daß ich Ihnen dies ausspreche. Aber was hat der Schriftsteller, der das Bewußtsein hat, daß ihm vor der Oeffentlichkeit bitteres Unrecht geschieht, für ein ander Mittel, als dem, der ihm solch Unrecht zufügt, es ins Gesicht zu sagen. Sie lächeln vielleicht über die „gekränkte Schriftstellereitelkeit“. Von Eitelkeit weiß ich mich frei. Herzlich dankbar bin ich jedem Kritiker, der dem Lernenden und Strebenden wohlwollend den Weg zeigt, der ihn vor Gefahren warnen und von Irrtümern heilen will. Aber das Gefühl tiefer Kränkung, das Ihre Kritik in mir hervorruft, ist mir ein Beweis dafür, daß von jener wohlwollenden und heilsamen Art der Kritik in Ihrer Recension keine Spur ist. Doch dieser Mangel allein würde jenes Gefühl noch nicht verursacht haben. Wohlwollen darf ich ja von Ihnen nicht erwarten, obgleich ich ein strebender und ernsthafter Mensch bin und Sie ein Christ, aber Billigkeit hätte ich erwarten dürfen. Und der Mangel an Billigkeit ist es, was an Ihrer Kritik mir so überaus weh thut. Von welchem Gesichtspunkt aus haben Sie mein Buch beurteilt? Nach dem christlich-sittlichen Maßstab nicht, denn sonst hätten Sie dem ernsthaften Streben, mit der realistischen Darstellung die christlich-sittliche Weltanschauung zu vereinigen, Ihre Anerkennung aussprechen müssen, auch wenn Sie dies Streben für aussichtslos halten. Also haben Sie den ästhetischen Maßstab angelegt. Aber was für ein Unterschied ist da zwischen Ihrer Methode und der kritischen Methode Janssens? Wie dieser reißen Sie Einzelnes aus dem Zusammenhang heraus, was in seinem Zusammenhang wohl motiviert ist. Ein Mädchen, das seiner Mutter ihren Fehltritt vorwirft und befriedigt dem Unfallversicherungsgesetz Beifall nickt, eine Tänzerin, die Faust citiert: jetzt weiß der Leser, was ich für Gestalten schaffe, lächerliche, widerwärtige Zerrbilder. Ich will Ihnen nicht zumuten, in dem unangenehmen Buch noch einmal nachzulesen, in welchem Zusammenhang jene Züge sich finden, aber

wenn Sie auch nur Ihr Gedächtnis zu Hilfe nehmen, müssen Sie zugeben, daß jene Züge ihre Erklärung im Ganzen haben. Sie haben der Welt gesagt, was Sie von mir als Schriftsteller denken. Ich habe Ihnen, als Mann dem Manne, gesagt, daß Ihrem Urteil die schönste Tugend fehlt, die Billigkeit. Sie geben ein Zerrbild meines Buchs und haben mir damit kränkendes Unrecht zugefügt.

Adolf Schmitthenner.

(Briefe dieser Art gehören zum täglichen Brot einer kritischen Zeitschrift. Wir haben die Kritik, um die es sich handelt, noch einmal gründlich gelesen. Aber wir wüßten nicht, was wir zurückzunehmen hätten. Und wir können den gekränkten Verfasser nur bitten, unseren Wunsch, er möge „sein unleugbar bedeutendes Darstellungstalent auf das Einfache und nicht auf das Gesuchte, auf das Selbsterlebte und nicht auf das Weithergeholte richten" in drei Monaten einmal sine ira et studio prüfen. Vielleicht stimmt er dann auch etwas mehr unserer Ansicht zu, daß die innere Wahrheit der Charaktere im Roman weit wichtiger ist, als die realistische Ausmalung des äußeren Beiwerks.)

Evangelischer Gottesdienst in Kurorten.

Von dem Verein für Einrichtung deutsch-evangelischer Gottesdienste in Kurorten (Vorsitzender: General z. D. Graf Bismarck-Bohlen) ist ein neuer Bericht über die beiden Jahre 1889 und 90 ausgegeben worden (zu beziehen durch den Geschäftsleiter, Herrn M. Bernus, 4 Taunus-Anlage, Frankfurt a. M.). Entsprechend dem zugenommenen Umfang des Arbeitsfeldes ist auch der Bericht von einem auf zwei Druckbogen angewachsen. Die Jahresversammlung fand am 12. Juni in Bingen statt. „Es kam hierbei der Wunsch zur Aussprache, für den Bau von Kapellen in Kurorten, wo ein Gottesdienstlokal nicht zu beschaffen ist oder sich als unzureichend herausgestellt hat, einen Fonds anzulegen. Es soll jedoch die Dringlichkeit des Bedürfnisses im einzelnen Falle jedesmal erst geprüft und unter allen Umständen durch eine klare Regelung der Eigentumsverhältnisse die unveränderliche Verwendung des Gebäudes zu dem gegebenen Zwecke sicher gestellt werden." Angesichts dieser Vermehrung der Ziele wird die Bitte um fortgesetzte Zuwendung freiwilliger Gaben wiederholt (Adresse des Schatzmeisters: Herr Karl de Neufville, 4 Barckhausstraße, Frankfurt a. M.). Auch die Redaktion dieses Blattes ist zur Uebermittlung von Gaben bereit.

Digitized by Google



Zur Social- und Gewerbepolitik der Gegenwart.

Reden und Aufsätze

von

Gustav Schmoller.

(Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.)

Professor Schmoller gehört zu denjenigen Gelehrten, die es lieben, mancherlei zerstreut da und dorthin zu schreiben und Reden und Aufsätze dann von Zeit zu Zeit gesammelt in einem Bande erscheinen zu lassen in der Absicht, „die Wirkung gewisser Gedankenreihen auf weitere Kreise ganz erheblich zu steigern". So hat er es vor zwei Jahren gethan mit einer Sammlung von Aufsätzen, die er unter dem Titel „Zur Litteraturgeschichte der Staats- und Socialwissenschaften" veröffentlichte, so thut er es jetzt wieder mit einer Reihe von Vorträgen und Aufsätzen, die er in den Jahren 1872—1890 gehalten und geschrieben hat. Mit Vorbedacht sind die Jahre 1872 und 1890 als Anfangs- und Endpunkt gewählt. 1872 ist das Geburtsjahr des Vereins für Socialpolitik, der von großer Bedeutung für die Entwicklung unserer Socialpolitik in wissenschaftlicher und praktischer Hinsicht geworden, und dessen Programm im Jahre 1890 durch die kaiserlichen Februar-Erlasse fast Regierungsprogramm geworden, ein Erfolg, wie ihn kaum ein anderer Verein errungen hat. An der Spitze dieses Vereins steht zur Zeit Professor Schmoller.

Am 6. Oktober 1872 trat auf Anregung des Geheimen Oberregierungsrats Wagner, des früheren Kreuzzeitungsredakteurs, und des Redakteurs Julius Eckardt in Eisenach eine Versammlung von akademischen Nationalökonomen, Beamten, Publizisten und Journalisten verschiedenster Richtungen und Parteien zusammen, um den Versuch zu machen, die Tyrannei der Manchesterpartei abzuschütteln. Dieser Versammlung war eine Vorbesprechung vom 13.—14. Juli in Halle vorangegangen, an der die Herren E. Engel, Roscher, B. Hildebrand, A. Wagner, Knapp, Brentano, Mithoff, Conrad, Eckardt und Schmoller teilnahmen. Die außer den eben Genannten von Generallandschaftsrat von Blankenburg, Fabrikant Borchert jun., Prof. Gneist, Prof. von der Goltz, Prof. von Holtzendorff, Prof. Knies, Geh. Rat Meitzen, Prof. Nasse, Kommerzienrat Quistorp, Fabrikant H. Reichenheim, Prof. Riehl, Rittergutsbesitzer Sombart, Prof. von Sybel, Prof. von Treitschke, Max Wirth und Rittergutsbesitzer von Wedell-Malchow, also von Männern der verschiedensten politischen Richtung unterzeichnete Einladung nahm eine Verhandlung über Arbeitseinstellungen und Gewerkvereine (Referent: Schmoller), über die deutsche Fabrikgesetzgebung (Referent: Brentano) und über die Wohnungsfrage (Referent: Engel) in Aussicht. Wir setzen die Hauptsätze der Einladung hierher, weil sie für die damalige

Digitized by Google

Lage und für den ungeheuren, seitdem eingetretenen Umschwung außerordentlich kennzeichnend sind: „Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Zukunft des deutschen Reiches, wie die Zukunft unserer Kultur überhaupt wesentlich davon beeinflußt sein wird, wie unsere socialen Zustände in allernächster Zeit sich gestalten, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß diese Gestaltung wiederum ganz wesentlich davon abhängen wird, wie die Gebildeten und Besitzenden, wie die öffentliche Meinung, die Presse und die Regierungen sich zu der socialen Frage stellen, haben die Unterzeichneten, Männer aller politischen Parteien, von denen sie annehmen zu können glaubten, daß sie Interesse und sittliches Pathos für die Frage haben, und daß sie das absolute laissez faire et laissez passer in der socialen Frage nicht für das Richtige halten, zu der Besprechung aufgefordert. — — — Was die Unterzeichneten erhoffen, ist eine Annäherung auseinandergehender Meinungen, eine Verständigung wenigstens in den brennendsten Punkten der socialen Frage."

Die auf diese Einladung hin in Eisenach zusammengetretene sehr bunte Versammlung ward von Schmoller begrüßt. Diese Begrüßungsrede hat er an die Spitze seines Sammelwerkes gestellt. Mit Recht! Denn von dieser Versammlung ausgehend verbreitete sich der Kampf gegen die Manchesterpartei, die damals unter Delbrücks und Michaelis Leitung noch die officiellen, deutschen, leitenden Kreise vollständig beherrschte, in immer weitere Kreise, brach sich der Gedanke der socialen Reform und der Notwendigkeit der Umkehr unserer Wirtschaftspolitik immer mächtiger Bahn.

Mit demselben Rechte schließt die Sammlung ein Aufsatz: „Die kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar 1890 im Lichte der deutschen Wirtschaftspolitik von 1860—1890." Denn die Reformperiode, die im Jahre 1872 wissenschaftlich eingeläutet wurde, hat mit den kaiserlichen Erlassen vom Jahre 1890 einen Höhepunkt erreicht, die Forderungen, die bisher nur von einzelnen Männern aufgestellt oder in den Programmen einzelner Parteien aufgenommen waren, sind in das Regierungsprogramm des deutschen Kaisers aufgenommen. Der Kaiser selbst will, was bisher nur gedacht und bedacht worden, in die That umsetzen! Welcher gewaltige Umschwung 1872 und 1890! Welch wichtiger Wendepunkt! An einem solchen Wendepunkt ist es wohl an der Zeit, die Frage „woher und wohin?" mit Nachdruck aufzuwerfen. Diese Frage will Schmoller in seinen übrigen 12 Aufsätzen beantworten. Er will eine „Anzahl Ziele und Gedanken einheitlich zusammenfassen, welche als das Ergebnis unserer historischen deutschen Staatsentwicklung überhaupt und ebenso als eine notwendige Folge der Art gelten dürfen, wie die Geisteswissenschaften, speciell die Staatswissenschaften, sich bei uns ausgebildet und auf das praktische Leben zurückgewirkt haben. Es sind Gedanken, welche in steigendem Maße seit 25 Jahren sich Einfluß und Anerkennung errungen haben, von einem erheblichen Kreise deutscher Nationalökonomen, Politiker und Staatsmänner heute bereits geteilt werden." „Darüber, woher und wohin die Wege kommen und führen, hat der staatswissenschaftliche Gelehrte, wenn er anders sein Handwerk versteht, zu reden. Doppelt wird solches Pflicht in unserer Zeit, die großen und schweren Aufgaben gegenüber steht, die über die vorhandenen Gegensätze nur Herr werden kann, wenn die große sociale Reformepoche, die unter dem Drucke unserer socialen Bewegung vom Fürsten Bismarck begonnen wurde, noch größer und kühner zu Ende geführt wird." Das Ziel, das Schmoller sich stellt, ist somit „die Brücke zu schlagen über die Kluft, damit unsere Kultur und unsere Gesittung, unser Staat und unsere blühende Volkswirtschaft erhalten bleiben, daß wir edlere und bessere Institution teils herstellen, teils vorbereiten." — — „Wir erreichen es um so sicherer nach meiner Ansicht" — sagt Schmoller, „je mehr die edelsten und besten Männer sich von der Richtigkeit der Gedanken überzeugen, denen diese Blätter gewidmet sind, je mehr auch die gemäßigteren Arbeiter sich von der Verfolgung von Utopien abwenden und die ihnen dargebotene Hand ergreifen, je mehr unsere Geschäftswelt einsieht, daß sie nicht bloß dem Gewinn und der Sorge des Tages, sondern auch ihren großen socialen Pflichten leben muß."

Digitized by Google

Die Aufgabe, die Schmoller sich bei Herausgabe seiner Aufsätze gestellt hat, ist groß und erhaben. Er will der rechte Wegweiser unserer Zeit sein in den schwierigsten und gewaltigsten Fragen. Als staatswissenschaftlicher Gelehrter, der von sich selbst meint, daß er sein Handwerk versteht, zieht er alle Fragen des Tages in das Reich seiner Betrachtungen, streift er alle Gebiete des Lebens, die Kirche, den Staat und die Gesellschaft. Er thut es mit Recht, wenn er ein Führer seines Volkes sein will, und viele zählt er zu seinen Jüngern und dankbaren Schülern. Dieser „Allgemeinen konservativen Monatsschrift für das christliche Deutschland" Pflicht aber ist es, zu prüfen und zu fragen, ob dieser vielgerühmte Wegweiser auch für alle Wege der rechte Wegweiser ist, ob unser Volk nicht auf Irrwege gerät, wenn es nur ihm folgt, ob er uns christliche und konservative Wege führt.

Unsere Kultur und unsere Gesittung, unsern Staat und unsere blühende Volkswirtschaft will Schmoller erhalten, edlere und bessere Institutionen für das Diesseits will er herstellen. Von der Kirche spricht er selten und nur beiläufig, und unsern Glauben erwähnt er nicht. In der That, für ihn ist die Kirche nur ein Nothelfer des Staates, bestimmt zur Bändigung der noch rohen und im Naturzustand befindlichen Angehörigen desselben, „zur Erzeugung moralischer Faktoren, ohne welche die Gesellschaft nicht bestehen kann". Die Kirche ist für ihn nicht eine selbständige Institution, die die Trägerin göttlicher Heilswahrheit ist, und die bleibt, wenn Erde und Himmel untergeht. Denn er weiß nichts von göttlicher Heilsoffenbarung, nichts von Sünde und Schuld und von Erlösung aus den Banden derselben. Der Weise unserer Zeit hat genug an der „Gesittung" unserer Tage, wenn er auf solcher Höhe philosophischer Erkenntnis angelangt ist, wie dieser Führer. Lassen wir ihn selbst sprechen!

In einer Anmerkung zu dem Aufsatze „Hermann Schulze-Delitzsch und Eduard Lasker" sagt er: „Alle gemäßigten Elemente sollten einsehen, daß eine starke und einseitige Betonung jüdischer und christlicher Orthodoxie die häßlichen Seiten des bestehenden Rassenkampfes steigern muß. Ein friedliches und harmonisches Zusammenleben von Christen und Juden ist nur denkbar auf dem Boden gemeinsamer sittlicher Ueberzeugungen; und diese werden durch gemeinsame Schule, gemeinsame Staatseinrichtungen, gemeinsame Geschichte u. s. w., ja teilweise gegeben, im letzten Grunde aber ruhen sie auf jener Kantisch-Schleiermacherschen Ethik, auf jenen philosophischen Ueberzeugungen, die in jedem mit der wirklichen Gesittung des 19. Jahrhunderts erfüllten Christen und Juden den Grundton seiner Ueberzeugungen abgeben. Nur dieses höhere dritte, was auch den religiösen Glauben aller Gebildeten erfüllt, was vor allem die ganze Moral derselben beherrscht, bildet den Boden der Versöhnung. Allen Juden, die auf diesem Boden stehen, stehe ich daher so sympathisch gegenüber, als irgend welchem Christen, nicht weil es ein Urrecht der Gleichberechtigung der Rassen und der Religionen gäbe — was für mich ein Unsinn —, sondern weil ich mich in meinen letzten sittlichen Grundanschauungen mit ihnen eins weiß, weil sie für mich auf dem Boden derselben christlichen Weltanschauung stehen, ob sie nun getauft sind oder nicht."

Daß der Herr Professor diese seine Anschauung als „eine christliche Weltanschauung" bezeichnet, ist nur dann möglich, wenn man annimmt, daß die Zeit längst hinter ihm liegt, da er die ersten christlichen Grundwahrheiten aus dem Katechismus lernte, und er heute auf eine so hohe Stufe philosophischer Erkenntnis gelangt ist, daß diese ihm nur als ein Kinderspiel oder als Futter für das Volk erscheinen. Doch ist leider diese Weisheit des Herrn Professors keine ganz neue mehr. Sie ist schon seit Jahrzehnten in einem bekannten Verse in sehr viel kürzerer Form niedergelegt, den wir seiner Aufmerksamkeit empfehlen:

„Jud', Heide, Türk' und Hottentott,
Wir glauben all an einen Gott,
Die Menschenfresser nur allein,
Die müssen ausgeschlossen sein.
Denn wahre Liebe da nicht ist,
Wo einer noch den andern frißt."



Heil dem kühnen Professor, der mit dieser tiefen Moral „die Großhändler, Börsenleute, Gründer und die zahlreichen kleinen Pfandleiher, Geldvermittler und Wucherer, die unsern Bauernstand ruinieren," zu bekehren hofft. Von diesen sagt er: „Sie sind so schädlich, weil sie mit dem entwickelten Erwerbstrieb einer anderen Rasse eine gewissenlose, dem Deutschen und Christen fremde Moral verbinden. Sie werden aber aufhören, schlimm zu wirken, wenn es uns gelingt, sie auf den Boden unserer sittlichen Vorstellungen hinüberzuziehen, wie uns das mit einem großen Teile des jüdischen Mittelstandes gelungen ist, der uns durch seine Begabung und seine Tugenden in den mittleren Stellungen unseres Erwerbslebens, unseres Beamtentums, unserer liberalen Berufsarten entschieden mehr nützt, als schadet. Der Typus eines edlen Juden mit deutscher Gesinnung in bescheidener Lebenslage war Lasker."

Daß aber seine Hoffnungen eitel und diese den religiösen Glauben aller Gebildeten ausmachenden philosophischen Ueberzeugungen nicht ausreichen, weder für die Gebildeten, um sie gesittet, noch für das Volk, um es zufrieden zu machen, führt der Herr Professor selbst in seltsamem Widerspruch mit seinen eben referierten Auseinandersetzungen so treffend aus, daß wir wiederum ihn selbst sprechen lassen müssen.

In dem Aufsatz „Die sociale Frage und der preußische Staat" schreibt er: „Gewiß sind einzelne Bruchteile des Arbeiterstandes in den großen Städten geradezu verwildert und schreckenerregend. Aber ist da nicht vielmehr die Großstadt, als der Arbeiterstand anzuklagen? Jedenfalls sollten wir in Bezug hierauf, wie auf die ganze sittliche Lage des Arbeiterstandes uns stets fragen, ist die geistige Luft, ist die sittliche Atmosphäre, welche das erzeugt hat, nicht ebenso sehr ein Produkt der höheren Klassen, als des Arbeiterstandes. Daß der Egoismus des Individuums unbedingt berechtigt sei, ist keine Theorie, die der Arbeiterstand erfunden hat. Er macht von dieser Theorie nur erst neuerdings Gebrauch, und daran merkt man, was es mit ihr auf sich habe. Atheismus und Materialismus, cynisches Prassen und Verschwenden, Gleichgültigkeit gegen alle höheren sittlichen Güter sind in einem großen Teil unserer sogenannten höheren Klassen längst eingerissen, ehe man anfing, über ähnliches bei den Arbeitern zu klagen. Eine Weltauffassung aber, die nicht mehr an eine gerechte Weltregierung, nicht mehr an einen Ausgleich nach dem Tode glaubt, die es vergessen hat, daß das höchste menschliche Glück, ein schönes Familienleben und ein reines Gewissen, auch in bescheidener Lebenslage sich erreichen läßt, — die muß, wenn sie eine Spur von Konsequenz hat, bei den Forderungen der Socialdemokratie, jedenfalls bei der Forderung einer gleichmäßigeren Verteilung der Güter ankommen. Für eine rein materialistische Denkart ist die Existenz der unteren Klassen zu freudlos und zu ungerecht. Der Arbeiterstand ist heute, wie jederzeit, das, zu was ihn seine Schule und seine Wohnung, seine Werkstätte und seine Arbeit, sein Familienleben und seine Umgebung, zu was ihn das Vorbild der höheren Klassen, zu was ihn die Zeitideen, die Ideale und die Laster der Zeit überhaupt machen." Wir haben diesen wahren Worten nichts hinzuzusetzen.

In einem Aufsatz über „die Natur des Arbeitsvertrages und der Kontraktbruch" äußert er sich dann über die Ursachen der sittlichen Verwilderung unseres Arbeiterstandes folgendermaßen:

„Die Ursachen hiervon liegen weit zurück und gehören den allgemeinsten Gebieten an. Unser religiöses Leben ist verblaßt; die Kirche, die Haupterzeugerin sittlicher Anschauungen für alle nicht auf dem Standpunkt philosophischer Durchbildung Angekommenen hat keine rechten Wurzeln mehr weder in dem Gemüte der Gebildeten, noch in dem Herzen der Massen, der unteren Klassen; unsere Kirchen haben keine rechte Anziehungskraft für die Arbeiter, für die Armen und Notleidenden; es ist bei uns nicht ganz so schlimm, wie in England, daß die Kirchlichkeit abhängt von der Höhe des Einkommens, aber vielfach gilt auch bei uns die Kirche dem Arbeiterstand nur als einer der Stützpunkte der Herrschaft der Besitzenden. Zur freien, selbstbewußten Sittlichkeit, die frei von jeder überkommenen Sitte, von jeder Vorschrift des Gesetzes, von jeder

Digitized by Google

Regel der kirchlichen Moral das Verhalten in allen Lebenslagen richtig bestimmte, sind aber unsere Mittelstände, wie unsere unteren Klassen zum guten Teil noch nicht reif. Es müßte zum mindesten ganz anders an ihrer Bildung und Veredlung gearbeitet werden, wenn man darauf rechnen wollte, die freie Sittlichkeit sei ein genügender Schutz gegen alle Gefahren der Gegenwart."

Widerspruch auf Widerspruch in diesen wenigen Citaten! Unklarheit über Unklarheit über das Wesen der Kirche, des Christentums und des Glaubens.

Der sittliche Standpunkt des Professors — wir sprechen ihm eine hohe Sittlichkeit in keiner Weise ab — ist nicht mehr der eines christlichen Philosophen, er ist vielmehr herabgesunken zu einer Sittlichkeit der antiken Welt, wie sie ihren Ausdruck fand in der griechischen und römischen edlen Philosophie. Ganz heidnisch antik ist es, wenn er in einem Aufsatz:

„Die Wissenschaft, die Parteiprincipien und die praktischen Ziele der deutschen Politik" das Eingreifen der Gelehrten in die praktische Politik und in die Probleme der Gegenwart so rechtfertigt: „Das sittliche Postulat bei allem Streben nach Erkenntnis ist nicht das, sich mit diesem Streben außerhalb der Welt des Geschehens zu setzen, eine Virtuosität des Wissens zu erreichen, ohne Zusammenhang mit den Zielen menschlichen Lebens; nur mit den niedrigen und nächsten Zielen soll nicht voreilig eine Verbindung angestrebt werden; nicht auf dem Markt des Tages soll den Götzen des Tages, sondern in der stillen Zurückgezogenheit soll durch Versenkung in das Ewige und Allgemeine den Göttern geopfert werden, die Vergangenheit und Zukunft in ihren Händen halten. Das Suchen der Wahrheit soll nicht heute und nicht morgen seinen Lohn fordern, — aber es soll immer ein Priesteramt bleiben „im Dienste des Volkes und der Wahrheit."

An irgend einer Stelle tadelt Schmoller die Unkenntnis und Seichtigkeit der liberalen Manchestermänner, die sie bei den Gewerbedebatten im Reichstage gezeigt hätten, und meint dabei, etwas satirisch, die besten Reden hätte noch der konservative Abgeordnete v. Blankenburg gehalten, wenn er geäußert habe: „In dem was jemand verstände, sei er immer konservativ." Daß dieser Satz des konservativen Parlamentariers richtig ist, dafür ist Schmoller selbst ein Beweis. Durchaus konservativ ist er in allem dem, was in sein Fach schlägt. Was er „über die Natur des Arbeitsvertrages und den Kontraktbruch", über „Reform der Gewerbeordnung", über den „Uebergang Deutschlands zum Schutzzollsystem", über „unteres und mittleres gewerbliches Schulwesen in Preußen", über den „deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke und die Frage der Schank-Konzessionen", über „die Wohnungsfrage", über „Wesen und Verfassung der großen Unternehmungen", über „Gewinnbeteiligung" geschrieben, das wird jeder Konservative mit Nutzen lesen und in vielem zustimmen, wiewohl auch hier viele Phrasen mit unterlaufen, Wortgeklingel sich breit macht und eine enge, einseitige Geschichtsauffassung sich bemerklich macht. Auch scheint uns Schmoller in vielen Dingen gar zu sehr Optimist zu sein, und sich von der neuen Socialpolitik Wirkungen zu versprechen, die unserer Meinung nach nur dann werden eintreten können, wenn es gelingt, hoch und niedrig wieder mit dem Geist des Christentums zu durchdringen.

Auch in den Aufsätzen mehr politischer Natur finden sich viele Anklänge an konservative Anschauungen, ja so viele, daß er mit denselben wohl kaum noch in einer liberalen Partei Unterkommen findet. Schmoller rechnet sich anscheinend zur nationalliberalen Partei, aber wohl mehr nach Geburt, Herkommen und Erziehung, als nach Sinnesgemeinschaft. Ist man nationalliberal, wenn man schreiben kann in dem Aufsatz „Die sociale Frage und der preußische Staat":

„Die neue politische Theorie ging dahin, für das Volk — im Gegensatz zur Regierung, die man sich als möglichst unvollkommen und unverständig vorstellte, — die weitgehendsten Rechte zu verlangen; das Volk erschien als das ideale Wesen, das, sich


Digitized by Google

selbst überlassen, das Rechte stets finde und thue. Individuelle Freiheitsrechte, Parlamentarismus, Selbstverwaltung waren die Ziele, um die man und mit Recht kämpfte. Der Irrtum lag nur darin, daß man annahm, die, welche um diese Ziele kämpften, welche sich des Sieges mehr und mehr erfreuten, könnten nicht irren. Man übersah, daß das sogenannte Volk, das für die großen politischen Fragen sich interessierte und begeisterte, ein kleiner Bruchteil der Nation, d. h. ausschließlich der Gebildeten und Besitzenden war; daß die Gefahr nahe lag und stets bei ähnlichen politischen Zuständen nahe gelegen hat, das egoistische Wirtschaftsinteresse der Besitzenden erreiche in einzelnen Momenten oder dauernd das Uebergewicht über den politischen Verstand und die idealen Zwecke der Gebildeten. Parlamentarismus und Selbstverwaltung sind die hohen Ziele jedes freien Volkes; sie haben aber im Laufe der Geschichte gar oft nach kurzer Blüte zu einer Klassenherrschaft der Besitzenden geführt.

Das wirtschaftliche Ideal der neuen Zeit glaubte man erreicht, wenn man formale Rechts- und Steuergleichheit, Freiheit des Grund und Bodens, des Erwerbs und der Niederlassung erkämpft habe. Man erwartete, nun könne sich jeder selbst weiterhelfen. Wo sich noch Uebelstände zeigten, da führte man sie darauf zurück, daß diese wirtschaftlichen Freiheiten noch nicht breit und energisch genug durchgeführt seien. Wenn irgendwo tausende von Proletariern in unruhige Gärung kamen, so beschloß man, das Schornsteinfeger-, das Schank- und Apothekergewerbe sei noch nicht frei genug.

„Der Irrtum der wirtschaftlich-politischen Partei, welche mit der Gewerbefreiheit glaubt alles Nötige für die unteren Klassen gethan zu haben, ist dem Irrtum eines Stallmeisters zu vergleichen, der so sehr für eine neue größere Rennbahn schwärmt, daß er erwartet, auch seine lahmen und zuschanden gerittenen Pferde würden in der neuen größeren Rennbahn wieder zu lauter vortrefflichen Rennern. Unsere ganze neuere Gewerbegesetzgebung hat nur die Rennbahn der Konkurrenz breiter und größer gemacht. Sie hat aber nicht, wie es bei jedem ordentlichen Rennen geschieht, dafür gesorgt, daß die konkurrierenden Rennpferde einigermaßen unter gleichen Bedingungen liefen; sie hat die natürliche Ungleichheit nicht durch Gewichte auszugleichen gesucht, wie auf der Rennbahn."

Ferner in dem Aufsatz „Ueber Wesen und Verfassung der großen Unternehmungen": „Für die Jugend gehört Zucht und Leitung; alle mittleren und höheren Stände unterstellen sie einer solchen nicht bloß bis zum 21. Jahre. Nur für den Arbeiterstand hat die Auflösung der Familie in den Groß- und Fabrikstädten, sowie in den Bergwerksbezirken eine jugendliche Freiheit geschaffen, die sich naturgemäß in bubenhafte Zuchtlosigkeit und Liederlichkeit umsetzte. Die rohesten und wüstesten der Arbeiterversammlungen zeigen immer dasselbe Resultat: eine halbverwilderte Rotte von 16—25jährigen terrorisiert die Leute, die hier allein sprechen und stimmen sollten. Auch die Herabsetzung des erlaubten Heiratsalters und der Volljährigkeit waren schwerwiegende Fehler unserer manchesterlichen Justizverwaltung, die sich damit die Geschäfte erleichtern wollte."

Endlich in dem letzten Aufsatz: „Die kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar 1890 im Lichte der deutschen Wirtschaftspolitik von 1860—1890", charakterisiert Schmoller die liberale Aera von 1866—1875 in folgender vernichtender Weise: „Man hatte wohl damals für die Justiz- und für die Verwaltungsreform die rechten Männer und die großen Ziele gefunden; in der Finanz- und Wirtschaftspolitik blieb man zunächst im alten Fahrwasser, in den überlieferten Wegen. Man ließ sich von den freihändlerischen Majoritäten eine schlechte Gewerbeordnung und eine Tarifreduktion nach der andern diktieren: die an sich gelungene (?) Münz- und Bankgesetzgebung erhielt erst im Reichstage die brauchbare Gestaltung. Ein schlechtes Aktiengesetz, verfehlte Novellen über Kontraktbruch, gänzliche Unfähigkeit gegenüber den täglich brennender werdenden socialen Fragen kennzeichnen die Gesetzgebung jener Tage. Ein Kreis von Ministern und Geheimräten, der den ungeheuren Fortschritt in Technik, Verkehr, Kreditwesen und Großindustrie als Ergebnis seiner manchesterlichen Gesetze ansah und die Reduktion seiner

Digitized by Google

Geschäfte und Pflichten im Interesse der „freien" Gesellschaft, d. h. zunächst der Bourgeoisie, behaglich als große That feiern ließ, stand einem Reichstag gegenüber, der in kleinstaatlicher Nörgelei und in den Erinnerungen aus der Reaktions- und Konfliktszeit befangen, in seiner Majorität noch kein Verständnis für eine große nationale und socialreformatorische Wirtschaftspolitik hatte. Die Unifikation des Gewerbe- und Niederlassungsrechtes war am leichtesten, wenn man negativ vom Bestehenden möglichst viel beseitigte. Die gänzliche Impotenz der Finanzpolitik war verdeckt durch den Goldregen der Gründerjahre, denen unsere damaligen Minister mit den berühmt oder berüchtigt gewordenen Worten gegenüberstanden: ‚Es liege außerhalb der Macht einer jeden Gesetzgebung, Leute, die nun einmal ihr Geld los sein wollten, daran zu hindern', oder: ‚Das Geheimnis unserer Zeit ist, keine Zinsen zu verlieren.'"

Mit diesen Aeußerungen steht dann wiederum eine Verherrlichung von Schulze-Delitzsch und Lasker, wie sie der Aufsatz „Hermann Schulze-Delitzsch und Eduard Lasker", der übrigens in sich selbst eine Unmenge Widersprüche besitzt, bietet, in einem seltsamen Kontrast, oder die Verherrlichung von Lasker und Forckenbeck als „idealen Gestalten".

Wenn Schmoller endlich in einem 1880 geschriebenen Aufsatz die Bildung einer bürgerlich liberal-konservativen Partei befürwortet, die liberal sich des Herkommens und ihrer gesellschaftlichen Elemente wegen nennt, die gut konstitutionell ist, aber jede weitere Demokratisierung unserer Institutionen ablehnt, die in der Hauptsache an der liberalen Gesetzgebung von 1866 bis 1875 festhält, aber gerade solchen Reformen, wie sie jetzt in den Vordergrund treten, nicht abgeneigt ist, und die eben deswegen in vielen Punkten, wie bisher mit den Freikonservativen und dem Teil der Altkonservativen und Katholiken, welchen staatliche Ziele höher stehen, als ständische und kirchliche Velleitäten zusammen wirken kann, so ist über diese Professoren-Velleität die Geschichte im Zusammenbruch des Kartells hinweggegangen.

tz.


Digitized by Google



Monatsschau.

Politik.

Während die größere Hälfte des Monats Januar mit erregten parlamentarischen Debatten und Kämpfen ausgefüllt war, ist ein Ruhepunkt am Schluß des Monats eingetreten. Der Geburtstag des Kaisers ist sonst kein Ereignis, das wir in unseren Uebersichten erwähnen. Aber diesmal liegt doch ein Moment von politischer Bedeutung darin, daß er plötzlich in aller Erregung des Kampfes Stürme schweigen hieß. Die noch eben erbitterten Gegner haben sich unter Führung des Reichstagspräsidenten von Levetzow, allerdings mit selbstverständlicher Ausnahme der Socialdemokraten, zum Festmahle vereint. Mit begeisterten Worten pries der Reichstagspräsident den hohen Steuermann, der von der Kommandobrücke herab, mit fester Hand das Schiff zwischen Klippen und Untiefen lenkt und, wenn auch öfters mit „neuem Kurs", doch immer das „alte Ziel" im Auge. Mancher mag wohl über den Kurs, den das Reichsschiff steuert, ängstliche Sorgen und Bedenken empfinden. Und bisweilen nicht mit Unrecht! Aber wie dem auch sei, eins erfüllt doch das Herz jedes Deutschen mit Freude und Dank, daß wir wissen, daß an Deutschlands Spitze ein Mann steht, der seines fürstlichen Berufes mit tiefem Pflichtgefühl, mit Ernst und Treue, mit wahrhaftem Sinn und reinem Herzen waltet. Mag es daher auch vielleicht noch durch manche Irrungen, durch manche Kämpfe hindurch gehen, schließlich kommen wir doch zum Ziel. Dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen.

Den gemeinsamen Feiern des kaiserlichen Geburtstages, die am 27. Januar Männer der verschiedensten Stände und der verschiedensten politischen Gesinnungen vereint haben, sind ein erfreulicher Beweis dafür, daß wenigstens unter den Gebildeten Deutschlands das Vaterland höher gestellt wird als die Partei und daß wenigstens hier und da eine Brücke über klaffende Gegensätze hinüber führt. Es war nicht immer so!

Im deutschen Reichstage sowohl als im preußischen Abgeordnetenhause sind diese Gegensätze wieder scharf auf einander geplatzt. Von freihändlerischer Seite will man à tout prix die Meinung erwecken, daß „unter dem neuen Kurs" des Schutzzolls letztes Stündlein geschlagen habe. Versuche dieser Art sind grundlos, aber sie zeigen, in wie hohem Grade diese wichtigen Interessenfragen das ganze Volk bewegen. Bei passender und unpassender Gelegenheit entbrennt auch in den Debatten immer wieder die Fehde, der immer neue Streit mit immer alten Gründen. Neben dem tagelangen Turnier über den Kornzoll (dem zwei Drittel des Reichstags zustimmen) ist im Rahmen der Etatsberatungen auch ein freisinniger Antrag auf Aufhebung des Einfuhrverbots gegen amerikanischen Speck zur Verhandlung gelangt. Minister v. Bötticher rechtfertigte das Verbot vom gesundheitlichen Standpunkt aus. Er gab zu, daß der Gesundheits-

Digitized by Google

zustand der amerikanischen Schweine sich verbessert hat, allein eine Gewähr, daß das Eindringen kranker und besonders trichinöser Schweine ausgeschlossen, besteht in keiner Weise; denn in Amerika giebt es keine obligatorische Trichinenschau, und ferner sind die Verordnungen der amerikanischen Regierung zur Hebung des Fleischexports keineswegs so entwickelt, daß sie eine Gewähr gegen die Einschleppung der Trichinose gäben. Die Befugnis zur Untersuchung des Fleisches ist auch im Sinne der Amerikaner selbst so ungenügend, daß dem Senat ein Gesetz vorliegt, nach welchem an Stelle der fakultativen die obligatorische Untersuchung vorgeschrieben wird. Es ist daher der deutschen Regierung nicht zu verdenken, wenn sie das Einfuhrverbot noch nicht aufhebt. Die amerikanischen Thierärzte planen für den nächsten Sommer einen Kongreß, um über die Durchführung einer obligatorischen Fleischschau und über Maßregeln gegen Viehseuchen nach dem Muster der deutschen Gesetzgebung zu beraten.

Der Bericht der Gewerbekommission des Reichstags über das Arbeiterschutzgesetz ist verteilt worden. Es ist anzunehmen, daß der Kommissionsbericht ziemlich unverändert zur Annahme gelangen und damit eine neue wichtige Reform ins Leben treten wird.

Der Reichstag hat drei Tage lang über die Beseitigung der landwirtschaftlichen Zölle diskutiert. Neue Gesichtspunkte hat diese Debatte natürlich nicht zu Tage gefördert. Wie wäre das auch anders möglich bei einer Frage, welche Jahr für Jahr im Reichstage und im wesentlichen immer wieder von denselben Personen diskutiert wird. Was in der Frage des Schutzzolls an Argumenten vorgebracht werden kann, das ist schon unendliche Male vorgebracht worden. Der Abg. Richter meinte, er wünsche jetzt keine Abstimmung über seine Anträge, um nicht die mit Oesterreich schwebenden Verhandlungen zu stören. Man möge die Anträge an die Budgetkommission verweisen. Jedenfalls dürfe man sie jetzt nicht ablehnen, sonst würde er sie beim Etat wieder einbringen. Nun stand, wie gesagt, von vornherein fest, daß für die Anträge keinerlei Aussicht auf Annahme vorhanden war, gleichviel, ob man sie erst eine kommissarische Beratung durchlaufen ließ, oder ob man sofort über sie abstimmte. Wollte man wirklich die deutschen Interessen bei den Handelsvertragsverhandlungen wahren, so mußte man die Anträge ohne weiteres ablehnen, was denn auch geschehen ist. Denn es ist klar, daß eine Kommissionsverweisung die Wiener Verhandlungen nur aufhalten konnte. Man würde sich dann in Oesterreich gesagt haben, daß Deutschland möglicherweise ganz von selbst und ohne jede Gegenleistung noch mehr gewähren werde, als bei den bisherigen Verhandlungen zu erhoffen war. Von österreichischer Seite würden dann wahrscheinlich die Verhandlungen hinausgezogen worden sein, bis sich der deutsche Reichstag auf Grund der Kommissionsanträge abermals mit der Frage beschäftigt und in derselben schlüssig gemacht hätte. Der ganze zeitraubende Kampf ist ein neuer Beweis für die bedauerliche Thatsache, daß es auch bei uns politische Drahtzieher giebt, denen jeder Lärm recht ist, wenn er sich für die „Agitation" verwerten läßt. Der Agitation und dem engsten Parteiinteresse zu Liebe bringt man sogar die eigene Regierung einer fremden gegenüber unbedenklich in den Nachteil.

Der Reichskanzler von Caprivi, welcher die Beratung über Anträge auf Beseitigung der landwirtschaftlichen Zölle einleitete, gab dabei der Hoffnung auf einen befriedigenden Verlauf der Wiener Verhandlungen Ausdruck. Darüber, ob etwas bei den Verhandlungen herauskommen werde, sind indes neuerdings ernste Zweifel entstanden.

Im Reichstage sowohl als im preußischen Abgeordnetenhause haben übrigens die „Agrarier" keinen Zweifel daran gelassen, daß, wenn die landwirtschaftlichen Zölle fallen oder erniedrigt werden sollten, auch die Industrie bluten müsse. „Keine Kornzölle, auch keine Eisenzölle." Da die Eisenindustriellen nun aber ihre Eisenzölle behalten wollen, so werden sie wohl in den sauren Apfel beißen und für die unveränderten Kornzölle eintreten müssen, auch wenn das auswärtige Amt Oesterreich in dieser Frage Zugeständnisse gemacht haben sollte. Ein Teil der Rechten schien bereit zu sein, in der



Kornzollfrage Zugeständnisse Oesterreich gegenüber zu machen, wenn die Währungsfrage im Sinne der Bimetallisten gelöst werden würde. Gelegentlich einer neuen Auflage des alten Streites zwischen Herrn von Kardorff und Bamberger, ob „Gold und Silber“ oder nur „Gold“, hat aber Staatssekretär v. Maltzahn mit Entschiedenheit betont, daß die Regierung nicht daran denke, ihren bisher in der Währungsfrage angenommenen Standpunkt irgendwie zu verändern. Damit hat sich diese Vermittelungsbrücke also auch nicht als gangbar bewiesen. Es wird sich nun fragen, ob die Konservativen den hohen Worten auch Thaten folgen lassen werden. Vorläufig verlautet, daß Deutschland jene benutze, um auf die österreichische Regierung eine Pression auszuüben, und daß sie auf diesem Wege bereits früher verweigerte Zugeständnisse erreicht habe. Also ein unerwartet guter Erfolg der Politik Richter!

Ob die Konservativen, wenigstens die preußischen, demnächst nicht aber auch, einer energischen Pression der Regierung folgend, erhebliche Konzessionen machen werden, muß nach bisherigen Erfahrungen als nicht unmöglich angesehen werden.

In Sachen der aus dem alten Jahr in das neue hinüber genommenen Landgemeindeordnung scheint dies seitens der Konservativen des preußischen Abgeordnetenhauses bereits der Fall gewesen zu sein. Nach Berichten der liberalen Blätter — die konservativen Berliner schweigen sich noch darüber aus — wäre ein Kompromiß dahin zustande gekommen, daß über Zusammenlegung von Gemeindebezirken, wenn der Kreisausschuß solche abgelehnt, auf Rekurs des Oberpräsidenten, nicht der Minister des Innern in letzter Instanz, sondern das Staatsministerium entscheiden solle. Nicht mit Unrecht ist hiergegen gesagt: „Der Oberpräsident thut, was der Minister des Innern befiehlt, und das Staatsministerium beschließt, was der Minister des Innern beantragt.“ Nach anderen Berichten sollen sich die Vermittlungs-Vorschläge nach der Richtung bewegen, daß betreffs der Zweckverbände (in denen bisher von einer Mitwirkung der Staatsbehörden überhaupt nicht die Rede war) die Wünsche der Konservativen mit geringen formellen Aenderungen angenommen sind, bei den kommunalen Neubildungen jedoch noch eine vierte Instanz (über dem Provinzialrate also), nämlich das Staats-Ministerium eingeführt, die an dasselbe zulässige Berufung jedoch derart inhaltlich begrenzt ist, daß eine tabellarische und eine von anderen, als für den speciellen Fall maßgebenden sachlichen Motiven geleitete Behandlung und Entscheidung als ausgeschlossen zu erachten ist. Mag dem nun auch sein, wie ihm wolle. Charakteristisch ist die bei dieser Gelegenheit bewiesene Charakterlosigkeit des gesamten Liberalismus. Jahrzehnte lang hat derselbe für Selbstverwaltung geschwärmt. Hier opfert er kalten Blutes die Gemeindefreiheit in ihrem wichtigsten Punkt dem bureaukratischen Ermessen des Ministers, nur in der Hoffnung, daß dem verhaßten Großgrundbesitz hierbei ein gründlicher Stoß versetzt wird. Dabei ist es aber noch zweifelhaft, ob nicht den bäuerlichen Gemeinden ein stärkerer Stoß versetzt wird, als dem Großgrundbesitz. Darüber aber scheint uns kein Zweifel zu sein, daß die Bestimmungen der Landgemeindeordnung über die Beteiligung der unangesessenen Bevölkerung und der ganz kleinen Grundbesitzer an den Gemeindeversammlungen in so umfangreicher Weise, wie beabsichtigt wird, den alten Bauerngemeinden der Garaus gemacht wird. Schon mit Bauern ist oft nicht gut zu verhandeln. Schwer ist es oft, ihnen begreiflich zu machen, daß das Interesse des Einzelnen der allgemeinen Wohlfahrt, dem Nutzen der ganzen Gemeinde nachstehen muß. Noch weit schwieriger, ja oft ganz unmöglich ist es, dies der nicht angesessenen fluktuierenden Bevölkerung begreiflich zu machen. Ob Herr Herrfurth mit Einführung von parlamentarischen Formen in die Verhandlungen der Dorfsversammlungen diese Bevölkerungsklassen zu größerer Einsicht und Selbstlosigkeit erziehen wird, erscheint uns und wohl jedem, der einmal eine bäuerliche Gemeindeversammlung geleitet hat, außerordentlich unwahrscheinlich.

Das preußische Abgeordnetenhaus erledigte ferner die erste Lesung des Etats, welche in durchaus ruhigen Bahnen verlief. „Ein großer Tag“ wurde bei Beratung des freisinnigen Fideikommißantrages erwartet. Die Sache verlief aber viel ein-

Digitized by Google

facher, als nach der Art und Weise, wie die freisinnige Presse mit persönlichen Angriffen gegen den Minister a. D. Freiherrn von Lucius und den Fürsten Bismarck die Sache eingeläutet hatte, erwartet werden konnte. Nachdem der Antragsteller Richter das königliche Recht, in besonderen Fällen Nachlässe von gesetzlichen Verpflichtungen, von der Zahlung von Steuern und Abgaben ꝛc. eintreten zu lassen, bestritten hatte, weil es in der Verfassung nicht ausdrücklich namhaft gemacht sei, wies der Minister Miquel diesen Standpunkt als staatsrechtlich unhaltbar und als niemals weder von der Regierung, noch vom Landtag, noch von der Oberrechnungskammer, noch von den Gerichten acceptiert zurück, da keineswegs die Verfassung die ausschließliche Quelle königlicher Rechte sei, vielmehr nur bestimmte Beschränkungen alter Rechte der Krone aufstelle. Der freisinnige Antrag wurde durch die Stimmen aller übrigen Parteien abgelehnt und nur ein nationalliberaler Antrag auf Erlaß eines sog. Comptabilitäts-Gesetzes, d. h. eines Gesetzes über die Rechnungslegung über die etatsmäßige Verwaltung der Staatseinnahmen und Staatsausgaben angenommen.

Eine unerfreuliche Ueberraschung für alle Parteien des Abgeordnetenhauses, mit Ausnahme der Ultramontanen und der Freisinnigen, die sich durch den Mund des Herrn Rickert mit der Vorlage einverstanden erklärten, ist die neue Sperrgeldervorlage gewesen. Die Vorlage beweist, daß Windthorst die politische Gesamtlage richtig beurteilte. Das Centrum hat eine ausschlaggebende parlamentarische Stellung errungen, der auf Seite der Staatsleitung keine genügende Autorität und Widerstandskraft mehr gegenübersteht. Die Begründung der Vorlage gleitet über die für das staatliche Empfinden verletzende und beschämende Vorgeschichte des neuen Entwurfes, der in der Geschichte des Zurückweichens vor dem Uebermute des Klerikalismus eine denkwürdige Stelle einnehmen wird, wortlos hinweg. Die „Hamburger Nachrichten" werfen mit Recht der Regierung vor, sie zahle in den Verhandlungen mit der Kurie mit einem Zwanzigmarkstück, was kaum einen Nickel wert sei. Herr Windthorst aber hat alle Ursache, neue Anträge im Sinne der Kurie vorzubereiten, und nun den „Kampf um die Schule" mit frischer Kraft zu beginnen. „Man behält immer Recht, wenn man es erlebt," schrieb einmal Graf Beust einem vornehmen Autographensammler in das Album, und Graf Andrassy schrieb daneben: „Man hat immer Unrecht; wohl dem, der es nicht erlebt." Windthorst ist achtzig Jahre alt, und er darf von sich sagen, daß er Recht behalten hat, weil er es erlebte.

Die Vorlage ist auf Verlangen der Konservativen einer Kommission überwiesen. Die Konservativen stehen derselben geteilt gegenüber. Während eine kleine Minderheit bereit ist, dieselbe ohne weiteres anzunehmen, hat ein anderer Teil durch den Mund des Abgeordneten Stöcker erklären lassen, daß er dieselbe rein ablehne. Andere, deren Wortführer der Graf Styrum war, wollen in der Kommission eine Vermittlung versuchen. Anscheinend beabsichtigt dieser Teil eine Vermittlung dahin anzustreben, daß die Geschädigten, soweit sie ermittelt werden können, bar entschädigt werden, daß der Rest des Kapitals aber den Bischöfen nicht eher bar ausgezahlt wird, als auch über seine Verwendung bestimmte Abmachungen getroffen sind. Sehr aussichtsvoll erscheint dieser Vermittlungsversuch nicht. Allgemeines Staunen, ja geradezu Gelächter auf allen Seiten des Hauses hat das Auftreten des Ministers von Goßler erregt, des Ministers, der alles unterschreibt, und dabei doch die Kühnheit hatte, zu sagen, „daß der Standpunkt, den ich hier im vorigen Jahre eingenommen habe, in keiner Weise ein entgegengesetzter von dem gegenwärtigen ist" — eine Aeußerung, der dann „Gelächter rechts und links" folgte. Herr von Goßler sagte weiter, er spreche ganz nüchtern und ruhig, und sei überzeugt, wenn etnige Wochen ins Land gegangen seien, werde man vielleicht mit ihm nicht übereinstimmen, aber doch sagen, „ich verstehe den Mann". Und am Schluß seiner langen Rede brannte der Herr Minister, der sich für ein psychologisches Rätsel hält, noch eine bengalische Flamme ab und meinte, daß mit dem Gesetz, von dem außer den Ultramontanen niemand etwas wissen will, „eine neue Periode für die



evangelische Kirche" anhebe, und das sei der „verklärende Lichtschein", der auf seine, Herrn v. Goßlers, Thätigkeit falle. „Arme evangelische Kirche!" sagt man dazu unwillkürlich, „wenn die Geburtsstunde deiner neuen Periode von solchem Lichtschein verklärt wird!" Sympathischer als diese wunderlichen Selbsttäuschungen berührte auch diesmal wieder das gerade und offen soldatische Auftreten des Reichskanzlers. Herr v. Caprivi verwahrte besonders die Regierung gegen den Vorwurf, daß sie ein Handelsgeschäft mit dem Centrum geschlossen. „So lange ich die Ehre habe, an der Spitze des Staatsministeriums zu stehen, glaube ich versichern zu können, daß mit Angelegenheiten, die das Staatswohl betreffen, Handel nicht getrieben werden wird." Der Bedeutung der Sache gerecht wurde freilich auch der Ministerpräsident nicht.

* * *

Vom Ausland ist wenig zu berichten. Nur in **Oesterreich** hat die Auflösung des Reichsrates eine um so größere und tiefgehendere Erregung hervorgerufen, als die Maßregel ganz unerwartet erfolgt ist. Ueber die Ursachen dieser Maßnahme und ihre mutmaßlichen Konsequenzen ist zur Zeit ein bestimmtes Urteil noch nicht möglich; nur soviel kann als sicher angenommen werden, daß sich die Regierung zu diesem Schritte einerseits dadurch veranlaßt gesehen hat, daß die Verschärfung der Gegensätze einen ruhigen Verlauf des Restes der Session nicht erwarten ließ, und daß sie andererseits von der zu erwartenden weiteren Verschärfung dieser Gegensätze einen üblen Einfluß auf die Wahlen befürchtete. Der böhmische Ausgleich wird zwar in der Regierungs-Mitteilung mit keinem Worte erwähnt, und dennoch ist es klar, daß dieser Ausgleich den Kern- und Ausgangspunkt der neugeschaffenen Lage bildet, und daß die Partei-Veränderungen, die in seinem Gefolge sich vollzogen haben, es sind, auf welche die Regierung selbst hinzuweisen sich bemüssigt sieht.

Ob durch die nun bevorstehenden Neuwahlen eine Besserung der Verhältnisse eintreten wird, muß dahingestellt bleiben. Die Regierung giebt sich, wie aus dem amtlichen Artikel ersichtlich ist, mit dem die „Wiener Ztg." die Auflösung des Reichsrates begleitet und der bereits eine Art Wahlprogramm enthält, keiner Täuschung darüber hin, daß eine homogene Majorität nicht aus den Wahlen hervorgehen werde, daß es sich also darum handeln müsse, eine aus allen Parteien zusammengesetzte Mehrheit zu schaffen. Wenn übrigens das Programm des österreichischen Regierungsorgans einen Sinn haben soll, so kann es offenbar nur der sein, daß die bisherige Begünstigung des Klerikalismus und der antideutschen Bestrebungen ein Ende haben werde. In der That machen sich die Deutschen große Hoffnungen, daß die Neuwahlen zu einer Besserung ihrer Lage führen werden.

Das Wiener offiziöse „Fremdenblatt" erklärt, zur Leitung des Reichs sei nicht eine zufällig zusammen gekommene Mehrheit berufen, sondern ausschließlich eine mit den österreichischen Staatsbedürfnissen sich identifizierende Majorität, an welcher Politiker verschiedener Parteirichtungen teilnehmen. Die Deutsch-Böhmen hätten die Regierung in dem Kampfe für den Ausgleich loyal unterstützt, ebenso die Deutsch-Liberalen Nieder-Oesterreichs in dem Kampfe für Groß-Wien. Es sei ein rühmliches Zeugnis für die Vaterlandsliebe der Deutschen, daß ihnen gegenwärtig allgemeine Aufmerksamkeit zugewendet werde. Die Kundgebung der Regierung ebne ihnen die Wege. Eine große Verantwortung ruhe auf den Führern der Deutschen.

Die Neuwahlen werden bereits Anfang März erfolgen. Es ist nämlich durchaus nötig, daß die Wahlen schnell erfolgen und der Reichsrat auch bald nach denselben zusammentritt, da das Budget nur bis Ende März bewilligt ist und das neue Budget, wenn auch nur provisorisch für eine kurze Zeit, bewilligt werden muß. In Wien sind auch bereits verschiedene Ministerkrisen-Gerüchte im Schwange, die sich nach den Wahlen zu einem partiellen Ministerwechsel verdichten dürften, und es ist nicht unmöglich, daß alsdann konservativ-deutsche Elemente im Kabinett Sitze erhalten. Vorläufig steht nur fest, daß sich Graf Taaffe trotz aller Zwischenfälle des unerschütterten Vertrauens des

Digitized by Google

Monarchen erfreut, und zweitens der Umstand, daß das Verlangen der Deutsch-Liberalen, das Kabinett Taaffe möge sich noch vor den Wahlen durch einen der Ihrigen verstärken, unerfüllt geblieben ist. Die auswärtige Politik Oesterreich-Ungarns wird durch die innere Krise in keiner Weise berührt.

Kirche.

Viele Fragen beschäftigen augenblicklich die Freunde der evangelischen Kirche. Stehen wir vor Wendungen und Wandlungen der Geschicke derselben? Wird ein neuer Kurs eingeschlagen werden? Werden die Bestrebungen, ihr zur Selbständigkeit zu verhelfen, zu einem Ziele gelangen, oder sind sie weiter von demselben als je vorher? Wird kirchlicherseits der Summepiskopat wirklich in Frage gestellt, oder will man ihn nur befreien von den Fesseln des parlamentarischen und bureaukratischen Regiments? Wird das Vorgehen der Regierung in Sachen der römischen Kirche seinen Einfluß haben in Bezug auf die evangelische? Werden uns über alle diese Fragen die Besetzungen der Stellen Auskunft geben, welche in hohen kirchlichen Kreisen jetzt vakant sind?

Beginnen wir mit den letzteren. Daß der Präsident Hegel aus seinem Amte scheidet, erklärt sich durch das Bedürfnis nach Ruhe, das für ihn bei seinem Alter und der langen dornenvollen Laufbahn in seiner arbeitsreichen Stellung ganz natürlich ist. Unwillkürlich freilich bringt man jetzt allen Wechsel der Persönlichkeiten in eine innere Verbindung und wittert darin Tendenzen. Warum auch der Präsident des evangelischen Oberkirchenrates Hermes sein Amt niederlegt, ist unbekannt. Beide Ereignisse mit den Summepiskopats-Ideen in Verbindung zu bringen, ist ganz verkehrt. Präsident Hegel ist niemals ein Förderer irgend einer auf die Lockerung des Bandes zwischen der Kirche und dem summus episcopus ausgehenden Bewegung gewesen. Er hat immer und überall die Autorität des königlichen Kirchenregimentes in den Konsistorien, gerade auch gegenüber etwaigen synodalen Uebergriffen, vertreten. Sein Hauptverdienst ist die Energie, mit der er gegen solche Uebergriffe besonders dann vorging, wenn sie im Interesse des Unglaubens versucht wurden. Er ist bei den kirchlich Freisinnigen darum auch der bestgehaßte Mann. In dem von Baden aus geplanten Putsch gegen die preußische Landeskirche, dessen Plan wir nach Bluntschlis Tode aus dessen Papieren erfuhren, war Hegel ein Hauptangriffspunkt. Man hatte damals den Kaiser Wilhelm dupieren wollen, aber das Vorgehen der Berliner enfants terribles des Protestantenvereins öffnete ihm die Augen. Hegel hatte seine Entlassung angeboten. Daß sie nicht angenommen wurde, bezeichnete das Mißlingen der Pläne der Gegenpartei. Daß für die damals in das Wasser gefallenen Bestrebungen jetzt der geeignete Zeitpunkt gekommen sei, und daß Hegels Abgang auch nur das Geringste damit zu thun habe, — wird sich auch der sanguinischeste Protestantenvereinler nicht einbilden. Die Kirche hat dem trefflichen Manne, der neben seinem offiziellen Kirchenamte sich auch um den Evangelischen Verein in Berlin die größten Verdienste erworben hat, viel zu danken, und wir dürfen hoffen, daß er auf letzterem Gebiet seine Kräfte noch weiter verwenden könne.

Für den evangelischen Oberkirchenrat wird freilich die Neubesetzung seines Präsidiums nicht ohne Bedeutung sein. Ob dieselbe aber zu einer erheblichen Veränderung der Bedeutung unserer obersten kirchlichen Behörde überhaupt führen wird, ist doch mehr als zweifelhaft. Wie die deutsche Kaiserkrone auf den französischen Schlachtfeldern errungen ist, so sollte der evangelische Oberkirchenrat die ihm von Friedrich Wilhelm IV. zugedachte schöne Stellung in der evangelischen Landeskirche durch Thaten sich erringen. Und wir müssen gestehen, daß er sich in einer sehr schwierigen Lage befindet. Er sollte dazu dienen, gegenüber den staatlichen Interessen, die sich häufig störend in der Leitung der Kirche geltend machen, die eigenen Interessen der Kirche zu vertreten, und hat es doch nicht dahin bringen können, etwas anderes als wieder eine



Staatsbehörde zu werden. Aber andererseits kann nicht geleugnet werden, daß mehrere Gelegenheiten zu Thaten in früherer Zeit in auffallendster Weise versäumt sind. Die Stellungnahme in der Trauungsangelegenheit im Jahre 1875 bezeichnet einen Schlag, von dem sich die Kirchenbehörde noch immer nicht erholt hat, — weil darin eine Verleugnung christlich-ethischer Ideen lag, die für lange allem Vertrauen den Boden entziehen mußte. In der Gegenwart dürfte es der obersten Behörde der evangelischen Landeskirche an Gelegenheiten nicht fehlen, das Vertrauen im Lande zu wecken. Die Wünsche auf evangelischer Seite, welche durch die Behandlung der römischen Kirche wachgerufen werden, brauchten z. B. nur energisch angeeignet zu werden. Freilich scheint es für alle Fälle gut, den evangelischen Oberkirchenrat in engere Verbindung mit der Generalsynode zu setzen. Es würde dann gewiß leichter sein, sich bei anderen maßgebenden Instanzen Achtung zu verschaffen.

Für die abgehenden Hofprediger sind noch keine Nachfolger vorhanden. Generalsuperintendent Kögel weilt krank im Auslande, doch sind die Nachrichten über ihn so günstig, daß ein Wiedereintritt in seine Aemter nicht ausgeschlossen scheint. Hofprediger Kritzinger ist in Bayers Stelle eingerückt, aber für den seit dem 1. Januar ausgeschiedenen Stöcker und den am 1. April ausscheidenden Schrader ist Ersatz noch nicht gefunden. Die bisher schon erfolgten Berufungen, Kritzingers in Berlin und Wendlandts in Potsdam, haben aber die Hoffnungen der Liberalen, daß mit dem Kollegium der Hofprediger auch die sg. Hofpredigerpartei zurücktreten müsse, bedeutend herabgestimmt. Interessant sind nun die Versuche, die von ihnen gemacht worden sind, um an höchster Stelle sich in angenehme Erinnerung zu bringen. Liberale Zeitungen haben es versucht, die Orthodoxen als die Feinde des Summepiskopates hinzustellen, während sie selbst unverbrüchlich an dem Landesherrn als dem kirchlichen Oberherrn festhielten. Wahrlich — die Pharisäer konnten nicht mit mehr Aufrichtigkeit rufen: „Wir haben keinen König, denn den Kaiser!“ als diese Leute von links sich jetzt als die Königlichen in der Kirche aufspielen und davon reden, daß man sehen müsse, was an den Rechten des Landesherrn noch zu retten, oder was von den schon aufgegebenen Rechten zurückzuerobern wäre!

Was nun die Frage selbst betrifft, so haben wir bereits früher erwähnt, daß die „Deutsche evang. Kirchenzeitung“ neuerdings eine andere Stellung zu dem landesherrlichen Kirchenregimente eingenommen hat als die Kleist-Hammersteinschen Anträge und die Provinzialsynoden. Während die letzteren durch ihr Vorgehen nur bewirken, der evangelischen Kirche eine von der Zustimmung der politischen Parteien unabhängigere Stellung zu geben und den direkten Verkehr zwischen den kirchlichen Organen und dem summus episcopus zu erleichtern, haben die Artikel jener Zeitung als Ziel eine Beschränkung des Summepiskopates selbst hingestellt. Es ist eine schwierige Sache, über ein so allgemeines Princip zu reden ohne ganz konkrete Unterlagen. Thatsächlich hat ja durch die Generalsynodalordnung der Kaiser eine Reihe von absoluten Befugnissen schon aufgegeben. Was versteht man nun unter Abschaffung des Summepiskopates? Ein König von Preußen wird niemals auf einen viel weiter gehenden Einfluß auf die evangelische Kirche seines Landes verzichten, als er ihn auf die katholische Kirche hat. Eine ähnliche Stellung wie zur letzteren ist, so lange auch nur annähernd dieselben kirchlichen und politischen Verhältnisse währen — ausgeschlossen. Wir wünschen die Durchführung jener Forderungen, die auf den Synoden aufgestellt sind, die man als den direkten Verkehr der Kirche mit dem Summepiskopus bezeichnet hat, ferner eine gesetzliche Dotation der Landeskirche und eine vom Landtage unabhängigere finanzielle Stellung (z. B. in Bezug auf Kirchensteuer), und endlich einen teilweisen Einfluß der Generalsynode auf die Zusammensetzung des evangelischen Oberkirchenrates. Das sind konkrete Forderungen, und es scheint uns viel richtiger, solche aufzustellen, als allgemein und grundsätzlich klingende, bei denen sich jeder etwas anderes denken kann, und die vielen zu Gespenstern werden. Das Wesentlichste ist, daß die Kirche in ihrer obersten Behörde einen Mund besitzt, der sie wirklich vertritt und auch einmal im Gegensatz zu den

Digitized by Google

momentan in der Regierung herrschenden Tendenzen die Interessen der evangelischen Kirche vertreten kann.

Die diesjährige Generalsynode wird keine leichte Aufgabe haben. Die Synode tritt nur alle sechs Jahre zusammen. Sie wird die ganze Lage der Kirche zu berücksichtigen und daraufhin ihre Forderungen zu stellen haben. Vor allem ist es ja die Stellung der Landeskirche neben der **römischen**, welche zu Betrachtungen Anlaß giebt. Selbst die „Post" konnte nicht umhin, als die Regierung jetzt der römischen Kirche das im vorigen Jahre für unmöglich erklärte Geschenk von 16 Millionen anbot, zu fragen: wo bleibt die evangelische Kirche? — Wir hoffen übrigens, daß die Socialdemokraten nun den Antrag stellen werden, daß allen durch das Socialistengesetz Geschädigten ihre pekuniären Verluste vom Staat vergütigt werden, denn was den Katholiken recht ist, ist doch den Socialdemokraten gegenüber billig.

Und wo bleibt die evangelische Kirche? Wir verkennen gar nicht, daß seitens des Staates infolge des Drängens in den letzten Jahren schon manche dankenswerten Mittel gewährt sind, aber doch nicht entfernt das, wozu er moralisch verpflichtet wäre und was den dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen vermöchte. Es klingt doch wie eine Ironie, wenn jetzt von allen Seiten die evangelische Kirche zur socialen Mitarbeit aufgerufen wird, und man läßt dabei die traurigen Zustände der großstädtischen Gemeinden fortbestehen, die unter den Augen und in der nächsten Umgebung des königlichen Summepiskopus herangewachsen sind. Anstatt auf die freie Liebesthätigkeit zu warten, die ja freilich durch freie Vereine und deren Beförderung von seiten Ihrer Majestät der Kaiserin mächtig angeregt ist, sollte der Staat schnell die nötigen Millionen gewähren zur Reorganisation der Berliner Gemeinden. Nun hat bei der Einbringung der Sperrgeldervorlage der Ministerpräsident von Caprivi ein Stolgebührenablösungsgesetz für die evangelische Kirche angekündigt. Wir haben mit Befriedigung von ihm vernommen, daß der evangelische Oberkirchenrat dazu brauchbare Vorschläge gemacht habe. Auch der Kultusminister v. Goßler hat von diesem Gesetz geredet, eine Verhandlung mit der Generalsynode darüber in Aussicht gestellt und darin den Anfang einer neuen Periode für die evangelische Kirche gesehen. Stöcker hat diese etwas hoch klingenden Worte nachher herabgestimmt: „Die Stolgebührenentschädigung kann doch keine neue Epoche herbeiführen, denn so arm sind wir noch nicht, daß es uns eine neue Zeit verbürgt, wenn wir die Kirchengebühren ablösen." —

Warten wir ab, was die evangelische Kirche bekommen wird. Bezeichnend aber ist es für ihre Lage unter dem Summepiskopat, daß sie überhaupt immer nur dann etwas bekommt, wenn römische Unverfrorenheit dem Staate seine Zugeständnisse abgerungen hat und die darüber unter den Evangelischen herrschende Aufregung etwas beschwichtigt werden soll. —

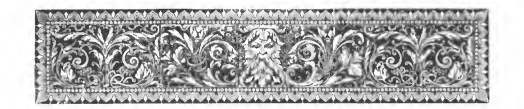
Zeitungsnachrichten zufolge hat das **Breslauer Oberkirchenkollegium**, die oberste Behörde der sich von der preußischen Landeskirche getrennt haltenden Lutheraner, bei der Staatsregierung den Antrag gestellt, als „die lutherische Kirche" in Preußen anerkannt zu werden. Die in den letzten Tagen in Berlin versammelten Vorstände der lutherischen Vereine in Preußen haben dagegen bei dem Kultusminister eine Vorstellung eingereicht, und es freut uns, daß diesem unbegreiflichen Vorgehen der Breslauer gegenüber eine so maßvolle Sprache inne gehalten ist. Es ist in der That nicht einzusehen, was jene bewegen konnte, in diesem Augenblicke die Lutheraner der preußischen Landeskirche in dieser Weise zu provozieren und dadurch die Erinnerung an längst begrabene Streitäxte zu wecken. In außerpreußischen lutherischen Kreisen wird man freilich den Schritt sehr berechtigt finden, da man sich ja dort vielfach über unsere preußischen Verhältnisse in weiterer künstlicher Unwissenheit erhält. Treffend weist die Vorstellung der Vereinslutheraner an den Minister auf die unlösliche Schwierigkeit hin, die sich ergeben würde, wenn man alle diejenigen, die sich für die einzig richtigen Lutheraner halten, darüber entscheiden lassen sollte, „wer die lutherische Kirche in Preußen" wäre.

Digitized by Google

Eine Entscheidung des Reichsgerichts hat viel Aufregung in den kirchlichen Kreisen erregt, die wir hier erwähnen wollen. Ein evangelischer Pfarrer in Bayern hat in einer Predigt den Bürgermeister des Ortes so deutlich bezeichnet und ihn einen Staatsknecht und ähnliches genannt, daß die ganze Gemeinde, wie auch der anwesende Bürgermeister verstand, von wem die Rede sei und letzterer sich auf das tiefste beleidigt fühlte. Er erhob sich, rief zweimal dem donnernden Zeus der Kanzel ein lautes „Ruhe!" zu und verließ das Lokal. Das nächste, was wir an diesem Vorfalle bemerkenswert finden, ist, daß die evangelische Kirche in unseren aufgeklärten Zeiten noch Diener besitzt, welche sich solche groben Verstöße zu Schulden kommen lassen, wie der bayrische Pastor, der von einer Partei in seiner Gemeinde, die er so konkret bezeichnet wie durch die Worte „einer derselben kam neulich zu mir auf die Stube" — in diesen Ausdrücken in einem Gottesdienste reden kann. Daß demselben das Handwerk gestört werden muß, scheint uns allerdings außer Zweifel. Ebenso wenig zweifelhaft ist uns aber, daß dazu nicht der Beleidigte die berufene Persönlichkeit ist und die Kirche während des Gottesdienstes nicht der richtige Ort. Was der Pastor für eine Vorstellung vom Gottesdienst hat, das konnte nachher durch die Gerichte und seine vorgesetzten Behörden ausgemacht werden. So lange das aber noch ausstand und er auf der Kanzel stand, war der Ruhe gebietende Bürgermeister ein „Störer des öffentlichen Gottesdienstes." Die Herren vom Reichsgericht, welche ihn freigesprochen haben, mögen Rechtsgründe dafür geltend machen können und mögen auch guter Meinung gehandelt haben, — thatsächlich liegt hier eine grobe Verletzung des Rechtsgefühls im Volke vor, dem die Gründe des Reichsgerichts, daß sich der Bürgermeister im Stande der Notwehr befunden habe, nur als juristische Kniffeleien erscheinen müssen. Wessen hat sich denn der Bürgermeister durch seine Störung des Gemeindegottesdienstes erwehrt? — Der Pastor hat natürlich weiter gesprochen und der Beleidigte ist hinausgegangen, was er einige Minuten früher hätte thun können. Wollte er wirklich hindern, daß die Beleidigungen ausgesprochen würden — nur dann könnte es sich um Notwehr handeln —, dann hätte er sofort auf die Kanzel springen und den Pastor würgen müssen. Was würde das Reichsgericht zu dieser Notwehr sagen? — Auf die dadurch eingetretene Störung des Gottesdienstes kommt es ja dem Reichsgericht nicht an, denn eine solche ist nach dem gefällten Urteil nicht strafbar. Und wirksamer wäre dieser Akt jedenfalls gewesen, als das ganz erfolglose Rufen und Verlassen der Kirche, hätte also den Charakter als Notwehr noch deutlicher an sich gehabt. Wir wiederholen: wir sehen in der Entscheidung des Reichsgerichts eine grobe Verletzung des Rechtsgefühls im Volke, und müßten, wenn dieselbe nach Lage der Gesetzgebung unvermeidlich sein sollte, eine Aenderung des bestehenden Rechtes durch Aufhebung der Möglichkeit eines solchen Verfahrens ernstlich wünschen.

Endlich erwähnen wir noch, daß sich die ältere Berliner Missionsgesellschaft nun, nach nochmaligen vergeblichen Verhandlungen mit dem Komitee der ostafrikanischen Missionsgesellschaft, entschlossen hat, auch ihrerseits die Mission in Centralafrika in Angriff zu nehmen. Missionssuperintendent Merensky soll in nächster Zeit eine Missionsexpedition an die Seen führen. Groß genug ist das Land dazu, um auch zwei und noch mehr Gesellschaften reichliche Beschäftigung zu gewähren. Und es ist sehr zu wünschen, daß in den genannten Gegenden die deutschen Missionare sich mehren und von ihnen eine Wirkung ausgehe, die dem deutschen und christlichen Namen mehr Ehre mache als durch unsere sogenannten „Kulturpioniere" bisher geschehen ist.

Digitized by Google



Neue Schriften.

1. Politik.

— Zum socialen Frieden. Eine Darstellung der socialpolitischen Erziehung des englischen Volkes im neunzehnten Jahrhundert. Von Dr. Gerhart von Schulze-Gaevernitz. In zwei Bänden. (Leipzig, Duncker & Humblot.) Preis 18 Mark. Es ist dies ein Werk eines jüngeren deutschen Gelehrten, ein Erzeugnis eingehendster Studien nicht bloß der Quellenwerke und der Schriften anderer, sondern Verfasser hat an Ort und Stelle selbst die Personen und Einrichtungen studiert und versucht, direkte Fühlung zu nehmen mit denjenigen Männern, die heute hervorragende Stellungen in der englischen Arbeiterbewegung einnehmen. Es liegt uns nun fern, eine Recension dieses Werkes zu schreiben. Eine solche, wie sie dieses Werkes würdig wäre, überstieg wohl den Raum, den diese Zeitschrift im allgemeinen für Recensionen zur Verfügung stellen kann, und — wir gestehen es offen —, uns fehlen die umfangreichen Kenntnisse, die erforderlich sind, um dieser Arbeit nach allen Seiten hin gerecht zu werden, dort Beifall zu spenden, hier rechtzeitig ein Fragezeichen zu setzen. Wir beschränken uns daher auf die bescheidenere Rolle eines Anzeigers, der einige aphoristische Bemerkungen einstreut, wie er sie gerade am Wege aufgesammelt hat.

Wenn der Verfasser England als auf dem Wege zum socialen Frieden bezeichnet, so versteht er darunter, daß England eine Nation ist, daß England nicht in zwei Nationen der Arbeitgeber und der Arbeiter zerfällt, wie es bei uns zum Teil der Fall ist, daß England einer friedlichen Lösung der socialen Schwierigkeiten und Gegensätze sicher ist, aber nicht versteht er unter socialem Frieden einen Zustand, der nichts mehr zu thun übrig ließe. Die Ziele der englischen Arbeiterbewegung sind weiter gesteckt, ihre Kämpfe oft schwer und langwierig, aber immer nur auf dem Boden des Bestehenden. Dies ist ein wesentlicher Unterscheidungspunkt zwischen unserer socialdemokratischen Bewegung und der englischen Arbeiterbewegung. Behauptet doch Verfasser mit Bestimmtheit, daß unter den Arbeitern Englands die Socialdemokratie nur ganz geringen Boden hätte, daß der bei dem großen Ausstand der Dockarbeiter viel genannte John Burns z. B. zwar weitgehende Rechte für die Arbeiter durchsetzen wolle und auch noch in der Zukunft eine erhebliche Rolle spielen werde, daß er sich aber durchaus auf dem Boden des Bestehenden und der englischen Verfassung halte. Man muß dies wohl glauben, wenn man Hand in Hand mit diesem Arbeiterführer Bischöfe der englischen Hochkirche arbeiten sieht. Dahingegen führt Verfasser eine noch erstaunlichere Thatsache an, daß nämlich unter den Gebildeten Englands, aber nicht unter den Arbeitern, die Socialdemokratie an Boden gewonnen, wie es denn im Osten Londons bereits Geistliche gebe, die von socialdemokratischen Ideen erfüllt seien.

In der Einleitung giebt Verfasser eine meisterhafte Uebersicht „über die Entstehung der Großindustrie und den Klassenkampf in England". Im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts war der Klassengegensatz und der Klassenkampf in England zu einer Höhe gestiegen, daß nur eine gewaltsame Lösung noch übrig zu bleiben schien. Von da an bereitete sich der Umschwung vor, der heute zu einem verhältnismäßigen Frieden geführt hat. Die Veränderung betrifft einmal die äußeren Formen des socialen Lebens und eröffnet in der Hebung des Arbeiters zu gesellschaftlicher, politischer und geistiger Gleichberechtigung mit den bisher herrschenden Klassen bereits Aussichten in eine durchaus neue Zukunft, welche den Kulturnationen bevorzustehen scheint. Zum anderen aber vollzieht sich ein gleich gewaltiger Umschwung auf dem Gebiete des Denkens und der Weltanschauung der Nation. Die bisher allein herrschende individualistische Gesellschaftsauffassung wird ersetzt durch eine sociale. Die Ideen sind es, welche die menschliche Geschichte gestalten. Die äußeren socialen Verhältnisse der Gegenwart sind beeinflußt, wenn

Digitized by Google

nicht hervorgerufen durch die innere Abkehr von der individualistischen Nationalökonomie und utilitarischen Weltanschauung zu einer socialen Auffassung der Gesellschaft und der Stellung und der Pflichten der einzelnen in ihr. Die beiden ersten Bücher unseres Werkes sind vorwiegend den Bewegungen auf dem Gebiete des geistigen Lebens gewidmet. Das dritte Buch behandelt die äußeren socialen Verhältnisse der Gegenwart.

Der Umschwung auf dem Gebiete des Denkens und der Weltanschauung des englischen Volkes ist nach Meinung des Verfassers wesentlich durch einen Mann hervorgerufen, durch Thomas Carlyle. Das erste Buch ist diesem Thomas Carlyle als Socialtheoretiker und Socialpolitiker gewidmet. Weit holt Verfasser aus, um nachzuweisen, wie Carlyle zu einer ganz neuen Weltanschauung gekommen, wie er mit der seine Zeitgenossen beherrschenden individualistischen Nationalökonomie gebrochen und der Prediger der socialen Auffassung der Gesellschaft geworden. Er führt uns hindurch durch die Irrsale philosophischer Gedankenreihen, bis er uns endlich nachweist, daß der eigentliche Lehrmeister Carlyles Kant gewesen, und daß er ohne die deutsche Philosophie kaum der Bahnbrecher der neuen Gesellschaftsauffassung hätte werden können. Hier verfällt unseres Erachtens Verfasser in denselben Fehler, in den schon viele deutsche Gelehrte gefallen sind und fallen werden. Für den deutschen Gelehrten bleibt alles so lange unverständlich, bis es nicht auf die Hobelbank philosophischen Erkennens gelegt ist und seine Wahlverwandtschaft mit irgend einem System menschlicher Weisheit nachgewiesen hat. Wenn ein epochemachender Mann auftritt, der mit sittlichem Ernst seinen Zeitgenossen entgegentritt und neue Ideen ernster Weltanschauung ihnen entgegenhält, so führt der deutsche Gelehrte diese fast immer auf Kant zurück, und erst dann, wenn der Zusammenhang mit Kant nachgewiesen und dargethan ist, erhalten sie Siegel und Unterschrift und gelten in der Wissenschaft als vollgültig. Als christliche Ideen, als Sittenlehren, die nur der Bibel entnommen, erhalten sie kaum je Bürgerrecht. Wo bliebe denn die Weisheit der großen Menschenkinder? Dann würde ja vielleicht die Theologie eine gleich berechtigte Wissenschaft mit der Philosophie sein, dann wäre es ja denkbar, daß ein bibelgläubiger Mensch nur aus der Bibel und nicht aus der Philosophie die Kraft, den Sporn und die Ideen schöpfte, mit denen er sein Zeitalter erfüllt und einen geistigen Umschwung hervorruft. Wo bliebe aber die Menschenweisheit, wenn die Ideen einer neu gepriesenen Weltanschauung nur Ausstrahlungen des alten Bibelbuches im neuen Gewande wären. So aber gerade liegt die Sache bei Carlyle. Er war ein bibelgläubiger Mann, stammte aus einer puritanischen Familie, wie Verfasser selbst mitteilt, und war wohl bewandert in der Schrift. Aus der Sittenlehre in der Schrift erkannte er die tiefe Unsittlichkeit der individualistischen Nationalökonomie und der Lehren Ricardos, die das wirtschaftliche Handeln seiner Landsleute bestimmten. Die neuen Ideen, die Carlyle entwickelt, sind geflossen aus dem Brunnquell der heiligen Schrift, deren Weisheit auch für das neunzehnte Jahrhundert ausreicht, wenn man sie nur nicht beiseite schiebt, wie dies leider so mancher Gelehrte im eitlen Hochmut thut. Dabei soll durchaus nicht geleugnet werden, daß Carlyle nicht auch bei der deutschen Philosophie in die Lehre gegangen ist, und nicht auch an ihr seinen Geist und Verstand geschärft hat. Nur liegt hier nicht die Kraft seines Wirkens, nur hat er nicht hier die Begeisterung geschöpft, mit der er „als alttestamentlicher Prophet“ die Hohlheit und Eitelkeit seiner Zeitgenossen strafte.

Das zweite Buch beschäftigt sich mit den socialen Richtungen der Gegenwart. Behandelt wird die Genossenschaftsbewegung und die Universitätsbewegung. Die Genossenschaftsbewegung hat einen mächtigen Aufschwung erhalten durch den christlichen Socialismus, der eingehend besprochen wird, und durch die Universitätsbewegung, die ohne gerade von christlichen Beweggründen geleitet zu sein, darauf abzielt, die von der Universität abgehenden jungen Leute in den Dienst der Arbeiterbewegung zu stellen und die Bildung der Universitäten den Arbeitern zugänglich zu machen. Es ist eine England eigentümliche Erscheinung, daß so viele Männer aus den gebildeten Ständen von den mannigfaltigsten religiösen und politischen Richtungen einträchtig nebeneinander an der Hebung des Arbeiterstandes arbeiten. Neben den Bischöfen und Geistlichen der Hochkirche stehen die Bischöfe der römischen Kirche und die Geistlichen der verschiedensten Sekten, daneben Freidenker, und neben diesen Männern geistlichen Standes auch Männer anderer Stände, z. B. Advokaten u. s. w.

Das dritte Buch, „der sociale Frieden“ überschrieben, beschäftigt sich mit der socialpolitischen Erziehung der Großindustrie, dem gegenwärtigen Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter in der Großindustrie, Textilgewerbe, Kohlenindustrie und Eisenindustrie insbesondere, endlich mit den ungelernten Arbeitern.

Verfasser warnt selbst davor, englische Verhältnisse auf das Festland ohne weiteres zu übertragen und Schlußfolgerungen, die er für englische Arbeiterverhältnisse zieht, sogleich für festländische zu machen. Diese Warnung ist wohl am Platze, namentlich dem Inhalte des dritten Buches gegenüber. Denn ganz abgesehen von den besonderen politischen Gestaltungen dieses Insel- und Kolonialreiches, ist wohl zu beachten, daß, wenn sich auch für die gelernten Arbeiter der Großindustrie der sociale Frieden dort anzubahnen scheint, dies auch für die Dockarbeiter vielleicht der Fall sein mag, doch die Anbahnung eines solchen für die übrigen ungelernten Arbeiter noch im weiten Felde zu liegen scheint und die Lage der Arbeiter in dem kleinen Gewerbe, dem Handwerk, von dem Verfasser nur kurz gestreift wird. In Deutschland nimmt die Großindustrie lange nicht den Raum ein, wie in England, sind die gelernten Arbeiter weit geringer an Zahl. Dahingegen ist glücklicherweise das Kleinhandwerk noch weit stärker, haben wir noch einen zahlreichen Stand kleiner Grundbesitzer und ist der Stand der ländlichen Arbeiter

Digitized by Google

ein ausgedehnter. Für Deutschland ist das wichtigste zur Erhaltung des socialen Friedens die Stärkung des Handwerks, der kleinen Grundbesitzer und eine angemessene Fürsorge für den Stand der ländlichen Arbeiter. Nichts würde verderblicher sein, als hier zu schablonisieren oder gar die Schablone aus dem Auslande zu holen. Ebenso verkehrt und verderblich ist es freilich, wie es bereits mehr als zuviel geschehen, die Gesetzgebung nur nach den Bedürfnissen der industriellen Arbeiter einzurichten, weil diese am lautesten schreien, oder weil unsere Gesetzgeber in den Großstädten leben, die Fühlung mit dem Lande verlieren und alles durch die Brille des Großstädters sehen. Jedem das Seine, aber nicht jedem dasselbe! tz.

— Zeitfragen. Principielle Betrachtungen von Wilhelm von Lichtenow. (Friedeberg Nm. und Leipzig, Max Wundermann.) 1890. 45 S. „Rembrandt als Erzieher" macht Schule; der Referendar a. D. mit dem Schriftstellernamen Wilhelm von Lichtenow, der sich bisher vorwiegend im Dichten versucht hat, hat ihm zunächst das Räuspern „glücklich abgeguckt", indem er in seinen kritischen Auslassungen über Zeitfragen dieselbe aneinanderschachtelnde Form mit inhaltsangebenden Randglossen gewählt hat, wie jener. Mit der Originalität hapert es freilich noch etwas; dafür aber muß man ihm zugestehn, daß er in vielen, wenn nicht gar in den meisten Fällen ganz verständige Ansichten entwickelt, wobei man nur die eine verwunderte Frage nicht unterdrücken kann, wozu denn noch diese schon so oft ausgesprochenen Wahrheiten in einer besonderen Broschüre gleichsam als Neuigkeiten vorgetragen werden mußten, ohne daß irgend ein neuer Gesichtspunkt geltend gemacht ist. Nur die Broschürenwut — auch eine „Zeitfrage", und keine erfreuliche — liefert dafür die Erklärung. — Wilhelm von Lichtenow orakelt über mancherlei Dinge: über den Charakter unserer Zeit, den er als „ein seltsames Gemisch von Kraft und Schwäche" bestimmt (beiläufig eine Bezeichnung, die wohl auf jede Zeit anwendbar ist), über die sociale Frage, sodann über das Schmerzenskind unserer Zeit, die Schulreform. Was er zu diesem letzteren Punkt beibringt — er verteidigt das Gymnasium, dem er nur eine vertiefende Reform zur Steuerung der Vielwisserei angedeihen lassen will — ist wieder so oft gefordert und dabei so allgemein gehalten, daß das Interesse daran nur noch sehr spärlich sein kann. Originell, wenn auch nur im Ausdruck, ist allenfalls die angeführte Reflexion eines Vaters, der seinen Sohn das Gymnasium hat absolvieren lassen, „damit er etwas ordentliches lerne", und mit Verwunderung folgendes Ergebnis konstatiert: „Wenn einer die Abiturientenprüfung eines Gymnasiums bestanden hat, so — — weiß er eigentlich nichts; er mag Latein, Griechisch, Mathematik verstehen, sein Maturitätszeugnis behauptet das wenigstens, aber im praktischen Leben zeigt er sich gleich Null; er kann z. B. seinem Vater nicht einmal einen Teil der Geschäftskorrespondenz oder der Buchführung abnehmen, oder thut es doch nur mit großem Ungeschick und nicht minderer Unlust, ja, selbst den französischen und englischen Geschäftsbrief übersetzt er nur mühsam unter Zuhilfenahme des Lexikons, und auch dann wohl noch unrichtig, obgleich er doch Französisch und Englisch getrieben haben soll; ferner, einen Wechsel kann er nicht von einem Quittungsformular unterscheiden, Kommunalsteuern nicht von Staatssteuern, den Magistrat nicht vom Landrat; Cession und Auflassung, die jeder Bauer kennt, sind ihm böhmische Dörfer, ja selbst in „höheren" Dingen, wie Tagespolitik, Wahlangelegenheiten, Börsenverhältnissen ꝛc. ꝛc. zeigt er sich im höchsten Maße unwissend, — und das alles nach langjährigem Schulbankdrücken, das alles als Mensch von 19 oder 20 und mehr Jahren." Wenn Lichtenow übrigens von der Verminderung der höheren Schulen eine heilsame Wirkung erwartet, so können wir ihm darin nicht beistimmen; derartige äußere Mittel helfen nicht. — Was noch weiter erörtert und gefordert wird, z. B. daß der grundbesitzende Adel im landwirtschaftlichen Studium und nicht, wie bisher meistens, im Offizierstande oder in der Juristerei die Vorbildung für seinen späteren Lebensberuf suche, daß die wahre Kunst sich auf ein kleines, auserwähltes Publikum beschränken müsse, daß in der Litteratur dem „Ideal-Realismus" die Palme gebühre, ist alles recht schön gesagt; nur der „Ideal-Realismus" — der übrigens auch nach dem Urteil des Verfassers bis jetzt noch nicht in seiner Vollkommenheit repräsentiert wird — macht uns bedenklich, wenn Bleibtreu und Alberti zu seinen Vertretern gehören sollen. Das sittliche Moment scheint darnach in ihm keine Rolle zu spielen. A. W.

2. Kirche.

— Die Predigt der Kirche. Klassikerbibliothek der christlichen Predigtlitteratur. Herausgegeben von Gustav Leonhardi, Lic. theol. XII. Bd: Alexander Vinet. Ausgewählte Predigten und Reden. Von Dr. phil. Alexis Schumann, Pastor an St. Andreas in Leipzig. (Leipzig, Fr. Richter.) 1890. 144 S. 1,60 M.

Mit diesem Teile ist die bezeichnete Sammlung um ein vortreffliches Bändchen bereichert. Diese acht Reden und Studien Vinets sind zumeist apologetischer Art und wollen dem Suchenden, dem um den Glauben noch Ringenden auf dem Wege zur christlichen Gewißheit einen geringen Dienst leisten nach dem bescheidenen Worte Vinets (p. XVIII): „Ich meinte, daß diejenigen, welche sich noch am Anfang ihres Glaubenslebens befinden, jemand gebrauchen könnten, der, selbst auf ihrem Standpunkt stehend, nicht sowohl wie ein Prediger, als wie ein Mensch zu ihnen spräche, der ihnen kaum um einen Schritt voraus ist, und der nichts anderes beabsichtigt, als den kleinen Vorsprung, den er vor ihnen voraus hat, lediglich nur zu ihrem Heil zu verwerten." Schwerlich wird ein ernster Leser im stande sein, dem Eindruck dieser Reden sich zu entziehen, sie lassen es uns ahnen,

Digitized by Google

welch eine Persönlichkeit Alexander Vinet war, und wecken das Verlangen, auch andere Gaben seines Geistes kennen zu lernen. Wt.

— Missionsstunden. Von R. W. Dietel, Pfarrer in Müllsen St. Jakob. VI. Heft Abessinien. (Leipzig, Fr. Richter.) 137 S. 1,60 M.

Der Verfasser sagt von seinen Missionsstunden: „Sie sind so eingerichtet, daß sie im Notfalle selbst wörtlich verwertet werden können." Das wird sich aber nach Ort und Personen richten müssen, uns scheint, als gäbe wenigstens das vorliegende Heft des Stoffes etwas zu viel, um ihn in seinem ganzen Umfange einer Durchschnittsgemeinde bieten zu können. Aber anzuerkennen sind der Fleiß und die Sorgfalt, mit denen der Stoff aus den verschiedenen Quellen zusammengetragen ist. Wer sich, sei es zu eigener Belehrung, sei es zwecks Haltens von Missionsstunden über Abessinien und die Missionsversuche in diesem Lande orientieren will, wird in den acht vorliegenden Missionsstunden alles Notwendige finden (1. Abessinien, 2. und 3. Theodoros II., der Negus Negest, 4. erste Missionsarbeit, 5. evangelische Missionsversuche, 6. die schwarzen Juden, 7. Falaschamission, 8. Samuel Gobat.) Im Jahrgange 1884 dieser Monatsschrift hat der jetzt verstorbene Heinrich Thiersch sowohl Geschichte und Mission Abessiniens wie auch das Leben Gabats zur Darstellung gebracht, und nachdem wir seine Aufsätze unmittelbar nach der Arbeit Dietels wieder gelesen haben, müssen wir doch ersteren unbedingt den Vorzug geben. An den vorliegenden Missionsstunden haben wir, was doch nicht verschwiegen werden darf, namentlich die nicht hinreichend sorgsame Schreibweise zu tadeln, welche von dem korrekten Stil von Thiersch recht unvorteilhaft absticht. Wir schweigen von ziemlich häufigen Druckfehlern, aber erwähnen wollen wir, daß der Verfasser nur zu oft hinter und invertiert — das bekannte Deutsch der Zeitungen und der Handlungsbriefe! Ob auch wohl „die in Abessinien aufhältlichen Europäer" S. 21 ein erlaubtes Deutsch ist?

— Festflammen. Gedanken und Bilder zu den hohen Festen der Kirche. Von D. Emil Frommel. (Bremen, C. Ed. Müller.) 1890. 215 S. 3 M.

„Ich möchte etlichen Christenleuten, denen es weniger ums Kritisieren, als ums Feiern zu thun ist, ein Festangebinde geben und mit meinen Festflammen die ihren entzünden und vereinen." In der That, man vergißt das Kritisieren und es wird einem „feierlich" zu Sinn, wenn man diese Gedanken und Bilder liest. Alles ist so schlicht und doch so lebendig geschildert, daß der Leser wohl Anlaß findet, einmal sein eigenes Leben zu überdenken, ob ihm nicht ähnliche Erfahrungen zu teil geworden. Das hat der Verfasser gewollt, möchte sein Buch vielen zum Segen sein! Wir danken ihm für dasselbe um so herzlicher, als er uns darin manchen Blick in sein eigenes inneres Werden und seine seelsorgerliche Erfahrung thun läßt. Es ist keine leichte Ware, sondern er giebt uns diesmal „vom Besten". Wt.

— Theologische Briefe der Professoren Delitzsch und v. Hofmann. Herausgegeben, bevorwortet und mit Registern versehen von D. Wilhelm Volck, o. Prof. der Theol. in Dorpat. (Leipzig, Hinrichs.) 1891. XI. und 233 S. 5 M. 60 Pf.

Die beiden berühmten Erlanger Theologen Delitzsch und Hofmann haben auf Anregen des ersteren in den Jahren 1859—61 einen theologischen Briefwechsel geführt, um auf diese, ihnen besonders ersprießlich dünkende Weise gewisse prinzipielle Fragen unter einander zum Austrage zu bringen. Wer jene Zeit erlebt hat, der weiß, wie tief damals die lutherische Kirche durch die Hofmannsche Theologie erregt wurde. Philippi, Kliefoth und Dieckhoff einerseits, Delitzsch und Thomasius andererseits hatten sich sowohl gegen das Hofmannsche System im ganzen, wie gegen seine Lehre von der Versöhnung im besonderen erklärt, und Hofmann hatte in seinen „Schutzschriften" geantwortet. Da hatte Delitzsch, dem es vor allem daran lag, den ihm eng befreundeten Hofmann von manchen bedenklichen Sätzen zurückzubringen, diesem einen schriftlichen Gedankenaustausch vorgeschlagen, weil er hoffte, auf diese Weise Hofmann am ersten zu einer Revision der Anstoß erregenden Partien seiner Theologie zu veranlassen. Hofmann war ein in sich abgeschlossener Geist, direkte Polemik gegen seine Sätze veranlaßte ihn nur, sich fester in seine Position zu verschanzen, dagegen war er wohl bereit, mit einem Freunde alles noch einmal ernst zu überlegen, was ihm entgegengehalten wurde, gewissenhaft zu prüfen, und der Freund durfte hoffen, daß, was er auch nicht sofort zugestand, doch als ein Samenkorn für die Zukunft in seiner Seele liegen bliebe. Eine große Fülle anregender, origineller Gedanken kommt in diesen Briefen zum Ausdruck. Neben denjenigen Briefen, welche ein einziges Problem, die Höllenfahrt Christi, behandeln, findet sich eine Reihe von solchen, in welchen Fragen von grundlegender Bedeutung, wie die nach Ausgangspunkt und Methode der systematischen Theologie, dem Wesen der heiligen Schrift und der Stellung des Theologen zu ihr, dem Begriff der Kanonicität, dem Ursprung der Sünde, den letzten Dingen zu ausführlicher Besprechung gelangen. Interessant ist es, wie in diesen Briefen die Eigenart beider Theologen hervortritt. Hofmann streng objektiv, dialektisch veranlagt, auch im Ausdruck kurz, prägnant, Delitzsch dagegen voll warmer, überall zum Durchbruch kommender, in bewegter Rede sich äußernder Subjektivität, immer wie im herzlichen Liebeswerben darauf bedacht, den Freund von bedenklichen Gedankenwegen zurückzurufen. Zwei Aussprüche darüber sind charakteristisch. Delitzsch schreibt S. 75: „Deine Geistesrichtung ist mehr dialektisch, die meinige mehr mystisch. Du spaltest mir zu sehr Begriffe, und ich rede dir zu sehr in Bildern. Du bist mir zu diskursiv und zu wenig intuitiv, ich bin dir zu rhetorisch und zu wenig begrifflich scharf und klar. — — Wird (was Gott verhüte) unser Briefwechsel das traurige Ende nehmen, daß wir uns wie Sophist und

Digitized by Google

Deklamator gegenüber stehen und der eine vom Begriffsspiel und der andere vom Bilderspiel des Gegners sich abwendet?" Und S. 179: „Wir stimmen zusammen im πνεῦμα unseres νοῦς, obwohl unser νοῦς sich schwer zusammenfindet. Der deinige ist vorherrschend analytisch, der meinige vorherrschend synthetisch gerichtet. Du ziehst Grenzlinien da, wo für meine Augen keine natürlichen Grenzen vorhanden sind, und denkst scharf und fein auseinander, was sich mir als konkrete lebendige Einheit darstellt." In der That, so war es. Wer Hofmann gehört, wer seine Schriften gelesen hat, der weiß, daß er noch spalten und aus einander zu denken vermochte, was dem gewöhnlichen geistigen Fassungsvermögen als ein ungeschiedenes Eins gegenübersteht. Daher war er schwer zu erfassen und in der Polemik schwer zu fassen, immer behauptete er, nicht recht verstanden zu sein, da für die Schärfe seiner Dialektik das von ihm Behauptete sich immer noch um eine kleine Schattierung von dem über ihn Behaupteten unterschied. Auch Delitzsch kommt auf dies Klagen über Mißverständnisse zu sprechen, er reiht es in weite Gedankenzusammenhänge ein, von denen wir nur bedauern, daß wir nicht die ganze Ausführung hier mitteilen können. Doch einige Sätze wird man gern hier lesen. S. 193: „Im tiefsten Grunde unseres inneren Menschen sind wir alle vollkommen eins, eins in dem Einen, aus dem wir geboren. Aber sobald wir aus diesem unserem Allerheiligsten, vor welchem Gottes Friede die Wacht hat, hinausgehen und das uns im Glauben unmittelbar d. h. erlebnisweise Gewisse in begriffliche und sprachliche Formen fassen, da geht das einige Ja auch sofort in Ja und Nein auseinander, der Streit und die Mißverständnisse beginnen emporzuschießen, und eine Verständigung ist nur in dem Maße möglich, als die Dissentierenden sich der unterhalb ihrer Gedankenverzweigung gelegenen tiefinnerlichen einigen Wurzel erinnern und kraft der Liebe, welche selbstverleugnendes Leben in dem andern ist, sich in einander zu versetzen wissen." — — Der Herausgeber hat uns aus der Seele geschrieben, wenn er in der Einleitung bemerkt: „Siebzehn Jahre währte das gemeinsame Wirken beider Männer in Erlangen, eine Zeit, welche jedem unvergeßlich bleiben wird, dem es vergönnt war, zu ihren Füßen zu sitzen. Wer von uns erinnerte sich nicht mit inniger Freude der reichen wissenschaftlichen Anregung, welche von ihren Vorlesungen ausging, des lebendigen theologischen Gedankenaustausches, den sie hervorriefen!" Ref. ist Koätane des Herausgebers, er hat zusammen mit Prof. Volck jene beiden bedeutenden Theologen, als sie auf der Höhe ihres Wirkens standen, gehört. Ref. war nie in dem Sinne ein Schüler Hofmanns, wie es der Herausgeber geworden ist, er hat stets seine schweren Bedenken gegen die Anwendung der spekulativen Methode auf den geistlichen Lehrstoff gehabt, und er hat es sich nicht verhehlt, wie tiefgreifend die materiellen Lehrabweichungen Hofmanns in den wichtigsten Stücken der Heilswahrheit waren. Und doch bleibt es wahr, daß Hofmann seine Zuhörer mächtig anzuziehen und segensreich zu beeinflussen wußte, und doch möchte ich auch von mir sagen, daß ich die tiefgehendsten theologischen Anregungen gerade von ihm empfangen habe. Wie das so hat zugehen können, werden diese Briefe klar machen können. Hofmann betont es darin wiederholt, er sei weniger Systematiker als Methodiker und er sei weniger Dogmatiker als Historiker und Exeget. Was uns bei ihm anzog, war die geistvolle Anwendung des Begriffes „Geschichte" auf „Weissagung und Erfüllung" und war die exegetische Methode, mit der er uns die Schrift auslegen lehrte. Die spekulative Systembildung trat in seinen Vorlesungen zurück, dagegen begeisterte er uns, wenn er uns das geschichtliche Werden des Heils zeigte (wie sicher auch seine erste theologische Schrift „Weissagung und Erfüllung" das genialste ist, was von ihm geschrieben worden), und seine exegetischen Vorlesungen enthielten vor allem angewandte Hermeneutik, er gab uns nicht von ihm gefundene Resultate, die wir auf Treu und Glauben hätten annehmen müssen, sondern er zeigte uns, wie man durch methodisches Denken finden könne, was der auszulegende Text sagen wolle. „Meine exegetischen Vorlesungen sind vorzugsweise darauf angelegt, die Methode der Auslegung zu lehren, welche ich für die rechte achte." Dazu erfüllte uns der hohe Ernst, mit dem Hofmann die ganze Bibel nicht kritisch zerpflückte, sondern als das der Kirche gegebene Gotteswort auslegte, mit Achtung und Liebe für die Bibel. Ref. kennt die bedenklichen Sätze der Hofmannschen Theologie über Schrift und System gar wohl, aber wir Studenten wurden damals nicht davon beeinflußt, sondern wir wurden gelehrt, diese Schrift als das gegebene Gotteswort mit allen Mitteln theologischer Wissenschaft auszulegen. Dazu kam endlich, daß wir Respekt hatten vor der geschlossenen, sittlich ernsten Persönlichkeit unseres Lehrers, daß uns die Schärfe und die Kraft seines Denkens imponierte, und daß wir doch immer den Eindruck hatten, er suche nicht seine Ehre, sondern er wolle mit allem, was er uns lehrte, nur Gottes Ehre fördern. Er hatte mit seinem alten Menschen zu kämpfen, er war sich seiner Bedeutung wohl bewußt, und es wurde ihm schwer, den Widerspruch, den er fand, zu tragen und seinen Irrtum anzuerkennen. Delitzsch bittet ihn einmal, er möge seine wissenschaftliche Selbstgewißheit etwas herabstimmen, „denn wissenschaftliche Ueberzeugungen dürfen uns doch nicht in gleicher Weise unerschütterlich feststehen, wie die in uns göttlich gewissen Sachen des Glaubens, auf den wir leben und sterben. Darum billige ich es nicht, daß du von menschlichem Urteil an das göttliche appellierst. Gott siehet das Herz an. Und daß du überall, auch wo du irrst, nicht deine Ehre, sondern die seinige suchst, bezweifle ich nicht im geringsten. Aber in dem Feuer, von welchem Paulus redet, wird vieles, was du jetzt für wahr und unwiderleglich hältst, als Holz, Heu und Stoppel aufgehen. Darum weigere dich meiner Kritik nicht, die dir manches Unprobehaltige bei Zeiten zu entreißen

Digitized by Google

sucht." Aber gerade bei dieser Eigentümlichkeit Hofmanns ist es wohlthuend, wenn man liest, mit welchem Ernste er alle Instanzen des Freundes, auch wenn er nicht nachgiebt, prüft, und wie er wirklich den ernsten Willen zeigt, sich weisen zu lassen. Ja, es war eine schöne Zeit, von der dieser Briefwechsel Zeugnis giebt. Aber die letzten Seiten des Buches gemahnen uns nun auch an die verhängnisvollsten Schritte, die Hofmann in seinem Leben gethan hat, durch welche er dann auch in unheilvoller Verblendung seine gesegnete akademische Thätigkeit untergrub. Im Jahre 1863 nahm Hofmann von der Fortschrittspartei ein Mandat für die bayrische Kammer an und schädigte sich sowohl hierdurch, wie durch seine agitatorische Thätigkeit anläßlich der schleswig-holsteinischen Frage auf Jahre seine akademische Berufsarbeit und entfremdete sich seinen Glaubensgenossen. Damals war es, als Kliefoth gegen ihn und gegen Schenkel seine schneidige Streitschrift „Zwei politische Theologen" schrieb. Delitzsch schrieb noch am 26. April 1863 ein bewegliches Mahnschreiben an den Freund. „Nachts und Tags ganz und gar erfüllt von dem Gedanken an den Scheideweg, an dem du dich befindest, und an die tiefe, vielleicht unheilbare Wunde, mit welcher unsre Fakultät bedroht ist, flüchtete ich mich diesen Morgen in unseren früheren freundschaftlichen Briefwechsel und gewann daraus Mut, dir mein Herz auch schriftlich auszuschütten und nichts unversucht zu lassen, was der nahen Zerknickung der Blüte unserer Fakultät zuvorkommen könne." Doch der Brief wurde nicht mehr abgesandt, da der verhängnisvolle Entschluß bereits feststand; am 29. April wurde Hofmann gewählt und nahm an. Hofmanns akademische Thätigkeit ist nie wieder auf ihre vorige Höhe gekommen, doch war es ihm noch vergönnt, von seinem großen, 1862 begonnenen Werke „Die heilige Schrift Neuen Testamentes zusammenhängend untersucht" eine stattliche Reihe von Bänden fertig zu stellen, auch die alte persönliche Freundschaft zwischen Kliefoth und Hofmann wurde, wie der Herausgeber erinnert, auf der lutherischen Konferenz in Hannover 1868 erneuert.

Die beiden großen Erlanger, deren Briefe uns vorliegen, sind jetzt heimgegangen, Hofmann 1877, Delitzsch 1890. „Die theologische Wissenschaft wird auch über die Arbeiten eines Delitzsch und Hofmann hinausgehen. Denn sie kennt keinen Stillstand. Aber was diese beiden Männer, jeder an seinem Teile und in seiner Art, in ihrem Dienste geleistet, wird unvergessen bleiben. Sie gehörten zu ihren edelsten und einflußreichsten Jüngern. Ihr Andenken bleibe unter uns im Segen!" Mit diesen Worten des Herausgebers wollen wir von diesem wertvollen Briefwechsel scheiden und nur schließlich noch unser Bedauern darüber aussprechen, daß der Verleger durch den unverhältnismäßig hoch angesetzten Preis des Buches (für 233 Seiten 5 M. 60 Pf.) der Verbreitung desselben selber Eintrag gethan haben wird.

J. P.

3. Biographisches.

— **Augusta, Herzogin zu Sachsen, die erste deutsche Kaiserin.** Züge und Bilder aus ihrem Leben und Charakter. Von Dr. O. Schrader, a. o. Professor in Jena. (Weimar, Herm. Böhlau.) 1890.

Man hat es in dem vorliegenden Büchlein nicht mit einer wissenschaftlichen Anforderungen genügenden Biographie zu thun, sondern mit Zügen und Bildern aus dem Leben der Kaiserin Augusta, welche dem künftigen Biographen der geistvollen Frau wertvolle Beiträge liefern. Der Verfasser, der sich in der wissenschaftlichen Welt durch ein treffliches, jetzt in 2. Aufl. erschienenes bedeutsames Werk: Sprachvergleichung und Urgeschichte weithin bekannt gemacht, hatte, wie er es selbst ausspricht, gar nicht die Absicht, ein vollgenügendes biographisches Denkmal zu liefern. Von dem Studiengebiete, dem sich der anerkannte Gelehrte gewidmet hat, würde ein solches Unternehmen weit abliegen. Doch auch diese Skizze des Lebens der Kaiserin Augusta ist schon dankeswert. Ist doch Professor Schrader bemüht gewesen, aus dem Großherzoglichen Staatsarchive, aus den sonstigen mündlichen Mitteilungen von Männern, welche über die verewigte Kaiserin Charakteristisches zu spenden vermochten, alles zusammenzustellen, was für den vorliegenden Zweck von Wichtigkeit war. Die Schrift hat ihren Ursprung dem Umstande zu verdanken, daß Prof. Schrader, der neben seinem Amte an der Jenaischen Hochschule zugleich Lehrer an dem vor einigen Jahren gestifteten blühenden Gymnasium Jena ist, am 24. Juni, dem Geburtstage Sr. K. Hoheit des Großherzogs von Sachsen Karl Alexander, die Festrede zu halten hatte. Es kam also darauf an, in kurzen Zügen den Zuhörern, welche zum größten Teil Schüler des Gymnasiums waren, ein Bild der Hohen Frau, einer Tochter des Ernestinischen Fürstenhauses, die gerade in der Musenstadt an der Saale viele schöne Tage fröhlicher Jugendzeit verlebt hat, ein treffendes, in die Seele der Jugend sich einsenkendes Bild zu entwerfen. Das ist dem Verfasser der Schrift vollständig gelungen. Aber auch für weitere Kreise wird bei der großen Teilnahme, welche die erste deutsche Kaiserin durch ihre umfassende Bildung und durch ihre Verdienste, die sich die hohe Frau um die Organisation des Verpflegungswesens der im Kriege verwundeten Soldaten, ja man kann sagen, der Ausübung von Werken der Barmherzigkeit erworben hatte, dankbare Leser finden. Hat doch unser unvergeßlicher Kaiser selbst in einem Schreiben vom 14. Mai 1871 aus Nancy an seine Gemahlin es ausgesprochen: Indem ich von meinen tapfern und siegreichen Truppen, welche auf fremdem Boden zurückbleiben, Abschied nehme, drängt es mich, Ew. Majestät auszusprechen, wie tief und freudig mein Herz die liebreiche Fürsorge und Unterstützung bewegt hat, welche der Armee unter dem Schutze Ew. Majestät aus der Heimat, aus dem ganzen deutschen Vaterlande während des ganzen Feldzuges zu teil geworden ist. Die

Digitized by Google

deutsche Einheit ist durch das Centralkomitee der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter Krieger auf dem Gebiete der Humanität vollzogen, als die politische Einheit unseres Vaterlandes sich noch im Kreise der Wünsche bewegte (S. 50.) Die Einigung unseres Volkes schwebte der hohen Frau immer als erstrebungswürdiges Ziel vor, sie besaß einen durch scharfe Beobachtung alles dessen, was in der Welt auf politischem Gebiet vorging, geschärften Blick. Sehr charakteristisch ist in dieser Beziehung, was uns Carl Biedermann (Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte, I. 384 flg., berichtet: Am Abend des 3. April waren wir (die Frankfurter Deputation, welche dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone von Deutschland anbot) zum Prinzen von Preußen geladen. Wir kamen dahin, noch voll der schmerzlichen Eindrücke des Morgens. Der Prinz, ein gerader, straffer, militärischer Charakter, empfing uns, durchdrungen, wie man sah, von der hohen Bedeutung dieses Tages. Im ernsten, tiefeingehenden Gespräch suchte er uns zu überzeugen, daß der Eindruck, den wir aus der Antwort des Königs und der Aufnahme unserer Sendung bei ihm geschöpft hatten, der Eindruck, als wolle man mit der Nationalversammlung brechen, sie wenigstens beiseite schieben und seinen Weg ohne sie gehn, nicht der richtige, nicht der beabsichtigte sei, daß man den Wert und die Bedeutung des Anerbietens der Gesamtvertretung Deutschlands vollkommen anerkenne und nur aus Rücksichten der Pflicht wie der Politik den entscheidenden Schritt nicht ohne die freie Zustimmung der andern Fürsten thun könne. „Wie richtig die damalige Handlungsweise des Königs Friedrich Wilhelms IV. gewesen, das wird wohl heute von allen Urteilsfähigen zugestanden. Biedermann fährt dann fort: Die Prinzessin von Preußen, bei welcher Geist und Gemüt um den Vorrang streiten, vielleicht der klarste politische Kopf und das wärmste patriotische Herz am Hofe zu Berlin, bat, beschwor uns fast, mit tiefer Bewegung in ihrer Stimme und in ihren Mienen, an dem glücklichen Ausgang unserer Sendung nicht zu verzweifeln, das Werk der Verständigung nicht vorschnell abzubrechen. Es werde, es müsse alles noch gut enden; das Ziel sei ja ein so herrliches, ein so notwendiges." Wenige Tage später berichtete der Prinz Wilhelm an den Schwiegervater von der „gewaltigen Agitation", in der sich Augusta befinde. Der Moment sei gewiß sehr kritisch, um so leidenschaftsloser müsse er betrachtet werden. Der Freiherr von Stockmar, der Freund des Prinz-Gemahls der Königin Victoria von England, ein feiner Kenner der Welt und des Lebens urteilt über die Prinzessin so: sie ist tüchtig, klar, entschieden, ergeben, König Ernst August von Hannover nannte sie „die kleine Jakobinerin." Herzog Ernst von Koburg nennt im Hinblick auf diese Epoche die Prinzessin „von wärmstem Patriotismus und den richtigsten politischen Ueberzeugungen immer erfüllt." Man durfte bei der Beanlagung und der Erziehung der Prinzessin wohl erwarten, daß sie nicht bloß für litterarische, sondern auch für politische Dinge ein offenes Verständnis habe. Hatte doch der Großvater, der unvergeßliche Karl August, in den bösen Tagen, die über unser Vaterland hereinbrachen, treu zur deutschen Sache gestanden, hatte mit seinem großen Minister Wolfgang Goethe und dessen Gesinnungsverwandten Wieland, Herder, Schiller ein Band geistiger Einheit um unser Vaterland geschlungen. Vater und Mutter hatten unter dem Beirat Goethes der Prinzessin Augusta die denkbar beste Erziehung zu teil werden lassen; schon früh hatte sie an dem geistigen Leben, das in Weimar gepflegt wurde, innern Anteil genommen. Neben Goethe waren es Riemer, H. Meyer und Gelehrte der Landesuniversität Jena wie Goettling, Luden, Kieser, C. Hase u. a., welche die Hofgesellschaft durch Vorträge erfreuten; die Prinzessin weilte gern selbst in der so herrlich gelegenen Universitätsstadt. Was wirkte außerdem auf die empfängliche Seele der Tochter das tröstliche Vorbild der Mutter Maria Paulowna! Die Biographie dieser Fürstin, die von dem geistvollen Ludwig Preller, dem bekannten Mythologen, veröffentlicht ist, legt den Lesern nahe, in welcher Weise das Beispiel mildthätigen, barmherzigen Sinnes der damaligen Erbgroßherzogin auf die Prinzessin Augusta gewirkt hat, auf sie übergegangen ist. Religionsunterricht hatte die Prinzessin von dem Oberkonsistorialrat Dr. Horn, einem Schützlinge G. Herders, empfangen, konfirmiert wurde sie von dem Generalsuperintendenten D. Röhr, in welchem neben seinem Rationalismus doch auch andere sehr schätzenswerte Eigenschaften sich zusammenfanden. Zu dem milden, sanften Konsistorialrat Horn mochte sie sich mehr hingezogen fühlen. Das ist gewiß ganz aus der Seele der Kaiserin Augusta geschrieben, was in den vielleicht erdichteten Briefen an Frau von Bonin und Frau von Schoening veröffentlicht wurde: Mein Landsmann Hase ist ein eifriger protestantischer Polemiker, aber aus den Herderschen Ideen kann er nie heraus, und ich denke, er wird auch weiterhin noch manches Wort der Versöhnung laut werden lassen. Nur recht viel christliches Denken und Empfinden, dann vergeht uns ganz von selbst die Lust am Konfessionellen, vor allem auch an dem unseligen Kulturkampf. Es will uns daher als eine dreiste Erfindung erscheinen, wenn jetzt von katholischen Blättern die Kunde in Umlauf gesetzt wird, daß die Kaiserin Augusta heimlich zum Katholicismus übergetreten sei. Man kann immerhin ein offenes Verständnis haben für die geschichtliche Bedeutung der katholischen Kirche, ohne die Reformation zu verleugnen. — Rührend und ganz entsprechend den Traditionen ihres Hauses ist es, mit welcher Umsicht die hohe Frau für die Erziehung ihres einzigen, von allen, die ihn kannten, so hochgehaltenen und innig geliebten Sohnes, des Kaisers Friedrich, gesorgt hat. Wir lesen auch in dem Schraderschen Buche gern wieder, was wir bereits aus dem Munde des früheren Erziehers des Kaiser Friedrich, des trefflichen Ernst Curtius in der Schrift: „Unter drei Kaisern" vernommen hatten. So empfehlen wir das Büchlein Professor Schraders,

Digitized by Google

dem die Weimarschen Archive, persönliche Mitteilungen von Männern, welche zu der hohen Frau in naher oder entfernter Beziehung gestanden haben, wichtiges Material lieferten, allen Freunden deutscher Geschichte. G. L.

— Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben Kaiser Wilhelm I. Gesammelt, bearbeitet und übersichtlich geordnet von Ludwig Marquardt. (Leipzig, Verlag von Richard Richter.) 1890. 249 S. 3,50 M., eleg. geb. 4,50 M.

In elf Kapitel geordnet, bietet uns vorliegendes Buch eine Fülle von schönen Zügen und charakteristischen Erzählungen aus dem Leben des großen Kaisers. Eine biographische Skizze von dreißig Seiten leitet die Sammlung ein, und wie zur Erläuterung des Gesagten folgen dann in ununterbrochener Reihe alle jene Anekdoten, die uns des geliebten Kaisers Leben wieder so greifbar vor Augen stellen, daß wir sein Bild noch immer vor uns zu sehen glauben. Wie das Buch für die heranwachsende Generation, die sich ein hohes Vorbild nehmen kann an diesen Äußerungen einer echten Gottes- und Menschenliebe, von Segen sein wird, so ist es für diejenigen, die noch das Glück gehabt haben, die große Zeit Kaiser Wilhelms mitzuerleben, eine Quelle dankbarer Erinnerung. Wie freut man sich, hie und da eine jener in den Tagesblättern seinerzeit gelesenen, aber längst wieder vergessenen Anekdoten wiederzufinden, die uns mit einem Schlage in jene Tage zurückversetzen und ein Gedenken wachrufen, das nicht mehr verlöschen wird.

Des Kaisers Selbstbescheidung, sein Zartgefühl, seine Einfachheit und nicht zuletzt seine Dankbarkeit und Treue sind Tugenden, an die unsere Zeit nicht oft genug erinnert werden kann. Daß die Beweise derselben in Anekdotenform geboten werden und nicht etwa eingewoben in eine umfangreiche Biographie, sehen wir geradezu als Vorzug an, denn die Jugend, für die das Buch in erster Linie geeignet ist, nimmt ihre Belehrung, wie in der Schule, am liebsten portionsweise ein.

Das Buch ist recht gut ausgestattet und eignet sich ganz vorzüglich zum Geschenk für unsere Kinder. Aber auch Erwachsene werden es nicht ohne Freude zur Hand nehmen. Es sollte vor allem in keiner Schülerbibliothek fehlen. Sch.-K.

— Lebensbilder von Schulmännern der Neuzeit als Spiegel für die Gegenwart. Heft I: Robert Heinrich Hiecke. Von Prof. Lic. Dr. A. Kolbe, Gymnasialdirektor. (Breslau, Ferdinand Hirt.) 1891. 36 S.

Wir haben dieses Schriftchen mit besonderer Freude gelesen. Der Verfasser sagt: „Der hier beginnende Aufsatz beabsichtigt, wie seine in Aussicht genommenen Nachfolger, das Andenken verdienter Schulmänner der Neuzeit zu beleben und die Bekanntschaft mit ihren Grundsätzen und ihrer Wirksamkeit weiteren Kreisen zu erschließen, da das Gedächtnis jener Männer leider der Gegenwart bereits zu sehr entschwunden zu sein scheint. Und doch dürfte ein gründliches Eingehen auf ihre Gedanken in dem Gewirr der pädagogischen Streitfragen unserer Zeit anregend und klärend wirken und so zur Förderung der Wohlfahrt unseres Volkes wesentlich beitragen." Der Verf. hat hier für Hiecke seine Absicht in hohem Grade erreicht, und wir können nur wünschen und bitten, daß er mit der Veröffentlichung derartiger Schilderungen fortfahre. Das vorliegende Heft enthält eine ganze Fülle anregender Gedanken, die aus Hieckes Schriften mitgeteilt und hier und da von Dir. Kolbe, einem dankbar begeisterten Schüler des ehemaligen Stettiner Direktors, aus der Erinnerung oder aus eigener Erfahrung in Hieckes Geiste ergänzt werden; so namentlich über den Unterricht im Deutschen, sodann auch über den in den klassischen Sprachen. Ganz besonders ist es aber die edle Persönlichkeit des Mannes selbst, deren Schilderung als auch jetzt noch für Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten anregend und begeisternd bezeichnet werden darf. Vielleicht hat dies Schriftchen auch den Erfolg, daß die Schriften Hieckes (vornehmlich „Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien" und die vom Oberschulrat Wendt herausgegebenen „Gesammelten Aufsätze zur deutschen Litteratur von Hiecke") von Lehrern an Gymnasien und ähnlichen Lehranstalten studiert und beherzigt werden. G. H.

— Johannes Schulze und das höhere preußische Unterrichtswesen in seiner Zeit von Dr. C. Varrentrapp. Mit einem Bildnis Schulzes, gestochen von Hans Meyer. (Leipzig, 1889.)

In der vorliegenden Biographie eines um das preußische, man darf sagen, um das deutsche Bildungswesen hochverdienten Mannes empfangen wir über die Strömungen des geistigen Lebens in einer wichtigen Epoche deutscher Geschichte erwünschte Aufschlüsse. Stand doch Joh. Schulze viele Jahre hindurch an einer maßgebenden Stelle, von welcher aus die für das Kulturleben so bedeutungsvollen Institute Gymnasien und Universitäten zeitgemäße Ziele und Richtpunkte empfingen. Kurz nach dem am 20. Februar 1869 erfolgten Heimgang Joh. Schulzes hatte es der treffliche Historiker R. Köpke übernommen, unter Benutzung der Aufzeichnungen, welche Schulze über seinen Lebensgang hinterlassen hatte, ein Lebensbild des mit seiner Familie innig befreundeten Mannes zu entwerfen. In der von Dr. Hassel herausgegebenen Zeitschrift für preußische Geschichte (I. S. 355—369) hatte Köpke zum Andenken an Joh. Schulze einen Aufsatz veröffentlicht; der Tod des trefflichen Gelehrten hinderte die Ausführung des Planes. Man darf wohl annehmen, ohne den Wert der uns vorliegenden tüchtigen Leistung Varrentrapps zu schmälern, daß, wenn ein Gelehrter, welcher dem verewigten Schulze nahe gestanden, seinen persönlichen Eindruck empfunden hatte, die Biographie noch eine andere Gestalt gewonnen hätte. Gerade für einen Biographen ist es außerordentlich wertvoll, die wirklichen Eigentümlichkeiten des Mannes, dessen Lebensbild man entwerfen will, zu beobachten, auf sich wirken zu lassen, von seines

Digitized by Google

Geistes Hauch persönlich berührt zu werden. Aber trotzdem sind wir dem Verfasser der Biographie herzlich dankbar; er hat durch eingehende Studien, durch sorgfältige Verwertung der ihm überlieferten Materialien einen äußerst wertvollen Beitrag zur Geschichte der Pädagogik geliefert, wofür ihm alle, welche sich für die Entwicklung der Gymnasien und Universitäten interessieren, im höchsten Grade dankbar sein müssen. Mit großer Bereitwilligkeit wurde dem Verfasser die Einsicht in die Akten des Ministeriums der geistlichen rc. Angelegenheiten gestattet, so daß wir es hier mit thatsächlichen Mitteilungen zu thun haben. Prof. Varrentrapp, der gegenwärtig als Nachfolger H. Baumgartens an der Straßburger Universität neuere Geschichte vorträgt, wurde der Familie Schulzes von Prof. v. Sybel, welchem auch daran lag, daß die vorliegenden Materialien benutzt und verwertet würden, als derjenige bezeichnet, welcher die ihm gestellte biographische Aufgabe am besten lösen würde. Der Verfasser hätte vielleicht wohl gethan, sich knapper zu fassen, nicht zu vieles heran zu ziehen, was bereits bekannt ist. Doch wir sind ihm für die tüchtige Leistung auch so wie sie vor uns liegt, von ganzer Seele verpflichtet.

Joh. Schulze wurde am 15. Januar 1786 zu Brüel in Mecklenburg-Schwerin geboren, sein Vater war ein in guten Verhältnissen lebender herzoglicher Elbzollverwalter in Dömitz. Leider verlor er den sehr ernsten, aber menschenfreundlichen Vater sehr früh; die Mutter, klug und gebildet, übte auf den Sohn einen nachhaltigen Einfluß. Als er die Dömitzer Schule durchlaufen hatte, wurde seine fernere Ausbildung auf dem Gymnasium in Schwerin fortgesetzt. Nachdem er dort als gut anerkannter Sekundaner nach Göttingen zu gehen im Begriff stand, um sich zu einem mecklenburgischen Advokaten, dem höchsten Standpunkt, nach welchem damals ein Bürgerlicher strebte, durch das Rechtsstudium fähig zu machen, hörte er zufällig das preußische Schulwesen von einem Manne loben, welcher in Berlin das graue Kloster besucht hatte. In dem Gefühle seiner ungenügenden akademischen Vorbildung beschloß er nach Einholung des Rates seines Lehrers Wacke und des Dr. Dreves, welche auf der berühmten Schule zu Kloster Berge gebildet waren, in dieser Anstalt seine Bildung weiter zu führen. In den ersten Tagen des Oktober 1802 traf er dort ein und wurde von dem Abt Scheve, da er in allen Lehrgegenständen mit Ausnahme der Mathematik gut vorbereitet war, in die Prima aufgenommen. Nach 2½jährigem Besuche der Anstalt verließ er im Frühjahr 1805 mit einem glänzenden Abgangszeugnisse die ihm lieb gewordene alma mater. In jenem Jahre stand unter allen Universitäten Halle in großem Ansehen. Der geniale Friedr. Aug. Wolf übte durch seine die sprachlichen und sachlichen Momente der Altertumswissenschaft in gleicher Weise berücksichtigenden Vorträge auf strebsame Studenten, deren sich damals gerade eine Anzahl (Aug. Böckh, Imm. Bekker, Jacob, Köpke u. a.) zusammenfand, einen ganz ungewöhnlichen Einfluß aus. Auch Schleiermachers Vorlesungen regten zu philosophischen Studien an. Man kann sich leicht denken, wie wohl sich der leicht bewegliche, für alles Ideale empfängliche Schulze unter diesen Einwirkungen fühlte. Als in den Oktobertagen 1806 die Universität Halle durch Napoleon, welcher gegen die deutschen Hochschulen als die Herde nationaler Begeisterung und deutscher Gegenstrebungen gegen französische Herrschaft gar sehr erbittert war, aufgelöst wurde, siedelte Schulze nach kurzem Aufenthalte in der Heimat nach Leipzig über, um hier unter der Leitung Gottfr. Hermanns und Gottfr. Heinr. Schaefers seine philologischen Studien fortzusetzen. Im Jahre 1808 wurde er durch Verwendung seines Freundes und Landsmanns Franz Passow, mit dem er in Leipzig in nahen Beziehungen gestanden, und der 1807 als Professor an das Gymnasium nach Weimar berufen worden war, ebenfalls dort angestellt. Hier in Ilm-Athen fand er an der Seite seines Freundes eine ihm zusagende Thätigkeit und geistige Anregungen nach allen Richtungen hin. Die Lebendigkeit und Beweglichkeit, mit welcher er unterrichtete, nannte einer seiner Schüler eine konvulsivische. Ab und zu bestieg Schulze auch die Kanzel und gewann durch die Art seiner Predigten besonders die Herzen der Frauen und jungen Mädchen. Als Freund Passow als Direktor des Konradinums bei Danzig berufen worden war, sehnte sich auch Schulze nach einem anderen Wirkungskreis und nahm daher gern 1812 den an ihn ergangenen Ruf als Direktor und Oberschul- und Studienrat in Hanau an. Nicht lange verblieb er in dieser Stellung, denn schon 1816 wurde er als Konsistorial- und Schulrat nach Koblenz berufen. Auch hier hatte er das Glück, mit ausgezeichneten Männern wie Gneisenau, Max v. Schenkendorf, v. Clausewitz, v. Gröben, v. Meusebach und anderen in näheren Verkehr zu treten. In der Verwaltung des schwierigen Amtes, das er in der neu erworbenen Provinz übernommen, bewährte er von neuem seine große Geschicklichkeit in Bewältigung der ihm gestellten Aufgaben, so daß er von dem Staatskanzler Hardenberg dem Minister v. Altenstein als vortragender Rat in das 1817 neu errichtete Kultusministerium empfohlen wurde. Am Morgen des 1. Januar 1819 traf die Familie Schulze in der Hauptstadt ein. Als vortragender Rat trat Schulze in das Ministerium der geistlichen rc. Angelegenheiten ein. Der Minister Freiherr v. Altenstein hatte an Schulze einen sachkundigen und gewandten Mitarbeiter, der von ihm hochgehalten wurde. Wir wissen aus den Blättern der Geschichte, mit wie großen Schwierigkeiten das Ministerium Altenstein zu kämpfen hatte, wie die Karlsbader Beschlüsse und die damit im Zusammenhange stehenden Verfolgungen der Demagogen, wie der Einfluß Metternichs auf die Entwicklung Deutschlands und insbesondere auf die Entwicklung der Universitäten, welche als Sitze des revolutionären Geistes betrachtet wurden, verhängnisvoll einwirkten und wie große Anstrengungen patriotisch denkender Männer dazu gehörten, die Gefahren, welche den

Digitized by Google

Mittelpunkten deutscher Wissenschaft drohten, zu beseitigen. Der Minister Altenstein und sein ihm treu ergebener Rat hielten auch unter schwierigen Umständen fest an ihren Ueberzeugungen und haben so für unser höheres Schul- und Universitätswesen eine Epoche hoher Blüte herbeigeführt. Nach dem am 14. Mai 1840 erfolgten Tode des Ministers v. Altenstein berief Friedrich Wilhelm IV. den Direktor der zweiten Abteilung des Ministeriums Joh. Albr. Friedrich Eichhorn an die Spitze des Ministeriums der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten. Durch den neuen Minister, welcher ganz anderen Anschauungen huldigte als Altenstein, wurde die Wirksamkeit Schulzes lahmgelegt, wichtige Referate in Schul- und Universitätsangelegenheiten übertrug man jungen Assessoren. Am 18. März 1848 erfolgte der Abgang des Ministers Eichhorn, Graf Schwerin übernahm das Kultusministerium bis zum 25. Juni 1848, dann folgte bis zum 3. Juli 1848 Rodbertus, nach diesem wurde bis zum 19. December 1850 v. Ladenberg Minister, und nach ihm trat v. Raumer an die Spitze des Ministeriums. Dieser streng konservative Minister wußte die Geschäftsgewandtheit Schulzes wohl zu schätzen, in allen nicht auf kirchliche Dinge sich beziehenden Fragen hielt er an den Entscheidungen seines bewährten Rates fest. Als im Jahre 1858 Schulzes fünfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert werden sollte, zog er sich, um den ihm zugedachten Huldigungen zu entgehen, in das bayrische Hochgebirge zurück. Als er nach Berlin zurückgekehrt war, fühlte er sich durch die zahlreichen Beweise der Anerkennung, die seiner Wirksamkeit von allen gelehrten Körperschaften, von Akademien, Universitäten, Gymnasien von der höchsten Stelle aus zu teil wurden, tief bewegt. Mit dem Eintritt der neuen Aera, als unter dem Fürsten von Hohenzollern, Herrn v. Bethmann-Hollweg die Leitung des Ministeriums der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten übertragen wurde, begrüßte Schulze als ältester Rat den neuen Chef in eindrucksvoller Rede, legte aber, obwohl er als 73jähriger Greis sich noch immer einer großen Frische des Geistes und körperlicher Rüstigkeit erfreute, sein verantwortungsvolles Amt nieder. Sein Gesuch um Pensionierung wurde unter vollster Anerkennung seiner verdienstvollen Wirksamkeit genehmigt. Unter den vielen Zuschriften, welche dem langjährigen Ministerialrate von Universitätsprofessoren, Direktoren von Gymnasien u. s. w. zugesandt wurden, hebe ich die L. Rankes hervor. Er überreichte seinem verehrten Gönner (der, wie er oft scherzweise hervorhob, L. R. in Frankfurt a./O. entdeckt hatte) als Zeichen seiner dankbaren Hochachtung „die letzten Bände seiner französischen Geschichte, an dem Tage, wo Sie eine Stellung verlassen, in der Sie so unermeßlich gewirkt, wie auch mir mannigfaltige Förderung erwiesen haben.“ Später 1864 schied Sch. auch aus seiner Stellung in der Militärkommission und aus der Direktion der Kriegsakademie. In der Verwaltung dieser Aemter hat er sich ebenfalls große Verdienste erworben. Die ihm zu teil gewordene Muße benutzte er zur zusammenhängenden Lektüre seiner geliebten Alten, Thucydides, Plato, Demosthenes, Sophokles wurden fleißig studiert. Außerdem beschäftigten ihn unausgesetzt die Werke Kants und Hegels. Bei der Herausgabe der Werke Hegels, dessen Vorlesungen er als Geh. R. des Ministeriums zwei Jahre hindurch bei seinem Eintritt in Berlin fleißig gehört hatte, war er beteiligt. Im Februar 1869 wurde der 84jährige Greis von einer Grippe ergriffen, die am 20. Februar seinem an Erfolgen so reichen Leben ein Ziel setzte. Am 23. Februar fand unter zahlreicher Beteiligung hoher Beamten, Professoren aller Fakultäten und vieler Bürger, welche den liebenswürdigen Erzähler hoch schätzten, die Beerdigung statt.

Man muß dem Verfasser der Biographie Joh. Schulzes, die, wie gesagt, einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung der Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland liefert, für die sorgfältige Benutzung und Verarbeitung des ihm dargebotenen Stoffes sehr dankbar sein, wenn man auch wünschte, daß neben den vielen Lichtseiten des Mannes auch die Schattenseiten, von welchen ja kein Sterblicher frei ist, von dem Biographen berücksichtigt worden wären. G. L.

— Jakob Hannington. Ein Märtyrer für Uganda. Nach dem Englischen von M. Hesse. (Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.) Calwer Familienbibliothek 22. Bd. 271 Seiten. 1 M. 50 Pf., geb. 2 M.

Jakob Hannington, der Sohn eines reichen Fabrikanten, geboren am 3. September 1847, ist als Bischof von Ostafrika am 29. Oktober 1885 auf Befehl des Königs von Uganda an der Grenze dieses Landes ermordet worden. „Ich sterbe für Uganda, sagt es dem König!“ rief er seinen Mördern zu, kniete, seiner Kleider beraubt, nieder, um zu beten, und starb, von den Speeren der Feinde durchbohrt. In seiner Jugend ein lebenslustiger, ausgelassen-lustiger Mensch, empfing er von einem hochkirchlichen Geistlichen einen so tiefen Eindruck, daß er sich für den geistlichen Stand bestimmte. Nicht ohne Ueberwindung von vielen Schwierigkeiten gelangte er zur zweiten Weihe. Als Pfarrer genoß er das Vertrauen und die Liebe seiner Gemeinden in seltenem Maße. Als er 1878 von der Ermordung der Missionare Smith und O'Neill hörte, entschloß sich Hannington mit Einwilligung seiner Gattin, die ihm vier Kinder geschenkt hat, an die Stelle der Ermordeten zu treten. Er drang 1882 bis an den Viktoriasee vor, mußte aber im folgenden Jahre, von Ruhr und Fieber geschwächt, an die Ostküste und nach England zurückkehren. Nachdem seine Gesundheit völlig hergestellt war, ging er als Bischof zum zweitenmal nach Ostafrika, um nach kurzer Frist auf einer Visitationsreise nach Uganda, im Norden des genannten Sees, den Märtyrertod für seinen himmlischen König zu sterben. — Es ist eine rechte Erquickung, das Leben eines so thatkräftigen Helden, der alles hingab, um Christo in Afrika unter Räubern und Mördern dienen zu können, an sich vorübergehen zu lassen. Die nach E. C. Dawsons Biographie bearbeitete Lebensgeschichte

Digitized by Google

des Blutzeugen Hannington bricht allzufrühe mit dem 38. Lebensjahre des Bischofs ab, es ist darum dankenswert, daß der Verfasser in einem Schlußkapitel die Arbeiten und Leiden der Missionare in Uganda bis auf die Gegenwart fortgeführt hat. — Zu den Schattenbildern in diesem Buche gehören u. a. einzelne Züge aus dem Thun und Treiben französischer Jesuiten (vergl. S. 247). Glücklicherweise werden dem hier geschilderten fanatischen Jesuitismus anderwärts wahrhaft christliche Handlungen von Jüngern Loyolas gegenübergestellt. — Auf uns Deutsche macht der Tod des Bischofs Hannington darum einen besonders schmerzlichen Eindruck, weil der den Mordbefehl gebende König von Uganda gerade bei der Nachricht von den Eroberungen der Deutschen, der „landfressenden Badutschi", in hellen Zorn geraten und zu neuem Mißtrauen gegen die Weißen und ihre Priester gereizt worden ist. — Möchte sich das Buch vom Märtyrer Jakob Hannington einer guten Aufnahme in vielen Christenhäusern erfreuen!

O. K.

5. Litteraturwissenschaft.

— Friedrich Ludwig Schröder. Ein Beitrag zur deutschen Litteratur- und Theatergeschichte von Berthold Litzmann, Professor an der Universität Jena. 1. Teil. (Hamburg und Leipzig. Leopold Voß.) XV u. 350 S.

Mehr noch als die Litteraturgeschichte scheint mir die Kulturgeschichte einen erheblichen Gewinn aus dem mit außerordentlichem Fleiß, unbefangenem Urteil und geschmackvoller Darstellung zusammengearbeiteten Buche einheimsen zu können. Die Kreuz- und Querfahrten des Stiefvaters Schröders, die öffentlichen Zustände bieten ein überaus reiches Feld für den Kulturhistoriker. Der vorliegende erste Band reicht von 1744 bis 1767, d. h. bis zum dreiundzwanzigsten Lebensjahre des berühmten Schauspielers. Wer ein Buch wie das vorliegende liest, kann sich seine Ansicht darüber bilden, ob ein Vorurteil oder ein gerechtes Urteil das Komödiantenvolk von der anständigen Gesellschaft seinerzeit ausgeschlossen hat. Durch das Metier der Seiltänzer und Balletttänzer, durch Hazardspiel und sog. galante Abenteuer, im täglichen Verkehr mit ebenso talentvollen als grundschlechten Persönlichkeiten arbeitet sich der reichbeanlagte Schröder zu seinem eigentlichen Beruf durch. Erst der zweite Band kann darüber volle Klarheit geben, daß die Rettung des jungen Schröder wie ein Wunder erscheint. — Die deutsche Litteratur wird berührt in den Namen Gottsched, Lessing, Wieland, Weiße. Ueber diese alle ragt Shakespeare hervor, mit welchem der vierzehnjährige Schröder durch den Seiltänzer Michael Stuart, einen englischen Abenteurer erster Sorte, bekannt gemacht worden ist. Achtzehn Jahre alt verschlingt er mit Gier Wielands ersten Band Shakespeare. — Möchte der 2. Band des interessanten, von historischem Geiste durchwehten, Licht und Schatten gerecht verteilenden Werkes nicht zu lange auf sich warten lassen.

O. K.

4. Poesie.

— Opfer des Glaubens. Novelle in Versen von August Diehl. (München, Selbstverlag des Verfassers. Kommission Robert Friese in Leipzig.) 65 S. 1 M.

Ein Streik. Novelle in Versen von August Diehl. (München u. s. w.) 58 S. 1 M.

Der Verfasser wohnt in München, Adalbertstraße 31a; er sendet seine gereimten Novellen zur Beurteilung direkt an die Redaktionen. Die äußere Form gelingt ihm, der Inhalt seiner Verse widerspricht aller Poesie. Platter Unglaube eines akademisch gebildeten Lehrers, der einen seine Pflicht thuenden katholischen Pfarrer ermordet, roher Unglaube eines socialdemokratischen Arbeiters, der nach mißlungenem Streik zum Brandstifter und Mörder an seinem früheren Arbeitgeber wird — sind das Gegenstände, um in Verse gebracht zu werden? In den von Gotteslästerungen wimmelnden Versen vom Streik sucht der Verf. zuletzt in einer so mattherzigen, phrasenreichen Weise die feindlichen Parteien zu Ruhe und Frieden zu ermahnen, daß er ersichtlich selbst jede Wirkung seiner gutgemeinten, aber inhaltlosen Theorieen bezweifelt. Der Verf. ist selbst völlig glaubenslos, er hält den Selbstmord für erlaubt. Hoffentlich ist er noch ein junger Mensch, dem die Schule des Lebens den Kopf zurechtsetzen wird. Wenn er noch nicht Socialdemokrat ist, so ist er doch auf dem Wege zu der vom Teufel geführten Bande moderner „Volksbeglücker".

O. K.

6. Unterhaltungslitteratur.

— Der Reichskanzler. Roman von Karl Theodor Zingeler. (Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt.) 1891. 2 Bde. 320 S. 308 S.

Fast das einzige, was wir an diesem Roman auszusetzen haben, ist sein Name. Wer heutzutage im neuen deutschen Reiche einen Roman mit dem Titel „Der Reichskanzler" schreibt, erregt bei seinen Lesern die selbstverständliche Erwartung, daß der Held seiner Erzählung der Reichskanzler Fürst Bismarck ist und nicht etwa — Salomon, Bischof von Konstanz, der Reichskanzler König Konrads, der überdies, wenn er auch im Mittelpunkt der Handlungen, doch nicht so sehr in dem der Interessen steht, um nach ihm den Roman benennen zu können.

Die Erzählung, die alle Vorzüge eines angenehm und spannend geschriebenen Romans in sich vereinigt, ist mit großer Sach- und Zeitkenntnis abgefaßt. Ohne aufdringlich zu werden, versteht es der Verfasser, die Sprache und Ausdrucksweise der Zeit, in der seine Gestalten leben, in meisterhafter Weise wiederzugeben und dadurch von vornherein den Leser in diejenige Stimmung zu versetzen, die dazu nötig ist, seinen Geist um ein Jahrtausend zurückzuversetzen. Zugleich ist seine Arbeit ein schönes Zeugnis dafür, in welch ausgedehnter Weise in unserer Zeit ein Schriftsteller die Bezeichnungen des deutschen Altertums und

Digitized by Google

seine Anschauungsweise verwenden darf, ohne fürchten zu müssen, von seinen Lesern nicht verstanden zu werden. Seit Scheffels Ekkehard hat das deutsche Volk in Beziehung auf die Kenntnis seiner Vorzeit manches gelernt. Auch unser Wörterbuch ist seit jener Zeit gewaltig bereichert worden. Als Görres über die Mystik schrieb, mußte er das Wort *Minne* noch erklären und entschuldigen.

Die Persönlichkeiten des Romans fesseln fast ausnahmslos das Interesse, sie sind kraftvoll und wahr geschildert, einige, wie Peba vor allem, sind geradezu originell. Den Kern der Handlung bilden die Kämpfe, die König Konrad gegen die aufständischen Großen am Bodensee führt. St. Gallen, der Hohentwiel, viele der Stätten, die im Ekkehard den Schauplatz der Ereignisse bilden und als solche dem Leser lieb geworden sind, werden auch im Reichskanzler verwandt, ohne daß die Parallele, die man unwillkürlich zieht, dem Buche zum Nachteil gereicht.

Nur selten stört den Genuß des zweibändigen Romans einmal ein verkehrtes Gleichnis, wie I. 28, wo das zweite, überflüssige Bild das erste beeinträchtigt. „Es trafen sich die Augen der Maid und des jungen Helden, das ihrige *braun wie das des Rehes* im Walde, das seinige *klarblau wie die Wellen* dort unten am Fuße des Burgfelsen. Und hinüber und herüber sprangen zwei leuchtende Funken; aus dem braunen Auge *sanft wie das Leuchten des Sternes* am nächtlichen Himmel, aus dem blauen *sprühend, wie sie Schwertschlag* aus hart geschmiedetem Helme *hervorruft*." Allzu große Knappheit veranlaßt zuweilen Undeutlichkeit des Ausdrucks I. S. 26: „Mich rief eine Botschaft des Oheims, des Bischofs von Konstanz, Konrads, unseres Herrn und Königs, Kanzler, vom Heerbann zu eiliger Rückkehr." I. S. 107: „Das war Tuotilo, die Zierde der Zelle des heiligen Gallus, doch nicht wegen der Riesengröße des Körpers, welche nur unvorteilhaft befunden wurde, der Länge des Wallstaffes halber, das er zur weißen Kutte und den schwarzen Obergewand gebrauchte, sondern wegen seiner seltenen Geistesgaben." Oder I. 109: „So lieb ihm nun auch der Sohn war, gleich neben diesem saß Herr Siegefried im Herzen des unfreien Mannes, mit der Freiheit zu lieben, zu hassen nach eigener Wahl." Es bedarf nur leichter Aenderung, um an diesen und ähnlichen Stellen die nötige Klarheit herzustellen. Der Verfasser liebt die Zurückstellung des Pronomens, die, mit Maß angewandt, keinen üblen Eindruck macht. Er geht darin aber zu weit, wenn er in vier aufeinander folgenden Sätzen schreibt, I. 199: „Die Wunden, an denen damals *wir* zu sterben glaubten, sie sind vernarbt, verharscht. Gereiftes Lebensalter, Gebet, des Herrn Gnade haben Ruhe *uns* gebracht. In segensreicher Thätigkeit fanden beide *wir* Zufriedenheit. Gutta trat in ein Kloster ein, so verlangte es die Kirche, und gern folgte dem Gebot *sie*." Eine allzugroße Vorliebe hegt der Verfasser für das Wort *genossam*. Es findet sich z. B. I. 9, 25, 94, 144, 171, 193, 304. II. 32, 33, 184. S. 115 steht der einzige moderne Ausdruck, der dem Verfasser entgangen ist, er redet von „nacktem, *humuslosem* Stein." Einigermaßen modern berührt auch das zweimalige Zusammentreffen von Heilgart und Siegefried. Im Mittelalter war ein Rendez-vous zwischen vornehmen jungen Leuten unendlich viel schwieriger als heutzutage, wo wir „im Zeichen des Verkehrs" leben. Diese kleinen Ausstellungen sind nur gemacht, damit sie bei einer zweiten Auflage, die hoffentlich recht bald nötig wird, geneigte Berücksichtigung finden. Aus bester Ueberzeugung können wir diesen ungewöhnlich gut geschriebenen Roman, der sich auch zum Vorlesen im Familienkreise eignet, allen denjenigen empfehlen, die an der großen Vergangenheit des deutschen Volkes ihre Freude haben. Sein guter Stern möge ihn davor bewahren, in der Flut der Weihnachtsromane unterzugehen! Sch.-K.

— *Unter der Schreckensherrschaft. Erlebnisse der Familie Echerolles während der Revolution.* Nach dem Französischen von L. Oehler. (Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.) (Calwer Familienbibliothek 23. Bd. 232 S. 1 M. 50 Pf., geb. 2 M.

Alexandrine des Echerolles, geb. 1779, gestorben 1850, die Tochter eines französischen Brigadegenerals, hat die wechselreiche Geschichte ihrer Familie für die jüngeren Glieder derselben in einem Buche beschrieben, welches bereits in den vierziger Jahren ins Deutsche übersetzt worden ist. Die in hohem Grade interessante Familiengeschichte, die geschichtlichen Einzelheiten der Schreckenszeit in Lyon und Umgegend, die mannigfachen Wanderungen Alexandrinens sind mit Recht durch eine neue Uebersetzung dem großen Lesepublikum zugänglich gemacht worden. Fräulein von Echerolles ist 1807 Lehrerin der französischen Sprache bei den Töchtern der Herzogin Henriette von Württemberg und später Hofdame bei dieser Fürstin geworden. Sie hatte „einen guten, zuverlässigen Charakter, war sehr liebenswürdig und aufrichtig fromm". Alle diese Eigenschaften erhellen aus dem vorliegenden kleinen Buch, das ich als geschichtliche Lektüre Alt und Jung nicht angelegentlich genug empfehlen kann. O. K.

— *Das Asylrecht.* Roman von *Wilhelm Jensen.* (Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt 1888.) 2 Bde., geh. 8 M., geb. 9 M. 336 S. 306 S.

Vergangenheit und Gegenwart sind in merkwürdiger, leider nicht sehr glücklicher Weise in diesem Romane verflochten. Ein junger Schriftsteller liest in vornehmer Gesellschaft, die etwas stark karikiert dargestellt wird, seine erste Novelle vor, deren Kernpunkt die Ausübung des von Kaiser Maximilian der freien Reichsstadt Isny verliehenen *Asylrechts* und eine damit geschickt verflochtene Liebesgeschichte ist. Im weiteren Verlaufe der Erzählung gelangt nun der junge Mann zu zweien seiner Zuhörerinnen in ein Verhältnis, das zu dem in seiner Novelle dargestellten bis auf Einzelheiten eine genaue Parallele bildet. So gut auch an und für sich die zu Grunde

Digitized by Google

liegende Idee des Romans ist, so peinlich wirkt oft ihre gewaltsame Durchführung, und so wohlgelungen die mittelalterliche Erzählung ist, so verfehlt erscheint die moderne. Dort Einfachheit, Klarheit, Fluß der Erzählung, Natur — hier unklare Verwicklungen, Künstelei, Unnatur. Durch das Bestreben, die beiden Erzählungen neben einander herlaufen zu lassen, wird der geistreiche Verfasser zu Kunststückchen verleitet, die den Eindruck des Ganzen schwer schädigen. Man denke sich nur in aristokratischer Gesellschaft den idealen Liebhaber der wahrhaft fürstlich austretenden Tochter des Hauses in dem Momente, wo er in einer dramatischen Darstellung seine ernstliche Liebeserklärung machen will, durch die Intriguen seiner Feinde als — Bären vorgeführt, der in einem Käfige betrunken umherschwankt und unmittelbar darauf sich — mit einer anderen verlobt!

Es ist oft, als ob der Hauch der Müdigkeit, die den Verfasser bei Durchführung seines weit angelegten Planes überkommen haben muß, über der ganzen Erzählung wehe und sich auch seinem Stile mitgeteilt habe. Wie schleppend diese ewigen Abstrakte! Gleich zu Anfang der neun Seiten langen Einleitung heißt es von einem, der zur „Gesellschaft" gehörte: „Zu dieser Betrachtungsweise wurde er nicht durch eitle Ueberhebung und persönliche Anmaßung veranlaßt, sondern er empfand sich als ein verpflichtetes Glied einer Gesamtheit, deren unvergleichliche Leuchtkraft und Schärfe der Intelligenz ihn zu solcher Anschauung nötigte. Wohin er seine Augen sonst lenken mochte, konnte er nur von der Aufhellungsgewalt seines Blickes geworfene Schatten entdecken, da überall die Fähigkeit eigener Lichterzeugung gebrach." Je länger die zusammengesetzten Substantiva, desto angenehmer klingen sie dem Verfasser. Es kommen S. 4 Künstler bei ihm vor, welche Zeugnisse besonders wichtiger Anschauung und weitere Hoffnungen erweckender Schulung in ihren Leistungen abgelegt hatten. Vier — ung und — ungen in zwei Zeilen! Sonst hat doch der Verfasser für Wohllaut offenbar mehr Sinn, wie die schönen, stolzen Namen beweisen, die er seinen Personen beizulegen liebt: Emich, Gerold, Egenolf, Gudula, Gerta, Martina, Walfrade auch Walfe genannt u. s. w. — Von weiblichen Briefstellern läßt man sich schon einige Ausdehnung ihrer Herzensergüsse gefallen, aber Briefe von 15 Druckseiten, wie sie Gerta „durch die Gnade Gottes Freiin von Meseritz" mit „ihrer lustigen Spatzenstimme" zwitschert, und gar von 22 Seiten, wie sie Komtesse Tannenberg schreibt, tragen gerade auch nicht dazu bei, die Handlung zu fördern. S. 137 improvisiert der junge Poet ein formvollendetes Gedicht von 80 Zeilen, dem man den Schreibtisch etwas stark anmerkt. Wie ausgeklügelt ist auch z. B. die Charakteristik der briefseligen Komtesse: „Sie wußte, daß die Sommernatur schön sei und legte oftmals Einzelheiten darin dies Beiwort zu. — Sie war keine wandelnde und redende Statue, sondern, wenngleich vornehmer, schöner und klüger als tausend andere ihres Geschlechtes, doch zweifellos innerlich wie äußerlich eine Menschentochter der gleichen Abstammung. Vielleicht hatte sie aus der Hand der Natur sogar Sinne empfangen, die von dem durch sie aufgenommenen eine ungewöhnlich starke physiologische Wirkung auf leicht erregbare Nervenzentren übertrugen. Mindestens fand dies bei ihrem Geruchsinn statt — man traf sie jetzt fast niemals ohne eine Theerose in der Hand. Wenn sie den Duft derselben einzog, erhöhte sich aber stets sofort die Färbung ihres Gesichtes und legte Zeugnis dafür ab, es sei höchst lebhaft kreisendes Blut in ihr vorhanden." — Wie fein beobachtet! In dieser Weise philosophiert, physiologisiert und psychologisiert die Gesellschaft, die auf dem gräflichen Schlosse versammelt ist und sehr viel Zeit dazu übrig hat, an ihren eigenen werten Persönlichkeiten herum, daß „die Sonde ihrer Seelenkundigkeit" fast keinen Augenblick zur Ruhe kommt. Um so komischer wirkt es dann, daß sie die einfachsten Vorgänge um sich herum und an sich selbst, bei deren Beurteilung nur das Herz und die gesunde Vernunft ihre Stimme abzugeben haben, sich nicht zu deuten vermögen und dadurch zu den krassesten Irrtümern verführt werden.

Die Sucht, die alltäglichsten Vorgänge in — um mit Goethe zu reden, bedeutender Weise darzustellen, erklärt, aber entschuldigt nicht die oft geschraubte Redeweise des Verfassers. Wie wird z. B. die Vermutung ausgedrückt, daß Walfrade verliebt war? „Es schien ein körperlicher Drang in ihr, der nach Aeußerung strebte, sich in die Erfindung lustiger Tollheiten umsetzte und dadurch etwas befreite. Wer sie mit unbeirrt gleichmütigem psychologischem Blick zu ergründen gesucht hätte, wäre zu der Annahme, vielleicht zu der Ueberzeugung gelangt, Walfrade Tannenberg sei innerlich von einer pulsierenden Leidenschaft überwältigt, der sie ab und zu durch ihre angeborne kühle Vernunft ihrer Natur ein Gegengewicht zu halten trachte; doch unterliege die letztere der Verbindung ihres klopfenden Blutes (s. die Theerose!) und dessen, was sie von außen durch ihre Sinne aufnehme." Diese seine Vermutung von der pulsierenden Leidenschaft, die der gleichmütige Blick beinahe ergründet hätte, muß wohl motiviert gewesen sein, denn S. 226 wird der junge Poet im Dunkel plötzlich geküßt, ohne zu wissen von wem, und S. 228 erzählt die stolze Walfrade, daß sie durstig gewesen sei und „ihre Lippen etwas erquickt habe!" Eine Marmorsäule war sie demnach allerdings nicht. Ihre Cousine, die sie durchschaut, hat keinen Durst: „Du weißt, ich bin eine trockene Natur, wohl von der Art der Wüstenkamele (wohl nach Analogie von Wüstenkönig gebildet, sonst wäre ein einfaches Kamel genügend) und kann den Durst überwinden." Diesen schönen, selbstgewählten Vergleich mit dem Schiffe der Wüste läßt sich der Verfasser nicht entgehen und fährt S. 230 fort: „Sie hatte vorher ein Gleichnis auf sich angewandt, das äußerlich nicht im geringsten mit ihr im Einklang stand, denn ihre zierliche, feine



Gestalt besaß gewiß nichts von der eines Kameles, (sic!) und ebenso bildete der Park um sie her den größten Gegensatz zu einer Wüste. Aber ein tertium comparationis ließ sich vielleicht in der von ihr aufgesuchten Einsamkeit finden, und so mochte ihr trotzdem die Empfindung, wie durch eine Wüste hinzuwandern, nicht unbegreiflich fernab liegen." Diese Worte sollen nicht etwa scherzhaft sein, sondern es ist dem Verfasser bitterster Ernst damit zu versichern, daß seine Heldin zwar gewiß nichts von einem Kamele besaß, aber, wie dieses, gelegentlich die Einsamkeit liebte. Geistreicher kann man sich nicht leicht ausdrücken.

Es läßt sich nach all dem nicht verheimlichen — und die kurzen Proben werden unser Urteil nicht als unbegründet erscheinen lassen — daß dieser Roman, obgleich der Verfasser Jensen heißt, ein klein wenig langweilig ist, und daß man mit Exzellenz von Borke S. 171 sprechen könnte: „Ich glaube wohl sagen zu dürfen, daß wir Ihnen sehr dankbar sind, aber wenn ich meinem Urteil Ausdruck verleihen darf, so möchte ich gleichfalls dafür halten, daß die Erzählung wohl imstande sein würde, durch einige Kürzungen nicht unwesentlich an Wirkungsfähigkeit zu gewinnen." — Sch.-K.

— Merret von der Düne. Von Ferdinand Sonnenburg. (Gotha, F. A. Perthes.) 1890. 176 S., geb. 3 M.

Die rauhe Scenerie einer Nordseeinsel bildet den Hintergrund dieser einfachen, aber anmutigen Erzählung, die fesselnd und offenbar mit genauer Kenntnis der örtlichen Verhältnisse geschrieben ist. Ein armes Waisenmädchen, dem sich die Liebe des jungen und reichen Strandvogtsohnes, sowie die Zuneigung des Strandvogtes zugewendet hat, erringt sich durch unermüdliche Geduld und aufopfernde Treue endlich auch das Herz der stolzen und hochfahrenden Mutter, nachdem diese durch schwere Heimsuchungen gedemütigt worden ist. Markig und scharf umrissen sind die gezeichneten Gestalten, wie sie nur der hohe Norden und die Nachbarschaft des Meeres aufzuweisen hat. Das religiöse Moment ist vielfach herbeigezogen; doch darf nicht verschwiegen werden, daß dasselbe häufig nur recht äußerlich zum Ausdruck kommt, so daß es oft mehr den Eindruck einer wirkungsvollen Dekoration, als den einer warmen, inneren Ueberzeugung macht. Immerhin bleibt das hübsch ausgestattete Buch als Lektüre auch für junge Mädchen zu empfehlen.

Ein Gleiches läßt sich sagen von einer andern Erzählung desselben Verlages:

Der Doktor und seine Schwester. Erzählung von L. Altenberg. 1891. 135 Seiten, geb. 2,40 M.

Ein junger, ernster Doktor liebt, ohne ihren Namen, ihre Herkunft und Verhältnisse zu kennen, eine Jüdin, die Tochter eines argen Wucherers, die sich ihm bei seiner Wirksamkeit im Armenviertel als hülfreiche Wohlthäterin an die Seite gestellt hat. Seine heitere Schwester findet ihr Ideal in einem eben so heiteren Jugendfreund ihres Bruders. Der Ausgang ist dementsprechend, dort traurig, hier fröhlich. Zwar wendet sich die hochherzige Jüdin, die die Neigung des Doktors im stillen erwidert und nur um der Schande ihres Namens sowie um ihres Bekenntnisses willen seine Annäherung zurückweist, schließlich nach schwerer Krankheit aus innerer Ueberzeugung dem Christentume zu, aber das Glück ihrer Vereinigung ist den beiden nicht beschieden, denn den Doktor rafft in treuer Pflichterfüllung eine Epidemie dahin. Seine Schwester wird, nachdem ihre Liebe einige leichte Stürme bestanden hat, glücklich die Gattin ihres Erwählten. A. W.

— War er schuldig? Roman von C. Crame-Schwiening. (Leipzig, J. Faber.) 178 S. 1 M. 50 Pf.

War er schuldig — der Hamburger Staatsanwalt Felsen, als er einem des crimen vis angeklagten Mann mit einem so vortrefflichen Indizienbeweis gegenübertrat, daß der Unschuldige zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurteilt wurde? War er schuldig — der Hamburger Staatsanwalt, als er seiner Frau untreu wurde und sich der leidenschaftlichen Liebe einer Fremden ergab, welche, die Tochter des unschuldig Verurteilten, den Staatsanwalt und alle Richter — auch die zwölf Geschworenen? — ermorden wollte, aber, mit dem angeblichen Mörder ihres Vaters bekannt geworden, ihren alten Haß in glühende Liebe verwandelt sah? — Jeder Leser, dessen sittliche Begriffe noch nicht durch Romanlektüre verwirrt sind, muß die erste Frage verneinen und die zweite bejahen. Anders die Verfasserin. Zwar die erste Frage: war er schuldig? beantwortet sie nur mit den Worten des bald verrückt gewordenen Staatsanwaltes, aber die zweite Frage verneint sie und schiebt die Bejahung der Schuldfrage in die Vergangenheit. Dr. Felsen soll schuldig geworden sein, als er ohne leidenschaftliche Liebe mit seiner Braut, der Tochter seines größten Wohlthäters, an den Altar trat. Und wie jene Fremde, welche das Versprechen, den Vater an dem Staatsanwalt rächen zu wollen, nicht gehalten hat, ihre Schuld durch Selbstmord sühnt, so sühnt der treulose Gatte seine Schuld erlogener „Liebe" ebenfalls durch Selbstmord. — Die vollendete Begriffsverwirrung füllt diesen Roman von Anfang bis Ende. — Ich denke mir, daß die Verf. noch jung an Jahren ist, daß sie noch keine Erfahrung gemacht hat, was es mit der „leidenschaftlichen Liebe" auf sich hat, daß sie keine Ahnung davon hat, daß diese berühmte Leidenschaft, angeblich eine himmlische Flamme, zur Grundlage höchst vergängliche irdische Dinge hat, nämlich Fleisch und Blut während einer Reihe von Jahren. Wenn nicht zu diesen Armseligkeiten noch ganz andere Dinge, seelischer und geistiger Natur, hinzutreten, ist die leidenschaftliche Liebe nichts anderes als ein im Sumpfe hüpfendes Irrlicht. — Ich kann den vorliegenden Roman nur ein schlechtes Buch nennen und kann darum unterlassen, auf eine lange Reihe von äußeren Gebrechen, wie die Fremdwörtersucht, eine Anzahl grober Unwahr-

Digitized by Google

scheinlichkeiten, die Fülle von inhaltlosen Redensarten und hohlklingenden Phrasen, mehrere Zufälligkeiten, wie sie weiland in der Schicksalstragödie beliebt waren und a. m. aufmerksam zu machen. War oder vielmehr ist sie — die Verfasserin — schuldig, einen Roman verübt zu haben, der in seinen Exemplaren am besten mit dem Feuertod bestraft wird. Mir ist die Bejahung dieser Frage zweifellos. O. K.

7. Volks- und Jugendschriften.

— Im Verlage von F. A. Perthes in Gotha sind im Laufe der letzten Monate wieder eine Reihe hübsch ausgestatteter Jugendschriften herausgekommen, die wir hiermit empfehlend anzeigen: Ernst und Scherz für meine Lieblinge. Erzählungen und Märchen für Kinder von 6—9 Jahren. Von E. Löngfeldt. 150 S. 3 M. Zwanzig kleine Erzählungen, dem Verstande und dem Geschmack des kleinsten Volkes angepaßt, mit recht deutlicher Moral, aber ohne die langweilige und darum unwirksame Predigtmanier.

Für größere Kinder und, wie der Titel ganz richtig bemerkt, „auch für solche, welche die Kinder lieb haben," ist ein neues Geschichtenbuch von Johanna Spyri bestimmt: Keines zu klein Helfer zu sein. (240 S. 2,40 M.) Es enthält drei ziemlich umfangreiche Erzählungen, die wieder sämtlich in der Schweiz spielen: „Allen zum Trost", „Lauris Krankheit" und „Cromelin und Capella". Johanna Spyris Kinderbücher bedürfen keiner weiteren Empfehlung mehr.

Maria Rebe giebt einen zweiten Band „Schwarzbrod", das sind Elsässer Erzählungen für Kinder von 12 und mehr Jahren. (187 S. 2 M.) Auch diese Erzählungen können von Erwachsenen ganz wohl gelesen werden. Einfach und kräftig, aber dabei nahrhaft ist dieses „Schwarzbrod". Für unverdorbene Kindermägen eine höchst gesunde und dabei sicherlich auch schmackhafte Kost.

Einen mehr praktischen Zweck verfolgt endlich noch ein Buch von Sophie Jonas, welche die etwas heikle Aufgabe übernommen hat, Kindern die Sagen des Altertums zu erzählen. (125 S. 2,80 M.) Die Aufgabe ist mit Geschick gelöst, indem einerseits sich die Erzählungsweise dem jugendlichen Verständnis anschließt, andererseits alles Anstößige zartsinnig vermieden ist. Die Auswahl erstreckt sich sowohl über die griechischen und römischen, als auch über die orientalischen Sagen. Herkules und der Argonautenzug hätten nicht fortbleiben dürfen. A. W.

— Ringburger Chronik. Was sich daselbst und in der Umgegend Besonderes ereignet hat fürs Volk erzählt von Friedrich Traugott. (Calw, Vereinsbuchhandlung.) 242 S. 1 M. 50 Pf., geb. 2 M.

„Fürs Volk erzählt" — das ist leicht gesagt und schwer gethan. Aber dem Verf. ist es nicht schwer geworden, aus seiner reichen Lebenserfahrung heraus diese 22 Dorfgeschichten niederzuschreiben. Ich habe das Glück, den Verf. zu kennen, er sieht aus wie ein rechter Sohn des alten Hessenlandes, er weiß, wie das Hessenvolk denkt und spricht, und deshalb fließt ihm auch die volkstümliche Rede in so herzerfreuender Art aus der Feder. Das Volk spricht nicht in wohlgesetzten Perioden, es spricht kurz und bestimmt, abgerissen wie das Volkslied. Den ernsten Inhalt der kleinen, dem thatsächlichen Leben nacherzählten Geschichten durchbricht da und dort der gesunde Volkshumor. Bisweilen ist der Ernst mit dem Humor wunderbar gemischt. In der Geschichte „Heirat um Geld" redet ein Mann davon, daß er, wenn alles andere nicht helfe, seiner Frau Schläge geben müsse. Da rief seine Schwägerin: „Konrad, den Stock lasse weg, der ist ein schlechtes Gebetbuch im Hause, er hat nur einen Buchstaben und dieser heißt Weh, und dieser Buchstabe thut zuletzt dem mehr, der schlägt, als dem, der geschlagen wird." — Der Pfarrer in der Geschichte vom Spitzel und der Darlehnskasse ist der Verf. selbst, das verrät schon der Name, obschon dieser Name von dem ersten Buche des Verf. her ein bloßer Autorname ist. Aber ich glaube es verantworten zu können, wenn ich des Erzählers Heimat nenne — Oberhessen, diese Heimat hat Traugott um des Bekenntnisses willen 1875 verlassen müssen.

Ich kann nur dringend empfehlen, Traugotts Bücher, welche aus dem Volk herausgewachsen sind, dem Volk in die Hände zu geben. Es ist nahrhaftes, kräftiges Schwarzbrot, aus deutschem Korn gebacken; mit der Milch des Evangeliums ist es eine gesunde Kost für unverdorbene Leser.

Von demselben Verf. ist die 1869 zum erstenmale, jetzt in 2. Auflage erschienene Erzählung: Des Handwerks goldener Boden, wie er hält und einbricht. Geschichten aus einer kleinen Stadt. (Calw, Vereinsbuchhandlung.) 126 S., geb. 1 M. Eine Volksschrift im besten Sinne, welcher die weiteste Verbreitung zu wünschen ist. O. K.

— Goldkörner. Geschichten von der deutschen Treue. Erzählt von Ernst Evers. (Berlin, Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission.) 1891. 324 S. 2 M., geb. 3 M.

Acht Erzählungen, einfach und frisch geschrieben zum Lobe der Treue, die in dem religiösen Sinne unseres Volkes wurzelt. Der Verfasser versteht es, die schlichten, aus dem Leben gegriffenen Geschichten, jedem Verständnisse angepaßt, so klar und anschaulich zu erzählen, daß sie nicht ohne Wirkung bleiben werden. Gute Beobachtungs- und Darstellungsgabe, reiche Lebenserfahrung und ein warmes Herz für seine Mitmenschen setzen den Verfasser in den Stand, seinen Worten selbst in den Kreisen derjenigen Gehör zu verschaffen, welche nur bereit sind, die deutsche Treue, losgelöst von allem Christentume, als eine Art urgermanischer Eigentümlichkeit gelten zu lassen.

In keiner Volksbibliothek sollte das Buch fehlen. Sch.-K.



8. Verschiedenes.

— Maria und Martha. Ein Buch für Jungfrauen von G. Weitbrecht, Dekan in Stuttgart. Mit Titelbild von Professor Dr. C. G. Pfannschmidt. (Stuttgart, 1890. Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.) 453 S.

Als Seitenstück zu dem im Jahre 1878 geschriebenen Lebensbuche für Jünglinge „Heilig ist die Jugendzeit" hat der verdiente Verfasser nunmehr sein Buch für Jungfrauen erscheinen lassen, das in glücklichster Art alle Vorzüge eines selbstständig gedachten, sowie in praktischer Weise ausgeführten Konfirmations- und Geschenkbuchs in sich vereinigt. Ueber Geistesbildung, Beruf, Vergnügungen, Wahrhaftigkeit, Dankbarkeit, Freundschaft, geselliges Leben, Familie, Vaterland und Kirche und vieles andere enthält das Buch in jeder Hinsicht vorzügliche Gedanken.

Der einzige Punkt, in dem wir nicht vollständig mit dem Verfasser übereinstimmen können, ist die schwierige Frage über die Behandlung der Notlüge, die er selbst Kranken gegenüber nicht als erlaubt gelten lassen will. Wir können uns nicht vorstellen, wie man z. B. Geisteskranken immer die Wahrheit sagen kann, ohne sie oft schwer zu schädigen. Darin hat der Verfasser allerdings recht, daß er sagt: „Bleibe ich also bei der Wahrheit, so bin ich auf Numero Sicher, und für die Folgen, die das Sprechen der Wahrheit hat, bin ich nicht verantwortlich." — Sehr wohlthuend berührt die durchaus nicht engherzige, vernünftige Beurteilung von sonst streitigen Fragen, wie z. B. die Teilnahme an weltlichen Vergnügungen, die nach dem Spruche bemessen werden: „Ich habe es alles Macht, aber es frommt nicht alles."

Das Buch wird hoffentlich noch in zahlreichen Auflagen vielen zum Segen gereichen.

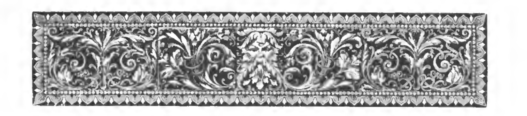
Sch.-K.

— Zeitliches und Zeitloses. Acht Vorträge von Adolf Lasson. (Leipzig, Georg Wigand.) 3 M.

Die meisten dieser Vorträge sind in Frankfurt a. O. gehalten, ihre Veröffentlichung soll zu einer Handreichung für das dortige Marthaheim dienen. „Auf große Massen sind diese Mitteilungen nicht berechnet; sie wenden sich an eine Auslese, an die Geförderten in der christlichen Gemeinde, die geistig frei und zugleich im Glauben befestigt auch vor dem zunächst ungewohnten Ausdruck der alten ewigen Wahrheit nicht befremdet zurückbeben." Es sind thatsächlich gesprochene, nicht geschriebene Vorträge, teilweise nach stenographischer Niederschrift; eben deshalb sind sie fürs Vorlesen, nicht fürs Lesen bestimmt. Inhalt: Geist und Buchstabe — Werkzeug und Maschine — Kultur und Technik — Auserwählte Rüstzeuge — Symbol und Zeichen — Sittliche Verantwortlichkeit — Kaiser Wilhelm I. — Hundert Jahre philosophischer Gedankenbewegung. — Ohne Ausnahme gehaltreiche Erörterungen in vollendet schöner Form. Dem Naturalismus, der hochmütigen gottlosen Wissenschaft wird die Maske der Selbstgenügsamkeit und gesättigten Weisheit ohne Erbarmen vom Gesicht gerissen. Mit rechter Herzenserquickung liest man die Vorträge über „sittliche Verantwortlichkeit" und über den aus einem Extrem ins andere übergehenden Wechsel der „philosophischen Gedankenbewegung". „Und der Lebende hat recht" sagt Schiller. „Immer das gegenwärtige Geschlecht hat den Irrtum überwunden und die allein richtige Bahn zur Wahrheit eingeschlagen, und nun ist das Alte ganz tot und endgültig abgethan." Wie schnell lebt man in unserer Zeit. Vor zwei Jahren fragte ich in einem Photographieladen nach Roons Bild. „Roon? Wer ist denn das?" entgegnete die doch bereits volljährige Verkäuferin. Ich gab einige Belehrung, aber das Bild Roons war nicht vorhanden. In einem zweiten Laden erklärte mir der etwa dreißigjährige Gehülfe: „Das Bild wird wohl da sein, aber Sie müssen es sich selbst aussuchen, ich kann mich nicht erinnern, wie Roon aussieht." Hätte ich nach Richard Wagner gefragt, oder nach Garibaldi, so wäre ich rasch bedient worden. Das sind Namen, welche der modern gesinnten Welt geläufig sind, auch solchen, welche wenig genug von diesen zwei Demokraten zu sagen wissen. „Im allgemeinen ziehen die Menschen wie die Lemminge zu Millionen in blindem Drange dieselbe Straße, mehr oder minder würdigen Führern nach, immer rücksichtslos geradeaus, auch durch den baren Unsinn hindurch und in die Abgründe des Unverstandes hinein, und in dieser Massenhaftigkeit der Gemeinschaft liegt für die Menge das ganz ausreichende Kriterium der Wahrheit. Denn wie kann nur ein Mensch eine andere Ansicht haben, als diejenige, die sich von selbst versteht, und die alle Heutigen haben! Jedesmal heißt es: was wir heute lehren oder annehmen, das lehrt die Wissenschaft selber, und dabei wird es für immer sein Bewenden haben." Für immer! Nach zehn Jahren ist das Feststehende wacklig geworden, nach zwanzig Jahren liegt es abgethan am Boden. — Welchem taschenspielerhaften Wechsel ist die Kritik der Bücher der heiligen Schrift unterworfen! Wie kann ein vernünftiger Mensch den geringsten Wert auf dünkelhafte Textkritik legen! Vilmar hat diese steten Veränderungen in der Proklamierung von Echtem und Falschem mit dem Treiben einer unruhigen Hausfrau verglichen, die alle paar Monate die Möbel ihrer Wohnung umstellt und die jeweilige Einrichtung jedesmal für die einzig schöne erklärte, bis sie nach einiger Zeit zum ursprünglichen Arrangement zurückkehrt. — Alle Wissenschaft ist dem Wechsel der Zeit unterworfen; „ja selbst die Art, Mathematik zu treiben, trägt zeitlichen Charakter." Also auch die Mode in der Behandlung des ein für allemal Feststehenden, Unveränderlichen! — Lassons Vorträge seien als eine frische Oase in der Wüste der naturalistischen, rationalistischen Gegenwart empfohlen. O. K.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.

Digitized by Google



Ein Neubau unter Trümmern.

Roman aus der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege.

Von

C. Beyer-Laage i. M.

(Fortsetzung.)

Nachdem die alte Frau im Kampfe mit sich selbst tapfer ihre Herzensnot und ihren Haß bezwungen hatte, dachte sie nach der Mütter Weise nicht mehr an sich, vielmehr nur an ihren Sohn.

Sie trat vor ihn hin und streichelte sein Haar, ihre Finger glitten leise über die Furchen auf der Stirn, er ließ seine Arbeit ruhen und alles über sich ergehen, aber die zwei Furchen wichen nicht wieder, so lange er lebte.

„Wie soll es nun weiter gehen?" fragte endlich die Alte.

„Ich denke daran, noch weiß ich es nicht," lautete die Antwort.

„Ohne Frau kannst du hier auf die Dauer nicht leben, in dieser Wüstenei und unter den falschen Menschen. Wollen wir wieder nach Rostock?"

„Nein, hier ist mein Platz, ich weiche nicht wieder von meinem Erbe."

„Ich wüßte wohl etwas. Wenn du abends beim Küster dich abquältest, dann habe ich mir meine Gedanken gemacht, ob du mit einer anderen, die dich nicht so hin- und herschicken würde, nicht glücklicher geworden wärest, mit dem lieben Mädchen, was mir so treu Gesellschaft leistete und bei der älteren Frau Anhalt suchte. — Anna Klausen war niemals bei mir."

Der Sohn schüttelte den Kopf.

„Siehst du, so bist du nun wieder, Peter. Ist wohl jemals ein Kind so eigensinnig gewesen? Doratie Winters ist ein feines Mädchen."

„Das ist möglich, ich glaubs aber nicht."

„Ach, nein, es kommt nichts dabei heraus, wenn die Kinder gar zu klug sein wollen und alles besser wissen, als die Alten. Es ist ein gutes Mädchen."

„Ich weiß gewiß, daß sie es nicht ist. Ich bin, seitdem ich gestern Abend mit ihr gesprochen, um vieles klüger geworden."

„Gestern Abend, Peter? Du scherzest! Da war sie ja hier, und du warst beim Küster. Wo solltest du sie gesprochen haben? Ihr habt euch doch nicht hernach getroffen?"

„Ja, Mutter, in ihrem Hause."

„In ihrem Hause? Des Abends nach zehn Uhr? Während der Vater schlief?"

Digitized by Google

„Und er ist nicht aufgewacht, obwohl sie sehr schrie."

„Warum schrie sie denn, Peter? Du wirst ihr doch nichts zu Leide haben thun wollen? Was muß ich an dir erleben — ich bin ganz irre. Was thatest du ihr? Rede doch, sieh mich an, weg mit den Spänen!"

„Sie that mir etwas, Mutter," sagte der ehrliche Junge und sah sie klaren Blickes an, „weil sie gehofft hatte, ich würde ihr etwas thun, und nun enttäuscht war. Sie gab mir eins vor den Kopf — die Hand mußte in dergleichen Uebung haben — und dann schrie sie mir zu — nun, die ganze Geschichte aus der Mühle, die ich mir dort heute bestätigen ließ."

Aeußerst verdutzt sah die Mutter ihn an, aber sie begriff leicht, was er verschwieg. Dann fragte sie wieder: „Was soll nun werden?"

„Leicht wird sich die Sache nicht machen lassen, aber ich wills schon fertig bringen."

„Was denn jetzt noch?"

„Daß die Möllersche mein Weib wird."

„Ach, dies Unglück, dies Unglück!" schluchzte die Alte wieder. „Sein Herz hängt an ihr, und er kann sie nicht lassen, er zehrt sich auf. Wie blaß er ist, wie die Hitze ihm aufsteigt, er zehrt sich auf und geht dahin, und ich bleib allein."

„So steht es nicht, Mutter," sagte Peter, dem vorübergehend heiße Röte über das Gesicht geflogen war. „Hier handelt es sich um meine Ehre, die nicht anders zu wahren ist, als wenn die Möllersche mein Weib wird."

„Ich hätte dich für klüger gehalten, Peter, sie thuts nicht."

„Sie muß, Mutter." — „Sie thuts nicht, Peter." — „Ich zwinge sie, Mutter." — „Du sie zwingen? Ein Weib zur Ehe zwingen? Das thut kein ehrbarer Mann. Pfui, Peter, was für ein häßlicher Gedanke! Der kommt nicht aus dir."

Peter nahm achselzuckend sein Messer und schnitzte weiter. „Mutter," sagte er endlich, „zwischen gestern und heute ist ein großer Unterschied. Ich habe mich bisher wie ein einfältiger Junge benommen, den jeder hinstieß, wohin er ihn haben wollte. Meine Strafe dafür habe ich weg. Jetzt will ich mir meine Wege selbst suchen und Menschen nicht mehr fragen und ihnen nicht mehr einfältig trauen und mir von Fremden in meine Pläne nicht dreinreden lassen."

Die Mutter vergaß ganz den Widerspruch, sah ihn vielmehr erschrocken an, und seine Mienen hatten für sie eine besondere Sprache.

„Ich weiß, daß du durchführen wirst, was du dir vorgenommen hast. Aber ich bin deine Mutter und keine Fremde, und ich will dir dreinreden. Hältst du es für ein großes Glück, wenn du auf die Mühle kommst?"

„Ja, für ein sehr großes Glück für die Mühle," lautete die Antwort. „Ich war nicht blind, wenn ich früher gelegentlich auf der Brücke stand. Dorthin gehört ein Müller, der sein Geschäft versteht, ein Herr, der zu befehlen hat. Die Bürger legen sich Wehre an, um das Wasser für ihre Fischerei zu stauen, sie bauen Stege und Dämme mitten durch die Recknitz. Einige Bauern haben sich Handmühlen gemacht, andere fahren ihr Korn zu fremden Mühlen, obwohl sie nach altem Recht hierher kommen müssen. Der Bürgermeister selbst maßt sich das Fischen auf dem Mühlteiche an. Der Bach muß gekrautet werden, die Laager thun es nicht und könnens auch nicht, das Amt, das dazu verpflichtet ist, will es nicht. Der Wardower fängt das Wasser ab und will sich Fischteiche anlegen und selbst eine Mühle bauen. Das Werk ist einer durchgreifenden Ausbesserung bedürftig. Der Damm durch das Thal ist an vielen Stellen eingesunken und muß erhöht werden, denn wenn einmal ein großes Wasser von oben kommt, das nicht durch die Schützen kann, nimmt es den ganzen Damm fort. — Wer sieht das durch? Etwa die Möllersche? Nein. Karak, der abgedankte Soldat, der die rechte Müllerei verlernt hat? Nein. Ich weiß es, und ich bessere es."

Das war ein Wunder, was sich plötzlich vor den Augen der Alten aufthat, der Sohn redete wie ein Pastor, so glatt, und wie ein erfahrener alter Müller, so einsichts-

Digitized by Google

voll. Sie mußte sich von der Ueberraschung erst erholen, dann sagte sie: „Und du meinst, daß dich oder die Anna Klausen, die dich verwirft, das glücklich macht?"

„Nein," sagte Peter finster, „das glaube ich nicht. — Aber mag dem sein, wie es will, zurück gehe ich nicht wieder. — Rede mir nicht zu und nicht ab, Mutter, es nützt nichts. Wie ich handeln muß, weiß ich noch nicht, aber ich lasse nicht von meinem Vorsatz."

Mit diesen Worten stand er auf und machte sich zu seiner alltäglichen Hantierung bereit. Zum ersten Male war die Mutter ernstlich unzufrieden mit ihrem Peter, und dieser strengte sich an, unmitteilsam und allein seinen Weg zu finden.

Etliche Wochen hindurch wälzte er sich des Nachts ruhelos auf seinem Lager und sann, und was er gefunden, das hämmerte er am Tage als unbrauchbar mit der Rodehacke in den Boden.

Eines Tages vertauschte er wieder zum Schrecken seiner Mutter seine Leinenjacke mit dem Tuchrock und ging bedächtig aus dem Hause dem Pfarrgehöfte zu.

Klaus Sötmelk, der gerade die Schweine, seine Lieblinge, füttern wollte, sah ihn kommen, konnte sein altes, verschrumpftes Gesicht nicht in Gewalt behalten und grinste ihm vergnügt entgegen. „Ich kann mir schon denken, was du willst," rief er. „Ich rate dir aber, daß du umkehrst. Er ist nicht faul und wäscht dir gründlich den Kopf."

„Wo ist er?" fragte Peter gelassen.

„Höre auf den Rat eines Alten, der es gut mit dir meint, Peter," sagte der Knecht. „Der Spott sitzt nun auf dir, und den leckt dir weder Katze noch Hund wieder ab. Laß ihm seine Zeit, und er verfliegt von selbst im Winde. Aber wenn du nun hinterher noch soviel Reden darüber machst, dann streichst du ihn dir immer selbst wieder an, daß die Leute über dich dauernd lachen. Ich weiß, daß sie auf den Spaß lauern, haben mich oft gefragt, ob du beim Pastor schon das Aufgebot bestellt hättest. Sei vernünftig, iß aus, was du dir eingebrockt hast, und nimm dich in Zukunft vor ähnlichen Gerichten in acht."

„Wo ist er?" fragte Peter.

„Wenn du durchaus nicht hören willst," sagte Klaus, „so suche ihn nicht zu Hause, sondern auf der Wiese."

„Für die Zeit seiner Abwesenheit hat er dich wohl zum Pastor hier eingesetzt," sagte Peter. „Mache es bei anderen auch so gut, wie bei mir, und lebe wohl." Mit diesen Worten ging er der Wiese zu.

Der junge Pastor, eine breite, kräftige Gestalt, hatte seinen Rock abgeworfen und mähete das Gras zum Heuen; unbeirrt durch den Zuschauer, der durchaus nicht weichen wollte, blieb er bei seiner Arbeit, und Peter rückte ihm immer näher. Als der Geistliche die Sense niedersetzte, um dieselbe zu streichen, trat der Zuschauer nahe heran, sagte: „Guten Tag und mit Verlaub!" nahm sie zur Hand, wetzte sie und mähte. Seine Arbeit stand ihm gut, weit war sein Schnitt und so sicher, daß das Gras in Schwaden gelagert wurde, als wäre es nach der Schnur gezogen, und die Wiese so kurz geschoren wie eine Sammetdecke. Der Pastor ließ ihn gewähren, freute sich zu der Hülfe seines Gemeindegliedes und setzte sich an den Grabenrand. Nachdem Peter etliche Male die lange Wiese also abgestreift hatte, legte er das Geräte nach seiner Weise bedächtig nieder und kam nun zurück.

„Schönes Gras!" sagte er, vor dem Geistlichen stehen bleibend. „Ich habe etwas vorweg gearbeitet, damit der Herr Pastor ohne Schaden für seine Heuernte Zeit hat, mich vielleicht eine halbe Stunde anzuhören."

„Setz dich dahin," sagte der Pastor, „mir gegenüber auf den Grabenrand und sprich."

Peter setzte sich gehorsam und erzählte nun ruhig die ganze Angelegenheit, die ihn bekümmerte, wie er in die Mühle gekommen sei, wie er sich verlobt habe, und wie nun alles von der Möllerschen scharf abgebrochen werden sollte.

Digitized by Google

Der Pastor hörte ihn ruhig an, und zum Schluß sagte er: „Ich will dir etwas sagen, Peter Gruwel: du gehst unter dem Dummhut.“

„Ja, Herr Pastor,“ lautete die Antwort, „das glaube ich wohl. Ich kanns nicht ändern, dazu bin ich geboren.“

„Ei,“ versetzte der Pastor, „dann können jene auf der Mühle es auch nicht ändern, sie sind zum Vexieren geboren; jeder thut, was er kann, ist an seinem Platze, und alles ist gut.“

„Nein, Herr Pastor, das ists ja gerade, daß ich nicht an meinem Platze bin! Der ist in der Mühle an der Seite der Möllerschen und zwar obenan.“

„Sie will dich aber nicht, Peter.“

„Ich will sie, Herr Pastor. Spielen lasse ich nicht mit mir, und nun will ich Ihn hierin um Rat gebeten haben.“

„Du bist bockbeinig wie dein Esel, Peter. Dick genug ist dein Kopf, aber ich kann dich doch nicht mit ihm durch ein eichenes Brett stoßen.“

„Das ist nicht nötig, Herr Pastor; wenn Er mir nur zeigen wollte, wo ein Loch im Brett zu finden ist, dann komme ich schon allein hindurch.“

„Aus deiner Heirat wird nichts, Peter. Kannst du den Katechismus?“

„Ja, Herr Pastor.“ — „Sag mir: Was ist das oder wie verstehst du das sechste Gebot?“ — Peter wußte es.

„Kannst du, wenn du die Möllersche heiratest, dein Gemahl ehren?“

„Ich würde jedem die Knochen entzwei schlagen, der es nicht wollte.“

„Kannst du dein Gemahl lieben?“

„Das wollte ich schon versuchen, Herr Pastor.“

„Damit ist es eine eigene Sache, Peter. Du denkst dir, es gehe mit dem Versuchen in der Ehe ebenso gut, wie mit dem auf deinem Acker, den du zu meiner Freude so fleißig bestellt hast. Ich will annehmen, daß du in diesem zum Versuch Weizen gesäet hast, und wenn das nicht einschlägt, dann wirst du später Roggen bauen. Aber so gehts nicht in der Ehe. Wenn keine Liebe dort gedeiht trotz deines Versuches, was wirst du dann dorthin säen? Zank, Zwietracht, Haß vielleicht? Das wächst inzwischen von selbst und ist ein Unkraut, das nicht wieder schwindet.“

Peter schwieg lange, und der verständige Pastor ließ ihm Zeit, weil er merkte, daß seine Gedanken nicht leicht zu lenken waren.

„Mit Verlaub, Herr Pastor,“ sagte der junge Mann darauf, „Er wird es besser wissen — aber ich meine, daß es mit dem Acker noch in anderer Weise gehe, den gebe ich so rasch nicht auf. Ich nehme ihn anders vor und bringe Dung hinein.“

„Gut, Peter, thue das. Aber wie deutest du das auf die Ehe?“

„Ja, Herr Pastor, das soll Er mir sagen, darum bin ich ja hier. Da steht in dem sechsten Gebot nur etwas von ehren und lieben. Ist das wohl alles, was da sein muß? Im ersten Gebot steht neben lieben noch ein anderes Wort.“

„Du meinst fürchten und vertrauen. Aber sie fürchtet dich nicht, Peter, sonst hätte sie dich nicht vexiert.“

„Aus sich hat sie es nicht gethan, andere haben sie angestiftet.“

„Und wie stets mit dem Vertrauen?“

„Das ist der Dung, den ich auf den Acker bringen will, um Weizen zu bauen, Herr Pastor.“

„Jetzt war es an dem Geistlichen, einen Augenblick zu schweigen, um zu erwägen. Er fühlte Achtung vor Peters Beharrlichkeit und war überrascht von der Herzenstiefe und dem natürlichen Verstande dessen, den er so lange verkannt hatte. Endlich sagte er: „Ich will einmal mit der Möllerschen reden, Peter, denn es geht gegen alle göttliche Ordnung, wie sie dort mit der Heiligkeit des Verlöbnisses ihr Spiel getrieben haben. Aber es wird für dich nichts besonderes herauskommen, sie giebt nicht nach, auch wenn ich sie auf die Kanzel bringe, und es giebt kein kirchliches Gesetz, das sie zur Ehe zwingen könnte.“

Digitized by Google

„Nicht zwingen, Herr Pastor, daß sie ihr Wort hält?"

„Sie hat dir ja kein Wort gegeben, sie hat dich nur geuzt."

„Ich habs dafür angenommen, daß es gälte, und sie hat es geduldet, daß ich es annahm, anders kann und will ich es nicht ansehen."

„Ich wiederhole dir, daß ich sie nicht zwingen kann. Bist du mit dem, was ich erreichen kann, nicht zufrieden, so mußt du deine Sache an den Superintendenten in Güstrow bringen, sie gehört vor dessen Gericht."

„Ich bedanke mich bei Ihm, Herr Pastor. Soll ich noch einen Strich hinauf mähen?"

„Nein, Peter, du hast genug für dich selbst zu thun, für deinen guten Willen danke ich dir. Bevor du deinen festen Entschluß fassest, lasse etliche Tage vergehen und sprich fleißig dein Gebet, aber plappere es nicht, wie die Heiden."

Peter nickte und ging, der Pastor mähte im Schweiße seines Angesichts unter der höher steigenden Sonne sein Wiesengras herunter und sah zu seiner Arbeit nicht sauer drein.

Am nächsten Tage machte er sich zu seinem seelsorgerlichen Gange zur Mühle auf. Beim Näherkommen hörte er die munteren Klänge des Sensendengelns vom Hofe schallen und ging denselben nach, da er das Haus leer fand. Karak sang, sobald er den Hammer ruhen ließ, zum Wohlgefallen des Zuhörers eine recht geistliche Melodie, welche am letzten Sonntage der Küster in dem mühsam gereinigten und verdichteten Chor der Kirche bei dem Gottesdienste hatte anstimmen müssen: Durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich Natur und Wesen. Der Alte sang mit rauher Stimme, aber nach gutem Gehör, und der Pastor war über die schnelle Einführung des Gesanges in die Häuser erstaunt und froh. Endlich trat er näher und rief Karak an. Der begrüßte ihn, ohne seine steifen Beine aus ihrer lang ausgestreckten Lage zu bringen und rief: „Dorthin, Herr Pastor! Die Bank ist fest im Boden und kippt nicht. — Nichts für ungut, die Zeit drängt, und mein Werk ist noch nicht fertig."

„Nichts für ungut," sagte der Pastor lächelnd. „Ich habe soeben ein Weilchen gehorcht. Singe den Gesang nur weiter, mein Freund, ich höre schon gerne zu."

„Der wird Ihm wenig gefallen, Herr Pastor," sagte Karak und hämmerte, daß die Klänge weithin schallten und das Gespräch unmöglich machten. Der schlaue Alte wußte, weswegen der Pastor kam, und hatte sich gleich bei seinem Anblick vorgenommen, der Lust zum Vexieren frei die Zügel schießen zu lassen und dem Pfaffen die Einmischung in fremde Angelegenheiten gründlich zu verleiden. Als er inne hielt, trat der Geistliche näher und fragte: „Was heißt das, daß mir der Gesang nicht gefallen soll? 's ist doch ein gar geistlich Lied."

„Ich werds vor dem Herrn Pastor nicht zu Ende singen können," lautete die Antwort.

„Aber Karak, wenn es nicht mit Engelzungen geschieht, so gehts mit Menschenzungen. Unser Herrgott giebt jedem seine Stimme und hört aus dem Liede des Sperlings dasselbe heraus, wie aus dem der Lerche."

„Nun, Herr Pastor, Er muß ja mit unserm Herrgott am besten Bescheid wissen. Ich will fortfahren, wo ich aufhörte, aber ich sage es von vornherein, Er wird mich nicht zu Ende singen lassen.

Darauf sang er als zweiten Vers:

„Weil denn der Baur den Landsknecht bracht'
„In große Noth und Sorgen
„Sei er von jedermann veracht'
„Für heut' und auch für morgen.
„Wir sind getrost
„Von ihm erlöst,
„Weil Gott uns all' will geben
„Sein' fette Säu
„Und Rind dabei,
„Von den wir wollen leben.

„Sein Weib und Magd und Tochter fein —"

Digitized by Google

„Halt ein!" rief der Pastor, der anfangs in maßloser Ueberraschung das rechte Wort nicht hatte finden können. „Fürchtest du nicht, daß Gott dir die Zunge im Munde verdorren läßt?"

„Ich sagts ja," bemerkte Karak mit verschmitztem Lächeln, „daß ich das Lied nicht zu Ende singen würde. Freilich bin ich nicht mehr gut bei Stimme. Wenn ich früher einmal anfing, dann war ich sicher, daß alle Umstehenden hörten und an geziemender Stelle einfielen. Aber darin ist ja jetzt alles anders geworden."

„Anstatt bei den Erinnerungen an die liederliche Gesellschaft zu verweilen, solltest du lieber ein Vaterunser beten."

„Welches meint der Herr Pastor? Wolle Er mir das nur sagen?" —

„Es giebt nur eins, und ich müßte mich in dir sehr irren, wenn du das ohne Anstoß fertig brächtest."

„Falsch, Herr Pastor, es giebt drei!"

„Das wird wieder eine Soldaten-Erfindung sein. Welche drei meinst du?"

„Ein schwedisches, ein lutherisches und ein päpstliches. Wähl Er nur aus, Herr Pastor, ich werde nicht stecken bleiben."

„Sag mir das schwedische."

Karak fing an:

„Mein Torstenson, weißt aber was?
„Du kannst nicht mehr beten das — Vater unser.

„Ich glaub' nit, daß auf Erden jemals
„Ein solcher Schalk gewesen, als — der du bist.

„Du stiehlst und raubst, trachtest nur nach Schatz,
„Darumb wirst du haben gar kein Platz — im Himmel.

„Du suchst nur Ruhm und eitel Ehr',
„Fragst nicht darnach, ob Gott der Herr — geheiligt werd'.

„Du hast verdient, darfs gut rund sagen,
„Daß man soll an den Galgen schlagen — dein Nam'.

„Viel Gut und Geld, so du bekommen
„Und überall hinweggenommen — zukommen uns.

„Genug!" unterbrach der Pastor. „Wenn es schon richtig ist, was dem Torstenson nachgeredet wird, so komme doch der Mißbrauch des göttlichen Wortes über das Haupt dessen, der ihn angerichtet hat. Ich will das lutherische hören."

„Schade drum!" sagte Karak. „So kann Er ja gar nicht erfahren, Herr Pastor, ob ich ein Vaterunser ohne Anstoß fertig bringe. Es endet auch recht geistlich, wenn es heißt:

„Daß du am Podagra leidest große Schmerzen
„Gönnen wir dir von ganzem Herzen. — Amen.

Aber wie der Herr Pastor will. Das lutherische gefällt Ihm vielleicht besser:

„Vater unser, der du bist im Himmel,
„Das Papstthum soll fallen mit großem Getümmel.
„Geheiligt werde dein Name,
„Die Jesuiten krieg' der Teufel zusamm'.
„Zukommen dein Reich,
„Schreien die Pfäffischen alle zugleich.
„Aber dein Wille geschehe,
„Wenn's die Bischöfe und Kardinäle auch nicht gerne sehen,
„Wie im Himmel
„Der Papst fällt von seinem Schemel.
„Also auch auf dieser Erden
„Was sie gestohlen, soll uns doppelt werden.
„Unser täglich Brot gieb uns heute,
„Die Mönche und Pfaffen geben uns gute Beute.

Digitized by Google

„Das kenne ich," sagte der Pastor, „ein ausgeplünderter Pfarrer hats gemacht und sogar drucken lassen. Gott vergeb ihm die Sünde."

„Ei, was der Herr Pastor sagt!" entgegnete Karak. Also das war Sünde! Dann wird aber das dritte gewiß hohes Lob im Himmel finden, das ist gerade das Gegenteil. Es heißt:

Vater unser,
Gieb die Lutherschen uns her!
Der du bist im Himmel,
Sollst auch Vortheil davon gewinnen.
Geheiligt werde dein Nam',
Haben wir sie erst alle zusamm'.
Zu uns komme dein Reich,
Und jene wollen wir brennen allsogleich.
Dein Will' gescheh' im Himmel wie auf Erden,
Die beweibten Pfaffen sollen auch geschmauchet werden.
Gieb' uns unser täglich Brot,
Ueber ihre Häuser Hunger und Noth —

Der Alte konnte es sich nicht versagen, die Wirkung seines Spruches durch etliche Seitenblicke zu erspähen, der junge Pastor fing sie auf und erriet plötzlich, daß er bisher fortwährend die Zielscheibe des Spottes gewesen war, während er alles Schlimme nur auf die rohe Redeweise des Soldaten geschoben hatte und es geduldet, um Karak genau kennen zu lernen und die rechte Stelle zu erforschen, von welcher aus er seinen Angriff auf denselben mit Erfolg machen könnte. Er errötete im Unmut, indem er unwillkürlich an Peter Gruwel dachte. „Schweig, du Lästermaul!" sagte er mit mächtiger Stimme und trat so hart an den Spötter, daß derselbe sich duckte, weil er vermutete, er solle handgreiflich über sein Unrecht belehrt werden.

„Hüte dich, Pfäfflein!" entgegnete er mit drohendem Blick von unten. „Du hast das Regiment noch nicht wieder in Händen; und wenn man einen guten Säbel nicht gerne am Pfaffen probiert, so thut ein derber Knüppel auch seine Dienste, und daran mangelts hier nicht."

Der Pastor sah ihn furchtlos an, und plötzlich sagte er mit befehlender Stimme: „Steh Er auf, Wachtmeister Achim Karak vom Lillischen Regiment, zweite Schwadron. Jetzt soll Er einmal etwas anderes hören, als was man Ihm unter den gottlosen Reutern in die Ohren geblasen hat."

Karak wußte nicht, wie er auf die Beine gekommen war, er stotterte ganz verdutzt: „Er — Er — kennt mich, Herr Pastor?"

„Ja, ich kenne Ihn, Wachtmeister," sagte der Pastor, „und ich kenne sein liederliches Leben in der Schwadron, und ich weiß, daß Er in vielen Lastern ruchbar war und hat seine Genossen und die jungen Soldaten, die Ihm zum Einüben überwiesen waren, mit seinen gottlosen Liedern und Beispielen von Grund aus verderbt. Wo ist der lange Kaspar geblieben? Hat man seine Leiche nicht gefunden, als sich die Wölfe an ihn machen wollten, und er war auf der Haide verirrt und erfroren hinter der Hecke? — Wo ist der Fuchs von Parchim, der einst mit Ihm lange das Lager teilte? Erschlugen denselben nicht die Bauern, als Er mit ihm gegen sie trachtete? Wo ist der schwarze Dietrich mit den zwei Rattenschwänzen links und rechts am Haupthaar, der sich auf seine Schönheit soviel einbildete? Wurde er nicht im Hessischen von den Kaiserlichen gefangen und am Baum aufgeknüpft, den Raben zur Speise? — Wohin sind alle, die mit Ihm einst in das Regiment traten, Wachtmeister, oder die sich als Kameraden hernach zu Ihm fanden? Ist Er nicht unter allen der Einzige, der übrig geblieben? Und nun will Er nicht anerkennen, daß Gottes Barmherzigkeit und Langmut es ist, die Ihn allein erhalten hat trotz Seiner vielen Sünden, und Er verweigert, sich vor der gewaltigen Hand seines Schöpfers zu demütigen? Schäme Er sich, Wachtmeister, daß Er nicht einmal einsehen kann, daß Gott noch etwas mit Ihm vorhat und

hat Ihn nicht aufgegeben, obwohl Er die Hölle zehnfach verdient. Warum kommt Er nicht ins Gotteshaus, damit Er dort lerne, wie man singen soll? Ist Ihm der Raum etwa noch nicht groß genug? Warum treibt Er seine Narrenspossen mit den jungen Leuten weiter, daß Er ihnen Aergernis giebt und Unfrieden pflegt, statt zu sorgen, daß die Stadt in Einigkeit ausgebaut werde, allen zum Segen? Sonst hat Er geschimpft, daß der Pfaff bete. „Friede sei mit euch," weil der wüste Hause den Krieg wollte. Nun sieht Er doch ein, daß der Friede Ihm einen Unterschlupf gebracht hat, wo Er seine alten Tage in Ehren verleben könnte. Soll es immer so bleiben, daß ein ehrlicher Christ zu Gott beten muß, daß er der wüsten Soldaten Gebete erhöre, wenn diese immerfort rufen: „Gott verdamm mich?" — Ich sag Ihm, Wachtmeister, hier gilt nicht sein Lästern, sondern hielt gilt jetzt Gottes Wille und mein Amt, das ich in seinem Namen führen soll. Wenn Er nicht abläßt von Seiner Ruchlosigkeit, so bringe ich Ihn nächstens einmal auf die Kanzel, daß Ihm hernach die Ohren klingen sollen, so lange er lebt. Möge sich unser Herrgott über Ihn erbarmen und Ihn bessern, der Teufel hats schlecht genug mit Ihm gemacht. Amen."

„Amen!" sagte Karak ganz kleinlaut, und bei sich dachte er: „Ein Glück, daß er nicht unser Feldpater gewesen ist, da wäre es mit dem lustigen Leben aus gewesen."

Der Pastor aber, der gerade sich warm und frisch zum Reden fühlte, fragte ihn kurzweg: „Wo ist die Müllerin? Ich habe auch mit ihr ein Wörtlein zu reden."

„Weg, Herr Pastor," sagte Karak. „Sie hat ein feines Gefühl für kommendes Unwetter. Weg ist sie heute früh mit Gelegenheit nach Güstrow, weil sie gehört hat, daß Peter Gruwel sich bei Ihm beklagt hat. Sie wird auch wohl nicht eher wiederkommen, als bis hier die Luft ganz rein ist," setzte er auf den fragenden Blick des Pastors hinzu. — „Aber mit Verlaub, Herr Pastor, woher kennt Er mich und weiß etwas vom langen Kaspar und dem Fuchs von Parchim und dem schwarzen Dietrich?"

„Warum soll ich es Ihm verhehlen, Wachtmeister? Ich habe unter Ihm gedient."

„Nicht möglich! Das müßte ich wissen."

„Ich war ein junger Mensch, achtzehn Jahre alt, aber hoch aufgeschossen, und kam gerade aus dem Thüringischen, weil dort die Kaiserlichen zu sehr hausten. Da hat man mich, als ich auf dem Wege nach Greifswald war, um dort zu studieren, unterwegs von Stralsund her aufgegriffen. Wollte ich mein Leben retten, mußte ich die mir aufgedrungene Muskete nehmen, es war mir leid genug."

„War es damals, als der Gallas über uns kam?"

„Gerade damals! Ich mußte eigentlich vor den Kaiserlichen aufziehen, und so kam ich zu den Schweden."

„Ha, schrie der Alte, „und als Er etliche Tage bei uns gewesen war, da gabs einen Strauß mit einer Streifschar, lauter wohlmondierten Reutern. Ich achtete auf den jungen Musketier und dachte: Läuft er, so sollst du ihm eins überwischen." Er, der unter der Muskete kaum gehen konnte, stand auf freiem Felde mit gespreizten Beinen wie ein ausgedienter Musketier und schlug aus der Nähe an und brannte ab, daß zwei Feinde vom Roß stürzten, Knall und Fall war eins. Wir kriegten Luft und schlugen drein, aber Er kam davon. Es war mir leid, es wäre wohl noch etwas aus Ihm geworden, das Zeug hatte Er dazu."

„Ich hatte mit zwei Kugeln geladen," sagte der Pastor mit leisem Lächeln, „hatte auch gerade nach Seiner Weisung, Wachtmeister, frisch Zündkraut aufgerührt, da mußte es wohl brennen; dann machte ich mich davon, während ihr die Liegenden auszogt, weil ich noch nicht Handschlag gegeben und zur Fahne geschworen hatte, kam nach Rostock und bin nun hier. Jene zwei Toten liegen mir noch oft auf der Seele."

„Es war ein ehrlicher Kampf, den lasse der Herr sich nicht leid sein. Haut geben oder Haut nehmen, anders geht es im Felde nicht."

So sagte Karak und dachte bei sich: „Ich wollte, daß ich meine Kriegsthaten auch jedermann so offen erzählen könnte." Laut setzte er hinzu: „Nun wird der Herr es mir

Digitized by Google

wohl heimbringen, was Er am Lagerfeuer in jener Zeit gehört and gesehen, denn ich merke, daß der Herr nichts davon vergessen hat. — Kommt mir der treue, ehrliche lange Kaspar bis hierher noch nachgeschritten — und der Fuchs von Parchim und der schwarze Dieter, und sind doch lange schon verwest, und lebt wohl kein Mensch mehr, der sie gekannt hat, als ich allein! Ja, ja, ihr waret treue Gesellen, dergleichen ich niemals wiedergefunden. Ich hab euch nicht vergessen. Bin kein rechter Kerl mehr gewesen, als ihr davongegangen — — — — und jetzt bin ich ein Müller! — — — Die Welt hat sich gedreht. — — Die einst vor uns liefen, die sind nun unsere Herren, und wir, die wir einst jeden Pfaffen, der das Maul vor uns aufthat, mit der Peitsche stillten, oder noch mit andern Dingen, auf die er weniger gerne biß, wir sitzen still und lernen gehorchen. — — Würdest du wohl lachen nach deiner alten, lieben Weise, wenn du mich hier sähest, du langer Kaspar? — — Nehme der Herr Pastor es nicht für ungut, ich glaube es nicht, daß er zum Teufel gefahren ist, nicht eher, als bis ich ihm dort begegne, denn er war viel besser, als ich. Und wenn für mich noch Aussicht auf etwas Besseres ist, dann für ihn ganz gewiß. — Meint der Herr Pastor das nicht auch?"

„Hör Er mich einmal an, Wachtmeister. Die Wahrheit muß immer heraus, auch wenn einem der Kolben nahe vor den Mund gesetzt ist. Die Soldaten sind keine Menschen mehr gewesen, sie waren wilde Bestien geworden, und auf die meisten hat der Teufel bei Lebzeiten seine Hand gelegt, daß sie ihm nicht mehr entrinnen konnten. Was den langen Kaspar anlangt, so habe ich ihn nicht selbst gesehen, und wenn auch — ich könnte nicht sagen, wo er jetzt ist; das weiß nicht ich, sondern Gott, der einem jeglichen giebt, nachdem er gehandelt hat bei Leibesleben, es sei gut oder böse. Ich störe sonst die Toten nicht wieder auf, und wenn ich es beim langen Kaspar gethan habe, so geschah es nur, weil ich Ihm Gottes Gnade über Sein Leben recht deutlich vor Augen bringen wollte. Lachen würde der lange Kaspar nicht über den Wachtmeister, wenn er ihn hier fände, sondern sagen: ‚Dank du deinem Gott, daß du in ein warmes Nest kriechen konntest, alter Kamerad! Auf der Heide ist ein frostiges Leben, und hinter den Hecken stirbt es sich schaurig.' Und würde sagen: ‚Rück beiseite, alter Kamerad, du hast wohl noch Platz für mich.' Was meint Er, Wachtmeister, ist es so?"

Der Alte nickte und wandte sich plötzlich ab, um seine Rührung zu verbergen, setzte sich und hämmerte auf seine Sense, und konnte es doch nicht hindern, daß ihm eine Thräne in den Bart rann.

Der Pastor ließ ihn ruhig gewähren. Nach einer Weile hub Karak in seiner alten Weise an: „Was der Herr da von den Narrenspossen mit dem Peter Gruwel gesagt hat, so kommt das alles auf meine Kappe, ich habs angestiftet, und es ist mir jetzt leid genug — nicht etwa um den Peter, der die Welt ansieht, wie ein vom Himmel gefallenes Mondkalb — pah! Der trägt die Schlafmütze am Tage über den Ohren, und er muß dankbar sein, wenn ihn jemand aufweckt. Und daß er zu dem Herrn gekommen ist und hat ihm sein Leid geklagt, gefällt mir erst recht nicht, ein ordentlicher Kerl hilft sich selbst, oder er hälts Maul. Aber mich dauerts, daß die Möllersche darin verwickelt ist, sie hat keine ruhige Stunde gehabt. Also wenn der Herr etwas Gutes thun will, so stopf Er dem Jungen den Mund oder hetz ihn auf mich allein, sonst geht die Sache keinen guten Gang. — Die Möllersche steht dem Herrn keine Rede, das will ich sagen. Die hat ihren Kopf für sich und giebt weder mir noch sonst jemandem ein gutes Wort, wenn es nicht in Freundlichkeit erworben wird."

„Besser wäre es gewesen," sagte der Pastor, „wenn sie nicht davongegangen wäre, ich hätte schon ein gutes Wort für sie finden wollen. Was soll ich nun machen? Der Peter ist noch starrköpfiger, als Seine Nichte, derselbe geht, wenn er von mir hört, daß ich nichts ausgerichtet habe, stracks nach Güstrow und macht die Sache beim Superintendenten anhängig, und dann wirds erst recht schlimm."

Karak schaute ernstlich beunruhigt den Pastor an. „Giebts den auch noch immer?


Digitized by Google

Ist der auch so einer, wie mir mein Vater erzählte, der im Lande mit allerlei Schreibern herumreiste und fragte in den Gemeinden nach, ob sie gut thaten, und ließ die Leute öffentliche Kirchenbuße thun. Sag mir das der Herr."

„Ja," sagte der Pastor, „ein solcher ist es, und wenn Er es wissen will, Wachtmeister, der versteht keinen Spaß, am allerwenigsten bei heiligen Dingen, und dazu gehört immer ein Verlöbnis. Sag Er das der Möllerschen, wenn sie heimkommt, und rede Er ihr zu, daß sie sich gütlich mit Peter vergleicht; sonst kommts am Ende noch dazu, daß sie ihn heiraten muß, sie mag nun wollen oder nicht."

Mit diesen Worten ging der Pastor von dannen, und der Wachtmeister, einst gewohnt, die ihm Widerstrebenden rücksichtslos zu demütigen, empfand ein unheimliches Gefühl einer Gewalt gegenüber, gegen die weder Schwert noch Muskeln halfen.

Peter aber hatte auf die Nachricht hin, die der Pastor brachte, und auf dessen Ermahnungen zum Frieden keine andere Antwort, als daß er alles gehörig erwägen wollte; er überlegte, und da es ihm einleuchtete, daß die Anwesenheit der Möllerschen in Güstrow dem Superintendenten die beste Gelegenheit gäbe, mit ihr zu reden, so wanderte er alsbald, ohne auf seine Mutter zu hören, seine Straße, und brachte seine Klage wegen eines gültig geschlossenen, aber leichtsinnig gebrochenen Verlöbnisses gehörigen Ortes an. Die Folge dieses Schrittes war, daß die Möllersche in Güstrow ein Schreiben empfing, das sie zum ersten Male mit Lachen, zum zweiten Male mit leiser Beklemmung, zum dritten Male mit heißen Thränen las, welches sie so ängstigte, daß sie in größter Eile wieder von dem Sitz des Kirchenherrn nach Laage zu ihrer Mühle zurückfloh. Es lautete einfach:

„In geklagter Ehesache Peter Gruwels wider Anna Klausen, Hans Möllers Witwe, zu Laage, ist zum Verhör und möglichen Vergleich nachkünftiger Donnerstag, wird sein der vierzehnte Juli, allhier eingesetzet. Und sollen alsdann beide Theile, sowohl der Kläger Peter Gruwel, als die Beklagte Anna Klausen, Hans Möllers Witwe, aus Laage hieselbst zu Güstrow ohnfehlbar erscheinen.

Güstrow, den 7. Juli 16 .. Samuel Arnold, Superintendent m. m."

Der einzige Vertraute der also Bedrohten, Achim Karak, zuckte die Achseln und fluchte und wetterte auf den Milchbart, den Eselstrabanten, den Angeber, der mit papiernen Waffen ehrlichen Leuten so viele Anfechtung bereite und aus dem Hinterhalt schieße. Aber er kam mit solchem Eifer übel an, denn nun hieß es, daß mit Schimpfen und Toben die Sache um kein Haar besser würde; wenn er weiter nichts verstände, als solchen Menschen anzulocken, ohne ihn hernach abhalten und unschädlich machen zu können, dann hätte er von Anfang an die Sache nicht anraten und einfädeln sollen. Und das Ende war, daß Karak und seine Schutzbefohlene sich gründlich verfeindeten, und daß die letztere nach längerem Weinen sich mit dem Troste beruhigte, daß das Gericht weit sei, und von der Drohung bis zur Ausführung noch viel Wasser durch das Mühlrad laufen würde. Sie ließ natürlich den Termin unbeachtet vorübergehen.

Darauf gelangte von Peter Gruwel ein Schreiben, welches er sich in Güstrow durch einen Sachanwalt hatte anfertigen lassen, an den Superintendenten, also lautend:

„Dem hochwürdigen und hochgelahrten Herrn Samuel Arnold, hochbetrauten Superintendenten in Güstrow.

Auf Ew. Hochwürden großgünstige Verordnung bin ich auf heutigen Tag um halb neun Uhr in Person und hernach durch meinen Bevollmächtigten Johann Schwaßmann bis nach zehn Uhr erschienen und habe Anna Klausen, Hans Möllers Witwe zu Laage, erwarten müssen. Weil dieselbe nun intra temporis spatium nicht erschienen, also klage ich sie ihres halsstarrigen Außenbleibens an mit Bitte, weil die angehängete Klagesache noch nicht ihre Endschaft hat erreichen können, einen anderen terminum, der Sache abzuhelfen, großgünstig ansetzen zu wollen. Getröste mich großgünstiger Erhörung und verbleibe Ew. Hochwürden unterdienstlicher Diener

Güstrow, den 14. Juli 16 .. Peter Gruwel."

Digitized by Google

Die Abschrift dieses Schreibens kam in die Mühle.

Mit der Erkenntnis, daß Peter selbst, von dem man wußte, daß er jeden Abend beharrlich seinen Schreibunterricht beim Küster nahm, die Probe seiner Fertigkeit abgelegt habe, schlich sich Grauen vor seiner Beharrlichkeit und Thatkraft ein, der Verachtete und Unterschätzte wurde ein gefährlicher Feind. Sogar derjenige, welcher die Macht in kirchlichen Angelegenheiten in Güstrow in der Hand hielt, war ihm vertraut geworden; woher hatte er sonst die Kenntnis solcher Anrede und Titel, und wie erklärte sich der Umstand, daß derselbe that nach Peters Sinn und ernstlich ermahnend einen neuen Termin ansetzte?

Das Schreiben gewann etwas Unheimliches. Als wäre ein Zauber darin gebunden, so war es Anna, denn immer und immer wieder mußte sie es lesen, mühsam allerdings mit den fremden Wörtern ringend, und konnte sich dann ganz deutlich ausmalen, wie Peter ruhig und sicher vor der schwarzen Gestalt des finstern Kirchenherrn gestanden und zu derselben geredet hatte, als kenne er keine Furcht.

Anna aber ängstigte sich, ihr kleines Herz pochte schon heftig, sobald nur der Name Peters genannt wurde. Achim Karak bemerkte es, wollte den unseligen Namen vermeiden, aber nannte ihn wohl zehnmal am Tage, um dann über den plötzlichen Wechsel der Farbe in Annas Antlitz zu erschrecken. — Natürlich reiste diese jetzt erst recht nicht nach Güstrow.

Abermals verging einige Zeit, und in der Mühle hoffte man, daß der Trotz siegen würde.

Da verlas der Pastor an einem Sonntage in feierlicher Weise von der Kanzel ein Schreiben, in welchem angekündigt wurde, daß im Laufe der Woche, und zwar am Sonnabend, eine herzogliche Kommission, bestehend aus den ehrenfesten, würdigen, hoch- und wohlgelahrten, dem Herzoge Adolf Friedrich zu Güstrow lieben, andächtigen und getreuen Männern, nämlich dem Superintendenten Samuel Arnold, dem Regierungsrate Joachim zur Nessen, sowie dem Amtshauptmann Joachim Kröger, nach Laage kommen würde, um im allerhöchsten Auftrage eine christliche Visitation über den Zustand der Kirchen, Schulen und Hospitalien zu halten, des Predigers und des Schuldieners Qualitäten zu prüfen in Amt, Lehre und Wandel, dazu alle Zuhörer und Kirchspielkinder in ihrem Christentume zu examinieren und von ihrem Verhalten, Leben und Wandel, Tugend und Untugend Kunde zu sammeln, über alles, was sie erfahren, dem Herzoge Adolf Friedrich zu Güstrow umständliche Relation einzureichen, damit derselbe erwäge, wie den etwa befundenen Uebelständen abgeholfen werden könne.

Daran knüpfte sich eine umständliche Ermahnung des Pastors an die Gemeinde, sich rechtzeitig am Sonnabend in der Kirche einzustellen, sobald nach Ankunft der Kommission das Zeichen mit der neuen Klingglocke gegeben sei, welche als ein Beweis fürstlicher Huld und Gnade angelangt war und zunächst allerdings nur an einem Ast der großen Linde auf dem Kirchhofe hatte aufgehängt werden können.

Achim Karak, der seit dem Gespräche mit dem Pastor niemals den Vormittags-Gottesdienst versäumt hatte, fühlte, daß es ihn kalt überlief, als die Rede auf das Verhören aus dem Katechismus kam; Anna Klausen empfand tödlichen Schrecken über die Erforschung des Verhaltens, Lebens und Wandels der Eingepfarrten, und gar über den Schluß, daß dem Herzoge selbst über alles sollte genau Bericht erstattet werden, damit derselbe erwäge, wie den befundenen Uebelständen könne abgeholfen werden.

In aller Hast wurde von der Gemeinde am Gotteshause gebessert, aber dasselbe behielt trotzdem ein trauriges Aussehen. Den Turm mußte man noch als Ruine liegen lassen, vom Schiff standen nur die kahlen Wände, wenn schon man die geschwärzten Balken und den Schutt daraus entfernt hatte. Nur das Chor trug noch sein altes Gewölbe, dort hatte man die Fenster oberflächlich gedichtet und die nach dem Schiff offene Seite mit Brettern verschlossen. Statt des Altars diente ein roh gezimmerter, mit einem Laken verhüllter Tisch, die Kanzel bildete ein kahles Gerüst, die Gemeinde



hatte keine Sitze, nur etliche Balken waren bereit gelegt, auf welche sich die Alten und Schwachen niederlassen sollten, wenn das Stehen sie zu sehr ermüdete.

Der Gedanke, daß man der Visitation durch Fernbleiben sich entziehen könne, kam gar nicht auf. Am betreffenden Tage fanden sich sogar alle Mitglieder vom Lande in der Stadt ein und warteten auf dem Kirchhofe auf das Zeichen, welches ihnen verkündigte, daß auch noch andere Männer, als ihre nächsten Nachbaren, sich um ihr Thun und Lassen bekümmerten, daß hinter dem Pastor noch der Superintendent und andere Behörden, und hinter diesen der Landesfürst stände. Im allgemeinen herrschte eine gehobene Stimmung. Man knüpfte mit der Außenwelt wieder an; nur wünschte man, daß das Examen erst vorüber wäre.

Der Pastor wurde zuerst geprüft, allerdings in lateinischem Gespräch, also der Gemeinde unverständlich. Mit offenem Munde lauschten alle und staunten, daß ihm die fremden Laute vom Munde gingen, wie Wasser vom Quell. Dann kam der Küster dran, der demütig kriechend um die Gunst der Mächtigen warb und fast bei jeder Antwort, die er zu geben hatte, winselte, daß er so wenig zu leben habe, daß man ihm seine Einkünfte gewaltthätig vorenthalte, und die Gemeinde hatte kein Wohlgefallen an seiner Weise, obgleich er seine Lektion rasch und gut herbeten konnte. Erudite respondit, ließ der Superintendent vom Schreiber schreiben.

Wie die Feder während des Examens fortwährend über das Papier flog, als wenn ein schwarzer Käfer darauf herumsummte! Mäuschenstill waren alle und sahen dem wunderbaren Werke zu, so daß der Schriftgelehrte noch die größte Anerkennung erntete. Denn man hatte im Gefühl, daß er allem Gesprochenen gleichsam Gestalt und Form für die Dauer gäbe, und daß, wenn er nicht da wäre, die ganze Angelegenheit keine Bedeutung habe.

Nun kam das Examen der Gemeinde.

Wenige wußten auf die Fragen gut zu antworten. Sie kannten den Katechismus höchstens ohne die Auslegung. Eine Witwe vom Lande hatte ein vierjähriges Töchterlein mitgebracht, das den ganzen Katechismus beten konnte, der Schreiber mußte es besonders bemerken. Das war etwas für Klaus Sötmelk, er gedachte um die Hand der Mutter alsbald zu werben in der Hoffnung, seine Unwissenheit mit deren Kenntnissen zu decken. Wenn nicht Peter Gruwel mit seiner Mutter und Anna Klausen da gewesen wären, so hätte der Superintendent wohl noch härter geredet, er lobte sie und ermahnte, deren Beispiel zu folgen. Achim Karak hatte listiger Weise sich so zu stellen verstanden, daß man ihn nicht sah. Er pries die breite Gestalt Peters, hinter welcher er sich verbarg, auch den Umstand, daß derselbe nicht ein wenig rechts oder links wich, die Aufmerksamkeit des Fragenden auf sich lenkte und durch klare Antworten demselben keine Zeit zum Nebenwegsehen ließ. Aber der einstige Wachtmeister war doch, als nach drei Stunden die Vorversammlung geschlossen wurde, wie in Schweiß gebadet und gedachte, daß er in seinem ganzen Leben einen Hinterhalt nicht so gefährlich und so wenig belustigend gefunden habe.

Anna Klausen atmete befreit auf am Schluß, ihr Schrecken aber trat wieder an, als die Gemeinde zum nächsten Tage abermals mit der Ermahnung, dem Gottesdienste mit Andacht beizuwohnen und sich bereit zu halten, über alle Fragen Antwort und Rechenschaft zu thun, geladen wurde.

In der That war der Tag noch ernster. Der Pastor trat nach gethaner Predigt ab, und die Gemeinde wurde um dessen Lehre und Wandel befragt; sie hatte sich nicht zu beschweren, selbst nicht über den Küster, nur daß er mehr nähme, als gesetzt sei, und sollten die Beschwerden hernach geprüft werden.

Darnach wurde der Pastor über seine Gemeinde befragt. Ob Flucher in derselben wären? Karak fuhr zusammen. Ja, hieß es, aber er, der Pastor, strafe sie aus göttlichem Worte, und sie versprächen willig Besserung. — Ob Zauberei im Schwange sei? — Es wäre nichts darüber ruchbar geworden.

Hier drängte sich diensteifrig wieder der Küster hervor und wisperte dem Pastor etwas zu, dieser wies ihn unwillig zurück, aber derselbe ließ sich nicht so leicht beruhigen, der Vorsitzende wurde aufmerksam und fragte, der Küster wußte nicht, wie er genügend durch Verbeugen seine Willigkeit und durch Achselzucken und bedauernde Mienen die Verwerflichkeit der zu denuncierenden Sache andeuten solle — gleich darauf hieß es laut, daß ein Böter in der Gemeinde sei, der sich damit abgäbe, Krankheiten bei Menschen und Vieh zu stillen und zu besprechen. Achim Karak hörte seinen Namen und mußte vortreten.

Aller Augen waren auf ihn gerichtet, und es erwachte, als der Superintendent ihm ernstliche Vorstellungen machte, sein Trotz. „O du!“ dachte er, „wenn wir nur zehn Jahre zurück wären, und ich hätte dich vor mir im Lager, ich wollte dir schon deinen Mund stopfen, daß du nicht einmal glucksen könntest wie eine Henne, geschweige krähen wie ein Hahn.“ Störrig erklärte er kurzweg, er habe es von seinem Vater gelernt, der sei ein wackerer Mann gewesen, ein Unrecht wäre beim Böten und Stillen nicht, denn es würde niemandem übel, aber vielen wohl damit gethan.

Ob denn sein Werk helfe? wurde er gefragt.

Ja, es helfe immer, wenn nicht jemand mit einem andern Spruch dazwischen käme.

Der Superintendent ereiferte sich, drohte mit der öffentlichen Kirchenbuße und der Anrufung der weltlichen Obrigkeit gegen solches Bündnis mit der Hölle. Zu solcher Rede zuckten Blitze aus Karaks Augen, und es sah aus, als ob er sagen wollte: „Kommt nur an, alle miteinander, ich fürchte mich nicht.“ Seine Sache stand übel, der Amtshauptmann schüttelte unwillig den Kopf und verhandelte eifrig mit dem Regierungsrate.

Da trat der Pastor vor und bat um Erlaubnis, mit dem Manne zu reden, den er kenne und der, sobald er etwas als Unrecht eingesehen habe, auch nicht säumen würde, es abzuthun.

„Endlich einmal ein vernünftiger Mensch,“ dachte Karak, „der weiß, was Soldatenbrauch ist.“ Es begann folgendes Gespräch:

„Gehört Sein Wissen zu der schwarzen oder weißen Magie, Wachtmeister?“

„Das weiß ich wahrlich nicht, Herr Pastor. Ich weiß nur, daß es etwas Ererbtes ist ohne irgend ein unrechtes Wort, und es werden nur gute Namen dabei genannt.“

„So sag Er uns seinen Spruch.“

Karak zögerte und fragte sich, ob derselbe nicht durch die Offenbarung vor so vielen seine heimliche Kraft verlieren würde, doch bequemte er sich und sagte: „Mein Spruch lautet:

„Hörst du, Wurm? Du bist ein guter Wurm!
„Bist du grau oder bist du blau,
„Bist du weiß oder bist du roth,
„Sollst du dich umkehren und bleiben todt.
„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des
heiligen Geistes.“

„Wachtmeister Karak, wenn ein Gemeiner im Felde sich früher anmaßte, im Namen des Obersten des Regimentes zu den Soldaten zu reden und sie zu irgend einer Sache anzustiften, und er hatte kein Recht und keinen Auftrag dazu — was wurde dem dafür? Sag Er mir das.“

„Das weiß der Herr Pastor. Darauf steht der Strang.“

„Mit Recht oder Unrecht, Wachtmeister?“

„Mit Recht, Herr Pastor.“

„Sag Er mir nun, woher Er, ein Mensch, ein Geschöpf Gottes, ein Recht hat, im Namen des dreieinigen Gottes zu einer Kreatur zu reden? Etwa von dem Feldobersten da droben?“

Da stand der Wachtmeister und wollte keine Antwort geben, in der er sich fangen könnte. „Mit Verlaub,“ sagte er, „wolle der Herr Pastor nur bedenken, daß der Feld-

oberst da droben über den Gebrauch seines Namens nicht zürnt, denn er sagt Ja und Amen dazu, es hilft."

„Da irrt Er, Wachtmeister, Er kennt die oberste Feldordnung gar nicht. Sage Er das andere Gebot!"

Da war es nun doch gekommen, was Karak bisher so schlau vermieden hatte; er mußte im Katechismus heran und schämte sich gewaltig, daß er nicht einmal so viel wußte, als jenes Mägdlein von vier Jahren. Der Pastor ersparte ihm durchaus nicht die peinliche Pause des Wartens. Endlich sagte er: „Ich will Ihm helfen. Es heißt: Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht unnützlich führen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht. — Heißt es, den Namen Gottes unnützlich oder nützlich gebrauchen, wenn man damit stillt?"

„Nützlich, Herr Pastor, denn es hilft."

„Wer hat zu bestimmen, wann sein Name nützlich oder unnützlich gebraucht wird, Gott selbst oder der Wachtmeister Karak? Gott aber sagt, wer solches thut, wie Er thut, der ist ihm ein Greuel. Wenn Er Gedrucktes lesen kann, so will ich es Ihm gelegentlich in Gottes Wort selbst zeigen; jetzt muß Er es mir schon glauben. Thut Er das oder thut Er das nicht?"

„Aber es hilft — das wolle der Herr Pastor bedenken!"

„Wachtmeister, Er mag unterscheiden können, ob das Zündkraut auf der Pfanne feucht oder frisch ist. Hier hat Er Seiner Meinung nach frisches Zündkraut auf der Pfanne und schlägt oft an, aber es brennt nie. — Hat Er je reiten mögen neben einem Gefrorenen oder neben einem, der sich durch die Passauer Kunst fest gemacht hatte? Und das half doch! — Soll auch ein Räuber aus dem Busch sagen, daß er mit seinen schwarzen, heimlichen Thaten Gott wohlgefällig sei, weil sie gelingen und er sich davon nährt? Der Hundsfott, der aus der Reihe der ehrlichen Soldaten läuft und salviert sich, während seine Kameraden fechten und fallen, und prahlt hernach, wenn er die Toten sieht, mit seiner Klugheit, daß er lebe — soll der sagen können, daß er etwas Gutes gethan habe, weil es half?"

„Der Herr Pastor kennt den Feldobersten besser, als ein Wachtmeister," sagte Karak betroffen. „Verdammt will ich sein, wenn der Spruch noch einmal über meine Lippen kommt."

„Er hat sich gar nicht selbst zu verdammen, Wachtmeister, sondern von der Gnade Gottes loszubitten. Denn Er kann versichert sein, und ich, sein Pastor, sage es Ihm im Namen Gottes, in welchem ich reden darf und soll, daß der Herr den nicht wird ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht. Jedes unnütze Wort ist eine falsche Kugel, welche auf den Schützen zurückfährt, der sie geschossen hat. Gott ist der Herr, und will Er seinen Namen nützlich brauchen, dann bete Er, Wachtmeister. Hat Ers verstanden?"

„Ja, Herr Pastor, und will mich nach Seiner Weisung richten!" — „So will ich denn auch ein gutes Wort einlegen, daß Er trotz Seines hartnäckigen Widerstrebens nicht bestraft werde, weil Seine Einfalt in göttlichen Dingen leider sehr groß ist, wenn Er verspricht, fleißig in die Gottesdienste zu kommen, wo der Katechismus geübt und erklärt wird."

Karak wäre jetzt zu allem bereit gewesen, um nur aus seiner peinlichen Lage befreit zu werden. Er versprach das Geforderte und ging. Aber was er sich heimlich vornahm, dem Küster demnächst einen rechten Possen zu spielen, das verriet er nicht. Und als der Küster in die Mühle kam, um sein von Peter Gruwel verdientes Korn mahlen zu lassen, rührte der Alte heimlich einen klebrigen Brei aus Mehlabfällen in einem großen Eimer zusammen und schüttete diesen dem Barhäuptigen vom Boden auf den Kopf, daß letzterer, von oben bis unten von der zähen Masse bedeckt und geblendet, entsetzt davon flüchtete.

Am Schlusse des Verhöres und vor Entlassung der Gemeinde machte der Super-

Digitized by Google

intendent bekannt, daß noch eine Sache, anlangend einen traurigen, frevelhaften Bruch eines feierlichen Verlöbnisses und argen Trotz des schuldigen Teiles, zu seiner Kenntnis gelangt sei, welche aber am Nachmittage solle gesondert auf der Pfarre verhandelt werden, und ermahnte diejenigen, welche etwas darüber wüßten, sich zu Hause zu halten, falls man ihrer als Zeugen bedürfen würde. Dann gingen alle davon mit dem Bewußtsein, daß die Gemeinde ein Wesentliches auf dem guten Wege zur Wiederaufrichtung gefördert sei, und daß die Zeit, wo man ungestraft gegen Gott und Menschen sich versündigen konnte, vorüber sei und Gerechtigkeit wieder unter den Menschen wohne.

Unter solchem Eindruck hörte für die Müllerin auch jedes Trotzen und Weigern auf, sie mußte ins Pfarrhaus, als der Küster sie vorlud, und Karak sowohl als Doratie Winters erschienen als Zeugen.

Die Möllersche that in ihrer Aufregung alles mögliche, um im Verhör ihre Sache recht schlecht zu gestalten.

Anfangs wollte sie nichts zugestehen, leugnete alles und behauptete, sie wüßte nichts von einem rechten Verlöbnis, und wenn der Gegenpart sie vor den Herren verleumdet habe, so müsse sie ihm die Verantwortung überlassen und ihm bezeugen, er rede nicht wahr. Sie blieb, als die Sachlage klar gelegt werden sollte, beim Bestreiten: Dieses hätte sie nicht gesagt, jenes wäre nicht wahr; dieses wüßte sie nicht, jenes wäre verdreht. Und sie hätte ein gutes Gewissen und brauchte nicht erst nach Güstrow geladen zu werden; dann müßte man viel in der Welt herum laufen, wenn man um jeder Verleumdung willen sollte unterwegs sein.

Es war dem Untersuchenden nicht schwer, die Unhaltbarkeit ihrer Behauptungen nachzuweisen, der unheimliche Schreiber ließ seine Feder fliegen — siehe, da stand es plötzlich fest, daß es gar nicht wieder wegzubringen war, daß die Möllersche sich anfangs auf hartnäckiges Lügen gelegt hätte und erst nach langem Widerstreben der Wahrheit die Ehre gegeben und hätte bezeugen müssen, daß ein Verlöbnis geschehen sei.

Darauf behauptete sie, die ganze Sache nur als Possen betrieben und begonnen zu haben, um einen einfältigen Jungen zu vexieren und wegen seiner Unhöflichkeit gegen die Frauen zu bestrafen. Ob sie denn nicht gewußt hätte, fragte der Superintendent, daß Peter Gruwel die Sache ernst genommen, und ob sie es beim bloßen Vexieren hätte bewenden lassen, oder alles dazu freiwillig gethan, daß die Handlung als ein rechtes Ehegelöbnis mußte angesehen werden.

Was Peter sich gedacht, so sagte sie, könnte sie nicht wissen, sie hätte mit ihm nichts als Possen getrieben, wie auch die andern alle. Ein kurzes Verhör der Zeugen widerlegte sie. Karak gab der Wahrheit die Ehre und machte nicht Drehen und Deuteln, wennschon es ihm sehr schwer wurde, zu Ungunsten seiner Nichte auszusagen; Doratie Winters redete mit großem Eifer und suchte geflissentlich alle Punkte in den Vordergrund zu drängen, welche es augenscheinlich machten, daß gegenseitig Einwilligung geherrscht habe. —

„Ob Pfänder gewechselt seien? — Ja, sagte Peter, das seine trüge er noch in der Hand. Anna Klausen glaubte vor Scham in die Erde sinken zu müssen, als sie nach dem ihrigen gefragt wurde, sie mußte bekennen, daß sie es abgerissen und Peter vor die Füße geworfen habe, und daß sie, als derselbe es nicht wieder genommen, nur gelegentlich gesehen habe, daß der Hund dasselbe sich in seiner Weise um die Ohren geschlagen und daß sie nicht wüßte, wo es geblieben sei.

Zum ersten Male bei der Verhandlung verlor Peter Gruwel seine Ruhe. Er trat an sie heran und sprach mit bebender Stimme: „Das war meiner Mutter Heiligtum. Nur mir und dir zuliebe gab sie es hin, und du hast es vor den Hund geworfen!"

War es Zorn, was ihn erregte? O nein, der hätte die Müllerin gereizt, es war Wehmut um den Schmerz seiner Mutter, und Anna hatte dagegen nichts, als heiße Thränen.

Digitized by Google

Abermals flog die schlimme Feder über das Papier, abermals wurde ein neuer, schwer belastender Umstand festgestellt, an dem sich nicht drehen und deuteln ließ: Die Witib hatte trotzig die Termine versäumt, mit heiligen Sachen ihren Scherz getrieben, freie Einwilligung gegeben, gar ein Pfand geschenkt und genommen, obgleich sie freilich das ihre, was von besonderem Werte gewesen, hernach achtlos verworfen habe.

Der Ring war geschlossen, daß sie nicht weichen konnte. Jetzt fühlte sie ihre Kraft erlahmen und legte sich, von Angst gefoltert, aufs Bitten.

Peter wurde gefragt, ob er Wiederherbeischaffung des wertvollen Pfandes oder Ersatz desselben verlange. Er erklärte, daß er es geschenkt habe und es nicht wieder fordere. — Auch in dem Falle, daß die Hochzeit nicht zustande käme? — Was er geschenkt, nähme er in keinem Falle zurück, hieß es, und was die Hochzeit anlange, so bleibe er bei seiner Forderung, daß das Verlöbnis aufrecht erhalten, und daß die Möllersche sein Weib werde. Der Superintendent stellte ihm, wie auch einst der Pastor, vor, daß eine Ehe, wie er sie begehre, weder Glück noch Segen in sich haben und ihm sein Leben nur verbittern könne. Er solle ein gutes Beispiel von Versöhnlichkeit geben und Nachsicht haben. Aber der Kläger offenbarte einen Eigensinn, gegen welchen die höchste Beredsamkeit nichts nützte.

Da fuhr die gereizte Witwe heftig auf und erklärte im hellen Aerger, kein Gericht der ganzen Welt sollte sie zum Nachgeben zwingen, und wenn sie ihre Mühle anzünden und sich mit ihr verbrennen sollte, so würde sie den Tölpel nicht zum Manne nehmen.

Jetzt brach der Superintendent kurz ab und wandte sich an den Schreiber, der unheimliche Geselle schien seine Fertigkeit zu verdoppeln, und nachdem alles klar und deutlich auf das Papier gesetzt war, kam der Endbescheid:

Zum ersten: Daß Anna Klausen, Hans Möllers hinterlassene Witwe, sich der offenbaren Lüge gegenüber der herzoglich verordneten Kommission, eines auf das höchste tadelnswerten Leichtsinnes im Spiel mit heiligen Dingen, sowie einer schlimmen Widersetzlichkeit gegen kirchliche Ordnung habe schuldig gemacht und darum, auch weil der ganzen Gemeinde ein Aergernis gegeben sei, habe öffentliche Kirchenbuße zu leisten und fünfzig Thaler guter Münze an Geldstrafe zu erlegen;

zum andern: daß, da die Witib, besagte Anna Klausen, nicht gezwungen werden könnte, wider ihren Willen eine Ehe einzugehen, dieselbe, im Falle sie bei ihrem Widerspruche beharre, dem Kläger zur Entschädigung fünfzig Thaler aushändigen solle.

Falls die Beklagte dieser Entscheidung sich nicht füge, so solle die Sache an das Konsistorium in Rostock abgegeben werden, damit es die Widerspänstige zwinge und zur Zahlung anhalte, sonst aber im Falle Unvermögens eine entsprechende Gefängnisstrafe festsetze.

Mit diesem Bescheid war Peter wenig zufrieden. Anna Klausen aber stand völlig bestürzt da.

Einhundert Thaler bar — ein ungeheures Geld, das sie niemals aufbringen konnte! Oeffentliche Kirchenbuße, daß man mit Fingern auf sie zeige! Gefängnisstrafe!

Nein, lieber tot, als mit solchem Schimpf belastet durch das Leben gehen!

Ach, sie hing mit solcher Sehnsucht noch am Leben. Lachen und Scherzen war ihr Bedürfnis gewesen, jetzt war Frohsinn und Lebensfreude zunichte gemacht, vielleicht für immerdar.

Ganz betäubt wankte sie von dannen.

IV.

Geld! Geld!

Um 50 Thaler sich seine Ehre abkaufen lassen? Peter Gruwel dachte nicht daran. Mit jedem Strich, den er gegen seine laut klingende Sense that, klang es in ihm: „Nein, nein, nein!“

Digitized by Google

Mit jedem Schritt beim Mähen vorwärts über sein Feld sagte er sich: „Ich will sie schon zwingen!“ Nur wie? das wußten seine Gedanken noch nicht herauszufinden; offenbar galt es, die Wirkung des ersten Spruches des Superintendenten abzuwarten. Selbst auf dem Heimwege verließ ihn das Grübeln nicht, und zu seinen schweren Tritten brummte und summte in ihm eine seltsame Melodie: Kon—si—sto—ri—um. Was war das? Der Superintendent hatte es mit Respekt ausgesprochen, also etwas sehr Hohes mußte es sein, und vielleicht war dort der Weg, der zum Herzog führte, zu finden.

Geld! Geld!

Doratie Winters wiederholte das Wort frohlockend jeden Tag. Wie nun wohl die Witib sich mühte, und der dumme, grobe Karak sein Hirn zermarterte! Der Krieg hatte es ihm in Fülle in den Schoß geworfen, und er hatte es vergeudet, aber andere hatten es sehr gut zusammengehalten, und eine von diesen sagte sich, daß die Summe von 100 Thalern ein gar zu verächtlicher Satz sei, wenn es galt, sich mit einer Hochzeit abzufinden. Pah, Männer waren ohne Geld ihr gefolgt, als sie einst im Kriegslager in den Zelten der Führer geherrscht hatte, sie hatten dazu Geld gegeben, viel Geld und Geschmeide. Warum sollte sie, was sie klüglich bewahrt hatte, in entscheidender Stunde nicht nutzen, um einen Mann zu kaufen, der nichts hatte? Seinen starren Sinn beugen, Anna Klausen kränken und sie die Strafe bezahlen lassen, ein ehrliches Eheweib sein und die Vergangenheit zudecken durch den Namen eines unbescholtenen Mannes, das war ein Ziel, an das man wohl etwas wagen konnte.

Dem Grübler, welcher das Konsistorium als seinen letzten Beistand sich zu erschließen bemüht war, trat die Jungfer entgegen mit einem freundlichen Worte, mit ihrem schönsten Knicks, mit stark pochendem Herzen, mit dem Versuch, ihre Aufregung hinter einem leichten Schmollen, einer gesuchten Ziererei zu verbergen. Beobachtete er wirklich ihre hübschen Schuhe, an denen, wie sie hinter ihren niedergeschlagenen Wimpern erspähte, seine Augen fortwährend hafteten? Sie wippte etwas ungeduldig mit den Füßchen, weil er lange nicht antwortete, und wiederholte die Einladung ihres Vaters, zu ihm zu kommen und mit ihm über Beilegung eines Grenzstreites zu sprechen — Nachbarn sollten nicht feindlich sein, Nachbarn müßten in diesen schweren Zeiten zu einander halten — und so weiter.

Er nickte einfach, folgte der Ungeduldigen, hing seine Sense draußen an einen Balken und trat über die Schwelle. Der alte Winters erhob sich vom Tisch, an dem er sein Abendbrot zu sich genommen hatte, und nötigte seinen Gast, heranzurücken; ein Wort gab das andere, Peter Gruwel vergaß seine Zähigkeit auch in den kleinsten Dingen nicht, dagegen zeigte der Nachbar ganz ungewöhnliches Entgegenkommen. Die Streitfrage war im Umsehen erledigt, Peter bückte sich langsam, um seine unter den Tisch gefallene Mütze wieder aufzunehmen. Als er aufsah, war der Alte verschwunden, und Doratie war allein bei ihm.

Wie ihr die Zunge ging! Wie diese Lippen plapperten und diese Augen funkelten! Wenn er glaubte, die Mühle sollte abgelaufen sein, so wurde flugs neu aufgeschüttet, und das Plappern begann wieder. Er hatte nicht nötig, etwas anderes als ja oder nein, hm oder he dazwischen zu werfen.

Ob er mit 50 Thalern zufrieden wäre, hieß es bald. Nein, natürlich nicht! Ein Lumpengeld, eine unerhörte Kränkung! Das Zehnfache hätte nicht genügt. — Dagegen setzte er anfangs einen finstern Blick und dann ein erstauntes: Na! —

Allerdings die Mühle sei arm, hieß es dann weiter, bettelarm, sie würde es darum auch nie zu etwas bringen; aber so wären nicht alle Leute. Gott sei Dank hätten die Winters eine gesicherte Zukunft, was Geld anlangte. Nur die unsichere Zeit und der heimliche Raub, gegen den nur ein starker Schutz helfe, das wäre es, was ihr Sorge mache. Schon längst hätte sie ihn in ihr Geheimnis ziehen wollen, einen andern gäbe es nicht im ganzen Orte, dem sie ebenso großes Vertrauen schenken könnte, selbst ihren Vater nicht ausgenommen; denn wenn derselbe auch gut gegen sie sei, so wäre er doch

Digitized by Google

alt und für ein junges Mädchen kein genügender Schutz, zumal da soviel Geldwert im Hause sei — so schwirrte es vor Peters Ohren, und bevor er überhaupt sich klar machen konnte, was Doratiens wunderliche Reden bedeuteten, hatte diese einen ziemlich umfangreichen Kasten aus irgend einer verborgenen Ecke hervorgeholt und den Deckel vor ihm geöffnet.

Gleißendes Gold, schimmerndes Silber, blitzendes Edelgestein! Ketten, Spangen, Becher lagen durcheinander, und als die Besitzerin in diesen großen Schätzen rührte, da gab es ein wundersames Klirren und Rauschen, aus den Tiefen des Kastens schossen geheimnisvolle Blitze, glänzende Schlangen glitten dazwischen herum — es wurde dem ehrlichen Manne ganz unheimlich zu Mute, es wirbelten ihm allerlei Gedanken durch den Sinn, vor welchen ihm plötzlich graute, ein böser Zauber mußte in dem Geschmeide wohnen, der ihm Herzklopfen schuf. Unwillkürlich schloß er die Augen, wandte sich dann etwas seitwärts, reckte die Hand aus, tastete nach dem Kasten und schloß ihn mit raschem Schlag. Der Klang des fallenden Deckels befreite ihn, und tief aufatmend fragte er: „Ist das alles echt?"

„Alles!" sagte Doratie, welche mit dem frohen Gefühl des gewissen Sieges sein Gebaren beobachtet hatte. „Alles! Man gewinnt gar bald den Blick dafür, Peter, wenn man mit solchen Schätzen umgeht. Kein Stein ist falsch, sie ritzen alle mit Sicherheit das härteste Glas. Nicht wahr? Wer das sein eigen nennt!"

„Ich möcht's nicht um mich haben," sagte er schaudernd. „Wie viel Blut wohl um den Besitz vergossen wurde! Wie viel Thränen um den Verlust geflossen sind! Man muß in diesem Hause vor Gespenstern nicht sicher sein."

„Da kann ich aus Erfahrung reden," lachte Doratie, „man schläft hier ganz ungestört. Das Meiste stammt aus katholischen Kirchen, ich sah, wie man es nahm. Natürlich muß man sich erst an die Nähe solcher Schätze gewöhnen. Kein Wunder, daß der Anblick dich übermannt hat. Mir macht nur der Gedanke Unruhe, daß ich nicht imstande bin, das begehrte Gut zu hüten. Oft fahre ich des Nachts auf, wenn die Mäuse mit den Brotrinden rasseln, und ich wage doch nicht aufzustehen, aus Angst, ein Messer an meiner Kehle zu spüren. Du siehst, daß ich nicht eher ruhte, als bis die Riegel an unserer Thüre recht stark gemacht waren. — Peter, wegen dieser meiner Sorge habe ich dich ins Vertrauen gezogen; du wirst es nicht mißbrauchen?"

„Nein," sagte Peter, „das werde ich nicht, obwohl ich sagen muß, daß es mir lieber gewesen wäre, wenn ich von dem allen nichts erfahren hätte, denn ich weiß nicht, wie ich dir helfen soll."

„O Peter," erwiderte Doratie jetzt, und es schien dabei, als ob sie die Kunst besitze, plötzliches Erröten über ihr Gesicht zu bringen, „wenn du nur wolltest — wenn du nur wolltest — dann — könntest du wohl mit mir gemeinsam der Hüter sein."

„Unmöglich!" sagte Peter, noch nichts ahnend, „ich kann dich doch nicht mit deinen Schätzen in mein Haus hinübernehmen. Dort findet sich schwerlich der Platz."

„Ein ganz kleines Plätzchen nur," flüsterte jetzt Doratie, während ihre Augen ein wunderliches Spiel von Verwirrung und Lockung begannen, die Finger der einen Hand verlegen mit dem Schürzenzipfel spielten, die der andern sich vorsichtig tastend der aufgestützten Rechten Peters näherten. „Freilich für eine Jungfer nicht, aber wohl — für — eine junge Frau."

Das war ein heißer Strahl, der den jungen Mann traf, und plötzlich fühlte er, wie sein ganzes Gesicht flammte. War es Schwäche? War sein Herz nicht genügend gegen die Versuchung gewappnet? —

„Siehst du," sagte er bedächtig, „das war vielleicht von dir freundlich gedacht, vielleicht auch feindlich, ich kann es nicht entscheiden. Möglich ist auch, daß ich nicht vorsichtig genug gewesen bin, ich begreife sonst nicht, wie du auf den Gedanken kommst, mir solche Zumutung zu stellen. Darum muß ich dir einmal deutlich sagen, daß aus deinen Plänen nichts werden kann. Ich bin verlobt, wie du weißt, und außerdem —

Digitized by Google

mag kein Blut, keine Thräne an deinem Golde kleben — Schmach klebt daran. Meine Füße passen nicht in Stiefel, welche die schwedischen Offiziere ausgetreten haben."

Doratie Winters fiel nicht in Ohnmacht, wie es sonst in solchen Lagen Brauch ist, ihre erkünstelte Röte machte nur einer natürlichen Blässe Platz, und sie stieß in Ärger und Enttäuschung die Worte hervor: „Das sollst du büßen, das sollst du büßen!" Weiter nichts; und der, dem sie galten, hörte sie nicht einmal, denn Peter Gruwel hatte schon seine Sense von der Thüre wieder aufgenommen und schritt nun mit demselben sichern Schritt, mit welchem er gekommen war, von dannen. —

Geld! Geld!

Anna Klausen hörte das Wort, das für sie einen furchtbaren Klang gewonnen hatte, Tag und Nacht. An bar waren nicht fünf Thaler in der Mühle; und wenn sie hätte alles verkaufen und verlassen wollen, was wäre herausgekommen? Die Mühle gehörte dem Fürsten, das Amt verlieh dieselbe in seinem Auftrage; wenn es bisher geduldet, daß eine Witib dort wirtschaftete, so war es vielleicht nur aus dem Grunde geschehen, weil man erwartete, daß sie bald heiraten würde oder weil Männer gar zu sparsam im Lande wohnten. Die Habe, welche in die Mühle gebracht war, konnte nicht hoch veranschlagt werden: Eine Kuh als das wertvollste Stück, zwei Schweine, dazu allerlei Wirtschaftsgeräte, und diese letzteren waren noch so dürftig gewesen, daß Karaks kunstfertige Hand sie hatte überall ergänzen müssen — nein, wie sie auch rechnete, sie fand nicht einmal 40 Thaler Wert im Gehöfte, und wenn sie alles daran geben wollte, zog sie wie eine Bettlerin davon.

Der Hund, der ihr doppelt lieb war, weil er in Trotz und Haß gegen den halsstarrigen und hochmütigen Peter Gruwel mit ihr wetteiferte, hätte ihr einziger Begleiter vielleicht sein können, Karak hätte suchen müssen, sich durch seiner Hände Arbeit als Knecht an anderer Stelle zu erhalten. Der letztere hatte sich ja schon in Gedanken von ihr getrennt, er war sehr einsilbig und mürrisch geworden, seitdem der Pastor und der Superintendent ihm ins Gewissen geredet hatten, ja, einstmals hatte er sogar auf ihre Frage, ob er es schließlich gar noch loben wolle, wenn sie den dummen Peter heiratete, die Achseln gezuckt und war dann rasch davongelaufen, um sich dem Wortschwall zu entziehen.

Sie ging, um den Hund von seiner Kette zu lösen und zu sich in die Küche zu rufen. Das große Tier lag recht behaglich im Sonnenschein vor der Hütte, und als Anna seinen Trog, an dem die Kette sich verwickelt hatte, beiseite schob, sah sie neben demselben im Sonnenstrahl etwas blitzen, bückte sich und hob das einst verschmähte Brautgeschenk Peters vom Boden. Es waren die Glieder desselben von den starken Zähnen des Hundes verbogen, aber es fehlte nichts, und als das Schmuckstück so schwer und glänzend in ihrer Hand lag, durchzuckte sie plötzlich der Gedanke, daß hier das Mittel gefunden sei, sich der ihr auferlegten Strafgelder zu entledigen.

Groß war der Wert, das hatte Karak oft bestätigt, und wenn er auch nicht auf hundert Thaler sich belief, so vielleicht doch so hoch, daß eine Abschlagszahlung in der ersten Not ermöglicht, und das Fürchterliche fern gehalten wurde, daß die Sache an das Konsistorium kam. Denn je unverständlicher der Name dieses geistlichen Gerichts und seine Bedeutung ihr war, um so dränender und furchtbarer erschien es ihr, in dessen Hände zu fallen, sie glaubte, daß sie, dort angelangt, verloren wäre, und aus dessen Gefängnissen vielleicht nur auf den Scheiterhaufen geliefert würde.

In der freudigen Aufregung vergaß sie den Hund, barg ihren Schatz sorgfältig vor allen Späherblicken und eilte in das Haus zurück. Als sie die Thüre geschlossen hatte, trat sie erwägend an den Herd, stand lange dort, drückte wiederholt die Hände an die Schläfen und versuchte, ihre Gedanken zu sammeln.

Freiheit! Das war es, was sie in der Hand hielt. Nach langen Wochen voll quälender Sorge — Ruhe und Freiheit. Dazu kam der Triumph über den hochmütigen Gegner, der vermeinte, ihren Willen zur Ehe beugen zu können, und der Hohn, mit

welchem sie ihm seine Niederlage mitteilen konnte, die sichere Stellung unter den Bewohnern der Stadt, die nicht versäumt hatten, ihr bemerklich zu machen, daß die Herausforderung des geistlichen Gerichtes für sie eine bedenkliche Sache sei, die durchaus ihr und dem Orte nicht zur Ehre gereiche — das alles lag in diesem einen Gegenstande für sie gleichsam bereit und fertig vor. Sie würde also in den nächsten Tagen schon, sobald sich die Gelegenheit biete, nach Güstrow oder besser noch nach Rostock, woher die Bauern etliche Fuhren Dachsteine für die Kirche holen sollten, sich aufmachen und bei einem dortigen Goldschmied den Schmuck verkaufen, niemand sollte erfahren, woher sie das Geld genommen und die Bezahlung ermöglicht habe, höchstens Karak, der ja wußte, wie es um ihre Verhältnisse stand. — Doch nein, auch Karak nicht, kein Mensch sollte — durfte es wissen. — Warum aber so geheimnisvoll thun? War ihr Vorhaben denn etwas, was man verbergen mußte? Ihr Eigentum war das Kleinod, ein frei ihr gegebenes Geschenk, und Peter hatte ausdrücklich auf dessen Rücknahme oder Ersatz verzichtet. Der dumme Peter! Da hatte er gewiß nicht gedacht, daß er ihr den Sieg selbst in die Hand gegeben hatte.

Wie kam es, daß sein Blick bei der Nachricht, daß sie die Kette dem Hunde überlassen, nicht von ihr weichen wollte und sein einfaches Wort von damals ihr immer wieder in die Ohren klang? Er hatte nicht getobt, nicht gedroht, ihr jeden Vorwurf erspart – ein Wort von ihm, und der Wert der Kette wäre zu der Strafsumme geschlagen, er aber hatte ausdrücklich darauf verzichtet, den Antrag zu stellen.

In seiner Gesinnung lag Edles, sie mußte es mit heftigem Widerstreben erkennen, es verdroß sie dieser Zwang, den ihr Gewissen oder ihr Herz ihr auferlegte. Dagegen war, was sie thun wollte, nicht edel, doch wohl geradezu schlecht. Denn diese Kette gehörte ihr nur dann, wenn sie sich als Braut betrachtete — — so erwog sie, so kämpfte sie, so siegte sie.

Weg mit dem Gedanken und weg mit der Kette! Das Schlimmste wollte sie ertragen, und dann eines Tages, wenn sie gesiegt hatte, dem Peter offenbaren, daß sie ihn an Edelmut übertreffen könnte, die Kette sollte sogar vom Goldschmied ganz wieder hergestellt werden, wie sie gewesen. Und dann — —

Da hielt ein Pferd vor dem Thore, der Hund meldete einen Fremden, eiligst wurde das Schmuckstück in dem eisenbeschlagenen Koffer geborgen, und der Amtslandreiter trat über die Schwelle.

Ein ansehnlicher Mann, niemand konnte es leugnen, am allerwenigsten Anna Klausen, nicht mehr jung, aber doch im Barte erst die Spuren des nahenden Alters tragend, nicht gerade hübsch, weil er keinen offenen, freien Blick besaß, auch deswegen nicht, weil er vom Reiten ganz krumme Beine bekommen hatte und weil sein Antlitz immer auffallend gerötet war, wie er behauptete von der frischen Luft. Aber immerhin, besonders wenn er zu Pferde saß, den Säbel an der Seite und den Karabiner am Sattel, ein stattlicher Mann.

Er kam über die Schwelle mit stolperndem Schritt und rief: „Gott straf mich, Möllersche, wenn es nicht wahr ist, daß du noch einmal so hübsch geworden bist, als damals, als ich dich das letzte Mal sah, ein bischen blaß — wohl Liebesgram? — he, he, he, he — um den Peter Gruwel? — he, he, he, he — oder vielleicht gar Sehnsucht nach — hm, hm, ich mags nicht gerade heraus sagen. — Ja, ja, wer weiß? Vielleicht bringe ich noch Gutes. — Karak zu Hause? Draußen? – Nein, laß ihn nur, was wir zwei abzumachen haben, braucht keinen Zeugen und kein Gericht — hi, hi, hi, hi!"

Sein Ton mißfiel der Müllerin, welche sonst schon einen derben Spaß zu vertragen gelernt hatte, darum bat sie ihn ziemlich kurz, sein Anliegen ungesäumt vorzubringen, denn, so setzte sie hinzu, daß er die Reise von Güstrow nur gemacht habe, um so einfältige Reden zu führen, sei nicht anzunehmen.

Gerade dieses Benehmen belustigte ihn, und länger, als nötig war, sah er auf

Digitized by Google

ihr zornig sich rötendes Angesicht. „Um deinetwillen, Möllersche, den Ritt von drei Meilen!“ sagte er. „Pah, Kinderspiel! In die Hölle ritt ich für dich, wenn ich wüßte, daß man mich zu dir zurückließe. He, he, he, he! — Karak draußen? Hm, hm! Ein verständiger Mann, der weiß, wie einem weit Gerittenen zu Mute ist. Möllersche, du am Ende auch, wenn du bedenkst, daß die Mühle mein Ziel war.“

Anna verstand den Wink und erhob sich, um die Flasche zu holen. Vergnügt klirrte er mit den schweren Sporen, indem er mit der Säbelscheide an die Hacken schlug, und dann trank er den Branntwein mit großem Behagen, worauf sein Antlitz sich noch dunkler färbte. Er fuhr fort:

„Also deinetwegen bin ich hier, Möllersche. Ich soll beim Pastor anfragen, wie es mit deiner Kirchenbuße stehe. Schon abgesessen? He? Und bei dir soll ich fragen nach zwei Posten, jeder von fünfzig Thalern. -- Schon angeschafft? He? — Das ist eine saubere Geschichte, welche du dir angerichtet hast, und der Peter Gruwel, von dem man mir erzählte, muß ein schlauer Fuchs sein, daß er dich so hat ins Garn locken können. — Wo willst du denn hin?“ —

Anna sprang in ihrer Herzensangst auf und rief Karak, der am Bache Krebsreusen gestellt hatte, herein. Beide Männer begrüßten sich und tauschten die gewöhnlichen, derben Reden, dann ließ sich Karak den Auftrag des Landreiters vom fürstlichen Amte sagen.

„Hier ist gar noch ein Brief!“ sagte der Bote. „Hier könnt ihr beide es schwarz auf weiß lesen, wenn ihr es mir nicht glauben wollt. Dieses andere Schreiben geht an den Pastor. Lest nur, hier steht drauf: ‚An die Anna Klausen, Hans Möllers hinterlassene Witwe in Laage.‘ Und hier seht ihr das Siegel des Amtes, der Amtshauptmann hat es selbst darauf gedrückt, kann ich euch sagen.“

Scheu sahen beide das bedeutungsvolle Zeichen, behutsam wendete Karak das Schreiben etliche Male um und fragte: „Steht wohl etwas darin vom Konsistorium?“

„Nein,“ sagte der Landreiter, „noch nicht, das kommt erst das nächste Mal. Heute soll ich vorläufig erfragen, wie die Sachen hier stehen, also in Bezug auf Kirchenbuße und Geld. Und wenn ich dann keine guten Nachrichten nach Hause bringe, dann gehts los. Unser Amtshauptmann spaßt nicht, kann ich euch sagen — hi, hi, hi, hi!“

„Was sind gute Nachrichten?“ fragte Karak. „Sag uns das, aber wiehere dabei nicht so, sonst wird dein Pferd draußen unruhig.“

„Nun, daß die Möllersche einen Sonntag auf der Bank gesessen hat, und daß sie bezahlen kann und will, erst 50 Thaler an das Gericht und dann 50 Thaler an den Schlaukopf, den Bräutigam. — Wenns damit nichts ist, dann zieht unser Amtshauptmann die Handschuhe aus, kann ich euch sagen und dann —“

„Und dann?“ fragten beide Zuhörer.

„Ja, und dann?“ Der Landreiter zuckte die Achseln. „Konsistorium — kann sein! — Möglich aber auch“ — er machte die Bewegung, als ob ein Stock durch die Luft pfiff — „oder auch“ — hier kam die Geberde des Henkens — „oder auch im besten Falle so lange bei Wasser und Brot im dunklen Loch, bis man sich fügt. — Ja, ja, er verstehts! Weibsbilder sind meist schwerer herumzukriegen, als Männer, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt haben. Aber er kriegt alles fertig. Der Strohsack liegt immer gestopft im Gerichtszimmer. Sobald jemand sich ungeberdig stellt, wird geklingelt, der Büttel kommt, und unter einem Dutzend, wohl gezählt, geht es nie ab.“

Karak schlug wütend mit der Faust auf den Tisch, daß derselbe krachte und die Flasche tanzte, der Landreiter ergriff sie fürsorglich und schenkte sich ein, trank und schnalzte mit der Zunge.

Anna zitterte am ganzen Leibe, und der Bote sagte: „Ein guter Schluck, Möllersche, versuch ihn nur — ich schenke dir ein — er hilft über vieles weg. Wer weiß, wie lange du denselben noch haben kannst. Uebrigens will ich dir sagen, es geht nicht gleich


Digitized by Google

an Kopf und Kragen, wenn man sich nur vernünftig benimmt. — Klappere doch nicht so erbärmlich mit den Zähnen, kein verständiger Mensch kann da reden. Versuch doch dieses Glas! Nein? Gut, dann muß ichs für dich thun." — Er trank. — „Vor mir brauchst du doch keine Angst zu haben, ich rede dir ja nur zum Besten, um dir meinen guten Willen zu beweisen und dir zu helfen."

Die junge Frau griff dieses Wort auf. „Was soll ich thun? Rat mir! Hilf mir! Mir weiß ja sonst kein Mensch zu sagen, wie ich dem Furchtbaren entgehen soll."

„Glaub ich auch!" sagte der Landreiter. „Ich aber bin der Mann dazu, will ich dir sagen." Bei diesen Worten schlug er wieder mit der Säbelscheide an die Sporen, daß sie klirrten. „Also höre zu! Um eins kommst du nicht weg, das ist die Kirchenbuße. Gut, die machst du ab, und wenn jemand dich allzu neugierig ansieht, so merkst du ihn dir und bohrst ihm hernach einen Esel."

„Nein, nein, nein!" schrie Anna.

„Kenn ich schon!" entgegnete der Landreiter. „So sagen sie gar zu oft, hernach geben sie sich doch. Du müßtest denn am Ende Peter Gruwel heiraten wollen, dann kämst du wohl noch am sichersten um alles fort."

„Nein, nein, nein!" schrie die Müllerin wieder.

„Also du leistest die Kirchenbuße. Ist das geschehen, so bin ich bereit, dir die ersten 50 Thaler für den Peter Gruwel zu besorgen, bar bis auf den Pfennig. Ich habs ja, mit dem Gericht versteh ich auch wegen der andern 50 Thaler zu handeln."

„Das wäre schon etwas! Es käme nur auf deine Bedingungen an," sagte Karak mißtrauisch. „Da muß sich jetzt ein armer Schelm quälen, bevor er einen Gulden verdient hat, und einst lagen die Säcke voll auf der Landstraße. Das war ein anderer Klang, als die Batzen beim Becher und Würfel sprangen! Da aber regierte der Säbel und das Faustrohr, und jetzt — Pest und Galle! — das Geld!"

„Richtig!" sagte der Landreiter, „der aber auch, der es zur rechten Zeit gesammelt hat, als es noch herum lag. So ein wenig Nachlese ist bei mir hängen geblieben. Also ich wills der Möllerschen leihen."

„Gott sei gelobt!" sagte diese. „So lange ich lebe, will ich es dir danken; ich wills verzinsen und will sparen und darben, bis ich es abgetragen habe bis auf den letzten Pfennig."

„Das wäre am Ende nicht gerade nötig und nützlich für eine so muntere, junge Witib," sagte der Landreiter, „ich würds am Ende auch nicht einmal wieder haben wollen. Denn kurz und gut, ich gebe es natürlich nur her, wenn die hübsche Müllerin mich hier in diese gute Brotstelle hineinheiraten läßt."

„Daß dich der Donner erschlag!" schrie Karak und sprang auf. „Meinst du, daß für die Mühle nur ein grauer Bart nötig ist? Dann könnte man sich den ersten besten Ziegenbock von der Straße kaufen. Du der Mann der Möllerschen und du ein Müller? — Ei, so wollt ich doch glauben, daß sich eher ein Esel zum Schachspiel paßte. Bist du hierher gekommen, um hier deine Büffelspossen zu treiben, so laß dir sagen, daß ich noch nicht verlernt habe, dafür jemanden zu baumölen, daß er hüpfen lernt wie ein junger Grasfrosch!"

„Du hast nur Sorge um dein Faulleben," sagte der Landreiter höhnisch. „Das wird freilich zu Ende sein, wenn ich hier wohne."

Die Müllerin bebte nicht mehr. Bei seinem rohen Antrage war sie aufgestanden, hatte die Flasche vom Tische genommen und auf das Wandbrett zurück gestellt, darnach trat sie vor ihn hin und sagte, indem sie entschlossen die Hand in die Seite stemmte: „Pack dich fort, hier ist kein Platz für dich."

„Hüte deine Worte!" sagte der überraschte Reiter. „Du weißt, daß die Botschaft, die ich zurückbringe, dir verhängnisvoll werden kann."

„Geh," sagte Anna verächtlich, „du hast zuviel getrunken."

Digitized by Google

Der Landreiter verwünschte die entschlossene Haltung Karaks, vergaß das Klappern mit dem Säbel und hatte nicht einmal eine trotzige Entgegnung bei der Hand. „Ich komme bald wieder," sagte er höhnisch, „dann führe ich die Witib nach Güstrow. Bis dahin lebt wohl! — Vielleicht horcht der Amtmann auf das, was ich über die Aufnahme seines Boten hier zu berichten habe, dann kannst du auch mitkommen, Achim Karak, der Strohsack liegt für dich bereit."

Mit diesen Worten, welche er schon vom Pferde aus rief, ritt er von dannen — der Pfarre zu.

„Der Landstreicher!" sagte verächtlich Karak. „Er macht es wie ein Sperling und schimpft erst, wenn er in Sicherheit ist."

„Und ich wollte, daß er dir wahrgesagt hätte!" So brach plötzlich die mühsam verhaltene Erregung Annas durch. „Was habe ich schon über mich ergehen lassen müssen all diese letzte Zeit hindurch, was steht mir noch bevor! Und wem mag ich solchen Schimpf danken? Dir, du Prahlhans!"

„Ei potz Blitz! So sei doch nur ruhig, Anna," sagte Karak. „Ich will dir natürlich helfen, verlaß dich drauf."

„Schweig, wenn ich spreche, du sollst mich endlich einmal anhören. Alles kann ich nicht allein tragen. Mit deinem Potz Blitz und deinem Fluchen ist es noch nicht ein wenig besser um mich geworden. Stehst da, wie jemand, der einen Bären erwürgen will, und lässest mich beschimpfen? — Wozu habe ich dich denn einst von der Landstraße genommen hier in dieses Haus? Zur Seite solltest du mir stehen. — Schweig, du kannst nichts einwenden, du hast unverantwortlich gehandelt. Du hast mir alles eingebrockt, und jetzt legst du den Löffel fort und sagst: Iß allein! — Schäme dich! Du bist gar kein Mann, sondern ein Feigling! — Ach, ich arme Witib! Daß ich auch niemanden zur Seite habe, der die Ehre einer Frau zu schützen versteht."

Ohne auf die verdutzten Mienen Karaks zu achten, der sich nicht einer besonderen Schuld bewußt war, hatte sie vor ihm mit den Füßen gestampft, und jetzt schnitt dem alten Gesellen ihr Aufschluchzen durch das Herz. Da stand er vor ihr, die ihre Schürze vor das Angesicht geschlagen hatte und bitterlich weinte, und wußte sich nicht zu helfen. Alle Worte, welche Anna so heftig zurückgewiesen hatte, saßen ihm offenbar in der Kehle, er würgte und konnte kaum Luft holen. Wie Hagel waren die Anschuldigungen über ihn hereingefahren. Manche kannte er schon. Mit dem Fluchen hatte sie recht, das hatte er sich schon längst abgewöhnen wollen, hatte es auch dem Pastor schon versprochen, aber die Worte Prahlhans und Feigling kränkten ihn bitter. Aus dem Munde eines Mannes wären sie tötlicher Schimpf gewesen, aus dem Munde eines Weibes waren sie noch viel schlimmer. Dagegen gab es kein Mittel zum Ausgleich — das blieb auf ihm sitzen und mußte ihm schier das Herz abdrücken.

Er, der in zwanzig Schlachten bewiesen hatte, daß er dem Tode, ohne zu beben, ins Auge sehen konnte, er, der einst am liebsten mit lustigen Liedern in den Kampf marschiert war, der am ganzen Leibe in Ehren erworbene Narben trug, der seine Klinge mit dem Blute von Kroaten und Wallonen, Spaniern und Sachsen, Böhmen und Bayern gefärbt hatte, Auge in Auge, Mann gegen Mann — er ein Prahlhans und Feigling!

Was in aller Welt verlangte das Weib an Hülfe von ihm? Wehe dem, der sie angerührt hätte! Aber sobald er aufgetaucht, war jeder Unverschämte zurückgewichen, er hatte leider niemals zum Hinauswerfen kommen können. Die Ehre einer Frau schützen, das sollte er nicht verstehen, der seine eigene Ehre, Soldatenehre, seiner Meinung nach bisher so rein gehalten hatte, daß er keinen Flecken darauf geduldet? — Was meinte sie denn mit ihrer Rede? Richtig war es, daß sie ihn von der Landstraße genommen, aber nun, da er ihr gedient und sein Leben gerne für sie gegeben hätte, wünschte sie ihm den Strohsack im Amtsgericht! Richtig war es, daß er die ganze Sache mit seinem unseligen Rate angerührt hatte, den dummen Peter zu vexieren, der


Digitized by Google

sich nun plötzlich gar nicht so dumm erwiesen hatte. In voller Harmlosigkeit und in Freude an einem Scherz war es geschehen, aber dieser Peter verstand keinen Scherz, oder war er von Anfang an voll List und Verstellung gewesen? Jetzt übte er Zwang gegen ein Weib — ha — darauf ging Annas Rede — auf Peter wies sie hin, dem gegenüber sollte er als Prahlhans und Feigling dastehen?

Da sollte doch — nein, fluchen wollte er nicht. Einige Male ging er hastig im kleinen Raume herum und schnob dabei wie ein zorniger Eber. — Dann hob sich seine Brust im Bewußtsein, daß hier noch Abhülfe zu schaffen sei, und daß er das Mittel wüßte, den Prahlhans von sich abzuwälzen, dem Peter das Unwürdige seiner Handlungsweise zu zeigen und zugleich ein Beschützer der Nichte zu sein.

„Sei ruhig, Anna!" sagte er plötzlich in festem Tone. „Ich helfe dir. Ich will nicht fluchen und schwören, aber ich helfe dir. Peter Gruwel hat Gefühl für die Ehre eines Mannes, das hat er selbst offenbart, er muß dich freilassen, oder ich zwinge ihn, so wahr ich Achim Karak heiße."

Bevor sie fragen konnte, was er vorhabe, war er fort. Sie erhob sich und trocknete ihre Thränen. Neue Hoffnung tauchte wieder auf, denn der Oheim hätte nicht so zuversichtlich gesprochen, wenn er nicht einen guten Plan gehabt hätte. Die Arbeit geriet der ganz Entmutigten wieder zum Heilmittel und zur Zerstreuung der schweren Gedanken.

Karak aber hatte dafür seine liebe Not gefunden. Er erwog und verwarf, griff die Arbeit mächtig an und stand müßig, grübelte und suchte alte Erinnerungen hervor, wollte Bruch und Form für sein Vorhaben, wie er beides einst genau gekannt hatte, in keinerlei Weise vernachlässigen, sprach nicht am Abend, schlief nicht in der Nacht, und morgens, als der Tag graute, da war ihm das schwere Werk in Gedanken gelungen, und nun mußten seine Gedanken auch in Form gegossen werden, das war noch schlimmer.

Es war viele Jahre her, daß diese steifen Finger zuletzt Buchstaben geschrieben hatten. Jetzt galt es, zu einem Brief die Anrede, den Anfang u. s. w. zu finden, ungeheuerliche Dinge, vor welchen dem wackeren Soldaten grauste. Aber „Prahlhans, Feigling!" hatte man ihm gesagt, der einzige Weg zur Abwendung des dauernden Schimpfes ging mitten durch einen Brief hindurch. Man sollte doch sehen, daß er nicht bloß fluchen und lästern konnte, nein, auch Vielerfahrenheit in Ehrensachen beweisen, und nachdem er die eingetrocknete Tinte verdünnt und nach langen, fruchtlosen Versuchen endlich eine Krähenfeder brauchbar zurecht geschnitten hatte, schrieb er seinen Brief:

Monsieur!

Den Herrn in seinen vielen Geschäften zu stören bin ich zwar übel anzubringen gewesen. Als aber Anna Klausen, des Seel., Hans Möllers hinterbliebene Witwe zu vielen mahlen inständig bey mir angesuchet, mit dem Herrn bewußte Sache zu bereden, habe ich mich nicht länger entziehen können. Bitte solches bestens zu deuten.

Kann ich demnach unangefüget nicht lassen, waßmaßen des Herrn Rede und Klage gegen besagte Anna Klausen, Hans Möllers hinterbliebene Witwe mir sehr übelanständig und einem Manne unverantwortlich zu sein scheint. Gebe also dem Herrn in aller Regel einen Hundsfott und lasse es seinem ohnfraglich ehrpflichtigen Ermessen, ob er solchen gutheißen will. Es möge dem Herrn belieben, mich zum Beweise meiner Sache vor die Klinge oder das Rohr oder die Pike zu fordern, zu Fuß oder zu Roß. Ich bin bereit, die Wahrheit mit Transetzung von Leib und Leben zu beweisen.

Mit der fleißigen Bitte, mir hierunter nichts zu verübeln, sondern vielmehr mich meines Anerbietens genießen zu lassen, versehe ich mich angenehmer und billiger Willfahrung, der ich hingegen bin

des Herrn

dienstwilliger Diener

Achim Karak, Wachtmeister.

Digitized by Google

Es war Mittag, als die Müllerin an des Alten Verschlag pochte, nachdem sie ihn vergebens in Hof und Feld gesucht hatte. Er wischte sich die dicken Schweißtropfen von der Stirne, verbarg sein Schreiben und begab sich zum hastigen Essen, ohne auf der Witib neugierige Fragen anders als durch allerlei geheimnisvolle Andeutungen zu antworten.

Den wohlverschlossenen Brief sandte er durch Gelegenheit an Peter Gruwel, und nun wartete er den Erfolg ungeduldig ab, wanderte hin und her, schlich heimlich auf die Spähe, um zu sehen, ob nicht eine Antwort zurückkomme. Natürlich würde Peter, so dachte er, auf die Pike annehmen, nicht gerade ehrenhaft für den Wachtmeister, aber doch willkommen, um dem Grünschnabel alle Lust zu weiterm Vorgehen zu versalzen. Wenn er um Quartier zu bitten genötigt würde, dann sollte die Bedingung der Gewährung sein, daß er von allen ferneren Anschlägen freiwillig zurückträte. Dem jungen Menschen gleich das Leben zu nehmen, hatte Karak keine Neigung. denn wer sich mit einem altgedienten Wachtmeister in einen Kampf einließ, wurde durch seinen Mut schon vor vielen ausgezeichnet.

Der Abend kam, und Antwort war nicht da. Ratlos saß Karak abermals auf seinem Lager und quälte sich mit der Lösung der schwierigen Frage ab. Daß Peter, der etwas auf Ehre hielt, trotz der ihm schriftlich gegebenen Beschimpfung sich nicht stellen würde, kam dem Soldaten nicht entfernt in den Sinn. Vielleicht hatte er den Gegner unterschätzt, die Form, die immerhin nicht ganz tadellos war, hatte diesen zur Mißachtung des Schreibers getrieben; die Erwähnung des Rosses war einst Brauch gewesen — jetzt aber war im ganzen Städtchen kein Pferd. Oder Peter konnte keine Zeugen finden, Achim hatte ja auch niemanden, den er bitten mochte, sie mußten sich also gegenseitig vertrauen.

Besaß der Gegner etwa keine gute Waffe? Oder hatte er es gar empfunden, daß kein Handschuh mit dem Schreiben übersandt war, und daß also die Erklärung gefehlt hatte, daß Karak denselben auf freiem Felde im ehrlichen Kampfe wiederzuholen bereit und willig sei? Ein solches Fehdezeichen wäre, abgesehen von alten zerrissenen und vielgestopften Handschuhen, nirgends aufzutreiben gewesen. Peter Gruwel war vielleicht in solchen Sachen empfindlich, also setzte Karak sich abermals zum Schreiben. Diesmal faßte er sich kürzer:

Monsieur!

Weilen die angeregte Sache noch nicht ihre Endschaft hat erreichen können und etzliche Säumniß wider Erwarten angestellet, so gedenke ich, daß der Herr wohl erwogen hat, daß solches nicht mit der Ehre verträglich; aber einen Handschuh besitze ich nicht, und der Herr wird es nicht wider sich sein lassen, sich vor diesmal in die Zeit zu schicken, wessentwegen der Herr mir nicht verübeln wird, wenn ich ihn ersuche, einen baldigen Termin ohne Roß zu benennen, darmit der Herr oder ich zur Ruhe gelangen möchte. Getröste mich großgünstiger Erhörung. Kann ich außerhalb der Sache in ichtwas dem Herrn nützen, so werde ich sein

des Herrn dienstwilliger Diener

Achim Karak, Wachtmeister.

Kaum hatte der Alte dieses Schreiben fertig gestellt, so hörte er die Klinke zur Hausthüre gehen, ohne daß der Hund anschlug. Anna konnte es nicht sein, vielleicht fügte es sich, daß jemand kam, der den Brief sofort bestellen konnte. Siehe, da stand Doratie Winters vor Karak und geberdete sich, als habe sie wer weiß wie wichtige Nachricht zu bringen.

„Sieg! Sieg!" rief sie. „Wo ist die Möllersche? Ha, der Schelm, ha, der Tropf! Hats hier versucht, und es ist ihm nicht gelungen, und gedenkt nun, auf andere seine Sprenkel zu stellen."

„Von wem redest du?" fragte Karak, der die Jungfer längst nicht mehr leiden konnte, mit Zurückhaltung.



„Von eurem Todfeinde, von dem schändlichen Peter Gruwel, dem Heuchler, dem Betrüger, dem Erzbösewicht, dem man endlich seine Tugendlarve vom Gesicht reißen kann. Frei seid ihr, Anna ist frei, und Peter Gruwel muß Kirchenbuße thun, und ich will ihn verspotten — so weit — so weit will ich ihm die Zunge herausstrecken!" Und plötzlich zeigte sich vor Karak ein blendendes Gebiß mit einer weit vorgestreckten Zunge, daß er fast erschrocken zurückwich.

„Du hast nicht mehr nötig, dich zu üben," sagte er. „Ich sah es nie in meinem Leben besser machen. Also winde das rote Schlänglein wieder auf und sprich dann deutlich aus, was deine Geberden nicht erraten lassen. Was willst du?"

„Was ich will? He? Was ich will? Ahnst du es noch nicht?" schrie sie, indem sie versuchte, sich mehr zu erregen, und ihre Augen unsicher durch alle Ecken des Raumes gleiten ließ, sorgsam den scharfen Blick unter den buschigen Augenbrauen hervor vermeidend. „Helfen will ich euch gegen Peter Gruwel!"

„Helfen können wir uns selbst!" sagte Karak würdevoll. „Was willst du weiter?"

„Laut schreien will ich es auf der Straße, daß Peter ein Scheinheiliger ist, hier sich verlobt und anderswo den Mädchen nachläuft. Gestern Abend ist er zu mir ins Haus geschlichen, und wenn ich nicht ein ehrbares Mädchen gewesen wäre . . ."

„Gewesen wäre!" unterbrach sie Karak mit beleidigendem Hohn. „Wie lange ist das wohl her? Was du jetzt von Peter Gruwel sagst, ist erlogen. Er ist ein eigensinniger Mensch, aber er ist ein Ehrenmann."

„Ehrenmann? Ehrenmann?" kreischte jetzt in gellendem Tone Doratie. „Ja, 's hat sich was damit! Wo hat er seine Ehre sitzen?"

„Er weiß, daß du kein Sachkenner bist, und wird dir also wohl nicht erlauben, darnach zu suchen," sagte Karak.

„Pfui, ach pfui, du alter Tugendgeck, der seine Ehre darin gesucht hat, dem Steckenknecht immer wieder unter den Fingern durchzuschlüpfen! Und die Anna soll ihn nicht freien! Du hast sie hineingebracht in das Elend, und ich will sie wieder herausziehen. Mit drei heiligen Eiden will ich beschwören, daß er seiner Braut die Treue gebrochen hat, ja, ich wills ihm schon zeigen, was es heißt, sich gegen eine Jungfer übel verhalten."

„Was deine Eide anlangt, so will ich gelegentlich unsern alten Regimentsauditor in Wismar fragen, was deine Eide wert sind, und was das letztere anlangt —" hier sprach Karak ein sehr grobes Wort aus; es war um die Haltung Doratiens geschehen, mit vorgespreizten Fingern wollte sie wie ein Raubtier über sein Antlitz herfallen, aber der alte, verschmitzte Kriegsmann war des Ueberfalls gewärtig gewesen, er ergriff einen Napf mit Wasser und wehrte sich durch geschickten Guß. Dann lachte er, als Doratie aus der Thüre stürzte, und dann erschrak er, denn er gedachte plötzlich des mit vieler Mühe fertiggestellten Briefes. Wenn derselbe in dem lustigen Tanze Schaden gelitten hatte, dann kostete es noch einmal die heiße, schwere Arbeit mit dem Federkiel.

Nein, der Brief war ungeschädigt und konnte, abermals durch einen Boten, zu Peter Gruwel wandern, ja, er hatte eine bessere Wirkung, als die erste Sendung, denn es kam die schriftliche Antwort zurück.

Mit Würde, wie jemand, der bei einem Ehrenhandel die rechte Haltung aus vieler Uebung zu bewahren weiß, entfaltete ihn der Alte und las, und dann — zu seiner Schande sei es bemerkt — fluchte er wieder einmal, daß der Ruß von der Decke fiel. In dem Briefe stand nur:

„Wenn Du ein Narr bist, glaube darum nicht, daß Andere es auch sein müssen. Peter Gruwel."

War es möglich, daß ihm das geboten wurde? — Er hielt die Augen einen Augenblick geschlossen, um sich sammeln zu können, nahm abermals den Brief mit den dicken, steifen Buchstaben vor und las. Darauf folgte noch einmal, trotz seines Versprechens gegen den Pastor, eine fürchterliche Lästerung.

Was half es? Was nutzte es, daß er hernach das Papier mit gestrecktem Arme

Digitized by Google

von sich hielt und mit stieren Blicken darauf sah, wie jemand, der sein Todesurteil erhalten hatte?

Zum Prahlhans und Feigling war nun der Narr gekommen! Und einem Manne gegenüber, der in seiner stumpfsinnigen Lebensanschauung kein Verständnis für Mannesehre hatte, war keine Möglichkeit, in einer Weise, die dem Soldaten wohlanständig war, den üblen Handel zu erledigen. Schrieb wirklich so der, den er soeben noch als Ehrenmann bezeichnet hatte, dem er die Auszeichnung hatte gönnen wollen, vor seiner Klinge zu stehen, obgleich er eigentlich um nichts höher als ein Bauer zu achten war?

„Feigling!" brüllte der alte Graubart in namenloser Wut und schleuderte den zusammengeballten Brief in eine Ecke.

Ha! Da war es abermals, das widerwärtige Wort! Achim Karak fuhr heftig zusammen, als hätte es ihm selbst gegolten. —

Die nächsten Tage vernichteten den Rest von Lebensfrische, welcher in der Mühle geweilt hatte. Auf des alten Wachtmeisters Stirne thronte nur finstere, verschlossene Stimmung, er redete nicht, sondern zernagte über die Schande, welche ihm angethan war, sein Inneres. Anna Klausen sah ihn zuweilen beängstigt und prüfend an, dann eilte er davon zu kommen, denn er las in ihren Augen die Erneuerung ihrer Vorwürfe. Sie hatte in der Ecke den zusammengeballten Brief gefunden und denselben gelesen. Daraus schloß sie richtig, daß Karak nach Gruwels Ansicht einen närrischen Streich gemacht habe, aber als sie endlich wagte, ihn zu fragen, erhielt sie eine solche Antwort, daß sie, die Mundfertige, ganz das Reden vergaß.

Sie hörte in seinem Verschlage in der Nacht oft hantieren, und als sie durch eine Spalte lugte, sah sie, daß er mit Unheil brütender Miene an dem Feuerrohr putzte, das er ja ohnehin schon sonst wie sein höchstes Wertstück gehegt und in Ordnung gehalten hatte. Da ergriff sie gewaltige Angst, daß er sich ein Leid anthun wollte; aber je mehr Anna versuchte, sich ihm zu nähern, um ihn zu überwachen, um so mehr floh er vor ihr, und schließlich verweilte er stundenlang draußen, ohne zu verraten, wo er gewesen war. Gearbeitet hatte er nicht, weder an dem Wasser, noch in der Wiese, noch auf dem Acker. Die Mühle wurde vernachlässigt, das hatte in dieser Jahreszeit nicht gerade viel zu bedeuten; aber das schöne Wetter ging für die Außenarbeit vorüber, und der Schaden mußte für die Ernte groß werden.

Wo weilte Achim Karak bei seinen Ausflügen? Er hielt sich meistens in dem alten Kirchturme versteckt, der noch so da lag, wie der Krieg ihn gestaltet hatte. Es wucherte üppiges Gestrüpp zwischen den verkohlten Balken, und von oben herab raschelten bei jedem stärkeren Winde die losen, abgebröckelten Steine hernieder. Auf dem höchsten Mauerteile stand das Nest eines Habichts, der dem in der Nähe wohnenden Küster sein Hühnervolk zu verringern bemüht war. Jeder Mensch vermied die Ruine, in der es spuken sollte, zerschmolzenes Glockengut war ja in derselben längst nicht mehr zu finden. Der zum Bauen eifrige Pastor hatte noch seine Not mit andern nötigeren Gebäuden, und er war der einzige, der sonst gelegentlich noch einmal durch die Trümmer zu steigen versucht hatte.

Hier in einer Ecke weilte Achim Karak, nachdem er sich bemüht hatte, zu dem an einem Ende der Stadt liegenden bebuschten Hügel unbemerkt anzuschleichen. Hier belauerte er den, den er für seinen Todfeind hielt, den, der Schmach über ihn gebracht hatte, die nur durch Blut abgewaschen werden konnte. Peter Gruwel kam zumeist bei sinkender Sonne ahnungslos am Kirchhofe vorüber und wanderte dem Küster zu, um sich in der Schreibkunst zu vervollkommnen; dabei hatte ihn Karak beobachtet und also seinen Plan gebaut.

Eines Abends stand er hier mit dem Feuerrohr in der Hand. Der Tag war glühend heiß gewesen, die Mauern strömten noch Hitze aus, Karaks Atem war schwer und beklommen, und er wischte sich oft die Schweißtropfen von der Stirne.

Jetzt wehte ein kühles Lüftchen von den Wiesen herüber und spielte neckisch um


Digitized by Google

sein Haupt, leise lispelten die Blätter der hohen Linde, und im Gemäuer hub ein Vöglein sein Abendlied an. Es sang eine wunderbare Melodie, denn als der kleine Sänger mit leisem Zirpen sein Haupt unter die Flügel gesteckt hatte, da war es dem finstern Manne, als habe es ihn in einen süßen Traum versenkt. Warum sonst tauchten ferne Bilder aus seiner Kindheit wieder auf, wie er mit andern Knaben hier auf dem Friedhofe am Abend gespielt hatte und der sinkenden Sonne zugeschaut, hatte mit seinen Freunden auf der Turmschwelle gesessen und gegrübelt, wohin sie ginge und warum sie erröte? Wie hoch der Himmel sei, die Frage war einmal Ursache gewesen zu arger Entzweiung. Von der Recknitz im Thale wußte man so viele Schauergeschichten, daß die Kinder, von plötzlichem Grauen erfaßt, verstummt und dann mit großen Sprüngen geflohen waren, weil es ihnen geschienen hatte, als ob es in der Dämmerung hinter den Grabdenkmälern unheimlich seufze.

Heftig erschrak Karak, denn plötzlich läutete der Küster die Betglocke, die in der hohen Linde hing. Unwillkürlich fuhr die Hand des Alten zur Mütze — doch nein — zum Beten war er nicht hergekommen. Bald mußte sein Feind nahen, derselbe sollte heute seinen letzten Tag haben, damit man auf der Mühle wieder in alter Weise des Lebens sich freuen könne. Karak faßte sein Rohr fester und prüfte sorgfältig, ob das Pulver auf der Pfanne nicht verschüttet sei. Als er durch die Lücke, welche durch Verbrennung der kleinen Seitenthür im Turme geschaffen war, auf den Friedhof hinausspähte, entdeckte er mit Staunen zwei neue Gräber, welche am Tage fertig gemacht waren. Alles Gestrüpp war aus der Nähe entfernt, die Hügel waren beide gewölbt und mit Grassoden belegt, so daß man merken konnte, daß eine sorgsame Hand hier thätig gewesen war; ja, zu Häupten eines jeden Hügels war ein Loch gegraben, um offenbar einen Pfosten oder ein Kreuz zur Erinnerung an die dort Ruhenden aufzunehmen. — Niemand war in der Gemeinde in der letzten Zeit beerdigt, also mußten wohl alte Hügel erneuert sein — ein gutes Werk, das Andenken der Geschiedenen wachzurufen!

Wo lagen seine Eltern?

Er schämte sich, denn er wußte es nicht. Sicherlich auch auf diesem Friedhofe, sicherlich unter wüstem Gestrüpp in verfallenen, zerwühlten Hügeln, er hatte ja nicht an der offenen Gruft gestanden und ihnen nachgeweint; etwa in der Richtung, wohin gerade der Lauf des Feuerrohrs zeigte, mochte ihre Grabstelle sein, aber er hatte, so lange er wieder daheim war, nicht an sie gedacht. Warum erinnerte er sich jetzt gerade der Toten? War es überhaupt gut für jemanden, der ein bewegtes Leben hinter sich hatte, zu eifrig in die Vergangenheit zurückzugehen? Was konnte da nicht alles auferstehen, was man nicht gerne sah! Es durchschauerte ihn an der Stelle, wo viele Tote ruhten.

Er hub die Augen auf und blickte zur andern Seite durch die Lücke der großen Turmpforte hinaus auf die weite Wiesenfläche, um seine Gedanken zu zerstreuen. Am blauen Himmel zog langsam ein weißes Wölkchen dahin, es löste sich auf in einzelne Flocken, jetzt war es nur noch ein lustiges Gewebe, endlich verschwand es ganz. Das weite Recknitzthal lag im Abendfrieden, das Flüßchen zog sein schmales Band in allerlei Windungen hindurch, es blitzten seine Wasser zuweilen, und wenn der Schein dem Wartenden ins Auge flog, dann war es ihm, als wollte es ihm etwas sagen, als böte es traulichen Gruß.

Und siehe, da kam es leicht beschwingt, flatternd aus der Tiefe heraufgeflogen, hin und her fuhr es, als ob es etwas suche — husch, da hockte es neben ihm an der Mauerlücke und breitete die Flügel, das war ein Herrgottspferdchen — so sagten einst die Kinder. Karak gedachte, daß seine Mutter ihm auf seine Frage, ob denn der Herrgott darauf reite, geantwortet hatte: „Nein, aber es ist ein Pferdchen, welches er in seinem Stall für seine Boten hält, vielleicht, daß ein Englein darauf durch die Welt zieht."

Ha, da kam Peter Gruwel gerade um die Ecke!

Digitized by Google

Wie seltsam ausgerüstet schritt er daher! Auf der starken Schulter trug er zwei große Grabkreuze, angestrichen und mit Inschrift bemalt, die schleppte er zu den beiden Grüften und ließ sie vorsichtig in die Löcher ein, dann atmete er auf, reckte sich, um die unter der Last gedrückten Muskeln geschmeidig zu machen, trat endlich zurück und maß mit den Augen, um zu sehen, ob die Kreuze auch gerade standen.

Das war der rechte Augenblick, Karak hob vorsichtig sein Rohr und zielte — da flog plötzlich das Herrgottspferdchen auf und flatterte in der Schußrichtung, schwirrte vor dem Laufe hin und her, setzte sich auf die Spitze, und dann hob es sich und segelte von dort geradezu auf eins der beiden Kreuze.

Ein freundliches Lächeln glitt über Peters Züge, als er das Tier sah, und Karak hörte deutlich, daß er sagte: „Herrgottspferdchen!" Ja, Peter stand und wartete geduldig, bis es weiter flog. Dann machte er sich daran, die Erde an den Kreuzen festzustampfen, damit sie nicht wieder herausgerissen werden könnten. Die Arbeit war schnell gethan.

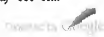
Abermals stand Peter still und übersah mit zufriedenen Blicken sein ganzes Werk, abermals machte Karak, der seine frühere Verwirrung finster, mit Trotz, mit zusammengebissenen Zähnen überwunden hatte, sich daran, den Lauf des Rohres zu richten — und nun — kniete Peter nieder, zog seine Kappe ab und sprach am Grabe seiner Großeltern sein stilles Gebet. Da hörte er ein plötzliches Poltern im Turm, und als er aufsah, entdeckte er nur noch, wie ein Mann hastig zwischen den dichten Büschen des Holunders durchbrach, offenbar war es der Lauf eines Feuerrohres, was zwischen den Zweigen hindurchlugte, ja, Karak schien es zu sein, der am Fuße des Hügels hinter den Häuserresten verschwand; Peter kümmerte sich nicht drum, er dachte nur, daß der Alte jetzt ihm erst recht böse sein würde, weil er beim Anstand auf den Habicht gestört worden sei.

Karak aber traf daheim die Witib in völlig verzweifelter Stimmung. Abermals war ein Schreiben vom Amte angelangt, darin stand etwas von hartnäckiger Renitenz, von gewaltsamer Ueberführung auf die Büßerbank, von Konsistorium, und was dergleichen fürchterliche Dinge mehr waren. Vom Strohsack stand noch nichts darin, aber das war erst recht bedenklich, daß man so geheim damit hielt.

Ihm sprudelten die schwersten Vorwürfe der Geängstigten entgegen: Wo er hätte schweigen sollen, da hätte er den großen Mund gehabt, und wo er reden solle, da schweige er; was herausgekommen sei bei all seinen Zusagen von Hülfe? Wo denn sein schöner Plan sei? Der Sonntag würde nicht auf sich warten lassen, der unerhörte Schande über sie brächte. Nein, bevor sie diese dulde, würde sie ins Wasser gehen, sie wüßte wohl, wo der Mühlteich am tiefsten sei. „Hilf mir, liebster, bester Oheim," rief die leidenschaftlich Erregte und warf sich um seinen Hals. „O Gott, was für ein armes, verlassenes Weib bin ich doch!" Da brachen ihre Thränen wiederum einmal wie zwei Bächlein hervor.

Weiberthränen! Den Mann, der vor ihm geweint, den hatte er sonst stets zu Boden geschlagen, vor den weinenden Augen einer Frau war er verzagt wie ein gescholtener Pudel davon geschlichen. Seine Nichte, seine Tochter, für die er gerne gestorben wäre, für die er noch vor kurzem sein Leben hatte einsetzen, einen Mord begehen wollen! — Und nun hörte er gar unter ihrem Schluchzen Worte heraus, die ihn zwangen, vor Entsetzen sich in die buschigen Haare zu greifen. „So geh nur hin zum Pastor, heute Abend noch, jetzt gleich, und sage ihm, ich wollte den — Peter Gruwel — heiraten, wenn damit alles abgethan werden könnte."

Da war also der Verzweifelten der Verstand verloren gegangen, sie redete im offenbarsten Irrsinn! Karak wagte kein Wort zu entgegnen, die Witib wartete lange auf seinen Zuspruch, dann sagte sie wieder: „So geh doch!" — Sie schrie es, indem sie sich aufrichtete und die Hände rang, noch einmal. „Steh nicht so herum und martere mich nicht durch dein Anstarren! Oder willst du das nicht einmal thun? Soll ich am Ende gar zu — Peter Gruwel — selbst gehen und ihn bitten, mich vor dem



Untergange zu bewahren dadurch, daß er mich als sein Weib annehme? Geh hin und sag ihm" — bei diesen Worten fuhr sie auf und ballte ganz bitterböse die Faust — „sag ihm, daß ich mit ihm zu dem Altar treten wollte, aber Gott möge ihm gnädig sein, wenn er es wagen sollte, über diese Schwelle zu kommen. Und müßte ich ihn im Schlafe erdrosseln, so wollte ich es gerne thun, um mein Geschlecht an dessen Verächter zu rächen."

Plan lag in solchen Worten, gar kein übler Plan — so sagte sich Karak — der mußte zum Ziele führen. Wenn hernach das Weib sich den Mann vom Leibe und vom Hause halten würde, wen ginge es etwas an? Peter Gruwel würde sich, um sich nicht lächerlich zu machen, schon hüten, davon zu reden, weder zum Pastor noch sonst zu jemandem — aber — aber — einen Fehler hatte der Plan! Peter würde sich den Eingang zu seiner Frau erzwingen, und wenn er mit seinem runden dicken Kopf das Thor einrennen sollte, der bliebe als Ehemann gewiß nicht an der Schwelle wie ein Bettler stehen.

Karak wollte auf Anna einreden und ihr solche Bedenken vorstellen: „Anning," sagte er, „es geht wahrhaftig nicht — ich — ich — will lieber für dich die Sache absitzen." Aber da kam er schön an. Die zornige, gereizte Frau empfand es als ein Labsal, einen Ableiter für ihre Erregung zu finden. Was da an Worten über das Haupt des Alten hereinhagelte, daran hat er später nur mit Schrecken gedacht. Anfangs wartete er, ob nicht unter dieser unerhörten Leistung die Zunge aus dem Munde fliegen würde, nein, sie rollte nur um so leichter, je länger gebraucht. Dann betastete er sich hier und da, um zu merken, ob er wirklich noch Gefühl und Empfindung habe, denn es blieb nichts an ihm, was nicht durch spitze Pfeile getroffen wäre, und als nun immer wieder der Gedanke der Witib darauf zurückkam, daß sie sich habe bisher leiten lassen und nun einmal selbst die Sache in die Hand nehmen wolle, und als es immer wieder hieß: „Geh doch! So geh doch und thue, was dir gesagt wird, oder ich muß zuletzt gar selbst noch gehen —" da trollte er geschlagen davon. Unterwegs dachte er sich eine List aus, kehrte um und log, daß er den Pastor nicht zu Hause getroffen habe. Indessen war er sogleich mit zwei Sätzen wieder draußen, wagte nicht einmal, noch einen Blick zurückzuwerfen, sondern ging den Weg gehorsam, den er gewiesen war.

Also endlich! Da war es nun fertig! Den Gang zu Peter Gruwel nahm ihm der Pastor ab und verwunderte sich über dessen ruhige Stimmung, die von Triumph und von hämischen Bemerkungen oder von irgend welchen häßlichen Klängen sich völlig frei hielt. Er glaubte in Peters Charakter die Sicherheit zu haben, daß doch noch alles gut würde, und daß diese Ehe der Gemeinde nicht zum üblen Vorbilde geführt werden möchte; der Tag zur Hochzeit wurde festgesetzt, das Aufgebot sollte schon am nächsten Sonntage ein für allemal vollzogen werden. —

Wo waren die frischen Wangen Anna Klausens geblieben? Wo ihr schelmisches Lächeln? Woher stammte der herbe Zug um die einst so vollen Lippen? Es war zum Erbarmen, wie das junge Weib verfiel! Karak meinte, es müsse sich ihm das Herz umkehren, so oft er sie ansah. Was sie in Angriff nahm, wurde in gewohnter Weise durchgeführt, nur ohne Freude, ohne teilnehmenden Sinn. Handarbeit gelang ihr gar nicht mehr; so oft sie zu nähen oder zu stricken versuchte, sanken ihre Hände in den Schoß, und ihre Blicke gingen ins Weite, die Augen öffneten sich dann allmählich, als ob sie etwas Fürchterliches sähe, sie schauerte plötzlich zusammen, und dann sprang sie in ihrer Herzensangst auf, um hinauszulaufen, oft noch spät am Abend dahin, wo das Wasser rauschte. Karak folgte ihr unbemerkt, denn er fürchtete ernstlich, daß sie sich ein Leids anthun könnte. Wenn er hinter der Stallecke lauerte, dann verwünschte er seine Verzagtheit, daß er dem Peter nicht mit raschem Entschluß das Leben genommen hatte, als er es doch in der Hand gehalten. Prahlhans, Feigling! Zehnmal hatte er diese Vorwürfe verdient! Und er biß die Zähne zusammen und schwur, daß der steif-

Digitized by Google

nackige Wicht, der den „Narren" hinzugefügt hatte, doch noch einmal bei Gelegenheit sehen sollte, daß er sich nicht beschimpfen ließe.

Weiter rannen die Tage wie die sprudelnden, tosenden Mühlwasser, mit deren Anblick Anna die unruhigen Gedanken des Herzens zu betäuben vergebens versuchte. Dann kam jener gefürchtete Freitag, der sie an den ungeliebten, verachteten, gehaßten Mann binden sollte und sie darnach als Witwe einsam im Hause lassen. Heiter stieg das Tagesgestirn empor und lächelte über die Qualen einer Frau, die ihr eigenes Herz noch nicht verstand, als könnte es aus dem Vielen, was es auf seinem täglichen Gange durch die Welt gesehen, schließen, daß doch noch am Ende alles gut werden würde. Herrlich blaute der Himmel, den Tag zu schmücken mit dem Besten, was er hatte, da die Braut sich jeden Schmuckes bar hielt.

Karak sollte sie als Zeuge geleiten, aber in der entscheidenden Stunde war er nicht zur Hand; je mehr die Müllerin sich mit Anstrengung zu beherrschen versucht hatte, desto mehr war seine Erregung gewachsen. Zuletzt war er wieder zu seinem Verschlage gesprungen, hatte sein Rohr genommen und war, unbemerkt von Anna, davon geglitten in der Richtung auf die Kirche zu.

Peter hatte niemandem offenbart, was in seinem Innern vorging. Den neugierigen Mienen der Bürger setzte er einen so eigentümlichen Blick entgegen, daß es keiner für geraten fand, ihm mit einem Worte zu nahe zu treten. Selbst im Alleinsein mit seiner Mutter wollte er seine Verschlossenheit bis zuletzt bewahren; aber es gelang ihm schlecht. Er brauchte ja nur mit der Lippe zu zucken, und sie verstand ihn schon. Jetzt kam er in seinem Sonntagsrock, um von ihr Abschied zu nehmen, ganz seinem Vater in der Haltung ähnlich, nur noch etwas breiter in den Schultern und steifer im Rücken.

„Mutter," sagte er, „hab ich deinen Segen?"

„Ob diesen Gang wohl der liebe Gott mit dir thut, mein Sohn?" lautete die Antwort.

„Ich weiß es nicht gewiß, Mutter, darum will ich zu aller Sicherheit jetzt zu ihm gehen."

„Ach, Peter, Peter, meinst du, daß er an dem Altar von Backsteinen wohnt, den sie dort aufgemauert haben?"

„Er sieht heute ganz stattlich aus, Mutter, Klaus Sötmelk hat dafür gesorgt, daß eine Decke darüber hängt, welche die Pastorin geliehen hat, und es ist allerlei Grünes rings herum gestreut."

„Und wenn er von Marmelsteinen und Sammt und Seide wäre, glaubst du wirklich, daß du Gott dort findest? Mir ist so bange, mein Einziger, daß du ihn auch dort verfehlst!"

„Wo wohnt er denn, Mutter, wenn nicht am Altar im Gotteshause?"

„Nicht im Hause von Stein, das mit Händen gemacht ist, Peter, sondern in uns selbst oder ferne von uns. Das letztere fürchte ich bei dir. Du trittst an seinen Altar und willst ihm ins Gesicht lügen."

„Mutter —"

„Sieh mich an. Kannst du sagen, daß du die Witwe, welche dich verschmäht hat, von Herzen lieb hast?"

„Ja, Mutter!"

„Du hast nie gelogen, Peter, um Geld und Gut nicht und nicht um Ehre. — Aber um dir ein Weib zu gewinnen, bist du keinen guten, lautern Weg gegangen. Du willst die verderben, der zu Liebe du dein Leben hättest einsetzen sollen. Oder kannst du sie glücklich machen?"

Peter schwieg.

„Meinst du, daß es etwas Gutes bedeutet, wenn eine Braut mit Angst und Zittern und mit heißen Thränen an den Altar tritt?"

„Sie wird nicht zittern, verlaß dich darauf, und weinen wird sie auch nicht. Es sind ihr zuviel Leute da, die es gar gerne sähen."

„Ist sie so stark, mein Sohn, wie soll sich dein Leben an ihrer Seite gestalten? Wer soll nachgeben?“

„Das wird sie thun, weil sie so stark ist, ich weiß es. Lange wird es währen, aber sie wird sich selbst schon zwingen. Ich kann warten, und sie soll lernen, daß ich nicht müde werde und mich nicht meistern lasse.“

„Am Mißlingen, Peter, hängt ein verfehltes Leben und ein frühes Grab. Wenn sie nun so stark ist, daß sie niemals nachgiebt? So starrköpfig wie du, Peter? Da müßt ihr euch ja gegenseitig zerreiben.“

„Sie hat schon nachgegeben, und sie wird es auch ferner noch thun.“

„Was meinst du, werden die Leute sagen zu eurem Hauswesen, in dem kein Frieden wohnen kann?“

„Anfangs viel, nach etlichen Wochen nichts, denn ich will schon dafür sorgen, daß über das Gehege der Mühle nichts hinüber schallt von dem, was man drinnen treibt. Zur Mühle können sie kommen, aber nicht ins Haus; ich habe genug von Zwischenträgerinnen.“

„Du kennst die Welt nicht, Peter. Gerade der Umstand, daß du dich abschließest, lockt sie an. In dieser bedrängten Zeit brauchst du sie, und sie braucht dich. Versagst du ihr deinen Beistand, so rächt sie sich durch Feindschaft. Jetzt thust du sie in Bann, darnach sie dich, denn sie läßt sich nur beeinflussen von dem, der mitten in ihr steht. Lasse dich noch einmal bitten, mein Sohn, noch kannst du zurück.“

„Nein, Mutter, es ist unmöglich, jetzt kämpfe ich meinen Kampf aus oder — sieh, da kommt Klaus Sötmelk, um als mein Zeuge mich abzuholen. Ich rede dir nicht mehr zu, daß du mitgehst, vielleicht ist es auch besser so. — Gieb mir deine Hand! Mutter, hab ich deinen Segen?“

Die alte Frau bezwang ihre Unruhe und sagte: „Du handelst nicht recht, aber du weißt nicht, was du thust. — Gott sei mit dir! — Du gehst einen falschen Weg, Gott behüte dich! — Du bleibst mein Sohn, auch wenn du von mir gehst. Gott segne dich!“

So schieden Mutter und Sohn, beide Männer gingen zusammen und zwar, wie es sich geziemte, mit ruhigem Schritt die Hauptstraße hinunter der Mühle zu.

Die Braut hatte überall nach Karak gesucht und gerufen, denn sie war entschlossen, mit ihm die Ankunft des Bräutigams vor dem Hause zu erwarten, er sollte ja nicht über die Schwelle. Aber es kam keine Antwort, und ihre Ratlosigkeit stieg auf den Gipfel, als sie an dem Toben des Hundes das Nahen des Gehaßten erkannte.

Schnell rückte sie vor dem Spiegel ihren einfachen dunklen Anzug, der die feine Blässe des Antlitzes wunderbar hob und ihr trefflich stand, zurecht, prüfte den Sitz der Haube und trat dann ganz allein durch das Thor dem Bräutigam entgegen. Der fragte wohl erstaunt und sichtbar verlegen nach dem Oheim, der als Zeuge hatte dienen sollen, sie zuckte die Achseln und wagte nicht, die festgeschlossenen Lippen zu öffnen aus Furcht, ihre Aufregung zu verraten. Das Brautpaar ging der Kirche zu, und Klaus Sötmelk kam aus dem Kopfschütteln nicht heraus. Was für eine Hochzeit war das! Bei dem Leichenzuge des Allerärmsten hätte es nicht trauriger sein können. Nein, die beiden jungen, kräftigen schmucken Leutchen, die vor ihm gingen, und ihm immer wie für einander geschaffen geschienen hatten, die das Leben von der rosigsten Seite hätten auffassen sollen, da sie ja noch gar nichts von seiner Bitterkeit kennen konnten, hätten ja mit Jauchzen sich bei der Hand fassen müssen und mit Springen und Tanzen zur Kirche gehen. Bei seiner ersten Hochzeit hatte er es so gemacht, bei seiner zweiten wollte er den ganzen Ort in Bewegung setzen, daß jedermann ihn beneiden sollte, wenn er, ja, wenn er nur erst eine Frau gefunden hätte.

Der ganze Ort war freilich auch diesmal in Bewegung. Die wenigen Bewohner standen sämtlich vor der Kirchenthüre, um die Brautleute zu erwarten. War es schon etwas Seltenes, daß Hochzeit gehalten wurde, hier war die Neugierde doppelt

Digitized by Google

herausgefordert worden. Wie sich eine Braut wider Willen gebahren würde, das mußte man sehen, um davon noch lange reden zu können.

Todesschweigen herrschte, als man die drei herankommen sah. Den Bessern war der Anblick so peinlich, daß sie vor sich hin blickten, die Schlechteren zischelten und spendeten als Hochzeitsgabe höhnische Blicke. Beide, Braut und Bräutigam, bewahrten Würde und Fassung. Anna hätte es sich nie vergeben, wenn sie vor der Teilnahmlosigkeit und Roheit offenbart hätte, was ihr Inneres bewegte. Ein Gedanke drohte freilich ihr die Brust zu beklemmen, daß der Atem stockte: Wo war Karak?

Im Hause nicht, hinter der Mühle nicht. Zu Leide hatte er sich nichts gethan, und in die Ferne gelaufen war er auch nicht, obgleich sie ihm das Leben sauer genug gemacht hatte, er hielt zuviel von ihr.

Aber wo war er? Und warum hatte er einen so unstäten Blick am Morgen gehabt, als ob er Böses im Schilde führte?

Ihre Augen durchsuchten von ferne schon die Zuschauer, nein, er war nicht darunter. Sie irrten über den Friedhof, späheten durch die Büsche und das offene Gemäuer. Und plötzlich schrie sie laut auf und warf sich mit den Worten: „Rette dich! Er ermordet dich!" schützend vor Peter.

Hinter der Linde stand Karak und hatte sein Feuerrohr angelegt, deutlich sah man, wie er die Lunte abblies — Peter schob Anna, die ihn mit eignem Körper deckte, beiseite, mit einigen Sätzen, deren ihn niemand für fähig gehalten hatte, stürzte er nach vorne und warf mit einem raschen Schlage den Lauf des Mordwerkzeuges in die Höhe, der Schuß knallte, und die Kugel sauste durch die Baumkronen, daß die Blätter und Zweige herniederfielen.

„Du Mörder!" schnaubte der Erzürnte, der alles, was an Unmut sich in ihm aufgespeichert hatte, plötzlich herausbrechen fühlte; bevor Karak es sich versah, hatte er das Gewehr ihm entrissen, mit einem mächtigen Stoße den Schützen zu Boden geworfen — ja, es war nicht würdig, aber er konnte seinen Zorn nicht meistern, er hielt den Liegenden fest und versetzte ihm ein paar derbe Hiebe mit der flachen Hand, wie man einen Jungen prügelt. Dann erhob er sich und schüttelte den Staub vom Gewande, indem er den Fuß auf das Rohr setzte und den rot vor Scham und Grimm schnell aufspringenden Alten herausfordernd ansah.

„Was?" brüllte dieser, „das mir? Dem schwedischen Wachtmeister Karak vom Lillischen Regiment, der seine zwanzig Schlachten durchgefochten hat? Mich behandeln wie einen Hund? Komm an, wenn du es wagst, zu ehrlichem Kampf, und nicht zu hinterlistigen Griffen!"

„Da bin ich!" schrie Peter und warf sich ihm entgegen.

Das gab zwischen den beiden ein fürchterliches Ringen. Was dem einen an Jugend fehlte, ersetzte seine Bärenkraft und Kampfesübung, dagegen stand Gewandtheit und Schnelligkeit. Als der Alte erst seinen Fuß in den Boden gebohrt hatte, erschütterte ihn kaum noch der kräftigste Ruck des Jungen. Es galten keine Finten, falsche Griffe und allerlei Tücken. Zum Entsetzen der Nächstbeteiligten rangen sie, daß die Zähne knirschten und die Brust keuchte, und dann plötzlich flog Karak zu Boden, daß ihm die Rippen krachten; bevor er sich wieder rühren konnte, war Peter über ihm, hielt ihn fest und ließ ein paar derbe Püffe auf den Alten sausen, daß demselben Hören und Sehen verging; er gab sein Leben verloren und glaubte, daß der Sieger mindestens ihm die Kehle zuschnüren würde.

Aber Peter Gruwel sprang plötzlich vom Boden auf und wandte sich zu seiner Braut. „Komm!" sagte er. „Es ist Zeit in die Kirche zu gehen, der Pastor möchte sonst warten."

Als er sich umdrehte, stand Karak vor ihm. „Du bist aber ein Mensch!" sagte er. „Du Junge, wo hast du das gelernt?"

Digitized by Google

„In Rostock bei den Schiffern," sagte Peter gelassen.

„Ein Kerl mit solchen Knochen und einer Geschmeidigkeit wie ein Aal, der jemanden zu Boden wirft, der ihm ans Leben will, und dann davon läuft! Warum hast du mir nicht das Genick umgedreht?"

„War nicht gut möglich," sagte Peter. „Dazu ist es zu dick. Deine Faust faßt übrigens gar nicht sachte an."

„Ich schäme mich!" sagte der Alte ehrlich. „Ich hielt dich für einen Feigling und lauerte dir nach."

„Es war ein ehrlicher Kampf vor Zeugen," entgegnete der Bräutigam.

„Zu Ende wohl, am Anfang nicht," hieß es. „Und wenn die da nicht gewesen wäre, so wäre das Ende heillos geworden. Kannst du mir verzeihen? Ihr zu Liebe handelte ich und ahnte nicht, daß sie bereit wäre, sich für dich zu opfern. Kannst du mir die Hand geben, Junge? So wahr ich lebe, du bist ein ehrlicher Kerl und kein Hundsfott, den habe ich mir geholt."

„Hier ist meine Hand!" sagte Peter Gruwel. „Wenn jemand dich so nennt, den heiße ich einen Lügner. Verzeih du mir, daß ich zuschlug. Es wäre auch ohne dieses gegangen."

„Da seh ihn einer, da seh ihn einer!" sagte der Alte, und hatte es doch gar nicht nötig, dazu erst aufzufordern. „Wahrhaftig, es juckt mir die Haut nicht nach mehr. Recht so, Junge! Noch einmal deine Hand. Du bist mein Mann. Anna, den gönn ich dir."

Als die Hände der beiden ineinander schlugen, da sah ein Teil der Männer etwas enttäuscht darein. Blutvergießen wäre noch etwas Besonderes gewesen; obgleich man nicht gerne ein Aufsehen machte, wenn man eine Leiche irgendwo auf freiem Felde fand — in einem Hochzeitszuge wäre es doch etwas Bemerkenswertes gewesen. Balgerei mit untergemischten Prügeln hatte man gar oft.

Doratie Winters stimmte ein lautes Gelächter an, andere fielen bei. Unter solchen Klängen ging das Brautpaar der Kirchenthüre zu. Anna konnte es sich nicht versagen, eiligst noch die Spuren des Kampfes von dem Rocke Peters zu klopfen. Als Zeugen folgten Achim Karak und Klaus Sötmelk, und die Zuschauer drängten nach.

Der Pastor hatte in der Kirche wohl den Schuß und allerlei Getümmel gehört, beides indessen auf die teilnehmenden Freudens-Aeußerungen der Mitbürger geschoben, und darum war er äußerst verwundert, als er Peter in unordentlichem oder vielmehr in Unordnung gebrachtem Gewande daherkommen sah. Anna hatte trotz ihrer Niedergeschlagenheit soviel Achtsamkeit auf die Umgebung, daß sie seine staunende, fragende Miene wahrnahm, Erröten flog über ihr Antlitz, sie schämte sich des schlechten Aufzuges, ohne freilich Grund finden zu können, Peter einen Vorwurf zu machen.

Die Rede war scharf gewürzt, denn der Pastor war nicht der Mann, ein Blatt vor den Mund zu nehmen, wo es galt, den Menschen aus Gottes Wort die Meinung zu sagen. Annas lose Zunge und Peters Eigensinn, beide kamen schlecht weg, das gehörte sich auch so nach der Meinung der Zuhörer, auf die ein Leisetreten gar keinen Eindruck gemacht hätte, freilich fand auch der Pastor das erhebende Wort, und seine Fürbitte für die jungen Eheleute war warm und kam von Herzen. Darnach entfernte sich das Paar, gefolgt von den beiden Trauzeugen, und die Umstehenden verliefen sich, um manche Enttäuschung reicher.

Unterwegs auf dem Gange zur Mühle stand Peter einen Augenblick still und sagte: „Ich danke dir, daß du mich beim Kirchgange mit deinem Leibe decken wolltest."

„Für dich sorgte ich nicht, sondern nur für meinen Oheim," lautete die rasche Antwort. „Ich danke dir, daß du ihn geschont hast, wir sind also quitt. — Bis hierher mußten wir vor den Leuten zusammengehen. Jetzt kehre um!"

„Wir gehören zusammen," sagte Peter.

Digitized by Google

„Ja, so wie Katze und Hund," versetzte Anna. „Ich gehe von hier keinen Schritt weiter mit dir."

„Gut, so will ich vorausgehen und die Thüre öffnen," sagte Peter gelassen.

„Du wärst imstande die Mühle zu betreten, wenn ich, die Müllerin, dir den Eingang verbiete?" rief empört die junge Frau und stampfte wieder einmal heftig mit dem Fuße, daß Karak, dem ihr Schweigen und stilles Dulden in den letzten Tagen gewaltige Sorge bereitet hatte, bei sich dachte: „Gott sei Dank, nun wacht sie wieder auf."

„Ich, der Müller, erlaube ihn mir," lautete die Antwort.

Da schnellte Anna plötzlich drei Schritte vorwärts. „Wage es!" schrie sie. „Wage es, durch das Thor zu gehen!" Abermals schoß sie drei Schritte weiter und ballte die Faust zurück, ihre Augen sprühten, ihre Selbstbeherrschung war verweht, fast besinnungslos kreischte sie: „Ich hetze den Hund auf dich, den Hund hetze ich auf dich!"

Weg floh sie der Mühle zu. Karak und Sötmelk standen und blickten ihr mit Mienen nach, welche nicht verrieten, daß ihre Fassungskraft ihnen dies Benehmen begreiflich machen konnte. „Sie hat den Bösen im Leibe," bemerkte endlich Sötmelk.

„Laß dir sagen, Bruder," entgegnete Karak, „der ist ganz echt; möglicher Weise sind es zwei, wenn es von solcher Art zwei giebt. Ich habe hin und wieder schon seine Krallen gesehen. Höre nur, da rast der Hund, als wenn er von ihr angesteckt wäre. Sie braucht nur hiß! zu sagen, und er fährt zu wie ein Besessener. Was der junge Ehemann nun wohl beginnt?"

Während diese beiden ihre Meinungen austauschten, war Peter Gruwel mit seinem gewöhnlichen Schritte weiter gegangen und stand am Mühlthore, das mit einem Riegel von inwendig geschlossen war. Die beiden Männer stießen einen Schreckensruf aus, als sie sahen, daß Peter sich ohne Zögern rasch über dasselbe hinwegschwang.

Da stand vor dem Eindringling plötzlich der riesige Hund, schäumend vor Wut bleckte derselbe seine langen, weißen Fangzähne, mit den tückischen, rot unterlaufenen Augen sah er grimmig auf ihn und zog seine hageren, sehnigen Glieder zum Sprunge zusammen. Peter hatte mit großer Geistesgegenwart sofort seinen Rücken durch den Thorpfosten gedeckt, um nicht durch den ersten Anprall des Hundes umgeworfen zu werden, ihm gegenüber stand die junge Frau in der geöffneten Hausthüre. „Versprich mir, sofort umzukehren und nie wiederzukommen, dann will ich den Hund zurückrufen!" jubelte sie fast im Triumph, daß ihr Feind in ihre Hand gegeben war. Peter hörte den höhnischen Klang ihrer Worte und erwiderte: „Gieb dir keine Mühe. Mir wehrt nicht Tier noch Mensch den Eintritt in mein Haus."

Es dunkelte vor Annas Augen, sie wußte nicht mehr, was sie that. „Hiß!" rief sie. Hui, flog der Hund wie ein abgeschossener Bolzen und schnappte dem Eindringling nach der Kehle, konnte aber nur den vorgestreckten linken Arm fassen. Er schlug seine Zähne tief ein und ließ nicht los. Mit der Rechten griff Peter zu, und gleich darauf wälzten sich Hund und Mensch in furchtbarstem Kampfe um Leben und Tod am Boden. Man hörte nur Knirschen und Fauchen.

Jetzt riß der Hund sich vermöge seines losen Felles und der nachgebenden geschmeidigen Sehnen aus dem Griffe Peters los und zog sich zurück, um blitzschnell sich wieder auf den Mann zu werfen, der gar keine Zeit gefunden hatte, sich vom Boden zu erheben, sondern nur eiligst sich auf ein Knie hatte stützen können. Die Wucht des Tieres warf ihn um, über seinem Antlitz sah er einen Augenblick den weit geöffneten Rachen, da griff er, seiner Wunden nicht achtend, mit beiden Fäusten nach der Kehle des Untieres, und hielt es weit von sich ab, mit Wut empfand er, daß der Hund im vergeblichen Versuch sich loszureißen, seine Brust mit den Tatzen zerfleischte, der unerhörte Schmerz gab ihm Riesenkräfte, ein Ruck — und der Angreifer flog zu Boden, lag unter den Knien des Mannes und ward so festgehalten. Peter sah zufällig einen wuchtigen Stein in der Nähe, den faßte er mit der Rechten und schlug zu, laut heulte der Hund, dann

winselte er, dann lösten sich plötzlich seine Glieder unter den Hieben, die sein Haupt zerschmetterten — und dann stand Peter auf und öffnete das Thor.

„Scharr das Tier ein," sagte er zu Karak, „damit niemand aus der Stadt es sieht. — Klaus, vielleicht findest du, wenn du mit dem Pastor über Land gehst, einen anderen brauchbaren Hund, dann gieb mir Nachricht. Ein solcher Wächter ist bei der einsamen Lage der Mühle nötig. Wollt ihr mir versprechen, daß keiner im Orte erfährt, was hier heute geschehen ist? — Gebt mir die Hand darauf! Ich dank euch. — Geh, Anna, und hole Wasser, daß ich mich wasche, hernach mußt du versuchen, ob mit der Nadel noch Heil für meine Kleidung zu schaffen ist. Bis dahin hilft vielleicht Karak aus."

Mit diesen Worten trat er über die Schwelle, die junge Frau lief sogleich und holte Wasser herbei und Leinen. Als sie den arg zerfleischten linken Arm sah, aus welchem das Blut herausströmte, weinte sie.

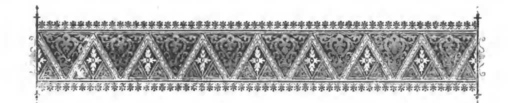
„Aengstige dich nicht!" sagte Peter. „Ich habe eine gute Haut zum Heilen, nach acht Tagen ist keine Spur mehr zu sehen. Es schaut sich im Augenblick schlimmer an, als es ist." Er mußte mit unerhörter Kraft sich zusammen nehmen, um diese Worte mit beruhigendem Tone hervorzubringen, denn ihn peinigten rasende Schmerzen. „Ich will dich pflegen," sagte Anna, an allen Gliedern bebend, Peter nickte. „Aber," fuhr sie mit zuckenden Lippen fort, „wenn du es versuchen würdest — dich jemals — mir zu nähern — so würde ich meinen Tod suchen."

„Vor mir bist du sicher!" sagte der junge Mann. „Ich gebe dir mein Wort unter der Bedingung, daß niemand im Orte erfährt, was wir abgemacht haben. Dieses Haus soll wie mit einer hohen Mauer gegen alle Welt umgeben sein, ich will nicht, daß man sehen soll, wie wir hier leben, um uns zu verspotten."

Anna versprach es und eilte, nachdem sie das Verbinden beendigt hatte, mit dem zerrissenen Rocke des Müllers davon, um die Spuren des Kampfes an demselben zu vertilgen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google



Zinzendorf und seine Mutter.

1740—1743.

Von

G. E. v. Natzmer.

(Mit noch nicht gedruckten Briefen.)

Zinzendorf hatte seiner Mutter, als sie zum zweiten Male Witwe wurde, das Anerbieten gemacht, zu ihm zu ziehen, Frau v. Natzmer sich aber nicht entschließen können, sich von Berlin zu trennen, indem sie daselbst durch Geschäfte festgehalten und von guten Freunden beraten wurde. Auch wollte sie sich nicht mit der Brüdersache identifizieren, nicht in der Brüdergemeinde aufgehen. Sie scheute sich daher, als Witwe vielleicht mehr wie bei Lebzeiten ihres Gemahls, der manche ihrer Bedenken zu beschwichtigen wußte, vor jeder auch nur vorübergehenden Berührung mit den Herrnhutern und fand die Schwierigkeiten, welche sich einer Begegnung entgegenstellten, nur zu leicht heraus.

Nicht ohne Einfluß auf ihre Entschlüsse mochte die Wahrnehmung sein, daß mit dem Tode ihres Schwagers v. Burgsdorf-Oegeln, der für die Gersdorfschen Geschwister eine Zeitlang eine Stütze war, die ökonomischen Verhältnisse ihrer Schwester Henriette (v. Gersdorf) in Hennersdorf immer mehr zurückgingen, und das Vermögen der Brüdergemeinde nicht mehr zu übersehen war.

Unter solchen Eindrücken beschäftigte Frau v. Natzmer sogar die Idee, ihr Sohn möchte in dem Exil, welches ihn aus Sachsen verbannte, genötigt werden, seine Güter daselbst zu verkaufen. Hiergegen beschränkte sich dieser, seine alte Mutter nicht durch die Mitteilung von Projekten zu beunruhigen, darauf, ihr möglichst nur noch von solchen Dingen Kenntnis zu geben, welche das Seelenheil betrafen, zur Wirklichkeit geworden oder aufgegeben, mithin nicht mehr zu ändern waren.*)

Nachdem Zinzendorf mit seiner Familie und einer Pilgergemeinde, die er seit der Verbannung um sich zu haben liebte, einem Gefolge von 50 Personen, ein halbes Jahr in Genf zugebracht hatte, seinem Sohne Christian Renatus Gelegenheit zu geben, seine Studien in der gewohnten Umgebung fortzusetzen und der Bruderkirche an der Wirkungsstätte Calvins Anhänger zu gewinnen, für welche als Reformierte er in Herrnhag in Hessen eine Zufluchtsstätte gleich der für die Lutheraner in Herrnhut stiftete, ging er in Begleitung seiner Gattin nach England.

*) Man vergleiche ein von uns in der „Konservativen Monatsschrift“ mitgeteiltes Schreiben Zinzendorfs an seine Mutter aus dem Juli 1741.


Digitized by Google

Da sich das Bedürfnis herausgestellt hatte, das Zinzendorfsche Ehepaar von der Observanz zu entlasten, überall mit seinen Mitteln und seinem Kredit für die Brüder einzutreten, — irgend welche Kollekten gestattete der Graf grundsätzlich nicht —, wurde zur Beschaffung der erforderlichen Mittel für die Anstalten in London eine besondere Diakonie eingesetzt und auch im übrigen die Brüdergemeinde auf eigene Füße gestellt. Das Zinzendorfsche Vermögen wurde von dem brüdergemeindlichen getrennt und besonders sichergestellt.

Die auch beabsichtigte Entlastung des Grafen von amtlichen Geschäften wurde nur teilweise erreicht, indem Zinzendorf nach wie vor der Mittelpunkt aller Thätigkeit blieb.

Frau v. Natzmer schrieb ihrer Schwiegertochter:

„Berlin, den 22. Juli 1741.

Meine letzte Nachricht, so im April erhielt, war aus Geneve, da mein Sohn und die liebe Gräfin meldeten, in nicht gar so langer Zeit wieder zurück zu sein. Mein täglicher Wunsch und herzliches Gebet vor Gott ist, daß, wo Sie auch sein mögen, der gnädige Heiland Ihr Leiter, Führer, Beistand und Beschützer sei.

Ich schrieb damals, daß, sobald nur einen Ostertermin von der Schwester in Hennersdorf erhielte, ich bei Ihnen fragen wollte, durch was Gelegenheit etwas zuschicken könnte, allein ich soll noch den ersten Pfennig davon sehen; steht also da nothwendig sehr schlecht. Meine Zeit wird ja vermuthlich so lange nicht mehr dauern, der Herr helfe mir nur selig hindurch.

Wäre meine wertheste Gräfin in Herrnhut und Gott gäbe mir Gesundheit, hätte nach Berthelsdorf kommen und Sie besuchen können, allein das ist nun vergebens.

Meinen lieben Sohn embrassire herzlich. Er wird wohl wissen, daß der gute Herr Hofprediger **Jablonski** (der Bischof in Berlin) in die Ewigkeit übergangen. Er wird sehr beklagt.

Mein Schwager v. Burgsdorf ist auch durch einen Schlagfluß heimgeholt worden. Es sind hier der schleunigen Todesfälle häufige. Gott bereite jeden selbst und lasse keinen unbereitet weggerissen werden."

„Berlin, den 29. August 1741.

Das letzte Schreiben, so ich von meinem Sohn bekam und aus **Holland** geschrieben zu sein aus der Adresse urtheilte, war mit meiner liebsten Gräfin Pittschaft gesiegelt, daher glaube, daß er bereits nach England übergegangen und zurück. Der Herr ihn unter seinen Gnadenflügeln begleiten wolle.

Ich sende diesen Brief auf **Marienborn**, weil vermuthe, daß sie daselbst am besten wissen werden, wohin sie die Briefe nachsenden können.

Aus meines Sohnes Schreiben verstehe, daß meine liebste Gräfin gedächte im Oktober nach **Herrnhut** zu gehen, so zwar wohl ohne Zweifel nur auf kurze Frist sein wird. Wem könnte nun angenehmer sein als mir, Dieselben daselbst zu sehen, allein es verbietet mir solches die wahre Unmöglichkeit, da eben um solche Zeit etwas vorfällt, dabei, wofern solange lebe, meine Gegenwart unumgänglich nöthig, hingegen meine Entfernung auf alle Weise nachtheilig. Ueberdies steht in Ihrer dortigen bekannten Nachbarschaft alles in der äußersten Verwirrung, und da ich zwischen Thür und Angel geklemmt, würden Sie mir selbst nicht raten, mich in der Nähe zu befinden.

Was aber meines Sohnes Argumente wegen meines Verbleibens in Berthelsdorf anbetrifft, (dabei die geringste persuasion bei mir nicht von Nöthen wäre, als die es selbst genugsam gewünscht), so hat allein die Unmöglichkeit mein Verlangen gehemmt und wären solche Argumente, wenn Billigkeit in der Welt mehr zu hoffen, zur Genüge gegründet, allein da haben Sie selbst übrige Proben des Gegentheils und was man vor egards vor eine Witwe, habe ich leider aus vormaliger und nun täglicher betrübter Erfahrung.

Wenn man sieht, daß man den lieben Seinigen in einer Sache nicht allein nicht nutzen, sondern wohl noch mehr Schaden zuziehen, sich selbst exponiren und bei unvermutheten

Digitized by Google

Fällen den Vorwurf hören mußte, man hätte es mir alles vorhergesagt, so kann man nicht weiter als sein Herz in Geduld zu fassen und in der Stille abwarten, ob es dem, der alle Herzen in Händen hat, gefallen möchte, die Sachen zu ändern.

Es hat nicht gefehlt, daß ich mein Verlangen kund gegeben, allein es ist mir von Unparteiischen ganz widerrathen, und nachdem meine allerwertheste Gräfin sich mit Ihrer lieben Familie gänzlich von da wegbegeben, so Ihnen freilich nicht zu verdenken, ist dadurch vollends aller Bewegungsgrund gänzlich weggefallen. Mutter und erwachsene Kinder können selten in der Welt beisammen sein.

Wie weit meine ebenfalls tragende Sorge gegründet, daß zu gänzlichem Verkauf Anlaß nicht genommen und Befehl ergehen, lasse dahin gestellt sein, und will es als eine Frucht meiner natürlichen Furchtsamkeit ansehen, weiß auch nicht, ob Ihnen dadurch noch mehr Schaden geschehen wird, wenn Sie sich anderwärts ankauften.

Der Herr führe alles nach seinem heiligen und weisen Rath und Willen, der doch allezeit unsern Seelen das Allerheilsamste, ob Er wohl mit unsern Gedanken nicht jederzeit einstimmig."

Im Begriffe, zum zweiten Male nach Amerika zu gehen, gab Zinzendorf von seinem Vorhaben der Mutter erst vom Schiffe aus Kenntnis.

„Zwischen Dower und Calais, 29. September 1741.

Meine Frau hat die Reise nach England unverhofft mitgethan und daselbst Euer Gnaden Schreiben erhalten, ist aber bereits wieder nach Hause gegangen. Sie wird diesen Winter nach Herrnhut gehen und Euer Gnaden entweder daselbst oder im Frühjahr in Berlin aufwarten und mündlich rapportiren, was für pressante Ursachen mich bewogen haben, eine Tour nach Newyork zu thun.

Die daselbst florirende Arbeit unter den Wilden, der Segen in Pennsylvanien und eine acquisition von meinem Gute, das aus verschiedenen 1000 Hufen Landes besteht und der Esq. v. Stonhouse aus Ergebenheit für unsere Arbeit im Herrn, nachdem er es baar bezahlt, der Gemeine geschenkt hat, wollen meine Gegenwart daselbst auf einige Zeit haben. —

Vielleicht werden sich sowohl die Reichssachen um Marienborn herum als die Oberlausitzschen Angelegenheiten inzwischen ein wenig ändern; wiewohl sie mich noch jetzo nicht so sehr geirrt, indem das Werk des Herrn allenthalben mit Macht zunimmt und wir sowohl in England als Liv- und Esthland, in Schlesien, im Reich und Amerika unter allen Kriegen der Welt das Evangelium ruhig treiben.

Meine Intention ist, ebenfalls Euer Gnaden nach meiner glücklichen Zurückkunft unterthänig aufzuwarten und selbst nochmals nach Herrnhut zu invitiren. Vielleicht giebts sichs inzwischen auch in der Nachbarschaft.

Ich werde, ehe Euer Gnaden dies Schreiben in die Hände kommt, wohl ziemlich an Ort und Stelle sein, weil die Reise nach Newyork nicht weit und eine affaire von 3 Wochen ist. Bitte also demüthig, daß Euer Gnaden auch in dieser Gegend der Welt an mich denken und mich des mütterlichen Segens wollen theilhaftig sein lassen, indem Sie einen Sohn haben, der einigermaßen in Armuth sagen kann, daß er sein muß in dem, das seines Vaters ist. —

M e i n e F r a u hat vor gut gefunden, in L o n d o n ein T e s t a m e n t zu machen. Weil sie nicht nur die administration sondern auch den posses alles des Meinigen unter ihrem Namen hat; — (Zinzendorf hatte ihr sein ganzes Vermögen verschrieben) — hat sie bedenklich gefunden, mich in den hazard zu setzen, wenn einmal der Herr über sie gebieten sollte, daß mich meine Kinder bei lebendigem Leibe erbten und dem Waisenamte zu Görlitz heimfiele. Ich hoffe, es wird nicht nöthig sein (und wird) mir meine Frau noch lange erhalten. Inzwischen ists von ihr ganz vernünftig gethan gewesen und hätte, der menschlichen Ordnung nach, schon lange sollen geschehen sein.

Digitized by Google

Unser Vermögen beläuft sich ziemlich hoch, wird nach Abzug der passiva noch wohl eine Tonne Goldes austragen.

Ein Befehl vom Hofe, Berthelsdorf zu verkaufen, würde daran nichts ändern, denn erstlich haben wir Freunde genug, die es wiederkäuflich an sich nehmen, und zum anderen würden wir es auf keine höhern Intraden dürfen verkaufen, als sie jetzo Interessen von dem ihrigen ziehen. In Holland und England ist man mit 4 und 4½ % sehr vergnügt, daß also, wenn man nicht Bedenken trüge, der providenz vorzulaufen, ein solcher Verkauf mehr profitable als schädlich wäre, zumal wir uns doch sogleich wieder anderwärts ankauften.

Unser Credit erstreckt sich vor jetzo weit höher als die oben erzählte Summe ist, allein es ist auch wahr, daß unser Haus bisher große Ausgaben erforderte, und es meiner Frau ganz bequem sein wird, daß sie auf einmal an die 100 Kostgänger verloren hat." —

Mit Willen der Mutter wurde Zinzendorf auf der Reise nach Amerika von seiner nun 16jährigen Tochter Benigna begleitet. Wegen eines Schadens am Fuße hatte man ihr in England einen Fuß abnehmen wollen; in der stärkenden Seeluft genas sie von dem Uebel unter allerlei Handreichungen für Kranke und Bedürftige.

Ende November traf die christliche Karawane, welche der Graf mit den ihn umgebenden Brüdern und Schwestern bildete, in Newyork ein und ließ sich, nach einem kurzen Aufenthalte in Longisland, zunächst in Philadelphia, der Hauptstadt von Pennsylvanien nieder, wo man die Zahl der Deutschen auf 100,000 schätzte. Diese lebten in religiöser Beziehung meist in den Tag hinein, das nannte man die Pennsylvanische Religion.

Um sie herum gabs eine Menge Sektierer: Mennoniten, Wiedertäufer, Siebentäger, Schwenkfelder, Inspirierte, Separatisten, Einsiedler, Neugeborne. Allen fehlte geistliche Pflege.

Zinzendorf suchte zunächst seine Landsleute auf und richtete zwei Bruderstationen, Bethlehem und Nazareth, ein. Welcher Segen dadurch verbreitet wurde, entnehmen wir einer Aufzeichnung von Anna Nitschmann, der späteren Gemahlin Zinzendorfs: „Wie schön und lieblich es in Bethlehem aussieht, kann ich Euch nicht beschreiben. Wir waren einen Monat alle beisammen. Wir liebten uns wie die Kinder. Das thut das herzliche Gotteslamm."

Die lutherische Gemeinde in Philadelphia vocierte Zinzendorf zu ihrem Geistlichen. Andere Gemeinden versorgte der Graf mit den ihnen fehlenden Lehrern und Predigern; einige überließ er einem ihm aus Europa nachgefolgten, mißgünstigen, landeskirchlichen lutherischen Geistlichen, da es Zinzendorf immer nur darauf ankam, daß Christus gepredigt wurde.

In Germantown predigte er auf Wunsch der Gemeinde in einer reformierten Kirche. Dabei schenkte er den Indianern der fünf Nationen, welche man Irokesen nannte, seine volle Teilnahme. Als sie auf den Grund und Boden, auf welchem Nazareth entstanden, Ansprüche erhoben, bewilligte er ihnen den Wert desselben geschenkweise, nachdem er seine Rechte daran festgestellt hatte.

Ende Juli suchte er die Indianer in ihrem eigenen Heim auf. Da jeder Stamm seine eigene Sprache hatte, war ihre Seelsorge, der er sich widmete, nicht leicht.

Am 14. August war er in Tulpehokin, am 27. in Chekomeko. Ueberallhin begleitete ihn seine Tochter. Eine besondere Freude waren ihm in Chekomeko die durch die Brüder schon Bekehrten. Er selbst erzählt darüber: „Wir zogen in die für uns bereitete Wohnung von Baumrinden, das war mir das lieblichste Haus, was ich bewohnt habe. Hier hatten wir von innen Prüfung, von außen Regen, von Seiten der Heiden einen klaren Himmel."

Zinzendorf gab der Gemeinde vier Gottesmänner zu Aeltesten, über deren Konferenzen und Versammlungen ein Gesinnungsgenosse staunend berichtete: „Es war mir,

Digitized by Google

als sähe ich ein Häuflein der ersten Christen bei einander. Ihre Alten saßen mit Gravität und Andacht und hörten dem Lehrer zu, als wollten sie ihm die Worte aus dem Herzen hören."

Einer späteren Aufzeichnung über Chekomeko entnehmen wir: „Wenn ich an unsere Brüder aus den Heiden denke, bin ich tiefbeschämt. Wie innig Abraham, wie herzlich Jacob, wie gebeugt Josua, wie begabt Johannes, wie willig und aufs Lamm verpicht Jonathan, wie ernstlich Sarah, wie demüthig Esther, wie kindlich Rebecca ist nicht zu beschreiben. Dank sei dem Blute, das durch alles wallt."

Zinzendorf besuchte auch die Indianer in Susquehanna.

Die letzte Zeit seiner Anwesenheit in Amerika widmete er wieder der Brüderkirche und seinen deutschen Landsleuten. Er schrieb seiner Mutter:

„In Pennsylvanien, 20. März 1742.

Herzens, inniggeliebte, gnädige Mama. Ich küsse Ihnen in höchster Eile aber wohlbedächtig Ihre treuen Hände: ich bin Ihr Ihnen von Herzen ergebener Sohn, denke sehr fleißig an Sie, ob mir gleich die Predigt vom Lamm bei so viel 1000 Seelen in ihrer Pflege wenig Gedanken übrig läßt.

Meine hiesige Methode, unter so vielen Sekten in diesem religionsfreien Lande zu arbeiten, ist die: Ich habe mich gleich bei meinem Eintritt vor grob-lutherisch erklärt und in den lutherischen Kirchen, die hier nicht viel anders wie große Kuhställe aussehen, possess genommen. Ich predige aber in allen Kirchen und meetingen, denn der Herr heißt ihnen, mich überall einlassen, auf lutherisch.

In Deutschland muß man dem dominanten Sekten-Geist widerstehen und die hiesigen Schwärmer und hochfliegenden Geister überzeugen, daß sie noch an Luthers Catechismus genug zu lernen hätten. Benigna ist meine Gehülfin und hat erstaunlichen Segen an den Seelen.

Die vielen Heidenvölker sind meine Freunde und ihr Herz steht zu uns in allen ihren Sprachen, die einzigen Nachbarn von unserem Bethlehem ausgenommen, das sind Räuber, Gesindel, die uns mehr fürchten als lieben und mehr heucheln als gern hören.

Ich bin Euer Gnaden demüthiges Kind Ludewig."

„Bethlehem in den Forks von Delaware in der Grafschaft Buckingham in Canada, 20. November 1742.

Euer Gnaden Wohlsein habe zwar von meiner Frau erfahren und mit wie vieler Liebe und Güte sie von Höchstderoselben bewirthet worden sei, ich möchte aber doch gern mit meiner lieben Tochter bei unserer, so der Herr will, im Februar erfolgenden Zurückkunft nach Europa das Vergnügen haben, in London per adresse Isaak Lelongs in Amsterdam*) — dann findet die Post mich überall — von Dero lieben Hand, die ich aufs demüthigste küsse, davon eine Gewißheit haben.

Wie gnädig und treu unterdessen mein Herr mit mir gewesen, wie er mir unter den fast unzähligen Sekten, Schwärmereien wie auch allen protestantischen und in specie meiner angeborenen, unveränderlich werthen, lutherischen Religion, zu dieser letzteren, ausnehmenden und sichtbaren Herumholung, Feststellung in diesen Gegenden und Versorgung, durch viel größere Leiden, als ich je in Europa erfahren, durchgeholfen, will ich der Feder nicht anvertrauen.

Die liebe Heiden-Gemeine läßt sich auch besser sehen und fühlen als einigermaßen beschreiben; doch hat meine Tochter ein Liedchen auf die Kirche in Chekomeko, die sie selbst pflanzen helfen, beizulegen sich erkühnet, und ich will das Seufzerchen hinsetzen, was ich dort so fleißig singen hören, in dem ein Theil vermengt mit Niederdeutsch.

*) Isaac Lelong war ein frommer, gelehrter und fleißiger Kaufmann, der 1736 unter dem Titel „Gottes Wunder mit seiner Kirche" eine Brüderhistorie erscheinen ließ.


Digitized by Google

Meine übrigen expeditionen sowohl zur praeparation, desgleichen mein Bündniß mit den Königen der 5 Nationen zu Tulpehokin war, als zur Sache selbst in noch zwei andern Heidenreisen, davon die letzte 49 Tage gewährt hat, sind für einen Brief zu weitläufig. —

Von den Wundern, die der Herr in Europa mitten unter den Kriegen an uns thut, könnte und sollte Eure Gnaden nähere Nachricht haben als ich Ihnen geben könnte. Allein ich hoffe noch immer und bitte unterthänig, Eure Gnaden besuchen doch etwa auf den Sommer meine Familie und mich in dem Schloß Marienborn, zumal wir da nun nicht mehr Gäste sind, seitdem das Schloß Ronneburg unser und der ganze Platz nebst Marienborn vor kurzer Zeit vor 300,000 fl. von dem lieben Bruder Math. Beuning*) vor uns acquerirt ist, ein schönes Ruheplätzchen.

Ich wollte Eure Gnaden nicht nur in Lupnitz abholen, sondern auch nach Berlin zurückbegleiten und will die Monate Mai, Juni und Juli recht aufpassen, dem Herrn, der unsere Sachen alle in so seliger und glücklicher Hand hat, wird es kindlich übergeben, es nach Seinem Willen zu dirigiren."

„Auf den Banches von Torre Noeno, 30. Januar 1743.

Ob ich gleich diesen Brief noch 2000 englische Meilen von London schreibe, so ist doch nicht der geringste Zweifel, daß dessen Ankunft ein Zeichen meiner glücklichen (Landung) in England sein wird.

Ich befinde mich durch meines lieben Lammes Gnade recht sehr wohl, so auch meine glückselige Tochter, deren Begnadigung an Seelen in dieser neuen Welt alle meine Hoffnung weit überstiegen hat.

Sie hat auch keinen Mohren geheirathet, wie man der Königin von Dänemark gesagt hat. Ob sie aber einen Fürsten heirathen wird, daran zweifle, denn ihr Herz ist garnicht mehr in einen nexum mit dieser Welt zu bringen. Und Gott Lob! Sie hat noch Zeit, ehe sie an so etwas denken darf. —

Der Heiland ist auf eine besondere Weise mit mir gewesen und die 110 Prediger aus unserer Gemeine, welche ich in den amerikanischen Plätzen hinterlasse, haben nirgend hingelangt und ich habe noch anderthalb Hundert in commission.

Die Zeit ist nun freilich vorbei als wäre sie nicht gewesen, und ich habe manche Europäische Calamität nicht gesehen: die Rechnung aber dieser vergangenen Zeit liegt auf meines Herrn Tische und ich werde die gewöhnliche Justification davon mit seinem Blute kriegen. Des freue ich mich.

Ew. Gnaden küsse ich bei meiner Zurückkunft unterthänig die Hände.

N. S. Ich bin am 16. 2. 43 in England angekommen."

Es war der Höhepunkt in dem Leben Zinzendorfs.

*) Ein holländischer Kaufmann, der die Passiva des Grafen zu niedrigem Zinsfuß, mithin zum Vorteil der Gemeinde, in einer Zeit übernahm, wo das Exil Zinzendorfs allerlei Bedrängnisse mit sich brachte.

Digitized by Google



Zur Geschichte der lutherischen Kirche in Nordamerika.

Von

Julius Pentzlin.

Erster Artikel.

Die Anfänge.

Litteratur: Hallische Nachrichten 1744—87, (neue Ausgabe von Mann, Schmucker und Germann 1886.) — Selbstbiographie Mühlenbergs, herausgegeben von Germann 1881. — Life and Times of Henry Melchior Mühlenberg by W. J. Mann 1888. — Wolf, the Lutherans in America 1890. — Kapp, Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika 1868.

Am 25. November 1742, bei früh hereingebrochener Winterkälte, fuhr ein kleines Küstenschiff, von Charleston in Karolina kommend, die Mündung des Delaware hinauf und landete bei Philadelphia. Es brachte einen einsamen, unbekannten Reisenden, den Frost und Seekrankheit arg mitgenommen hatten. Er wendete sich der Stadt zu, um sich bei den dortigen lutherischen Deutschen durch ein Schreiben des Hofpredigers Ziegenhagen in London einzuführen. Der Mann war Heinrich Melchior Mühlenberg; ihn nennt die lutherische Kirche Amerikas heute mit Recht ihren Patriarchen und Gründer. Lutheraner und lutherische Gemeinden gab es zwar hin und her verstreut auf den weiten Gebieten der östlichen Provinzen des Kontinents. Aber das war noch alles unorganisiert und zusammenhangslos, das harrte noch alles der zusammenfassenden und ordnenden Hand. Bevor wir hören, wie die Lutheraner damals zu einem kirchlichen Verbande durch Mühlenberg gesammelt sind, werden wir uns danach umsehen müssen, woher diese zerstreuten Lutheraner, diese „erwählten Fremdlinge hin und her" kamen, und in welcher Lage sie sich befanden.

Die ersten Lutheraner in Nord-Amerika waren von Holland herübergekommen. Im Jahre 1609 hatte der in holländischen Diensten stehende Engländer Hudson die Manhattan Insel an der Mündung des Flusses, dem er seinen Namen gab, entdeckt und die Gegend für die holländische Republik in Besitz genommen. Zur Ausbeutung der neuen Kolonie bildete sich die westindische Handelskompagnie, und alsbald richtete sich der Strom der Einwanderung von Holland her hierhin, wo ein Deutscher, reformierten Glaubens, Peter Minnewitt aus Wesel, schon in den nächsten Jahren der Gründer einer Stadt, Neu-Amsterdam, des jetzigen New-York wurde. Mehrere Jahre vergingen, bevor die lediglich zu Handelszwecken hinübergekommenen Holländer, die ihrer großen Mehrzahl nach reformierten Bekenntnisses waren, sich kirchlich organisierten, doch als sie es thaten, proklamierten sie den schärfsten Kalvinismus, wie er 1617 in den Satzunge[illegible]

Digitized by Google

der Dordrechter Synode seinen Ausdruck gefunden, als allein in der Kolonie zu Recht bestehendes, ja geduldetes Bekenntnis. Schon im Mutterland war man fanatisch gegen alle Andersgläubigen, die Remonstranten, vorgegangen, und wahrscheinlich hatten manche Lutheraner darum dem Mutterlande den Rücken gekehrt und in der Kolonie eine neue Heimat gesucht, weil sie gehofft hatten, ihres Glaubens hier ungestörter leben zu können. Aber sie sollten sich bitter getäuscht sehen. In Holland selbst behielt die lutherische Kirche bei allen Widerwärtigkeiten doch unter ihrem Konsistorium zu Amsterdam noch eine rechtlich gesicherte Existenz, während drüben in Amerika den Lutheranern bald ein Martyrium winkte. Bittere Verfolgung brach endlich aus, als seit 1649 der holländische Gouverneur Stuyvesant und der reformierte Pastor Megapolensis sich die Hand reichten und den Lutheranern selbst die Hausandachten bei schwerer Strafe untersagten. Um die Lutheraner aber zur reformierten Kirche hinüberzuziehen, wurde befohlen, daß niemand als ein reformierter Pastor Kinder, also auch Kinder lutherischer Eltern, taufen dürfe. Die Paten der Kinder, auch wenn sie lutherischen Glaubens waren, mußten unter Androhung schwerer Strafe sich bei der Taufe zu den Schlüssen der Dordrechter Synode bekennen, und Eltern wie Paten mußten geloben, die Kinder nach diesem Bekenntnisse zu erziehen. Stuyvesant ging mit grausamer Energie gegen alle Remonstranten, nicht bloß gegen die Lutheraner, vor, einen Quäker z. B. ließ er fast zu Tode peitschen. Mit Gewalt wollte er diese lutherischen Hartköpfe beugen, sie aber blieben fest und wandten sich, um ihr Recht zu verteidigen, wiederholt sowohl direkt wie auch durch Vermittlung des Konsistoriums in Amsterdam an die Direktoren der Handelskompagnie. Es schien, als habe man in Holland Erbarmen mit ihrer geistlichen Not. Mit Erlaubnis der Direktoren kam 1657 ein vom Konsistorium gesandter lutherischer Pastor Goetwater nach Neu-Amsterdam, die reformierten Domines aber setzten es beim Gouverneur durch, daß ihm zunächst alle geistliche Thätigkeit unter seinen Glaubensgenossen untersagt, und daß er alsbald auch selbst zur Rückkehr ins Mutterland gezwungen wurde. Nun wütete die Verfolgung erst recht. Wer eine Erbauungsstunde abhielt, wurde um 100 Pfund gestraft, wer ihr beiwohnte, um 25 Pfund, denn allen Abmachungen vom Mutterlande her zum Trotze, hielt es der energische Gouverneur für seine Pflicht, von dem jungfräulichen Boden Amerikas alle Ketzerei fern zu halten. Doch bald brach die ganze holländische Herrschaft zusammen. Am 26. August 1664 eroberte der Herzog von York, der spätere König Jakob II., die Stadt, die fortan nach ihm New-York genannt wurde, der erste englische Gouverneur, Nicolls, aber erteilte auch den Lutheranern Gewissensfreiheit und gab ihnen vor allem die Erlaubnis, sich einen Pastor aus Europa zu berufen. Vier Jahre jedoch mußte die Gemeinde noch warten, bis der von Amsterdam her erbetene Pastor wirklich kam, und als er nun kam, stellte es sich bald heraus, daß man einen schweren Mißgriff bei seiner Wahl gethan hatte. Der Pastor Fabricius war eine für seine Aufgabe völlig untaugliche Persönlichkeit. Nach wenig Jahren schon hatte er sich durch sein taktloses Benehmen nach allen Seiten hin dermaßen unmöglich gemacht, daß er die Kolonie verlassen mußte. Trotz all dieser Mißgeschicke von außen und von innen aber hielten die holländischen Lutheraner fest an ihrem Glauben und in dem Nachfolger des Fabricius, Bernhard Arens, fanden sie denn auch den Mann, welcher sie geistlich leiten konnte. Mindestens bis zum Jahre 1700 war Arens der einzige lutherische Pastor für die holländischen Gemeinden zu New-York und Albany. Holländische lutherische Gemeinden aber hat es hier noch bis weit in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hinein gegeben.

Wenig später als die holländischen Lutheraner erschienen auch schwedische an den Gestaden der neuen Welt. Das holländische Kolonialreich stand auf schwachen Füßen, weil Hollands Kolonialpolitik eine nur den augenblicklichen Vorteil ins Auge fassende, kleinliche Krämerpolitik war. Engländer waren es ja, die die Holländer schließlich verdrängten und in den Alleinbesitz der Küsten kamen, doch eine Weile hatte es den Anschein, als würden auch die Schweden als erfolgreiche Mitbewerber auftreten. Daß aus den

Digitized by Google

dahin gehenden Plänen eines im Bunde mit den deutschen Seestädten zu gründenden schwedischen Kolonialreiches nichts wurde, war auch eine Folge des jammervollen dreißigjährigen Krieges. Wunderbarerweise waren es Holländer gewesen, die Gustav Adolf zu diesen weitschauenden Plänen begeistert hatten, Wilhelm Uhselin und der uns schon bekannte Peter Minnewitt. Ihr Land hatte sie als lästige Projektenmacher kühl beiseite geschoben, nun hatten sie bei dem großen Schwedenkönig Ohr und Verständnis gefunden. Schon 1626 wurde mit der Gründung einer großen Handelsgesellschaft begonnen, doch erst, nachdem der König seinen Tod bei Lützen gefunden hatte, konnte die erste Expedition durch Oxenstierna ausgesandt werden. Minnewitt, der an ihrer Spitze stand, faßte mit genialem Blicke die damals noch nicht besiedelten Ufer des Delaware ins Auge und legte dann auch dort 1638 trotz des Protestes der Holländer vom Hudson her durch Erbauung des Forts Christina den Grund zu einem künftigen Neu-Schweden. Doch die Lage des Mutterlandes unter der Königin Christine und unter Karl X. war eine derartige, daß für die gedeihliche Entwicklung der Kolonie nicht viel gethan werden konnte. Schon 1655 kam sie in die Hände der Holländer und wurde nach 1664 ein Teil des großen englischen Kolonialreiches.

Doch Gustav Adolf und nach ihm sein großer Kanzler hatten nicht bloß kolonialpolitische Ziele im Auge, es lag ihnen vielmehr vor allem auch am Herzen der wahren Religion, dem reinen evangelischen Glauben eine neue Heimstätte jenseits des Meeres zu eröffnen, damit von da aus auch den umwohnenden Heiden das Evangelium gebracht werden könnte. Geistliche der holländischen Staatskirche waren auch in die holländischen Kolonien gekommen, aber Mission unter den umwohnenden Indianern zu treiben war ihnen in Amerika ebensowenig in den Sinn gekommen, wie sie an Mission im Kaplande unter Hottentotten gedacht hatten. Dem schwedischen Statthalter und den schwedischen Geistlichen aber wurde es ausdrücklich zur Amtspflicht gemacht, nicht nur gutes Einvernehmen mit dem roten Manne zu suchen, sondern auch keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, um ihn zur rechten Erkenntnis und Anbetung zu führen. Weil die Geschichte Amerikas meist von Engländern und Amerikanern nach englisch geschriebenen Quellen geschrieben ist, so hat man über dem, was englische Missionare gethan haben, die treue Arbeit dieser Schweden fast ganz vergessen. Von der Thätigkeit des Puritaners John Eliot, der von Roxberg bei Boston aus seit 1631 Mission unter den Indianern trieb, ist in jedem Handbuche der Missionsgeschichte zu lesen, die Lutheraner aber sollten auch eines Campanius gedenken, der, gleichzeitig mit Eliot, in Pennsylvanien wirkte, und der früher noch als dieser die erste christliche Schrift, nämlich Luthers kleinen Katechismus, in die Sprache der Delaware-Indianer übersetzt hat.

Doch seit mit dem Jahre 1655 die schwedische Kolonie vom Mutterlande getrennt wurde, kam sie auch kirchlich in große Not. Es waren tüchtige Leute, diese Schweden, sie hatten ihre Häuser voll Brot und voll Kinder, 130 Familien zählten über 1000 Seelen. Sie hielten auch, obwohl sie über einen weiten Raum verstreut lebten, nach Möglichkeit zusammen, aber kirchlich konnten sie sich nicht helfen. Ihre beiden Pastoren wurden alt und starben, ihre Bibeln, Postillen und Betbücher waren durch langen Gebrauch abgenutzt, und keiner ihrer Briefe, in denen sie um Hülfe baten, erreichte nur das schwedische Ufer. Als mit dem Jahre 1682 dann die von ihnen bewohnten Gegenden in den Besitz des Quäkers William Penn als „Penns Waldrevier“ übergingen, wußte Penn gar wohl, was er an seinen Schweden hatte, und wohl bemühte er sich, durch seine englischen Verbindungen Nachrichten um Hülfe nach Schweden zu besorgen, aber immerhin verging noch manches Jahr, bis wirklich Hülfe gebracht werden konnte. Als Karl XI. 1693 zunächst genauen Bericht über den Zustand der Kolonie einforderte, schrieben die Kolonisten mit Dank gegen Gott, daß sie weltlich keine Not litten und daß sie auch in gutem Frieden mit den Indianern lebten. Vor allem aber bitten sie dringend um Zusendung von zwei frommen Predigern, „welche uns verteidigen können gegen all die falschen Lehrer und fremden Sekten um uns her, die uns

Digitized by Google

feind sind wegen unseres wahren, reinen und ungefälschten Gottesdienstes und wegen unseres rechten lutherischen Glaubens, welchen wir vor Gott und aller Welt zu bekennen und, wenn es nötig ist, mit unserm Blute zu besiegeln bereit sind." Außerdem bitten sie um Bibeln, Postillen und Gebetbücher und versprechen, alle entstehenden Ausgaben treulich wiederzuerstatten. Ihre Bitte fand endlich Gehör, ihr Brief wurde allenthalben in Schweden verbreitet, und alles wetteiferte in dem Bestreben, den fernen Brüdern Hülfe zu senden. Drei schwedische Pastoren landeten 1697 am Delaware und nahmen die kirchliche Organisation der Schweden alsbald ernstlich in die Hand. Zwei, für die damalige Zeit ansehnliche Gotteshäuser wurden gebaut, zwei Pfarrsysteme eingerichtet, und als so für die Schweden Ordnung geschaffen war, bildeten diese schwedischen Gemeinden zugleich die Krystallisationspunkte, zu denen sich die sonst noch im Lande verstreuten holländischen und deutschen Lutheraner sammelten. Durch das ganze folgende achtzehnte Jahrhundert wurde die Verbindung mit dem schwedischen Mutterlande festgehalten. Besonders hervorragende Geistliche kamen von dort nach Amerika und thaten freudige Handreichung, als es sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts darum handelte, auch die in immer größeren Massen gerade nach Pennsylvanien strömenden deutschen Lutheraner kirchlich zu organisieren.

Spanier und Franzosen, Holländer und Engländer, auch Schweden hatten als mächtige Gemeinwesen in Amerika Kolonien zu gründen unternommen. Die Deutschen kamen als Einzelne, vielleicht massenweise als Einzelne, aber ein kolonisierendes Staatswesen stand nicht hinter ihnen. Die Deutschen wurden ein bedeutendes Element bei der Besiedelung dieser Länder, sie halfen den anderen Völkern bei ihren Gründungen, aber es entstand kein Neu-Deutschland wie ein Neu-England entstanden war. Der Grund hierfür lag nicht in der mangelnden Kolonisationsfähigkeit unseres Volkes — ihre Gabe zu kolonisieren hatten die Deutschen im Mittelalter glänzend bewiesen —, der Grund lag in dem namenlosen Jammer, den der dreißigjährige Krieg über unser Land gebracht hatte. Als nun aber doch von dem Ende des 17. Jahrhunderts an ein immer größer werdender Strom von Auswanderern nach Amerika ging, da war es nicht die schwellende Volkskraft, welche so einen Abfluß suchte, sondern ein armes, hungerndes, gepeinigtes Volk war es, welches auswärts suchte, was ihm das alte verwüstete Vaterland nicht mehr bot, nämlich eine menschenwürdige Existenz. Wo es den Leuten noch irgend gut ging, da hielt sie die Liebe zu dem alten Boden noch zurück. Aus dem Norden, dem Osten, der Mitte Deutschlands ward wenig ausgewandert, aber aus dem Westen, besonders aus der Pfalz, dann auch aus Württemberg und Baden suchten Tausende eine neue Heimat jenseits des Weltmeeres. Namentlich die Pfälzer waren so in der Ueberzahl, daß die Engländer jeden Auswanderer ohne weiteres einen Pfälzer nannten. Furchtbar hatte die Pfalz schon im dreißigjährigen Kriege gelitten, noch furchtbarer, als in den Raubkriegen Ludwigs XIV. das schöne Land dreimal zur Wüste gemacht war. Dann kam zu dem weltlichen Elende noch das geistliche: die gewaltsame katholische Restauration unter Johann Wilhelm, Karl Philipp und Karl Theodor. Was Wunder, daß das zur Verzweiflung getriebene Volk zum Wanderstabe griff und ein Land suchte, in dem es ungestört wenigstens seines Glaubens leben konnte. Ebenso lastete auf den benachbarten Ländern der fürstliche Despotismus. Man braucht nur Namen zu nennen wie Eberhard Ludwig, Karl Alexander und Karl Eugen von Württemberg oder wie Karl Wilhelm von Baden, um zu verstehen, was die Schwaben nicht minder wie die Pfälzer aus ihrem Lande trieb. England hatte schon seit jener Pfalzgräfin Elisabeth Stuart, der Gemahlin des Winterkönigs, alte Beziehungen zu der Pfalz. Seit dem Beginne des 18. Jahrhunderts aber war es der Gegensatz gegen Ludwig XIV. und gegen die katholische Restauration, was das Whigministerium unter der Königin Anna bestimmte, sich der bedrückten Pfälzer anzunehmen. 1708 brachen die ersten Pfälzer, unter Führung eines Pfarrers Josua von Kocherthal auf und kamen über Holland nach England. Zu Anfang des folgenden Jahres wurden sie an den Ufern des Hudson,

Digitized by Google

etwa 12 deutsche Meilen oberhalb New-York angesiedelt, indem die englische Regierung hoffte, daß deutscher Fleiß in den dortigen Wäldern ergiebige Teerschwälereien in Gang bringen würde. Doch die Kolonie hatte mit harten Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Weder Kocherthal noch seine Nachfolger im geistlichen Amte konnten sich innerhalb der Kolonie selbst halten, sie mußten in New-York wohnen und konnten nur hin und wieder als Reiseprediger die Kolonisten geistlich bedienen. Als endlich aber die Kolonie zu erstarken begann, als man ein Pfarrsystem zu gründen hätte anfangen können, da wurde im Jahre 1747 das schon von der Königin Anna geschenkte Kirchenland durch gerichtliche Ränke von den Lutheranern auf die anglikanische Kirche übertragen. Allerdings sind die Anglikaner ihres ungerechten Besitzes auch nicht dauernd froh geworden, sie wurden vielmehr 1806 durch die Presbyterianer wieder um denselben gebracht, immerhin aber gingen vom Jahre 1747 an Deutschtum und Luthertum in der Kolonie allmählich verloren. Beides war eben unauflöslich mit einander verbunden. Mit ihrer Kirche kamen die Ansiedler auch um ihre Sprache und ihre heimischen Sitten, fortan verloren sie sich allmählich unter ihren englischen Nachbarn.

Doch diese erste deutsche Kolonie blieb nicht die einzige. Nach dem harten Winter 1708/9 wälzte es sich wie eine Völkerwanderung den Rhein hinunter, über Holland nach England. Um Mittsommer 1709 lagerten mindestens 10000 Auswanderer in und um London, und die Regierung war in Verlegenheit, was mit ihnen zu beginnen sei. Ein großer Teil derselben wurde gleichfalls über New-York höher hinauf an den Hudson in die Distrikte von East Camp und West Camp angesiedelt, um dort wie Sklaven für die Herren der Kolonie Wälder zu roden und Schiffsharze zu gewinnen. Ihre Geschichte ist eine wahre Leidensgeschichte. Hatten sie dann mit unsäglicher Mühe ihr Land geklärt und hofften sie endlich die Früchte ihres Fleißes ernten zu können, so brachte jedesmal irgend einer der Kolonialherren einen Rechtstitel auf das Land bei, und ihnen wurde der Boden, den sie in gutem Glauben für ihr Eigentum gehalten hatten, unter einem Schein des Rechtes abgesprochen. Um nicht als Tagelöhner da arbeiten zu müssen, wo sie Besitzer zu sein gemeint hatten, zogen sie wohl weiter westwärts in die Wildnis, um, wenn sie mit neuer Arbeit wieder etwas erreicht zu haben hofften, sich abermal schändlich betrogen zu sehen. Vom Hudson wanderten sie an den Mohawk und in das Schoharie-Thal, und endlich verließen viele von ihnen das Gebiet von New-York gänzlich und drangen gegen Pennsylvanien an den Susquehannah und das Thal des Thulpehocken vor. So über ein weites Gebiet zerstreut, unter harter Arbeit seufzend, in beständigen Grenzkriegen mit den von den Franzosen aufgehetzten Indianern, dazu ohne Zusammenhang mit einander und nicht wie die Schweden von mitgekommenen Pastoren geistlich geleitet, gingen sie natürlich in ihrem Christentum nicht vorwärts, sondern rückwärts. Viele verloren in der weiten Wildnis alle Beziehung zu Religion und Kirche, andere wurden eine Beute der Sekten, besonders in Pennsylvanien haben sich damals manche den Quäkern angeschlossen, aber von nicht wenigen wird doch auch die Treue gerühmt, mit der sie an ihrem lutherischen Glauben hingen. Die in New-York selbst gebliebenen Deutschen schlossen sich wohl meist der holländisch-lutherischen Gemeinde an, sofern sie nicht, indem sie die englische Sprache annahmen, auch zur anglikanischen Kirche hinübergezogen wurden. Die Deutschen in der Wildnis aber waren wohl meist nur auf den Hausgottesdienst angewiesen, die Bibel und Arndts Wahres Christentum waren die am höchsten geachteten Schätze in den Häusern.

Besser als den Pfälzern, welche über England an den Hudson gezogen waren, erging es einer anderen Auswandererschar, der gleichfalls England die rettende Hand gereicht hatte. Als in den Jahren 1731/32 die vertriebenen Salzburger Lutheraner allgemeine Teilnahme erweckten, und als sich ihnen an manchen Orten gastliche Thüren öffneten, hatten sie wohl keinen treueren und geistlich einsichtigeren Freund als den Augsburger Senior Urlsperger. Er war selber ein Flüchtling um Christi willen gewesen, als ihn die Geliebte des Herzogs Eberhard Ludwig, die Frau von Grävenitz, von seiner

Digitized by Google

Hofpredigerstelle in Stuttgart vertrieben hatte. Seitdem hatte er Auge und Herz für alle die, welche um des Namens Christi willen leiden mußten, für die „Exulanten Christi“. So war auch er es, der eine Anzahl von Salzburgern seinem Freunde, dem Hofprediger Ziegenhagen in London empfahl, einem Manne, dem gleichfalls die lutherische Diaspora aller Orten am Herzen lag. In London gab es damals nicht nur eine deutsch-lutherische Kirche, sondern auch einen lutherischen Hofprediger, der das Amt an der St. James-Kapelle führte. Der Gemahl der Königin Anna, der Prinz Georg von Dänemark, war Lutheraner gewesen, und als im Jahre 1714 mit Georg I. das Haus Hannover den englischen Thron bestieg, war die königliche Familie zwar zur englischen Kirche übergetreten, aber die meist deutsche Hofgesellschaft war doch lutherisch geblieben. Durch Ziegenhagens Vermittlung wurden daher eine Anzahl Salzburger Familien über London in die von Georg II. südlich vom Savannah-Flusse gegründete Kolonie Georgien gesandt. Zunächst für arme Engländer und dann für verfolgte Protestanten aus aller Herren Ländern war diese Kolonie gegründet, und in ihrem ersten Gouverneur, dem General Ogelthorpe, hatte sie den Mann erhalten, dem es daran lag, daß sie würde, was sie sein sollte. Viel geistliches Leben regte sich in der Kolonie. Die Gründer des Methodismus, die beiden Brüder Wesley und Whitefeld, hatten in dem Sinne des ursprünglichen, von den späteren Extravaganzen noch frei gebliebenen Methodismus unter der englischen Bevölkerung gewirkt. Herrnhuter aus Deutschland waren unter dem späteren Bischof Spangenberg dort angesiedelt, und nun kamen seit 1734 auch in wiederholten Zügen Salzburger Lutheraner und mit ihnen sofort zwei lutherische Prediger, Boltzius und Gronau, Hallesche Pietisten, Männer von dem Geiste eines Francke, Urlsperger und Ziegenhagen. Ihre nach streng kirchlichen Grundsätzen geleitete Kolonie Ebenezer bot wohl ein wesentlich anderes Bild dar als jene Ansiedlungen der Pfälzer und Schwaben am Schoharie und am Tulpehocken. Der Geschichtsschreiber Amerikas, Bancroft, sagt von diesen Salzburgern in Ebenezer: „Sie zogen als ein edles Heer von Märtyrern einher in der Kraft Gottes, im Glauben an das Evangelium, triumphierend unter den härtesten Prüfungen und den grausamsten Verfolgungen; vor ihnen her wehte keine andere Fahne als die Kreuzesfahne, und sie hatten keine anderen Führer als ihre Seelsorger und den großen Herzog ihrer Seligkeit.“

Doch nicht an den Hudson und nicht an den Savannah ging in den nun folgenden Jahrzehnten der Hauptstrom der deutschen Einwanderung, es wurde vielmehr der Delaware, es wurde Penns Waldrevier immer ausschließlicher das Ziel der vaterlandsmüden Deutschen. Es hat Jahre gegeben, in denen die Obrigkeiten von Pennsylvanien drauf und dran waren, die deutsche Einwanderung ganz zu verbieten, weil sie fürchteten, daß das deutsche Element schließlich die Oberhand über das englische gewinnen und die Herrschaft selbst an sich reißen könnte. Dennoch aber traten sie von solcher Absicht zurück, weil sie erkannten, wie wenig man für das Gedeihen der Provinz diese fleißigen Deutschen werde entbehren können. Bis zum Beginne des siebenjährigen Krieges währte diese überaus zahlreiche Einwanderung in Pennsylvanien; im Sommer 1749 landeten nicht weniger als 12000 Deutsche in Philadelphia. Schätzte man damals die Zahl der Bewohner Pennsylvaniens auf 200000, so waren darunter weit über die Hälfte Deutsche, und von diesen Deutschen gehörten mindestens 60000 der lutherischen Kirche an, meist aus den südwestdeutschen Ländern stammend. Auswanderungsagenten, sogenannte „Neuländer“, durchreisten damals Deutschland und verlockten durch glänzende Vorspiegelungen die Leute, eine neue Heimat jenseit des Meeres zu suchen. Dann pflegten sie sie wohl in den holländischen Häfen solange festzuhalten, bis all ihr Geld verzehrt war. Um dann nur von den Kapitänen mitgenommen zu werden, mußten sie Kontrakte unterschreiben, durch welche sie sich verpflichteten, nach ihrer Ankunft in Philadelphia zunächst ihr Ueberfahrtsgeld durch Arbeit abzuverdienen. Für unverhältnismäßig lange Zeit wurden sie drüben in eine Art von Lohnsklaverei verkauft, Familien wurden auseinandergerissen, Jahre vergingen, bis sie zu einer Selbständigkeit gelangen konnten. Aber wer

Digitized by Google

erfuhr in Deutschland davon, ein wie langes Elend oft dieser armen Ankömmlinge wartete? Dem pfälzer Bauern wurde immer wieder von goldenen Bergen jenseit des Weltmeeres erzählt, und ohne Schranken wälzte sich fort und fort die Menschenflut nach Amerika.

Was wollte es unter diesen Umständen bedeuten, wenn auf dem weiten Gebiete von Georgien im Süden bis nach Maine im Norden (denn auch in diese Provinz waren deutsche Lutheraner versprengt) ums Jahr 1735 acht lutherische Prediger vorhanden waren. Zwei predigten den Salzburgern in Ebenezer, Bollzius und Gronau, zwei standen den schwedischen Gemeinden am Delaware vor und suchten sich auch der Deutschen nach Möglichkeit anzunehmen. Dann war in dem ganzen Staate New-York nur einer, der sehr tüchtige Pastor Berkenmeier, ein Orthodoxer alten Schlages, ferner in Pennsylvanien Stower, neben dem noch ein andrer gleichen Namens genannt wird, und in den beiden Karolinas ein gewisser Giesendanner. Wie mußte bei den Schwierigkeiten und auch bei den Kämpfen des Kolonial- und Grenzlebens der religiöse Sinn unter dieser mangelnden Pflege namentlich in der nachwachsenden Generation schwinden! Dazu kam die Versuchung von den Sekten her. Denn Pennsylvanien war von Penns Zeiten her ein Zufluchtsort für all die mannigfachen Sekten gewesen, deren es um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts so viele und so abenteuerliche gab, deren Glieder so leicht mit den staatskirchlichen Verhältnissen in Europa in Konflikt gerieten und dann zur Auswanderung getrieben wurden. Diese Sekten thaten dann drüben in Amerika all den Lutheranern ihre Arme auf, die noch ein religiöses Verlangen hatten, es aber in geordneter Weise nicht befriedigen konnten, und hielten reiche Ernte unter ihnen. Vor allem aber, und das ist die schlimmste Klage in den gleichzeitigen Quellen, drängten sich diesen armen, nach dem Brote des Lebens und kirchlicher Versorgung verlangenden Leuten ganz unwürdige Subjekte, reine Vagabonden als Prediger auf und machten das Uebel nun erst recht arg. Es waren das meistens Männer, die sich schon daheim im alten Vaterlande durch ärgerliches Leben fürs geistliche Amt unmöglich gemacht hatten und von den kirchlichen Behörden abgesetzt waren, oder es waren weggejagte Schulmeister oder sonstige Gesellen, die, nachdem sie es mit allem Möglichen versucht hatten, nun endlich auf das Predigen verfielen. „Es hat nicht an solchen Leuten gefehlt," schreiben die Hallischen Nachrichten, „die sich um ihres eigenen Nutzens willen zu Lehrern aufgeworfen, es hat aber die Erfahrung gezeigt, daß selbige nicht nur wenig für die Seelen der Zuhörer gesorgt, sondern daß sie auch meistenteils mit ihrem ärgerlichen Leben und Exempel nur mehr Schaden angerichtet, die Zerrüttung der Gemeinden aber darunter immer größer und betrübter geworden." Wiederholt war die Not dieser Gemeinden nach Europa hinübergeschallt. Die heimischen Kirchenregierungen hatten sich der Not nicht angenommen: was hätten sie auch wohl thun können! aber wenigstens einzelne Männer und einzelne geistliche Ministerien, namentlich das Hamburger Ministerium, hatten zu helfen gesucht. Aber schwere Mißgriffe waren dabei vorgekommen. Die Männer, welche man gesandt hatte, hatten sich nur zu oft entweder als für die Kolonial- und Diasporaarbeit ungeeignet oder gar als ganz unwürdig erwiesen. So einen Mißgriff hatten die Hamburger gethan, als sie zu Berkenmeiers Nachfolger einen Kandidaten Knoll aus Rendsburg nach New-York gesandt hatten. Er war den an ihn gestellten Anforderungen schlechterdings nicht gewachsen, ja die Gemeinde drohte unter seiner Amtsführung sich völlig aufzulösen. Noch schlimmer aber war der Mißgriff gleichfalls der Hamburger gewesen, als sie den ganz unwürdigen Kandidaten Wolf an die sogenannten Raritan-Gemeinden gesandt hatten. Die Geschichte ist so bezeichnend für die Kolonialzustände, daß sie hier wohl mitgeteilt zu werden verdient.

Diese Gemeinden wohnten schon jenseits der Grenzen von Pennsylvanien in New-Jersey und standen in alten Beziehungen zu New-York. Sie hatten sich deshalb an den erst in New-York, dann weiter am oberen Hudson beamteten Berkenmeier gewandt mit der Bitte, ihnen einen lutherischen Prediger zu verschaffen, und Berkenmeier, als

Digitized by Google

Orthodoxer und Antipietist, hatte ihre Bitte an das geistliche Ministerium in Hamburg weitergegeben. Von dort aus war dann der erwähnte Wolf, ein Verwandter des einflußreichen Hauptpastors Wolf gekommen. Die „Hallischen Nachrichten" schreiben von ihm: „Dieser Wolf hat sich gleich anfangs bei einigen Zeugen, die noch leben, bewiesen als ein kapriciöser Kopf, voller Stolz und Eigensinn. Er hat sich bewiesen als einen Mann, der in humaniority weit gekommen, aber in theologischen Sachen und besonders im Predigen keine Gabe und Uebung besessen. Er ist mit großer Liebe in seiner Gemeinde aufgenommen, und ob er gleich alle Predigten vom Papier gelesen, so hat die Gemeinde Geduld gehabt, weil er vorgegeben, daß seine memorie auf der See verloren." In seiner Ehe gab er schweres Aergernis, die späteren Untersuchungsakten über ihn weisen ihm unerhörte sittliche Vergehungen nach, und sein Amt vernachlässigte er völlig. Die Gemeinde wollte sich endlich gerne von ihm losmachen, er aber steifte sich auf unbestimmt lautende Ausdrücke seiner Vokation, und es kam jährlich über die Gehaltszahlung zu ärgerlichen Prozessen zwischen ihm und der Gemeinde. Wolf schwur dann immer, er habe sein Amt vokationsmäßig verwaltet, und die Gemeinde, oder wenigstens diejenigen Glieder derselben, welche die Vokation unterschrieben hatten, wurden auf dem Wege der Exekution zur Zahlung des Gehaltes gezwungen. Endlich entschied das Gericht dahin, daß die Frage, ob Wolf sein Amt vokationsmäßig verwaltet habe, durch ein Schiedsgericht von Sachverständigen ausgemacht werden solle. Wolf berief sich auf Berkenmeier, die Gemeinde auf Mühlenberg, und so gerne der erstere Wolf gehalten hätte, so mußte er doch seine Zustimmung zu dessen Entfernung geben, die aber doch nicht ohne bedeutende Kosten für die Gemeinde sich bewerkstelligen ließ. — Kann man sich wundern, wenn viele und selbst die besten und einsichtigsten Einwanderer alle Hoffnung auf Besserung ihrer kirchlichen Zustände zu verlieren drohten?

Doch drei einander benachbarte lutherische Gemeinden in Pennsylvanien, die Gemeinden von Philadelphia, Neu-Hannover und Providence, versuchten noch ein letztes Mittel, um Hülfe zu schaffen: sie sandten 1733 drei Vertrauensmänner an Ziegenhagen nach London und an Gotthelf August Francke in Halle, den Sohn und Nachfolger von August Hermann, mit der Bitte sowohl um Geld zu Kirchenbauten, als besonders um einen tüchtigen Pastor, welcher die dortigen kirchlichen Verhältnisse mit Ernst in die Hand nehmen könne. Wieder aber vergingen Jahre, bis mit den Gemeinden die erforderlichen Abmachungen getroffen waren und vor allem, bis man den rechten Mann gefunden hatte. Schon hatte man drüben alle Hoffnung glücklichen Gelingens aufgegeben, schon war man, nachdem man wieder auch von geistlichen Schwindlern arg betrogen worden war, drauf und dran, sich dem in Pennsylvanien auftretenden Grafen Zinzendorf in die Arme zu werfen, der unter dem Namen eines lutherischen Pastors Ludwig von Thürnstein die Lutheraner für die Brüdergemeinde zu gewinnen suchte: da sandte Gott durch Ziegenhagens und Franckes Vermittlung den Mann nach Amerika, in dem die dortige evangelisch-lutherische Kirche bis heute mit Recht ihren Organisator und Patriarchen verehrt, jenen oben erwähnten Heinrich Melchior Mühlenberg.

Mühlenberg war am 6. September 1711 zu Eimbeck in Hannover geboren, Sohn kleinbürgerlicher Eltern. Schon auf der Universität zu Göttingen war er den pietistischen Kreisen nahe getreten, und dann war er als Lehrer am Halleschen Waisenhause ganz für diese kirchliche Richtung gewonnen worden. Wenige Jahre lebte und wirkte er dann als Pastor zu Großhennersdorf in der Lausitz, in unmittelbarer Nähe von Herrnhut, schon damals aber den Herrnhuterischen Bestrebungen keineswegs zugethan, immer aber nahm er lebendigen Anteil an allem, was damals die Kirche bewegte. Für den Pietismus trat er mit ganzer Entschiedenheit ein, aber eben für den Pietismus in seiner edelsten Gestalt. Nichts Schwarmgeisterisches, nichts Methodistisches findet sich bei ihm, immer folgt er dem Vorbilde gesunder Lehre. Was ihn von Anfang an zum Pietismus hinzog, war die religiöse Herzenswärme und Innerlichkeit, das Drängen auf persönliche Bekehrung, welches dort gefordert wurde. Keineswegs aber war er gemeint, an dem

Digitized by Google

festen Bekenntnis seiner Kirche zu rütteln: wie er selbst sich stets als überzeugungstreuer Lutheraner bekannte, so machte er das lutherische Bekenntnis auch zur zweifellosen Richtschnur seines kirchlichen Handelns. Möglich, daß er bei dauerndem Aufenthalte in Deutschland in manche Extravaganzen des späteren Pietismus mit fortgerissen worden wäre, nun aber wurde er in seinen besten Mannesjahren schon auf einen Boden versetzt, auf dem sich seine großartige praktisch-organisatorische Anlage bewähren konnte, während sein Pietismus zu einer sein ganzes Wirken heiligenden und die Geister mächtig anziehenden religiösen Wärme sich verklärte. Es zeugt von großer Menschenkenntnis, daß Francke nach längerem Suchen gerade auf Mühlenberg als auf den rechten Mann für Amerika verfiel, und es geschah gewiß nicht ohne Gottes Leiten, daß Mühlenberg auf Franckes Frage sofort mit einem freudigen Ja antwortete.

Mühlenberg begab sich nun 1742 zuvörderst nach London, um weitere Rücksprache mit Ziegenhagen zu nehmen, und trat von dort aus am 23. Juni die Seereise an, die ihn nach fünfzehn beschwerlichen Wochen zunächst noch nicht nach Philadelphia, seinem eigentlichen Ziele, sondern nach Charleston in Süd-Karolina führte. Es ist interessant und erbaulich zu lesen, was er in seiner Selbstbiographie von dieser Reise, die er übrigens in Begleitung einiger Salzburger Familien machte, erzählt. Lediglich mit den Interessen des Reiches Gottes finden wir ihn beschäftigt. So viel er auch von der Seekrankheit zu leiden hatte, so ist er doch unter dem Schiffsvolke und unter den Passagieren immer vor allem der Pastor, der mit männlichem und tapferem Geiste, zur Zeit und zur Unzeit jeder einzelnen Seele nachgeht, Sünde straft und zu Christo lockt. Nachdem er von Charleston aus die in den beiden Karolinas zerstreuten Lutheraner begrüßt hatte, wandte er sich nach Ebenezer, um sich durch Bolzius und Gronau in die amerikanischen Kirchenverhältnisse einführen zu lassen. Wie viel wird es für einen die europäischen staatskirchlichen, behördlich eingeschnürten Verhältnisse gewöhnten Theologen in einer amerikanischen, sich unter der Leitung frommer Pastoren selbständig leitenden Gemeinde zu lernen gegeben haben! Welch ein Unterschied zwischen der alten Heimat und Amerika! Hier stützte den Pastor keine Obrigkeit, hier war er auf sich selbst angewiesen; hier trug nicht das Amt den Mann, sondern der Mann mußte dem Amte Geltung verschaffen; hier wurden die Gemeinden nicht staatlich geleitet, hier mußten sie ihre Ordnungen sich selber machen.

Nach ursprünglichem Plane sollte Bolzius Mühlenberg zunächst nach Pennsylvanien begleiten, um ihn bei den drei Gemeinden, die ihn sich erbeten hatten, einzuführen. Bolzius aber kam nur bis Charleston mit ihm, denn hier wurden die Reisenden durch widriges Wetter so lange aufgehalten, daß Mühlenberg endlich allein zu reisen sich entschließen mußte. Nachdem er sich von Bolzius verabschiedet, bestieg er einen Küstenfahrer und erreichte, wie schon eingangs erwähnt, am 25. November 1742 Philadelphia. Etwa eine englische Meile breit ist hier der Delaware, in der Mitte durch eine der Stadt gegenüberliegende Insel in zwei Arme geteilt. Das damalige Philadelphia glich natürlich noch gar wenig dem heutigen. Noch sah man nicht viel Prachtbauten, keine hohen Türme stiegen in die Luft, keine Denkmäler redeten von vergangenen Zeiten, ja noch waren die Straßen nicht einmal gepflastert. Alles hatte noch ein einfaches, quäkerisches Aussehen, aber es war viel Raum vorhanden für eine werdende Großstadt. Ein geschäftiger Ort war Philadelphia schon damals, und in diesen Ort kam der Mann, der an all diesem Handel und Wandel, an all diesem Hasten und Jagen nach Gewinn kein Interesse hatte, sondern dessen Aufgabe es war, für die unsterblichen Seelen seiner Glaubensbrüder zu sorgen. So ward auch für ihn Philadelphia zu einem geschäftigen Orte. Mit rechter Bruderliebe für die Stadt der „Bruderliebe“ im Herzen war er voll bereit für die ihn erwartende Aufgabe.

Und dieser Aufgabe hat er sich mit einer Begabung und Willensenergie unterzogen, die ihn den bedeutendsten Kirchenmännern aller Zeiten würdig an die Seite stellen. Zuerst in den Gemeinden, für welche er zunächst berufen war, dann aber in

Digitized by Google

immer weiteren Kreisen, durch ganz Pennsylvanien, durch New-Jersey und New-York hin erkannten die armen, so viel betrogenen Lutheraner, daß ihnen der rechte Mann von Gott gesandt sei, und fanden sich daher die zerstreuten Schafe zu ihrem rechten Hirten wieder zurück. Unablässig predigte und unterrichtete er, ging er den einzelnen gefährdeten Seelen nach. Mit seiner hervorragenden organisatorischen Begabung legte er allenthalben solide Fundamente und schaffte er bleibende Ordnungen in den Gemeinden hin und her. Denn es war ihm immer vor Augen, daß, wie er sich wohl ausdrückte, es in Amerika nicht sei, wie in Europa, ecclesia plantata, sed ecclesia plantanda. Er hatte nicht in ein, fremdes Ackerwerk einzutreten, sondern er sollte ein neues pflügen. Er sollte erfahren, daß Diasporaarbeit wie Missionsarbeit ist. Francke hatte ihn früher für Indien in Aussicht genommen, er sollte nun merken, daß die Arbeit in Philadelphia nicht leichter sei, als die in Trankebar gewesen wäre.

Als Mühlenberg nach Philadelphia kam, hatten jene drei Gemeinden die Hoffnung schon aufgegeben, daß der von ihnen erbetene Geistliche aus Deutschland überhaupt noch kommen werde, sie glaubten, ihre nach Europa hinüber gesandten Bitten seien wieder einmal vergeblich gewesen. Vagabonden schlimmster Art hatten sich bei ihnen eingenistet, der eine war nichts weiter als ein verdorbener Zahnbrecher, der es nun in Ermangelung von etwas Besserem einmal als lutherischer Pastor versuchen wollte: wer stand diesen Gemeinden dafür, daß das von Mühlenberg vorgewiesene angebliche Empfehlungsschreiben Ziegenhagens nicht gefälscht, daß er selbst nicht ein noch ärgerer Betrüger sei als die anderen? Aber die Art seines Auftretens verschaffte ihm sofort Ansehen und Vertrauen, die Gemeinden sagten sich von jenen Schwindlern los und beriefen in einer unter Leitung des damaligen schwedischen Probstes abgehaltenen Gemeindeversammlung Mühlenberg zu ihrem ordentlichen Pastor und Seelsorger, indem sie sich zugleich verpflichteten, daß sie hinfort keinen Prediger wollten bei sich öffentlich predigen und Sakrament verwalten lassen, er sei denn rechtmäßig berufen und ordiniert nach dem 14. Artikel der Augsburgischen Konfession.

Doch der lutherischen Kirche in Pennsylvanien drohte damals noch eine besondere Gefahr. Jene vagabondierenden falschen Prediger wollten sie um ihr Christentum bringen, aber es war gleichzeitig ein Mann unter ihnen aufgetreten, ungleich bedeutender als jene elenden Gesellen, der sie zwar nicht von Christo, wohl aber von ihrem guten lutherischen Bekenntnis abwendig zu machen im Begriff war, nämlich der Graf Zinzendorf.*) Es zeigte sich jetzt, wie verhängnisvoll es gewesen war, daß man in Europa so lange gezögert hatte, die Bitte dieser armen Lutheraner zu erfüllen. Die geistliche Verlassenheit derselben war in Europa bekannt geworden, und Zinzendorf hatte bei ihnen ein Feld für geistliche Thätigkeit gesucht. Waren die Hallenser die zuerst Erbetenen, so war Zinzendorf der zuerst Gekommene, und zwar war es leider nicht die für seinen inneren Menschen und für die Art seines Wirkens günstigste Zeit, in der er kam. Seine Verbannung aus Sachsen, seine Berührungen mit den Schwarmgeistern in der Wetterau hatten ihn in allerlei bedenkliche Bahnen geführt, und was er seitdem in Amerika erlebt, hatte sein Gefühls- und Phantasieleben nur noch mehr erregt. Seine Versuche, Mission unter den Indianern zu treiben, waren nicht ohne seine Schuld gescheitert, und auch unter den im Lande zerstreuten Deutschen hatte er nicht die gehoffte Anerkennung gefunden. Bevor er Europa verließ, hatte er in London alle seine Aemter in der Herrnhuter Brüdergemeinde und auch seine mährische Bischofswürde niedergelegt und war in seiner angeblichen Eigenschaft als lutherischer Pastor nach Pennsylvanien gekommen, um die zerstreuten Kinder Gottes dort zu sammeln, in der That aber dienten seine Bemühungen dazu, für die Brüdergemeinde Propaganda zu machen. Wir bedauern, hier nicht ausführlich Mitteilung machen zu können von Aufzeichnungen eines der hervorragendsten der damaligen Deutsch-Amerikaner, des Konrad Weiser, späteren Schwiegervaters von Mühlenberg. Sie sind vollständig abgedruckt in einem Exkurse Germanns

*) Vgl. den Zinzendorf-Aufsatz in diesem Heft. D. Red.

Digitized by Google

zu Mühlenbergs Selbstbiographie und in Schäfers Monatsschrift für Innere Mission 1890 S. 234 f. Weiser bezweifelt nicht die guten Absichten Zinzendorfs, aber er findet Gutes und Verkehrtes so bei ihm ineinander gemischt, daß er es sich nicht auseinander zu lesen traue. „Ich glaube auch nicht, daß er sich aus dem verwirrten Wesen ohne die starke Hand Gottes von selbst wieder herauswickeln kann, wie gern er auch wollte, denn sein Leben liegt darin." Das Resultat seines Auftretens in Pennsylvanien war nicht eine Einigung und Sammlung, sondern es waren nur Gehässigkeiten und Feindschaften angerichtet. Etliche erweckte Seelen hatten sich wohl Zinzendorf angeschlossen, das Gros der Gemeinden aber war entweder jenen Schwindlern in die Arme getrieben, oder hatte sich aus Ekel an diesem Treiben von aller kirchlichen Gemeinschaft losgesagt. So kommt Weiser schließlich zu dem Resultat: „ob etwas wahrhaft Gutes durch des Herrn Grafen Konferenzen sei gestiftet worden, weiß ich nicht, der Tag der Offenbarung muß das aufklären; so viel liegt am Tage, es ist eine Sekte in Pennsylvanien mehr worden durch des Herrn Grafen und seiner Anhänger Ankunft." Germann aber bemerkt: „Aus genauester aktenmäßiger Kenntnis von zudem allbekannten Thatsachen können wir versichern, daß wo die Pietisten ein Häuflein erweckter Seelen gesammelt, und namentlich wo die Lutheraner eine Mission begonnen hatten, die Herrnhuter alsbald sich einstellten, ob sie nicht im gelegenen Momente in das Erbe eintreten könnten." Die verborgene Unlauterkeit, welche in dem allen lag, durchschaute Mühlenberg völlig. Er hielt Zinzendorf nicht für den Hirten, der gesandt sei, die zerstreuten Schäflein Christi zu sammeln, sondern für einen berufslosen Eindringling hielt er ihn, dessen letztes Ziel kein anderes sei, als die dortigen Gemeinden unter dem Vorwande des Luthertums zu seinen eigenen Glaubensüberzeugungen hinüberzuziehen. Zunächst versuchte Mühlenberg den Grafen völlig zu ignorieren. Endlich jedoch kam es zu einer persönlichen Aussprache zwischen beiden Männern, über welche wir noch protokollarische Aufzeichnungen besitzen, die allerdings kein gutes Licht auf Zinzendorfs ganzes Auftreten werfen. Mühlenberg war offenbar an Geist und Charakter Zinzendorf überlegen, die Gemeinden fühlten das und Zinzendorf wird es nicht minder gefühlt haben, denn er verließ schon am 1. Januar 1743 Philadelphia und kehrte nach Europa zurück.

Wir können nun Mühlenberg nicht wohl durch alle seine grundlegenden Arbeiten der Sammlung und Organisation einer lutherischen Kirche in Amerika begleiten. Er mag sie uns selbst am besten charakterisieren, wenn er in den Hallischen Nachrichten in einem an die dortigen „ehrwürdigen Väter" gerichteten Schreiben vom Jahre 1747 berichtet: „Wenn ich den Cirkel meiner Gemeinden und Filiale betrachte, so hat derselbe in dem Umfange über 30 Meilen, worinnen die Gemeindeglieder zerstreut wohnen. Was mich am meisten drückt, ist dieses, daß gar wenig Zeit, Kräfte und Gelegenheit zu der cura speciali übrig behalte. In den Wintermonaten ist man öfters froh, wenn man nur die allgemeinen Amtsgeschäfte in den Kirchen und Filialen bestreiten kann. In den Sommermonaten ist der Hausstand zu sehr mit Arbeiten überladen, daß man in den Häusern nicht leicht jemand anders als die kleinen Kinder eingesperrt findet. Die übrigen müssen arbeiten, sonst haben sie kein Brot. Ich finde fast keine andere Zeit und Gelegenheit, als wenn Sonntags in der Predigt die Alten und nach der Predigt die Jungen katechesiere. Ferner wenn sich die Kommunikanten eine Woche zuvor zum Abendmahl anmelden, und bei Krankheiten, Todesfällen, Kindtaufen und dergleichen. Des Sonnabends und Sonntags ist beständige Arbeit und Reisen ohne Ausnahme. In der Woche kann selten etliche Tage nacheinander zu Hause sein. In den Wochentagen findet sich heute eine Nottaufe, morgen ein Kranker, übermorgen ein Begräbnis ꝛc. in einer Reihe, und ein jeder Aktus nimmt fast einen Tag weg wegen der weit entlegenen Wohnungen. Wo soll man Zeit hernehmen zum Studieren? Ist noch ein Tag übrig, so suchet man gern solche Seelen auf, welche unter des Geistes Bearbeitung stehen. Wo bleibet aber die Zeit zu der schuldigen Korrespondenz mit den hochwürdigen Vätern und Gönnern in Europa?"


Digitized by Google

Selbstverständlich mußte Mühlenberg gar bald inne werden, daß er allein der sich stets mehrenden Arbeit nicht gewachsen sei. Zu bedauern bleibt, daß sich zwischen ihm und Berkenmeier in New-York gar kein Verhältnis bildete. Sie waren beide in ihrer Weise tüchtige Männer, aber der in jener Zeit die Kirche tief zerrüttende Gegensatz der Orthodoxie und des Pietismus stand trennend auch zwischen ihnen. Mühlenberg bedurfte der Mitarbeiter, aber solcher, die ganz eines Geistes mit ihm waren, und diese konnten ihm am sichersten aus Halle kommen. Von dorther wurden ihm denn auch wiederholt Gehülfen gesandt, ordinierte Geistliche sowohl wie auch Kandidaten, mit denen zusammen er eifrig erst an der Sammlung von Gemeinden und dann an der Zusammenfassung derselben zu einem Kirchenkörper arbeitete. Bereits 1748 konnte eine gemeinsame Gottesdienstordnung, eine Agende ausgearbeitet werden, der alsbald eine synodale Vereinigung der bisher gesammelten Gemeinden und weiterhin im Jahre 1762 eine gemeinsame Kirchenordnung folgte. Als 1748 die Synode zuerst zusammentrat, konnte Mühlenberg mit Dank gegen Gott auf die verflossenen sechs Jahre blicken. Am 25. November 1742 war er nach Philadelphia gekommen, allein und unbekannt, zu Gemeinden, die schier alles Vertrauen zu Urkunden, ja zu Predigern des Evangeliums verloren hatten. Nun nach verhältnismäßig kurzer, aber um so schwererer Arbeit sah er sich an der Spitze einer Synode, inmitten von Amtsbrüdern und Gemeindevertretern. Er sah, daß er nicht vergeblich gearbeitet hatte, und wie er überhaupt zu optimistischer Auffassung der Dinge geneigt war, so konnte er jetzt mit guter Zuversicht den kommenden Zeiten entgegensehen. Aus dem Briefe, den er damals nach Europa sandte, spricht freudiger, getroster Mut. Allenthalben steht er fest in dem Glauben, daß Gottes besonderes Leiten über ihm sei, und er wird dadurch mit der fröhlichen, weltüberwindenden Kraft eines Christen ausgerüstet.

Die von Mühlenberg gelegten Fundamente haben sich aber auch als probehaltig erwiesen. Jene erste Synode der „vereinigten Pastoren" vom Jahre 1748 war von den Gemeinden zu Philadelphia, Germantown, Providence, Neu-Hannover, Tulpehocken und Lancaster samt ihren Filialen beschickt und an Pastoren waren anwesend: Mühlenberg, Brunnholz, Handschuh, Kurtz, Hartwig und der schwedische Propst Sandin. Diese Synode aber besteht noch bis heute unter dem Namen des „evangelisch-lutherischen Ministeriums von Pennsylvanien" und umfaßt nach der letzten uns vorliegenden Angabe: 442 Gemeinden mit 265 Predigern und über hunderttausend Kommunikanten.

Wie viel sind in der englisch-amerikanischen Litteratur jene Pilgerväter von Massachusetts gerühmt worden. Wir Deutschen, namentlich wir deutschen Lutheraner, sollten nicht vergessen, was diese Lutheraner von Pennsylvanien geleistet haben. Sie stehen wahrlich hinter jenen Puritanern nicht zurück. Ihr zähes Ausharren, ihr selbstverleugnendes Wirken, ihr Eifer für die Sache Christi und der durch Christum erlösten Seelen stellt sie an die Seite der treuesten Missionare aller Zeiten. Ihre in den „Hallischen Nachrichten" gesammelten Berichte sind bis heute eine erbauliche und erhebende Lektüre. Aber sie redeten und schrieben eben Deutsch, und sie waren sich dessen klar bewußt, daß ihre Landsleute in Amerika mit ihrem Deutschtum auch ihr Luthertum, und mit ihrem Luthertum auch ihr Deutschtum zu verlieren in Gefahr sein würden. Darum will natürlich der Anglo-Amerikaner nichts von ihnen wissen, er schweigt sie einfach tot. Die dortigen Lutheraner aber, sonderlich die an der deutschen Sprache festhaltenden Lutheraner, besinnen sich immer mehr auf ihre Geschichte und gedenken in Ehren ihrer frommen Glaubensväter, denen sie in der Treue gegen ihre Kirche und deren schriftgemäßes Bekenntnis nachzueifern beflissen sind. Nicht bloß in deutscher, sondern jetzt auch in englischer Sprache haben z. B. die oben erwähnten, vorzüglich geschriebenen Werke der Doktoren Mann und Wolf das Wirken Mühlenbergs beschrieben.

Die lutherische Kirche Amerikas arbeitete sich unter Mühlenbergs Leitung allmählich zur Selbständigkeit heraus. Als Diasporaarbeiter war er von Europa herübergekommen, er sowohl wie seine ersten Gehülfen wollten auch nichts anderes sein als Diasporaarbeiter, und als solche wußten sie sich abhängig von den ehrwürdigen Vätern in Halle,

Digitized by Google

von denen sie gesandt waren, von dem jüngeren Francke, von Knapp, Freylinghausen und Johann Ludwig Schulze. Wie sie von Halle her mit Geld und Predigern versehen wurden, so hielten sie sich auch für verpflichtet, fortlaufende Berichte über ihre Thätigkeit dorthin zu senden und keinerlei entscheidende Schritte zu thun, ohne sich von dorther Rat erbeten zu haben. Aber doch konnte niemand daran denken, daß das auf alle Zeit so bleiben solle, vielmehr mußte es als das letzte Ziel vor Augen stehen, daß die amerikanische Kirche zur Selbständigkeit geführt würde. Mit der Gründung der Synode, mit der Herausgabe der Kirchenordnung hatte man schon klare Schritte in dieser Richtung gethan, und bald gebot es die Not der Zeit, daß man sich drüben ganz auf eigene Füße stellte. In den siebziger Jahren begann der amerikanische Unabhängigkeitskrieg, und während desselben, also bis zum Frieden von Versailles 1783, stockte der Verkehr zwischen Amerika und Europa so gut wie ganz. Im Dezember 1782 klagt Mühlenberg darüber, daß er seit dem Februar 1779 keine Briefe aus Halle bekommen habe, er mußte sich also notgedrungen gerade in diesen schweren Zeiten ohne den Rat der Hallenser Väter helfen, um die Fahne der Kirche unter den Verwüstungen, die der Krieg äußerlich und innerlich über die Gemeinden brachte, hochzuhalten.

Denn schwer und entscheidungsvoll waren allerdings diese Zeiten für die Kirche in Amerika. Die deutschen Lutheraner standen allermeist auf Seiten der Independenten und teilten den leidenschaftlichen Parteigeist derselben. Pennsylvanien war jahrelang der Kriegsschauplatz, Philadelphia Mittelpunkt der Bewegung. Alle Gemüter waren in einer Aufregung, die die stille Arbeit der Kirche stören mußte. Nicht bloß die Gemeindeglieder, vielfach auch die Pastoren griffen zu den Waffen. Mühlenbergs ältester Sohn, Johann Peter Gabriel, damals Pastor in Virginien, lud seine Gemeinde zu seiner Abschiedspredigt ein. Die Kirche war gedrängt voll Menschen; am Schlusse seiner Predigt rief er: „Der Krieg hat seine Zeit, und der Frieden hat seine Zeit, jetzt aber ist es Zeit zu kriegen!“ Dann warf er sein geistlich Amtskleid ab und stand vor seiner Gemeinde in soldatischer Uniform, die er unter dem Chorrocke getragen hatte, am andern Tage aber ging er zum Heere ab. Er kam im Heere und sein Bruder, der auch Pastor gewesen war, kam im Staatsdienste hoch, beide Mühlenbergs aber gingen dem Dienste der Kirche verloren. In vielen Gemeinden mußte der Gottesdienst ganz eingestellt werden, ja einzelne Gemeinden, wie z. B. das blühende Ebenezer in Georgien, verliefen sich völlig und konnten erst nach dem Kriege mit vieler Mühe wieder gesammelt werden. Wohl hätte die amerikanische Kirche wünschen können, daß sie während dieser harten Zeiten nicht ganz allein auf ihre eigenen Hülfsmittel angewiesen gewesen wäre. Namentlich wurde das Bedürfnis nach Predigern ein gar zu großes. Denn der Krieg, welcher das Land verödete und die Gemüter von der Frage nach dem Heile abzog, daß sie in dem Parteitreiben verwilderten, beraubte wohl die Gemeinde ihrer Seelsorger, aber er ließ kein Geschlecht heranwachsen, das die Lust bezeigt hätte, in der Kirche Gottes das geistliche Amt zu führen. Es kam dazu, daß die Verbindung der Independenten mit Frankreich neue Ideen in das Land brachte. Die von den französischen Hülfstruppen unter der amerikanischen Jugend verbreiteten Lehren eines Rousseau und Voltaire waren allerdings nicht geeignet, diese Jugend für das christliche Predigtamt zu begeistern.

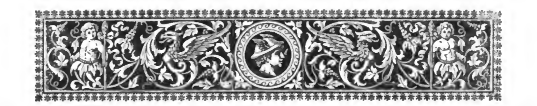
Aber dennoch hatte die Loslösung der amerikanischen Kirche von Deutschland auch ihr Gutes. Als der pietistische Geist in Deutschland erkaltet war, breitete sich über die dortige lutherische Kirche der öde, glaubenslose Rationalismus aus, und es dauerte nicht mehr lange, da wurde selbst Halle, von wo doch sonst die Glaubensboten nach Indien und Amerika ausgegangen waren, eine Stätte saft- und kraftloser Aufklärung. Die Schüler der beiden Franckes waren für Amerika ein Segen gewesen, aber der Geist dieser Männer waltete bald nicht mehr in Universität und Waisenhaus: würden nun wohl die Schüler eines Semler, Gesenius und Wegscheider der amerikanischen Kirche auch einen Segen gebracht haben? Die französischen Encyklopädisten schickten wenigstens keine Prediger, aus Deutschland aber würden rationalistische Prediger gekommen sein.


Digitized by Google

So war denn Amerika auf sich selbst angewiesen und es mußte sich zeigen, ob Mühlenbergs Institution die Stürme der Zeit werde überdauern können. Dazu war die lutherische Kirche in Amerika noch in einer schlimmeren Lage als die übrigen Kirchengemeinschaften. Sie war eben die deutsche Kirche mit deutscher Sprache, ihre Diener mußten notwendig deutsche Bildung empfangen haben, um die geistlichen Schätze dieser Kirche selber heben und weiter austeilen zu können. Das Land aber war ein englisches, und die Sprache seiner Bildungsanstalten war die englische. Die Lutheraner hatten wohl deutsche Kirchspielschulen, aber es fehlte ihnen an Gymnasien (d. h. englischen Universitäten) und vor allem an theologischen Fakultäten. Man hat sich in jenen Anfangszeiten so gut man konnte geholfen, aber große Aufgaben blieben für die Zukunft zu lösen. Zwei von Mühlenbergs letzten Kollegen, Helmuth und Kunze waren bedeutende Gelehrte, sie wirkten als deutsche Professoren an den englischen Kollegien zu Philadelphia und New-York und stifteten reichen Segen unter der studierenden deutschen Jugend. Die aus der älteren Generation noch vorhandenen Pastoren leiteten, so viel es ihnen bei ihrer anstrengenden Gemeindearbeit möglich war, die Studien der jüngeren Leute, und hin und wieder kam auch wohl noch nach der Kriegszeit eine Hülfe aus Europa. So hat sich denn, wie wir in einem zweiten Artikel zu schildern haben werden, die lutherische Kirche der östlichen Staaten zunächst in kümmerlicher Zeit wieder aufgebaut und hat dann auch ihre Zeltpflöcke immer weiter nach Westen hinausgesteckt. Aber auf dem alten, von Mühlenberg gelegten Bekenntnisgrunde ist sie dabei geblieben und hat bewiesen, daß dieser ihr Patriarch ein wirklich weiser Baumeister gewesen ist. Wir aber möchten mit einigen, dem großen Werke von Dr. Mann entnommenen trefflichen Worten über Mühlenberg schließen:

„Die Hauptgabe Mühlenbergs war sein organisatorisches Talent. Er hielt eine bestimmte Ordnung für unumgänglich notwendig in allen Beziehungen der Menschen zu einander und besonders im Bereiche öffentlicher Pflichten. Hin und her in Amerika fand er die Lutheraner in der jämmerlichsten Verwirrung, er aber sammelte sie zu organisierten Gemeinden und gab ihnen, so weit möglich, eine feste Lehr- und Verfassungsgrundlage und sicherte ihnen eben dadurch eine gedeihliche Entwicklung. Er wußte, wie leicht in jeder Gemeinde die verschiedenen Kräfte und Interessen mit einander in Konflikt kommen können, daher strebte er, die verschiedenen Elemente ins Gleichgewicht zu einander zu setzen und namentlich den Forderungen sowohl der progressiven wie der konservativen Partei ihr Recht zu thun, ohne doch damit die geringste Neuerung in der Lehre der Kirche zuzulassen. Wenn späterhin fremde und neologische Einflüsse dies Fundament zu untergraben und die Einigkeit der Kirche in Amerika zu stören begannen, so wird doch niemand mit Recht Mühlenberg anklagen können, als ob er solchen neuen Maßregeln in Lehre und Praxis das Wort geredet hätte. Zum Beweise für sein klares Verständnis bindender Ordnungen können schon die von ihm organisierte erste lutherische Synode in Amerika und die schon vor dieser Synode ausgearbeitete Agende dienen."

Digitized by Google



Ueber den heutigen Stand der Elektrotechnik.

Von

W. Berdrow, Ingenieur.

Noch nie, so lange von Technik und von Erfindungen die Rede war, hat ein Zweig der Ingenieurwissenschaften sich mit so ungeahnter Schnelligkeit und in solchem Umfang Bahn gebrochen, wie die Elektrotechnik. Die Dampfkraft, die 1760 zuerst von Watt in zweckmäßiger Weise angewandt wurde, um den Menschen bei seinen schweren mechanischen Arbeiten zu unterstützen, brauchte ein halbes Jahrhundert, ehe man es lernte, sie zum Betrieb von Eisenbahnen zu verwenden. Nachdem der Engländer Murdek 1792 das Leuchtgas erfunden, besannen sich seine Landsleute noch genau 20 Jahre, bevor sie es auch nur in ihrer Hauptstadt in beschränktem Maße anwandten, und gar 34 Jahre mußten vergehen, ehe unser Berlin sich der „neuen" Erfindung bediente und die Linden mit einer spärlichen Gasbeleuchtung versah, von der unsere öllämpchengewohnten Großväter damals weit mehr Aufhebens machten, als wir es vor zwei Jahren von der neuen elektrischen Beleuchtung unter den Linden zu machen für nötig hielten. Früher hatte man eben Zeit, war nicht verwöhnt und konnte warten. — Heutzutage ist das anders geworden. —

Mag nun diese schnellere Ausbeutung aller Erfindungen in der Neuzeit zum Teil dem Umstande zuzuschreiben sein, daß sich die Fortschritte der Wissenschaft und der Technik fortwährend in ungeahnter Weise potenzieren, daß heute in einem Jahre mehr geleistet wird, als früher in zehn, zum Teil auch auf die großartige Vermehrung der Verkehrsmittel durch Eisenbahn, Zeitung und Telegraph, — alles dies reicht doch nicht hin, um die rapide Verbreitung zu erklären, deren sich die vielfältigen Anwendungen der Elektrotechnik in dem letzten Decennium erfreuten. Man muß dieselbe vielmehr der erstaunlichen Elasticität zuschreiben, mit welcher sich diese Naturkraft allen möglichen Forderungen anpaßt, der anfangs ungeahnten Vielseitigkeit ihrer Anwendungen und, nicht in letzter Linie, der Leichtigkeit, mit welcher sie Aufgaben löst, die mit den bisherigen Hülfsmitteln der Technik trotz allen Scharfsinnes schwer oder gar nicht zu lösen waren. Giebt es doch wenige Zweige der gewerblichen Thätigkeit, in welche die Elektricität nicht schon eingedrungen ist, und aus denen nicht ihre größere Brauchbarkeit die bisherigen Hülfsmittel des Menschen zu verdrängen beginnt. —

Keine von diesen Anwendungen der Elektrotechnik ist so weit ausgebreitet und so viel besprochen, als die elektrische Beleuchtung, doch lohnt es wohl trotzdem, einen Blick auf dieses Gebiet zu werfen, auf dem gerade in den letzten paar Jahren so reiche Früchte geerntet sind.


Digitized by Google

Der Löwenanteil an der Benutzung des elektrischen Lichtes fällt natürlich dem „gelobten Lande der Elektrotechniker," den Vereinigten Staaten zu, wo in den letzten zehn Jahren die ungeheure Summe von etwa 1200 Millionen Mark für elektrische Beleuchtungsanlagen aufgewandt ist. In Amerika ist ja auch die bedeutendste Erfindung der letzten Jahre auf diesem Gebiet, das vielbesprochene und vielumstrittene Wechselstromsystem, zuerst ins Leben getreten und hat sein von den Anhängern des alten Edisonschen Systems aufs schärfste bekämpftes Dasein siegreich behauptet. Die Anzahl der elektrischen Anlagen, welche mit Wechselstrom arbeiten, übersteigt die der Gleichstromanlagen heute schon um vieles, haben doch Westinghouse, der große Vorkämpfer des Wechselstroms in Amerika, und die von ihm gebildete Gesellschaft allein in den letzten drei Jahren 300 Elektricitätswerke nach diesem System erbaut, deren Wert 60 Millionen Mark beträgt.

Auch die Engländer, die sich nächst den Amerikanern am regsamsten in der Anwendung der neuen Naturkraft erweisen, haben den Wechselstrom bereits in großem Maßstabe angewandt. So werden in London, wo jetzt das elektrische Licht in allen Stadtteilen zugleich auftaucht, und wo binnen kurzem mehr elektrische Kraft erzeugt und verbraucht werden wird, wie in ganz Deutschland, die beiden größten Centralen (London besitzt deren schon etwa ein Dutzend) mit Wechselstrom betrieben. Die riesigen Dimensionen, die die elektrische Beleuchtung in der 5 Millionenstadt annimmt, dürfen nicht wunder nehmen, ist es doch mit der Gasbeleuchtung nicht anders: alle deutschen Städte, Berlin mit seinen sieben riesigen Gasanstalten nicht ausgenommen, dürften die Gasproduktion, die für London nötig ist, nicht oder doch nur um weniges übersteigen.

Das deutsche Reich will sich nur schwer zur Einführung des Wechselstroms entschließen; hier scheint das Geschrei, das die Feinde desselben erhoben über die Gefahren, die er berge für Leben und Feuersicherheit, am nachhaltigsten gewirkt zu haben, denn erst jetzt, nachdem uns eine mehr als dreijährige Erfahrung in Bezug auf dieses System zur Seite steht, beginnt man es hier und da in vereinzelten Fällen anzuwenden, so in Kassel und in Köln. Das Wort „Wechselstrom" scheint bei uns noch immer einen unheimlichen Klang zu haben, denn man baut lieber Gleichstromcentralen mit den kompliziertesten Leitungen und für ungeheure Kosten, als daß man sich zu dem einfachen und billigen System entschließt, dessen Brauchbarkeit uns die Amerikaner durch tausende von Anlagen so glänzend bewiesen haben.

Einfach und billig, das sind die Bedingungen, die jenseits des Oceans für jedes Unternehmen maßgebend sind, und sie sind es, die dem Wechselstrom dort in dem jahrelangen Kampf der Elektrotechniker, der auch jetzt noch nicht ganz erloschen ist, zum fast unbestrittenen Siege verholfen haben. Man kann dem Altmeister der Elektrotechnik, Thomas Edison, den Vorwurf nicht ersparen, daß er *gegen* sein besseres Wissen nach Kräften geholfen habe, das ihm verhaßte neue System in den Verruf der Gefährlichkeit zu bringen; er mußte es wissen, daß bei guter Ausführung der Apparate und Leitungen *eine* elektrische Anlage so gefahrlos ist wie die andere, und daß man den Unglücksfällen durch Elektricität und speciell durch Wechselstrom das zehnfache, ja das hundertfache an Unfällen durch Gas- und Petroleumbeleuchtung und durch Eisenbahnen gegenüberstellen könnte.

Der Unterschied zwischen Wechsel- und Gleichstrom ist einfach: während letzterer, gleich einem ruhigen Strom, in stetem gleichförmigen Laufe seine Leitung durchkreist, gleicht der erstere dem Blut, das in fortwährend erneuten Pulsschlägen die Adern durchläuft: der Wechselstrom ist nicht stetig, sondern er wird fortwährend unterbrochen und wieder aufs neue erzeugt, und zwar mit einer solchen Geschwindigkeit, daß die Zahl dieser Unterbrechungen bis 130 in jeder Sekunde beträgt.

Man erfand dieses neue System, als vor einigen Jahren infolge der größeren Verbreitung der elektrischen Beleuchtung sich die Notwendigkeit einstellte, weitere Gebiete

Digitized by Google

als bisher von einer Stelle aus mit Licht zu versehen, und als man einsah, daß es in vielen Fällen praktischer sei, die Centralstationen überhaupt außerhalb der Städte anzulegen, wo man eine billigere Kohlenzufuhr hatte und sich in manchen Fällen auch noch vorhandener Wasserkräfte bedienen konnte, um die Dynamomaschinen, die den elektrischen Strom liefern und für gewöhnlich durch Dampfkraft betrieben werden, in Bewegung zu setzen. Es galt also, große, in manchen Fällen meilenlange Leitungen von einer Stelle aus mit Elektricität zu speisen, und dieser Anforderung zeigte sich das alte Edisonsche Gleichstromsystem, das bisher alle ihm gestellten Aufgaben gelöst hatte, nicht mehr gewachsen. Man kann mit demselben wohl eine kleine Stadt, in der kein Punkt weiter als 5—10 Minuten von der Centrale entfernt liegt, mit Licht versehen, aber wie wenig dasselbe für die Beleuchtung größerer Städte geschaffen ist, lehrt unser Berlin, das jetzt schon 4 Centralen besitzt und doch nur zum weitaus kleinsten Teil das elektrische Licht genießen kann. — Der Grund hiervon liegt in den Leitungen. Es muß nämlich mit der wachsenden Länge derselben auch ihre Stärke vergrößert werden, und eine Leitung, die länger als 500 bis 800 Meter wäre, würde schon eine so bedeutende Dicke und damit — da die Leitungen durchweg aus dem teuren Kupfer bestehen — so hohe Kosten beanspruchen, daß dadurch die ganze Anlage illusorisch würde. Durch künstliche Verbesserungen der Leitungen, das sog. in Berlin angewandte Dreileitersystem und das in Königsberg neuerdings versuchte Fünfleitersystem, hat man dann die Länge der Leitungen und damit die Ausdehnung des Beleuchtungsgebietes auf etwa 1000 Meter von der Centralstation vergrößert, aber viel weiter konnte mans mit allen Künsteleien nicht bringen. Das einzige Mittel, das hier geholfen hätte, wäre Erhöhung der Spannung des Stromes gewesen, denn hochgespannte Elektricität bedarf zu ihrer Fortleitung dünnerer Leitungen, als solche von geringer Spannung, da sie leichter im stande ist, den Widerstand des Drahtes zu überwinden. Indessen sind zur Speisung von Glühlampen nur Ströme von niedriger Spannung zu gebrauchen, und so war denn dieser Ausweg nicht zu beschreiten.

In dieser Verlegenheit rettete den Elektrotechniker die Erfindung der Lichtverteilung mittels Wechselstromes. Dieser hat nämlich die bequeme Eigenschaft, sich von einer noch so hohen Spannung durch einen einfachen Apparat, den sogenannten Transformator, auf jede gewünschte niedrigere bringen zu lassen. So hatte man denn plötzlich alle Mittel in der Hand, billige Leitungen zu verwenden und doch beliebig große Gebiete von einer Stelle aus zu beleuchten. In den Centralen wurden Wechselströme von hoher Spannung — anstatt der bisher gebrauchten 100 bis 200 nun 1000 bis 2000, ja 10,000 Volt — erzeugt, diese durch schwache, billige Drähte den Verbrauchstellen zugeführt und hier durch Transformatoren bis auf das gewünschte Maß erniedrigt.

Nun begann eine neue Aera für die Elektrotechnik; denn erst seit 1887 datiert der ungeheure Aufschwung dieser Industrie. Die Erfolge des neuen Systems stachelten die Anhänger des alten zu frischen Anstrengungen, auch ihr System brauchbar und billig zu gestalten, und da ihnen bereits die Erfahrung langer Jahre zur Seite stand, so gelang es ihnen, durch exakte, mit dem denkbar höchsten Wirkungsgrade arbeitende Maschinen und durch manche Vorzüge, die der Gleichstrom an sich vor dem Wechselstrom hat, den einen großen Mangel zum Teil zu decken und ihren Gegnern ernstlich Konkurrenz zu machen. Wohl ist dieser durch 3 Jahre fortgesetzte und noch keineswegs beendete Kampf zwischen Technikern, die doch dasselbe Ziel haben, im ganzen unerfreulich, und wohl birgt er manche häßlichen Einzelheiten auf den Gebieten der Reklame und der Verleumdung, doch hatte er jedenfalls das Gute, daß hüben und drüben die Köpfe zu der höchsten Anstrengung angefeuert wurden und das Beste leisteten, was nur immer zu erreichen war. Das elektrische Licht wurde billig, glänzend, war leicht zu bedienen, kurz es übertraf alle bisherigen Beleuchtungsmittel, und in ungeahntem Maße schossen zuerst in Amerika, dann auch in anderen Ländern die elektrischen Anlagen empor.

Digitized by Google

In den Vereinigten Staaten kam der Verbreitung des elektrischen Lichtes besonders ein Umstand zu Hülfe: die schlechte Beschaffenheit und der hohe Preis des Leuchtgases. Man war bald in der Lage, elektrisches Licht, insbesondere Bogenlicht billiger und dabei weit heller zu beschaffen, als Gaslicht, kein Wunder also, daß man sich dem Neuen und Besseren zuwandte. Erstaunliche Fortschritte hat die elektrische Straßenbeleuchtung gemacht. Abgesehen von New-York, wo die Nachlässigkeit der Beleuchtungsgesellschaften in Bezug auf die Leitungen am Ende des vorigen Jahres eine Krisis herbeiführte, die mit einem erheblichen Rückgange der elektrischen Beleuchtung abschloß, haben fast alle bedeutenden Städte einen mehr oder minder großen Teil ihrer Straßen mit Bogenlicht versehen, und selbst kleine Städte und Dörfer, die sich den Luxus einer Gasanstalt nicht gestatten konnten, strahlen nun abends in den blauweißen Lichtwellen der Bogenlampe. An der Spitze steht St. Louis, welches etwa 2500 elektrische Straßenlaternen besitzt, indes unser gutes Berlin es bei einer mehr als dreifachen Einwohnerzahl noch immer nicht über — 150 gebracht hat. Wen's interessiert, der mag wissen, daß es in den Vereinigten Staaten bereits über 30 zum Teil unbedeutende Städte giebt, welche es unserer Reichshauptstadt, was elektrische Straßenbeleuchtung betrifft, zuvorthun. Binnen kurzem wird übrigens London, das in den letzten zehn Jahren mit rühmlicher Geduld 4 bis 5 Systeme der Beleuchtung durch Bogenlampen durchprobiert hat, in dieser Beziehung an der Spitze stehen. Denn es sind jetzt Verträge abgeschlossen, welche die vollständige elektrische Beleuchtung der City in absehbarer Zeit sichern, und dazu reichen allerdings 2500 Bogenlampen nicht aus.

An dieser Stelle mag, da einmal von London die Rede ist, noch erwähnt sein, daß die großartigste Centralstation der Welt ebenfalls dieser Stadt angehört. Es ist das Deptforder Elektricitätswerk, das zwei deutsche Meilen von der Hauptstadt entfernt, erst durch den Wechselstrom, der hier in der bisher unerhörten Spannung von 10,000 Volt angewandt wird, ermöglicht wurde. Die Großartigkeit dieser Anlage zu schildern, würde mehr Raum erfordern, als hier zu Gebote steht. Man arbeitet dort mit 10,000pferdigen Maschinen und wird nach der Vollendung des ganzen Werkes in dieser einen Station fast viermal so viel elektrische Energie erzeugen, als unsere sämtlichen Berliner Elektricitätswerke nach ihrem vollständigen, bis zu 28,000 Pferdekräften konzessioniertem Ausbau werden leisten können. Und man bedenke, London hat schon etwa 12 Centralstationen, die übrigen freilich alle von geringerer Bedeutung.

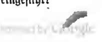
Doch brauchen wir Deutschen uns durch solche Fortschritte im Ausland, denen wir bis jetzt verhältnismäßig wenig gegenüberzustellen haben, nicht bange machen zu lassen. Hat das alte Wort von der deutschen Schwerfälligkeit seine Berechtigung, so hat sie das andere von der Gründlichkeit des Deutschen erst recht. Bleiben wir auch in der Massenhaftigkeit elektrischer Anlagen insbesondere hinter Amerika erheblich zurück, so thun wir es dafür in der Exaktheit der Ausführung, in der Sicherheit des Betriebes allen zuvor. Und auch das hat seine Vorteile; die Gasanstalten habens bewiesen, wie ein Vergleich zwischen der Gasbeleuchtung von New-York und Berlin, zwei Städten von nahezu gleicher Größe, zeigt. Abgesehen davon, daß unser Produkt bei weitem besser, unsere Straßenbeleuchtung bei weitem heller ist, als die der New-Yorker, haben sich unsere vortrefflichen, freilich in der Anlage kostspieligen Gaswerke so gut bewährt, daß Berlin seinen Einwohnern das Gas zum Preise von 16 Pf. pro Kubikmeter liefert, ja es ohne Schaden noch billiger liefern könnte, während es drüben fast das Doppelte kostet, und das nur wegen der lottrigen, weil billigen Ausführung der Werke und Rohrleitungen; die Apparate arbeiten unvorteilhaft, die Leitungen sind so unsorgfältig gelegt, daß Gasverluste vorkommen, die in jeder deutschen Stadt unerhört wären, und so gehts auf allen Zweigen der Technik.

Ebenso wird es in der Elektrotechnik gehen; nach einer Reihe von Jahren, wenn das höhere Alter die Güte und Dauerhaftigkeit der jetzt noch durchweg neuen Anlagen

Digitized by Google

auf die Probe stellt, wird es sich erweisen, wieviel weiter wir mit unserer Gründlichkeit kommen, als die Amerikaner mit ihrem Fortschrittsgeist, der im Grunde nur Spekulationsgeist, leider mit allzuviel Geiz verbunden ist. Dieser eigentümliche Gegensatz in der Entwicklung der Elektrotechnik hier und dort macht sich besonders an den Dynamomaschinen bemerkbar. Der Amerikaner bevorzugt kleine, kompendiös gebaute Maschinen, deren Umdrehungszahl bis aufs äußerste gesteigert wird, um nur mit den kleinsten Mitteln den größten Effekt zu erhalten. Unsere Technik dagegen strebt der Vervollkommnung der Dynamos zu großen, still und ruhig, und durch die minutiöseste Exaktheit der Ausführung mit dem höchsten Nutzeffekt arbeitenden Maschinen zu, die freilich in der Anschaffung teuer sind, aber auf die Dauer doch jenen kleinen Zwergen gegenüber ihre Vorzüge geltend machen werden. Einen interessanten Vergleich bieten in dieser Hinsicht St. Louis und Berlin. In ersterer Stadt befindet sich eine elektrische Centrale von etwa 4000 Pferdekräften Leistungsfähigkeit, die durch nahezu 60 Dynamomaschinen in Elektricität umgesetzt werden. Man denke, 60 Dynamos mit ihrem ganzen Apparat an Transmissionen, Riemen und Kupplungen, welch ein Geschwirr, Gerassel und Geknatter muß das geben, welch ein Heer von Wärtern erfordern: ganz denselben Effekt wird die Berliner Station in der Spandauerstraße in kurzer Zeit durch acht Dynamos und vier Dampfmaschinen erreichen. Hier ist keine Transmission, kein Treibriemen; die Dynamos sind zu je zweien direkt an die Dampfmaschinen angeschlossen, so daß es eigentlich nur 4 Maschinen sind, welche sich langsam und geräuschlos drehen und doch dieselbe gewaltige Strommenge liefern, wie jener ungeheure, lärmende Apparat.

Wir haben verhältnismäßig wenig Centralen. Kaum anderthalb Dutzend deutsche Städte haben sich bisher entschlossen, solche, meist auf ihre eigenen Kosten, erbauen zu lassen, bevor nicht alle Fragen der elektrischen Beleuchtung vollständig gelöst seien. Unter diesen haben, wie schon erwähnt, nur Köln und Kassel das Wechselstromsystem angewandt. Die „Berliner Elektricitätswerke", denen sämtliche Berliner Centralen gehören, werden demnächst einen Versuch mit dem „neuen" System machen; im übrigen bedient man sich nur des Gleichstroms. Dafür beginnt man jetzt in Deutschland ein neues, bisher wenig angewandtes Element in die Beleuchtungstechnik einzuführen, ich meine die Akkumulatoren, die Aufspeicherungsmittel der Elektricität. Edisons vor Jahren gethaner Ausspruch: „Wer von Akkumulatoren spricht, fängt an zu lügen", hat sich wie so manches schnelle Wort des großen, aber allzuraschen Erfinders nicht bewahrheitet. Die Akkumulatoren bilden heute ein geschätztes Hülfsmittel der Elektrotechnik, und so haben sich denn eine ganze Reihe deutscher Städte — es sind dies Hannover, Bremen, Düsseldorf, Görlitz, Breslau, Essen — zu ihrer Verwendung im Centralenbetrieb entschlossen, um in den Stunden schwachen Lichtkonsums die überschüssige elektrische Kraft in diese Behälter zu leiten und sie bei großem Verbrauch, der die Leistungsfähigkeit der Maschinen allein übersteigen würde, wieder abzugeben. Auch bei der Anlage großer Centralen außerhalb Deutschlands hat man die Akkumulatoren angewandt, so in Stockholm und Kopenhagen. Im allgemeinen bethätigt sich unsere Beleuchtungstechnik mehr in der Entstehung von Einzelanlagen, die entweder von den Besitzern großer Geschäftshäuser, Fabriken, Theater, Restaurants oder für einzelne Häuserkomplexe, in denen der Bedarf von elektrischem Licht besonders groß ist, erbaut werden. Da sind dann freilich Anlagen nicht selten, welche 100 bis 500 Pferdekräfte bedürfen und Tausende von Lampen speisen und eine ganze, ja oft mehrere amerikanische Centralstationen aufwiegen, so daß sich in Wirklichkeit das Verhältnis zwischen den beiden Staaten doch günstiger stellt, als es nach den statistischen Nachrichten den Anschein hat. Insbesondere ist in Deutschland der Luxusbeleuchtung ein reiches Feld eingeräumt worden. Es giebt — und nicht nur in den Großstädten — wenig Theater, wenig elegante Restaurants, die nicht eine glänzende und reichliche elektrische Beleuchtung hätten; ja, sogar in Kirchen hat man das Glühlicht schon vereinzelt eingeführt. Auch die Königspaläste erschließen sich dem neuen Licht. In vielen Schlössern regierender Fürsten ist es bereits eingeführt


Digitized by Google

worden und hat die alte Gas-, Petroleum- oder Kerzenbeleuchtung verdrängt. Im großartigsten Maßstabe ist dies wohl im alten Schloß in Berlin und in der Wiener Hofburg geschehen, in denen ja mehrere Tausend Lampen installiert sind.

Immerhin steht auf dem Kontinent, besonders was die Errichtung von Centralen betrifft, Deutschland an der Spitze; die übrigen Staaten, wenn man von Italien absieht, das sich von Anfang an äußerst regsam erwies, haben sich der Neuerung noch langsamer anbequemt. Doch beginnt es sich jetzt allerwärts erfreulich zu regen, und es ist wohl nicht zuviel behauptet, daß das letzte Jahr allein mehr Früchte gezeitigt habe, als die neun vorhergehenden.

Vor allem hat man es in der jüngsten Zeit gelernt, sich der vorhandenen Wasserkräfte zu bedienen, um durch Hülfe von Rädern oder Turbinen elektrische Kraft zu erzeugen und sie den benachbarten Städten zuzuführen. Die Schweiz ist hier allen anderen Staaten vorangegangen, denn von 350 vorhandenen elektrischen Anlagen werden über die Hälfte durch Wasserkraft gespeist. Auch Frankreich, das überhaupt eine gut geregelte Wasserwirtschaft besitzt, an der es bei uns bedauerlicher Weise noch immer mangelt, weist viele hydraulisch betriebene Anlagen auf, von denen die originellste wohl die zu Collins ist, einem kleinen Dorf in der Nähe von Nimes: ein in der Nähe befindlicher Wasserfall liefert den Strom für 1600 Glühlampen, durch welche die Häuser und Straßen des Dorfes aufs beste und billigste beleuchtet werden. Aber auch am Tage verwendet man den elektrischen Strom, indem man ihn kleinen Elektromotoren zuführt und die Pumpen und Brunnen damit betreibt. — Am Rheinfall, sowie vom Niagarafall werden bekanntlich schon bedeutende Kräfte in Elektricität umgesetzt. In verschiedenen Fällen hat man sogar schon mehrere, ja vier bis fünf Ortschaften von einer Stelle aus mit Licht versorgt, wo dann natürlich der langen Leitungen wegen der Wechselstrom das einzig anwendbare System ist. In der neuesten Zeit ist übrigens in Sachsen ein Unternehmen von noch weit größerem Umfang geplant, man will bei den großen Kohlengruben im Plauenschen Grund ein Rieseneelektricitätswerk anlegen, welches etwa 170 Städte und Dörfer mit elektrischem Strom versehen soll. Indessen ist abzuwarten, ob etwas daraus wird.

Die Regsamkeit der Elektrotechniker allerorts bemüht sich fortwährend, dem elektrischen Licht neue Bahnen aufzuschließen. Es wird heute kaum ein neuer Dampfer, sei es für Kriegs- oder Verkehrszwecke gebaut, der nicht von vornherein vollständig mit elektrischer Beleuchtung versehen würde, in keinem Leuchtturm, in keinem Bergwerk darf es fehlen, auch an den Lokomotiven beginnt es die alten fahlen Oellampen zu verdrängen, und es in den Personenwaggons, auch bei Straßenbahnen einzuführen, werden unablässig neue Versuche gemacht.

Nächst dem elektrischen Licht ist das Interesse der Fach- und Laienwelt zumeist der elektrischen Kraftverteilung zugewandt. Das Wesen derselben ist wohl hinlänglich bekannt. Es besteht einfach darin, daß man den Strom einer Dynamomaschine nur in eine zweite gleichartige Maschine, den sogen. Elektromotor zu leiten braucht, um letztere zur Rotation zu bringen, und daß man somit in der Lage ist, die an irgend einer Stelle mittelst Dampfmaschinen oder Wasserrädern erzeugte Kraft an jedem beliebigen andern Ort wieder zu verwenden. Die hauptsächlichste Anwendung hat dieses System für den Betrieb von Straßenbahnen gefunden, deren Einrichtung in der Regel folgende ist: Man führt längs der ganzen Bahnstrecke eine von der Centralstation, in welcher der elektrische Strom für den Betrieb der Wagen erzeugt wird, ausgehende Leitung, welche ähnlich unsern Telegraphenleitungen in der Luft, meistens mitten über dem Schienenstrang, ausgespannt wird. Von dieser Leitung wird der Strom durch ein Seil aus Kupferdrähten, welches an den Wagen befestigt ist, längs der Leitung sich aber mittelst einer Rolle oder einer ähnlichen mechanischen Vorrichtung bewegt, den Elektromotoren zugeführt, die unter dem Wagengestell angebracht sind und deren Drehung durch

Digitized by Google

Ketten oder Zahnräder auf die Wagenräder übertragen wird. Zuerst wandte man diese elektrischen Eisenbahnen hauptsächlich zu Förderzwecken in Bergwerken an, wo man in den niedrigen schmalen Gängen nur die Wahl zwischen Menschenkraft und Elektricität hatte; dann ging man, da hierbei gute Resultate erzielt wurden, zu größeren Versuchen über und begann die Zugkraft der Pferde, die beim Straßenbahnbetrieb bisher fast ausschließlich zur Anwendung kam, durch die neuentdeckte Kraft zu ersetzen, die sich auch dieser Aufgabe mit bewundernswürdiger Geschmeidigkeit anpaßte. Bald hatte man es soweit gebracht, daß die elektrischen Wagen noch einmal so schnell liefen, als die Pferdebahnwagen, dabei sicherer bremsten und sich doch im Betriebe billiger stellten, als jene. Sofort fiel wieder der Spürsinn des Amerikaners über die praktische Neuerung her, an allen Enden entstanden elektrische Straßenbahnen, und heute giebt es ihrer in den Vereinigten Staaten schon über 250. Man muß sich auch hier wieder hüten, dieser Zahl allzu große Bedeutung beizulegen, und im Hinblick auf den Stand dieser Angelegenheit in Deutschland, das noch kein Dutzend elektrischer Bahnen besitzt, pessimistische Ansichten zu hegen. Die meisten dieser amerikanischen Anlagen sind in Städten entstanden, die bisher ohne Straßenbahn waren und bei dem Neubau einer solchen natürlich nicht zweifelhaft sein konnten, welches System zu wählen sei. In solchem Fall würde man bei uns eben auch nicht anders handeln. Die großen, mit einem vollkommenen Straßenbahnnetz versehenen Städte entschließen sich auch drüben nur langsam zur Aenderung ihres Systems. So haben von 63 Städten mit mehr als 50,000 Einwohnern erst 8 Prozent, also 5 ihren bisherigen Pferdebahnbetrieb vollständig in einen elektrischen umgewandelt. Freilich fehlt es auch nicht an Beispielen von großartigen Neuerungen, die man hier und da vorgenommen hat: die elektrische Centralstation der Bostoner Straßenbahn, wohl das großartigste Elektricitätswerk der Welt, hat Maschinen von einer Gesamtleistung von 25000 Pferdekraft in Betrieb, welche 1000 Straßenbahnwagen mit Strom versorgen. Auch für die sogenannten Hochbahnen, welche in immer größerer Anzahl die Großstädte durchqueren, und nicht im Straßenniveau, sondern, gleich der Berliner Stadtbahn, hoch zwischen den Häusern hinführen, findet die elektrische Betriebskraft, nachdem das gewerbereiche Liverpool mit einer zehn Kilometer langen, auf eisernen Säulen erbauten Stadtbahn den Anfang gemacht, mehr und mehr Anwendung. So ist augenblicklich eine elektrische Hochbahn in der Ausführung begriffen, welche Elberfeld und Barmen verbinden wird, zwei unserer bedeutendsten Fabrikstädte, in denen, besonders in Spinnerei, Weberei und Tuchfabriken auch das elektrische Licht schon eine bedeutende Rolle spielt. Die längste Strecke in Deutschland ist die kürzlich versuchsweise mit Elektricität betriebene Sekundärbahn, welche sich in Hildburghausen von der Werrabahn abzweigt, und sich in einer Länge von 30 km mit kühnen Steigungen bis Friedrichshall windet. Hier zeigte sich die Elektricität der bisher angewandten Dampfkraft, durch welche man die großen Steigungen nur mit Mühe überwand, entschieden überlegen. Von sonstigen deutschen Städten, die im Besitz von elektrischen Bahnen — oder im Bau derselben begriffen sind, wären nur noch Bremen, Halle, Dortmund, Gera und der Schauplatz des ältesten Versuches auf diesem Gebiet, Lichterfelde bei Berlin, zu nennen. Die Reichshauptstadt selber, in welcher der Erfinder der elektrischen Eisenbahn, unser Werner Siemens, lebt, hat sich den Luxus einer solchen bis jetzt in bemerkenswerter Weise vorenthalten, während die übrigen europäischen Hauptstädte fast alle mit gutem Beispiel vorangegangen sind. Paris besitzt schon drei oder vier elektrisch betriebene Strecken; London hat vor kurzem die fünf Kilometer lange Tunnelbahn zwischen der City und der südwestlichen Vorstadt Stockwell eröffnet; Wien verhandelt eben über die Anlage einer sehr bedeutenden Tunnelbahn, welche es in zwei Richtungen durchkreuzen soll, sowie über den elektrischen Betrieb der bisher als Pferdebahn bestehenden Ringbahn; Budapest ist längst im Genuß des neuen Betriebsmittels, welches die Einnahmen auf der betreffenden Strecke mehr als verdoppelt hat, und so ließen sich noch mehr Beispiele anführen.

Digitized by Google

Wie in der Lichterzeugung, so beginnt übrigens auch in der Straßenbahntechnik der Akkumulator jetzt eine größere Rolle zu spielen als bisher; man macht nämlich durch die Anwendung dieses Hülfsmittels das schwächste Glied der elektrischen Bahn, die Leitung mit ihren komplizierten Kreuzungen und Weichen überflüssig und damit den Betrieb und die Instandhaltung des ganzen Werkes bei weitem einfacher. Bei einer durch Akkumulatoren betriebenen Bahn ist jeder Wagen vollständig unabhängig von der Centralstation. In dieser werden die Sammler geladen, dann in den Wagen geschoben, wo sie ihren Platz gewöhnlich zu beiden Seiten unter den Sitzen haben, und damit ist der betreffende Wagen reisefertig; freilich nur für eine gewisse zehn bis zwölf Stunden betragende Zeit, nach deren Verlauf die Akkumulatoren gegen neue umgewechselt werden müssen. Trotz dieser kleinen Unbequemlichkeit ist der Betrieb durch Sammler, was Einfachheit und Bequemlichkeit betrifft, dem durch Leitungen bei weitem vorzuziehen und würde letzteren an Verbreitung schon weit übertroffen haben, wenn nicht der hohe Preis der Akkumulatoren dem im Wege stände. Doch beginnt derselbe, Hand in Hand mit ihrer technischen Vervollkommnung, sich von Jahr zu Jahr zu vermindern, und damit wird ihr Wirkungskreis mit der Zeit gewiß größer werden.

Auch für andere Zwecke, als lediglich zum Eisenbahnbetrieb, findet die motorische Kraft der Elektricität bereits reiche Anwendung. Man führt ja den Bewohnern der Großstädte nicht nur Licht aus den elektrischen Centralen zu, sondern auch Betriebskraft für ihre Werkstätten, ja, für ganze Fabriken. Man baut Elektromotoren, die so klein sind, daß sie nur eben zum Treiben einer Nähmaschine, der Eismaschinen des Zuckerbäckers, zum Nutzen der Wasser oder zum Heben des Speiseaufzuges im Hotel genügt, man baut aber auch solche, die zehn bis hundert Pferdekräfte aus dem Leitungsnetz der Centrale entnehmen und sie an die Drehbänke, Hobel-, Bohr- und Schleifmaschinen einer ganzen Fabrik verteilen.

In New-York werden schon über 1500 Pferdekräfte an die Konsumenten von mechanischer Kraft, die meist dem Kleingewerbe angehören, verteilt, und auch in anderen amerikanischen Städten schreitet dieser neue Zweig der Centralisation, welcher jetzt auf allen möglichen Gebieten mehr und mehr an Platz gewinnt, munter fort. Deutschland will sich der Neuerung nicht so schnell anbequemen, bei uns spielt noch immer der Gasmotor eine größere Rolle als der Elektromotor. Unsre meisten Elektricitätswerke sind noch sehr jung und haben noch kaum Zeit gehabt, Abnehmer von mechanischer Kraft zu gewinnen, nur in Berlin beginnt die elektrische Kraftverteilung — von der die Elektrotechniker eine erhebliche Mehreinnahme der Elektricitätswerke erwarten, da dieselbe es ermöglicht, die Maschinen auch bei Tage auszunutzen — allmählich Boden zu gewinnen. Hat doch die große Gewehrfabrik von Ludwig Löwe den Betrieb durch Dampfmaschinen, die stets besonderer, exakter Wartung bedürfen, ganz fallen lassen, und bedient sich nunmehr zum Treiben ihrer zahlreichen Arbeitsmaschinen nur noch der Elektricität.

Die Fälle, für welche die motorische Kraft des elektrischen Stromes schon in Anspruch genommen wurde, sind äußerst zahlreich. So werden die Fahrstühle, für welche man früher fast nur den Seilbetrieb oder den hydraulischen Antrieb benutzte, heutzutage schon vielfach durch Elektricität bewegt; so werden bei großen Schiffen die zahlreichen Dampfmaschinen, welche außer den eigentlichen Betriebsmaschinen nötig sind und die Bewegung des Steuers, der Anker, die Hebung von Lasten und viele andere Arbeiten verrichten, neuerdings häufig und mit Vorteil durch Elektromotoren ersetzt.

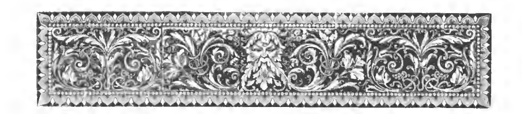
Die großartigste Anwendung dieser neuen Hülfskraft hat man wohl beim Bau der schwierigen Eisenbahn gemacht, die jetzt zwischen Buenos-Ayres und Valparaiso den atlantischen und den stillen Ocean verbinden wird. Die größten Schwierigkeiten entstanden beim Bau des Haupttunnels durch die steile Kette der Anden, welcher dieselbe

Digitized by Google

in einer Höhe von 3200 Metern durchbricht. Die Bohrmaschinen, welche zum Zertrümmern des harten Gesteins dienten, durch Dampfkraft anzutreiben, war unmöglich, da es an Feuerungsmaterial fehlte, und das Hinaufschaffen desselben in ausreichender Menge und zu dieser Höhe fast ein Unding war. Da trat wiederum die Elektricität als Helferin ein: Am Fuße des Gebirges, beiderseits eine halbe deutsche Meile vom Tunneleingang entfernt, fanden sich bedeutende, verwendbare Wasserkräfte, man legte Turbinen an, stellte Dynamos auf und leitete den hochgespannten Strom auf das Gebirge hinauf bis zur Verbrauchsstelle, wo derselbe durch Elektromotoren die Luftpumpen in Bewegung setzte, welche zum Betriebe der Bohrer nötig sind. Es wurden auf diese Weise etwa 1500 Pferdekräfte übertragen.

Von den übrigen großartigen Anwendungen der Elektricität, dem Telegraphen- und Fernsprechbetrieb, von der Anwendung der neuen Kraft in der Chemie, im Militärwesen und in manchen anderen Zweigen der Kultur und der Technik verbietet mir der beschränkte Raum noch zu reden; doch um dem Leser einen Begriff von der täglich wachsenden Bedeutung der Elektrotechnik zu geben, dazu werden gewiß auch schon die obigen Mitteilungen genügen.

Digitized by Google



Briefe
und
Für und wider.

Verehrter Herr Redakteur!

Das Dezemberheft der konservativen Monatsschrift enthält einen Aufsatz von Ihrer Hand, welcher uns Frauen viel zu denken gegeben hat. Einige unseres Geschlechtes haben ihn gelesen, erst einzelne, dann zusammen. Wir haben die neuen Ideen auf uns wirken lassen, mit welchen er unsere noch etwas vernebelten Begriffe von dem, was die Zukunft bringen wird, überströmt. Da uns aber trotzdem noch einiges, was sich besonders auf unsere intimsten Interessen bezieht, unklar geblieben ist, die von Ihnen im Auszug gegebenen Bücher uns auch nicht zur Hand sind, so erlauben wir uns, Ihnen hiermit unsere Hauptbedenken vorzulegen.

Die Frage, die uns hauptsächlich am Herzen zehrt, ist die: Wenn die Socialdemokraten ihr Ideal erreicht, die ganze Welt nach dem von Bebel aufgestellten Schema eingerichtet haben, was giebt es dann mit uns älteren Frauen und Mädchen? Wir befinden uns so Anfang der Fünfzig, sind noch gesund und kräftig, sehr klug und erfahren, auch zu jeder Art von Arbeit geschickt, aber immerhin geht unser Lebenspfad schon abwärts. Der Staat oder die Gesellschaft, oder wie man sonst sagen will, die liebende Mutter unser aller, wird für jedes ihrer Kinder die richtige Stelle suchen und finden, jedem sein gemessenes Teil Arbeit zuweisen, das ist keine Frage. Die schwerere Arbeit im Haushalt der Mama Nation wird demnach jüngeren Kräften zufallen. Je mehr wir das überlegen, desto mehr setzt sich bei uns die Idee fest: Wir und unseres Gleichen werden nur noch zu leichterer Handarbeit tauglich befunden und kommen sicherlich in die allgemeine Volks-Flickstube.

Wir verkennen zwar nicht, daß mit der Zeit, wenn die Menschheitbeglückungstheorie Bebels erst im einzelnen durchgeführt ist, es so ein Ding wie flicken wohl nicht mehr geben wird. Jedes Kleidungsstück, welches nur im mindesten schadhaft ist, wird dann von der Wissenschaft und Technik in seine chemischen Bestandteile aufgelöst und anderweit verwertet werden. Aber es wird eine Uebergangszeit geben, in welcher Mama Nation, um ihre großen, weltumfassenden Pläne ausführen zu können, im kleinen noch die gute Hausfrau spielen muß, und diese Zeit ist es, die wir ins Auge fassen. Wer weiß, ob wir das große Glücksstadium noch erleben. Also bleiben wir vor der Hand bei der Flickstube.

Digitized by Google

Eine große mächtige Halle nimmt uns am Morgen auf. Lange Tische mit allen Arten Nähutensilien bedeckt, Bänke und Stühle hoffentlich gepolstert und mit Lehnen versehen, aus Rücksicht für unsere armen alten Rücken. Rechts von diesem Saale befindet sich die große Volkswaschanstalt, das Dröhnen und Sausen der Dampfwasch- und Trockenmaschinen tönt zu uns herüber. Ohne Aufhören schieben sich Stöße von gewaschener und getrockneter Wäsche durch eine Oeffnung in der Mauer zu uns herein; nach links verschwindet die ausgebesserte in die Volksbügelstube. In jenen beiden Räumen arbeiten unsere Töchter und Schwiegertöchter, hier in der Mitte, wie die Perle im Gold, sitzen die armen alten Mamas und viele, viele Tanten!

Nun ist Flicken an und für sich gar keine schlimme Arbeit, wir haben es bisher recht gern besorgt. Vor allem an schönen, langen Winternachmittagen und Abenden haben wir, Mutter, Tante und Töchter oft so recht behaglich zusammengesessen. Wir Alten erzählten von der guten alten Zeit, die Jungen sprechen von der schönen neuen Zeit, oft wird ein gutes Buch vorgelesen oder ein schönes Lied gesungen. Die jungen Stimmen jubeln den Diskant, „der Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor" summt im Baß mit und freut sich, daß es noch dazu langt. Das hat aber in der Volksflickstube alles ein Ende. Die Maschinen brausen herüber, die lieben jungen Gesichter sind verschwunden; was könnte man da singen, selbst wenn mans noch könnte? Mit dem jungen Volk sangen auch die Alten noch: „Jetzt gang i aus Brünnele," oder „Da droben auf jenem Berge," aber für uns arme alte Seelen und Kehlen allein passen die lieben Lieder nicht mehr. Wir haben zwar auch andere gesungen. In der Weihnachtszeit: „O du fröhliche ꝛc." oder „Macht hoch die Thür, die Thor macht weit," — um Ostern: „Wir wollen alle fröhlich sein in dieser österlichen Zeit," und im Sommer: „Geh aus mein Herz und suche Freud." Aber die werden dann auch nicht mehr passen, denn da arbeiten Christen, Juden und Heiden einträchtig nebeneinander, und alles muß vermieden werden, was diese süße Harmonie stören könnte. Wir wüßten kaum, was die Gesellschaft der Volksflickstubenarbeiterinnen singen könnte, ohne sich gegenseitig zu verletzen, es müßte denn eine Art von Gesellschaftsliedern sein; und auch die müßten umgearbeitet werden, um für die veränderten Verhältnisse zu passen:

Wir sitzen so fleißig beisammen und haben uns gar nicht sehr lieb,
Langweilig hier unten das Leben, der Himmel da oben so trüb.

Dazu kommt noch ein zweiter Punkt, der uns in die Zukunft Schauenden zu schaffen macht. Wir sind ja doch von der alten Garde und haben unsere eingewurzelten Gefühle und Vorurteile zu bekriegen. Bisher haben wir unsere, unserer Väter, Brüder, Söhne Wäsche geflickt; ob es aber so angenehm sein wird, des Volkes Hemden, Strümpfe und sonstige Tricots zu flicken? Diese Frage ist nicht neu, sie hat schon in alten Zeiten die Gemüter bewegt und manchmal sogar bedenklich erregt. In unseres Großvaters Haus war, wie damals in jedem ordentlichen Haushalt, eine alte Jungfer Tante, die oben im Giebel ihr nettes Zimmerchen hatte und nicht nur einen fetten Mops liebte, der den jungen Mädchen die frevelhaft ausgeschlappten, ausgeschnittenen Schuhchen forttrug und zernagte, sondern auch ihre eigne, selbstgewählte Arbeit mit größter Sorgfalt und ganz im stillen that. Sie war besonders fleißig im Bügeln der feinen Wäsche, die sie mit in ihr Stübchen nahm, nach und nach bügelte und fertig ablieferte. Eines Tages nahm unsere Großmutter aus ihren Händen einen solchen Stoß entgegen und sagte harmlos, ein paar weiße Sommerbeinkleider beiseite legend: Wie sind denn die darunter gekommen, die gehören ja dem Schreiber? Und nun hätten Sie die Jungfer Tante sehn sollen! Mit zornrotem Gesicht nahm sie das unglückselige Kleidungsstück, stampfte und drückte es in die unnatürlichsten Falten zusammen, bis es alles menschliche Aussehen verlor: Was! soll ich in meinen alten Tagen noch fremder Mannsleute Hosen bügeln?

Sehn Sie, lieber Herr Redakteur, uns bangt es überhaupt für die Harmonie

Digitized by Google

unter den Volksflickstubenarbeiterinnen. Werden wir mit dem besten Willen dahin kommen, diese immer aufrecht zu erhalten? Zwar das alte Sprichwort:

Zwei Katzen und eine Maus,
Zwei Frauen in einem Haus,
Ein Knochen und zwei Hunde
Machen keine ruhige Stunde, —

spricht nicht immer die Wahrheit, wie wir aus Erfahrung wissen und beschwören können, aber es bleiben doch noch viele Zweifel zu lösen. Da sitzen wir, Hausfrau und Tante, so recht aus dem Mittelschlage der Gesellschaft. Die Frau zu unsrer Rechten ist eine Taglöhnerin, die bisher ihr halbes Leben unter freiem Himmel zugebracht und noch nie so feine Arbeit in Händen gehabt hat. Und die zur Linken ist eine Frau Baronin oder Gräfin gewesen und hat noch nie so grobe Arbeit gethan. Beide werden über ihre Aufgabe jammern, und jede wird sich über die Klagen der andern ärgern. Es werden sociale Parteien entstehen, trotzdem diese nicht mehr sein sollen, Centrum, Konservative und Liberale, und sie werden sich miteinander streiten, wie weiland die Parteien im Reichstage. —

Alle diese Bedenken sollten uns übrigens nicht hindern in der Flickstube unsere Schuldigkeit zu thun nach besten Kräften, wenn Mama Nation die herrlichen Versprechungen hält, die Herr Bebel in ihrem Namen giebt. Der Zukunftsstaat will uns alle Sorge für uns und unsere Nachkommen abnehmen, Kleidung, Nahrung, Erziehung und Versorgung der Kinder, alles wird uns in den Schoß geschüttet. Das ist schön und gut und wir wären sehr zufrieden damit, obgleich einem dabei ein Geschichtchen aus dem Hebelschen Schatzkästlein einfällt. Ein zerlumpter Muselmann kommt zum Sultan. Ich weiß, sagt er, du glaubst alles, was der Koran sagt, also auch den Satz: Alle Menschen sind Brüder. Nun bist du so reich und ich so arm, Herr Bruder, teile mit mir das Erbe. Der Sultan lächelt und giebt ihm ein Goldstück. Der Arme besieht es von allen Seiten: Herr Bruder, heißt das brüderlich teilen? Da lächelt der Sultan noch einmal und sagt: Geh eilends fort und sage niemand, was ich dir gegeben habe, denn unser sind noch gar viele Brüder, und wenn sie alle ihr Teil verlangen, wird auf dich schwerlich so viel kommen.

Jetzt aber zu dem schwersten Anstoß, den wir in Ihrem Bericht über die Bebelschen Zukunftspläne gefunden haben: „Die Familienwohnung fällt fort und wird zur Schlafstelle." Lieber Herr Redakteur, das geht nicht und das thuts nicht. Das sollen sich die Zukunftsträumer nur vergehen lassen. Der Indianer will seinen eignen Wigwam haben, der Araber sein Zelt, jedes Vögelchen sein eigen Nestchen und jedes Mäuschen seinen eignen Schlupfwinkel. Wollten die Volksbeglücker alle Paläste abbrechen und statt dessen lauter Hütten bauen, so würden wir uns nicht darüber beklagen, wenn es das Mittel wäre, auch dem Aermsten sein eigen Dach zu verschaffen. Man kann auch in einer Hütte glücklich sein. Aber es muß eben unsere Hütte sein, die eine Thüre hat, die wir zuschließen können, wenn wir allein sein wollen, und einen häuslichen Herd, auf den wir wenigstens unsern eignen Thee- oder Kaffeekessel stellen können, wenn wir Lust haben. Der Demokrat Scherr behauptet in seinem „Blücher," die Deutschen hätten ihre anno 13 bewährte Vaterlands- und Freiheitsliebe Schillers Werken zu danken, was wir für eine sehr gewagte Behauptung halten. Aber einmal zugegeben, wie haranguiert Obrist Buttler im Monolog des letzten Aktes den Wallenstein? „Den heilgen Herd der Laren umzustürzen, bewaffnest du die frevelhafte Hand." Wir haben uns dieser Stelle immer besonders erfreut, weil sie beweist, daß Obrist Buttler, trotzdem er „als schlichter Reitersbursch aus Irland" kam, eine für seine Zeit treffliche Schulbildung genossen haben muß. — Was verspricht das alte Testament dem Volke Israel als beste Hoffnung und Belohnung? Daß jeder ruhig unter seinem eignen Weinstock und Feigenbaum sitzen solle. Was sagt der Mund dessen, der eigentlich zu heilig ist, um ihn hier anzuführen, wenn er den äußersten Grad von Armut und Niedrigkeit

Digitized by Google

beschreiben will? „Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben ihre Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege.“ Wir fürchten, auch die beste Verpflegung, das versprochne „schönste Essen,“ würde uns über diesen Punkt nicht trösten. Wer verbürgt uns auch, ob das wirklich so schön werden wird. Was wird überhaupt noch schön sein auf der Welt, wenn dem, den König Salamo „aller Schöne Meister“ nennt, das Weltregiment so ganz aus der Hand genommen werden soll.

Der Angriff auf unsre eigne Häuslichkeit würde uns übrigens viel mehr beängstigen, wenn uns der Zukunftsstaat nicht selbst eine so prächtige Waffe dagegen in die Hände gäbe. „Die Frau ist emancipiert und steht dem Mann als freie Gleiche gegenüber.“ Dieser Satz wird uns zum unaussprechlichen Trost. Emancipiert uns nur, gebt uns Stimmrecht, und seht dann, wie wir unsere emancipierten Stimmen gebrauchen, und ob dann in der Welt noch alles nach Männerköpfen geht. Von hundert Frauen werden neunzig sich den häuslichen Herd nicht nehmen lassen, und von den Männern würden sich wenigstens vierzig „vom Hundert“, wie man jetzt sagen muß, auf ihre Seite schlagen, da hätten wir schon die Majorität! —

Ein unbescheiden langer Brief, nicht wahr? Aber wir haben unser Volk und besonders die Armen und Elenden auch von Herzen lieb, und jeder Entwurf ihre Not zu lindern, beschäftigt uns deshalb. Wohl ist es sehr fraglich, ob wir die Zeitstürme, welche solche neue Lehren mit sich bringen müssen, noch erleben, aber nach uns bleiben unsere Kinder, und uns ist der sonst so fromme König Hiskia mit seinem: „Es sei nur Friede und Treue, weil ich lebe,“ doch immer als ein rechter Egoist erschienen. —

Nun aber eiligst zum Schluß, verehrter Herr Redakteur, sonst werden Sie denken, die Emancipation werfe schon ihren Schatten voraus, und wir verlernten das von den Männern an uns so hochgeschätzte Schweigen. Wir bitten daher wegen der genommenen Freiheit um Entschuldigung und verbleiben ergebenst

einige getreue Leserinnen
der konserv. Monatsschrift.
S. K.

Sehr geehrte Redaktion!

Nach Seite 188 des Februarhefts Ihrer Monatsschrift möchte einer Ihrer Leser im Auslande gern wissen, wie ihm bekannte christliche Blätter zu der alarmierenden Nachricht vom wiederkehrenden Sterne der Weisen gekommen sind. Auf Ihre Aufforderung zur Auskunft darüber erlaube ich mir auf folgende Notiz hinzuweisen, welche vor kurzem in der ersten Beilage zur „Leipziger Zeitung“ Nr. 27 (1891) zu lesen war:

„Die Cassiopeja ist im letzten Jahre und wird noch jetzt von den Freunden der Himmelskunde mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtet, weil vielfach die Meinung verbreitet ist, daß man in ihr das Aufleuchten eines neuen hellen Sternes zu erwarten hat, der mit dem biblischen Sterne der Weisen aus dem Morgenlande identisch sein soll. Indessen erweisen sich die Grundlagen für diese Vermutung als sehr unzuverlässig. Thatsache ist, daß der dänische Astronom Tycho Brahe im Jahre 1572 in der Cassiopeja einen plötzlich erschienenen neuen Stern von solcher Helligkeit beobachtete, daß er auch bei Tage zu sehen war; im März 1574 war der neue Stern dem Auge wieder entschwunden. Nun sollen nach Cyprian Leovitius, einem Zeitgenossen Tychos, in handschriftlichen Chroniken, die aber verloren gegangen sind, sich Berichte finden, wonach auch in den Jahren 945 und 1264 Erscheinungen eines hellen Sternes in der Cassiopeja stattgefunden haben. Daraus wurde dann gefolgert, daß alle 315 Jahre eine Wiederkehr des Sternes stattfände. Mit dieser Periode käme man rückwärts rechnend ungefähr auf das Jahr der Geburt Christi, und vorwärts auf das Jahr 1887. Wenn wir aber auch von der Unsicherheit dieser Grundlagen absehen, so widerspricht die Annahme eines in gleichen Zeitintervallen erfolgenden Wiederaufleuchtens eines neuen Sternes doch

Digitized by Google

unsren heutigen Anschauungen über die Natur der neuen Sterne (vergleiche den Artikel: Die Spektralanalyse der Gestirne, Sonntagsbeilage Nr. 51, 1890) so sehr, daß auch von dieser Seite jene Erwartung keine Stütze findet."

Unter ergebenster Anheimgabe der Veröffentlichung und mit vorzüglicher Hochachtung
Altenb., S.-A., 12./2. 91. Dr. R.

(Wir danken dem freundlichen Einsender bestens. Red.)

Selbsthülfe oder Notwehr?

Im Februarheft der Monatsschrift ist der bekannte Fall des Pfarrers Marquart zu Neuenweg in Baden erwähnt (und irrtümlich nach Bayern verlegt.) Es ist mit diesem Fall gegangen wie mit so vielen anderen, welche der liberalen Presse unbequem sind. Während man z. B. über die russischen Juden Depeschen und Artikel ohne Ende zu lesen verurteilt ist, hält es äußerst schwer zu erfahren, was hier in der Sache eines christlichen Pfarrers überhaupt „los gewesen" ist und was nicht. Unter den Fälschungen des Thatbestandes hat auch unsere Berichterstattung gelitten.

Nun sind uns aus Karlsruhe — wir wissen nicht von wem — einige „Badische Landposten" zugegangen, welche wenigstens einiges Licht über den Thatbestand verbreiten. Pfarrer Marquart selbst hat in Nr. 197 eine Erklärung abgegeben, welche folgende Sätze enthält:

Ein Artikel, der ursprünglich in der „Brsg. Ztg." erschien und am 8. August in die Landpost überging, stellte sich die Aufgabe, den Gerichtsfall: „Störung des Gottesdienstes durch einen Bürgermeister" — oder vielmehr mich und meine Bußtagspredigt und meine Amtsthätigkeit in Neuenweg zu beleuchten. Diese Beleuchtungen sollen von einem Juristen herrühren und objektiv sein. Das Letztere wohl deshalb, weil ihr Urheber nicht christlicher, sondern wahrscheinlich jüdischer Religion ist. Der Herr Jurist schreibt: „In Neuenweg hielt Pfarrer Marquart für notwendig, in- und außerhalb der Kirche durch strengstes Regiment der angeblich lax gewordenen Moral der Bevölkerung aufzuhelfen." Warum brauchte der Herr Jurist keine Beispiele, die mein „angeblich" strengstes Regiment in- und außerhalb der Kirche illustrierten? Weil jedes Beispiel, der Wahrheit gemäß aus dem Leben gegriffen, seinen ersten Satz Lügen strafen würde. Kann er kein Beispiel bringen, so kann ich deren zur Genüge und dazu recht anschauliche vorführen. Zweimal kam mir in Neuenweg der Fall vor, daß Eltern sich in der Kirche trauen und im gleichen Gottesdienste ihr Kind taufen lassen wollten. In beiden Fällen versuchten die Brautleute und ihre Angehörigen alles mögliche, meine Einwilligung zu erzwingen, daß „der Stolz" der Eltern vor ihrem Hochzeitszuge hergetragen werden durfte. Beim zweiten Fall redete mich der Braut Vater an: „Sie müssen es thun, der Kirchengemeinderat N. hat es gesagt, bei ihm sei es auch so gewesen und der Pfarrer habe es gethan." Ich that es nicht, sondern bestand darauf, daß die Eltern ohne „Tauf" zur Trauung kamen und einige Stunden später ihr Kind brachten. Beim ersten Falle bat ich den Braut-Vater und den Bräutigam inständig, von ihrem Vorhaben, das uneheliche Kind vor dem Hochzeitszug herzutragen, ablassen zu wollen, weil dies ein Hohn auf alles sittliche Gefühl, ja eine Schmach, nicht nur für die evangelische, sondern für die christliche Kirche überhaupt wäre. Ich versprach, am Nachmittag eine halbe Stunde kommen, das Kind im Haus taufen und den Eltern die 3 Mk. Gebühr für die Haustaufe schenken zu wollen, wenn sie darauf eingingen. Dies geschah denn auch. —

(Es folgen nun einige weitere Beispiele von der sittlichen Verwahrlosung der Gemeinde.)

Den Herrn Bürgermeister V. brauche ich nicht zu verdächtigen, er thut sich diesen Dienst selber. Wo mir ein Mensch sagte: Bürgermeister V. hat über Sie geschimpft, da fügte er auch hinzu: er war natürlich betrunken. Um diesem Ruf die Krone auf-

Digitized by Google

zusetzen, erschien der Herr Bürgermeister so total betrunken vor dem Richter, daß derselbe ihn vorher nüchtern werden lassen mußte, ehe er ihn verhören konnte. Er wurde darüber der höheren Behörde als „Trinker“ bezeichnet — nicht durch mich! Der Herr Jurist sagt, der Angeklagte habe seine Verteidigung in der Voruntersuchung „ungeschickt verklausuliert.“ D. h. er brüstete sich zuerst damit, er habe dem Pfarrer Ruhe geboten und er sei die berufene Kirchenpolizei; nachher, als ihn ein Gescheidterer bedeutet hatte, er könnte dafür gestraft werden, behauptete er, er habe nicht dem Pfarrer, sondern den Zuhörern Ruhe geboten. Dafür hat die deutsche Sprache nicht das Wort: „ungeschickt verklausulieren“, sondern ein deutlicheres! Der Herr Präsident der Großherzoglichen Strafkammer in Freiburg richtete denn auch folgende Worte an den Herrn Bürgermeister: Es hätte Ihnen, als Gemeindevorsteher, besser angestanden, wenn Sie die Wahrheit gesagt und nicht gesucht hätten, durch Unwahrheiten sich hinauszuhelfen! —

Einer der intimsten Freunde des Herrn Bürgermeisters sprach als Zeuge in Freiburg am 28. April d. J. über meine Predigten das Urteil aus, „er habe sie immer sehr scharf gefunden.“ Einige Tage nach Abgabe dieses Zeugnisses schickte Großherzogl. Staatsanwaltschaft die Gendarmerie nach demselben Manne aus, weil er eine Schülerin verführt hatte. Kein Wunder, daß ihm meine Predigten „immer sehr scharf“ vorgekommen waren. Er ließ Frau und Kinder im Stich und floh nach Amerika. Was ist denn schädlicher für die Schulkinder: solche Beispiele Jahre lang ansehen, oder mein entschiedener Kampf gegen diese Korruption? Wohin soll es denn mit einer Generation kommen, wenn sie unter solchen Eindrücken und Einflüssen aufwächst und der Pfarrer, der besonders dazu berufen, kein Wort der tiefsten Entrüstung gegen das herrschende moralische Verderben ausspricht, resp. aussprechen soll wie die Unterwühler der sittlichen Gesundheit unseres deutschen Volkes es wünschen? Was von den Alten offen vor den Augen und Ohren gesündigt wird, das darf ich nicht nur, ich muß es vor den Ohren der Kinder, dem Worte Gottes gemäß, öffentlich verurteilen. Wie weit ich dabei auf die herrschenden Laster eingehen dürfe, das kann mir kein Jurist vorschreiben, es wird durch die sittliche Zartheit oder Stumpfheit, relative Reinheit oder Versunkenheit der Gemeinde bestimmt. Die Behandlung einer Gemeinde richtet sich ganz nach ihrer eigenen religiösen und sittlichen Beschaffenheit. — — —

Dem Satze, welchen der Herr Jurist aus meiner Predigt citiert, füge ich noch einen bei und füge dazu die Aufforderung, jeder Leser, dem noch das geringste an Kirche und Christentum und an der aufwachsenden Jugend gelegen ist, möge urteilen. „Wenn Kinder bei fremden Leuten sich beklagen müssen: Lehrer und Pfarrer sagen, die Bibel sei Wahrheit und unser Vater sagt uns daheim, es sei alles nicht wahr, wir sollens nur nicht glauben — so fragen wir: in welchem Zusammenhang stehen solche Menschen mit Christo und seiner Gemeinde? Nur in einem richterlichen!“ Ich bin mit diesem Satze — den auszusprechen der Herr Bürgermeister mich verhinderte — wie mit dem anderen, nicht mit der Stange im Nebel herumgefahren; aber ich wurde nicht gefragt, wer damit gemeint sei. Es scheint niemand an der Wahrheit meiner Aussage zu zweifeln, nur daß ichs gesagt habe und persönlich geworden bin, ist mein Verbrechen. Ich hätte am Bußtag sollen schießen aber ja nicht treffen, d. h. manövrieren. Von solchen Bußtagsmanövern weiß man auf biblischem Grunde nichts. Dem Schwert des Wortes Gottes feile ich nicht die Schneide ab, ehe ich es gebrauche. Ich wurde aber mit großem Eifer ausgeforscht, ob ich in der 2. oder 3. Person gesprochen habe. Zufällig hatte ich am Bußtag in der 3. Person gesprochen. Sonst rede ich immer auch in der 2. Person. So that ja auch unser Heiland, so früher seine Propheten, so seine Apostel: 5. Mose 28; 2. Sam. 12, 7—12; 1. Kön. 21, 17—24; Jes. 1, 10—31, 39, 3—7; Jer. 26, 1—15; Hes. 13, 18—23; Dan. 3, 16—18, 5, 17—28; Matth. 12, 34, 23, 13—39; Joh. 8, 31—46; Apostelg. 2, 36, 3, 12—15, 4, 8—12 und 19 f., 7, 51—53 u. a.

Ich dachte immer: weil die Propheten und Apostel einen persönlichen Auftrag

Digitized by Google

von dem Herrn empfingen, darum haben sie ihn in der 2. Person ausgerichtet; wer keinen Auftrag vom Herrn empfängt, hat natürlich auch keinen Adressaten, den er mit „Du" anreden kann, er wird „erläuternd" sprechen über die Kautschuk-Moral der Welt, wobei seine Zuhörer Siesta halten und zugleich ihrem Pflichtgefühl gegen „die Religion" genügen können. Die Boten Christi haben seinen Auftrag an alle Menschen, reden darum jeden mit „Du" an, damit er weiß, er sei gemeint — wie dies aus obigen Schriftstellen zu ersehen ist. Wenn ich also in meiner Predigt auch ausdrücklich den Namen eines Zuhörers genannt hätte, so hätte ich damit nur einen Verstoß begangen gegen die Pastoralklugheit dieser Welt, die im Argen liegt, aber ich hätte damit nicht gesündigt gegen den Auftrag meines Herrn; Jes. 58, 1; 1. Tim. 5, 20."

Soweit Pfarrer Marquart.

Es liegt auf der Hand, daß nach dieser Erklärung die Sache ganz anders liegt, als man nach den falschen Zeitungsberichten annehmen mußte. Um so unbegreiflicher erscheint das Erkenntnis des Reichsgerichts, welches im Reichstag zum Gegenstande einschneidender Kritik um so mehr gemacht werden sollte, als das Gericht sich selbst widerspricht und früher schon einmal in entgegengesetzter Richtung erkannt hat.

In Sachen Möller-Haver.

Zur „Erwiderung" des Herrn Oberlehrer **Wagner** in Sachen der „Ehrenrettung eines treuen Zeugen Christi" im **Februarheft** gestatte ich, als der angegriffene Recensent, mir folgende kurze Replik: Schon einmal, nämlich zu Ende v. J., erhielt die Redaktion der Monatsschrift ein Beschwerdeschreiben über die Recension der „Ehrenrettung," und zwar vom **Verfasser** der „Ehrenrettung" selbst, einem Pastor in der Breslauer lutherischen Freikirche. Die Zuschrift enthielt indessen kein sachliches Moment, wohl aber so heftige Angriffe gegen den Recensenten, daß sich die Redaktion, die solche Briefe glücklicher Weise doch nur selten, (dann freilich meist um dogmatischer Fragen willen) erhält, genötigt sah, sie dem Verfasser in höflicher, aber kurzer Form zurückzusenden. Sie erklärte sich übrigens zum Abdruck jeder sachlichen Berichtigung ihres Recensenten bereit. Eine solche hat jetzt Herr Oberlehrer Wagner unternommen und ich entgegne ihm folgendes:

In der Sache selbst handelt es sich nicht um die thatsächlichen Vorgänge in Radevormwald — Herr Oberl. Wagner ist gerecht genug, um der „Konservativen Monatsschrift" ein Urteil über Recht und Unrecht in der Sache nicht zuzumuten; es handelt sich vielmehr nur um die Möllersche Schrift und die dagegen sich richtende „Ehrenrettung," und die Frage ist die, ob meine Besprechung der letzteren im Augustheft v. J. der Bedeutung derselben gerecht wird oder nicht. Ich kann trotz Herrn Oberl. Wagner nicht einsehn, daß das letztere der Fall sein soll. Daß auf Seiten Möllers alles Recht und auf der Havers alles Unrecht gelegen habe, glaube ich keineswegs, am wenigsten habe ich aus der Möllerschen Schrift den Eindruck gewonnen, daß Haver ein agitatorischer Quertreiber und **nur** aus äußern Gründen mit seinen Anhängern zur Freikirche übergetreten sei. Von persönlichen Schwächen wird man ihn ja nicht freisprechen wollen, und daß diese bei einem solchen Schritte, wie es der Austritt aus der Landeskirche ist, ihre Rolle spielen, ist gewiß nicht befremdlich. Hiervon abgesehen halte ich — und mein Urteil stammt nur aus dem Möllerschen Buche — beide, Haver wie Möller, für überzeugungstreue Männer, von denen jeder im Rechte zu sein, jeder für das Reich Gottes zu kämpfen sich bewußt war. Die Möllersche Darstellung kann also doch wohl nicht die von Herrn Oberl. Wagner klipp und klar so formulierte Tendenz haben: Aus Ehrgeiz' und Eitelkeit, wegen mangelnder Anerkennung verletzt, weil er nicht zum Superintendenten gewählt wurde, sei Haver aus der Landeskirche ausgetreten und habe durch ungeistliche Bearbeitung seine Gemeinde fanatisiert und von der Landeskirche los-

Digitized by Google

gerissen. Um so weniger kann dies der Fall sein, als von einer Tendenz in dem, ich wiederhole es, rein referierenden Buche überhaupt nicht die Rede ist, auch gar nicht sein konnte, da es ursprünglich nur für den Möllerschen Familienkreis gedacht war. Zwar teilt Möller mit, daß Havers Schritte vielfach in obiger Weise ausgelegt worden sind, doch ist er selbst dann stets der, welcher nach andern Beweggründen sucht und auch oft solche oder doch eine Entschuldigung für Haver findet. (Anders der „Ehrenretter," der Möller kurzweg den „treuen Hirtencharakter" abspricht!)

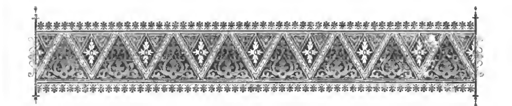
Acht Punkte weist nach Herrn Oberl. W. „die Ehrenrettung überzeugend nach". Sieht man sich dieselben aber genauer an, so ist sehr wenig damit „nachgewiesen". Auf das Einzelne einzugehen, ist hier unmöglich, wer beide Schriften gelesen hat, der wird sich ohnehin zurechtfinden. Punkt 1 ist wenig erheblich, Punkt 2, und 4 bis 8 sind teils bloße Gegenbehauptungen und keine Nachweise, teils, wie 7 und 8, gehören sie gar nicht zur eigentlichen Frage. Wenn Möller erzählt, daß ihm persönlich von Lutheranern Gefahr gedroht habe, so ist doch die Thatsache, daß ihm nichts geschehen, kein Beweis fürs Gegenteil! Oder wenn M. in seinem Buche behauptet, daß die Lutheraner sich um Gewinnung der Armen nicht bemüht hätten, so kann doch die Gegenanführung der Ehrenrettung, daß von den Lutherischen mehrere hundert Thaler für Arme ausgegeben seien, nicht mehr als das beweisen, daß auch Arme in der separierten Gemeinde gewesen sind; ist denselben ein Uebertritt bloß aus Ueberzeugung nicht ebenso gut oder noch besser zuzutrauen wie den Reichen? Allein Punkt 3 enthält einen thatsächlichen Irrtum Möllers; ihn hatte ich auch vornehmlich im Auge, als ich von kleinen, durch die lange Zwischenzeit erklärlichen Irrtümern M.s sprach.

Der Möllerschen Schrift wird niemand die vollkommene Leidenschaftslosigkeit im Ton bestreiten wollen. Wem auch der Ton der Ehrenrettung „als ein durchaus würdiger" erscheint, der ist eben anderer Ansicht, wie ich. Darüber läßt sich nicht streiten. Wer ferner zu dem von mir angezogenen Satze: „Hätten Pastor und D. Möller die Quellen benutzt . . . so hätten sie" 2c., mit der Erklärung des Herrn Oberl. W. zufrieden ist — den halte ich für genügsam. Gleichwohl ziehe ich mein auf „jugendlich oder greisenhaft" abgegebenes Urteil gern als zu schroff zurück. Da ich die Persönlichkeit des Ehrenretters bei Abfassung meiner Recension gar nicht kannte, so fällt der Verdacht beabsichtigter Kränkung von selbst.

Eine „Ehrenrettung" Havers fordert das Möllersche Buch m. E. nicht heraus. Wohl aber ist es möglich, daß durch eine Beleuchtung der Radevormwalder Kirchenspaltung auch von der Gegenseite auf die ganze Angelegenheit wie auf die Persönlichkeit Havers ein neues, ergänzendes Licht fallen kann. Soll eine solche Schrift ein ebenbürtiges Gegenstück der Möllerschen werden, so muß sie, wie jene, sine ira et studio geschrieben sein. Das ist bei der „Ehrenrettung" nicht der Fall. Die Aufgabe, eine solche Schrift abzufassen, harrt also noch ihrer Erledigung.

A. W.


Digitized by Google



Ein Briefwechsel.

Hohensalchow, den 24. Januar 1891.

Mein lieber Windhoff!

Ich bin recht ärgerlich, um nicht zu sagen sehr ärgerlich. Der Grund dafür ist nicht, wie Du zunächst denken magst, ein politischer, obgleich mir auch auf diesem Gebiet, das ich in erster Linie Dir als Domaine überlasse, lange nicht alles so zu sein scheint, wie es wohl sollte; ich denke dabei nur an Schulreformen, Landgemeindeordnungen, Sperrgeldervorlagen und andere schöne Dinge, auch wohl an Erbschaftssteuern, die sich buchstäblich dem Goetheschen Worte angepaßt haben: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Es ist vielmehr eigentlich nur so ein kleiner Hohensalchower „Hofjungenärger“, wie Unkel Bräsig sich ausdrücken würde, der mich momentan ganz aus dem Häuschen gebracht hat, und das will etwas sagen, denn ich bin, wie Du weißt, ein äußerst ruhiger Mensch, an Geduld das reine Lamm.

Wenn Du nun sagst, ich sollte Dir in solcher Stimmung nicht gerade Briefe schreiben, so weise ich Dich zu meiner Rechtfertigung auf das Beispiel jenes oben erwähnten Goethe und seines „Werther“ hin. Ueberhaupt ist es bekanntlich die Praxis aller großen Männer, durch Niederschreiben ihrer jeweiligen unliebsamen Gedanken und Erlebnisse sich dieselben vom Halse zu schaffen; warum sollten kleine Leute in Hohensalchow ihnen das nicht nachzumachen suchen?

Kommt da also vorhin — ich wollte gerade zum Essen gehen — mein Kutscher Johann Richtstroh, ein junger, kräftiger und brauchbarer Kerl, ziemlich sans façon und offenbar etwas entnüchtert, auf mein Zimmer. In erregten Worten, die mitunter hart an die Grenze des Respektwidrigen streifen, setzt er mir auseinander, daß er von dem neuen Gesetz, welches wieder bloß zur Besteuerung der Arbeiter gemacht sei, nichts wissen wolle. Er meint das Alters- und Invaliditätsgesetz.

Ich suche ihm klar zu machen, für wen das Gesetz eine Steuer bedeute, und was es überhaupt mit demselben auf sich habe. Aber er ist gut eingefuchst.

„Altersgesetz?“ ruft er. „Wenn ich mich 70 Jahr lang geplackt und geschunden habe, und dabei ist nicht einmal so viel herausgekommen, daß ich die letzten paar Jahre ohne Not leben kann, ist das ein Zustand, Herr? — Und Invalidenversicherung! Soll ich dafür bezahlen und mich darauf freuen, daß ich nächstens einmal Arme und Beine breche? Ich sage bloß, ist das ein Zustand, Herr?“

Er hatte sich dermaßen in Aufregung gesprochen, daß ich — ihn an die Luft setzen mußte. Meinen Appetit nahm er mit sich, wenigstens vermute ich das, denn ich hatte ihn von Stund an verloren — und gerade heute gab es Erbsensuppe mit Schweinsohren!

Digitized by Google

So, da hast Du die ganze Geschichte. Du siehst aus ihr, daß Unkel Bräsig jedenfalls nicht ausnahmslos recht hatte, wenn er einen kleinen „Hofjungenärger" als höchst appetitreizend bezeichnete. Wir sind eben nicht alle „Unkel Bräsigs".

Nun habe ich mich gleich nach dem Essen hingesetzt zum Schreiben, und zwar im Eßzimmer selbst, nicht einmal das Tischtuch habe ich in meiner Schreibgier abzunehmen gestattet.

Ist es nicht aber auch ein etwas starkes Benehmen von so einem Manne, der mir alles verdankt? — Kann ich ihn noch länger in meinem Dienst behalten, und wird er mir mit seinen unverstandenen Ideen nicht ganz Hohensalchow infizieren? Vielleicht ist Dein in diesem Falle ganz unbeeinflußter Rat mir von Wert, den ich mir deswegen erbitte; ich selbst bin gegenwärtig noch viel zu erregt, als daß ich — —

So, da haben wir die Bescherung! Das Tintenfaß ist umgefallen und ungehemmt ergießt sich die schwarze Flut über das weiße Linnen; das sind die preußischen Landesfarben, die manch einer nicht ohne Augenschmerzen sehen kann.

Arme Toni, es war eins deiner besten Gedecke, „Muster Maiblümchen!" Oder soll ich lieber sagen „armer Karl"? denn ohne ein „nasses Jahr" wird es auch für mich wohl nicht abgehen. Die Tinte kenne ich; sie gehört zwar nicht zu „Beyers Tinten", die bekanntlich „die besten" sind, aber sie trotzt selbst dem Kleesalz. — Arme Toni!"

Hingegen glücklicher Christian Schnittker in Bielefeld! Das ist nämlich der Mann, von dem ich auf eine Annonce in Deiner Monatsschrift hin und in Ermangelung von „Eigengemachtem" eine Leinensendung bezogen habe, die so ausgefallen ist, daß der nächste Geburtstag meiner Hausfrau eine neue Bestellung zur Folge haben wird. Von „Muster Maiblümchen" kann sie gar nicht genug bekommen. Und an alle dem ist im Grunde niemand anders schuld, als mein rabiater Kutscher Johann Richtstroh und das neue Alters- und Invalidengesetz.

Und nun — könnte ich meinen Brief wohl getrost schließen, denn was ich erreichen wollte, habe ich vollständig erreicht: über „Muster Maiblümchen" habe ich Johann Richtstroh vergessen, und nun bin ich über der weitläufigen Erzählung meines Mißgeschicks sehr ruhig geworden, so ruhig, daß ich heute Nachmittag noch eine Ausfahrt mit Johann auf dem Bock beschlossen habe. Dadurch denke ich zugleich auch Toni etwas zu beschwichtigen, zu der ich mich jetzt begeben will, um mir meine Schelte abzuholen.

Doch halt, da fällt mir noch ein ganz regelrechtes „Zeichen der Zeit" ein; Du wirst es in den Zeitungen übersehen haben, da Du dem landwirtschaftlichen Teil wohl kaum Beachtung schenkst. Man hat nämlich jetzt ein Verfahren entdeckt, Ochsen mit Holz zu füttern. Bekanntlich besteht das moderne Papier auch fast ausschließlich aus Holz. Denke Dir nun die verheißungsvolle Perspektive für einen großen Teil unserer Litteratur! Ein gesunder Ochsenmagen kann sehr viel gut machen, und so könnte selbst Zola und seine deutschen Brüder mit Nutzen „genossen" werden. Wir beide aber, Du und ich, könnten noch in eine nähere Geschäftsverbindung treten, denn Dir kommt sicherlich manches unter die Hände, was für meine Ochsen von Interesse sein könnte. Wie denkst Du darüber?

Mit Gruß stets der Deinige

Karl Schulz.

(Postkarte.) Hohensalchow, den 10. Februar 1891.

Lieber Windhoff!

Im letzten Heft der Monatsschrift finde ich meinen Brief vom 24. Februar d. J. nicht abgedruckt, dagegen eine Reihe anderer Korrespondenzen, in denen Du Dir einige gar nicht angenehme Dinge sagen läßt, ohne Dich dagegen zu verteidigen. Da ich Dich



nun darin seit lange kenne, daß Du nicht leicht jemandem die Antwort schuldig bleibst, oder gar zugiebst, selber unrecht zu haben — wofür wärst Du auch sonst Redakteur? — so finde ich hierfür, sowie für meine Nichtberücksichtigung nur zwei Gründe: Entweder Du führst einmal „kraft Deines Amtes“ „fern von Madrid“ eine „sitzende Lebensweise“ — doch kann ich mich nicht erinnern, daß im Laufe des letzten Jahres etwas in der Monatsschrift gestanden hätte, wodurch ein preußischer Beamter sich beleidigt fühlen konnte; oder aber Du bist des alten Hohensalchowers, der selten etwas anderes, als von seinen Rademachern und Hunden und Kutschern zu erzählen weiß, müde geworden und willst es im neuen Jahre einmal mit neuen Kräften versuchen. In diesem letzteren Falle trete ich gern zurück, für die Erntezeit sogar sehr gern. Unsere persönlichen Beziehungen bleiben ja doch jedenfalls die alten, wenigstens bleibe ich stets

Dein alter Freund Karl Schulz.

Cordhausen, den 20. Februar 1891.

Lieber alter Freund!

Schon die Ueberschrift und die Ortsangabe dieses Briefes dürften genügen, Dir alle Deine Skrupel zu lösen. Ist es auch eine Art, mir so ohne weiteres die Feder vor die Füße zu werfen, ein echtes und gerechtes Zeichen unserer streikfrohen Zeit! Nun, ich denke, wir beide werden auch ohne Schiedsgericht miteinander fertig werden!

Deine Briefe sind jetzt beide auf dem Umwege über Schwerin an mich gelangt. Weshalb der erste nicht im Februarheft zum Abdruck gekommen ist? Einfach deshalb nicht, weil ich mit dem besten Willen nicht imstande war, ihn zu beantworten. Zwar habe ich nicht, wie Du argwöhnst, eine „sitzende“, wohl aber eine liegende Lebensweise geführt, aber es ist noch fraglich, ob die erstere für mich nicht angenehmer gewesen wäre: um es kurz zu machen, ich war recht krank — für einen „verantwortlichen“ Redakteur eigentlich recht unverantwortlich krank — und hätte mir selbst in einer so kinderleichten Angelegenheit, wie die des Kutschers Richtstroh, keinen Rat zu erteilen getraut. Bist Du nun beruhigt?

So hast Du es Dir auch zu erklären, daß ich mich den mir gewidmeten Zuschriften im Februarheft nicht gleich mit liebender Hingabe zugewendet habe. Es ist mir diesmal umgekehrt ergangen, als es im Sprichwort heißt: mir ist „der Kopf gewaschen“, gerade, **weil** ich nicht selbst da sein konnte. Jetzt bin ich wohl eben so weit wieder gekräftigt, daß auch ich einmal eine kleine Wäsche vornehmen kann; denn darin, daß ich immer Recht habe, hast Du ohne Zweifel auch recht, und schuldig bleibe ich nicht gern jemandem etwas, nicht einmal eine Antwort.

War das ein Januarwetter! Dir wird es weniger gethan haben, aber mir hat es dermaßen zugesetzt, daß ich nicht einmal zu einem ganz gewöhnlichen „Kalauer“ mehr den Mut fand, es sei denn einer wie der Ausspruch des Generals S. im Winter 1871 vor Paris, „frei nach Wellington“: Ich wollte, es wäre Frühling, oder die Pelze kämen. Aber mit dergleichen Sachen durfte ich **Dir** doch nicht unter die Augen treten, auch wenn Du, wie ich zu meinem maßlosen Erstaunen gelesen habe, „an Geduld das reine Lamm“ bist!

Ja, das Wetter! Es entspricht ganz den übrigen Zeichen der Zeit, es ist einfach **abnorm**. Um das Urteil der „ältesten Leute“ zu ermitteln, fragte ich über diesen Punkt kürzlich einen Urgroßvater. Der lächelte freilich verächtlich und meinte, gegen die Zeit von anno 1812 hätten wir in diesem Winter das reine Thauwetter; damals habe der Schnee haushoch gelegen, und unverfrorene Nasen und Ohren hätte man für Geld sehen lassen können. Und, fügte er als Haupttrumpf hinzu, infolge der gewaltigen Schneeverwehungen habe in ganz Europa keine einzige Eisenbahn fahren können. Das letztere glaubte ich ihm ohne seine dreimalige Versicherung. Uebrigens erfuhr ich nachher, daß in dem Kopfe des Alten auch schon seit Jahren „Schneeverwehung“ herrsche.

Digitized by Google

Der Februar hat nun glücklicherweise mildere Saiten aufgezogen, darum sollst Du jetzt auch Deine lange verzögerte Antwort haben.

Was zunächst Johann Richtstroh betrifft, so wird er auch wohl ohne meine Fürsprache im Amte bleiben. So wie ich die Hohensalchower Verhältnisse beurteile, ist das das richtige, denn die Gefahr, daß er Dir Deine Leute mit seinen unverstandenen Ideen ansteckt, ist wohl kaum vorhanden; wohl aber wirst Du ihn bei vorsichtiger Behandlung vielleicht den Kopf wieder zurecht setzen können, wenn er, wie Du schreibst, sonst tüchtig und brauchbar ist und sich das allzu häufige „Entnüchtern" abgewöhnt. —

Ueber die Alters- und Invaliditätsversicherung haben übrigens auch noch andere Leute sehr despektierliche Gedanken gehabt, ja sogar Mitglieder der hohen Obrigkeit. So that z. B. mir gegenüber Weihnachten der Dorfschulze von Cordhausen, dem die Sache viel Scherereien machte, den hier nur andeutungsweise wiederzugebenden Ausspruch: Die Leute, welche solche Gesetze machten, müßten alle was aufgezählt bekommen. Und andere stimmten ihm bei. Aber die Ansichten änderten sich wesentlich, als allein in dem einen Dorf drei alte Leute etwas aufgezählt bekamen, nämlich bares Geld. Diese Aufzählung hat den tief gesunkenen Respekt vor unsern Gesetzgebern doch etwas wieder gehoben.

Gegen das geplante Kompagniegeschäft im Interesse Deiner Ochsen habe ich nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß Du Dir auch richtig klar gemacht hast, mit was für einem Kompagnon Du Dich einlassen willst. Zu aller Sicherheit will ich Dich noch einmal daran erinnern, daß ich zu der Klasse von Leuten gehöre, die sich, wie längst bekannt, nicht nur größtenteils aus „verfehlten Existenzen" zusammensetzt, für die man auch sonst noch allerlei schöne Titel, wie Journalistenpack, Abiturientenproletariat, Hungerkandidaten u. dgl. erfunden hat, sondern die man neuerdings sogar direkt als eine G e f a h r für die „reguläre" Menschheit bezeichnet hat. Willst Dus trotzdem mit mir wagen, so glaube ich allerdings, Dir manches Lieferungsgeschäft in Aussicht stellen zu können.

Hast Du nicht einen Ochsen von besonders heiterer Gemütsart? Für den hätte ich grade jetzt ein gefundenes Fressen. Es ist ein „Roman über die Unsterblichkeit" von dem „berühmten" Edward Bellamy, dem Verfasser des nicht minder berühmten „Rückblicks." Freilich sind es nur 207 Seiten, etwas wenig für einen Ochsenmagen, eigentlich wohl nur zum Dessert geeignet, doch zur Einleitung unserer Geschäftsverbindung mag es immerhin genügen.

Das Buch nennt sich „F r ä u l e i n L u d i n g t o n s S c h w e s t e r" (Berlin, S. Fischer) und ist alles in allem eine großartige P a r o d i e a u f die Unsterblichkeit. Bellamy verfährt hier genau so wie in seiner Schilderung des Zukunftsstaates: er produziert den reinsten Unsinn, aber derselbe hat stets Methode. Damit Du unter Deinen Ochsen das geeignetste Tier aussuchen kannst, will ich Dir kurz das Gerippe der Bellamyschen Gedankengänge angeben.

Fräulein Ludington ist zu der Zeit, wo wir sie kennen lernen, eine alleinstehende alte Dame, die als junges Mädchen einmal sehr hübsch gewesen, zu Anfang der Zwanziger aber durch längere Krankheit zur Vogelscheuche geworden ist. Diese Krankheit wird vermutlich auch ihren Verstand etwas mitgenommen haben, denn seit ihrer Genesung besteht ihre ganze Lebensaufgabe nur in dem Kultus ihrer Mädchenjahre, ihres früheren schönen Ichs, das sie ganz wie eine fremde Person empfindet und gradezu anbetet. Als ihr Heimatsdorf sich zur Stadt entwickelt und so ein ganz verändertes Ansehen annimmt, baut sie sich auf eigenem Grund und Boden ein neues, ganz nach dem Muster des alten, wie es zu ihrer Mädchenzeit bestand, nur daß die einzelnen Häuser — das ihrige ausgenommen — ohne Bewohner, gewissermaßen nur Attrappen sind. In dieser mit Brettern vernagelten kleinen Welt lebt sie ganz allein mit ihrer Dienerschaft und — m i t i h r e r S c h w e s t e r, das ist ihr Mädchenich, das sie in einem Jugendportrait von sich verkörpert sieht. Es ist kaum ein Wunder, daß ein Bube, der von ihr aus Familienrücksichten adoptiert worden ist, in solcher Atmosphäre aufwachsend,

Digitized by Google

ähnliche geistige Abnormitäten zeigt. Er verliebt sich zunächst in das Bild und, zum Mann geworden, in „Fräulein Ludingtons Schwester" selber. Um dies letztere fertig zu bringen, hat er die Theorie entdeckt, die die Grundlage des ganzen Buches bildet:

In den verschiedenen Lebensaltern macht sich bei manchen Personen auch ein ganz verschiedener Charakter geltend; ein gutartiger Knabe wird zum bösartigen Jüngling, ein verschwenderischer Mann zum geizigen Greis, ein leichtlebiges Mädchen zur herben Matrone. Daraus folgert der verrückte Doktor — soweit hat er es inzwischen gebracht — daß jede dieser Lebensstufen auch ihre besondere Seele, also auch ihre eigne Fortexistenz nach dem Tode haben muß. Ein jeder Mensch lebt also in der Ewigkeit nicht als ein Wesen, sondern in einer ganzen Reihe von Exemplaren; in wie vielen, darüber ist sich der Doktor noch nicht klar geworden. Ihm ist es auch genug, daß Fräulein Ludingtons Schwester, „seine Ida", wirklich existiert und ihn droben erwartet. Lange braucht sie ja nicht zu warten, denn bald wird ja auch er in sein neues Ich eintreten, und das jetzige wird zu ihr eilen, so wie sein Knabenich ohne Zweifel schon längst mit ihrem Mädchenich spielte.

Das alte Fräulein Ludington ist von der Entdeckung ihres Adoptivsohnes aufs höchste begeistert; welch eine Aussicht auch, mit all ihren früheren Existenzen, vor allem mit ihrer angebeteten Ida dereinst Kaffee- und Plauderstündchen arrangieren zu können!

Ich will mich kurz fassen. Die beiden sonderbaren Schwärmer lassen sich durch ein Newyorker Spiritisten-Medium „ihre Ida" materialisieren, d. h. für kurze Zeit aus der Geisterwelt in diese körperliche zurückrufen. Dieselbe erscheint auch, und die Theorie ist glänzend gerechtfertigt. Noch mehr: bei einer zweiten Beschwörung stirbt das Medium in der Hypnose, kurz nachdem Ida materialisiert ist und ehe das sterbende Medium Zeit gefunden hat, sie in die Geisterwelt zurückzubefördern. Ida ist also zum zweiten Mal auf einem freilich ungewöhnlichen Wege Mensch geworden, und steht als schönes junges Mädchen ihren im höchsten Grade beglückten Verehrern, ihrer „Schwester" und ihrem Liebhaber gegenüber. Es ist natürlich, daß die alte Dame ihr so wiedergewonnenes früheres Ich nicht wieder von sich läßt, und nun leben die drei in dem stillen Dorfe zusammen, die beiden jungen liebäugeln mit einander, und die beiden „Schwestern" vertiefen sich in Jugenderinnerungen, wobei die jüngere, deren Erinnerung durch ein späteres Leben nicht getrübt ist, natürlich die kompetentere ist.

Das geht so weiter, bis eines Tages das junge Fräulein Ludington plötzlich verschwunden ist unter Hinterlassung eines Briefes, der den ganzen großartigen Betrug enthüllt, den das angeblich verstorbene Medium und seine Helfershelfer den beiden vertrauensseligen Leutchen gespielt haben. Der Schluß krönt das Ganze, er endet mit allseitiger Zufriedenheit: Ida, jetzt nicht mehr Fräulein Ludingtons Schwester, sondern eine Verwandte des Mediums, wird zurückgerufen und die glückliche Gattin des verrückten Doktors. Man konnte ihr um so weniger zürnen, als alle Beteiligten trotz der schlimmen Erfahrung an ihrer Theorie festhalten: Die Ida, welche ihre Hand zum Betrug geboten hatte, war folglich eine ganz andere als diejenige, die jetzt reuevoll zurückkehrte, man konnte diese unmöglich für die Thaten jener verantwortlich machen. Der verrückte Doktor ist es ebenfalls zufrieden, ein ganz natürliches, nicht durch Geisterhauch angewehtes und Nb. sehr schönes Mädchen für sein „Geisterliebchen" einzutauschen. Und das alte Fräulein Ludington freut sich, daß sie nun nach ihrem Tode sofort mit „ihrer Ida" zusammenkommt, während sie sonst so lange hätte warten müssen, bis ihr der Geisterwelt abgerungenes Mädchenich auf natürlichem Wege wieder in dieselbe zurückgekehrt wäre. —

Was meinst Du, wäre das nicht ein Sonntagsessen für Deine Ochsen? Vielleicht ist die ganze Auflage bald im Ramsch zu haben, dann laß Dir die Gelegenheit nicht entgehn. Einige politische Broschüren habe ich als Zukost immer abzugeben.

Doch ich muß es mir versagen, noch weiter mit Dir zu plaudern, denn wie Du weißt, habe ich noch einigen andern Herrn aufzuwarten. Zunächst unserm alten Hallenser

Digitized by Google

Freund, der als Dein Namensvetter den Vorrang hat. Von demselben erhielt ich folgende Epistel:

Halle a. S., Kgl. Pädagogium.

Hochgeehrter Herr Windhoff!

Morgen muß ich das Heft der „Allgemeinen konservativen Monatsschrift" vom December 1890 wieder abgeben. Da muß ich heute noch schreiben, wenn ich Sie wegen eines über mich gefällten Urteiles noch etwas anzapfen will. Zu dem Entschlusse bin ich dadurch gekommen, daß mich eine Auseinandersetzung über den Aberglauben langweilte, die ich in einem mir aus Leipzig zur Besprechung zugesandten Buche las. Ich denke, ich kann etwas Besseres thun, wenn ich, statt weiter zu lesen, an Sie schreibe.

Vorbereitet ist dieser Entschluß dadurch, daß ich heute Nachmittag eine in Rostock gehaltene Abschiedsrede des Professors der Medicin Herrn Dr. von Zehender in der Beilage der Allgemeinen Zeitung in München gelesen habe. In dieser Rede wird Friedrich Pilgram behandelt, der für die „Germania" die ersten grundlegenden Aufsätze geschrieben hat. Seine Philosophie setzt Herr von Zehender auseinander, und ich bin davon tief ergriffen worden. Daß Pilgram „Convertit" ist, kommt darin nicht zum Vorschein. Er verwahrt sich gegen ein „klerikales" Denken und macht ein „menschliches" Denken geltend, das darin ein echtmenschliches ist, daß es ein Denken des ganzen und mit Gott in Einheit stehenden Menschen ist.

Das ist auch meine Philosophie, die ich nicht aus der „Germania" und auch nicht aus der Papstkirche geschöpft habe.

Und die nennen Sie nun „Kathederphilosophie"! Bitte, lesen Sie doch einmal die Rostocker Rede über Pilgram durch! Vom „Katheder" wird sie nicht gelehrt. Aber sie braucht auch nicht auf das „Katheder" beschränkt zu werden. Sie ist „Lebensphilosophie".

Ich habe Ihnen eine Vorrede zu Ausführungen über den „Geist in der Entwicklung des Echtmenschlichen" geschickt, wie sie durch Kunst, Sprachbildung und Wissenschaft zum Gottesgedanken geführt hat. Ob das Weisheit vom „Katheder" her ist, darüber lassen Sie doch einmal Ihren Leserkreis urteilen. Zwischen uns zu entscheiden, wird er gern bereit sein. Er wird die verhältnismäßig wenigen Zeilen, die in Betracht kommen, gern lesen.

Ich will mit Ihnen wetten, daß diejenigen, welche unsern Briefwechsel lesen, auch meine Vorrede lesen werden. Sie werden auch urteilen, ob ich „Kathederphilosophie" vortrage. Ich weiß nicht, ob Sie meine Vorrede noch haben. Ist sie mir zurückgeschickt worden, so habe ich sie am Westphalenstiftungsfeste erhalten. Da waren meine Gedanken aber anderweitig zu sehr beschäftigt, als daß ich jetzt noch ein sicheres Wissen davon haben könnte. Ich bin gern bereit, die Vorrede Ihnen behufs der Wette noch einmal zugehen zu lassen. Was gilt die Wette?

Ihr Dr. Karl Schulz.

Der Gedanke, daß die Redaktion mit ihren Lesern und Mitarbeitern über die größere oder geringere Wirksamkeit der einzelnen Artikel Wetten eingehen soll, ist ohne Zweifel neu, aber vielleicht gar nicht so übel. Es ist die Uebertragung des Totalisators und der Buchmacher vom Rennplatz in die Litteratur. Glaubt die Redaktion, daß ein Artikel ihr Abonnenten kosten wird, so wettet sie à la baisse. Gehen die Abonnenten verloren, wird wenigstens Geld gewonnen. Die Schwierigkeit wird nur die sein: die Meinung der Abonnenten durch Plebiszit festzustellen. Viele Abonnenten abonnieren kaum, geschweige denn, daß sie geneigt sein sollten, sich gutachtlich zu äußern, ob sie mit diesem oder jenem Artikel einverstanden sind oder nicht. Wir können also nur — auch ohne Plebiszit — bei unserer Meinung bleiben, daß der philosophische Zug unter den Menschen der Gegenwart spärlich ausgeteilt ist.


Digitized by Google

Nur praktische Philosophie, die ich „Lebensphilosophie" nannte, wie sie der Hohensalchower zuweilen, anknüpfend an kleine Erlebnisse, vorbringt, läßt man sich allenfalls noch gefallen. Wenn ich im Unterschiede zu dieser Philosophie das, was mir von der Ihrigen vorlag, nämlich die Vorrede zu dem „Geist in der Entwicklung des Echtmenschlichen" mit Katheder-Philosophie bezeichnete, so sollte in diesem Worte durchaus kein Tadel liegen; die oft beliebte Gedankenverbindung zwischen dem Katheder und der Stätte nutzloser, scholastischer Spekulation lag mir dabei ganz fern. Ich dachte nur an — wenn ich so sagen darf — theoretische Philosophie, nämlich an solche, die nicht direkt aus Vorgängen des Lebens, sondern durch die theoretische Funktion des spekulativen Denkens gewonnen wird.

Daß auch diese Art der Philosophie, die ja eigentlich allein den Namen „Philosophie" verdient, fruchtbringend sein kann, leugne ich gewiß nicht. Aber sie ist nicht für jedermann, und vor allem nicht — jetzt kommt der Kernpunkt der Sache, Herr Doktor — für unsere Damen, mit denen wir doch glücklicherweise bis jetzt noch auf recht gutem Fuße stehen. Sie schrieben mir kürzlich, daß Sie Ihren Doktortitel s. Z. lediglich für Ihre Frau erworben hätten, damit dieselbe nicht länger als „Frau Kandidat" angeredet würde. Nun, wenn Sie Ihrer Frau zu Liebe gar Ihre Scheu vor Fremdwörtern überwanden, so können Sie es mir nicht verdenken, daß auch ich unsern Leserinnen zu Liebe manches von der „Monatsschrift" fernzuhalten suche, was für dieselben absolut kein Interesse bietet.

Müssen die Damen doch ohnehin schon sehr viel bei uns in den Kauf nehmen, was sie nicht interessieren kann: bald Militärwissenschaft, bald Unterrichtswesen, bald Politik in allen Formen u. s. w. Die Ihnen nun wohl schon bekannte Toni, die Frau des Hohensalchowers, eine fein gebildete Frau (sie wird diesen Passus hoffentlich nicht selbst zu Gesicht bekommen!) hat mir einmal gesagt, daß für sie etwa nur die Hälfte eines jeden Heftes verständlich und interessant sei. Ich habe ihr damals erwidert, daß die „Monatsschrift" auch keine „Zeitschrift für Damen" sein will; aber möglichste Rücksicht auf unsere Leserinnen zu nehmen, das scheint mir doch überall da geboten, wo ich auch unter den Lesern nur bei einem Bruchteil wirkliches Interesse an einem Aufsatze voraussetzen darf, und das, wissen Sie, war mir nach der bewußten „Vorrede" bei Ihrem Aufsatze wahrscheinlich.

Sehr gern würde ich diese Vorrede zum Abdruck bringen, da auch ich darin meine beste Rechtfertigung sehe. Ich glaube auch fast, daß sie noch irgendwo bei mir in Schwerin liegt. Aber hier in Cordhausen ist sie mir nicht zugänglich. Sie müssen daher zum mindesten noch etwas Geduld haben. Vielleicht aber ist es das beste, wenn wir diese Streitaxt nun begraben.

Um diese Zeit wird Ihnen Ihr Leseverein nun auch wohl das Februarheft der „Monatsschrift" bescheren, und Sie werden aus demselben mit Genugthuung den Beistand ersehen haben, den Ihnen in Sachen der Sprachreinigung Herr Dr. Tröger in Breslau bringt. Der Wahrheit gemäß darf ich sagen, daß auch mich die überzeugungsvollen, von echter Begeisterung für das Deutschtum durchwehten Worte des neuen Mitarbeiters an unserm Briefwechsel nur angenehm berührt haben. Ich danke ihm daher für seine Einsendung; ebenso auch Ihnen für die wiederholte Uebersendung Ihrer in Zeitschriften erschienenen Aufsätze, die ich stets mit Vergnügen gelesen habe, und besonders für die als „Zeitfrage des christlichen Volkslebens" erschienene Broschüre über das Erstarken des deutschen Sprachgeistes, die ich sogar mit Nutzen gelesen zu haben glaube.

Obgleich es mir nun sonst am meisten behagt, ridendo dicere verum, d. h. mit Lachen die Wahrheit, oder doch das, was ich dafür halte, zu sagen, so will ich Herrn Dr. Tröger gegenüber doch nur kurz feststellen, daß Herr Dr. Karl Schulz, Herr Dr. Tröger und der namen- und titellose Adam Windhoff in der Hauptsache vollständig einig sind. Die Bestrebungen des Deutschen Sprachvereins, wie sie in den Statuten zum Ausdruck gelangen, billige ich vollkommen, auch wenn ich demselben nicht angehöre:

Digitized by Google

es hat ja, wie Herr Dr. Tröger zugiebt, nicht jedermann die Pflicht, sich auch mit fachwissenschaftlichen Sprachstudien zu beschäftigen. Trotzdem werde ich auch in Zukunft wohl noch manches einmal eingebürgerte Fremdwort schreiben, denn ich traue mir nicht die Vielseitigkeit zu, daß ich beim Schreiben außer auf den Gedankeninhalt dessen, was ich sagen will, auch noch stets auf die Abstammung und den Geburtsschein der einzelnen Worte achten kann. Ich konzentriere meine Gedanken ganz auf den Inhalt und überlasse es der Form, sich selbst zu fügen, wobei dann freilich auch ein und das andere nicht heimische Wort mit unterläuft. Erst wenn man auch nur in deutschen Ausdrücken zu denken sich gewöhnt hat, wird man ganz natürlich und ungesucht deutsch schreiben können.

Daß dieses Ziel, das der deutsche Sprachverein im Auge hat, ein erstrebenswertes ist, darüber sind wir also einig. Wenn indessen gewisse Zeitschriften und gewisse Publizisten in das andere Extrem verfallen, so ist das doch kaum von dem Gesichtspunkt aus zu billigen, daß ein Extrem zum Ausgleich des entgegengesetzten dient, nämlich der in manchen Kreisen in der That noch immer herrschenden maßlosen Fremdtümelei. Mit diesem Bekenntnis zur goldenen Mittelstraße wird hoffentlich auch Herr Dr. Tröger zufrieden sein, dem ich sein „deutsches Gott befohlen" am liebsten schon an dieser Stelle zurückgeben würde, wenn ich es nicht doch noch für meine Aufgabe hielte, einige kleine thatsächliche Ausstellungen, in denen er meines Erachtens weniger glücklich gewesen ist, zurückzuweisen. „Aesthetisch schön" bemängelt er mir, „weil alles Schöne ästhetisch, d. h. auf die Empfindung des Schönen berechnet ist." Ob der Herr Doktor nie ein „schönes Glas Bier" getrunken hat? Oder darf ich noch ein drastischeres Beispiel wählen: Eine neue Oper ist aufgeführt. „Eine schöne Oper!" sagt auf dem Heimwege vom Theater ein Besucher und denkt dabei an den künstlerischen Gesamteindruck der Scene und der Musik. „Ja, eine schöne Oper," antwortet ihm nachdenklich sein Freund, dem hat auch Text und Darstellung das ästhetische Gefühl befriedigt. „Eine schöne Oper" schmunzelt endlich auch der Theaterdirektor beim Zählen der Tageskasse. Also „schön" erschien die Oper allen dreien, aber nur einem „ästhetisch schön".

Noch weniger korrekt halte ich das Bestreben, der „Gründerperiode" zu Hülfe zu kommen. Der Herr Doktor hat offenbar nur aus dem Gedächtnis citiert, denn sonst hätte er Ihren Satz: „Der abschlägige Bescheid war mit der einfachen Bemerkung ‚aus naheliegenden Gründen' begründet" nicht mit der Wendung „durch Gründe gerechtfertigt" oder „mit Gründen gestützt" verbessern können; der Bescheid war ja eben nicht mit Gründen gestützt.

Doch nun leben Sie wohl, Herr Dr. Schulz! Der Brief wird sonst zu lang, und ich möchte auch noch dem „Mann aus Syrerland," ein paar Worte widmen.

Sie haben mit Ihrem Briefe, verehrter Herr O. F., zwei Menschen glücklich gemacht: einmal meinen kleinen Neffen, für den die Briefmarke eine Hauptzierde seiner noch in den Kinderschuhen befindlichen Sammlung geworden ist; sodann die Redaktion der „Monatsschrift," die mit solchen Zuschriften, wie die Ihrige, durchaus nicht verwöhnt wird.

Zur Sache selbst finden Sie den Brief eines freundlichen Lesers in diesem Hefte. Natürlich würde ich, wie über alles, so auch über diese Frage vollkommen unterrichtet sein, wenn mich nicht unglücklicher Weise der Buchhändler mit einem Buch, das ich bestellte, im Stich gelassen hätte.

Damit leben auch Sie wohl, sehr verehrter Herr. Und wenn Sie einmal wieder „angesichts" Ihres Nachtischs von „Weintrauben, Bananen und Orangen im Dezember" sich auch an unserem Nachtisch beteiligen wollen, der angesichts einer großen noch 20 cm starken Eisfläche kurz vor beginnendem März serviert wird, so werden wir Sie stets als gern gesehenen Gast willkommen heißen.

Ihr ganz ergebener Adam Windhoff.

Digitized by Google



Monatsschau.

Politik.

Der Reichstag hat im verflossenen Monat begonnen, einen weiteren wichtigen Teil der Socialreform, die Arbeiterschutzgesetzgebung, in zweiter Lesung zu beraten.

Das Tempo, in welchem diese Beratung sich vollzogen hat, giebt unwillkürlich Anlaß zu kritischen Betrachtungen über den modernen Parlamentarismus. An sich ist es ja gewiß sehr schön, wenn auf dem Felde der Staatskunst langsam gearbeitet und die Gesetzgebung nicht über das Knie gebrochen wird. Aber auf die Gründe der Bedachtsamkeit kommt doch auch etwas an. Und da fällt es einigermaßen schwer, zu glauben, daß gerade hier nur Besonnenheit und Vorsicht maßgebend sind.

Die ganze vorliegende Materie eignet sich ihrer Natur nach in keiner Weise für die Beratung in großen vielköpfigen Versammlungen; sie ist mit vollem Recht in erster Lesung einer Kommission von relativ Sachverständigen überwiesen worden, und diese hat in mühevoller Arbeit einen Wortlaut festgestellt, der im wesentlichen die Billigung des Plenums finden dürfte. Es bedürfte also gar zu langer Reden nicht mehr.

Aber diese Rechnung ist ohne den Wirt, d. h. ohne die Parteien der äußersten Linken gemacht, welche nun einmal die Popularitätshascherei nicht lassen können. Sie bringen Antrag über Antrag ein, immer mit Forderungen, welche weiter gehen, als die der Regierung und der Kommission, und unbekümmert darum, ob dieselben Aussicht haben, verwirklicht zu werden oder nicht. Darauf kommt ihnen soviel nicht an. Wenn nur der Antrag und die dazu gehörigen Reden im Bericht stehen. Dann hat man, wenn man später vor die Wähler tritt, das schönste Beweismaterial in Händen, daß man ein wahrer Volksfreund ist, und daß man viel mehr gefordert hat, als alle anderen zusammengenommen.

Der vorläufige Effekt ist freilich der, daß die Verhandlungen sich ungebührlich in die Länge ziehen. Volle vier Tage hat allein die Sonntagsfrage gekostet, bei welcher manche Verbesserung des gegenwärtigen Zustandes erfreulicherweise erzielt ist, wenn auch leider noch nicht soviel, als erreicht werden könnte, wenn eine größere Zahl von Abgeordneten aufrichtig von christlicher Gesinnung erfüllt und damit auch bereit wäre, in der Unterordnung der materiellen Interessen unter die sittlichen und religiösen wirklich bis an die Grenze des Möglichen zu gehen. Man kann sich aber immer noch nicht entschließen, auch in den Gesetzen zum Ausdruck zu bringen, daß, wie der treffliche verstorbene Professor Arnold-Marburg sagte, der Verkehr für die Menschen da ist, und nicht die Menschen für den Verkehr. Wohl ist im Princip auf fast allen Gebieten die Sonntagsruhe dekretiert, wohl ist auch auf dem Eisenbahngebiet eine Resolution

Digitized by Google

angenommen worden, es möchten die Güterzüge am Sonntag thunlichst eingeschränkt werden, doch ist z. B. auf das ganze große Gebiet der Post kein weiterer Druck ausgeübt worden. Unser ceterum censeo ist aber, daß man vor allem die Post vornehmen sollte, und sie ohne den geringsten Schaden am Sonntag so gut wie ganz schließen könnte. In England und Amerika fällt es keinem Kaufmann ein, Geschäftsbriefe am Sonntag zu lesen. Es würden durch die von uns befürwortete Maßregel aber nicht nur die Postbeamten, sondern unzählige kaufmännische und sonstige Beamte gleichfalls entlastet werden. Denn wenn die Briefe fortfallen, fällt auch die Comptoirarbeit weg. Indessen ist ja leider zu so weitgehenden Reformen bisher wenig Aussicht vorhanden und das Gute ist einstweilen des Besseren Feind.

Ein klein wenig schneller ist man über andere Fragen hinweggegangen, über die Arbeitsbücher der Minderjährigen, das Trucksystem, die Lohneinbehaltungen und anderes mehr. Aber gleichwohl ist abzusehen, daß die Reichstagssession sich weit in den Sommer hinein erstrecken wird.

Aus den übrigen Debatten des Reichstages ist noch hervorzuheben eine Kolonialberatung, in welcher die Frage beraten wurde: was soll nun aus unseren Kolonien, aus Ostafrika, aus Südwestafrika werden? Einstweilen kosten sie Geld. Ist Aussicht vorhanden, daß man jemals auf die Kosten kommen wird?

Die Herren Bamberger, Richter und Genossen waren flink bei der Hand mit dem Vorschlag, daß das deutsche Reich überseeisch „liquidieren" solle, ganz unbekümmert darum, daß durch solches Verfahren unser internationaler Kredit starke Einbuße erleiden müßte. Und leider wurden sie ermutigt durch den überaus kleinlauten Ton, den die Regierung anschlug. Der Reichskanzler selbst und die Freunde seines Standpunkts glaubten doch alle erst mit einem Schwur beginnen zu sollen, daß sie von „Kolonialbegeisterung" weit entfernt seien. Und doch wäre etwas Begeisterung grade das, was wir brauchen, um den Engländern den Rang abzulaufen. Der Stimmung entsprach der Erfolg. Es wurde zunächst nur ein von Herrn von Caprivi vorgeschlagenes Versuchsjahr und die dafür nötigen Gelder angenommen. Das weitere wird sich später finden. Die Debatte vollzog sich, wie gesagt, in den alten Formen, daß namentlich diejenige Partei, die sich „Fortschritt" nennt, von Fortschritt absolut nichts wissen will. Wir Deutsche sollen hinter dem Ofen bleiben und das Kolonisieren anderen Nationen überlassen. Nicht einmal eine Expedition in das Hinterland von Kamerun fand Gnade vor den Augen der Freisinnigen, während hier die Socialdemokraten ausnahmsweise einmal zustimmten. Allerdings ist die ganze Sachlage in unserer ostafrikanischen Kolonie augenblicklich keine sehr erfreuliche; alle Verhältnisse sind im vollen Uebergang begriffen und dieser Uebergang erzeugt Unbehaglichkeit. Es ist daher sehr zu wünschen, daß bald eine energische Hand sich fühlbar macht, welche nach Abschluß der kriegerischen Wirren die friedliche Eroberung anbahnt.

Im preußischen Landtag hat Herr Miquel sich eine erste kleine Niederlage geholt, insofern die Abgeordneten, dem Einfluß Windthorsts nachgebend, nicht ganz so kurz mit den wohlerworbenen Rechten der Standesherren umspringen wollten, wie die Regierung. Um so größer ist der bekannte Erfolg, den er mit seinen Anleihen erzielt hat, die 50mal überzeichnet sind. Schade nur, daß es doch eben wieder Anleihen sind, bei denen er Gelegenheit fand, seine Finanzkunst zu zeigen.

In Ermangelung von großen Ereignissen hat es übrigens an lebhaften Erörterungen in Presse und Versammlungen im verflossenen Monat nicht gefehlt. Und es waren recht verschiedene Gegenstände, um welche der Streit sich bewegte.

In erster Linie haben Aufregung bewirkt eine Reihe von Warnungen, welche Fürst Bismarck in seinen publizistischen Organen, einem Hamburger und einem Münchener Blatt, als Leuchtkugeln aus seiner „Raketenkiste" steigen ließ. Der Fürst teilte mit, — und er kann es wissen — daß sowohl der neue Chef der Reichskanzlei,

Digitized by Google

wie der diesseitige Haupt-Unterhändler des Handelsvertrages in Wien eingefleischte Freihändler seien; er zog daraus den gewiß nicht unberechtigten Schluß, daß das auswärtige Amt doch wohl die Absicht habe, auf Kosten der deutschen Landwirtschaft nennenswerte Zugeständnisse an den ungarischen Getreidebau zu machen; das sei aber unnötig und überdies durchaus unrichtig für die politische Freundschaft Oesterreichs durch wirtschaftliche Zugeständnisse einen Preis zu zahlen. Der Fürst gab ferner seine Ansicht über die Reise des österreichischen Thronfolgers nach St. Petersburg zum besten; er sieht in der ausgezeichneten Aufnahme des Erzherzogs und in den begleitenden Umständen derselben entschieden eine Annäherung Oesterreichs an Rußland und zwar eine Annäherung, die andererseits eine Entfernung von Deutschland bedeutet.

Ob Fürst Bismarck mit seinen Empfindungen Recht hat, kann nur die Zukunft lehren; jedenfalls haben seine Warnungen, nachdem er fast stets im Leben eine richtige politische Witterung bewiesen hat, gegründeten Anspruch auf Beachtung. Eben deshalb haben sie aber auch in den leitenden Kreisen Berlins die allergrößte Mißstimmung hervorgerufen, teils wegen direkter, teils wegen indirekter Wirkung. Auch die letztere blieb nicht aus. Die Warnung vor dem Freihandel hat ein lebhaftes Echo gefunden in den Industriekreisen des Rheinlandes, so gut wie in den agrarischen Kreisen des Ostens und eine ganze Reihe land- und volkswirtschaftlicher Versammlungen, welche in Berlin tagten, haben laut mobil gemacht gegen zollpolitische Zugeständnisse. Man hat infolgedessen schließlich die Preßthätigkeit aus Friedrichsruh so unliebsam empfunden, daß der Kaiser selbst das Wort ergriffen und seine Mißbilligung ausgesprochen hat über diejenigen, welche nach seiner Ansicht Verwirrung anrichten und unnütze Mißstimmung hervorrufen. Freilich sprach der Kaiser am Schluß seiner Rede von der Notwendigkeit, daß die Einzelnen dem Gesamtinteresse Opfer bringen; deutete also damit doch wohl an, daß allerdings wirtschaftliche Zugeständnisse an Oesterreich beabsichtigt werden.

Daß die Rede des Kaisers im allgemeinen so verstanden wird, beweist die Haltung der Presse; die konservative ist reserviert und kleinlaut, die freisinnige jubelt. Das „Berliner Tageblatt" geht soweit, sich und die Seinigen als Regierungspartei anzubieten, freilich ohne etwas anderes damit zu thun, als es viele Konservative auf den agrarischen Kongressen gethan haben, wenn sie in zudringlicher und taktloser Weise die Person des Kaisers für sich und ihre Interessen proklamierten.

Es ist dieses Buhlen um die Gunst des Monarchen ein bedauerliches Zeichen der politischen Unreife, in der unsere Parteien noch stehen. Und es würde wirklich Zeit, daß man nach Art der englischen Parteien einfach, ruhig, stolz und vornehm eine unabhängige Politik nach festen Grundsätzen zu treiben sich entschlösse, unbekümmert darum, ob der Himmel von oben weint oder lacht, woraus natürlich nicht folgt, daß man Principien reiten und die eigene Meinung für die einzig mögliche halten müßte, sondern immer noch offen bleibt, sich über konkrete Fragen praktisch zu verständigen.

Leider gehen einstweilen in den Fragen der Parteipolitik die Ansichten noch weit auseinander. Und es hat sich aus eben diesem Gegensatz des officiösen und des unabhängigen Konservatismus eben wieder ein häuslicher Streit innerhalb der konservativen Partei erhoben. Der alte Zwist zwischen Herrn von Helldorf und der „Kreuzzeitung" ist zu heller Flamme aufgelodert. Herr von Helldorf war bekanntlich früher ein so begeisterter Anhänger des Fürsten Bismarck, daß er in einer Wahlversammlung feierlich erklärte, man müsse dem großen Kanzler unter allen Umständen folgen, auch wenn man zum Lohn nicht grade Liebenswürdigkeiten ernte. Diese Theorie gilt jetzt nicht mehr. Herr von Helldorf bekämpft in dem nationalliberalen „Deutschen Tageblatt" nicht nur den rechten Flügel der Konservativen, sondern auch den vormaligen Kanzler. Und zwar ist ersteres jüngst in so lebhafter Weise geschehen, daß die „Kreuzzeitung" in heftiger Weise erwiderte und man glauben konnte, es würde einen Bruch in der Partei geben. Zum Schisma ist es indessen nicht gekommen, vielmehr hat man sich auf die kräftige Polemik

Digitized by Google

beschränkt und der Gegensatz läuft unausgetragen weiter. Wir unsererseits müssen zu diesem Gegensatz bekennen, daß wir außer stande sind mit für oder wider Partei zu nehmen. Wir sind mit der Haltung der „Kreuzzeitung" insoweit einverstanden, als sie sich von gouvernementalen Einflüssen frei hält. Im übrigen differentieren wir oft. Aber einer Partei, die schlechthin nach den Grundsätzen geleitet würde, welche Herr von Helldorf im „Deutschen Tageblatt" und sonst entwickelt, könnten wir noch weniger folgen. Sie müßte dem Absolutismus die Wege ebnen.

Noch eine andere Partei hat heftige innere Stürme durchzumachen gehabt, wir meinen die socialistische. Besonders Herr Liebknecht hat böse Stunden gehabt; zunächst haben die Kollegen von der „Zukunft" ihm den Tort angethan, eine ältere Kritik von Marx, die für das von Liebknecht in Halle verteidigte Gothaer Programm geradezu vernichtend ist, plötzlich zu veröffentlichen, und es haben ferner die Berliner Genossen ein großes Vehmgericht über ihn abgehalten, weil er sich dem Boycott nicht gefügt, sondern einen verpönten Konzertsaal dennoch besucht hat, und ähnlichen Kummer hat er in letzter Zeit mehr gehabt. Wenn aber manche kapitalistische Blätter aus diesen Vorgängen weitgehende Schlüsse ziehen und auf eine Spaltung der Umsturzpartei hoffen, so ist das mindestens sehr voreilig. Man unterschätzt da die ungeheure Macht der politischen Leidenschaft; noch auf Jahre hinaus wird es den Führern leicht bleiben, sich aus den größten Verlegenheiten mit einigen Redensarten hinauszuziehen, und die Socialreform muß erst ganz andere Fortschritte gemacht haben, ehe man glauben kann, daß wirklich die zeitweise und die immer Unzufriedenen in zwei getrennte Lager auseinandergehen.

Auch eine militärische Personal-Notiz aus dem abgelaufenen Monat hat politische Färbung. Der Chef des Großen Generalstabes, General Graf Waldersee, ist von seinem einflußreichen Posten enthoben worden und hat, allerdings auf Grund einer sehr schmeichelhaften Kabinettsordre, sich der capitis diminutio gefügt und ein Armeecorps übernommen. Der Grund dieses Wechsels liegt, abgesehen von persönlichen Momenten, wesentlich darin, daß die Stellung des Generalstabs-Chefs dem Kriegsminister und dem Reichskanzler gegenüber eine zu große geworden war und daß sie gedrückt werden sollte. Um diesen Druck bewerkstelligen zu können, mußte ein jüngerer Mann an die Spitze gebracht werden.

Wenn bei dieser Gelegenheit die alten Märchen wieder aufgetischt wurden, daß Graf Waldersee mit Hülfe eines Preßbureaus auf eigene Hand Politik getrieben und dem auswärtigen Amt entgegengearbeitet habe — eine Lesart, die auch von den „Hamburger Nachrichten" verbreitet wird — so ist das ohne allen Zweifel unrichtig. Graf Waldersee mag einige Beziehungen zur Presse in militärischen Dingen unterhalten haben, speciell ist das mit der „Kreuzzeitung" der Fall gewesen. Das Gerede von den „Unterströmungen" beruht aber auf der völlig irrtümlichen Annahme, daß der General auf die Haltung des Blattes in auswärtigen Dingen Einfluß geübt. Hätten jemals Einwirkungen dieser Art stattgefunden, so könnten sie nur in der Richtung der Mäßigung gelegen und die Tendenz gehabt haben, der officiellen Regierungspolitik keine Hindernisse zu bereiten. Fürst Bismarck hat irrtümlich allerlei heftige Artikel auf den Chef des Generalstabes zurückgeführt, wie er denn überhaupt die Schwäche hatte, gelegentlich Verschwörungen auch da zu sehen, wo gar keine vorhanden waren.

* *
*

Vom Ausland ist im verflossenen Monat wenig zu melden; nennenswerte Ereignisse haben kaum irgendwo stattgefunden.

In **Italien** ist das Ministerium Crispi gegangen und an seiner Stelle ein Ministerium Rudini nunmehr vollzählig eingerichtet. Was man ein homogenes Ministerium nennt, ist es nicht; Konservative und Liberale sitzen friedlich nebeneinander,


Digitized by Google

darum erscheint es auch vielen zweifelhaft, ob der Neubau imstande sein wird, auch heftigen Stürmen zu trotzen. Indessen ist das für uns Deutsche eine sekundäre Sorge; was uns angeht ist die Frage, ob Herr Rudini die alte Politik des Dreibundes fortsetzt oder nicht. Seine Erklärungen in dieser Hinsicht sind völlig befriedigend. Wenn er daneben auch nach Frankreich hin eine Verbeugung macht, so kann uns das im Interesse des Weltfriedens nur erwünscht sein.

Freilich wird man sich gegenwärtig halten müssen, daß Rudini, wenn er wirklich abschwenken wollte, diese seine Absicht schwerlich gleich in seiner ersten Erklärung urbi et orbi verkünden würde. Einstweilen muß man seine Thaten abwarten, bei denen ja erfreulicherweise auch König Humbert ein entscheidendes Wort mitzureden hat. Noch schwieriger wie die auswärtige Politik ist übrigens die innere in Italien; die Finanzen sind im traurigen Zustand und warten auf den Meister, der ohne Steuererhöhung halbwegs ein Gleichgewicht herstellt.

* * *

Wir sagten, daß ein besseres Verhältnis zwischen **Frankreich** und Italien uns Deutschen nur erwünscht sein könne; es ist das umsomehr der Fall, als Deutschland selbst sein Möglichstes thut, um mit Frankreich in bessere Beziehung zu kommen. Eine Weile schien es auch fast, als sollte das Ziel erreicht werden. Französische Aerzte haben im vorigen Jahr den deutschen Aerztetag besucht und französische Maler hatten bereits die Absicht, die deutsche Kunstausstellung dieses Jahres zu beschicken. Leider hat ein etwas zu kühner Besuch der Kaiserin Friedrich in Paris nur negativen Erfolg gehabt, insofern die schlummernde Patriotenliga geweckt und die schon beschlossene Beteiligung der Künstler in Berlin wieder aufgegeben worden ist. Der fast unglaublich schnelle Umschwung der öffentlichen Meinung in Paris hat wieder einmal die Wandelbarkeit der aura popularis gezeigt, die in Paris noch etwas hastiger umschlägt, als in anderen weniger nervösen und reizbaren Bevölkerungen. Es ist das alte Bild, das alle Revolutionen an der Seine uns stets gezeigt haben: ein kleiner Haufe von Schreiern macht die öffentliche Meinung. Wohl ist eine große Mehrheit anständiger Leute da. Aber sie sind feige, und aus Sorge vor Unannehmlichkeiten und Feindschaft treten sie lieber den Rückzug vor den Demagogen an, als daß sie ihnen entschlossenen Widerstand entgegensetzen sollten.

* * *

In **Oesterreich** ist die Wahlbewegung bereits in vollem Gange. Von Interesse für uns ist vor allem der Wahlaufruf, welchen die Vereinigten deutschen Linken erlassen haben. Sie erklären vor allem, daß sie allen jenen staatsrechtlichen Ansprüchen und Bestrebungen entgegentreten wollen, welche geeignet wären, das einheitliche Gefüge der Staatsverwaltung in Frage zu stellen. Sie sind bereit, ihre Unterstützung einer Regierung zu teil werden zu lassen, welche „den österreichischen Staatsgedanken voranstellt, die Verwaltung von nationalen Parteieinflüssen freihält, der berechtigten Stellung der Deutschen Rechnung trägt und mit entschiedenem, mannhaftem Auftreten thatsächlich eine Führerin des öffentlichen Geistes wäre!" Für uns evangelisch-konservative Reichsdeutsche ist es leider nicht möglich, weder mit dieser, noch mit irgend einer anderen Partei in Wien zu sympathisieren. Auf dem Parteitage dieser „Deutschen" war Hauptredner der freisinnige Professor Süß, und seine Ausführungen gipfelten darin, daß man allen, selbst die Socialdemokraten nicht ausgenommen, die Hand bieten könne, unter Umständen auch müßte, nur den Antisemiten nicht. Was dies vom Standpunkt einer Partei bedeutet, die angeblich die Interessen des Deutschtums in Oesterreich-Ungarn vertreten will und zugleich für sociale Reformen eintritt, liegt auf

Digitized by Google

der Hand. Nirgends ist die Emancipation der Christen so himmelschreiend notwendig, als „an der schönen blauen Donau", wo man eben wieder einen Semiten zum Finanzminister gemacht hat. — In Böhmen liefern sich Alt- und Jungtschechen erbitterte Schlachten. Die ersteren empfehlen sich dem Volk als die Allianzfähigen, die letzteren als die allein echten Vertreter des reinen Nationalitätsgedankens.

Nochmals die „Hessischen Blätter."

Herr H. M., unser Gegner in den „H. B. (übrigens nicht Herr Rechtsanwalt Martin) schreibt noch ein „Schlußwort" gegen uns in Nr. 1718. Wir gehen auf den Inhalt nicht weiter ein, da wir alles, was zu sagen ist, in letztem Heft gesagt haben. Nur die theoretische Begründung der Ansicht, daß ein Hesse den Preußen nicht zu vergeben brauche, setzen wir noch hierher. Unser Gegner schreibt: „Schließlich will Herr D. v. O. mich noch in Konflikt mit dem „kleinen Katechismus" bringen: „denn wenn Herr H. M. erklärt, daß er dem „Bruder" gegenüber, der die Vergebung zurückweist, nicht vergiebt, so ist unsere Ansicht die, daß man immer vergeben soll, ganz unbeschadet der Gesinnung, welche der Bruder gegen uns hegt, und hier glauben wir doch den kleinen Katechismus auf unserer Seite zu haben. Der nimmt unseres Wissens auch die Preußen von der Vergebung nicht aus." Ich hatte an betreffender Stelle als göttliche Forderung bei erlittenem Unrecht ausdrücklich geltend gemacht, daß wir „den unchristlichen Haß wider den Feind in unsern Herzen tilgen, den Fluch mit Segen, die Verfolgung mit Fürbitte vergelten", und zur Vergebung dem an uns sündigenden Bruder gegenüber allezeit bereit stehen sollen. Unbeschadet dessen aber hatte ich zugleich den Akt der Vergebung für unvollziehbar erklärt einem „Bruder" gegenüber, der „unsere Vergebung beharrlich zurückweist, auf dem Scheine seines Unrechtes hartnäckig besteht und nur auf der Basis unserer Anerkennung dieses Unrechtes als seines vermeintlichen Rechtes mit uns verhandeln will." Der Herr Christus sagt Ev. Luc. 17, 3. 4: „So dein Bruder an dir sündigt, so strafe ihn; und so es ihn reuet, vergieb ihm. Und wenn er sieben Mal des Tages an dir sündigen würde, und sieben Mal des Tages wiederkäme zu Dir und spräche: es reuet mich, so sollst du ihm vergeben." Die Vergebung ist wie zwischen Gott und Menschen, so zwischen den Menschen untereinander, ihrer Natur nach nicht eine bloß einseitige Gesinnung oder inwendige Herzensstellung, sondern sie ist ein Akt von Person zu Person, setzt einen Spender und einen Empfänger voraus, und wird durch die sündliche Widerwilligkeit sowohl des einen als des andern in ihrem Vollzuge gehindert. Wenn Herr D. v. O. nicht allein den „kleinen Katechismus" in diesem Fall „auf seiner Seite zu haben" behauptet, sondern um meiner soeben dargelegten Auffassung willen sogar die „Verständigung" auch auf „religiösem" Gebiete mit mir und den „Hess. Bl." „ausgeschlossen" findet, so kann ich das um seinetwillen nur aufrichtig beklagen. H. M."

Kirche.

Von sonderlich kirchlichen Ereignissen ist diesmal nicht viel zu sagen. Dagegen ist die kirchliche Arbeit in mehreren Versammlungen der letzten Zeit in interessanter Weise teils ausgesprochen, teils unausgesprochen berührt worden, woran wir Veranlassung nehmen, die jetzt in aller Munde gehende sociale Aufgabe der Kirche nach den betreffenden Seiten hin zu beleuchten.


Digitized by Google

Am Schlußtage des Kongresses deutscher Landwirte (17. Februar) wurde verhandelt über „die Socialdemokratie und die ländliche Bevölkerung". Es ist erfreulich, zu sehen, wie diese große Versammlung, aus allen Gegenden des Vaterlandes und auch aus ziemlich verschiedenen gesellschaftlichen Kreisen, darüber einig war, daß auf die Mitarbeit der Kirche durchaus gerechnet werden müsse. Der Referent, Freigutsbesitzer Dr. Platzmann-Seida, hat in seinen Thesen mehrfach der kirchlichen Mitarbeit gedacht, z. B. in These 2,c: Stärkung der Autorität nicht nur der Arbeitgeber, sondern namentlich auch der Eltern und Lehrer gegenüber der jugendlichen Arbeiterbevölkerung auf dem Lande; Einrichtung von Jünglingsvereinen, Volksbibliotheken, Strickschulen für die Mädchen u. s. w. Ferner in These 3, wo von öffentlichen Versammlungen in den Dörfern am Sonntag Nachmittag die Rede ist: „es ist aber dabei die Mithilfe der protestantischen Geistlichkeit auf dem Lande in viel höherem Grade als bisher erforderlich" — ferner in These 4: „eine vermehrte Pflege und Hebung der monarchischen und christlichen Gesinnungen unter der landwirtschaftlichen Bevölkerung durch fleißigere Benutzung all der Mittel, welche hierzu Kirche, Schule, Staat und Gesellschaft (konservative und ähnliche Vereinigungen) zur Verfügung stellen." — Auf die Mitwirkung der Schulen wurde von Herrn Flügge hingewiesen, und der Reichstagsabgeordnete Dr. von Frege betonte besonders die vom Referenten verlangte Stärkung der Autorität in den Gemeinden, vor allem der Ansässigen des Bauernstandes, wie auch der Geistlichen, aller Elemente, die erziehlich für die Jugend auch außerhalb der Schule, für die Stärkung des Familiensinnes wirken können. „Unser alter bewährter Arbeiterstand leidet viel weniger unter unzulänglichen Löhnen, als unter der Unbotmäßigkeit und Genußsucht der eigenen Kinder, unter dem Zug in die Großstädte bei der jüngeren Generation. Hier gilt es, die wirkliche Zufriedenheit durch Fürsorge im rechten Sinne zu fördern, in jedem Haus einen Mittelpunkt der durch die Familienbande von Gott selbst eingesetzten Autoritäten, der Eltern, Lehrer und Vorgesetzten zu bilden."

Wir sagen: es ist erstaunlich, bei diesem Herrn solches Verständnis der Lage und auch der kirchlichen Arbeit zu erkennen. Allein es ist, je mehr von solchen Seiten die Aufforderung an die kirchlichen Organe gerichtet wird, an den selbständigen Zwecken der kirchlichen Thätigkeit festzuhalten. Wenn die Gegner der Kirche auch nur mit einem Schein von Recht behaupten könnten, daß die kirchliche Arbeit irgendwie den Interessen eines bestimmten Standes diene, also der Grundbesitzer, so würde mehr geschadet als genützt. Es wird deshalb nötig sein, mit allem Ernst und mit Freudigkeit daran zu gehen, die Autoritäten zu stärken, die christliche Zufriedenheit zu predigen, den Familiensinn zu wecken und zu pflegen. Aber es wird nicht minder die Aufgabe sein, den Besitzenden ihre Pflichten einzuschärfen, woran auch Dr. von Frege selbst in schöner Weise erinnert, indem er von den regen Beziehungen der Besitzer zu den Gemeindegliedern, der christlichen Fürsorge der Gutsherrschaft für die Armen u. s. w. redet. Für einen Patronatspastor und überhaupt den Geistlichen, der in der Gutsherrschaft seinen geselligen Umgang findet, mag diese Vertretung jener Pflichten oft recht schwer sein; besonders ist dabei zu warnen vor einem solchen falschen „Individualisieren" in der Predigt, daß man die Pflichten, die eigentlich nur einen oder nur eine Familie betreffen, von der Kanzel herab behandelt. Aber versäumt darf die Aufgabe des privaten Bittens, Mahnens und gegebenen Falls auch Strafens nicht werden; ein Geistlicher, der dies, wo es nötig ist, unterließe, und dabei doch als socialer Agitator aufzutreten unternimmt, würde eine traurige Figur abgeben.

Bei diesen ganzen Verhältnissen der ländlichen Arbeiter und Arbeitgeber werden wir immer in eine schwierige Lage geraten. Wir gehen dabei zumeist aus von der alten Idee der patriarchalischen Zustände, erkennen ihren sittlichen Wert und den vielfach damit verbundenen frommen Sinn, und wünschen dieselben zurückzuführen. Naumann macht in seinem „socialen Programm der evangelischen Kirche", wo er dieses an der

Digitized by Google

vor einigen Jahren herausgegebenen Denkschrift des Centralausschusses für innere Mission entwickelt, darauf aufmerksam, wie auch in diesem sonst so trefflichen und tief eindringenden Erlaß sich eine Verkennung der Möglichkeiten findet, ein Uebersehen des Umstandes, daß durch die ganze Entwicklung unseres socialen Lebens gewisse Dinge unwiederbringlich verloren sind. Es wird die Aufgabe der Kirche und der Gesellschaft sein, das Familienleben zu ordnen und zu schützen, so wie es für die modernen Verhältnisse paßt. Wir werden es als eine wehmütige Erinnerung behandeln, daß früher im Hause bereitet und verfertigt wurde, was man jetzt außer dem Hause kauft, aber man kann diese Entwicklung, diese socialistische Entwicklung unserer Industrie und unseres Gewerbes, nicht rückgängig machen. Es ist das ein langsamer, durch Jahrtausende gehender Prozeß. Zuerst war die Familie wirtschaftlich vollständig selbständig, jede Familie mit ihrem Ackerbesitz, ihren Sklaven und ihrem Vieh war eine wirtschaftliche Insel, die für alle ihre Bedürfnisse selbst aufkam. Das Aufkommen des Handwerkes war eine Durchbrechung dieser Ordnung, indem man seine Schuhe, Kleider ꝛc. nicht mehr im Hause machen ließ, sondern beim Schuhmacher, Schneider u. s. w. Die Socialdemokratie will nun diesen Prozeß noch weiter führen und die Familie ganz auflösen; nicht nur das Schneidern, Spinnen, Backen ꝛc., sondern auch das Erziehen soll in der Familie aufhören. Gewiß hat schon die „Gesellschaft" der Familie auch hiervon einen Hauptteil fortgenommen durch Einrichtung der öffentlichen Schule. Aber im Platonischen und dem socialdemokratischen Staat soll den Eltern davon gar nichts bleiben. Und so sollen alle Beziehungen des Hauses vergesellschaftet werden. Daß wir uns nach dieser Richtung hin bewegen, ist unzweifelhaft. Besonders aber in der Fabrikbevölkerung ist von einem Familienleben keine Rede mehr. Das Haus ist nur noch gemeinsame Schlafstelle, der Vater sieht die Kinder wachend oft nur am Sonntag. Der Mann geht nach der einen, die Frau nach der anderen, die erwachsene Tochter nach der dritten, der erwachsene Sohn nach der vierten Seite auf Arbeit, die Kleinen werden in die Kleinkinderschule gebracht oder sich selbst überlassen. Das ist kein Familienleben mehr, und das ist auch Auflösung der Gesellschaft. Wenn wir deshalb auch alle mögliche Rücksicht auf die Gegenwart nehmen, so müssen wir hier doch ernstlich entgegenarbeiten. Es kommt darauf an, bei der modernen Entwicklung die richtigen Grenzlinien festzuhalten. Die Familie aber ist dauernd die Urzelle des socialen Lebens, und sie zu pflegen, muß darum auch ein wesentliches Stück der socialen Aufgabe der Kirche sein.

Ueberall wird sie dabei freilich auf Punkte stoßen, wo alles Mahnen und Bitten und Lehren scheitern wird an der Gewalt der verführenden Verhältnisse, wo der Staat mit seiner Gesetzgebung eintreten muß. Wir begrüßen es mit Freuden, im Interesse der kirchlichen Arbeit an der Familie, daß in dem im Reichstag jetzt verhandelten Gesetz der Schutz des Familienlebens auch dadurch vorgesehen werden soll, daß z. B. der Lohn nicht mehr an die jugendlichen Arbeiter, sondern bis zu einer gewissen Altersgrenze an die Eltern gezahlt wird. Jeder Pastor in einer arbeitenden Bevölkerung weiß, wie unmöglich es ist, die Familie zusammenzuhalten und Familiensinn, Autorität und Gehorsam zu pflegen, wenn durch die Einrichtung eines völlig selbständigen Verdienstes der Kinder die zusammengehörigen Glieder des socialen Körpers gewaltsam wirtschaftlich auseinandergerissen werden. Hieran sehen wir die Art des Zusammenarbeitens von Kirche und Staat, daß die erstere seelsorgend und erziehend thut, was in ihren Kräften steht, aber dann aus dieser Arbeit heraus an die Gesellschaft Forderungen nach gesetzlicher Regelung der Verhältnisse stellt. Nicht, daß auf diese Weise der Staat das Reich Gottes baue, — dessen Existenz hängt davon nicht ab, ob „in der Welt" die Familie sich auflöst, — sondern daß der Staat dadurch die Bedingungen seiner eigenen Fortexistenz schaffe, freilich zum Heil des gesamten sittlichen und Kulturlebens.

Noch einmal sei auch der Aufgabe gedacht, die gleichfalls auf jenem Kongreß erwähnt wurde: das richtige Benehmen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer.


Digitized by Google

Manche Besitzer auf dem Lande freuen sich, daß sie in Verhältnissen leben, wo die „Leute" noch zufrieden sind mit der Behandlung der früheren Zeit. Wenn sie sich nur nicht täuschen! Es giebt auch für das Kulturleben keine Inseln mehr. Auch in Dörfern, wo Zeitungen gar nicht gelesen werden, wird schon durch den Militärdienst der Ausgleich mit den herrschenden Ideen der übrigen Welt vermittelt. Und einer der Gründe, weshalb aus den östlichen Provinzen die Auswanderung nach Amerika oder in die großen Städte stattfindet und immer zunimmt, scheint mir entschieden der zu sein, daß sie die Witterung haben, wo anders nicht nur „freier", sondern auch mit höherer Würdigung ihrer Persönlichkeit leben zu können, als in der Heimat. So wenig sittlich dieser Freiheitstrieb im einzelnen Falle sein mag, so werden wir mehr und mehr mit der ganzen Zeiterscheinung zu rechnen haben, daß die sogenannte dienende Klasse auch in ihrem Dienstverhältnis höhere Ansprüche macht an die Behandlung. Man bringt ihnen eine ganz andere Bildung bei als früher, man erleichtert ihnen den Verkehr nach allen Seiten, man kann sich deshalb nicht wundern, wenn sie denselben dahin richten, wo der Trieb der Gleichberechtigung am meisten Befriedigung findet. Diese Betrachtung ändert natürlich keineswegs unser Urteil über die sittliche Stellung der Einzelnen im betreffenden Falle, aber sie fordert die Kirche auf, die richtigen christlichen Ideen der Gleichberechtigung aller im socialen Verkehr zur Geltung zu bringen. Die alte Kirche ist sehr pietätvoll gegen die bestehenden socialen Verhältnisse gewesen, sie hat nicht einmal auf Abschaffung der Sklaverei gedrungen, sie hat mit dem Apostel ermahnt, daß gerade die Sklaven sollten durch Unterthänigkeit den Ruhm des Evangeliums verkündigen. Aber sie ist viel freier von socialen Vorurteilen, viel erhabener über die socialen Schranken gewesen, als wir in der Gegenwart. Wie wäre es jetzt denkbar, daß ein Kutscher in kirchlichen Verhältnissen seinem Herrn vorgesetzt wäre! Wir haben aber eine Reihe von Fällen, in denen Sklaven Bischöfe waren.

Ueber die eben erwähnte Auswanderung und Bevölkerungsverschiebungen lassen sich an die jetzt veröffentlichten Resultate der Volkszählung vom 1. Dezember 1890 interessante Betrachtungen knüpfen. Während in großen Städten und in den Kreisen der Kohlenreviere und anderer schwunghafter Industrieen die Bevölkerung reißend schnell anwächst, während sich die Bevölkerung Preußens im ganzen um anderthalb Millionen vermehrt hat, — hat in über hundert Kreisen die Seelenzahl abgenommen. Wenn wir nun ein Kirchenregiment hätten, das im stande wäre, sich lediglich nach den Erfordernissen des kirchlichen Lebens frei zu bewegen, so müßte es in Erwägung ziehen: wieviel verfallen von den anderthalb Millionen auf die evangelische Kirche? — sagen wir: ungefähr eine Million; weiter: wieviel Geistliche und Pfarrsysteme sind auf diese Million zu berechnen? wohin sind dieselben zu senden und einzurichten? — Aber von solchen Erwägungen ist nichts zu spüren. Man freut sich ungemein — und es ist auch sehr erfreulich — daß in Berlin einige neue Kirchen gebaut werden; aber dabei nehmen die Massenparochien zu und die ungesunde Entvölkerung der landwirtschaftlichen Kreise geht ihren Gang.

Andere Versammlungen, die sich mit kirchlichen Aufgaben beschäftigt haben, waren die des Herbergsverbandes und des Vereins für Arbeiterkolonien und Verpflegungsstationen. Wir haben hier das Gebiet, auf dem die freie Liebesthätigkeit in jüngster Zeit ihre schönsten Triumphe gefeiert hat. Es ist doch lediglich die Thätigkeit der inneren Mission, welche die Organisation der Verpflegungsstationen hervorgerufen und dadurch einen sittlich-socialen Krebsschaden, die Vagabondage wenigstens erheblich eingeschränkt hat. Auf den genannten Versammlungen wurde die Sache von verschiedenen Seiten eingehend beraten, u. a. eine noch weitergehende Organisation angeregt, die einerseits darin liegt, daß die einzelnen Kreise ihre Verpflegungsstationen mehr auf die Nachbarkreise berechnen, andererseits darin, daß eine größere Gleichförmigkeit der Grundsätze geschaffen wird, nach denen die Leute in den Stationen behandelt werden. Für die Kirche

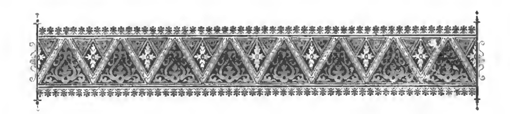
Digitized by Google

im allgemeinen ist diese Sache, abgesehen von dem an sich schon nötigen erbarmenden Thun gegen diese armen oft so verkommenen heimatlosen Leute, wichtig, weil sie durch die Aufhebung des Landbettelns die geordnete Gemeindearmenpflege möglich macht. Auch diese Seite ihrer socialen Aufgabe dürfte in der Gegenwart wieder größere Beachtung verdienen. Nachdem in den 50er Jahren die kirchliche Armenpflege einen guten Ansatz nahm, ist sie wieder etwas aus der Mode gekommen. Die größere Lebhaftigkeit, mit der sich die Humanitätsideen in den städtischen bürgerlichen Kreisen auf die öffentliche Armenpflege geworfen haben, hat wohl auch manchen Geistlichen die Vorstellung beigebracht: der Kirche bleibe hier nicht mehr viel übrig. Wir möchten es doch betonen, daß wenn von der socialen Aufgabe der Kirche die Rede sein soll, grade die Armenpflege ein besonders wichtiger Faktor ist. Eine kirchliche Gemeinde, die keine geordnete Armenpflege hat, sollte der disciplinarischen Behandlung der Kirchenbehörde verfallen, und es wäre sehr erwünscht, wenn die Generalsynode nach dieser Seite hin Anregungen gäbe.

Wichtig ist diese Art der Arbeit besonders deshalb, weil die Beschäftigung mit der Armut uns besonders tief einführt in die Erkenntnis des Zusammenhanges zwischen den wirtschaftlichen und den sittlichen Verhältnissen. Aus der Thätigkeit der Armenpflege, wenn sie pflichtmäßig betrieben wird, geht die Einsicht und viele sittliche Uebelstände der Gemeinde hervor, die für Predigt, Unterricht und Seelsorge sehr wichtig sind. Und nicht minder gewinnt dadurch die Notwendigkeit socialer, gesetzlicher Reformen ihre konkrete Gestalt, und kann solche Erkenntnis an den betreffenden Stellen zur Geltung gebracht werden.

Um ein Beispiel zu geben von der Ueberschreitung der Grenzen ihrer Thätigkeit, welche die Kirche auf socialem Gebiete begehen kann, sei zum Schluß noch ein Blick auf England geworfen. Der im vorigen Jahre abgehaltene Kirchenkongreß hat sich auch mit der socialen Frage beschäftigt. So viel schönes und uns beschämendes dort gesagt ist, so werden doch von englischen Geistlichen zuweilen Fragen diskutiert, die uns außerhalb der kirchlichen Aufgabe zu liegen scheinen. Die „Bodenbesitzreform“ mag sich als social sehr notwendig ergeben, nie dürfte sie auf der Kanzel verlangt werden, an der Stelle, an der Gottes Wort verkündigt, also alles was gesagt wird, mit göttlicher Autorität ausgesprochen werden soll.





Deutsche Rechtssitten.

Auf ihren Ursprung und Sittenkern zurückgeführt.

---

1. Die Schöffen und Schöffengerichte.

Das mhd. schepfen wandelt schon im 14. Jahrh. mitunter das e in ō und hat in beiden Formen die gleiche Bedeutung, wie z. B. Renner 8411 ein urteil schepfen (haurire sententiam) und ebenso später bei Luther. Das Präteritum aber von schepfe war in früherer Zeit stark, schuof, später neben dieser Form auch schwach gebildet, schepfete. Scheffe, Schepfe, Schöppe und Schöffe, der beisitzende Urteilsfinder ist mlat. scabinus, as. scepeno. (Graff 6, 453.)

Bezeichnend ist, daß auch die Norne, die Parze mhd. schepfe heißt (Ottoc. 119 b) oder gâchschepfe, denn die Nornen urteilen und richten ganz eigentlich über das Schicksal der Menschen; es wird ihnen „Gesetz legen, thumen, kiesen, weisen, schöpfen, sagen" beigelegt: lauter bestimmte Ausdrücke für das Richteramt. Gleich dem Richter sitzt die Norne in der Edda auf ihrem Stuhl. Grundzug der deutschen Gerichtsverfassung ist ihre Trennung in zwei Geschäfte, das richtende und urteilende, deren jedes besonderen Personen obliegt. Der Richter leitet und vollstreckt, der Urteiler (Schöffe) hat die Entscheidung, das Urteil zu finden; jener hat den Bann, dieser den sogen. tuom*); jener fragt, stellt an, dieser weiset, schöpft, findet, teilet, bringt ein.

Auch die drei Nornen Urd, Verdandi und Skult schöpfen, weisen und bestimmen, sie bestimmen jedem Menschen seine Lebenszeit; skapa mönuum aldr, wie die Edda Sn. 18 sagt, und der technische Bezug des Ausdrucks skapa auf das richtende, urteilende Amt ist außer Zweifel. Vgl. Myth. 379. Die drei richtenden Jungfrauen aber thun ihr Amt ebenfalls bei einem Brunnen, beim heiligen Urdaquell, oder auch in dem Saal, welcher bei demselben steht. Hawam. 111 heißt es:

> Zeit ists zu reden vom Rednerstuhl.
> An Urdas Brunnen saß ich und schwieg,
> saß ich und dachte und merkte der Männer Reden.

Es ist derselbe „sehr heilige Brunnen", wo die Götter ihre Gerichtsstätte haben (nach Gylfag. 15). Auch nehmen die Nornen täglich Wasser aus diesem heiligen Brunnen

---

*) Tuom, altnord. dôm, got. dôms: Sinn, Urteil (cf. irretuom), Gericht, Macht; got. dômjan für δικαιοῦν.

Digitized by Google

und besprengen damit die Weltesche, damit ihre Zweige nicht dorren oder faulen (Gylfag. 17). Das heißt doch wohl unsymbolisch geredet, ohne Rechtschöpfung und Urteil würde die Welt nicht bestehen: so aber steht „die Weltesche immergrün über Urdas Born“. Zwar sind Frauen bei allen deutschen Völkern vom Gericht ausgeschlossen; gleichwohl standen zur Zeit des Heidentums ihre Aussprüche und Weissagungen (consilia et responsa) in großem Ansehen. Tacitus nennt die Veleda und Aurinia, andere die altnord. Sage, und noch Konrad III. (1138—52) und Friedrich I. legten einer h. Hildegard im Kloster Bingen die wichtigsten Angelegenheiten zur Entscheidung vor. Diese alle waren bestimmende, das Urteil schöpfende Frauen, sie hatten den tuom.

Auch der Stuhl, auf dem die Norne schweigend das Urteil schöpft, ist noch im „Schöffenstuhl“ geblieben in Wendungen wie: den Schöffenstuhl besetzen, ihn wieder erfüllen, zum Schöffenstuhl berufen werden, ihn räumen (R. A. 778. 792).

Allemal aber mußten die Schöffen, die Urteilsfinder sitzen. So sagt z. B. der Sachsensp. II, 12 § 13 und III, 69, § 2: Sittene sal men ordele vinden; ebenso der Schwabensp. c. 117 und die Weistümer, ja noch die späteren Gesetze, wie z. B. die Nürnberger Halsgerichtsordnung vom J. 1481. Vgl. Zöpfl, Altert. des d. Reichs und Rechts 2, 456. Aber auch an das:

> An Urdas Brunnen saß ich und schwieg,
> saß ich und dachte und merkte der Männer Reden,

an dies schweigende Urteilschöpfen erinnern noch die süddeutschen sogenannten „stumme Schöffen“, die auch Horcher, Lauscher, Löser resp. Lösner (von lusen, aufhorchen) heißen, und die „stummen Beisitzer“ (Zöpfl, Altert. 2, 453). Der Horcher und Lauscher sank dann später zum auscultator herab.

Der schöpfenden Nornen sind drei, der richtenden Götter zwölf, und ebenso führt uns die friesische Sage zwölf Asegen vor, die mit dem dreizehnten, der die Rechtsbelehrung giebt, ebenfalls schweigend um den Brunnen herum sitzen.

Zwölf ist daher auch die größte Anzahl der Schöffen oder Geschworenen, welche durch das isländische Gesetzbuch der Graugans anerkannt wird. Ihre Ernennung wird hier auch mit mehr Feierlichkeit begleitet, als die von fünf oder neun, welche in einzelnen, genau bestimmten Fällen zulässig waren. Dies Institut der Ernennung von Zwölf heißt Tolftar kvidr (kvidr = Ausspruch) und war lange vor der Einführung des Christentums, also lange vor dem Jahre 1000 im Gebrauch. In Deutschland bestimmt ein Capitulare vom Jahre 803 sieben Schöffen, und das schwäbische Landrecht sagt: ir sulen zu dem minsten siben sin über ain ieglich sache, ist ir aber mer, daz ist auch gut (Schilt. 200). Zu einem vollen feierlichen placitum aber sollten zwölf Schöffen erscheinen, wie ein capit. vom Jahre 819 sagt: veniat comes et adducat secum duodecim scabinos. Auch viele spätere Weistümer haben die Zwölfzahl. So sagt ein Bebraer W.: Wir deilen zu dem ersten, das der merker scheffin zwolf sollen sin of dis stule zu Bebra etc.; die zwelf scheffen sollen der merker recht wisen und deilen, als sie iz zu den heiligen hant gesworn. Der Schwabenspiegel (Landrecht 148 bei Wackern.) redet von der „Gewonheit, daß man zwölf Mann nimmt, die dem Richter helfen richten und heißen Schöffen, und sollen weise Leute sein, die sollen vor Gericht Urteil finden und Niemand anders.“

Die beiden Normalzahlen sieben und zwölf stehen nach Grimm R. A. 777 unverkennbar in Bezug aufeinander, indem unter zwölf sieben die geringste Mehrheit gegen fünf bilden, folglich die Einstimmung von wenigstens sieben erfordert wird. Seltner erscheinen andere Zahlen, nämlich zuweilen die Verdopplung von 7 und 12.

In Friesland lag zwar die Findung des Urteils (der tuom) in eines Einzigen Hand, des Asega, doch aber werden ihm und dem Richter (scelta = Schulze) nicht selten Männer aus der Gemeinde beigegeben, deren Zahl ebenfalls 12, oder 7 ist. Sie heißen bald die tolef (Zwölfe), bald des koninges orkenen (Urkunden, Zeugen), oder

Digitized by Google

auch „die sieben der Zwölfe“. Sie sollen forfulla des aesga dôm, begleiten den Asega zu Beschauungen, Haussuchungen, waren bei der Exekution und bei Besitzeinsetzungen und überall, wo es auf ihre Zahl, Einstimmung und Stimmenmehrheit ankam, müssen sie und nicht der Asega entscheiden.

Im Norden ists ein urteilender lögmadr oder Lagmann, ein Gesetzesmann, der dem friesischen Asega gleichsteht und eigentlich Recht zu weisen hat. Derselbe bekleidete die höchste bürgerliche Würde und war sozusagen das lebende Rechtsbuch und der Rechtshüter der Landschaft und des Landtages: er hatte die Leitung des Things, verkündete die gefaßten Beschlüsse und gab Rechtsbelehrung, wo Zweifel entstanden. Aber auch für ihn werden zur Untersuchung und Entscheidung von Thatsachen Männer aus dem Volke gewählt, ähnlich den friesischen orkenen und den fränkischen Schöffen. Es sind ihrer ebenfalls zwölf, und sieben machen entscheidende Majorität. Sie heißen altn. nefndir (nominati) oder nefndarmenn, schwedisch nämbdamän, dänisch nevnemänd; ihr Gericht heißt altnord. nefnd (femin.), schwedisch nämbd, dänisch nävn, altnord. auch tôlfman-nadômr. Saxo Grammatikus (171) schreibt ihre Einrichtung dem Ragnar Lodbrock zu und nennt ihr Gericht und Urteil duodecim patrum judicium. Aus der Benennung patres erhellt, daß alte, erfahrene, angesehene Leute dazu genommen wurden. Auch werden nefndarmenn erklärt durch viri honoratiores, scabini, approbati und nominati. In der isländ. Grangans erscheinen keine nefndir, wohl aber sannadarmenn (sanna = versichern, beweisen, also = veridici), offenbar mit jenen verwandt, und ebenfalls in der Zwölfzahl auftretend. R. A. 780.

Digitized by Google



Neue Schriften.

1. Politik.

— Die Sociale Frage und ihre Lösung von Ernst Busch. (Berlin, Verlag von Friedrich Pfeilstücker. 1890.) 229 S. 2 M.

„Was die Lösung der socialen Frage bisher unmöglich machte, war lediglich das Fehlen des wichtigen, brauchbaren und entscheidenden Gedankens, und mit der Beseitigung dieses Hindernisses fallen alle andern ganz von selbst.“ Diesen entscheidenden Gedanken hat der Verfasser nun entdeckt: „Der Satz, daß ganz allein der Handelsprofit die elende Lage der Arbeiter verschuldet — ist so unangreifbar richtig, wie es nur etwas sein kann und klärt dabei in einfachster und gründlichster Weise alle vorhandenen, unerklärlichen Widersprüche und Rätsel, die sociale Frage.“ Und doch scheint der Gedanke, daß der Handel von der Gesamtheit im freien Wettbewerb weit über seinen Wert bezahlt werden könne, so unnatürlich und widersinnig zu sein, daß ihn bisher „die allerklarsten Köpfe, die schärfsten und kühnsten Denker nicht einmal in Erwägung gezogen haben,“ bis Herr Ernst Busch ihn zur Rettung der Menschheit endlich gefaßt und auf 229 Seiten verarbeitet hat. Die sich erhebende Frage, was mit den Leuten geschieht, die bisher, ehe der Handel unifiziert war, von demselben gelebt haben — und die Anzahl dieser Leute soll nicht so ganz unbedeutend sein — ist auch bereits von Herrn Busch beantwortet: Sie werden auf ein Jahresgehalt gesetzt, ein „sehr einfaches, probates und gründlich wirkendes Mittel.“ Alle anderen Mittel „sind nutzlos und thöricht.“ Derartige Rezepte, die sich nach seiner Versicherung alle durch ihre unübertreffliche Einfachheit auszeichnen, hat der Verfasser in Menge auf Lager. Die Berliner Ladenbesitzer müssen theuere Miete bezahlen. — Rezept: Sie können ihren Betrieb auch recht gut in die zweite oder dritte Etage verlegen, da wohnt man billiger. Die Grundbesitzer treiben gegenseitig den Wert von Grund und Boden in die Höhe — Rezept: „Der pommersche oder mecklenburgische Gutsbesitzer könnte die meisten Produkte für dieselben Konsumenten auch gut in Kanada, am Parana, in Süd-Afrika oder in Australien auf billigem Boden erzeugen, das bischen Fracht verschlägt nicht viel, dafür ist der jungfräuliche Boden um so ertragsfähiger; wenn er aber trotzdem teuern Boden in Deutschland bewirtschaftet, so geschieht dies nur, weil er von Produkten, die auf billigem Boden erzeugt würden, einen größeren Anteil des möglichen Handelsprofits andern Geschäftsleuten zu überlassen hätte.“ Wenn also letzterer Umstand nicht wäre, bebaute, nach Ernst Busch (nicht Moritz) der mecklenburgische Gutsbesitzer, daher der Name, seine Kartoffeln in Süd-Afrika oder in Australien! Abgesehen von solchen Scherzen und der verunglückten „Lösung“ enthält die Schrift manche recht gute Gedanken und ist nicht ungewandt abgefaßt. Wenn aber die sociale Frage nach der Methode des Herrn Ernst Busch gelöst werden soll, kann jetzt „der Hebel“ an dem von ihm entdeckten „archimedischen Punkt“ angesetzt werden, der „die menschliche Gesellschaft vollständig und dauernd nivellieren, der die sociale Frage in Wohlgefallen auflösen wird,“ wie es im Schlußsatze seiner Schrift heißt. Recht nette Aussicht, wenn alles nivelliert ist!

Nach der dem Buche in doppelter Ausfertigung beigelegten Reklamerezension, nach der es u. a. berufen scheint „den Ausgangspunkt einer neuen Zeit“ zu bilden, soll das Manuskript Herrn Geheimrat Hinzpeter zur Begutachtung vorgelegen und derselbe sich außerordentlich dafür interessiert haben. Daß es ihm vorgelegen hat, glauben wir gern, und wenn er sich dafür interessiert hat, so besitzt er vielleicht Sinn für launige Einfälle. In demselben Verlage, der diese „Lösung“ gedruckt hat, ist in 12 Bänden eine „Bibliothek des Humors“ erschienen. Es ist uns nicht bekannt, ob die Schrift des Herrn Ernst

Digitized by Google

Busch in Verbindung mit diesem litterarischen Unternehmen steht. Sch.-K.

— **Wird die Socialdemokratie siegen?** Ein Blick in die Zukunft dieser Bewegung. Von **Leopold von Kunowski**, Landgerichtspräsident. 3. Aufl. (Bielefeld, Velhagen & Klasing.) 1891. Pr. 1 M.

Der Bücher zur socialen Frage ist man im ganzen überdrüssig. Es ist schwer für den Autor, der dies Gebiet noch bearbeitet, sich Gehör und Beachtung zu schaffen. Hier haben wir eine Schrift, der es gleichwohl gelungen ist, einen größeren Leserkreis zu gewinnen, und kein Unbefangener wird bestreiten, daß sie denselben nicht wirklich verdiente. Verf. teilt seine Arbeit in 4 Abschnitte ein: 1. Ist die Socialdemokratie wirklich gefährlich? 2. Wird sie den Sieg erringen? 3. Wird dieser Sieg segensreich sein? Und endlich 4. Wird die Socialdemokratie den Sieg behalten?

Die Frage 1 bejaht Verf. Allein die Statistik (neben vielem anderen) beweist es. Die socialdemokratischen (101,000) Stimmen betrugen 1871 noch 2 Procent aller abgegebenen; 1874 waren es 7, 1877 schon 9 Procent; nach den Attentaten wieder 7, 1881 gar nur 6 Procent. 1884 wieder 9, 1887 bereits 10 Procent. 1890 sind es mit einem Sprunge 20 geworden. Verfasser schreibt: „Die socialdemokratische Partei ist nunmehr, der **Zahl der Urwähler** nach, von den 6 großen Parteien die zweitstärkste. In den letzten sechs Jahren ist die Stimmenzahl von 549,000 auf 1,341,000 gestiegen, nahezu also um das 2½fache. Würden wir in den nächsten 15 Jahren, dem Zeitraume der nächsten 3 Wahlperioden, ein Steigen nur etwa in der Hälfte dieses Verhältnisses erleben, so würde die nächste Reichstagswahl in 5 Jahren etwa 28 Procent, die darauf folgende in 5 Jahren etwa 40 Procent, und die dritte weit über 50 Procent aller Stimmenden für die socialdemokratische Bewegung ergeben."

Verf. wägt nun sorgfältig ab, welche Kräfte dem Umsturz noch entgegenwirken, und er prüft die Stärke des christlichen und monarchischen Pathos. Sehr hoffnungsvoll ist er nicht. Die Autorität sinkt. Die meisten Monarchisten in Deutschland hegen diese Gesinnung nur aus Opportunismus, aus Verstandesgründen. Die evangelische Kirche hat nur auf eine Minderheit Einfluß. Ein großer Teil der Gebildeten und Besitzenden läßt die Kirche wohl gewähren als geistige Polizei-Anstalt. Aber gerade diese Leute schaden am meisten. Das Volk durchschaut sie doch und glaubt nun, daß es nicht nur beraubt, sondern auch betrogen wird. Alles in allem kommt Verf. zu dem Schluß, daß die aufhaltenden Kräfte zu schwach sind, um Katastrophen fernzuhalten.

„Die ernste Frage, welche wir uns in zweiter Linie gestellt haben, glauben wir, gedrängt von unsern Wahrnehmungen, in der That dahin beantworten zu müssen:

Ja! es wird nach **menschlichem** Ermessen — wenn nicht eine, jetzt durchaus nicht vorauszusehende **innere Umänderung** des Volksgeistes eintritt — vermutlich in den nächsten Jahrzehnten einmal eine Katastrophe, ein Moment der Ueberwältigung der bestehenden Gewalten durch die Socialdemokratie eintreten.

Der Pastor von Bodelschwingh hat diesen Gedanken in einer Rede vom Mai 1890 — zuvor von dem Streben, »die mit reißender Schnelligkeit wachsende Sturmflut der socialen Krankheit einzudämmen,« redend — dahin ausgedrückt: »Das steht allein bei Gott, ob er ein Zuchtgericht für uns unerläßlich findet; ich möchte sagen: nach bloß **menschlicher** Rechnung gerechnet, ist es zu spät!«"

Daß die Socialdemokratie den Sieg behalten könnte, erscheint dann freilich dem Verf. wie allen denkenden Menschen unmöglich. Die Revolution wird hier, wie überall und stets, gleich dem Saturn ihre Kinder fressen, und den Herren Bebel, Singer, Liebknecht, wenn sie nicht im stande sind, das versprochene Paradies herzustellen, ein jähes Ende bereiten.

Das ist in kurzen Worten eine Skizze des überaus reichhaltigen, gediegenen Buches, das auf jeder Seite Anregung und Stoff zum Nachdenken giebt, und dessen Lektüre nicht warm genug empfohlen werden kann. Mit einem Fragezeichen haben wir nur das Urteil über die Juden auf S. 98 versehen. Ist die Scheu vor dem Meineid wirklich so groß bei den zahllosen jüdischen Bankerottierern? Wir hatten bisher das Gegenteil angenommen, freilich ohne die Annahme im Augenblick statistisch belegen zu können. — Interessant war uns auch, daß Verfasser — ein Landgerichtspräsident — von dem neuen Civilgesetzbuch gar nichts erwartet. „Der Entwurf," sagt er, „enthält in seinen Grundideen weder socialdemokratische Gedanken, welche die Socialdemokratie **befriedigen**, noch sociale Gedanken — wie sie das altdeutsche Recht in sich birgt und die neue Socialreform sie bringt — welche sie **versöhnen** könnten. Ueberdem redet es — und dies nach allseitigem Urteil — eine Sprache, welche dem Volke großenteils nicht verständlich, ja an vielen Stellen selbst für gewiegte Juristen dunkel und vieldeutig ist, so daß, wenn das Gesetzbuch allerdings nur etwa 2000 Paragraphen enthält, es doch nach 20 Jahren der Geltung vielleicht das Dreifache von solchen neuen Gesetzen ähnlichen Aussprüchen des höchsten Gerichtshofes, welche entstandene **Zweifel** entscheiden, schaffen würde. Wenn man, um **diesem** Entwurfe Rechtswirksamkeit zu verschaffen, entgegnet, daß eine 14jährige Arbeit von etwa 20 Rechtsgelehrten zur Schaffung eines einheitlichen deutschen Rechtsbuches nicht vergeblich sein dürfe, so wird diese, an sich verdienstvolle, Arbeit zwar immerhin auf vielen Gebieten eine **Grundlage** zu weiterer gesetzgeberischer Arbeit bilden, aber es ist doch eine, bei näherer Erwägung gewiß nicht zutreffende Begründung, mit der **Wichtigkeit** der Aufgabe den Anspruch zu stützen, daß ein nun einmal dargebotenes, wenn auch **unvollkommenes** Werk als **vollendet** betrachtet werde; solche Gesetzbücher werden nicht für wenige Jahre geschaffen, sondern, wie eben Justinians römische Gesetzgebung selbst vom Jahre 533 nach Christi Geburt, für viele Jahr-

Digitized by Google

hunderte, und wenn das Wort des Dichters von veralteten Gesetzen, auf deren zeitgemäße Belebung man nicht bedacht war, eine Wahrheit enthält: „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort", so ist es gewiß Pflicht, dafür zu sorgen, daß neue Gesetze nicht schon krank in die Welt treten."

— Die Aufgaben der öffentlichen Erziehung angesichts der socialen Schäden der Gegenwart von J. Trüper. (Gütersloh, 1890.) Die Schule und die socialen Fragen unserer Zeit. III. Heft.

Der gegenwärtige Kampf um die beste Methode, durch die Schulerziehung die socialen Schäden zu heilen, läßt auch diese Schrift als sehr zeitgemäß erscheinen. Dem Verfasser spürt man es an, daß er im Leben steht und für das Leben denkt und fühlt — aber nicht bloß für die oberen Zehntausend, wie Güßfeld, bei dessen Erziehungsgrundsätzen die Kinder nicht einmal an einem Tisch mit den Eltern zu Mittag essen dürfen, sondern für das Wohl der ganzen deutschen Jugend; den Standpunkt des Verfassers werden vielleicht manche nicht teilen, aber jeder wird es voll und ganz anerkennen müssen, daß derselbe vom edelsten Optimismus und von wahrhaft christlichem Geiste durchdrungen ist.

— Evangelisch-sociale Zeitfragen. Herausgegeben mit Unterstützung des evangelisch-socialen Kongresses von Prof. Otto Baumgarten in Jena. (Leipzig, Grunow.) Erschienen sind 6 Hefte à 50 Pf. — Heft 1. Drews, Mehr Herz fürs Volk. — Heft 2. Evert, Unsre gewerbliche Jugend und unsere Pflichten gegen sie. — Heft 3. Baumgarten, Der Seelsorger unsrer Tage. — Heft 4. Lotz, Christentum und Arbeiterbewegung. Ein Zwiegespräch. — Heft 5. Stöcker, Socialdemokratie und Socialmonarchie. — Heft 6. von Soden, Reformation und sociale Frage.

Wenn irgendwo in Deutschland ein „Kongreß" zusammentritt, so kann man mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß er eine neue Zeitschrift gründet; ganz besonders bleibt das Gründen nicht aus, wenn der Kongreß sich im wesentlichen aus christlich-konservativen Männern zusammensetzt. Die Zahl der schon bestehenden Zeitschriften und Broschürensammlungen unserer Weltanschauung ist Legion. Aber das hilft alles nichts, gegründet muß werden. Man wird uns einwenden, daß diese Bemerkung vom Konkurrenzneid diktiert sei. Wir geben das zu mit der Bitte, den „Neid," wenn er so heißen soll, nicht als etwas Persönliches, als subjektiven Brotneid zu fassen — vom Brot ist bei konservativen Unternehmungen dieser Art ohnehin selten die Rede — sondern als das objektive schmerzliche Bedauern eines seit fast 20 Jahren thätigen Publizisten über die maßlose Zersplitterung der Kräfte im christlichen Lager. Unter den hier angezeigten 6 Broschüren ist nicht eine einzige, die nicht auch in den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens," im „Beweis des Glaubens," in den Heidelberger Broschüren oder auch in der konservativen Monatsschrift gestanden haben könnte. Warum nun wieder eine neue Zeitschrift, die das ohnehin centrifugale Publikum künstlich weiter zersplittert? Wie viel mehr könnte geleistet werden, wenn man endlich daran dächte, sich zu konzentrieren, das Bestehende zu pflegen, statt Neues zu gründen! Welch ein Segen wäre es namentlich für die christlich-konservativen Schriftsteller, wenn sie ein anerkanntes Organ hätten, in dem sie sicher wären, für jede wirklich bedeutende Arbeit erstens Beachtung zu finden und zweitens auch ein angemessenes Honorar zu bekommen, ein Organ nach Art der revue des deux mondes in Frankreich. Jetzt giebt immer ein Unternehmen dem andern die Klinke in die Hand. Kein einziges kommt zu befriedigender Entwicklung, zur Freude am Dasein. Es ist ein ewiges Kommen und Gehen, und zwar, wenn gegangen wird, ein Gehen von Unzufriedenen und Enttäuschten.

Indessen das Unglück ist geschehen und retrospektives Bedauern nützt nichts. Es bleibt also nur die Pflicht, sich im Einzelnen mit dem neuen Unternehmen abzufinden. Und da anerkennen wir gern die Broschüre des Herausgebers „der Seelsorger unsrer Tage" als eine vortreffliche und bedeutende Leistung, deren Gedankengänge uns fast durchweg sympathisch berührt haben. Besonders ist das positiv der Fall hinsichtlich dessen, was Verf. über die notwendige bessere Organisation der Gemeinden sagt, und negativ hinsichtlich Verurteilung der Gesinnung, die dem Volke deshalb die Religion erhalten will, damit es keine Revolutionen macht. Verwundert hat uns nur, daß Verf. die Bestrebungen auf Selbständigung der evangelischen Kirchen sympathisch, aber „durch die theologische Engherzigkeit ihrer Vertreter" bedenklich findet. Wenn wirklich — zugegeben aber nicht zugestanden — die Vertreter dieser Richtung theologisch engherzig wären, so haben sie doch in keiner Weise ihr Streben derart mit solchen Engherzigkeiten verbunden, daß nicht auch ein Weitherziger ihnen zustimmen könnte. Sehr viel bedenklicher an diesen Strebungen scheint uns, daß sie nicht radikal genug sind, daß man sich immer noch scheut, offen und ehrlich das „Notdach" des landesherrlichen Summepiskopats für etwas ganz verkehrtes und unbiblisches und darum wenn auch langsam und allmählig, so doch zu beseitigendes zu erklären.

Das Heft „Mehr Herz fürs Volk" ist wohlgemeint, giebt aber, abgesehen davon, daß solche Paränese im gegenwärtigen Stadium der socialen Kämpfe weniger nötig ist, als praktische Vorschläge, durch mancherlei Unpraktisches Anlaß zur Kritik. S. 3 bekommt der Konservatismus einen Hieb — er decke sich nicht mit dem Christentum. Wer hat denn das behauptet? Verf. hätte sich die Bemerkung umsomehr sparen können, als liberale Leute seine Broschüre sicher nicht lesen werden. S. 12 wird behauptet, „wir protestieren und deklamieren nur gegen die Socialdemokratie" statt zu helfen. Das trifft doch gar nicht mehr zu, seit schon die allergroßartigsten Reformen Gesetz geworden sind und eben der Reichstag den Arbeiterschutz beschließt. Unglaublich ist S. 14

Digitized by Google

das Urteil über die „moderne Wohlthätigkeit," wenn damit auch die christliche gemeint sein soll. Verf. findet, sie sei ein „Sport," den der Possendichter Aaron in seiner Burleske „Wohlthätige Frauen" gut geschildert habe. Der Verf. sollte sich doch mit dem „Sport" z. B. der Gemeindediakonissen und Stadtmissionare einmal bekannt machen. Aller praktischen Vorschläge entbehren die wohlgemeinten Wünsche auf S. 24, 25 ff., daß die Gebildeten das Volk besuchen und fortbilden sollen. In Berlin wohnen die Gebildeten im Westen und im Centrum, die Arbeiter eine Meile entfernt in der Peripherie des Ostens und Nordens, und ähnlich ist es in allen Großstädten. Auch der beste Wille kann da nicht viel machen. S. 32 unten wird der Verf. selbst ein bischen socialdemokratisch.

Wir können natürlich nicht im Einzelnen auf alle Hefte eingehen, bei denen, wie stets in solchen Sammlungen und Zeitschriften, Mehr- und Minderwertiges nebeneinander hergeht. Wir bemerken nur, daß über das Thema des Heft 2 eine vortreffliche Arbeit von Rücklin in den Henningerschen „Zeitfragen" erschienen ist. Heft 4 giebt eine lesenswerte Gegenüberstellung der englischen und deutschen Arbeiterbewegung mit leichter Idealisierung Englands.

Wir halten, wie gesagt, das neue Unternehmen nicht gerade für ein Bedürfnis. Da es aber einmal da ist, so wünschen wir ihm die weiteste Verbreitung und den Erfolg, den sich die Patrone und Herausgeber davon versprechen.

D. v. O.

— **Was ist Frauenemancipation?** Von Frau J. Kettler. (Weimar, Bibliothek der Frauenfrage.) Heft 3.

Auf der 2. Generalversammlung des Deutschen Frauenvereins Reform hat die Verfasserin obigen Vortrag gehalten; unbestreitbar hat sie darin alle Gewandtheit einer Frauenlogik aufgeboten, um die Vortrefflichkeit der weitgehendsten Frauenemancipation jedermann klar zu machen; aber weit bewunderungswürdiger ist der Hohn, mit dem sie alles überschüttet, was andere für vernünftig und gut halten, und noch staunenswerter ist die Verblendung, mit der sie alle Nachteile ihrer Reform übersieht oder —? verschweigt. Statt weiterer Beispiele genüge folgendes: „Die höchste Bethätigung der Mutterliebe ist — nach Frau Kettler — Frauenemancipation", denn „deutsche Frauen sind bis jetzt gezwungen, entweder sich zu verheiraten, oder — ihr Brot auf der Straße zu verdienen", d. h. (wie sie sich an einem andern Orte ausdrückt) „durch Konkurrenz mit den Türkinnen". Eine solche Aeußerung ist wirklich sehr beachtenswert, indem sie die Weltanschauung solcher reformlustiger und reformbedürftiger Damen offen zu Tage fördert.

2. Kirche.

— **Perthes' Handlexikon für evangelische Theologen.** Lieferung XI. bis XX.

Von diesem großartigen Nachschlagebuch für das Gesamtgebiet der wissenschaftlichen und praktischen Theologie ist eben der zweite Band vollendet, der dritte begonnen. Der zweite reicht vom 4. bis Ende Oktober. Bei solchen Sammelwerken ist rascher Fortgang ein großer Vorzug. Nichts unangenehmer, als wenn es allaugenblick Störungen, Hemmungen giebt oder gar völlige Stockung, wie bei der konservativen Encyklopädie. Ist nun auch das Perthes'sche Lexikon nicht mehr im Jahr 1890 fertig geworden, läßt sich doch hoffen, daß es das Ende dieses Jahres nicht abwartet, um seine letzte Lieferung darzureichen. Man liest ja ein solches Werk nicht durch, man schlägt nur einige Worte auf, um sich von der Vollständigkeit, einige Namen, um sich von der Richtigkeit zu überzeugen, man nimmt einzelne Artikel vor, um zu sehen, ob die Bearbeitung eine zuverlässige ist. Die Vollständigkeit ist bewundernswürdig. Auch die Richtigkeit sehr anzuerkennen. Bei Kliefoth mußten auch die Predigten erwähnt werden, die zu den bedeutendsten Leistungen norddeutscher geistlicher Beredtsamkeit gehören. Unter den Artikeln einzelne hervorzuheben, ist schwer. Ich nenne denjenigen über Homiletik. Ferner über Liturgie: hier war aber doch auch diejenige der griechisch-morgenländischen Kirche zu erwähnen. Ferner über Messe und Meßopfer. Für die Praxis, für Predigt, Liederkunde ist wieder sehr ausreichlich gesorgt. Unzufrieden bin ich mit dem Artikel Mecklenburg. Wie konnte ein Lexikon für evangelische Theologen sich seine Kenntnisse über das Land von einem Konvertiten geben lassen? Da wars nicht zu verwundern, daß man auf falsche Wege kam.

D.

— **Die evangelische Trauung,** ihre geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Bedeutung von Dr. Hans von Schubert. (Berlin, Reuther.) VI. und 158 S. 3 M. 60 Pf.

Durch die Einführung der obligatorischen Civilehe im deutschen Reiche wurde eine jahrelang dauernde eifrige Diskussion aller mit der christlichen Ehe und der Trauung zusammenhängenden Fragen veranlaßt. Jetzt hat die Erregtheit der ersten Jahre allmählich nachgelassen, in der Praxis der Kirchengesetzgebung wie in der Theorie des Kirchenrechts sind wenigstens einige Hauptfragen als erledigt zurückgeschoben, und es ist überhaupt auf dem ganzen Gebiete stiller geworden. Durch diese Sachlage sieht es der Verfasser als gerechtfertigt an, „wenn der Versuch unternommen wird, das litterarische Material, das ins Massenhafte angeschwollen ist, wenigstens einigermaßen zu sichten und auf Grund einer knappen geschichtlichen Darstellung den Begriff der evangelischen Trauung zu fixieren." Der Verf. bekennt sich selbst als einen Schüler Sohms, und man wird ihm zugestehen müssen, daß er von seinem Lehrer das gelernt hat, was gelernt zu haben ihm am meisten zum Ruhme dient, nämlich Schärfe geschichtlicher Methode und geschichtlichen Urteils. Daneben wird ihm jeder Kenner der Sohmschen eherechtlichen Arbeiten zugestehen müssen, daß er sich sowohl in dem geschichtlichen wie in dem dogmatischen Teile seiner Arbeit selbständig zu den Re-

Digitized by Google

sultaten des berühmten Leipziger Kirchenrechtslehrers gestellt hat. Doch um die Bedeutung der vorliegenden Schrift zu würdigen, müssen wir uns vorweg einige Bemerkungen gestatten. An den eingehenden Verhandlungen über die zur Frage stehende Materie haben sich zwar Theologen nicht minder wie Juristen beteiligt, doch aber war lange Zeit der juristische Gesichtspunkt mehr vorherrschend als der theologische. Die beiden einflußreichsten Schriftsteller waren Friedberg und Sohm, und so groß ihre Differenzen auch sein mochten, in dem einen Punkte trafen sie doch zusammen, daß sie der kirchlichen Trauung als kirchlicher Eheschließung keine eigentlich kirchliche, sondern nur eine rechtliche und staatliche Bedeutung zuschrieben. Friedberg steht lediglich auf dem Standpunkte des älteren Territorialismus: für ihn ist die Trauung nur auf geschichtlichem Wege, und zwar aus dem altdeutschen Rechte, an die Kirche gekommen, ihrem Wesen nach war und blieb sie staatlicher Natur, und wo also der Staat sie für sich reklamiert, da gab eine Trauung seitens der Kirche absolut gar keinen Sinn mehr, der Kirche bleibt vielmehr nichts weiter als ein Handeln des Wortes Gottes an und über den staatlich bereits geschlossenen Ehen. Findet somit für Friedberg und seine Anhänger, d. h. für all die zahlreichen Anhänger des rationalistischen Territorialismus, die kirchliche Trauung nach dem staatlichen Eheschluß überhaupt keine Stelle mehr, so hat allerdings Sohm ihr noch fortdauernd eine Stelle anzuweisen gesucht. Auf Grund sehr interessanter und wertvoller Untersuchungen über altdeutsche Verlobung und Trauung, kommt er zu dem Ergebnis, daß nach altdeutschem Rechte die Ehe rechtlich durch die Verlobung, thatsächlich aber erst durch die Uebergabe der Braut an den Bräutigam zustande gekommen sei, und von hier aus sucht er alsdann den Gedanken zu begründen, daß durch den jetzigen Stand der Sache eben auf jene altdeutschen Rechtszustände zurückgegriffen sei: Der bürgerliche Eheabschluß sei mit der altdeutschen Verlobung, die kirchliche Trauung aber mit der altdeutschen Tradition der Braut an den Bräutigam auf eine Linie zu stellen, durch die Handlung vor dem Standesbeamten entstehe die Ehe als Rechtsverhältnis, durch die kirchliche Trauung entstehe sie als Thatsache. Sohms Worte sind: „Die Ehe wird nach deutschem Rechte durch das Versprechen der Ehe geschlossen" und „die Trauung ist die Uebergabe der Jungfrau zur Heimführung, nicht mehr; sie bedeutet nur Thatsächlichkeit, Besitzübertragung, kein Rechtsgeschäft." Wie es sich auch mit den bedeutenden Untersuchungen Sohms verhalten mag, so wird soviel doch nicht verkannt werden können, daß auch hier der kirchlichen Trauung nur eine rechtliche, bürgerliche, staatliche Bedeutung zugewiesen wird, und daß in keiner Weise klar gestellt wird, was denn die kirchliche Trauung an sich ist, aus welchen kirchlichen Gedanken sie geboren ist, was sie für die Kirche, abgesehen von allem staatlich-rechtlichen Beiwerk, bedeutet. Nach dieser Seite hin hat die Frage lange ihrer rechten Lösung, ja eigentlich noch ihrer rechten Stellung geharrt. Es mußte untersucht werden, was die Kirche mit ihrer, doch nicht als Segnung einer anderweitig schon geschlossenen, sondern als Schließung einer vorher noch nicht perfekt gewesenen Ehe gefaßten Trauung eigentlich wolle, ob dieselbe wirklich nur bloß geschichtlich und rechtlich zu erklären sei, oder ob sie, abgesehen von allen geschichtlich vielleicht hinzugekommenen Rechtsmomenten, einen lediglich kirchlichen, aus Gottes Wort herstammenden Grundgedanken habe, welcher dann natürlich, auch wenn jetzt durch die obligatorische Civilehe alles rechtlich-staatliche Beiwerk wegfallen sollte, als kirchliche Trauung, als kirchliche Eheschließung neben der standesamtlichen Eheschließung von Bestand bleiben mußte. Hier setzt der Rostocker Theologe Dieckhoff mit seinem 1878 erschienenen Buche ein. Seine Untersuchungen (deren hohe Bedeutung sowohl für die geschichtlichen wie für die dogmatischen Fragen niemand williger als Sohm anerkannt, ja infolge deren er seine früheren Aufstellungen in seinen späteren Publikationen in wesentlichen Punkten geändert hat) gingen dahin, festzustellen, nicht was die kirchliche Trauung für das Recht ist, sondern worin ihr kirchlicher, aus Gottes Wort geflossener Grundgedanke besteht. Ganz abgesehen davon, ob sich alle principiellen Voraussetzungen, alle geschichtlichen Untersuchungen, alle praktischen Folgerungen Dieckhoffs werden halten lassen, wird er doch den Ruhm behalten, endlich die Frage richtig gestellt zu haben: was ist in erster Linie nicht die geschichtlich rechtliche, sondern die kirchlich theologische Bedeutung der Trauung, was hat die Kirche gewollt, und welches Recht hat sie gehabt, wenn sie ihrem Handeln an den zu schließenden Ehen grade diese Form der eheschließenden Trauung gab. — Diese so von Dieckhoff präcisierte Fragestellung nun ist es nicht, welche wir in dem jetzt vorliegenden Buche finden. v. Schubert zeigt sich vielmehr in der von ihm befolgten Methode als Schüler Sohms. Wenn Ref. sich dem gegenüber als Schüler Dieckhoffs bekennt, so will er doch nicht in Abrede nehmen, daß v. Schubert das wirklich leistet, was er verspricht, daß er ein deutliches Gesamtbild von dem Gange der Entwicklung des Eheschließungswesens, wenigstens wie derselbe sich für die juristische Schule darstellt, gegeben hat. — Doch der Verf. erzählt nicht bloß die Geschichte des Eheschließungswesens, er will vielmehr vor allem klarstellen, welches heute, unter der Herrschaft des Civilstandsgesetzes, noch die Bedeutung der kirchlichen Trauung sein könne. Selbstverständlich befindet er sich auch hier im scharfen Gegensatze zu Dieckhoff und damit auch zu Sohm, der ja in seinen letzten Publikationen Dieckhoff wesentlich zugestimmt hatte. Aber auch die früheren Ausführungen Sohms, jene eigentümliche Parallellisierung von Verlobung und Uebergabe der Braut nach deutschem Rechte mit bürgerlichem Eheschluß und kirchlicher Trauung nach heutigem Rechte, werden vom Verf. abgelehnt, ihm ist vielmehr die „evangelische" (so pflegt er statt „kirchliche" zu sagen) Trauung „eine rein religiöse Ergänzung des Eheschließungsaktes, weil von rein religiösem Inhalte, eine Ergänzung, nicht weil es dem Civilakt

Digitized by Google

an Rechtskraft gebricht, sondern weil er seiner Natur nach außer stande ist, religiöse Güter zu spenden." (S. 124.) Alles was der Verf über Ehe und Trauung sagt, ist warm und aus der Tiefe christlicher Anschauung geredet, und doch, uns fehlt da etwas, wir können nicht ganz zustimmen, denn für uns hat die Kirche immer mit Fug von ihren Gliedern gefordert, daß sie ihre Ehe, als nicht bloß weltliche, sondern als eine göttliche Verbindung auch vor Gott und mit dem Bekenntnis zu Gott schließen. Diese Grundwahrheit bei der Ehe hat geschichtlich ihren Ausdruck gefunden in der Schließung der Ehe vor und durch die Kirche, denn nicht die kirchliche, sondern die göttliche Zusammenfügung ist die Hauptsache. Wenn nun diese Hauptsache bei der bürgerlichen Eheschließung prinzipiell außer Acht gelassen wird, so kann nun doch nicht von der Kirche gefordert werden, daß sie alsbald das preisgebe, was ihr sonst in erster Linie gestanden hat. Gewiß alles das, worüber v. Schubert so ernst und erbaulich redet, geschieht bei der Trauung, aber das Wesen der Trauung bleibt, daß die Brautleute durch den Dienst der Kirche unter Bekenntnis zu der Stiftung Gottes von Gott selbst zur Ehe zusammengegeben werden. Weil davon vor dem Standesbeamten keine Rede ist, weil da nur ein Rechtsgeschäft vollzogen werden soll, so darf die Kirche sich dabei nicht beruhigen, sondern sie muß bei ihrer alten Weise bleiben, unbekümmert zunächst darum, ob hierdurch, wie Dieckhoff meint, ein Gegensatzverhältnis zur Civilehe eintritt oder, wie Ref. noch immer hofft, ob beides nebeneinander bestehen kann. Es ist ja bekannt, daß, soweit der Minister Falk der Kirche zu gebieten hatte, er sie zwang, ihre Trauordnungen dem Civilstandsgesetze anzubequemen und das eheschließende Moment daraus zu entfernen. Unser Verf. hat sich nun seinen Traubegriff wesentlich aus diesen Trauformularen entnommen und, irren wir nicht, so stammt auch daher seine zunächst auffallende Bezeichnung: „evangelische" Trauung. Wie man den Niederschlag der modern gläubigen Entwicklung in Theologie und Kirche gern als „evangelisch" bezeichnet im Unterschiede von den alten spröden geschichtlichen Gestaltungen des Lutherischen und Reformierten, so bezeichnet der Verf. seinen Trauungsbegriff wohl als den evangelischen, um anzuzeigen, daß er das Resultat der Entwicklung im Gebiete der modernen „evangelischen" Kirche sei. — Doch damit unsere Anzeige nicht zu lang werde, müssen wir abbrechen. Auch wer, wie Ref., dem Verf. weder geschichtlich noch dogmatisch ganz zustimmen kann, wird doch reiche Anregung aus dem Buche mitnehmen können. J. P.

— Exegetisch-homiletisches Handbuch zum Evangelium des Matthäus von Dr. Robert Kübel, ord. Professor der Theologie in Tübingen. Exegetisch-homiletische Handbücher zu den Evangelien I. (Nördlingen, Beck.) 1889/90. 544 S. 8°. 8 M.

Der Handbücher für Exegese und für praktische Auslegung des göttlichen Wortes giebt es gar viele und treffliche (Lange, Nebe, Sommer, Langheinrich.) Ihnen schließt sich dieses Werk an, das dem Grundsatz seine Entstehung verdankt, „der ehrliche lebendige Glaube an das Evangelium, wie er allein auf der Kanzel zur Wirkung gelangt, ist zu bewahren beziehungsweise zu retten, unter voller Anerkennung der berechtigten Forderungen der neueren Wissenschaft." Der Geist Luthers soll gleichsam im Gewand moderner Theologie wirken. Kübel hat Bengel zum Vorbild genommen, was das exegetisch-praktische Verfahren betrifft. Er steht auch auf Becks Schulter, nur daß er bei dem Worte Wissenschaft nicht, wie es Beck eigentümlich war, an eine von allen anderen specifisch unterschiedene, lediglich eigenen Gesetzen folgende „exklusiv-biblische Wissenschaft," sondern an Wissenschaft im gewöhnlichen Sinne des Wortes denkt. Und auf Grund dieses Forschens steht ihm fest: der Vater im Himmel kann von seinem Sohne kein falsches oder völlig unklares Bild hinterlassen haben: das in den Evangelien hinterlassene Geschichtsbild Jesu muß wahr sein: Hier redet der Geist Gottes; Sätze, die man ohne Verklausulierung annehmen kann, wenn man aus der Erfahrung Leben und Geist Jesu aus den Evangelien erfahren hat, und worauf unser positiver Christenglauben ruhet.

A. F.

— Erbauungsbücher.

„Kein Buch aus der gesamten Weltlitteratur wetteifert an Verbreitung mit der berühmten Nachfolge Christi, die man dem Thomas von Kempen zuschreibt." Mit diesen Worten beginnt eine Schrift, die geschrieben ist, um vor dem genannten Buche zu warnen, um die evangelischen Leser darauf aufmerksam zu machen, daß sie durch Thomas a Kempis, ohne es zu merken, in römisch-katholische Frömmigkeit hineingezogen werden, und damit ab von dem eigentlichen Quell alles inneren Lebens für den evangelischen Christen, der Rechtfertigung durch den Glauben. Der Titel heißt: Die Nachfolge Christi des Thomas von Kempen. Ein Vademecum für evangelische Leser des Buches. Von Gerhard Faßmer, cand. theol. (Gotha, 1889. Fr. A. Perthes.) 1 M. Es ist nicht zu bestreiten und den Lesern der Nachfolge Christi auch wohl bekannt, daß erst Luther das eigentliche Geheimnis des christlichen Lebens an das Licht gezogen und der Kirche wiedergeschenkt hat: das Heiligungsleben als eine Frucht der Erfahrung von der Vergebung der Sünden. Und ebenso ist es unzweifelhaft, daß die mittelalterliche Frömmigkeit Züge einer schwärmerischen Mystik zeigt, die in gefährlicher Weise ausgebildet worden sind und werden können. Es ist gewiß verdienstlich, daß der Verfasser die Theologie dieses berühmten Mystikers einmal gründlich untersucht und die Mängel derselben nach den bezeichneten Seiten hin aufweist, wie das unzweifelhaft in dem vorliegenden Schriftchen mit Gründlichkeit und Schärfe geschehen ist. Aber daraus folgen doch nicht die Schlüsse, die der Verf. gezogen hat. Der evangelische Leser mag immerhin auf einem entwickelteren Standpunkt stehen, als Thomas a Kempis, aber doch

Digitized by Google

wird er sich von ihm mit Segen einführen lassen können in die Aufgaben der Verleugnung, der Sündenerkenntnis, der inneren Reinigung, die jener Mönch als die Nachfolge Christi darstellt, ja er wird dieselben vielleicht noch besser verstehen, als sie jener gemeint hat. Und ich kann doch Herrn Faßmer nicht recht geben, daß z. B. der von ihm übrigens nicht genannte selige Goßner, der doch auch wußte, was katholisch und was evangelisch ist, sich der Verbreitung unprotestantischer Anschauungen schuldig gemacht habe, als er dieses ihm so werte Büchlein in das Deutsche übersetzte und zum weitesten Gebrauch herausgab. Allerdings hat er es mit Anmerkungen versehen, und das mag ja denn ein ganz angebrachtes Verfahren sein. So sehr wir es anerkennen, daß Herr Faßmer aus dem Mittelpunkt christlich-evangelischen Heilslebens heraus redet, so ist er doch wohl etwas beeinflußt durch die Opposition gegen die Mystik, welche in der modernen Theologie so stark ausgebildet ist. Wir sind nicht an die alte Erbauungslitteratur gebunden, und Rec. insbesondere klopft für seinen persönlichen Bedarf für gewöhnlich an ganz andere Thüren. Wir wollen doch aber der Kirche auch jene alten Klassiker nicht nehmen lassen.

Zu der modernsten Erbauungslitteratur gehören die Sachen des Baptistenpredigers Spurgeon. Auch hier findet der evangelisch-lutherische Leser manches, was seinem inneren Leben nicht recht konform ist, doch läßt er sich gerne von diesem geistesmächtigen Original erbauen. Vor uns liegt: Der Faden für das Labyrinth. Aus dem Englischen übersetzt. 2. Auflage. (Hagen i. W., Hermann Risel & Co.) 1889. Kl. 8. 124 S. Es ist eine treffliche kleine Apologetik in erbaulicher, aber frischer und zu Herzen gehender Form. „Die Paragraphen dieses kleinen Buches sollen keine Beweise sein. Es war nicht meine Absicht, einen Gegner zu überzeugen, sondern einem Freunde beizustehen. Es entfalle keinem Menschen das Herz, denn die herrschenden Skepticismen sind nur Gespenster der Seele. Faßt sie ins Auge und sie fliehen. Ein großer Dichter hat den Ausdruck »ehrlicher Zweifel« fallen lassen. Wie gierig wurde er erpackt! Der moderne Unglaube hat so wenig von dieser Eigenschaft, daß er die Bezeichnung ergriff und sich zur Zeit und zur Unzeit ankündigt als ehrlicher Zweifel. Es thut ihm sehr not, daß ihm ein Zeugnis ausgestellt wird. Schwach wie unsere Stimme sein mag, erheben wir sie für ehrlichen Glauben.“ Diese Worte aus der Vorrede mögen einen Eindruck geben von Art und Inhalt des Heftchens. Es besteht aus lauter ganz kurzen Abschnitten mit signifikanten Ueberschriften, z. B.: Weitere Ursachen des Nicht-Glaubens — Die Spötterei — Mehr Kenntnis von Gott ist wünschenswert — Schreibart der Bibel — Die Sünde stört den Glauben — Der Glaube und das Ende u. s. w. —

Zu den zahlreich vorhandenen Passionsbüchern nennen wir hier ein neues, das sich gleich in zweiter Auflage einführt, nachdem die erste nur zwei Jahre vorher erschienen war: Kleines Passionale, das ist: Die Geschichte des Leidens und Sterbens unseres Herrn Jesu Christi nach Dr. Joh. Bugenhagens Zusammentragung aus den hl. 4 Evangelien, auf die 40 Wochentage der Fasten verteilt und mit kurzen Betrachtungen, passenden Liedern und Gebeten versehen. Nebst einigen Beigaben für die drei letzten Tage, sowie für die Sonntage der Fastenzeit, von Gustav Carl Albert Schulze, luth. Pastor zu Walsleben. 2. Aufl. (Hannover, 1890. Heinrich Feesche.) 1 M., geb. 1,30 M. Man wechselt ja in der Passionszeit gern ab mit den Erbauungsbüchern. Sehr verbreitet sind die langen, etwas stark das Gefühl angehenden Andachten in dem Passionsbuch Agpuhns aus dem Nordd. Verein, mit viel Segen gelesen die noch eingehenderen Bibelstunden Bessers über die Leidensgeschichte, recht zu empfehlen auch die kurzen Meditationen von Jaspis (aus dem Berliner Hauptverein). Aber neben allen diesen kann sich das kleine Passionale von Schulze wohl sehen lassen, und wir empfehlen diese ziemlich kurzen, klar und eindringlich geschriebenen, aus der Tiefe eines zarten Gewissens geborenen Andachten angelegentlich für einen Versuch damit in der schon begonnenen Passionszeit. —

Eine oft gehörte Frage in Bezug auf die erbauliche Litteratur ist die nach einem Buche mit passenden täglichen Betrachtungen. Die Hauptsache wird für eine richtige Beantwortung sein, daß man weiß: für wen sie passen sollen. Für eine gemischte Hausgemeinde, mit Dienstboten und Kindern, ist dem Ref. noch kein genügendes begegnet. Diese Aufgabe harrt also noch ihrer Lösung. Dagegen giebt es für solche Christen, die aus wirklichem persönlichen Bedürfen täglich sich aufmachen, um Erbauung aus Gottes Wort und seiner Auslegung zu suchen, eine ganze Reihe sehr trefflicher Schriften: Goßner, Rochet, Lobwasser, Müllensiefen, Ahlfeld (Auszüge aus seinen Predigten sehr zu empfehlen!) und viele andere. Diese Zahl wird alljährlich noch vermehrt. Zwei derselben seien heute hier genannt: Das Evangelium von Christo in Hausandachten. Von Dr. phil. Albert Wippermann. (Leipzig, 1890. H. G. Wallmann.) 597 S. Es sind ausschließlich evangelische Bibelabschnitte gewählt, aus denen dann wieder ein Wort besonders hervorgehoben wird, während irgend ein epistolisches oder prophetisches Wort zum Schluß der Betrachtung anklingt. Für jeden Tag sind auch einige Liederverse mitgegeben, — soviel Recensent gesehen hat: lauter gute Verse aus Kernliedern. Es sind gute Auslegungen, recht praktisch und verhältnismäßig einfach. — Das andere stammt aus der Brüdergemeinde: Sonnenblicke der Ewigkeit für die Pilgertage auf Erden. Betrachtungen auf alle Tage des Jahres von Th. Wunderling, Prediger der Brüdergemeinde in Niesky. (Basel, Adolf Geering.) 490 S. Es ist immer nur ein Spruch, dem die Betrachtung gewidmet ist. Die Sprüche stehen aber in einem gewissen Zusammenhang der Reihenfolge, z. B. in der 3. Adventswoche sind sechs aus dem Lobgesang der Maria und des Zacharias. Die Innigkeit und Tiefe der Anschauung zeichnen diese

Digitized by Google

Andachten vor vielen anderen aus, und doch ist die Sprache recht verständlich. Jede Betrachtung ist höchstens eine Seite lang und schließt mit einem Verse, der häufig der größeren evangelischen Gemeinde unbekannt sein wird, was in diesem Falle aber keineswegs als Tadel gelten soll. — Ein Erbauungsbuch eigentümlicher Art ist: Der Grund unserer Hoffnung. Ein Erbauungsbuch für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Von Theodor Eckart, Inspektor der Waisenanstalt zu Nörten in Hannover. (Göttingen, 1889. Dietr. Universitäts-Buchhandlung.) 3 M. Es sind Laienpredigten, in der Form der Homilie, d. h. einfach dem Texte folgende erbauliche Betrachtungen über die Episteln des Kirchenjahres. Der poetisch beanlagte Verf. (dessen „Kreuzweg und Himmelsgarten", Poesie zur Passionsgeschichte, bereits eine zweite Auflage erlebt hat) redet die Sprache unserer Predigtlitteratur. Es finden sich manche sinnige und praktische Züge darin, und wir sind überzeugt, daß diese Sonntagsbetrachtungen Segen stiften können, und manchem einfachen Christen besser zusagen werden, als eine eigentliche Predigt.

Das beste Erbauungsbuch bleibt immer die hl. Schrift. Und neben den erbaulichen Betrachtungen, die sich an Bibelworte anlehnen, werden darum die eigentlichen Auslegungen der biblischen Bücher immer eine willkommene Gabe sein. Auch von ihnen liegen heute einige vor. Die Offenbarung St. Johannis für das Verständnis der Gemeinde ausgelegt von Ed. Kratzenstein, Miss.-Inspektor in Berlin — ist in 2. verbesserter und vermehrter Auflage herausgegeben. (Halle, 1891. J. Fricke.) 3 M., geb. 4 M. Es ist wirkliche Schriftauslegung, die uns hier geboten wird, und zwar für die Gemeinde, nicht für die Theologen. Das Bibelwort wird mit dem vollen Respekt des Glaubens aufgenommen und Satz für Satz erklärt, — zuweilen werden auch übersichtliche Zusammenhänge gegeben. Im ganzen scheint uns die Auffassung der Offenbarungen dieses merkwürdigen Buches bei K. die richtige zu sein, daß es nämlich nicht als eine Uebersicht über den Gang der Weltereignisse anzusehen ist, sondern als die Schilderung typischer Mächte und Geisterkämpfe, die sich in den verschiedenen Formen im Lauf der kirchlichen Entwicklung vollziehen können. Und doch ist nach unserer Meinung die Klippe der Ausleger der Apokalypse nicht ganz vermieden, nämlich einzelne Ereignisse der jüngsten Vergangenheit zu speciell auf jene Gesichte zu beziehen. Dies vorausgeschickt, können wir das Buch als eine gesunde Einführung in dies im ganzen so unbekannte und ungenützte Stück der hl. Schrift von Herzen empfehlen. — Die Gleichnisse Jesu im Evangelium des Lucas ausgelegt mit Rücksicht auf die socialen Aufgaben der Gegenwart. Ein Sonntagsbuch über die Macht der Liebe von Hermann Schmidt, Pastor der deutsch-evangelischen Gemeinde in Cannes. (Basel, 1891. Reich, vorm. Detloff.) 2,40 M. Wir haben vor nicht langer Zeit mehrere kleine Schriften von Schmidt angelegentlich an dieser Stelle empfohlen und freuen uns, daß wir eine weitere hinzufügen können. Dieselbe enthält 15 Predigten, deren drei über den verlorenen Sohn, sonst je eine über ein Gleichnis (auch über den besonnenen Baumeister Luc. 14, und den bittenden Gastfreund Luc. 11). Die Einteilung des Ganzen in die vier Abschnitte, unter welche die Gleichnisse alle gebracht werden: Nächstenliebe, Stammesliebe (Familie, Vaterland, Menschheit), Sünderliebe und die Liebe im Gebet, — scheint zwar etwas willkürlich. Aber die Ausführung der Gleichnisse im einzelnen, die Auffassung des Grundgedankens und die praktische Anwendung auf uns und unsere Zeit ist vortrefflich. Lobend hebt der Verf. Göbels Erklärung der Parabeln Jesu hervor, der er dankbar gefolgt ist. Trotzdem bleibt er, besonders in der Anwendung, durchaus original. Die edle Sprache Schmidts ist ganz fern von falschem Kanzelpathos, doch klingt ein warmer Ton der persönlichen Erfahrung und der herzlichen Liebe überall heraus.

Wir sind damit schon auf das Gebiet der Predigt übergetreten, über das wir demnächst in einem eigenen Artikel fortzufahren gedenken.

— Stammbuchblätter für Konfirmanden von Fr. Siegm. Schultze, Superintendenten und Pastor Primarius in Görlitz. (Halle, Eug. Strien.) 1 M.

Das Buch war für mich eine Enttäuschung. Ich glaubte, dasselbe wolle einem wirklichen Bedürfnis entsprechen, indem es eine gute Sammlung von Sprüchen und Liederversen für Stammbücher von Konfirmanden darböte. Ein solches Buch könnten wir nämlich recht sehr gebrauchen. Wenn so um diese Zeit fünfzig, sechzig junge Mädchen und mehr mit ihren Stammbüchern anrücken, — die Knaben teilen diese Sitte weniger, - und wollen jede ihre Einschreibung, das ist keine Kleinigkeit. Beiläufig: die meisten von diesen Büchern tragen immer noch die Aufschrift: Poésies! Hier könnte der allgemeine deutsche Sprachverein ein gutes Werk thun und die leidige Franzosentümelei hinausschaffen. Nun, ich kenne keine Bücher, die einem für jene obenbezeichnete Arbeit zu Hülfe kommen könnten. Der Perlenschatz für Albumschreiber und die neue Sammlung der evangelischen Buchhandlung in Hamburg sind wenig glücklich geraten, bringen viel zu viel eigenes gemacht, anstatt gute Auswahl zu bringen. So ists aber auch mit den Stammbuchblättern von Schultze. Die Liederverse darin sind ja teilweise ganz finnig und schön, aber doch nicht so bedeutend, daß man sie ins Stammbuch schreiben möchte. Eine gute Sammlung fehlt. Und doch gäbe die neuere geistliche Dichtung schon eine reiche Blumenlese. Man müßte nur zusammensuchen. D

— Vom Tode zum Leben. Von Charles Kingsley. Herausgegeben von seiner Frau. Autorisierte Uebersetzung von Maria Baumann. (Gotha, Friedr. Andr. Perthes.) 1890. Preis geb. 3 M.

Charles Kingsley hat mit Recht einen weitberühmten Namen. Doch ist nicht alles gleichwertig, auch nicht alles empfehlenswert, was berühmte Männer geschrieben haben. Es ist be-

Digitized by Google

greiflich, daß die Witwe diese Nachlese von Predigten und Briefen, eingerahmt in allerlei Bruchstücke aus gedruckten Werken und unvollendeten Manuskripten, veranstaltet hat. Weshalb aber unser Büchermarkt, der nicht gerade Mangel leidet, durch eine Uebersetzung bereichert werden mußte, ist nicht abzusehen, es sei denn aus Rücksicht auf solche Schwärmer, denen jede Zeile ihres Helden ein Heiligtum ist. Die Uebersetzung ist übrigens vortrefflich; sie liest sich wie gutes Deutsch. Nur p. 96 f. ergiebt die Uebertragung: Verdammung und Verdammnis offenbar nicht die Meinung des Verfassers.

Die Hälfte der Predigten und alle Briefe enthalten Gedanken über die Reinigung der Seelen nach dem Tode und die Ewigkeit der Höllenstrafen, jedoch ohne daß es zu einer einheitlichen Anschauung käme. Obgleich K. sich für seine jedesmaligen Aufstellungen gern auf Schrift und Kirchenväter beruft, wobei er auch vor der gewagtesten Auslegung nicht zurückschreckt, begegnet uns fast auf jedem Blatt ein „vielleicht", „es mag sein" oder dgl. Ebenso fehlt es nicht an Widersprüchen. So heißt es p. 86: „Ich bin erschrocken, wie ein Mensch . . . von der Ewigkeit des höllischen Feuers spricht," aber p. 114: „ich leugne die ewige Strafe nicht." Bald lauten seine Aeußerungen, als ob er die allgemeine Wiederbringung glaube, bald wieder, als ob doch einige Menschen ewig verloren würden. Ueberhaupt klingt vieles wie ein gelegentlicher Einfall, der noch keiner ernsten Prüfung unterzogen ist. Behauptungen wie die, daß κατάκρισις „vielleicht" nur gleich κρίσις sei, oder daß die Puritaner zuerst die Lehre aufgebracht haben, daß das Schicksal eines jeden Menschen unwiderruflich in der Todesstunde festgesetzt werde, während es freilich bald darauf wieder heißt, daß nach der Ansicht der alten Kreuzfahrer ein Ungläubiger geraden Weges zur Hölle fahre, lassen sich doch nicht aufrecht erhalten.

Die Aufstellungen gehen aus einem warmen Herzen hervor; das Herz reißt ihn fort und er fragt nicht nach Konsequenzen. Sonst hätte es ihm nicht entgehen können, daß die hier vorgetragenen Lehren und erst recht ihre Begründung in offenbarem Widerspruch mit den evangelischen Grundanschauungen stehen. Aber darauf läßt er sich gar nicht ein. Eben so wenig findet das schwere Bedenken Berücksichtigung, daß „ohne Anerkennung einer menschlichen Selbstbestimmung gegenüber der göttlichen Heilsdarbietung der Heilsprozeß kein wahrhaft ethischer wäre." (Köstlin.) Von diesem Gesichtspunkt aus würde die menschliche Spekulation, wenn sie den Anstoß der ewigen Höllenstrafen durchaus nicht überwinden kann, richtiger eine Vernichtung der Bösen annehmen. -- Es würde hier zu weit führen, näher auf den Inhalt einzugehen. Nur sei erwähnt, daß die Lehre von der Reinigung auch der Gläubigen in einem Zwischenzustande, wo sie für ihre ungerechten Handlungen noch Strafe empfangen, nur wegen des Verdienstes Christi nicht soviel, als sie verdient haben, mit der Rechtfertigung nach evangelischer Anschauung nicht bestehen kann. — Nach alledem ist dieses Buch nicht zu empfehlen. Nach der Vorrede soll es „denkenden, fühlenden und vielleicht auch verzweifelnden Menschen eine Hoffnungsthür öffnen"; ich fürchte, es wird nur unbefestigte Seelen verwirren und sichere mit falscher Hoffnung trösten. Natürlich fehlt es bei einem Kingsley nicht an tiefen und wahren Gedanken, aber leider in diesem Buche auch nicht an viel blendendem Schein. Mr.

3. Biographisches.

— **Hans Sachs**, ein deutscher Handwerker und Dichter. Nach seinem Leben und nach seinen Dichtungen für das deutsche Volk dargestellt von Dr. G. **Schumann**. (Neuwied und Leipzig, Heusers Verlag [Louis Heuser].) 1890. 239 S. 2,50 M.

Der Verfasser dieses Lebensbildes des großen Volksdichters hat dasselbe aus den Materialien herausgearbeitet, die er seit mehr als 25 Jahren zu Vorträgen in Jünglings-, Handwerker- und Arbeitervereinen gesammelt hat. Er rechnet deshalb auch hauptsächlich in den eigentlichen Volkskreisen auf Leser seines Buchs, das mit Wärme und Geschick geschrieben ist. Die mitgeteilten Proben sind geschmackvoll ausgewählt und tragen, ebenso wie die klargefaßten Inhaltsangaben, dazu bei, dem etwas einförmigem Lebensbilde die nötige Abwechslung zu verleihen. An manchen Stellen könnte, was wir für eine zweite Auflage bemerken, eine etwas ausführlichere Worterklärung beigefügt sein.

Für alle gemeinnützigen Bibliotheken, sowie vor allem zur Verbreitung in Handwerkerkreisen ist das Buch aufs beste zu empfehlen. Sch.-K.

— **Johannes Wedde.** Gedenkblätter von seiner Schwester **Theodora Wedde**. Mit zwei Lichtdruckbildern. (Hamburg, Grüning.) 188 S. Pr. 1,20 M.

Das Lebensbild eines liebenswürdigen Schwärmers, freilich auch eines unglücklichen, der sein Leben lang es nicht fertig brachte, sich in den melancholischen Kontrast von Ideal und Wirklichkeit, in die Unvollkommenheit des Erdendaseins zu finden, und der dann, obschon gemütlich und religiös tief veranlagt, bei den Socialdemokraten geendet hat, ohne ihnen innerlich anzugehören. Was Wedde mit ihnen teilt, ist wohl die allgemeine Hoffnung, daß doch auf irgend eine Weise sich Institutionen finden lassen müßten, durch welche allen Erdenbürgern ein gewisses Maß von materiellem Wohlsein garantiert wird. Und in diesem Sinne hat er mit Revolutionären und Aufrührern Gemeinschaft gehabt, die ihm schließlich ein Leichengefolge von 37000 Personen verschaffte. Wäre er jemals dazu gekommen, positiv politisch zu arbeiten und nicht nur zu wühlen, so würde sich bald genug eine Kluft aufgethan haben zwischen dem fein gebildeten, empfindsamen Dichter und den groben Drahtziehern und Maschinenpolitikern der socialdemokratischen Partei. Man hat die Empfindung, daß Saul unter die Pro-

Digitized by Google

pheten geraten, und daß der arme, von viel Unglück im Leben heimgesuchte Wedde gerade zur rechten Zeit gestorben ist. — Es ist zu bedauern, daß Wedde den Glauben seiner Jugend nicht festgehalten hat. Lebendiges Christentum würde ihn vor den Irrfahrten bewahrt haben, auf denen er vorzeitig und nutzlos ein bedeutendes Talent und große Gaben verbraucht hat.

In das kleine Buch sind zahlreiche Proben aus Weddes Briefen und Dichtungen eingeschaltet. Ein Anhang enthält die Beiträge, welche Wedde zu dem ausgezeichneten Prachtwerk „Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee" beigesteuert hat. Die Artikel: Hamburg, Flußabwärts, Hadeln und Wursten, die Lüneburger Heide, lesen sich leicht und angenehm. An diese Aufsätze schließt sich die bald nach ihnen verfaßte längere Darstellung: „Fürst Bismarcks Waldreich in Niedersachsen" an.

4. Litteraturwissenschaft.

— Goethes Gespräche. Herausgeber Woldemar Freiherr von Biedermann. 4. Band 1819—1823. (Leipzig, F. W. v. Biedermann.) XI und 365 S.

Die erste Lieferung dieses vortrefflichen Werkes ist im Maiheft 1889 S. 556, die drei ersten Bände sind im Januarheft 1890 S. 105—107 angezeigt worden. — Im vorliegenden vierten Bande beginnen die Gespräche mit Eckermann. Da diese Gespräche viel verbreitet sind, so beschränke ich mich darauf, aus dem reichen Inhalt der übrigen Gespräche einzelnes mitzuteilen. Dem jungen Weimarer Musiker Joh. Chr. Lobe hat Goethe im April 1820 ein Empfehlungsschreiben an seinen Freund Zelter in Berlin mitgegeben. Für den Aufenthalt in dieser Stadt wird dem jungen Mann empfohlen, ein Tagebuch zu führen, worin er alles, „auch das scheinbar Geringfügige" aufzeichnen soll. „Es giebt nichts, über das sich nicht interessante Betrachtungen anstellen ließen." Und als Lobe im Juli 1820 von Berlin zurück ist und zu Goethe kommt, welchem er auf die Frage, ob ihm nichts Bemerkenswertes vorgekommen, zur Antwort giebt: „Wenig, und wohl kaum etwas, das wert wäre, vor Ew. Excellenz angeführt zu werden," bemerkt der greise Dichter: „Erzählen Sie, was Ihnen aufgefallen ist. Es giebt nichts Unbedeutendes in der Welt. Es kommt nur auf die Anschauungsweise an." — Ueberall begegnet man der Wahrheit dieses Ausspruchs in Goethes Gesprächen; ist es doch gerade das Wesen eines schöpferischen Geistes, aus nichts etwas zu machen. Am häufigsten erkennt man das Achten auf Unbedeutendes, Uninteressantes, Gleichgültiges in dem im vorliegenden vierten Band ausführlich mitgeteilten Verkehr Goethes mit dem Magistratsrat Grüner in Eger. Es ist erstaunlich, an welch verschiedenartigen Dingen der alte Goethe noch das lebendigste Interesse nimmt. —

Von persönlichen Beziehungen enthält der vierte Band S. 134 und 135 eine Begegnung mit Bettina, welche von seiten der exaltierten Frau eine Ueberrumpelung, für Goethe eine große Unannehmlichkeit war. —

Rührend ist, was Grüner vom 19. August 1822 erzählt: Als ich abends zu Goethe kam, bemerkte ich, daß ihm Zähren über die Wangen herabrollten. Ich fragte erstaunt: „Excellenz, was ist Ihnen geschehen?" „Nichts, Freundchen," erwiderte er, „ich bedauere nur, daß ich mit solch einem Manne (Grüner hatte Goethen Schillers dreißigjährigen Krieg geliehen), der so etwas schreiben konnte, einige Zeit im Mißverständnisse leben konnte. Schiller wohnte drei Häuser von mir, und wir besuchten uns nicht, weil ich, von Italien zurückkommend, vorwärts gedrungen war und die durch Schiller veranlaßten Räubergeschichten nicht ertragen konnte. Vom Jahre 1797 bis 1805 besuchten wir uns wöchentlich zwei- bis dreimal, schrieben uns auch gegenseitig. Schiller hatte die Gabe, daß er über seine Sachen, die er in Arbeit hatte, über Plan, Einleitung sprechen konnte, was aber mir nicht eigen war. Da er manches nicht gehörig motivierte, so gab es Dispute. Als er mir sein vortreffliches Werk Wilhelm Tell brachte, machte ich ihn aufmerksam, wie es komme, daß der Landvogt Geßler auf den Einfall gerät, Tell solle den Apfel von des Knaben Kopf schießen, und bemerkte, daß das nicht gehörig motiviert sei. Schiller war hierüber etwas unwillig; allein ungefähr den dritten Tag brachte er die Scene mit dem Knaben des Tell, der behauptete, sein Vater könne mit dem Pfeile jeden Apfel vom Baume schießen. Sehen Sie, Freund, jetzt ist eine Veranlassung dazu, so macht es sich herrlich" —

Von besonderem Reiz sind die Mitteilungen über den Umgang Goethes mit dem zwölf Jahre alten Felix Mendelssohn. Als Goethe zwölf Jahre alt war, hat er in Frankfurt den siebenjährigen Mozart spielen hören. Die Leistungen dieses wurden von dem Spiel Mendelssohns übertroffen. Einen Schluß auf die Entwicklung der Schöpferkraft des jungen Felix wollte aber der erfahrene Dichter nicht ziehen. Ebenso zurückhaltend war der mitanwesende Zelter: „Es haben viele angefangen wie Mozart, aber noch ist ihm keiner nachgekommen." —

Als das weimarische Judengesetz vom 20. Juni 1823 erschienen war, welches die Heirat zwischen Christen und Juden gestattet, goß „der alte Herr seinen leidenschaftlichen Zorn" über dieses Gesetz aus. „Er ahndete die schlimmsten und grellsten Folgen davon, behauptete, wenn der Generalsuperintendent Charakter habe, müsse er lieber seine Stelle niederlegen, als eine Jüdin in der Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit trauen. Alle sittlichen Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiösen ruhten, würden durch ein solch skandalöses Gesetz untergraben" (Kanzler v. Müller.)

Möchte mit diesen bis in die Gegenwart des berechtigten Kampfes des deutschen Volkes gegen das fremde Judenvolk reichenden Mitteilungen aus Goethes Leben die Aufmerksamkeit der Leser von neuem auf das gehaltvolle, inhaltreiche Werk „Goethes Gespräche" gelenkt werden.

O. K.

Digitized by Google

5. Poesie.

— Frauenmuth. Von Carmen Sylva. (Bonn, Strauß.) 1890. 292 S.

Was im vorigen Heft über die Novellen von Carmen Sylva geurteilt wurde, kann im Hinblick auf diese Dramen leider nur bestätigt werden. Es ist bedauerlich, daß die geniale, phantasievolle Verfasserin ihre Phantasie nicht etwas mehr an den Zügel nimmt, vielmehr völlig unbekümmert um die Grenzen, welche Schönheit und Weiblichkeit ihr ziehen sollten, auch vor den abenteuerlichsten und unzartesten Vorwürfen nicht zurückschreckt. Für Leser von feinem Nervensystem ist diese aufgeregte dramatische Poesie wenig geeignet. In dem ersten Drama „Ullranda" altgermanische Jungfrauen, welche Gefangene schlachten und „Baumstämme so leicht, als wären es Reiserbündel" tragen; in dem Drama „Am Verfalltag" das amerikanische Duell eines Buckligen, mit dem seiner körperlichen Deformität willen niemand einen Zweikampf haben will; in dem Schwank „Herrn Daniels Witwen" eine so wenig ideale Auffassung von Ehe und Besitz, daß das kleine Stück nicht erheiternd, sondern das feinere Gefühl verletzend wirkt. Ueberall aufgeregtes, nervöses Wesen. Die Schrankenlosigkeit der Phantasie ist um so mehr zu bedauern, als die Verfasserin, wenn sie weniger produzieren, sorgfältiger den Stoff wählen, gründlicher durcharbeiten und feilen wollte, ohne Zweifel Bedeutendes würde leisten können. Vor allem aber sollte die Pflege des Schönen und Edlen und Großen an die Stelle des Gräßlichen treten und der nervösen Sensation den Abschied geben.

— Isolde Kurz. Mit Bezug auf die in vorigem Heft enthaltene Besprechung der Gedichte von Isolde Kurz werden wir darauf hingewiesen, daß Isolde Kurz die Tochter des schwäbischen Dichters Herm. Kurz ist (nicht des Litterarhistorikers Heinr. Kurz.) Dieser Irrtum sei vielfach verbreitet, und es liege der Verf. besonders daran, daß er richtiggestellt werde, was hiermit geschieht.

6. Unterhaltungslitteratur.

— Erzählungen aus alten deutschen Städten. Herausgegeben von J. Bonnet. Zweiter Band. Im Banne des Löwen. (Stuttgart. Druck und Verlag von Greiner und Pfeiffer. 1890.) 342 S.

Drei Erzählungen, die dazu bestimmt sind, das Interesse an der Geschichte deutscher Vergangenheit und die Liebe zu den ehrwürdigen Städten unserer Vorfahren zu wecken und zu erhalten. In erster Linie werden hauptsächlich Braunschweiger Leser mit Nutzen und Gefallen die in den Mauern ihrer Stadt sich abspielenden Erzählungen verfolgen, deren recht gefällig gegebene Einzelheiten enge mit den ihnen wohlbekannten Oertlichkeiten und Verhältnissen verflochten sind. Die Sprache und Darstellung des Verfassers zeigt genaue Bekanntschaft mit der Ausdrucksweise und den Sitten jener Zeit, und der Geist, in dem er seine Geschichten schreibt, ist im besten Sinne volkstümlich und christlich.

Wenn wir ihn für die in Aussicht gestellte Fortsetzung seiner Erzählungen an einigen Beispielen auf einen Fehler aufmerksam machen wollen, durch dessen Abstellung er den Wert seiner litterarischen Produktionen wesentlich erhöhen könnte, so glauben wir ihm und seinen Lesern einen Dienst zu erweisen. Vor allem hegen fast alle seine Personen eine verhängnisvolle Vorliebe für Deklamationen. Gleich bei Beginn der ersten Erzählung drückt sich ein alter Schiffsmann folgendermaßen aus: „Wem das alles kund und wessen Auge wert ward, Eurer Seele hellen Frohsinn wie herrlichen Mut zu erschauen, wie, der sollte nicht zwiefach bangen um Euch, daß Ihr um nichts in Unheil blindlings rennt? — Seit Bremen unter Bischof Adaldag seine Flagge ins baltische Meer, nach Norwegens Fjorden und in das ferne Mittelmeer gen Italia, Griechenland und an Afrikas heiße Küsten entsendet, hat ein alter Schiffer wie ich dem Tode mehr denn einmal ins fahle Antlitz gesehen. — Zieht mit Sang und Saitenschall durchs deutsche Land, wohin das Herz Euch treibt, so weit der Himmel lacht, die Wolken wandern, die Flüß' und Bächlein rauschen, die Vöglein fliegen. Steht Euch nicht offen alle Welt, ist nicht alles Euch zum Genieß bereit als ein wonniger Garten Gottes, da Ihr der Blumen und Früchte Euch nach Herzensbegehr erfreuen mögt?" Ganz in gleichem Tone antwortet darauf der angeredete Junker: „Auch Ihr wart jung, Vater Hildebold, und solltet kennen des Herzens Dichten und Trachten, wies um das Leben sich nicht bannen läßt. Oder wär' es nicht wider die Natur und göttliche Grundkraft, so in allem wirkt, den Knospen zu gebieten: brecht nicht auf! Den Rosen: wehrt eurem Duft! und dem Lenzgesang: schweige! — ?" In einem Gespräch zwischen Vater und Sohn S. 274 spricht letzterer: „Im wilden Aufruhr taumeln die Geister, angelockt von Zielen, so gleich Himmelssternen schimmern. Licht, Glück, Freiheit, Recht, Wohlleben, und wie man sie heißen mag, über einen Abgrund zittert gülden ihr irrer Schein — Fluch von der einen, Feuer von der anderen Seite, also gleiten, Affen des Lichts und Rechts, Mißgestalten des Glücks und der Freiheit, dieser Stunden Bilder am Auge des Sehenden vorüber, daß ihm graust." Mit noch größerem Pathos antwortet der Vater. „Aber dunkle Schatten umfingen den Ort, wo sie selbander bis aufs Blut rangen miteinander. Manchmal nur züngelte ein greller Schein aus den Gewölken, gleich Schlangen, die sich windend und haschend, grimmig niederspähten auf den stillen Platz."

Die Sucht, sich gewählt auszudrücken, verführt den Verfasser auch vielfach zu unklaren und übertriebenen Bildern. S. 177 grast jemand, springt wie eine Katze und schürt das Feuer in einem Satze. S. 46 steht „das Tagesgestirn strahlend am Rande des Himmels, gleich einer blühenden Rose auf weiten Kelches Saum." Die


Digitized by Google

Lippen eines Mädchens erblühten, S. 61, „gleich Knospen, so sich der Sonne nicht bergen mögen und ihrer auch hinter dunklen Wolken gewiß sind." Zwei Knaben, die miteinander gerungen haben, stehen S. 133 „wie wenn ein Zwiegestirn, das sich durch ein Gewölk gekämpft, in verdoppelter Klarheit aus den Chören der andern hervorstrahlt." Auch thatsächliche Unmöglichkeiten übersieht der Verfasser in der Hitze des Gefechts. S. 51 läßt er Heinrich den Löwen in allem Ernste erzählen: „Aus dem heiligen Lande, wo ich den Riesen und Drachen schlug und mir der Leu, so ich erlöst, dankbar folgte, hab' ich des Riesen Rippe gebracht." Glaubt denn der Verfasser, daß Heinrich auf seinem Sterbebette noch derartige Aufschneidereien in der That erzählt habe? Ludolf zerreißt S. 106 „in Freuden" die Fesseln, mit denen er gekettet war, läßt sich aber die Geliebte, die er darauf in seinen Armen hält, sofort wieder entreißen. Wer Fesseln zerreißt, hat das nicht nötig. S. 127 wird „die Kehle zum Gesange gestutzt." Mit gestutzter Kehle ist schlecht singen. S. 257 mischten sich „des Rats Büttel, in scharlachnen Kleidern, wovon die Buden am Rathause Scharren hießen, in das Gewühl."

Wenn der Verfasser sich entschließen wollte, etwas einfacher zu schreiben, seine Leute natürlicher reden zu lassen, würde seine sonst gut angelegten und schön durchgeführten Erzählungen noch einen weit besseren Eindruck machen.

Sch.-K.

— Gertrud von Loden. Eine Erzählung aus der Schwedenzeit von C. Quandt. Zweite Auflage. (Braunschweig, Verlag von Benno Goeritz.) Preis broschiert 3,60 M., geb. 4,60 M.

Der Verfasserin von Johannes Knades Selbsterkenntnis und „Die Polen in Danzig" ist mit dieser Erzählung wiederum ein guter Wurf gelungen. Es ist für den Recensenten immer eine angenehme Aufgabe, ein Buch anzuzeigen, welches ohne Einschränkung empfohlen werden kann. Ein solches Buch ist „Gertrud von Loden". Verfasserin führt den Leser diesmal in ihr Heimatland, nach Hinterpommern, nach Neustettin, wo die Fürstin Hedwig, die letzte des pommerschen Herzogshauses, ihren Witwensitz hatte. Mit Klugheit und Weisheit verstand es diese Fürstin, die Schrecknisse des dreißigjährigen Krieges, wenn auch nicht ganz von ihrem kleinen Herrschaftsgebiet abzuhalten, so sie doch durch kluge Unterhandlungen mit Schweden und Kaiserlichen zu mildern. Um diese Fürstin gruppieren sich viele Vertreter heute noch in Pommern blühender Adelsgeschlechter. Zu ihren Ehrenfräulein gehört Gertrud von Loden, nach der die Erzählung genannt. Eines weiteren Eingehens auf den Inhalt derselben enthalten wir uns. Man lese selbst.

tz.

— Geläutert. Eine Geschichte vom Auswandern von Luise Zehnder-Weil. 2. Aufl. (Stuttgart, D. Gundert.) 356 S. Geb. 2 M.

Ein Buch gegen das Auswanderungsfieber. Doch ist es im Grunde nur New-York, nicht das ganze Nordamerika, welches dem auswanderungslustigen Leser einen Schrecken einjagen kann. Die Farben werden, aus falscher Auffassung dessen, was volkstümlich ist, nicht selten allzudick aufgetragen. Auch fehlt es nicht an redseligen Abschweifungen. Das Volk der Verfasserin spricht im großen Ganzen bücherdeutsch, das ist um so mehr zu bedauern, als die Verf. offenbar das Zeug dazu hat, ein volkstümliches Deutsch den Leuten aus dem Volk in den Mund zu legen, ja selbst den schwäbischen Dialekt in recht wirksamer Weise zu verwenden. So wird z. B. S. 352 von einem Pfarrer gerühmt, daß er „ohne Anstand und Inhalt" predige, das soll heißen ohne anzustoßen und einzuhalten. — Gar nicht zum Thema des Buches gehören die Kapitel, in welchen der Leser mit der wohl jetzt ganz verschwundenen, aus Württemberg nach Nordamerika verpflanzten Sekte der Harmonisten bekannt gemacht wird. Doch sind inhaltlich diese Kapitel die anziehendsten des ganzen Buches. Wer eine Europamüde auf den rechten Weg bringen will, mag dieses Buch der Kranken in die Hand geben.

O. K.

— Das Priestererbe. Roman. Zugleich ein Beitrag zur neuesten Geschichte der Wiederkatholisierung Deutschlands von Fritz Peter. (Leipzig. 1890. Im Selbstverlage des Verfassers.) 318 S. 4 M.

Die in dem „Priestererbe" erzählten Ereignisse sollen sich, wie der Verfasser in dem Vorworte zur Orientierung für den Leser mitteilt, in der That in Schlesien in diesem Jahrhunderte zugetragen haben. Um die Mitte der dreißiger Jahre kam Pfarrer G. nach Dorf und Herrschaft H. in Schlesien als Seelsorger der dort inmitten der protestantischen Bevölkerung zerstreut lebenden Katholiken. Der katholische Pfarrer fing mit der Frau seines Gutsherrn einen „Roman" an, infolgedessen der Freiherr in das Irrenhaus kam und dort starb. Der Pfarrer wurde bevollmächtigter Geschäftsführer der Baronin, die unerwartet 1866 starb. Es kam ein Testament zum Vorschein, in dem Pfarrer G. zum Universalerben eingesetzt war unter Nichtachtung der traditionellen Familienbestimmungen über die Vererbung der freiherrlich von D.'schen Güter. Der Pfarrer zog nach G., wo er als Höchstbesteuerter auf großem Fuße lebte und einige Hunderttausende für katholische Zwecke opferte. In Anerkennung dieser Verdienste wurde er von Dr. Heinrich Förster, „durch Gottes Erbarmung und des apostolischen Stuhles Gnade Fürstbischof von Breslau", zur Würde eines „geistlichen Rats" erhoben. Zum Erben seines etwa neun Millionen betragenden Vermögens setzte er den Domherrn F. in Breslau ein. Zwei arme Witwen katholischer Konfession, Nichten des im Irrenhaus verstorbenen Freiherrn, baten den Domherrn, ihre alten Tage sorgenfrei zu gestalten. Sie erhielten von ihm keine Antwort.

Als Warnung vor ultramontaner Propaganda und Erbschleicherei erzählt, hat obige Geschichte — ihre Wahrheit vorausgesetzt — eine gewisse Berechtigung, wenn sie auch, in einfacher Darstellung erzählt, frei von jedem schmückenden Beiwerk, entschieden wirkungsvoller wäre, als wenn

Digitized by Google

sie mehr oder weniger phantasievoll herausgeputzt erscheint, und der Leser geneigt ist, diese oder jene Einzelheit als frei erfunden in Abrechnung zu bringen. Als ein Beitrag zur Geschichte der Wiederkatholisierung kann sie in dieser Form nicht gerechnet werden. Es ist nicht leicht, einen derartigen Stoff romanhaft zu bearbeiten, ohne die an und für sich schon haarsträubenden Thatsachen noch etwas krasser darzustellen, als sie wohl in Wirklichkeit waren. Nach der Erzählung des Vorwortes starb Baronin von D. unerwartet. S. 250 wird dafür in aller Breite erzählt, wie der Pfarrer eines der Pulver, die ihr der Arzt verordnet hat, auf den Fußboden schüttet, mit unheimlichem Blick aus einem Schranke eine Dose nimmt, sie öffnet und ein ebensolch weißes Pulver, vorsichtig und genau abwägend, in ein kunstgerecht gefaltetes Papier thut, das er obenauf in die Schachtel thut. Dann kokettiert die französische Gesellschafterin der Baronin, die er in das Haus gebracht und die später seine Haushälterin wird, noch ein wenig mit ihm, und in derselben Nacht stirbt die Baronin. Auch sonstige Unwahrscheinlichkeiten muß man mit in den Kauf nehmen. So bedient sich der Pfarrer, um das Testament des Barons zu fälschen, eines Maurers, der sich auf Schriftfälschung verstand. Im höchsten Grade unglaublich ist auch die Vorgeschichte der Mutter der Baronin, die, als Gattin eines alten Majors, „mit einem hübschen Zigeunerhäuptling" durchgegangen war, in Breslau ein Töchterchen mit schwarzen Augen und hängendem Rabenhaar bekam und schließlich mit diesem Töchterchen wieder in den feinsten Kreisen verkehrt und eine Handarbeitsstunde hält für Töchter aus adligen Familien. Recht wenig wahrscheinlich ist auch die Scene, in der ein Jesuitenpater dem Pfarrer von der Lehninschen Weissagung ausführlich erzählt, die diesem vollständig unbekannt ist. Viel besser hätte der Verfasser den Pfarrer einem seiner evangelischen Schlachtopfer davon erzählen lassen. Recht gut sind die Charaktere des Freiherrn und seiner Cousine Emma, die ihn aufopferungsvoll bis in den Tod pflegt, geschildert. Der Verfasser schreibt gewandt und anschaulich, und es ist nur zu bedauern, daß er sein Talent an einen so abstoßenden Stoff gewandt hat, dem eine andere Art der Bearbeitung zu wünschen gewesen wäre. Baronesse für Baronne ist nicht französisch. Sch.-K.

— Andernach und Clairvaux. Roman von Ludovica Hesekiel. 2 Bde. 229 und 232 S. (Jena, H. Costenoble.) 6 M., geb. 7 M. 20 Pf. Ein Mönchs- und Ritterroman — für die reifere Jugend! Goswin von Irlich, ein Neffe des heiligen Bernhard von Clairvaux, kann sich nicht entschließen, Mönch zu werden, und obschon er auch keine Lust am Schwert und auch keinen Anlaß hat, seine „Güter in Burgund" zu verlassen, zieht er doch in die Welt hinaus und lernt in stockfinstrer Nacht, in welcher übrigens der Mond am Himmel steht, die jugendliche Hildegard von Lahnstein vor den Thoren Andernachs kennen. Aus beiden wird im Verlauf des Romans ein Paar, obschon der heilige Bernhard mit erlaubten und unerlaubten Mitteln den Goswin fürs Kloster, und als das nicht ging, zum Kreuzzug bestimmte, und obschon die heilige Hildegard von Bingen Einfluß auf Hildegard von Lahnstein zu gewinnen suchte. Goswin lernt im Morgenland das Schwert führen und kehrt nach Andernach zurück, wo er hören muß, daß Hildegard geraubt worden ist. Nun verzweifelt er an seinem Lebensglück und wird bei dem Oheim Novize. Mit diesem und dem Abt Peter Veneradilis von Clugny zieht er zur Bekehrung der ketzerischen Tisserands nach Toulouse. Hier trifft er mit Hildegard zusammen. Der früheren feierlichen Verlobung folgt eine, wie es scheint, ziemlich unfeierliche Trauung. Das neuvermählte Paar bringt seinen „Honigmond" auf den Burgundischen Gütern zu, verläßt diese aber, um bei Andernach einen Bauplatz zu kaufen und mit Leib und Seele Andernacher zu werden. — Für die reifere Jugend mag der leichtkomponierte Roman ausreichen, das reifere Alter kann sich weniger mit solchen Liebesgeschichten befreunden, denn trotz Kreuzzug, weißen und schwarzen Mönchen, trotz dem heiligen Bernhard und der heiligen Hildegard, trotz einiger aus Kurtz' Kirchengeschichte entlehnten Nachrichten über die Tisserands, und trotz einiger dunklen Andeutungen über die Ketzereien des verwachsenen Bruders der Hildegard von Lahnstein und eines griechischen Arztes namens Andronikus handelt es sich von Anfang bis Ende nur um die Liebe von Goswin und Hildegard. Diese hat eine flachsblonde Locke, und ungeachtet der Vererbung dieser Locke auf zwei Söhne bis zur letzten Seite des Romans diese Ausstattung im Alter noch auf der weißen Stirn. Goswin hat das Glück, „rotes Gelock" zu tragen, doch ist von diesem Schmuck weniger die Rede. Ich habe den Roman „leichtkomponiert" genannt, weil ich der Ansicht bin, daß demselben die erste und die letzte Feile fehlt. Eine Reihe von Unwahrscheinlichkeiten und Ungereimtheiten, auch eine Reihe stilistischer Gebrechen entstellen die Dichtung. Gleich im Anfang stürzt nachts in finsterem Walde Goswins Pferd und fängt an einem Knie an zu bluten. Was thun? Zunächst sieht sich der junge Mann nach einem „Heilkraut" um, „aber in der Dunkelheit ringsum konnte er nichts erkennen". Nun schneidet er mit seinem Taschenmesser ein Stück seines nassen Mantels ab. Das Messer scheint nicht scharf genug gewesen zu sein, denn „er mußte auch seine Zähne noch zu Hülfe nehmen". Den nassen Lappen legte der junge Mann hierauf „so gut es gehen wollte auf die Wunde". So gut es gehen wollte! Die Verf. weiß recht gut, daß Goswin keinen Bindfaden bei sich hatte, und daß es ihm an jedem Mittel, den Tuchfetzen auf dem Pferdeknie zu befestigen, gebrach. Beim Weiterreiten scheint der Jüngling sehr lebhaft an eine in Burgund zurückgelassene Geliebte gedacht zu haben. Darauf lassen nämlich die S. 5 mitgeteilten Verse und der höchst auffallende Umstand schließen, daß Goswin trotz Nacht und Regen urplötzlich ein helles Auflachen erschallen läßt. Das Lachen ist ja in der Regel etwas Angenehmes, doch pflegt es nicht ohne zureichenden Grund sich einzustellen. Von


Digitized by Google

diesem Grunde ist aber bei Goswin so wenig die Rede, als bei der Andernacher Burgfrau Benigna, welche nach einigen scherzhaften, kaum für ein schwaches Lächeln ausreichenden Worten ihres Ehewirtes dergestalt zu lachen anfängt, „daß ihr die Thränen über die runden Wangen liefen“. Nun, das Papier ist geduldig, auch die Lesewelt bis zu einem gewissen Grade. — Im Anfang seiner Laufbahn läßt Goswin den künftigen Helden nicht vermuten. Er reitet eines Tages im Rheingau seine Straße, da wirft ihn ein Mönch, der zu seiner sterbenden Braut eilt, vom Pferde, der junge Ritter wird „noch eine ganze Strecke mit fortgeschleift, bis es ihm gelang, seinen Fuß frei zu machen, dann aber schwanden ihm die Sinne“. Doch kommen „von zwei verschiedenen Seiten“ sehr bald nicht weniger als 6 Mönche in grauen Kutten an die Unglücksstätte, 2 thun Samariterdienste, nachdem der eine Mönch dem andern die Hand geküßt hat, während die übrigen 4 dem entlaufenen Genossen nacheilen. Wie die Patres zu grauen Kutten kommen, ist nicht einzusehen, da dieselben als Cistercienser weiße Kutten tragen müssen.

Im 16. Kapitel wird eine Schlacht im Morgenland beschrieben, welche von den Kreuzfahrern verloren wird. „Goswin trug keine Wunde davon, so tapfer er auch kämpfte, so sehr er auch die gefallenen Freunde neidete.“ Wenn man dazu nimmt, daß Goswin und sein Knecht Bruno während der Schlacht mit ihren Waffen „eine leichte Vertiefung im Sande“ gemacht haben, um einen gefallenen Kreuzfahrer zu begraben, und wenn die Verf. anfügt: „Goswin und Bruno hatten ihre Arbeit nicht ohne Belästigung seitens der Türken thun können und deshalb gar lange Zeit dazu gebraucht“, so kann der Leser sich überzeugt halten, daß Goswin ein Streiter ohne gleichen geworden ist. Mitten im Schlachtgewühl ein Grab machen, die andringenden Feinde abwehren, den gefallenen Genossen bestatten — kann es eine größere Tapferkeit und Kaltblütigkeit geben? Aber auch hier gilt: „das Papier ist geduldig und die Lesewelt zum größten Teile auch. — Die Verf. weiß von der „hoch über der Stadt Andernach“ gelegenen Burg und ihrer „stattlichen Warte“ zu erzählen. Jene existierte niemals und diese liegt auf flachem Plane am Rhein. Man muß ortskundig sein, um solche Dinge zu schildern. Wer in Andernach ist, kann auch unmöglich sagen, „drunten in Bingen“. Wer im Rheingau bekannt ist, weiß auch, daß nicht Erbach im Rheingau, sondern Erbach im Odenwald im Besitz der Schenken von Erbach war, die nicht nebenbei Grafen waren, sondern erst im 16. Jahrhundert in den Grafenstand erhoben worden sind. Auch im Stil ist vieles übereilt. S. 31 geht der Bericht der Verf. ohne weiteres mitten im Satz in den Mund Goswins über. Im 2. Bande ist auf S. 217 die Rede von einem Reichstag in Merseburg. Auf S. 219 beginnt das 24. Kapitel mit einem Reichstag in Mainz. Schon denkt der aufmerksame Leser an einen Gedächtnisfehler der Verf., er irrt sich aber gründlich. Zwischen der letzten Zeile des 23. und der ersten Zeile des 24. Kapitels liegen, wie man nach den Mitteilungen auf S. 221 berechnen kann, viele, viele Jahre. Inzwischen ist nämlich Goswin, der zwei blühende, streitbare Söhne hat, fünfmal mit Kaiser Barbarossa über die Alpen gezogen und ein bejahrter Mann geworden. Dieser große Sprung in der Geschichtserzählung hätte am Anfang des 24. Kapitels mindestens mit einer oder mehreren Reihen von Gedankenstrichen angedeutet werden müssen. — Auf S. 115 sagt Frau Benigna dem Goswin Irlich: „ihr seid ja ganz bleich und mager geworden“. Die Antwort folgt zwei ganze Seiten später mit den Worten: „bleich und mager? Das ist bei eurer guten Kost wohl nicht möglich, edle Frau!“ Diese Antwort klingt zwar recht artig, wird aber durch die zwei Seiten Erzählung, in welchen der Beweis für „bleich und mager“ angetreten wird, Lügen gestraft. — In einer Kirche flimmern zahllose Kerzen durch die leichten, duftenden Weihrauchwolken, warum dieses Flimmern bei der großen Menge der Kerzen und bei der geringen Menge des Weihrauchs geheimnisvoll sein soll, kann ich nicht einsehen. — S. 178 wird erzählt, daß Schneeflocken sich wie in einem tollen Tanze drehen und durcheinander wirbeln. Warum dieses Schauspiel „unheimlich“ genannt wird, darüber kann ich nicht die geringste Vermutung aufstellen. — S. 184 erzählt Hildegard: „Ich drohte ihm — nämlich dem, der sie geraubt hat — mit Flucht, aber er ließ mich keinen Augenblick aus den Augen u. s w.“ Warum: aber? Ich sollte denken: darum. — Bd. 2 S. 203 wird zwar dem Goswin die Aeußerung in den Mund gelegt, daß er einem alten grünen Kleid Hildegards seine Ehrfurcht bezeugt habe, es bleibt dem Leser jedoch überlassen, sich auszudenken, wie man es anfängt, einem alten Kleide seine Ehrfurcht, wenn auch nicht zu bezeugen, so doch zu bezeigen. — Auf S. 17 erfährt der Leser, daß Goswin, der eben ein neues Gewand erhandelt hatte, während er mit seiner Harfe spazieren ging, in überraschender Weise dem Bruder seiner Braut begegnet. Nun will ich ja gern einräumen, daß sich der junge Kreuzfahrer über das Zusammentreffen mit seinem lange vermißten künftigen Schwager von ganzem Herzen gefreut hat, weshalb er aber, um nur einstweilen die Arme auszubreiten und sie dann wieder sinken zu lassen, Gewand und Harfe zu Boden fallen läßt, kann ich wiederum nicht recht einsehen. Wenn es noch die Braut gewesen wäre!

Zum Schlusse bemerke ich, daß es in hohem Grade gewagt ist, so bedeutende Persönlichkeiten wie den heiligen Bernhard und die heilige Hildegard zu Romanfiguren zu machen, daß es aber nicht erlaubt ist, solchen Personen oberflächliche Gedanken anzudichten, z. B. Gedanken über das Ehe- und das Klosterleben, die ein jugendlicher verliebter Fant wie Goswin mit Leichtigkeit zurückweist. — Was würde man von einem Roman sagen, in welchem ein Referendar als Neffe Bismarcks auftritt und die politischen Ansichten des Onkels spielend widerlegt!

O. K.

Digitized by Google

— Stopfkuchen. Eine See- und Mordgeschichte von Wilhelm Raabe. (Berlin, Otto Janke.) 284 S.

Der bekannte Verfasser fängt mittlerweile an, ein bejahrter Mann zu werden. Wer das nicht wüßte, der würde es doch schon aus der loquacitas, auf gutes, unhöfliches Deutsch „Breite“ genannt, schließen können, die jedem neuen Kinde seiner Laune in vermehrtem Maße anhaftet. Schon die ersten, gewissermaßen Epoche machenden Veröffentlichungen Raabes waren nicht frei von dieser Eigenschaft; doch war sie in ihnen noch dermaßen abgedämpft, daß sie auf den, der Sinn dafür hatte, gewissermaßen einen behaglichen, wohlthuenden Eindruck machte; da ist es wohl kein Wunder, wenn nach 30 Jahren einer fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit diese Eigenschaft sich kräftiger als wünschenswert ausgewachsen hat. Braucht doch ein durchschnittlich veranlagter Autor kaum zwei bis drei „Werke“ zu schreiben, um alles, was er zu sagen hatte, vom Herzen los geworden zu sein; hat er damit Beifall gefunden, dann folgt das Heer der Variationen und Wiederholungen, dieselben Gedankenreihen werden immer aufs neue vorgetragen, bis es endlich dem deutschen Lesepublikum doch einmal zu viel wird, — doch das hat gute Wege. Nomina für diese Art von Schriftstellern wären in Menge beizubringen, doch pflegen sie odiosa zu sein.

Wilhelm Raabe ist mehr als ein Durchschnittsschriftsteller. Die Zahl seiner Erzählungen und Romane ist nicht gering, aber als ganz wertlos wird man so leicht keine unter ihnen bezeichnen dürfen. Auch „Stopfkuchen“ hat noch seine Reize trotz alledem, hat noch manche humorvolle Stelle, manche sinnig ausgemalte Situation und interessante, wenn auch in Raabes Werken schon sehr ähnlich vorkommende Charaktere. Die Breite der Darstellung freilich ist erstaunlich und wird dadurch nicht geringer, daß die ganze Erzählung von dem in ihr selbst mithandelnden Verfasser auf der Rückreise von seiner alten deutschen Heimat nach seiner neuen südafrikanischen in der Schiffskajüte niedergeschrieben wird — daher der Name „Seegeschichte“ —, und auch dadurch nicht, daß der Hauptkern, die „Mordgeschichte“, wieder dem Titelhelden „Stopfkuchen“ in den Mund gelegt wird, dessen körperliche Breite diejenige seiner Ausdrucksweise schwerlich überragt haben kann. Es nützt uns auch durchaus nichts, daß besagter „Stopfkuchen“ (ein Spitzname für den körperlich Feisten, geistig gutmütigen und gemütvollen, verbummelten Studenten und nachmaligen Landwirt ohne Ackerwirtschaft) von seinen Zuhörern, worunter auch der Verfasser ist, wiederholt wegen seiner Erzählungsweise zur Ordnung gerufen und zu größerer Kürze ermahnt wird: seine Frau kennt ihn, „es hilft nichts, wir müssen ihn auf seine Weise erzählen lassen“, sagt sie resigniert. Ebenso ergeht es uns mit dem Verfasser. —

Der Inhalt der Geschichte dreht sich hauptsächlich um die Frage, „wer Kienbaum totgeschlagen hat“; dabei erfahren wir aber erst auf den letzten Blättern des Buches, wer Kienbaum eigentlich gewesen, und wie er umgekommen ist. Die schließliche Aufklärung des Thatbestandes wirkt angenehm versöhnend. Der erschlagene Kienbaum war ein roher Patron, dem kaum jemand nachzuweinen hatte; derjenige, der sein Leben lang unter dem Verdachte des Mordes wie verfehmt einhergehen mußte, hatte zwar Kienbaum nicht totgeschlagen, wäre aber seinem Charakter nach im stande gewesen, bei Gelegenheit auch wohl mehreren Kienbäumen das Lebenslicht auszublasen, auch ihn können wir daher nicht bedauern. Endlich der wirkliche Thäter ist ein harmloser Mann, den nur maßlose und planmäßige Quälereien und Kränkungen einen Augenblick dermaßen außer sich gebracht haben, daß er einen Feldstein nach dem infolge dessen „seligen“ Kienbaum wirft. Er verbringt sein Leben in fortwährender Reue über den unbeabsichtigten Totschlag und entgeht der irdischen Gerechtigkeit Dank der Gutmütigkeit „Stopfkuchens,“ der allein um sein Geheimnis weiß. — Die Technik, mit der bald die Gegenwart, nämlich die Seereise nach Südafrika, bald die nächste, bald endlich die entfernteste Vergangenheit ineinander gewoben ist, ist bewundernswert. Für den nicht sehr aufmerksamen Leser aber — und welcher Romanleser wäre heute sehr aufmerksam? — gehen wohl die meisten Feinheiten verloren, ja, er wird vielmehr in den ersten Kapiteln gar nicht zur Klarheit kommen, wie er sich die Situation zu denken hat. Das ist ein Mangel, denn die, welche heutzutage ein und dasselbe Buch zweimal lesen, könnte ein moderner Diogenes wohl schon mit zwei Laternen vergeblich zu suchen haben. A. W.

— O du mein Oesterreich! Roman von Ossip Schubin. 3 Bände. Zweite Auflage. (Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlagsanstalt.)

„O du mein Oesterreich!“ möchte man allerdings ausrufen, wenn man diesen mit dem Doppeladler geschmückten Roman gelesen hat. Aber freilich nicht in dem Sinne der innigen Liebe und Pietät, in dem der Ruf ursprünglich gemeint ist, sondern im Sinn der Ironie und Satire, den die Verfasserin hineingelegt hat. Denn was uns gezeigt wird, ist kein liebenswertes Oesterreich, das Pietät verdiente, sondern eine verkommene Aristokratie, die zur einen Hälfte in Hohlheit und Fäulnis mit der Großfinanz verschwistert ist, zur anderen Hälfte wenigstens die Kraft verloren hat, energisch gegen die Korruption zu reagieren. Freilich ist die Frage, ob das Bild in rechter Weise gezeichnet, ob es wirklich im stande ist, den Gezeichneten einen Spiegel vorzuhalten, der ihnen zeigt, wie häßlich sie gestaltet sind. Wir glauben, daß es kaum der Fall sein wird. Mit zu leichtem Schritt geht die Verfasserin über die ernstesten Seiten hinweg, zu bald verfällt sie wieder in wenn auch oft recht amüsante Tändeleien und Scherze. Der Roman gehört doch etwas zu den realistischen Romanen, die ohne bestimmte Tendenz und ohne höheren Zweck das Leben so darstellen, wie es ist. „Fesch“ zu sein, das ist die erste Aufgabe der Gesellschaft. Unbesonnen und lustig lebt man in den Tag hinein. Ab und zu wird man unange-



nehm aufgeschreckt durch einen Pistolenschuß, der einem verbrauchten oder mißbrauchten Leben ein Ende macht. Doch schnell ist man bereit, der Sache einen guten Mantel umzuhängen, damit man sich morgen mit einem anderen Genossen wieder des Lebens freuen kann. Ist nur der Schein gewahrt, so ist alles erlaubt, auch der Ehebruch. Wir zweifeln leider nicht, daß diese Schilderung der Zustände naturgetreu ist. Vielleicht sind sogar einige Romanfiguren Porträts lebender Personen. Aber warum fehlt jedes ernste Urteil über das Unrecht, sei es, daß dies in den Worten handelnder Personen oder im Gang der Handlung selbst zum Ausdruck käme. Zwar mangelt es nicht an einem polternden, jovialen, alten Oberstlieutenant, der sich in das Landleben zurückgezogen hat, und der über seine mit der haute finance verbundenen Standesgenossen manchen guten Witz macht. Das ist aber auch das Ganze. Die Kur, welche Verf. mit der kranken Gesellschaft vornimmt, ist kein scharfer, aber heilender Schnitt ins Fleisch, sondern eine Morphiumeinspritzung, die kaum für wenige Stunden vorhält. tz.

— **Weihnachtsgeschichten** von **Paul Heyse.** (Berlin, Wilh. Hertz.) 302 S. 5 M., geb. 6 M.

Weihnachten ist für Heyses ästhetischen Religionsnebel lediglich ein Schenkfest, ein Fest, welches auch die Juden zu schätzen wissen. Das Christentum ist für Heyse in dem erwähnten Nebel so gut wie verschwunden, seine Polemik gegen das Christentum ist deshalb abgeschmackt. In der „Geschichte von Herrn Wilibald und dem Frosinchen (1889)“ legt der Verf. dem verwachsenen Notenkopisten Wilibald in München seine Aufsätze zu religionsphilosophischen Gedanken bei. Es geht ihm gegen den Mann, wenn er die guten Leute das Heilige sich zum Kindermärchen machen sieht und hört, wie sie mit ihrem Lallen die großen Geheimnisse auszudeuten meinen. „Wer aber brav ist und ganz andächtig Gott einen guten Mann sein läßt, mit dem kann ich mich sehr wohl verständigen. — Jeder hat den Gott, den er braucht und versteht. — Schon um des Wortes willen: ›Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie,‹ muß man es den Menschen zu gute halten, daß sie ihn vergöttert haben.“ — Was mag dieser Heyse'sche Wilibald für religiöse „Geheimnisse“ haben? Sie werden auf das: „Gefühl ist alles; Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut“ hinauskommen.

In der vierten Geschichte „Die Dryas (1890)“ macht die vierzehnjährige Baumnymphe eines Weihnachtsbäumchens einem Münchener Landschaftsmaler am heiligen Abend einen Besuch und bringt ihn auf den Gedanken, mit der allzurasch aufgegebenen Toni wieder anzuknüpfen. Das Ganze liest sich anfangs wie ein Märchen, dem Leser wird aber zuletzt mit kräftigen Mitteln (Schnarchen) der Gedanke beigebracht, daß es sich um einen Traum handelt. Die Dryas ist trotz ihrer germanischen Abkunft mit der griechischen Mythologie wohl vertraut, sie scheint auch Schillers Götter Griechenlands zu kennen, denn sie erzählt, daß um Winters Mitte die Holzleute mit ihren blanken Aexten zu den jungen Fichten- und Tannenbäumen kommen, um sie umzuhauen, „damit sie dem neuen Gott geopfert werden“. — „Schon darum haßte ich ihn, wenn er auch nicht all die anderen verjagt hätte.“ — Diese Sorte Heyseschen Antichristentums ist schwach genug, paßt aber zu den vier schwachmütigen, übrigens vom Kultus der Geschlechtsliebe fast ganz freien „Weihnachtsgeschichten“ recht gut. —

In der ersten Geschichte „Eine Weihnachtsbescherung (1889)“ weicht ein braver, pensionierter Wachtmeister den Werbungen zweier heiratslustiger Witwen aus und begnügt sich mit der Gesellschaft eines Hündchens, das er am Grabe seiner verstorbenen Frau gefunden hat. —

Die zweite Geschichte „Das Freifräulein (1889)“ behandelt die erste Liebe eines jungen Malers und einer jungen Baronesse. Die Eltern der Geliebten sind gegen die Verbindung, und da sie selbst keine Wartezeit festsetzen, so thun dies die jungen Leute. Wenn binnen drei Jahren keine Existenz für den Maler gefunden ist, soll die Braut frei sein. Die vereinbarte Frist läuft ab, niemand meldet sich, da heiratet das Freifräulein den ihr längst von den Eltern zugedachten Freiherrn. —

In der dritten Geschichte heiratet der arme Wilibald das arme Frosinchen. Beide sind nach Heyses Anschauung Muster ihres Geschlechtes, trotz einiger realer Flecken ideale Gestalten. —

Was Heyse erzählt, erzählt er sehr gut. In der Technik ist er einer der großen Meister, von dem viele lernen können. Auch in diesem neuesten Novellenbuch kann man sich an der anschaulichen, klaren, künstlerisch knappen Darstellung erfreuen. Wer Bücher liest und den Geist derselben für gleichgiltig hält, wer die Unterhaltungslitteratur als Mittel zum Zeitvertreib, auch wohl zum Zeittotschlagen ansieht, wird von Paul Heyse um so mehr befriedigt sein, als das Lesen seiner Novellen glatt von der Stelle geht. O. K.

— **Drei Märchen für Alt und Jung.** Die Nüsse, ein Weihnachtsmärchen. — Das Elixir. — Die graue Locke. Von **Georg Ebers.** Mit drei Lichtdruckbildern von C. Leineweber. 4. Aufl. (Deutsche Verlagsanstalt.) 242 S. 5 M., geb. 6 M.

Professor Ebers hat für Weihnachten 1890 nicht den üblichen Weihnachtsroman geliefert, sondern drei Märchen. Gut gemeint, aber herzlich schwach! — Das erste Märchen „die Nüsse“ gehört eigentlich ins Gebiet der Legende. St. Petrus, der Himmelspförtner, darf aus den in der Hölle Schmachtenden diejenigen zum Himmel begnadigen, welche nachweislich einmal in ihrem Leben eine reine, gute That vollbracht haben. Eine hartherzige, boshafte, geizige Frau hat einmal am Weihnachtsabend einem armen Bettelkind einige Handvoll Nüsse geschenkt. Was mit diesen Nüssen alles bewirkt worden ist, spricht die im übrigen hartgesottene Sünderin selig. Wie in Müllners Schicksalstragödie „Die Schuld“ „alles, alles hängt zuletzt am Real, den meine Mutter einer Bettlerin

Digitized by Google

verweigert", so hängt in Ebers' Schicksalsmärchen alles an den paar Nüssen, welche eine hartherzige, geizige Frau eines Tages verschenkt hat. — Christenhäuser werden solche müßige Sentimentalitäten ablehnen. —

Das zweite Märchen dreht sich um die Geheimniskrämerei eines Elixirs, das bald diese, bald jene Wirkung hat, bald der ganzen Menschheit, bald nur der Leipziger Apothekersfamilie Ueberhell nützen soll, bald Nutzen, bald Schaden bringt, bald auch ganz ohne Einfluß ist. — Ich habe von Seite zu Seite gewartet, um zu erfahren, was denn bei der redseligen Erzählung von Seite 39 bis Seite 150 herauskommt, aber mehr als eine Erinnerung an das „ridiculus mus", das Voßsche „komm doch heraus, Maus", ist bei meinen Nachforschungen nicht herausgekommen. Herzlich schwach ist auch das zweite Märchen. — In die eigentliche phantastische Märchenwelt wird der Leser mit dem dritten Stück „die graue Locke" versetzt, aber die alte wundervolle Märchenwelt ist es doch nicht, der Sinn des Lesers wird nicht gefangen gehalten, denn das moderne Leben mit Kanonendonner, Professoren-Weisheit, Klavierspiel, Schaufenstern der Schnittwarenhändler, Ständeversammlungen ragt thöricht genug in die Welt der Drachen, Greifen, Wunderspiegel und des von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbenden Talismans der grauen Locke hinein. Aber wie das Elixir entbehrlich ist, so verliert auch die graue Locke ihre Bedeutung. Auch beim dritten Märchen muß der nach Gedanken suchende Leser sich sagen: gut gemeint, aber herzlich schwach! —

Der Kredit Georg Ebers' vermindert sich zwar von Jahr zu Jahr, und es gehört heutzutage zur gesellschaftlichen Klugheit, mit Geringschätzung von der Schöpferkraft oder auch nur von dem poetischen Talent des egyptologischen Romanschreibers zu sprechen, gleichwohl beweist die vierte Auflage der drei Märchen, daß immer noch viele auf den Namen Ebers eingeschworene weihnachtszeitliche Bücherkäufer in Deutschland vorhanden sind, welche ihrer Vorliebe für den wortreichen und gedankenarmen, aller Poesie baren Ebers treu bleiben.

Die drei Märchen sind in sehr kleinem Format auf kartonartiges, mit 242 Seiten den Eindruck eines starken Bandes hervorrufendes Papier gedruckt, dazu ist jedem Märchen ein unbedeutendes Bildchen beigegeben, es ist deshalb nicht zu verwundern, daß der hohe Preis von fünf Mark für dieses geringe Erzeugnis der Eberschen Mußezeit in Ansatz gekommen ist. O. K.

7. Verschiedenes.

— Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Bd. XV. Heft 8: Die geschichtliche Entwicklung der Descendenztheorie von Dr. phil. E. Dennert. Preis 1 M.

Es ist eine verdienstvolle Aufgabe der genannten Zeitschrift, wichtige Zeitfragen aus allen Gebieten dem großen gebildeten Publikum in klarer und einfacher Form vorzutragen. Wie einschneidend der Darwinismus in alle Gebiete menschlichen Lebens eingegriffen hat, ist allgemein bekannt; die Wogen dieses Kampfes haben sich wieder gelegt, aber eine Hauptfrage der Darwinschen Lehre: Ist jede Art der Tiere oder Pflanzen einzeln geschaffen oder hat sich jede allmählich aus andern Arten heraus entwickelt (Descendenz)? — ließ bis auf den heutigen Tag die Gemüter noch nicht zur Ruhe kommen. Verfasser versucht nun die ganze Reihe bisheriger Auffassungen vom Altertum bis zur neuesten Zeit — kurz zu schildern und ihre Berechtigung zu würdigen, und giebt zum Schlusse einen Ausblick auf die kirchliche Gestaltung dieser Lehre durch die Annahme eines „inneren Entwicklungsgesetzes" an Stelle der äußeren Beeinflussung der Arten; ob damit mehr als ein ignoramus et ignorabimus ausgesprochen ist — und wir halten das für das Richtigste — bleibe vorläufig dahingestellt, bis der Beweis der Leistungsfähigkeit dieser Anschauung erbracht ist; der naturwissenschaftliche Laie aber wird die Schrift mit größter Genugthuung ansehen, daß der ganze Kampf um ein neues Lebensprinzip schon wenige Jahre nach dem Tode seines Vorkämpfers — Darwin —, von der Tagespresse verschwunden ist und sich dahin zurückziehen mußte, wo er allein ausgetragen werden kann, vor das Forum der Naturwissenschaft; — mag alsdann die Entscheidung ausfallen wie sie wolle, die Uebertragung naturwissenschaftlicher Theorien auf das sittliche, religiöse und sociale Gebiet wird uns hoffentlich für immer erspart bleiben.

— Die Pietät und ihre Pflege in Volk und Haus. Von Franz Blanckmeister, Pastor in Dresden. Zeitfragen des christlichen Volkslebens, Band XV. Heft 6. (Stuttgart, Chr. Belser.) 47 S. Einzelpreis 1 M.

Die „Zeitfragen" sind „eine alt renommierte Firma"; sie haben stets hervorragende Beachtung gefunden, und man darf annehmen, daß sie nicht ohne segensreichen Einfluß zur Erweckung christlich deutschen Lebens geblieben sind. Es geht ihnen aber auch nicht anders, als allen periodischen Zeitschriften, daß nämlich nicht alles auf gleicher Höhe steht. Unter ihren bis jetzt erschienenen 110 Nummern ist auch hier und da eine Publikation mit untergelaufen, die nicht gerade ersten Ranges ist. Zum Beispiel die vorliegende. Am Thema ist nichts auszusetzen: Das Schwinden der Pietät ist sicher eine Zeitfrage, die zu behandeln, sich der Mühe verlohnte. Es soll auch anerkannt werden, daß der Aufsatz eine Fülle beherzigenswerter Gedanken enthält. Dazu kommt eine streng durchgeführte, schon im Anfang mitgeteilte Disposition, doch wird diese Weise nicht jedem zusagen, so wenig wie der pastorale Ton, in den der Verfasser zuweilen verfällt. Der Gedankengang der Schrift ist kurz folgender. Zunächst wird, wie billig, das Wesen der Pietät möglichst scharf umrissen, wobei festgestellt wird, daß wahre Pietät nur im Christentum möglich ist. Sodann folgt eine schöne Stelle über den Wert der Pietät, die als der vollendete Gegensatz zur Selbstsucht bestimmt wird. „Pietät und Selbstsucht sind zwei Dinge, die sich



schlechterdings fliehen und ausschließen." Gegenüber der Ursünde der Selbstsucht wird die Pietät als die Urtugend bestimmt. — Es folgt nun eine geschichtliche Darstellung, wie die Pietät in den verschiedenen Zeiten mehr oder weniger in die Erscheinung getreten ist, wobei besonders die Vorliebe des Verfassers für das Mittelalter zu Tage tritt. Den einzelnen Ständen und Lebenskreisen wird sodann nachgewiesen, ob die Pietät in ihnen von Natur herrschend ist oder nicht. Endlich — dies ist wohl der schwächste Teil der Abhandlung — werden einige praktische Ratschläge gegeben, wie der Pflege der Pietät in Volk und Haus Vorschub zu leisten ist.

Was die Darstellung betrifft, so schießen die Behauptungen des Verfassers nicht selten über das Ziel hinaus, so daß auch die Redaktion der „Zeitfragen" an zwei Stellen eine einschränkende Anmerkung für nötig gehalten hat. Hier nur einige Beispiele. Das schon erwähnte Lob des „trauten Mittelalters" mit seinem „wunderlieblichen Hauch der Pietät und Frömmigkeit", in das hinein zu versetzen „von jeher für alle positiven Gemüter immer eine wahre Erfrischung gewesen" ist, klingt dem Kenner der Kulturgeschichte doch reichlich romantisch. — Daß wir noch heute unter den übeln Folgen des Rationalismus leiden, wird niemand bezweifeln wollen; man denke nur an Herrn von Egidy! Dieser letztere Fall genügt aber auch schon allein für sich, um die Hoffnung des Verfassers nicht aufkommen zu lassen, daß wir sie (sc. die üblen Folgen) einmal „völlig überwinden" könnten. — Ist es wirklich eine „löbliche Eigenschaft des Bauernstandes", daß er „alte Einrichtungen in Haus und Stall unangetastet läßt, wenn sie auch aller Vernunft zuwider liefen?" Oder gar, daß er „im Wirtshaus seinen eignen Sitz hat, den er alltäglich einnimmt bis an seinen Tod?" Das letztere wenigstens würde man bei mir zu Hause ganz anders bezeichnen. Umgekehrt, ist es pietätlos, wenn ein Bauer sich „aus den Ruinen des alten Schlosses oder einer alten Kirche Steine holt, um damit einen Stall oder Backofen zu bauen?" Doch wohl kaum. — Der Bürger wohnt nicht „meist zur Miete mit monatlicher Kündigung," das würde die Wohnung unnötig verteuern. — Für denselben Bürger gilt es auch noch nicht für eine „Schande, irgend welche Stücke auf die Familie zu halten!"

In Bezug auf den Ausdruck wissen wir nicht, ob es irgendwo in Deutschland „Naturschutzvereine" giebt. Und das Wort „schlechthinig" ist doch nicht hübsch genug, um in der kleinen Schrift dreimal angewandt zu werden A. W.

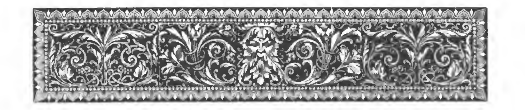
— Die psychopathischen Minderwertigkeiten von Dr. J. L. A. Koch, Direktor der K. W. Staatsirrenanstalt Zwiefalten. I. Abteilung. (Ravensburg, Verlag von Otto Maier, Dornsche Buchhandlung.) 1891. Preis 4 M.

Psychopathische Minderwertigkeiten nennt Koch alle Regelwidrigkeiten des Geisteslebens, die weder eine eigentliche Geisteskrankheit darstellen, noch auch bei ganz gesunden Menschen vorkommen. Hierher gehören nicht nur alle „nervösen Zustände," sondern noch weit mehr Störungen, die freilich im gewöhnlichen Leben nur ganz ausnahmsweise richtig erkannt und beurteilt werden. Da findet der Seelsorger viele Zustände von geistlichen Anfechtungen, der Jurist mannigfache Zustände von verminderter Zurechnungsfähigkeit, der Pädagoge allerlei geistige Hemmungen oder Abweichungen vom gewöhnlichen Geistesleben, — alle aber sind gewiß in hohem Maße überrascht, solche Zustände als Krankheit geschildert zu sehen, und doch wird kein aufmerksamer Leser den vielgehörten Vorwurf erheben, daß Koch wie manche Aerzte eben alle Untugenden eines Menschen für Krankheit erklärt; vielmehr ist der Gesichtspunkt aufs schärfste hervorgehoben, daß viele Untugenden zweifellose Untugenden sind, aber auch nicht wenige ihre wirklich nachweisbare Begründung in körperlichen Störungen haben und demgemäß auch behandelt werden müssen.

Es würde zu weit führen, wollte ich das wichtigste herausheben, nur das sei angeführt, daß die ganze Schreibweise auch den gebildeten Laien das Verständnis wohl ermöglicht, und es kann jedem, der mit Menschen umzugehen und auf sie einzuwirken hat, diese Schrift, der später eine Fortsetzung folgen wird, nicht warm genug ans Herz gelegt werden.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.

Digitized by Google



Ein Neubau unter Trümmern.

Roman aus der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege.

Von

C. Beyer-Laage i. M.

(Schluß.)

V.

Im Trotz hatte Peter Gruwel, der durch den harten Griff der Welt aus seinen Träumereien aufgeweckt war, sein im Sturm genommenes Haus gegründet und war nun bemüht, es wie eine Burg gegen dieselbe aufzurichten. Die verfügbaren Kräfte wurden von ihm in der richtigen Weise verwendet, und bei allem Werk, was nötig wurde, stand der Grundsatz der Selbsthülfe obenan. Es begann ein besonderes Wirtschaften auf der Mühle, denn es war ein Herr da, welcher die Einsicht in die offenbaren Schäden hatte, und die Kraft, dieselben zu beseitigen. Er schnitt mit Karak Bretter, richtete Balken her und verkleidete, stützte, ergänzte und erneuerte in unermüdlicher Arbeit, wo nur Mängel an den Gebäuden sich offenbarten. Derselben waren nicht wenige, aber es genügten einige Wochen, da hatte die Mühle ein ganz neues Aussehen bekommen, sie klapperte dem Wanderer noch einmal so lustig entgegen.

Alle aus der Ferne nach Laage heimkehrenden Flüchtlinge, alle Fremden, die Gelegenheit zur Niederlassung suchten, hielten auf der Brücke einen Augenblick an und lauschten der ihnen also gebotenen Einladung, aber nur die Mühle sprach, die Bewohner derselben waren gegen Außenstehende sehr wortkarg und verschlossen.

Vom Amte erlangte Peter Gruwel schon durch eine einzige Reise seine Bestätigung als Müller, da er seinen Lehrbrief und seine Zeugnisse aus Rostock vorlegen konnte, man war froh, einen tüchtigen Mann auf wichtigem Platze zu wissen. — Etwas schwieriger war seine Unterhandlung mit dem geistlichen Gerichte bezüglich der Strafen, welche Anna auferlegt waren. Er setzte es durch, daß nicht bloß die öffentliche Kirchenbuße aufgehoben, sondern auch die Geldstrafe wegen ihres Benehmens vor der Kommission ermäßigt wurde, und nun kannte er kein anderes Streben, als die Summe möglichst bald zusammenzubringen; dann erst schienen ihm die Hindernisse für einen guten Anfang ganz beseitigt zu sein. Daß ihn diese Angelegenheit sehr peinigte, davon sprach er freilich nicht zu der Müllerin. Er ließ sie bei dem Glauben, daß durch die Heirat alles, was ihr einst auferlegt war, mit einem Schlage beseitigt wäre.

Seine nunmehrige Frau wagte nicht, ihm sein Herrnrecht streitig zu machen, ihr Trotz war nicht gebeugt, sondern gebrochen, und es waren nur schwache Wurzeltriebe,

Digitized by Google

welche er noch machen konnte. Der Gedanke, daß sie die unglücklichste Frau der Erde sei, hatte sich ihrer bemächtigt und wurde genährt durch allerlei kleine Dinge, die im täglichen Verkehr mit Peter ihr peinlich oder widerwärtig schienen.

War der junge Müller nicht so geizig, daß er dadurch in den Mund der Leute kam? Ei, sparsam sein war eine Tugend, und die schwere Zeit nötigte dazu, aber mußte er deswegen jeden Pfennig dreimal umkehren, ehe er ihn ausgab, sich selbst und Karak gar keinen Genuß bieten, wenn die Müllerin auch annehmen wollte, daß er ihr überhaupt nichts gönne? War seine Rücksichtslosigkeit bei Tische nicht darauf berechnet, sie zu verletzen? Er schnitt natürlich das Brot vor, aber bevor er es anschnitt, machte er kein Kreuz mit dem Messer über dasselbe, und legte es, wie es ihm gerade zur Hand war, ob nun die angeschnittene Fläche zur Thür sah oder dem Eingang abgewendet war, ob das Brot auf seinem richtigen Boden lag oder auf dem Rücken — ei, wie konnte da der Segen aus dem lieben Brote kommen, wenn er so gewaltsam aus dem Hause getrieben wurde? Heute hatte Peter das Messer beim Weglegen so gedreht, daß es die Schneide nach oben kehrte, natürlich that er es, um ihr zu zeigen, daß er den Streit im Hause aufrecht erhalten wollte, morgen schob er es wohl gar mit dem Löffel auf dem Teller zum Kreuz, natürlich würde es ihn freuen, wenn bald eine Tote, wenn die vielgequälte Müllerin mit den Füßen voran zum Hause hinausgetragen würde. Am geringsten hatte es Bedeutung, daß er regelmäßig unterließ, die ausgeleerte Eierschale auf seinem Teller zu zerdrücken; mochte er immerhin sich dadurch Fieber zuziehen! Aber es verstieß doch gegen den Brauch, darum war es störend, und er ließ sich nicht belehren, obwohl sie mit gewisser Herausforderung seine Verstöße ausglich, er that natürlich absichtlich so, als bemerke er es nicht, um sie zu ärgern.

Aber dafür konnte es ja Vergeltung geben! Warum sollte eine junge Frau nicht auch allerlei Wege finden, ihn heimlich so zu peinigen und zu reizen, daß er schließlich die Geduld verlieren mußte? Die von ihr geforderte und von ihm zugebilligte Schranke zwischen beiden hatte er mit Ehrlichkeit gehalten, ja, sogar seine Blicke gingen, wenn er nicht gerade mit ihr zu sprechen hatte oder mit ihr bei Tische zusammensitzen mußte, über sie weg, als wäre sie Luft. Karaks Verschlag war erweitert, und beide Männer schnarchten des Nachts um die Wette, daß Anna es hören konnte und oft vergebens zu schlafen versuchte.

Sie bemühte sich nun zunächst, Peter aus seiner erkünstelten Gleichgültigkeit herauszulocken, denn sie wußte, daß er einst gar gerne sie mit besonderen Augen angesehen hatte. — War sie nicht jung, frisch und gesund? War sie nicht hübsch? Der Spiegel sagte es ihr tagtäglich, als ihre blühenden Wangen infolge der Arbeit und Zerstreuung wiederkehrten, und die Blicke der fremden Mahlgäste sagten es ihr auch. Ihr schadete es gewiß nicht, wenn sie recht viele Sorgfalt auf ihre Kleidung verwandte, wenn sie ihr Haar recht gefällig scheitelte, wenn sie bald an ihrer Schürze und bald an ihrem Brusttuch so lange rückte und faltete und zurechtsteckte, bis dieselben gar zierlich und anmutig zu ihrer Haltung standen; und wenn sie dann am Herde bei der Zubereitung der täglichen Kost flink und gewandt schaffte, daß ihr Röckchen flog und die runden, weißen Arme sich gegen den Ruß recht abhoben — nein, sie konnte es sich selten versagen, beiseite weg auf den Müller zu spähen, ob sie nicht einmal jenem Blicke wieder begegnen würde, der bei seinem ersten Kusse aufgeflammt war.

Peter aber war niemals müßig, daß er zum Gaffen Zeit gefunden hätte. Er sah sie nur erstaunt an, wenn sie gar heftig mit dem Dreifuß rückte, daß der Grapen überfloß, oder mit der Zange und dem Schüreisen herumwarf, daß sie klirrend hüpften. Beim Essen hatte er seine Blicke zumeist auf seinen Teller gerichtet.

Da er denn soviel auf die Speise gab, daß er nur dafür Gedanken hatte, so ließ sich wohl dabei ihm zeigen, daß es in der Hand der Müllerin lag, ihm allerlei Verdrießlichkeiten zu bereiten. Mit großer List wußte sie allmählich in Erfahrung zu bringen, welche Speisen ihm die liebsten wären, und hütete sich natürlich, ihm dieselben

Digitized by Google

vorzusetzen. Lungenwurst vergaß sie beim Einschlachten zu machen, dagegen würzte sie die Grützwurst durch allerlei Kräuter sehr stark. Stockfisch mit grünen Erbsen war ihm zuwider, sicher war, daß Anna soviel Stockfisch gelegentlich von Rostock mitbringen ließ, daß das Gericht allwöchentlich einmal auf den Tisch kam. Er wagte Andeutung darüber zu machen, da mußte er das nächste Mal mit einer auffallend dünnen Kohlsuppe sich begnügen und statt des Fleisches Brot hineinthun, um satt zu werden. Er verstand den Wink und schwieg in Zukunft

Die Müllerin nahm sich wohl in acht, daß ein begründeter Tadel sie treffen konnte, ihre häusliche Wirtschaft war so ausgezeichnet geordnet, die Küche immer so sauber und blank, die Haustiere zur gehörigen Zeit gefuttert und so gepflegt, daß Peter anfangs sich heimlich gestand, daß er von solcher Vollendung der Kunst nichts bisher geahnt hatte, dann seine Ansicht nach seiner kurzen Weise Karak mitteilte, worauf dieser dafür sorgte, daß es Anna wieder zu Ohren kam. Sie sah, daß der Müller doch sie achtete und gab sich verdoppelte Mühe, diese Achtung zu steigern.

Karak und Peter waren immer beisammen und immer einig, und das war besonders bewirkt durch einen gemeinsamen Gang zum Pastor, zu welchem dieser zwecks Untersuchung des Unfuges auf dem Kirchhofe sie aufgefordert hatte. Nach der Rückkehr schwur der alte Eisenbeißer, der den Gang mit ganz verzagtem Gemüte angetreten, auf seinen jungen Herrn Stein und Bein. Stärke, Mut und Entschlossenheit hatte dieser, dazu das Herz auf dem rechten Flecke, er verstand, man sollte es ihm gar nicht ansehen, sogar vor dem Pastor den Mund zu gebrauchen, so daß dieser nach dem besten Anlauf plötzlich stehen geblieben war, den Müller überrascht angesehen hatte, ihm auf die Schultern geklopft und gesagt: „Er ist ein rechter Mann nach meinem Sinn; ich wollte nur, daß die andern alle so wären!“ Ja, wenn sogar der Pastor ihn gelobt hatte, dann genade Gott allen denen, welche nur ein Wort übel von dem Müller zu reden wagten! — Karak arbeitete, wie bisher in seinem Leben nicht, nur um den Jungen sich nicht vorbei kommen zu lassen; stand er endlich, bog seinen alten Rücken mühsam gerade und wischte sich den dichten Schweiß von der Stirne, dann holte Peter verdoppelt aus, gleichsam für zwei. Und wie wußte der letztere einzurichten, anzustellen, daß alles glatt verlief! Das war so einer, der es früher im großen Kriege gewiß zu hohen Dingen gebracht hätte, der wäre bald Wachtmeister geworden, vielleicht eben so rasch, als ein Gewisser, der nun den frischen, lustigen Krieg bei Bauernarbeit vergessen mußte und nur seine Erinnerungen gelegentlich einmal in einer guten Stunde wachrufen konnte. Frühstücks- und Vesperzeit waren zu einem Gespräche wohl geeignet, d. h. der Alte erzählte, und Peter hörte zu und fragte, damit war beiden gedient.

„He, Junge!“ sagte Karak, „bist du ein Kerl, der Fleisch und Blut hat, und duldest es, daß dein Weib dich immer von sich fern hält? Hei, da heißt es: den Arm um die Hüfte und dann einen Kuß auf den Mund, daß man es durch das halbe Lager hören kann! War das früher eine Kleinigkeit, ein widerspenstiges Weib zu bändigen! Anfangs schrieen sie und thaten spröde, der Rumormeister hatte aber einen sichern Hieb mit der Peitsche sich angewöhnt, hernach liefen sie einem nach durch Land und Stadt, daß man froh war, wenn man bei einer guten Gelegenheit sie hinter sich lassen konnte.“

„Waren sie alle so?“ fragte Peter.

„Na, hm, ja — was soll ich sagen? Nein — alle nicht, das ist wahr, und ich will meiner Trude Andenken nach so langen Jahren nicht verunehren. Nein, Peter, es waren brave, ehrliche Weiber dabei. Die ich nannte, die wollte mich mitten aus dem Getümmel herausholen, als mir eine Kanonenkugel so dicht am Kopfe vorüber gesaust war, daß sie Hut und Haarbüschel mitnahm. Ich bin kopfüber in den Sand gefahren und muß die Viere ausgestreckt haben, als wäre mein bischen Leben auf der Kugel davon geritten. Da erwache ich hernach von einem jämmerlichen Seufzen und Stöhnen, es schüttelt mich etwas, daß ich denke, ich reite auf einem Gaul. Was ist es? Das Mädchen will mich, so wahr ich hier sitze, auf dem Buckel aus der Schlacht tragen.

Digitized by Google

Ich schäme mich und springe auf die Beine, taumele noch etwas, daß sie mich stützen muß, dann sehe ich, daß die Unseren Reißaus nehmen. Es waren damals Immenschneider, die lieber raubten und plünderten und hinter den Hecken herumlagen, als einen ehrlichen Kampf ausfochten. Ich sag zu ihr: „Lauf, Mädchen, rette dich, sonst erwischt dich der Kroat!" Ja, 's hat sich was mit dem Laufen! Sie bleibt bei mir, und ich taumele fort, und richtig, sie bringt mich noch zur rechten Zeit in ein Gebüsch, und dort liege ich und höre alle Kanonen vom Tage her die ganze Nacht hindurch in meinem Kopfe brummen. So sehr ich sie beschwöre, sich nicht um mich zu kümmern, sondern zu fliehen und sich zu retten, sie bleibt, sie wagt sich wiederholt aus dem Versteck, holt in meiner Flasche Wasser und kühlt die ganze Nacht hindurch meinen Kopf, der gefährlich brennt. Am nächsten Morgen kann ich gehen, wir schleichen uns wieder zu den Schweden durch, und noch an demselben Tage hat sie mir der Pfaff als mein ehelich Weib angetraut. — Sie starb, als wir im Hessischen lagen, an der Pest, habs ihr nimmer recht vergelten können, was sie an mir gethan."

„Siehst du," sagte Peter, „das war keine für den Stock des Rumormeisters."

„Nein," entgegnete Karak, der in Gedanken das Bild der Verstorbenen vor sich aufsteigen ließ, „es war ein stolzes Weib, die etwas auf sich hielt, die wäre lieber gestorben, als daß sie einen Schlag von ihm geduldet hätte. Wenn sie durch das Lager schritt — groß, schlank mit braunem Haar und besonderem Gang — dann hatten alle Respekt vor ihr." —

Längere Zeit schwiegen beide, dann hub Peter wieder an: „Es giebt noch andere von der Art."

„Du meinst —" sagte Karak und winkte der Mühle zu. „Ja, es ist schon richtig. Der Stock hilft nicht bei jeder, nur bei den Schwachen und Schlechten. Anfangs als ich ins Feld zog, da habe ich die Weiber und Dirnen mißachtet, als wären sie ein Spielzeug, das man nach Gelüsten nehmen könnte und wieder wegwerfen, wenn es gar zu schmutzig geworden war. Meine Trude hat mich eines andern belehrt. Seitdem sie von mir gegangen war, dachte ich, ich wollte es an andere ihrer Art wenden, was ich ihr nicht mehr zuliebe thun konnte — da habe ich bei allen Plünderungen meine Beute unter den Mädchen gesucht, d. h. unter denen von guter Art, und wenn es anging, dann brachte ich sie auf gute Art davon."

„Wenns anging!" sagte Peter.

„Ja, siehst du, es ging nicht immer an. Du suchst die Schuld in mir, wie mir scheint? Nichts da, ich kann dich gerade ansehen. Die Burschen waren roh und gewaltthätig, und Kriegsbrauch ist ein Gesetz, das der Generalfeldzeugmeister sogar achtet. Da war die Tochter eines Pfarrers in Thüringen, ich hörte sie schreien und lief herzu und wollte sie davonreißen, das gab Lärm und gab auch blutige Köpfe, daß der Rumormeister sich dazwischen mischen mußte, und er schlug auf die Unschuldige ein und band sie und drohte ihr wütend mit Schrecklichem am nächsten Tage und führte sie davon. Sie mußte unter den verworfensten Mädchen des Lagers hausen, da kam über sie gewiß groß Herzeleid. Ich ging am nächsten Morgen, sie zu suchen und zu trösten. Da fand ich sie starr und tot in einer Ecke liegen. Sie hatte, ohne daß jemand es bemerkt, den Strick, der ihre Hände hielt, durchnagt und dann den Knoten mit der Kraft der Verzweiflung verschluckt, daß sie davon erstickt war. Lange stand mir der Anblick vor Augen. — Komm, lasse uns lieber an dem Mühlsteg weiter arbeiten. Das Wasser rinnt und rauscht und nimmt die Gedanken mit fort. — Vergiß, was ich über Anna sagte; sie ist nicht aus gewöhnlichem Holze, Junge. Wer das Weib ehrt in seinen jungen Tagen, der hat in seinem Alter gute Stunden. — Komm, heute muß ich etwas Tüchtiges anzufassen haben, sonst singe ich heute Abend Sterbelieder."

Anna sah die beiden gehen und treu zusammenhalten, sie rumorte mit dem Geschirr, zerschmetterte gar eine Schale und nahm die erste beste Gelegenheit wahr, dem von ihr abgefallenen Karak seine wetterwendische Laune vorzuwerfen. Da lachte der ihr

Digitized by Google

gerade in das Gesicht und bot ihr das Unerhörte, daß er Peter durch ein eichen Brett lobte. Sie fuhr bitterböse herum und versuchte, als sie allein war, alles, was er gesagt hatte, auf die Wahrheit zu prüfen und sich einzuprägen, denn wenn der Alte stumpf wurde und ihr gar seinen Beistand versagte, so mußte sie doppelt auf der Hut sein.

Der Sommer ging vorüber, nachdem er eine reiche Ernte gebracht hatte, der Herbst mit seinen Stürmen stellte sich ein. Bald that schon der Herd mit seinem wärmenden Feuer den Männern wohl. Wenn sie ermüdet aus der Mühle oder von der Außenarbeit kamen, durchkältet vom schneidenden Zugwind oder durchnäßt vom strömenden Regen, und das Abendbrot gegessen hatten, rückten sie zu den hellodernden Scheiten. Der eine saß auf der Zugbank, der andere schaffte mit der Säge oder dem Hammer an allerlei Holz, und es fügte sich Gerät an Gerät, teils dem Hause zur Zierde, teils dem Hofe oder Felde zum Nutzen. Anna zog sich aus der Küche in ihre nebenan liegende Kammer zurück, da sie ein Beisammensein mit Peter, das länger dauerte, als unbedingt nötig war, noch immer beharrlich vermeiden wollte.

Wenn der Sturm allzustark an den Laden rüttelte, dann ließ der Alte sein Zugmesser wohl sinken, fuhr mit der Hand über die Stirne und sagte: „Hörst du, Peter, was er sagt? Dank deinem Gott, Achim Karak, daß du unter Obdach bist. Ich thue es auch, denn solche Nächte waren böse im Felde, wir mußten oft auf dem bloßen Boden liegen, so daß der Regen, der in Strömen floß, uns am Morgen den Schlamm in die Kleider gespült hatte. Dann sah uns aus der Ferne niemand an, daß wir Menschen waren. Um die Winterquartiere gab es den letzten verzweifelten Strauß mit den Kaiserlichen, und doch war das noch das beste. Man wurde in der ganzen Zeit niemals anders warm, als wenn man einmal Gelegenheit fand, tüchtig dreinzuschlagen und sich eine rechte Schramme zu holen."

„Du hast da so ein Ding an der Stirne, das geht wohl noch über den halben Kopf weg," sagte Peter und machte einen bezeichnenden Strich um das Haupt.

„Es juckt jetzt wieder," sagte Karak, „und dann heißt es, daß das schlechte Wetter noch lange so bleibt."

„Ihr lagt doch während des Feldzuges nicht immer im Freien?" fuhr Peter fort. „Ich habe oft genug gehört, daß die Städte durch Garnisonen Jahre lang gelitten haben und geplagt und ausgesogen sind."

„Garnison?" rief nun der Alte und lachte spöttisch und verächtlich, „du glaubst wohl, daß es einem rechten Reiter eine Freude ist, hinter den Mauern zu liegen und trocken Kommißbrot zu essen? Ei, potz — — ja so, ich wollte nur sagen, glaubst wohl, daß ich deshalb Soldat geworden bin, um mich von Weibern ernähren zu lassen? Nein, besser, als sich hinter Wall und Mauern einzusperren, ists noch, des Nachts im Freien liegen nahe beim Pferd, den Säbel an der Faust, mit dem Mantel zugedeckt, wenn dann auch der Schnee über den Leib fußhoch herfliegt. Sobald man hernach nur am Tage Gelegenheit findet, im ehrlichen Gefecht vor dem Feinde gute Beute zu gewinnen, ist alles Ungemach vergessen."

„Wozu sich von Weibern ernähren lassen, so lange man noch die Hände rühren kann?" fragte Peter.

„Hände rühren, Hände rühren!" schrie der Alte, in welchem offenbar ein wunder Punkt getroffen war. „Da rühre nur einmal jemand die Hände! Wozu denn? Etwa um den verhungerten Wirt zu tribulieren oder seinen nach Brot schreienden Kindern etwas auf der Sackpfeife vorzuspielen? Bei den Bürgern ist in wenigen Wochen alles aufgegessen, was eßbar ist; Sold giebt es, aber mein Lebtag bin ich mit meinem Solde nicht ausgekommen, meistens verspielten wir ihn in wenig Tagen. Schelmenbeine verboten! Ja, verbietet nur, Herr Oberst! Wenn der Soldat Langeweile hat, wird er sich den Teufel um Steckenknecht oder Generalgewaltigen scheren! Da verspielte ein Reiter in einer Nacht heimlich im Winkel seine Wehr und seine Kleider. Am nächsten Tage ging er hin und drehte einer armen Dirne, die er am Wege traf, den Hals um,



nur um das Kommißbrot zu haben, das sie ihrem Musketier zutragen wollte, am dritten Tage baumelte er. Was half es? — Sechs Monate habe ich es ausgehalten, obgleich ich bei meiner Anwerbung ausdrücklich mir ausbedungen hatte, nicht in Garnison gelegt zu werden. Meine Trude arbeitete und schleppte mit Lebensgefahr Holz aus den benachbarten Waldungen, um es in der Stadt zu verkaufen. Ich verbot es ihr. Da übernahm sie, als ich ihr einmal einige Gulden zuwandte, gleich die Wäsche für Reiter und Musketiere und stand Tag und Nacht am Bottich oder lag am eiskalten Bach zum Spülen, daß die Finger ihr gichtisch wurden. Ich schämte mich, daß sie mich ernähren sollte und ging hin und schanzte für Geld oder übernahm für andere die Wacht, aber was verschlug es? — Als das Frühjahr kam, da sagte ich zu ihr: „Trude, mein Pferd ist verkauft, morgen am Abend gleit ich über den Wall." „Ich auch!" sagt sie, „ich weiß auch schon, wo es am besten geht." Das Mädel, sag ich dir, verstand meine Gedanken zu erraten. — Ich wollte, sie wäre noch hier, und ich könnte ihr hier eine Heimat bereiten, wo wir beisammen fest wohnen könnten. Ich weiß, daß sie sich darnach sehnte, obwohl sie es niemals sagte. — Nun liegt sie weit von hier unter dem Rasen, und ich habe gute Tage — umgekehrt wäre es gerechter gewesen."

„Nun, wie wurds dann im Frühjahr?" fragte Peter, um den Alten von seinen trüben Gedanken wegzubringen.

„Gut wurds!" sagte der Wachtmeister. „Es war meine glücklichste Zeit. Beritten wurde ich bald, denn ein Kamerad lieh mir ein Pferd auf Abzahlung. Uns gegenüber lagen bayrische Kürassiere, die das Herz auf dem rechten Fleck hatten. Alle Tage ein Scharmützel, hin und wieder hieb oder schoß ich einen Reiter vom Pferd, und wenn ich dann in seinem Felleisen die goldenen Vögel fand, dann hatten wir gute Tage. Meine Trude ging wie eine Hauptmännin einher, und ich trug ein Wams mit Gold verbrämt wie ein Offizier. Die goldenen Vögel flogen davon — husch, husch — andere flogen herbei — Wetter noch mal, Junge, was für ein Leben war es! — Da habe ich singen gelernt, daß meine Trude meinte, wenn ich so dabei bliebe, dann würden zuletzt noch die Fische im Bach davon krepieren — ha, ha, ha, ha!"

Und nun sang er:

„Wir hab'n einen braven Helden, dazu frisch junge Leut,
Wir ziehn damit zu Felde und machen frische Beut.
Blanker Soldat in deinem Ornat,
Frisch auf, Soldat!
Gott helf uns früh und spat.

Wenn andre Leute schlafen und ruhen in der Nacht,
So ziehn wir an die Waffen und schießen, daß es kracht.
Blanker Soldat in deinem Ornat,
Frisch auf, Soldat!
Gott helf uns früh und spat.

Wir streben alle Tage nach Reputation
Unser Leben wolln wir wagen, dem Feind zu Spott und Hohn.
Blanker Soldat u. s. w.

Viel Reuterei mit Ehren, mit tausend Musketier,
Dieselben thun sich wehren ritterlich für und für.
Blanker Soldat u. s. w.

Gestorben bei den Reutern und bei den Musketier,
Bei Offizier und Gefreiten erlangen wir Preis und Ehr.
Blanker Soldat u. s. w.

Sieh da, Peter horchte auf den frischen Klang, richtete sich etwas auf, und dann fiel er mit kräftiger Stimme in den Rundreim ein, dem Alten zur Liebe und sich selbst zur Lust.

Da blitzten dem Wachtmeister die Augen, er sprang auf und reckte seine breiten Glieder: „Hui, Junge, in dir steckt etwas, das gefällt mir. Wärst du doch auch bei unserer Hauptaktion gewesen! Uns gegenüber westfälische Speckfresser, Kerle wie Eichen,

Digitized by Google

hatten schweres Geschütz in Menge. Kinder, sagt der Hauptmann auf dem Musterplatz, ist einer unter euch, der sich nicht vorgenommen hat, wie Wall und Mauer zu stehen, der bleibe ja daheim, noch ists Zeit. — Tausend Wälle, tausend Mauern! schreit jemand, den ich nicht nennen will. Er schmunzelt, denn der Schalk sitzt ihm im Nacken, macht ein verzweifeltes Gesicht und sagt: Aber der Feind schießt heute durch solchen Wall mit seinen Kartaunen. — Hei, schreit ein anderer, wir stopfen die Löcher heute Abend mit seinen Würsten zu. — Kinder, Kinder, sagte er, machts nicht zu toll, seine Kerle sind alle wie gleichgedrechselte Kegel, so steif und rund. — Wir sind die Kugel! Alle Neune! schrien drei zugleich. — Vorwärts! sagte er und weiter nichts, denn er kennt seine Leute. Meine Trude nickt mir zu, weint nicht einmal, das heißt nicht nach außen. Das Spiel voran, der Hause hinterdrein; Karabiner zur Hand, allfertig mit Kraut und Loth, heißt es, daß man den Kürassieren ein Loch in den Panzer zum Luftholen macht. Ein Wort — und wir stehen im Anschlag, alle Rosse wie aus Stein gemeißelt, daß man keine unsichere Hand hat, ein Hanse von blitzenden Kürassen vor uns, daß wir sie, die uns nicht bemerkt haben, von der Seite fassen. Krach! Da stürzen sie, daß sie das Oberste zu unterst kehren. Drauf, drauf! Ueber Roß und Mann weg, die Feinde werfen die Rosse herum, und wir jagen hinterdrein. Hui, da saust es durch die Luft, und gleich darauf folgen tausend Donner, das sind die Feldschlangen, Falkaunen und Kartaunen, und eins brummt zwischen alle, die große Scharfmetz. Vierzig, fünfzig fahren ins grüne Gras — weiter heran, weiter heran! Der Fähndrich läßt seine Fahne flattern. „Kopf hoch!" schreit er. „Ein Duckmäuser kriecht unter!" — Weg ist sein Kopf, aber die Fahne weht schon wieder. — Abermals stößt die Reiterei in uns — — schieß — schlag — stich! Ha, da werden die Sättel leer, und das Feld ist frei, und über uns auf der Höhe, da sperrt manch dunkler Schlund, und nun reckt er seine feurige Zunge heraus und speit gegen uns seinen scheußlichen Inhalt; als wenns im Sommer hagelt, so dicht prasselt es. Wo ist die Fahne? Weg flattert sie, in Fetzen geschossen, in alle Winde. Den Stumpf mit einem Läppchen dran hält noch jemand, und ich weiß es, daß an der Stange sein Blut herunterläuft. — Heran, heran! Ein Hundsfott, der nicht vorwärts reitet, so lange von der Fahne noch etwas übrig ist, wenn auch nur wie ein Strohhalm breit! Hei, da kracht es schon wieder, zu hoch geschossen! Wir sind dicht unter ihnen — noch einen Augenblick, und bei der Artillerie atmet keine Brust mehr. — Das war eine Schlacht, sag ich dir! Haben mit Trompeten den Toten später über die grüne Heide das Geleit gegeben und sie nebeneinander gebettet und ihnen nicht einmal nachgeweint, weil sie so herrlich gestorben sind. — Als mich meine Trude hernach umfaßte, da erst ist es mir heiß in die Augen gekommen. — Ha, Junge! Wollen aus diesen Wänden herauskommen ins Feld — ich möch gerne auch noch ein ehrlich Soldatengrab finden auf der Heide, ein Bett mit vielen zusammen, nicht so einsam unter dem Hollunder hier."

Mit flammenden Blicken war Peter seiner Rede gefolgt und hatte unwillkürlich sein Beil fester gefaßt. Sie sahens beide nicht, daß sich die Thüre zu Annas Kammer heimlich geöffnet hatte, und ein Paar lebhafte Augen ins Zimmer spähten. Es fuhr wie tiefer Schrecken durch die Müllerin, als sie Peters Gebaren erschaute und nun ihn mit vor Erregung heiserer Stimme sagen hörte: „Es giebt keinen Krieg, und es gieb keine Trude mehr!" — „Es giebt keinen Krieg, und es giebt keine Trude mehr!" — Der Alte wiederholte es tonlos und setzte sich. „Du hast recht, Peter, das ist das Ganze!" —

Die Müllerin hatte sich doch wohl etwas zuviel zugemutet, als sie sich zu vollständiger Trennung verurteilt hatte. Am nächsten Abend saß sie am Herde und gab als Erklärung die nasse Kälte an. Sie schürte das Feuer und versuchte, dem Abende mehr Behaglichkeit zu geben, der Sang kam in ihrer Gegenwart nicht auf, aber über die Wirtschaft wurde auf ihre Anregung hin und her gesprochen.

Die Milch der Kuh wollte plötzlich keine Butter mehr geben. Karak schlug vor,



den Daumen beim Buttern in den Mund zu stecken. Das betrachtete Anna als einen Hinweis auf ihre Plauderhaftigkeit und antwortete spitz: „Mit deinen Geheimmitteln wirst du dir am Ende noch allerlei Unannehmlichkeiten bereiten, ich dächte, du solltest an dem, was der Küster dir anrichtete, genug haben."

Karak wurde feuerrot wie immer, wenn man vom Küster sprach. „Ich habs ihm heimgebracht!" murrte er. „Wie bist du denn mit dem Geizhals bei deinem Schreibunterricht gefahren, Peter?"

„Er hat seine Brote und seinen Scheffel Roggen richtig zugemessen erhalten und keine Handvoll drüber," lautete die Antwort.

„Hast du das Messen ihm überlassen oder selbst besorgt?" fragte Karak plötzlich hellhörig.

„Selbst besorgt!" sagte Peter. „Einen Scheffel hatte ich nicht, den brachte er mit, aber ich habe aufgeschüttet und abgestrichen, denn ich kannte meinen Mann."

Da lachte der Alte plötzlich, daß es schallte, und wollte gar nicht wieder aufhören, ihm flog ein Stäubchen vom Holz in die Kehle, und Anna mußte ihn tüchtig in den Rücken klopfen, daß er wieder volle Luft holen konnte. Aber auch darnach wollte er sich nicht beruhigen. Als er die erstaunten Gesichter sah, rief er: „Den Kirchenscheffel hat er gebracht, den Kirchenscheffel!"

„Jawohl," sagte Peter erstaunt, „vom Pastor hat er ihn entliehen, der wird also schon richtig gewesen sein."

„Richtig, ja, richtig als Kirchenscheffel," antwortete immer noch lachend Karak, „aber nicht als Rostocker Scheffel. Es ist das alte Maß, mit dem der Pastor sein Meßkorn von den Bauern einholt, und gilt nur für diesen Zweck, weil er reichlich fünf Viertel des Rostocker Maßes hält. Ja, ja, ich kannte meinen Mann! Ich habe ihm hier ja das Korn gemahlen, und darum weiß ich auch, wie viel er gebracht hat."

Peter ärgerte sich, denn auch Anna lachte jetzt. Darauf sagte Karak begütigend: „Ich möchte ihm wohl einmal einen rechten Possen spielen, man käme aus der Langeweile heraus und könnte mal wieder recht lustig sein." Er sah Peter ermunternd an.

„Wenns ohne ein Unglück für den Mann sein könnte, dann wäre es ihm heilsam. Aber es müßte darauf angelegt sein, ihn von seiner Habsucht zu kurieren," brummte der Müller.

Es warnte die junge Frau: „Ich dächte, vom Possenspiel hätte man genug für alle Zeiten bekommen." Aber gerade das war es, was Peter ganz entschlossen machte, obwohl er schwieg.

Am nächsten Tage hatten beide Männer während der Ruhezeit viel miteinander zu reden. Der Alte, der vom Lagerfeuer her gar zu viel Lust am Vexieren sich bewahrt hatte, war ganz voll Eifer, er schlug vor und erfand unermüdlich, Peter verwarf vorsichtig, endlich war der Plan gefaßt.

Karak brachte in schlauer Weise dem Küster bei, daß er eines Nachts, als er den Hirschen, welche durch das Recknitzthal auf die junge Saat überträten, aufgelauert, hätte auf der sogenannten krummen Trift einen Schatz brennen sehen. Da biß der gierige Mann sogleich auf die Angel und beschwor ihn vom Himmel zur Erden, denselben zu heben. Karak weigerte sich, angeblich aus Sorge vor dem Pastor und sodann aus Furcht vor der Gefahr. „Gefahr?" wisperte der Küster, und sein Herz war zwiegeteilt zwischen Furcht und Hoffnung. Ja, da hatte Karak freies Feld und erzählte breit wie ein rechter Schatzgräber zu verfahren habe, denn wenn man sich nicht nach allen Regeln der Kunst verwahrt und gesichert habe, so müsse man ohne Frage sein Leben lassen — ein Ruck mit der Teufelsfaust, und das Gesicht säße im Nacken. So hetzte er den Küster eine Zeitlang in solche Erregung hinein, daß derselbe Tag und Nacht keine Ruhe fand und den Alten beschwor, ihm doch bei dem Werke den rechten Beistand zu leisten. Endlich errang er Zusage, aber, hieß es, drei Männer müßten eigentlich dabei sein, denn drei sei die allein sichere Schar gegenüber der höllischen Dreieinigkeit,

Digitized by Google

nämlich Luzifer als Vater, Beelzebub als Sohn, und Astaroth als Geist angesehen. An Stelle der Jungfrau Maria träte dann des Antichrist Mutter, und darum wäre es gut, wenn man ein Weib zuziehe; denn Karak hätte gerne auch auf des Küsters Frau den Possen ausgedehnt. Obs denn nicht zu zweien ginge, flehte der Küster, denn man wüßte ja nicht, ob es wert sei, zwischen dreien zu teilen, und Weiber könnten nicht schweigen. Zögernd gab Karak es zu, unter der Erklärung, daß die Sache dadurch gefährlicher würde.

In dunkler, regenschwangerer Nacht schlichen beide vermummt auf den Bollerberg, unter welchem die krumme Trift sich hinzog, und legten sich spähend und wartend auf den kalten Boden. Der Küster klapperte mit den Zähnen so laut, daß Karak ihn wiederholt warnend aufstieß. Die Wolken ballten sich in schauriger Weise und stoben am Himmel vor dem Winde dahin, in dem Wiesengrunde erhoben sich unheimliche Laute und aus dem Holze herüber schallte das Bellen der Füchse. Jetzt tönte in nicht zu großer Entfernung ein Mark und Bein durchdringender Eulenruf. Karak richtete sich auf und antwortete so gellend, daß sein Begleiter, welcher sich mit ihm erhoben hatte, entsetzt in die Knie stürzte und einen Spruch stammelte, der Alte gab ihm einen Tritt mit dem Fuße, um ihn zu warnen, dann fiel er plötzlich glatt neben ihm nieder. „Sie glauben in der Erde, daß hier oben ein unsauberer Geist auf Wache steht,“ flüsterte er, „nun halten sie alles für sicher, in dieser Nacht wird der Schatz brennen, merke dir nur genau den Platz, denn deine Augen sind besser als meine.“ Als der Küster aufblickte, sah er mit Entzücken in der That in einiger Entfernung neben einem bekannten großen Ginsterstrauch eine blaue Flamme aufzucken, eine Weile scheinbar hüpfen und dann verschwinden. Karak hielt ihn noch fest, bis ein durchdringender Regenguß zum Aufbruch trieb.

Jetzt war alles gut, der Platz gesichert, und schon in der nächsten Nacht sollte die Schatzgräberei beginnen.

Beide zogen mit Spaten eine Stunde vor Mitternacht hinaus, der Mond warf sein unsicheres Licht über den Plan, wenn er hinter den Wolken hervorlugte, und Karak begann seine schaurigen Beschwörungen, bei denen der Küster ein Vaterunser nach dem andern anhob, ohne eins zu Ende zu bringen. Noch einmal wurde ihm auf das dringendste eingeschärft, unter keinen Umständen auch nur einen Ton von sich zu geben, nicht zu husten oder sich zu räuspern, am allerwenigsten ein Wort zu sprechen, was er auch sehen und hören würde, zu graben und nur zu graben, sonst würde Luzifer ihm das Genick umdrehen. Dann beschrieb der Alte die Spaten und Menschen mit allerlei seltsamen Zeichen und zog endlich um letztere einen nicht zu weiten Kreis, wobei er den Küster darauf aufmerksam machte, daß er ja nicht stillstehen und sich ausruhen möchte, weil sonst die Geister Zeit fänden, den Schatz zu versenken, auch nicht den Ellbogen über den Kreis hinüberzustrecken, weil er dem Teufel dann Macht gäbe, auch seinerseits über ihn hinwegzugreifen. Uebrigens sei ein Trost, daß derselbe nur bis dahin Macht habe, wo der Abhang der Trift an das fließende Wasser stoße, hinüber reiche seine Macht nicht mehr, im schlimmsten Falle müsse man sehen, daß man sich über den Fluß rette.

Das Graben begann, und der Küster arbeitete mit einer Beharrlichkeit und Anstrengung, die man dem kleinen Manne gar nicht zugetraut hätte. Zuweilen, wenn der Mond durch Wolken brach, oder in der Ferne der schaurige Eulenruf sich erhob, sah er sich scheu um. So mochte wohl eine Viertelstunde vergangen sein. Gerade als ein dunkler Schatten über die Erde zog, hörte man in der Nähe ein greuliches Brummen, des Küsters Haare sträubten sich, kalter Schweiß lief ihm den Rücken hinunter, aber ein warnender Stoß seines Gefährten hielt ihn zur Arbeit an. Jetzt stand Luzifer selbst in eigner Person am Kreise und umwandelte denselben unter grunzenden, unwilligen Tönen, als spähe er nach einer Stelle zum Einbrechen, die scheußlichsten Zotteln hingen an seinem unförmlichen Leibe, ein langer Schwanz rasselte hinter ihm, sein Kopf war


Digitized by Google

eine plumpe Masse, aus der zwei spitze Hörner emporstanden, in der Hand trug er eine Stange. Der Küster stieß nur noch mechanisch in den Boden und wankte, dabei mochte er wohl nicht ganz im Kreise geblieben sein, denn er erhielt plötzlich einen wohlgezielten Hieb quer über die Schultern, der ermunterte seine Lebensgeister wieder. Luzifer ging umher wie ein lauerndes Raubtier, da hatte der Küster auch schon einen zweiten wohlgezielten Hieb. Die Sache wurde furchtbarer Ernst, die Hiebe brannten, die Kraft versagte, endlich stieß der Spaten auf einen großen Stein, und der Küster ermannte sich noch einmal — das Ziel der Arbeit war nahe, der Lohn groß — uff! seufzte er beim Heben — ha, da fuhren einige mächtige Streiche auf seinen Buckel — ei, das schadete nichts, nur den Stein heraus! Er bewegt sich schon — weh, der Aermste mußte niesen — ein Hagel von Hieben. — „Au!“ schrie er unwillkürlich, Karak fiel mit dem Rufe „Rette dich!“ entsetzt zu Boden. — „Huhu!“ heulte Luzifer, seines Raubes sicher, der Küster sah eine mächtige Faust sich erheben und rannte in gewaltigen Sprüngen den Abhang hinunter, immer fort, hinter ihm ertönte Geheul und Geklapper wie von gewetztem Eisen — vor ihm das sumpfige Wiesenthal und der Fluß — da war keine Wahl — hindurch, hindurch! Lange noch hallte ein wahrhaft höllisches Gelächter zu ihm herüber.

Er glaubte ganz sicher, daß Karak, der wegen seines Alters nicht mehr so rasch hatte laufen können, vom Teufel gefaßt sei, und wanderte, als er die Nacht unter Vertilgen von gewaltigen Massen Kamillenthees, unter allerlei Stoßgebeten seinerseits und niederschmetternden Vorwürfen seitens seiner Frau im Bett verbracht, mit schwerem Herzen am nächsten Tage der Mühle zu. Zu seinem Erstaunen fand er Karak neben Peter wohlauf beim Frühstück. „Du kommst wohl deinen Spaten zu holen?“ fragte der Alte vergnügt. „Den schickt der Teufel dir zurück und bittet, du möchtest das schöne Werk fortsetzen. Uebrigens läßt er dir sagen, es schadete nichts, daß du ihm entkommen wärst, er hätte dich doch schon sicher.“ Durch die wohlgezielten Spottreden wurde der Geizhals schnell aufgeklärt, daß er das Opfer einer Verschwörung geworden sei. Voll Wut machte er sich davon und schwur, daß er sich an den Urhebern rächen wolle.

Die Müllerin selbst mußte herzlich lachen, als Karak in seiner launigen Weise den Auftritt erzählte, und Peter gar dazu sich herbeiließ, in seiner Teufelstracht, mit Erbsstroh dicht umwickelt, vor ihr zu erscheinen; da lernten Mann und Weib etwas vertraulicher miteinander reden.

Der Küster fand bald Gelegenheit, seiner Rachsucht gegen die Mühlenbewohner heimlich zu genügen, denn er brauchte nur die Unzufriedenheit, die in dem Städtchen gegen dieselben herrschte, heimlich zu schüren, und that es in sehr tückischer Weise.

Die Abgeschlossenheit und Bedürfnislosigkeit der Müller gab Veranlassung zu allerlei Verdächtigungen. Zum Aerger der Handwerker verstanden beide Männer, sich selbst in fast allen Fällen zu helfen. Karak stand oft auf dem Hofe und schmiedete auf einem kleinen Ambos, daß die Funken stoben, Peter arbeitete mit seiner Hülfe an einem Wagen wie der beste Stellmacher. Beide holten mit dem Esel Lehm heran und mauerten einen Ofen, zu dem sie die alten, brauchbaren Kacheln hier und da aus dem Schutt herausgruben. Darum schalten die Handwerker auf sie, daß sie so wenig zu verdienen gäben und doch verlangten, daß man ihnen viel Geld in die Mühle trage.

Peter machte gelegentlich längere Reisen, um, was er nicht selbst anfertigen konnte, von Rostock billiger zu kaufen und heimzubringen, endlich kam er sogar mit einem tüchtigen Gaule, dem geheimen Ziele seiner Wünsche, zurück. Karak umging als gewiegter Kenner denselben mit wichtiger Miene, konnte aber weder Spat noch Gallen nachweisen und fragte zum Schluß seiner Musterung: „Schlägt er auch?“ — „Ja, mit dem Schwanze,“ sagte Peter trocken. — „Hätt ihm gar nicht soviel Kraft zugetraut,“ gab der Alte zurück, und die Müllerin lachte.

Die Scheelsüchtigen steckten die Köpfe zusammen, denn ein Pferd war ein außer-

Digitized by Google

ordentlich seltenes Besitztum, und der Küster wisperte, ob da auf der Mühle wohl alles mit rechten Dingen zugehe.

Der Zuzug vom Lande nach dem Städtchen, wo das Land fast umsonst zu haben war, und das an dem Kreuzungspunkte verschiedener wichtiger Landstraßen lag, mehrte sich, an einem Tage kam sogar ein Haufe von fünfzehn Mann, dem die Behörden das müßige Leben auf Unkosten anderer zu sehr erschwert hatten. Die neuen Bürger machten dem alten Bürgermeister durch ihre trotzigen Forderungen und die Art, wie sie sich sofort an den Plätzen, welche ihnen gefielen, einrichteten, ohne nach Mein und Dein zu fragen, viel zu schaffen. Die Schwächeren unter den alten Bewohnern wagten nicht, ihnen kräftig entgegenzutreten, Peter Gruwel warf den Trotzigsten, der sich auf seiner Mutter Grundstück im wohlgepflegten Hintergarten ansiedeln wollte, sehr nachdrücklich auf die Straße und setzte sich durch die sichere Hand, die er hierbei offenbarte, sehr in Achtung. Doratie Winters hielt es für geraten, sich unter den Neuen recht viele Anhänger zu verschaffen, um mit deren Plänen möglichst vertraut zu werden, denn die Unsicherheit in der Umgegend mehrte sich. Hin und wieder tauchte der alte mürrische Verwalter aus Klein Lantow auf, versuchte in den einzelnen Häusern Bekanntschaften anzuknüpfen und kam unter Doratiens Führung, die ihn für einen Vetter ihres Vaters erklärte, sogar einmal auf die Mühle in der Absicht, über diese und jene Persönlichkeit, welche von ferne herbeigezogen war, um in der Mühle mahlen zu lassen, Erkundigungen einzuziehen, bekam aber außerordentlichen Respekt vor der Weise, wie man dort der Zudringlichkeit zu wehren wußte. Gelegentlich wurde jemand in der Umgegend ausgeplündert; traf es einen Laager, dann war die Aufregung tagelang groß, sonst machte man nicht viel Wesens davon. Nur der Küster schlich dann herum und trug seine listige Weisheit von einem zum andern. Woher es käme, daß die auf der Mühle so rasch wohlhabend würden, während andere Leute um ihr bischen trockenes Brot es sich so blutsauer werden lassen müßten? So fragte er, zuckte die Achseln und ging. Ein anderes Mal hieß es: Warum jenen denn alles gelänge, was sie in Angriff nähmen? Er räusperte sich, als könnte er wohl etwas sagen, wollte aber nicht; drang man in ihn, dann ließ er ein Wörtlein fallen von der schwarzen Kunst, von dem Dräuen des Superintendenten in der Kirche und dem Trotze Karaks. Das wirkte bei den abergläubischen Gemütern. Bald darauf gingen die Gerüchte um, daß jemand den Alten in stockfinsterer Nacht auf der krummen Trift bei allerlei Hexenwerk wollte belauscht haben — kurzum, auf Anstiften des Küsters spann sich um ihn ein Sagenkreis, von dem der Betroffene nicht eher etwas ahnte, als bis heimlich jemand zu ihm kam und ihn um ein gutes Mittel bat, sich gegen seinen Nachbarn zu wehren, der ihm anscheinend die Suchten auf den Leib gehext habe. Er vergehe ja wie der Tag, und es nütze kein Mittel, was er auch versucht. Um Gotteswillen bäte er ihn um seinen Rat, ob es wohl gut sei, wenn er seinen Schuh in Milch über einem Feuer von sieben Hölzern siede, oder ob Karak nicht einen Nagel besitze, der am Charfreitage von einer Galgenkette geschmiedet sei, um denselben auf der Schwelle seines Hauses einzuschlagen und immer auf den Kopf zu treffen, wenn die Suchten wieder zu sehr andrängten — Hui! Da schoß dem Alten, der anfangs ganz verdutzt zugehört hatte, das Blut zu Kopf, wie ein Unsinniger fuhr er von seiner Bank auf, griff nach der ihm nahe stehenden Dunggabel, an welcher er gerade einen Stiel befestigt hatte, und würde den Zudringlichen gespießt haben, wenn derselbe nicht mit allen Zeichen des Entsetzens vor dem gräulichen Anblick geflohen wäre wie ein gehetztes Wild. Sobald der Küster von der Geschichte gehört hatte, verbreitete sich das Gerücht, daß Karak selbst den Armen behext habe, und daß er denselben nur deswegen verfolgt, weil dieser ihn bei Gottes Namen beschworen habe; bei des Teufels Namen sei richtiger gewesen.

Bald darauf kam jemand, der eine weite Reise antreten wollte, und begehrte von dem alten Wachtmeister für Geld und gute Worte, ihn fest zu machen gegen Mordkugeln — der wurde windelweich geprügelt. Das Unglück wollte, daß der Reisende

Digitized by Google

unterwegs von zwei Vermummten überfallen und ausgeplündert wurde, da schlich wieder der Küster eifrig herum, und dann behauptete man allgemein, daß Karak und der Müller die Urheber des Ueberfalls gewesen seien.

Die, welche es anging, ahnten von den hinter ihnen ausgestreuten Verleumdungen nichts. Nur zu der alten Gruwelsche drangen die Gerüchte, denn in teuflischer Berechnung versäumte die Küsterfrau nicht, sie fortwährend zu ängstigen. Wenn Peter sich bei ihr einfand, beschwor sie ihn, sich nicht von der Außenwelt so gänzlich abzuschließen, aber sie hatte nicht das Herz, ihm von dem zu reden, was ihn so nahe anging. Nur ihr gedrücktes Wesen beunruhigte den Sohn, und er wiederholte bei ihr seine Besuche öfter, als bisher.

Kaum merkte es Doratie Winters, als sie sofort sich einstellte und nicht wußte, was sie an liebevoller Fürsorge für die alte Frau aufbieten sollte. Peter vergaß das Vergangene, und unwillkürlich redete er im wärmeren Tone, wenn er des Abends zu Hause einmal von der Gutherzigkeit der Doratie sprach.

Anna fand das erste Mal nichts Besonderes darin, das nächste Mal aber überkam sie große Beklemmung, und endlich ertappte sie sich, daß sie im Thorwege stand und Peter nachschaute, wenn er in der Dämmerung den Berg der Hauptstraße hinaufstieg. Ihre Abneigung gegen Doratie verwandelte sich in Haß, denn was dieselbe bei Peters Mutter wollte, wußte sie wohl. Das schlechte Mädchen trug die Schuld, daß sie ihre heißen Thränen in Herzensangst weinte, wenn Peter fort war.

Endlich raffte die Müllerin sich eines Tages auf, um einen Gang zu thun, den sie in herbem Trotz und in dem Gefühl, Peter an verwundbarer Stelle zu treffen, bisher vermieden hatte — sie ging zum ersten Male zu ihrer Schwiegermutter über deren Schwelle. Welchen freundlichen Eindruck machte das ärmliche Gemach! Das kleinste Gerät war sauber gehalten, an der Decke kein Spinngewebe, in der Ecke kein Stäubchen. Fast zitternd vor freudiger Ueberraschung stellte die Alte ihr Rad, an dem sie emsig gesponnen hatte, beiseite und empfing die Eintretende in ihrer warmen Weise und hatte gar zu viel auf dem Herzen und streichelte die Hände der Tochter, zu welcher sie zum ersten Male vertraulich sprechen konnte, eifrig — ach, — eine Tochter hatte sie ihr Lebelang entbehrt! Peter — ja, ihr Peter — nein, Annas Peter — wäre immer ein lieber Sohn gewesen, hätte sie nicht verlassen und für sie gethan, was er ihr an den Augen absehen konnte. Gottes Segen über ihn bis auf Kind und Kindeskind — aber so recht mit ihm reden sei ihr doch nicht möglich gewesen, er ließe sie nie recht zu Worte kommen. — Ein Töchterlein hätte sie von Gott manches Jahr erbeten und nicht erhalten. In der gräulichen Kriegszeit wäre ihr das ein Glück erschienen, nun aber, da sie so allein sei, empfinde sie es, daß ihrem Herzen doch gar zuviel fehle. — Ob denn die Milch jetzt gut buttere? Ihre Mutter hätte immer gesagt, die Butter sei dreimal im Jahre toll — erstens wenn sie zu weich sei und zweitens, wenn sie zu hart sei und drittens, wenn man sie nicht haben könne — —

Da waren beide Frauen in gutem Fahrwasser. Die Betglocke stieß, die Sonne stand im Mittag — husch war Anna zur Thüre hinaus, denn sie hatte noch nicht einmal die Suppe auf dem Feuer.

Wenige Tage darnach holte die Müllerin die alte Frau ganz auf die Mühle. Platz zum Schlafen, sagte sie, sei genug vorhanden, und in der unsichern Zeit sei es ihr als junge Frau, da sie oft allein sein müsse, ein Bedürfnis, jemanden zur Seite zu haben, sobald rohe Leute unvermutet auf die Mühle kämen — ei, um Gründe war sie nicht verlegen, als es galt, vor Peters erstaunten Augen die Thatsache zu rechtfertigen, daß der Esel gerade die letzten Packen mit der Habe der Alten herantrug, als er zu Mittag nach Hause kam. Da war er wieder, der heiße Blick aus seinen Augen, den Anna lange vermißt hatte, schon hatte er ihre Hände gefaßt und da — nein, sie machte sich errötend los und erklärte, daß noch manches in Ordnung zu bringen sei, damit die alte Frau ihr Behagen fände. Peter trat zurück.

Digitized by Google

Es drängte die Mutter, ihren Teil zum Gedeihen der Mühle beizutragen. Klaus Sötmelk, ihr allzeit getreuer Berater, mußte von seinen Gängen über Land eine Gans mitbringen, kaufen für ein blankes Geldstück, das sie mit Spinnen verdient hatte, und dann war es doch noch nicht recht gemacht, denn es fehlte der Gänserich. Den trieb Peter auf, wer weiß woher. Gänse, so behauptete die Alte, müßte eine junge Frau aufziehen, denn wenn sie eine gute Hand dabei zeigte, dann — ja, da hätte die Witwe fast gesagt, dann hätte sie auch eine gute Hand bei ihren Kindern, sie faßte sich aber und sagte, dann gäbe es bald gute Betten im Hause. Die Gänschen würden fast von selbst groß und kosteten wenig mehr als Achtsamkeit. Aber jedes Gänschen müßte, nachdem es ausgekrochen sei, erst durch ein Loch in der Wand gesteckt werden, dann holte die Krähe es nicht. —

Lein mußte Karak im Frühjahr säen, obwohl er über die Verschwendung des Landes murrte; er hatte überhaupt nichts mehr zu sagen, sobald die beiden Frauen zusammenhielten. — Wie das blühte! Da saßen sie und freuten sich an der blauen Flur, die sie durch sorgsames Jäten so ebenmäßig geschaffen hatten, und nun gab die Alte emsig Lehren über Lehren, die sie aus den reichen Schätzen ihrer Erinnerung hervorsuchte: zuerst kommt das Aufziehen und Trocknen, dann das Abraufen der Köpfe — dabei sorgsam der Same zu sammeln zu allerlei Gebrauch; nun folgt das Rösten und Dörren und Brechen — ach, das Flachsbrechen. „Was für ein Fest war es einst, das Flachsbrechen in der späten Jahreszeit, wenn die übrige Arbeit nicht so sehr drängte! Da kamen die befreundeten Familien zusammen, die Männer führten die Hämmer, das klapperte hier und klapperte da laut durch die ganze Stadt hin, und wir Frauen trugen zu und räumten weg und schwangen den Flachs und freuten uns über die feine Faser; dann ging es, je länger die Abende wurden, um so eifriger an das Spinnen, nicht eine Frau allein, nein, fünf oder sechs in der großen Stube. Dahin kamen die Männer — mein Seliger hat mich da auch kennen gelernt, und ich weiß es noch wie heute, daß er den Faden, den ich zog, durch seine Finger gehen ließ und behauptete, er habe sein Lebtag noch nicht so feinen Faden gesehen — und im Sommer lag das feinste Laken auf der Bleiche, um das mich alle beneideten. Ich brachte es am frühesten hinaus, daß es vor Johannisnacht schon fertig war, sonst ging der böse Krebs darüber, und das bedeutete nichts Gutes für den, der es hernach trug. — Bald hatte ich einen ganzen Koffer voll Leinwand, zu der meine Mutter und ich allein gesponnen hatten — dann kam die Hochzeit, und was für eine Hochzeit! Klaus Sötmelk war damals noch ledig, ein hübscher, stattlicher Mann, man sieht es ihm jetzt nicht mehr an, er hat auch Schweres durchgemacht — seine Frau tot, all seine Kindlein tot, und er hat noch immer guten Mut, will ja sogar wieder heiraten; aber ich rate ihm ernstlich ab, denn er ist jetzt alt und — ja, wovon sprach ich doch?"

„Du erzähltest von deiner Hochzeit," sagte Anna.

„Ja, richtig! Klaus ritt auf einem unserer Pferde, wir hatten nämlich drei tüchtige Pferde, die besten in der Stadt, und sechs Kühe hatten wir, ich konnte jeden Tag reichlich buttern und hatte in guter Zeit sechs Pfund Butter im Faß, das brachte Geld — —"

„Du wolltest von deiner Hochzeit erzählen."

„Ach ja, denk dir, Klaus Sötmelk ritt, um einzuladen, aus, hinter ihm flatterten rote Bänder, an seiner Schulter, an seiner Mütze, am Schwanz und an den Ohren des Pferdes, an seiner Peitsche sogar, die er über der Schulter trug, und so jagte er hinaus zu den Bauern nach Breesen, wo unsere Freundschaft wohnte, und da, erzählte man hernach, soll er auf die lange Hausdiele geritten sein und weiter auf die kleine Diele und in die Küche, und von dort sogar in die Wohnstube, und hat kaum wieder herauskommen können. Ich trug einen schwarzen Rock von eigengemachtem Zeuge, aber er war ganz fein und glänzte wie Seide, und eine weiße Schürze, und an der Seite hing ein seidenes Tuch, was mir mein Bräutigam geschenkt hatte. Zwei Brautfrauen hatte

Digitized by Google

ich und vier Brautjungfern, und so ging es in die Kirche, unsere alte, schöne Kirche mit den drei großen Glocken, die man bis nach Weitendorf hören konnte — —"

So erzählte die Alte eifrig und war froh, eine aufmerksame Zuhörerin gefunden zu haben. Anna saß da und ließ den Blick in die Weite gehen; es waren Märlein, die ihr erzählt wurden, gar zu schön zu hören. Durch jeden Ton der Erzählerin zitterte noch das Glück durch, das sie im Ehestande gefunden hatte. Annas Herz verlangte sehnlichst nach einem gleichen — nein — nur nach einem ähnlichen Glück in friedlicher Häuslichkeit.

Wenn Peter sie in solcher Stimmung überrascht hätte, so wäre es ihm leicht geworden, sich seine Frau zu erobern; aber er ging seinen gleichförmigen Schritt und sah nichts von dem, was in ihr vorging; und dann bäumte oft wieder ihr Stolz und Eigensinn in ihr auf, daß sie zum Erstaunen der alten Frau mit einem Schlage sich ganz unnahbar machen konnte.

Die Witwe nahm sich vor, ein ernstes Wort mit ihrem Sohne zu reden. Sie sprach ihm in ihrer lieben, milden Weise von ihrer Beobachtung, daß die Einsamkeit des Hauses den Insassen nicht gut wäre, daß sie alle unter dem Mißtrauen der Draußenstehenden leiden müßten, und wenn sie, die beiden Alten, auch wenig entbehrten, sobald sie nur ihren Ruheplatz hätten, und er, der Müller, gleichfalls nicht, wenn er sein Fortkommen sähe — die Lebenslustigste in ihrem Kreise, die junge Müllerin, müßte bei dem seltsamen Leben verkümmern und allmählich zu Grunde gehen. Peter hörte sie ruhig bis ans Ende an, zuckte die Achseln und ging, sich den Laagern erst recht unbeliebt zu machen, indem er ihre Grützmühlen in den Häusern zerstörte, die Wehre legte, welche sich die Bürger in der Recknitz gemacht hatten, oder er ging, um im Mühlteich zu fischen und mit Karak den ganzen Tag draußen zu hantieren.

Der wunderliche, schweigsame Mann! — Eines Abends stand neben dem Spinnrad der Alten ein allerliebstes neues Spinnrad mit gewundenen Füßen und feiner Schnitzarbeit, das Rädchen drehte sich gar flink, und der Faden kam recht fein auf die Spule — Anna war sehr vergnügt und lernte spinnen, lernte sogar sich bedanken, Peter aber that, als ginge ihn alles nicht besonders an. Die Leinwand kam später auf die Bleiche und wurde gegen gierige Hände geschützt, und wie das Leinen sich mehrte, so mehrten sich auch die übrigen Vorräte. Schinken und Würste hingen im Rauchfang. Der Beutel, welcher im verborgensten Winkel aufbewahrt wurde, füllte sich, und in seiner Freude über ein gutes Geschäft konnte Peter es sich nicht versagen, die blanken Silberstücke aus demselben, zwischen denen auch nicht ein einziger falscher Thaler war, vor seinen Hausgenossen auf den Tisch zu zählen.

Die Folge davon war, daß Anna zum ersten Male seit ihrer Verheiratung ihren Vorsatz, über ihre häuslichen Verhältnisse zu jedermann zu schweigen, brach und der aufdringlichen Doratie Winters, die mit ihrer erheuchelten Lustigkeit trotz wiederholter Demütigungen in die Mühle drang, gelegentlich einmal den Trumpf ausspielte, daß sie von dem wachsenden Vermögen redete. Diese ärgerte sich, aber wehrte sich natürlich gewandt in ihrer Weise, denn sie sprach ihre Verwunderung aus, daß es nicht mehr sei — freilich seien wohl die Strafgelder für Anna davon in Abzug gebracht.

Heraus war es und ließ sich nicht wieder zurückweisen, das böse Wort, was man auf der Mühle allgemein der Müllerin gerne erspart hätte. Die alte Frau, die bei dem Gespräch zugegen war, hatte vergebens versucht, Doratie durch Zeichen Schweigen aufzuerlegen. Ein Wort gab das andere, und Anna erfuhr bald die ganze Wahrheit. Doratie hatte das frohe Gefühl, eine rechte Bosheit gegen ihre Nebenbuhlerin ausgeübt zu haben und schoß mit der Ermahnung, auch ja nicht zu dankbar und zu zärtlich gegen Peter zu sein, davon.

Viele Thaler also hatte Peter mit saurer Mühe erspart für sie, die ihm seinen Geiz wiederholt vorgerückt hatte. Ueber sie brachte er seine Wohlthaten — oh wie sie das Wort haßte! — warum? Was hatte sein ganzes Wesen für ein Ziel? Hatte er

Digitized by Google

sie lieb, warum sagte er es nicht und trug vielmehr ihr gegenüber geflissentlich seine Kälte zur Schau? Demütigen wollte er sie, erniedrigen bis in den Staub, um sich zu rächen, daß er einst von ihr verhöhnt war. Gerade seine zarte Rücksichtnahme und seine Güte nagten an ihrem Herzen. Dazu kamen allerlei Andeutungen, welche die Mahlgäste aus Laage ihr zutrugen, Aeußerungen des Mitleids und Bedauerns, daß sie unter solchen Männern in der Mühle hausen müßte, Mahnungen, auf der Hut zu sein — o wenn es darauf ankam, rechte Nächstenliebe zu offenbaren, konnte man reden, tropfenweise, bruchstückartig natürlich, denn vor des Müllers Faust und Karaks Grobheit mußte man sich ja hüten. — Annas Gedanken, die auf dem besten Wege zum Frieden und Glück gewesen waren, schlugen wieder um. Schwer getroffen durch die Mißachtung, welche man ihrem Hause zeigte, geriet sie allmählich in einen krankhaften Zustand, in welchem sie ganz harmlose Aeußerungen bitter übel nahm und allen Hausbewohnern das Leben sauer machte. Dann wieder konnte sie am Herzen der alten Frau anscheinend ohne Grund lange weinen.

VI.

Die Nachricht von dem allmählich sich hebenden Wohlstande der Mühle drang zu dem Herzoglichen Amte in Güstrow. Demselben aber lag daran, die alten Pflichten, welche auf ihr lasteten, nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Da sie dem Fürsten gehörte, so mußte sie eigentlich eine bare Pacht tragen; wenn man auch von dieser noch in Rücksicht auf die Zeit absehen wollte, so konnte man vielleicht die Mästung von vier auf die Mühle gelieferten Schweinen für den Herzoglichen Haushalt erreichen; und um zu erforschen, ob sich diese Forderung durchsetzen lasse, wurde der Amtslandreiter abgesandt.

Derselbe ritt vergnügt seine Straße, denn die hübsche Müllerin war ihm gar lange nicht aus dem Sinn gekommen. Wer hätte es ihr wohl zugetraut, daß sie dem von ihr verachteten Peter Gruwel doch noch die Hand reichen würde! Weiber, Weiber! Nun hatte sies, daß sie nicht glücklich lebte, geknechtet, gemißhandelt wurde, wie man allgemein sagte — aber in solcher Lage pflegen die Gedanken der jungen Frauen auch besondere Richtungen einzuschlagen, und er ritt also in guter Laune und allerlei Pläne voll seinen Weg.

Beim Herankommen sagte er es sich schon, daß das Gerücht wahr geredet, und daß die Mühle ganz anders aussehe, wie damals, als er sie das letzte Mal besucht hatte.

Als eine glückliche Fügung mußte er es ferner betrachten, daß er die junge Müllerin allein in dem Hause antraf — alle anderen waren fort zur Heuwerbung; einer mußte das Haus hüten, und die Wahl war auf Anna gefallen, weil sie in den letzten Wochen so blaß aussah und anscheinend geschont werden mußte.

Als vorsichtiger Mann fragte der Landreiter zunächst nach dem Müller und dann nach Karak, und als die junge Frau ihm riet, auf die Wiese hinauszureiten, da fühlte er sich sicher und begann nun seiner Meinung nach sehr schlau und vorsichtig auf sein Ziel loszusteuern.

„Gott straf mich, Müllerin,“ sagte er und setzte sich unaufgefordert an den Tisch, „wenn du nicht so weiß im Gesicht aussiehst, wie dort dein Mehlsack an der Wand. Er setzt dir wohl reichlich zu, dein Mann — he? — Lebt wohl nicht glücklich miteinander — he? — Wenigstens erzählen es die Leute. — Hab ich nicht recht?“

„Wenn du nicht hinaus zur Wiese reiten willst, dann sag mir nur ohne Umschweife deinen Auftrag!“ erwiderte Anna gereizt. „Jedenfalls bist du nicht hierher gesandt, um über meine Ehe zu spionieren.“

„Wer weiß?“ entgegnete der Landreiter und lehnte sich behaglich zurück, um seine Augen an dem Anblick der jungen Frau zu weiden. „Wer weiß? Wir auf dem Amte haben ein Herz für alle Amtseingesessenen, und da munkelt man allerlei über eure Wirt-



schaft. Der Müller häuft Geld, und Karak hilft ihm dabei, das ist in einer Zeit, wie die unsere ist, immerhin ein rätselhaftes Ding, das Geld liegt doch nicht auf der Straße, he? — Aber wenn es hier doch so hoch hergeht, daß man solche Mühle nicht im ganzen Amtsbezirk sieht, ei, da wäre es auch am Ende nicht schwer, daß wir die vier Schweine auf euren Stall werfen, welche die Mühle sonst für die fürstliche Küche gemästet hat. Was meinst du? — He?"

„Ich sagte dir ja schon, daß der Müller draußen auf der Wiese ist, der hat über diese Sache zu bestimmen," lautete die Antwort.

„Seltsam! Sonst hatte die Müllerin hier zu sagen, und sogar Karak gehorchte ihrem Wink — he, he, he, he — und nun heißt es immer: der Müller. Und wie fremd du sprichst, kleine hübsche Müllerin, gar nicht mehr so zutraulich wie früher. Verschüchtert durch den Müller, he?"

„Es wäre mir lieb, wenn du meinen Wink verstehen wolltest," sagte Anna, welche mit Mühe ihre Angst vor dem Zudringlichen unterdrücken konnte.

„Ganz und gar nicht, mein Täubchen. Wie wäre es, wenn du mich einmal untersuchen ließest, ob der Müller so guten Branntwein zu schätzen weiß, wie sonst Karak?"

„Heute nicht und überhaupt gar nicht mehr, so lange ich hier zu reden habe!" fuhr Anna heftig heraus. „Du bist betrunken, bist ein Säufer und solltest dich schämen, in solchem Zustande in die Häuser anderer Leute zu kommen."

„Amen!" entgegnete der Landreiter. „Nun bist du wieder die Alte, die ich kenne, Anna Klausen mit den hübschen roten Backen und dem flinken Mund. Und nun sprich dich einmal aus gegen deinen besten Freund, kleines Annchen. Daß du hier überhaupt noch etwas zu reden hast, glaubt kein Mensch mehr. Nicht wahr, du hast ein saures Leben auf der Mühle? Das läßt sich jetzt schlecht ändern, und es gäbe wohl keine Hülfe, wenn ich nicht als dein getreuer Freund hier hin und wieder einmal nach dem Rechten sähe. Soll ichs thun? He? Sag, daß du das gerne hättest."

„Nein, du bist mir verächtlich, wenn du jetzt nicht gehst, rufe ich meinen Mann."

„Ei, du Närrchen, ist denn Peter Grumel überhaupt dein Mann?" rief jetzt der Landreiter und stand auf. „Weißt du überhaupt, was es heißt einen zärtlichen, guten Mann zu haben. He? Siehst du, da errötest du wieder und sagst nichts. Nein, du weißt es nicht, bei mir hättest du es gelernt. Ich kann dich gar nicht vergessen, kleine Müllerin. Daß du mich auch damals trotz meiner redlichen Absichten abgewiesen hast! Sollte es wirklich nicht möglich sein, daß du mir ein wenig gut wärest? Ich bin eine treue verschwiegene Seele." — Mit diesen Worten machte er Miene, um Annas Hüften seine Arme zu schieben, sie stieß ihn heftig zurück. „Einen Schritt vorwärts, und ich rufe Hülfe herbei!" sagte sie.

„Ich gehe ja schon, natürlich gehe ich, mein Täubchen, wenn du es sagst, wenn du es wirklich so meinst," sagte der Landreiter und rückte wieder näher. „Nicht wahr, du meinst es nicht so, du mußt ja nur zum Schein widerstreben. Du hast einen süßen Atem, wenn du sprichst, derselbe benimmt mir alle Kraft und zieht mich nur immer zu dir hin. Alle Wetter, Mädchen, ich bin ein stiller, biederer Mann, der nichts Uebles denkt — einen Kuß in Ehren, Müllerin —"

„Zu Hülfe, Peter!" schrie Anna und versuchte, sich loszureißen. „Peter, zu Hülfe!"

Der, den sie rief, war zum Glück näher, als sie glaubte. Von seiner Wiese aus hatte er nämlich fortwährend mit scharfem Auge den Damm, der durch das Recknitzthal führte, beachtet, weil er um Anna in Sorge war, den Reiter von ferne schon erkannt und sich im eiligen Schritt zur Mühle aufgemacht. Jetzt stand er wie der Blitz hinter dem Zudringlichen, hob ihn, bevor derselbe es sich versah, vom Boden auf, rannte mit dem sich Sträubenden in voller Wucht gegen die Thüre, daß sie krachend aufsprang, und schleuderte ihn mit kräftigem Stoße vorwärts, daß der also Beförderte sogar durch das geöffnete Thor auf die Straße zu den Füßen seines erschrocken zur Seite springenden Pferdes hinkollerte.

Digitized by Google

Unbekümmert darum, ob der rohe Mann Arme oder Beine gebrochen, schloß Peter die Thüre hinter sich und wandte sich zu der ganz fassungslosen Frau. „Verzeih mir," sagte er ruhig. „Ich hätte es wissen müssen, daß die Zeiten, was Unsicherheit anlangt, nicht besser, sondern schlechter geworden sind. — Es wäre gut, wenn man nicht von dem täppischen Gesellen spräche, meinst du nicht auch? Die Leute bekümmern sich in der Stadt ohnehin um uns mehr als zuviel. In Zukunft wird immer einer von uns Männern zu Hause bleiben, heute gehe ich nicht wieder hinaus. — Kam er, den ich da soeben fortreiten höre, noch in eines andern Auftrag oder in seinem eigenen?"

Anna hatte in der That Mühe, sich so schnell zu sammeln, wie Peter es zu erwarten schien, und dann wollte sie anheben, über den ganzen Vorgang zu berichten und zu versichern, daß sie an dem Angriff unschuldig, über ihn empört sei. Peter aber schnitt ihre Rede kurzweg ab und sagte mit entschiedener Stimme: „Ich weiß es, also wir reden nicht mehr darüber. Was wollte er weiter?"

Nun kam es heraus, daß er im Auftrage des Amtes die Auferlegung der Mästung von vier Schweinen habe ansagen wollen. Darauf bemerkte Peter: „Also wird das Amt uns wohl wegen dieser Sache noch weiter in Anspruch nehmen, denn der Landreiter wird die Wahrheit nicht berichten."

Der Müller hielt sich in den nächsten Tagen zu Hause, denn er kannte seine Leute. In der That kam nach zweimal 24 Stunden schon ein wenig beruhigender Zug die Straße von Güstrow daher, — ein Wagen, in welchem der Amtshauptmann und sein Schreiber saßen, hinter diesem zu Roß der Amtslandreiter und zwei berittene Gendarmen.

Die Schar, deren Ankunft mit Windeseile durch die Stadt gemeldet wurde, hielt an der Mühle still, und gleich darauf pflanzten sich die beiden Gendarmen in ziemlicher Nähe des zum Empfange aus der Thüre tretenden Müllers auf. Karak und die Witwe wendeten auf der Wiese Heu und erfuhren erst bei der Heimkehr das Folgende.

„Wir kommen, um euch beide, dich und deine Frau, wegen der vorgestrigen Mißhandlung unseres Landreiters zu vernehmen," sagte der Amtshauptmann, während der Schreiber sich an den Tisch zum Schreiben setzte und der Landreiter, an dem Kopf und dem Arm verbunden, mit leidenden Geberden zu einer Bank hinkte.

„Ich habe die Herren erwartet," sagte Peter ruhig und schob dem Amtshauptmann einen Brettstuhl hin; Anna dagegen sah mit vor Angst weit geöffneten Augen zu der Thüre und erwartete jeden Augenblick, daß ein Strohsack hereingebracht würde.

„Also du hast uns erwartet," sagte der Amtshauptmann. „Und weswegen?"

„Wegen der Lügen des Landreiters," war die Antwort.

„Du weißt ja gar nicht, was er ausgesagt hat," fuhr der Richter ihn an. „Wie kannst du wagen, gegenüber einem unbescholtenen Manne von Lügen zu reden?"

„Mit Verlaub, fang der Herr nur an, die Lügen werden sich schon finden," sagte Peter.

„Schweig," schalt der Amtshauptmann, „oder ich werde dich schweigen lehren. — Laßt ihn nicht aus den Augen!" befahl er den Gendarmen, und die Untersuchung begann.

Der Landreiter hatte seinen Bericht vor dem Amte dahin abgegeben, daß er von dem Müller auf das greulichste mißhandelt, geschlagen, mit Füßen getreten sei, als er die Forderung des Amtes hinsichtlich der vier Schweine vorgebracht und nicht sofort nach dem zornigen Aufbrausen des Müllers einen der Mühle günstigen Bericht zugesagt habe. Und dabei habe der Müller immer geschrieen, daß das Amt ihm nichts zu sagen habe, und daß er dem Amte schon zeigen wolle, wer der Herr auf der Mühle sei, und was dergleichen gottlose Reden weiter gewesen wären.

Dem gegenüber behauptete der Müller, daß nicht er, sondern die Frau den Landreiter bei dessen Ankunft im Hause empfangen habe, da er noch auf der Wiese gearbeitet habe, und er könne mit zwei Zeugen beweisen, daß er von der Wiese aus erst den Landreiter bemerkt hätte, als derselbe schon nahe an der Mühle gewesen wäre. Von der Wiese aber zur Mühle sei wegen des Umweges mindestens eine Viertelstunde weit.

Die zwei Zeugen wurden dem Landreiter etwas unbequem, da er sie nicht in seine Berechnung hatte ziehen können und auch nicht wußte, wie weit dieselben etwa den Müller begleitet hätten. Er besann sich einen Augenblick, indem er ächzend mit seinem Fuße sich beschäftigte und den Gegner mit seinem häßlichen Querblicke maß, zuckte dann höhnisch die Achsel und sagte: da denn der Müller so offen rede, so müsse er leider auf den Punkt eingehen, den er lieber verschwiegen hätte. Allerdings hätte die Müllerin ihn zuerst allein empfangen und sei, als er seinen Auftrag bestellt, fortgegangen, wahrscheinlich ihrem Manne entgegen. Nach einiger Zeit sei es ihm so vorgekommen, als ob beide auf dem Hofe gezischelt hätten, jedenfalls hätte er beim Oeffnen der Hofthüre gesehen, wie der Müller sich draußen rasch versteckt hätte, um nicht bemerkt zu werden.

„Ho, ho!" lachte Peter. „Ich mich vor dem Amtslandreiter verstecken, den ich nachher so greulich soll gemißhandelt haben? Wie stimmt das? Am Ende gar hinter der hohen Esche auf dem Hofe?"

„Ja, gerade hinter der hohen Esche auf dem Hofe sah ich ihn verschwinden, als die Frau wieder hereinschlüpfte."

„Ist nicht wahr!" sagte Peter beunruhigt.

„Ist doch wahr!" schrie der Landreiter im Gefühl der Sicherheit.

„Womit willst du das beweisen? Zeugen waren doch wohl schwerlich dabei," entgegnete Peter.

„Zeugen hin, Zeugen her! Sie können alle lügen!" rief der Landreiter giftig. „Ich nehme es auf meinen Amtseid."

„So, also auf den Amtseid!" wiederholte Peter bedenklich und kratzte sich hinter den Ohren. „Wird das wirklich so aufgeschrieben, daß der Landreiter es auf seinen Amtseid nimmt, daß ich mich hinter der hohen Esche auf meinem Hofe versteckt gehalten habe? Und läßt sich hernach nichts davon hinwegbringen?"

„Was steht, das steht!" sagte der Amtshauptmann. „Nun schweige, bis ich dich hernach auffordere zu erzählen, wie die Sache zugegangen.

„Also da stand er hinter der Esche offenbar auf der Lauer," sagte der Landreiter. „Die Frau kam in die Thüre. Ich dachte mir nichts Böses dabei, glaubte, daß er ja sonst für mundfaul allgemein ausgegeben würde. Dann kommt sie auf mich zu — ja — hm — ja potz Hagel und Wetter — daß es mir altem Kerle vorkommen muß, daß ich gegen ein Weibsbild solches aussagen muß — thut so lieblich und holdverschämt und fragt mich: „Herr Amtslandreiter, sag Er einmal aufrichtig: Läßt sich denn gar nichts dagegen anfangen?" — „Ich denk bei mir: „Ein hübsches Frauenzimmer, bei Gott, ein ganz verteufeltes Frauenzimmer" — und frage: „Gegen was meinst du, Müllerin?" „Ach, Herr Amtslandreiter," sagt sie, „gegen die vier Schweine —" und dabei kommt sie mir immer näher und sieht mir so in die Augen — ei, Sapperment, ich bin niemals ein Feind der Frauenzimmer gewesen, aber in meinem Amte stets Rührmichnichtan! Also plötzlich giebt es in mir einen Knacks, denn ich reiße den Faden ab, mit dem sie mich umspinnen will. „Nur das nicht!" sag ich, „denn ich bin ein ehrlicher Mann und muß das Beste meines Herrn bedenken. Um die vier Schweine kommt die Mühle nicht weg." Damit wende ich mich um und denke: „Eine Hexe ist es und bleibt es, aber du hast sie gut abgeführt." — So wahr ich ehrlich bin, steht sie schon wieder vor mir. — „Lieber Herr Amtslandreiter," sagt sie und streichelt mir die Backen, daß ich ganz verdutzt stillhalte, „Er ist ein ungeheuer wichtiger Mann, ein Wort von Ihm, und der Amtshauptmann thut, was er soll, bester Herr Amtslandreiter — es soll auch Sein Schade nicht sein" — und hol mich der Henker, da seh ich ganz nahe vor mir mit einem Male ein Paar rote Lippen. — „Schlange!" schrei ich und fahre zurück. „Ich bin ein geschworner Mann, mein Eid und mein Dienst sind mir über alles heilig." Mit diesen Worten stoße ich sie von mir zurück. Da wird sie blutrot, krallt alle Finger mir plötzlich vor den Augen. „Peter, Peter! herein! Er

Digitized by Google

will nicht!" schreit sie, und ehe ich michs versehe, denn ich achte nur auf die Krallen vor mir, packt mich etwas von hinten — ich nicht faul — hui reißt es mich rückwärts nieder, tritt mich mit den Füßen, schlägt mich mit einem furchtbaren Knüppel. Ich raffe mich auf, aber im nächsten Augenblicke verliere ich die Besinnung, und als ich wieder zu mir komme, da lieg ich draußen zu den Füßen meines Pferdes. — So ist es, Herr Amtshauptmann; ich bin ein ehrlicher Mensch und will anderen nichts Leides gönnen. Aber seitdem wurmt es mich, daß ich mich so habe übertölpeln lassen, und möchte wirklich Gelegenheit haben, dem Manne Auge in Auge gegenüberzustehen, dann sollte er schon seinen Herrn finden!"

Anna war bei der rohen, aber schlau eingeleiteten Beschimpfung völlig fassungslos auf die Ecke des Herdes niedergesunken und hatte alle Hoffnung auf eine gute Lösung der Sache aufgegeben, das Lügengewebe war zu fein gesponnen, und Peter war nicht gewandt genug, es zu zerreißen.

Der Müller war während der Erzählung versucht gewesen, das Schüreisen zu nehmen und den frechen Mann niederzuschlagen. Aber er hatte Selbstbeherrschung in langen Jahren geübt, und wenn auch alles Blut aus seinen Wangen wich, so konnte er doch, als der Amtshauptmann ihn zur Verteidigung aufforderte, ruhig sprechen.

„Erzählen?" sagte er bedächtig. „Da würde es mir gegenüber dem Landreiter schlecht gehen, denn ich bin auf Reden und Lügen nicht so eingeübt. Die Herren müssens erlauben, daß ich vormache, wie es war."

„Mach es vor!" sagte der Untersuchende, der den Landreiter scharf beobachtet hatte und sich eines leisen Verdachtes gegen ihn nicht erwehren konnte. „Spute dich, denn wir müssen heute noch nach Güstrow zurück."

„Also bitte ich die Herren, mit mir zur Wiese hinauszukommen, denn da fängt meine Geschichte an. — Nein? — Dann wirds sehr kurz. Von der Wiese aus hab ich den Landreiter reiten sehen und bei mir gedacht: Mach dich heim, die Müllerin ist allein zu Hause. Als ich an die Mühle komme, höre ich meine Frau schreien: „Peter, Peter, zu Hülfe!" Ich reiße die Thüre auf" — hier hielt er einen Augenblick inne und versuchte sich zur Ruhe zu zwingen — „ich sehe, daß der krummbeinige Schuft meine Frau umfaßt hat und mit Gewalt an sich zieht und da —"

Vor ihm stand der Landreiter, höhnisch lächelnd und seines Triumphes gewiß. Mit einem leisen Stöhnen, heiser, wie das eines gefesselten Raubtieres, richtete sich Peter auf und fuhr wie ein Blitz auf ihn zu. „Auge in Auge!" rief er, und da schleuderte er mit demselben sichern Schwunge den widerwärtigen Menschen durch die allerdings diesmal nur angelehnte Thüre, daß derselbe im Dahinfahren etliche von den draußen lauernden Laagern umriß. Die rafften sich auf und flohen entsetzt von dannen, denn sie vermeinten, daß die Insassen der Mühle das ganze Gericht umgebracht hätten.

Im Raume der Küche war es totenstill, als müßte im nächsten Augenblick etwas Furchtbares, ein Kampf auf Leben und Tod, eintreten, und das Entsetzen steigerte sich, als Peter sich ruhig umwandte und sagte: „So habe ichs nun den Herren vorgemacht, ganz genau so ist es geschehen."

Man glaubte, mit einem Irrsinnigen zu thun zu haben, beide Gendarmen warfen sich mit einem Ruck auf Peter und fesselten ihm die Hände; er hielt ganz still.

„Eins bleibt noch übrig," sagte er, während man ihn band, „daß die Herren hinaustreten auf den Hof und sich die hohe Esche ansehen, hinter welcher ich mich versteckt habe. Bitt also die Herren, daß sie die Hofthüre öffnen lassen, ich kanns ja nicht, aber du, Anna —"

„Halt!" rief der Amtshauptmann. „Das Weib bleibt hier, sie soll nicht entlaufen, und dir, Müller, genade Gott! — Wir brechen auf. Ihr fesselt beide zwischen eure Pferde und laßt sie nicht entlaufen. Wenn er Miene zum Widerstande macht, so stoßt ihn nieder."

Digitized by Google

„Gnade, Herr Amtshauptmann, Gnade, Gnade!“ schrie Anna mit allen Zeichen des Entsetzens. „Mein Mann hat die Wahrheit gesagt, der Landreiter hat gelogen!“

„Fort mit ihnen!“ gebot der Erzürnte, und der Schreiber packte die Schriften zusammen.

„Mit Verlaub,“ sagte der Müller mit unerschütterlicher Ruhe. „Leg der Herr die Schriften noch nicht weg. Es wäre schade, wenn die Herren den Weg noch einmal von Güstrow machen müßten. Ich bitte, daß sie sich die hohe Esche auf dem Hofe ansehen, von der sie geschrieben haben.“

„Soll geschehen, damit alles nach Recht geht. Habt acht, daß er inzwischen nicht entwischt!“ erwiderte der Amtshauptmann und öffnete mit raschem Griffe selbst die Thüre. Ja, da stand er ganz verblüfft und sah den Schreiber an, und der Schreiber sah ihn an. Denn allerdings war eine Esche da, aber nur ein ganz junger, neu gepflanzter und hochgezogener Baum, hinter dem sich kein Eichhörnchen, geschweige ein Mann hätte verbergen können. Sonst war der Hof ganz frei und bot zum Versteck keine Gelegenheit.

„Er könnte sich geirrt haben,“ sagte der Schreiber halblaut.

„Er hats auf seinen Amtseid genommen!“ schrie der Amtshauptmann im höchsten Zorn. „Holt mir den Landreiter her! — Ich habe ihn schon längere Zeit in Verdacht,“ bemerkte er zum Schreiber.

Der Landreiter hinkte herbei. „Zeig mir die Esche, hinter welcher der Müller sich verborgen hat!“ donnerte ihn der Amtshauptmann an.

Der schlimme Mann that nur einen Blick über den Hof und wußte sofort, daß seine Sache verloren war. Kein Wort konnte er vorbringen, obgleich er mehrere Male versuchte, seine Lippen zu öffnen. „Weg mit dir, meineidiger Schurke! Ich will dich finden, du sollst an diesen Tag denken!“ fuhr der Amtshauptmann fort. „Müller, du bist ein ehrlicher Mann — laßt ihn los — gieb mir die Hand. Um die Mästung der vier Schweine kommst du nicht weg, das haftet auf der Mühle, und darnach zu urteilen, wie es hier aussieht, wird sie es tragen können. Wenn ich dir sonst helfen kann, sollst du nie vergebens bei mir anklopfen, ich bleibe in deiner Schuld. — Ich habe dir zu nahe gethan, Müllerin, du bist ein treues, wackeres Weib, ich wünsche dir Glück zu einem Manne, der dich zu schützen versteht. Es ist eine böse Zeit, Gott seis geklagt, und“ — hier flog ein freundliches Lächeln über seine Züge — „darin hat der Schurke recht, du bist ein hübsches Frauenzimmer, auch nach allem, was ich sehe, eine gute Wirtin. Und nun Kopf hoch, weine nicht mehr!“

Der Amtshauptmann wußte, wie man die Thränen einer Frau trocknet, die Angeredete konnte sich soweit fassen, daß sie mit einem Knicks die Herren zu einem Imbiß einlud, aber der Amtshauptmann lehnte zum größten Bedauern der Gendarmen ab, weil ihm der Aerger die Lust zum Essen gründlich benommen hatte.

Die Gerichtsherrn gingen fort, aber Peter konnte ihnen nicht das Geleit bis zu dem Wagen geben, denn sobald sie den Rücken wandten und der letzte das Haus verlassen hatte, brach Anna ohnmächtig infolge der großen Aufregung zusammen.

Peter hielt sie im Arm und sah auf das blasse Gesichtchen. Ihre Brust hob und senkte sich ganz nahe an seinem Herzen, ihr warmer Atem umwehte ihn, die Wangen röteten sich bei der Wiederkehr der Besinnung — seine Frau war es — aber seufzend hob er sie, als sie sich zu regen begann, auf die Bank und ging, um ihr einen Trunk frischen Wassers zu holen.

Die flüchtigen Laager verbreiteten ungeheuerliche Geschichten in der Stadt, etliche Männer rannten mit allerlei Gerät und Waffen zur Hülfeleistung herbei, aber sie konnten nur noch den Wagen im Geleit der Reiter abfahren sehen. Da hieß es denn allgemein, daß selbst das Güstrower Amt mit Landreiter und Gendarmen sich gegenüber den Müllerleuten ohnmächtig bewiesen hätte und in die Flucht geschlagen sei.

Hatte man zuvor schon in der Stadt in Sorge gelebt, so wagte man sich jetzt

Digitized by Google

kaum noch in Gesellschaft zu zweien oder dreien in das Haus, um Korn zum Mahlen zu bringen. Manche versuchten, es nach auswärts zu fahren, aber Peter war sehr achtsam und ließ seine Gerechtsame nicht beeinträchtigen. Er machte ungesäumt die Anzeige, und der Bürgermeister erhielt geschärfte Verhaltungsmaßregeln. Da sämtliche Bewohner der Mühle über die Vorgänge im Innern das tiefste Schweigen bewahrten und, je mehr man ihnen Mißtrauen bewies, um so zurückgezogener für sich lebten, so reizte das Geheimnisvolle die Städter schon zur Sagenbildung an.

Dieses Schweigen zu brechen und das Geheimnis, soweit es die Erlebnisse des Amtes betraf, zu lüften, war eine würdige Aufgabe für Doratie Winters. Das Ziel, sich in die alte Vertrauensstellung einzuschmeicheln, war mancher Opfer wert, Verstellung, Demütigung, Heuchelei aber waren keine Opfer, sondern nur liebe Gewohnheiten von jener Zeit her, daß sie ihren guten Namen im wüsten Lagerleben hatte versinken sehen. Der Neid auf das Reine und die Feindschaft gegen die sich ihrer Zügellosigkeit entgegenstellenden Hindernisse waren in ihren Augen Tugenden.

Den Zugang zur Mühle hielt ihr die alte Witwe Gruwel aus Dankbarkeit für frühere Dienste offen, sie benutzte ihn also nunmehr öfter und reizte die Müllerin durch Stachelreden und Fragen und peinigte sie durch den Versuch, den jungen Mann in ihre Netze zu ziehen. Dieser überließ es den Frauen, sich selbst zu helfen. Als er aber sah, daß seine Mutter zu sehr im Vorurteil befangen und zu kurzsichtig war, Anna dagegen schließlich ganz hülflos, obgleich sie namenlos litt, so mischte er sich bei Gelegenheit einer besondern Zudringlichkeit ein und wies Doratie mit solchem Ernste und mit den deutlichsten Zeichen seiner unverminderten Verachtung die Thüre, daß sie den Fingerzeig nicht übersehen konnte und es sich gestehen mußte, daß ihr Wiederkommen ein für allemal unmöglich gemacht sei. Gerade der Mann, den sie für alle ihre Schätze sich zu kaufen gedacht hatte, so stark, so trotzig, so umsichtig und — mochten die Laager sagen, was sie wollten — so rein, der war es gewesen, der sie zum dritten Male beleidigt und diesmal sogar vor den Frauen bloßgestellt hatte.

Sie konnte ihre Gedanken von ihm nicht lösen, denn er überragte alle andern in der Stadt, und doch wuchs, so oft sie die Mühle klappern hörte, ihr Haß, weil sie sich gegen ihn ganz ohnmächtig fühlte. Vielleicht, so dachte sie endlich, wenn es ihr gelänge, ihm einen rechten Streich zu spielen und die Rache, die sie ihm für viele Demütigungen schuldete, zur Ausführung zu bringen, dann würde sie Ruhe haben. Ihren Reichtum hatte er verschmäht — arm sollte er sein. Er prahlte mit der Ehre seines Hauses — beschimpft sollte es sein. Häßliche Gedanken waren es, welche sie regierten, und von diesen getrieben machte sie sich eines Tages heimlich zu einem Gange über Land auf.

In dem Orte, welcher der Stadt am nächsten unmittelbar an der Landstraße nach Rostock lag, Klein Lantow, war alles noch in dem Zustande geblieben, in welchem Peter mit seiner Mutter bei seiner Wanderung einst es gefunden hatte. Ein einziges wüstes Haus lag mitten unter den Trümmern, und in seiner Nähe führte noch der arme Krüppel, der sich von der Ruhestätte der Seinen nicht trennen konnte, sein kümmerliches Dasein als Diener des oft abwesenden Verwalters weiter. Doratie lenkte ihre Schritte ganz nahe an einem Hügel, der auffallende Aehnlichkeit mit einem Grabhügel hatte, vorüber, that einen neugierigen Blick in eine daneben gähnende, offene Gruft und entdeckte endlich den Alten bei seiner Beschäftigung, ein Gärtlein mit allerlei Gemüse zu bestellen. Schnell war sie bei ihm und versuchte in ihrer gezierten Weise ein Gespräch mit ihm zu beginnen. Er hörte, auf seinen Spaten gelehnt, ihr wortlos zu und starrte sie nur unter seinen vielgefalteten Augenliedern hervor prüfend an. Weder auf die Frage nach seinem Ergehen noch auf die Bemerkung über das trostlose Aussehen des Ortes und den verflossenen Krieg, noch auf die Schilderung der Laager Zustände hatte er eine Erwiderung, bis sie endlich zu der Ueberzeugung kam, daß er entweder taubstumm oder blödsinnig sei. Sie warf ihm einen verächtlichen Blick zu, um ihm zu zeigen, daß sie die bei ihm verlorene Zeit bedauere, raffte, als sie an ihm vorüberging,


Digitized by Google

ihr Gewand zusammen und schritt schnurstracks auf die mit starken Planken verwahrte Thüre des Hauses zu. Beim Näherkommen entdeckte ihr scharfer Blick einige Löcher, die sehr wohl als Schießscharten dienen konnten, und ein flüchtiges Lächeln glitt über ihre Züge, dann klopfte sie an die Thüre.

Es gab im Innern plötzliche Unruhe, ein unterdrückter Fluch erschallte, einige Stimmen flüsterten, dann wurde es wieder still.

Abermals klopfte sie und zwar kräftiger, dann glaubte sie, irgendwo durch ein Guckloch das spähende Auge eines Insassen des Hauses zu entdecken und schlug noch einmal nachdrücklich und ungeduldig mit einem ergriffenen Steine, daß es dröhnte. Ein Murren antwortete, dann öffnete sich die Thüre und ließ sie eintreten.

Der Krüppel behielt eine Weile seine Haltung und starrte ihr nach. Dann hinkte er um das Haus herum und verschwand.

Doratie Winters sah etwas enttäuscht darein, als sie im Innern nur den Verwalter fand, der grämlich und mit wenig ermunterndem Tone nach ihrem Begehren fragte, indem er einen bloßen Degen vom Tische nahm, mit dessen Putzen er anscheinend beschäftigt gewesen war.

„Thu deinen Froschpicker bei Seite,“ sagte Doratie ruhig und nahm Platz. „Ich komme allein, du kannst dich dorthin setzen und hören, was ich zu sagen habe.“

„Wenn ich Lust habe,“ hieß es.

„Was nicht ist, kann werden. Bist du allein in diesem Hause?“

„Ja, abgesehen von Ratten und Mäusen und sonst noch allerlei Ungeziefer.“

„Ei, also mit denen wispertest du, als ich vor der Thüre stand,“ sagte Doratie spöttisch und trat an eine Leiter, welche zum Boden führte. „Ich will sehen, ob dieselben mich auch verstehen. Kommt herunter, ihr Ratten und Mäuse, es geht euch alle an, was ich zu sagen habe!“

Darauf wurde es oben lebendig, und unter hellem Gelächter stiegen drei wüste Gesellen herunter und pflanzten sich vor dem Mädchen auf, das sie ganz kecklich von oben bis unten musterte.

Der erste sagte, indem er versuchte, ihr unter das Kinn zu fassen: „Du scheinst mir ein Ausbund von Frauenzimmer!“

Sie schlug ihm derbe auf die Hand und erwiderte: „Und du scheinst mir ein Ausbund von Mauskopf. Hat ein Mensch jemals solche Spinnenfinger gesehen? Du verstehst gewiß zuzugreifen wie ein Böhme.“

Der also Abgeführte sah etwas verdutzt drein, aber ein anderer rief: „Ein paar Augen, wie ein Sonnenbrand! Wenn du mich anschaust, fange ich sofort an zu brennen.“

„Du lieber Gott!“ sagte sie verächtlich. „Mürbe genug wie Zunder siehst du aus. Du bist wohl als ein armes Storcherlein hinter den Zäunen verschimmelt, daß du nur Leute vertragen kannst, die maulhenkolisch drein schauen, wie jener Alte. Geh, stelle dich, während wir hier reden, vor die Thüre.“

„Das ist recht, das gebührt euch!“ rief der dritte. „Ihr versteht nicht galant mit den Damen zu reden, aber ma foi, mir wird sie schon permettieren, la douceur der beiden roten Lippen zu goutieren. Ich bitte um Gewährung solcher faveur, ma dame, ma princesse — —“

„Mein Heckenprinz, mein Schnapphähnchen!“ höhnte Doratie schlagfertig. „Du bist wohl früher in Frankreich mit dem Judenspieß fechten gegangen, daß du einige wälsche Brocken aufgefangen hast? Mein Zaunstecken mit dem langen Knorren im Gesicht, stell dich in eine Ecke, man nimmt dich dann als Hellenpotzmarter, und du erwirbst noch etwas Ansehen.“

„Laßt sie in Ruhe mit euren wüsten Reden, ihr Pracher,“ mahnte der Alte. „Meint ihr, daß sie deswegen hierher gekommen ist? Laßt sie sagen, was sie will, und dann gehen.“

„Aber, Alter — —“ wagte jemand zu widersprechen.

Digitized by Google

„Schweig!“ fuhr der Verwalter ihn an. „In meinem Hause befehle ich.“

„Was ich will? Ich habe euch einen fetten Bissen ausspioniert und will euch den Mund wässern machen, daß ihr nicht eher ruht, als bis ihr ihn erschnappt habt. Kennt ihr alle den Müller in Laage und sein Haus?“

Die Männer, abgesehen von dem Alten, sahen sich an und lachten ihr dann ins Gesicht.

„Ich bin kürzlich zur Gewißheit durch die Müllerin selbst gekommen, daß man dort ein stattliches Häuflein blanker Thaler aufgesammelt hat und in der Lade, welche in der Küche nahe bei dem Verschlage steht, aufbewahrt.“

„Bar Geld lacht!“ sagte jemand.

„Und unter der Decke hingen einige stattliche Schinken.“

„Das ist eine Fiedel, auf der sich gut spielen läßt,“ warf ein anderer ein.

„Dazu Würste so lang, wie ich sie mein Lebtage noch nicht gesehen.“

„Mit solcher Keule schlägt ein Verhungerter noch seinen stärksten Feind tot,“ hieß es.

„Endlich ist in dem Hause ein junges Weib, das schon manchem Manne den Kopf verdreht hat.“

„Das geht uns nichts an,“ bemerkte der Verwalter. „Junge Weiber sind das Verderben des Mannes und stören das beste Geschäft.“

„Du bist wenig galant,“ sagte Doratie.

„Bei dir hat es nicht mehr viel zu bedeuten,“ erwiderte trocken der Alte. „Was weiter?“

Doratie verbiß ihren Aerger und fuhr fort: „Ich bin also hierher gekommen, euch auf diese Schätze alle aufmerksam zu machen; das Leinen, die zwei Schweine im Stall, die Schmucksachen der Frauen und alle solche Dinge rechne ich nicht einmal. Auf das Pferd und den Esel kann alles, was zu tragen ist, leicht verladen werden.“

„Nun, wenn du uns zum Schlusse sagst, wie dem allen beizukommen ist, dann gesegne Gott deinen Gang,“ meinte einer salbungsvoll.

„O pfui,“ sagte Doratie, „gesegne ihn vielmehr der Teufel. Der hat die größere Macht, sonst läge das Land nicht wüste, und ihr säßet nicht hier.“

„Wahr ist es,“ sagte der Alte. „Also gesegne ihn dir der Teufel. In der Mühle sind zwei Männer und zwei Frauen.“

„Ihr seid vier Männer dagegen,“ bemerkte Doratie, „und die Mühle steht, wie ihr wißt, ganz allein am Ende der Stadt. Von dort dringt in der Nacht schwerlich ein Hülferuf auf den Berg, und wenn ein Laager auf der Mühle schreien hört, rührt er auch noch keine Hand dafür. Außerdem denke ich, daß ihr wißt, wie man eine Thüre heimlich öffnet und auch, wie man wieder heraus kommt, wenn jemand im Wege steht.“

„Ehe man mit dem Müller und dem alten knorrigen Wachtmeister anbindet, muß man mehr Grund gefunden haben, als ich jetzt sehe.“

„Was heißt das?“ fragte Doratie.

„Das heißt, daß du nicht als unsere Wohlthäterin hierher dich aufgemacht hast, sondern um einen Dienst von uns zu verlangen, den Lohn sollen wir uns erst mit Lebensgefahr holen. Wir brauchen Geld, denn ob es nun mißlingt oder gelingt — wir müssen unser Bündel packen und uns davon machen, sonst läßt man uns durch ein hänfenes Fenster sehen. Ein schlauer Fuchs maust nicht gerne in der Nähe seines Baues.“

„Man wird doch nicht auf euch raten!“ sagte Doratie.

„Das zu bedenken ist unsere Sache,“ versetzte der Verwalter. „Wer versichert uns ferner, ob du nicht ausgesandt bist, uns eine Falle zu stellen?“

„Ich thue es,“ sagte Doratie. „Unsere Bekanntschaft muß bürgen.“

„Hm!“ bemerkte der mißtrauische Alte. „Sag uns wenigstens deinen Grund zum Anstiften. Am liebsten ist mir jedoch immer ein deutlicherer Beweis der Zuverlässigkeit.“

„Ich verstehe dich recht gut,“ erwiderte Doratie ablenkend. „Du willst Lohn von


Digitized by Google

mir erreichen. Gut, ich stelle meine Bedingung, daß der alten Frau kein Haar gekrümmt wird. Mit den andern macht, was ihr wollt. Nun sage kurz, wieviel du haben willst."

Diese Offenheit kam dem Verwalter etwas unvermutet, er stellte seiner Meinung nach die Forderung ziemlich hoch, Doratie aber zählte sofort die Summe in vollwichtigen Goldstücken auf den Tisch. Dann erhob sie sich und sagte: „Alles ist abgemacht! Ihr kommt also und das bald, denn ich denke, daß ich mit ehrlichen Leuten zu thun habe."

Unter dem schallenden Gelächter der Strolche stand sie auf, alle wetteiferten, ihr das Geleit zu geben, doch wies sie sie zurück mit der Bemerkung: „Auf solche Schleppe wird zu leicht getreten."

Mit diesen Worten machte sie sich schnell davon, gönnte dem Krüppel, der bei seiner Arbeit war, keinen Blick und eilte der Stadt zu.

Die Zurückgebliebenen schlossen sorgfältig die Thüre und sahen sich eine Zeitlang schweigend an. Endlich rief jemand: „Ich frag den Henker darnach, mir von dem Weißhut und dem Kracher auf die Finger klopfen zu lassen."

„Das sind Steinbeißer alle zwei," murrte der zweite, „sonst wären wir ihnen schon längst einmal unters Dach gestiegen."

Der dritte aber schlug sich hell auflachend auf den Schenkel und rief: „Dacht ichs doch, als ich sie sah! Das ist ja Dortchen Greisensack, wie sie leibt und lebt — einst eine große Dame in den Herrenzelten und als geizig verschrieen, sie hatte eine große Gabe, den Offizieren die Säckel zu leeren." Abermals lachte er aus vollem Halse, so daß der Alte ihn noch mürrischer ansah, und sagte dann vergnügt: „Ein Mädchen, das die Goldstücke so leichtfertig wegwerfen kann, muß doch reichlichen Vorrat haben. Habt ihr schon einmal das Nest einer Elster ausgenommen? Es geht leichter, als das eines Adlers."

Die übrigen wurden aufmerksam, und dann steckten alle die Köpfe zusammen und berieten, bis sie zum Schluß zur Flasche griffen, um, wie es hieß, auf das Gelingen der guten Sache zu trinken.

Am nächsten Morgen, als Karak nach seiner Gewohnheit noch vor Sonnenaufgang aus der Thüre trat, um die Schützen an der Brücke zu stellen, fand er zu seiner Ueberraschung einen ganz gekrümmten, gichtischen Mann auf einem Prellstein derselben hockend, der anscheinend nicht imstande war, weiter zu gehen. Er folgte unwillkürlich einer Regung seiner Gutmütigkeit und trat auf ihn zu.

„Grüß dich Gott, alter Freund," rief er und schlug ihm nach seiner Weise derb auf die Schulter, im nächsten Augenblick fiel der gegen den Ruck ganz widerstandslose Arme auf die Seite, daß Karak heftig erschrocken zugriff und ihn wieder aufrichtete.

„Hilf Himmel!" sagte er. „Du hast doch hoffentlich nicht die Nacht hindurch in solchem Jammer hier auf der Brücke gehockt? Konntest du die wenigen Schritte nicht zum Thorwege zurücklegen und klopfen? Für den Nächsten in solcher Not haben wir noch Raum zum Schlafen und Brot zum Essen genug. Komm, steh auf! — Gehts nicht? Gut, ich will dich tragen; sei nicht bange, ich bin nicht immer so ungeschickt, wie vorhin. Mir thuts weher, als dir, daß ich dich so hart angestoßen habe."

Der Krüppel wehrte sanft die hülfreiche Hand ab, behielt sie aber und umschloß sie. „Gerade so schnell bereit ist sie, wie die eines anderen da drinnen. Wie wohl thut doch solche warme Menschenhand! Wenn er vorbeikam und ich ihm ein Zeichen gab, daß die — nun die — nicht zu Hause waren, hat er sie mir immer gereicht."

„Du meinst wohl den Müller," sagte Karak. „Das soll wahr sein, daß er Knochen hat wie ein Pferd und ein Herz wie ein Kind, es versteht ihn leider nicht jeder."

Der Krüppel nickte. „Sag dem Manne mit der warmen Hand von — nun, beschreib mich nur, er kennt mich — heute Abend wollten vier Mann in die Mühle steigen, die den Tag scheuen. Es hat ihnen jemand von den Batzen im Sack erzählt. Das wollt ich sagen, und nun muß ich wieder gehen. Sie liegen noch betrunken und

Digitized by Google

schlafen wohl bis an den Mittag, aber ich brauche lange Zeit, um heimzukommen. Bald nach Mitternacht bin ich weggegangen. Nun lebe wohl."

Mit diesen Worten stand er auf und schlich gebückt am Stabe und mit schlürfenden Schritten mühsam von dannen, indem er die Bemühungen des Wachtmeisters zur weiteren Hülfe mit Kopfschütteln und Winken abwies; noch lange hörte Karak ihn aus hohler Brust mühsam husten.

Dann sah er auf gen Himmel, an welchem die Sonne klar und leuchtend heraufstieg, und sagte still bei sich: „Der wäre am Ende auch gerne zur Ruhe. Obs wohl wahr ist, daß unser Herrgott da droben keinen vergißt? Der hat sich einen Gotteslohn verdient."

Der Müller nahm die Botschaft, welche Karak ihm brachte, sehr ernst, denn er wußte sofort, was sie bedeutete. Sorgsam berieten beide, wie man der Gefahr am besten begegnen könnte, und waren darüber einig, daß man den Frauen nichts sagen und eine Hülfe aus der Stadt nicht erbitten wollte. Heimlich rüsteten sie ihre Waffen, schlichen, als sich Ruhe auf die Gegend gesenkt hatte, auf ihren Posten und stellten sich hinter einen Laden, den sie absichtlich nur anlehnten und nicht fest verschlossen.

„Nur nicht ängstlich, Junge," flüsterte der Wachtmeister vergnügt und redselig. „Eine sichere Hand, ein kurzer Stoß, nicht so lang nach, sondern schnell wieder in Deckung zurück. Sieh einmal her! — Ich glaube übrigens nicht, daß sie uns an den Leib kommen lassen, wenn wir den ersten vom Thorwege heruntergeschossen haben. — Hörst du? Wir schießen nicht zugleich, sondern du erst, dann ich — ich kenne deine Hand noch nicht in solcher Lage, du schießt am Ende nur ein Guckloch ins Holz. Laß mich einmal deine Hand fühlen? Ei potz Element! Du bist ja so ruhig, als wenn du mir sagen wolltest: Gute Nacht, Wachtmeister Karak! Einen solchen Genossen lobe ich mir. — Aber jetzt still." —

Noch hellte der Schein des Mondes die Straße und Brücke, allmählich neigte er sich in seinem stillen Gange und verschwand dann hinter einer Schar dunkel heraufziehender Wolken. Der Rohrsperling sang im Schilfe des Mühlteiches unermüdlich sein Lied, unbekümmert, ob es den Lauschern gefiel oder mißfiel, die Frösche quakten und knarrten, als wollten sie in Wetteifer mit dem Sänger eintreten, und aus einem Soll an der Landstraße scholl in gleichförmigen Absätzen der Ruf der Unke. Dazu plätscherten die Wasser des Mühlbaches.

„Wir werden nicht schießen können, stell dein Gewehr beiseite," flüsterte Karak, der vor Aufregung und Freude den nahenden Kampf gar nicht erwarten konnte. „Hinaus gehen wir aber nicht, denn zwei gegen vier ist immer eine eigene Sache, also lasse sie an uns kommen. Den ersten, der durch die Luke steigt, laß herein, ich will schon mit ihm fertig werden, den zweiten stich an der Oeffnung nieder, verstehst du? Horch — die Vögel schweigen plötzlich!"

Ein mächtiger Windstoß fegte über die weite Wiesenniederung, daß das Schilfrohr ängstlich zischelnd durcheinanderfuhr, die Bäume an der Landstraße wie im Erschauern ihre Zweige rührten. Dann wurde es totenstill, als wenn Vogel, Gras und Baum lauschten, ein Blitzstrahl zuckte hernieder, und nicht lange darauf rollte majestätisch der Donner.

„Die Schurken haben alles für sich," flüsterte Karak. „Das Wetter haben sie nahen sehen, und wenn es am ärgsten tobt, dann werden sie über uns kommen, ohne daß wir es vorher merken. — Bist du ruhig, Junge? — Daß du mir nicht den Spaß verdirbst und fährst sogleich zu, ich muß meinen Mann hier in der Küche fassen; wenn dann die andern weglaufen, so hat man doch seine Freude gehabt. Zwei stämmige Bursche wünsche ich mir, sonst geht es zu rasch, man wird nicht einmal warm dabei."

Abermals fegte der Windstoß daher, riß plötzlich den angelehnten Laden weit auf, hell erleuchtete ein schwefelgelber Schein einen Augenblick die Straße, Karak fuhr von seinem Späherposten zurück und hätte fast einen lauten Ruf der Ueberraschung aus-


Digitized by Google

gestoßen, denn deutlich hatte er bei dem Licht vier Männer auf der Straße nahe am Thore gesehen, von denen einer gerade mit ausgerecktem Arme auf den Laden zeigte. Gleich darauf waren sie im Dunkel untergetaucht.

Peter fühlte, daß sein Blut schneller rann, lockerte noch einmal das Messer an seinem Gürtel und faßte seine Pike fester, Karak gab den Raum an der Luke frei und hielt sich mit seinem starken Säbel zum Ausfall bereit — kein Geräusch verriet, daß das Thor erstiegen würde, mitten im Tosen des Wetters hätte man heranschleichende Schritte erst recht nicht verstanden, ein neuer Blitz zeigte Peter, der durch eine Spalte lugte, die Straße leer.

„Ob sie es vielleicht allein auf das Vieh abgesehen haben?“ dachte er plötzlich. Indem er Karak einen Wink gab, glitt er mitten durch die Küche, ohne Geräusch zu machen, zu der Rückwand des Hauses und horchte — ja, er wagte in seiner Sorge sogar, leise den Laden dort ein wenig zu lüften, um einen Blick hinaus zu gewinnen. Nichts verriet ihm, daß Fremde auf dem Hofe waren. Er teilte Karak seine Beobachtungen mit und flüsterte: „Sie haben wohl im Blitz plötzlich dein Gesicht gesehen und sind nun wieder umgekehrt. Wir werden in den nächsten Wochen nicht ruhig schlafen können.“

Der alte Wachtmeister brummte etwas verdrießlich vor sich hin, schüttelte den Kopf und ließ seinen Degen sinken. Noch eine Zeitlang warteten die beiden und lauschten auf den in mächtigen Güssen herabströmenden Regen.

Da hörte man aus der oberen Gegend der Stadt einen Schrei, der allen Lärm des Unwetters übertönte, so furchtbar und gellend, daß selbst Karak erschrak, den Müller beim Arm packte und fragte: „Was war das?“

„Der Krüppel hat sich geirrt,“ sagte Peter, „der Besuch hatte ein anderes Ziel, als die Mühle. Wir wollen einmal nachsehen, komm!“

„Halt!“ flüsterte Karak und hielt ihn zurück. „Du wirst doch nicht wie ein Narr den Schelmen gerade in die Arme rennen?“

„Es schrie dort jemand, da heißt es schnell sein,“ entgegnete Peter.

„Irgend einer von den Laagern, die uns immer so tückisch umschleichen,“ sagte Karak. „Auf der Pfarre war es nicht, die liegt seitwärts. Es kam der Ruf aus der Gegend, wo Winters wohnt.“

„Ja, gerade darum, weil ich glaube, daß das Mädchen es war, was schrie, will ich hinaus,“ sagte Peter, leise die Thüre öffnend. „Bleibe du hier und gieb acht auf das Haus!“

„Du Tropf!“ schalt Karak. „Im Kriege befiehlt der Wachtmeister und geht voran. Lauf doch nicht so — horch — von oben kommen eilige Schritte, sie kehren zurück und“ — —

„Wir verlegen ihnen hier den Weg,“ sagte Peter und war mit einem Sprunge auf der Brücke. „Heissa,“ sagte Karak, indem er folgte, „das ist ein hübscher Tanz. Junge, tritt nicht so nahe zu mir — immer etwas Abstand, daß ich auch recht ausholen kann. Wir zwei wollen die Brücke gegen zehn halten. — Laß mich reden. — Halt!“ brüllte er den eilig Heranstürmenden zu. „Gebt euch gefangen! Waffen nieder!“

Die vier Männer fuhren zurück, als hätten sie schon den Richter und den Galgen vor sich. „Gottes Donner!“ schrie dann der eine. „Vorbei gehts nicht, also drauf!“

Ohne Zögern stürzte er mit geschwungener Waffe im raschen Sprunge gegen Peter. Die Planke war schlüpfrig, und der Ausfall mißlang, der Müller stand fest und stieß zu, daß der Angreifer lautlos zu Boden stürzte. — Karak war schon mit zweien beschäftigt, er fertigte einen Gegner mit einem raschen Stoße ab, der galt dessen Kehle, war in der Dunkelheit nicht sicher gezielt, traf aber denselben gerade in den Mund, daß er blutsprudelnd zurücktrat und unwillkürlich in den Säbel griff. Der zweite hatte ein Messer gezückt, und bevor Karak noch seine Waffe zurückgezogen hatte, fuhr die Klinge zu, gerade durch die zum Schutze vorgestreckte Linke. Zeit war nicht zu verlieren, rasch ließ Karak seine Waffe los, stieß mit der rechten Faust den Gegner

Digitized by Google

vor die Brust, daß er gegen das Geländer der Brücke taumelte, warf sich, indem er nun auch sein Messer herausriß, mit so heftigem Stoße vorwärts, daß das morsche Holz zerbrach und beide in den Bach stürzten; über die freigewordene Stelle floh der Verwundete und verschwand in der Dunkelheit. Der vierte, welcher sich nicht sofort am Kampfe beteiligt hatte, weil er eine größere Last trug, warf das Hemmnis ab, maß mit schnellem Blick seinen trotzigen Gegner; dessen vorsichtige, gedeckte Haltung flößte ihm Furcht ein, vorwärts gings nicht, also mußte er seine Flucht in anderer Richtung versuchen — er schleuderte sein Messer, daß es dem Müller durch die Schulter fuhr, sprang zurück und verlor sich in der Dunkelheit, an seinen klatschenden Schritten hörte Peter, daß er durch das sumpfige Thal vorzudringen versuchte. Ruhig zog er die Waffe aus der Wunde und wandte sich dann dem Abgestürzten zu. Er rief besorgt vom Brückenrande den Namen des Wachtmeisters, und eine vergnügte Stimme antwortete.

„Was machst du denn da unten, geh doch fort aus dem Bach!“ rief Peter erleichtert.

„Steh ich dir vielleicht im Wege?“ fragte Karak lustig. „Ich bade hier und muß zugleich meinen Freund über Wasser halten, sonst ertrinkt er mir; er verdirbt den besten Scherz, der Mann. Ich versichere ihm nun schon lange, ich hätte nur gespaßt, aber er antwortet nicht und hängt in meiner Hand wie ein nasser Sack. Komm, Alter, Kopf in die Höh — du mußt ja noch steigen, bis du über uns alle hinwegsehen kannst.“

Peter eilte hinunter und half den schwerverwundeten Verwalter aus Klein Lantow heraustragen. Dann schüttelten sich die Sieger vergnügt die Hände.

„Glaubtest du, daß du eine Saufeder in der Hand hättest, statt einer ehrlichen Pike?“ scherzte Karak. „Du ließest ihn ja aufrennen wie einen Eber.“

„In dir lebt der alte Wachtmeister,“ entgegnete Peter. „Du hast deine Augen überall.“

Das Lob freute den Alten. „Ja,“ sagte er, „ich muß doch sehen, ob mein Rekrut gut eingeübt ist. Heute mache ich dich zum Gefreiten, und wenn ich eine steife Hand behalte, sollst du schnell zum Wachtmeister aufrücken. Schade, daß du nicht auch einen Schlitz davongetragen! Es ist immer eine angenehme Erinnerung.“

Peter lächelte still vor sich hin und drängte zur Sorge für die Verwundeten. Beide Männer faßten zu und trugen die Gefällten in den Schuppen, in welchem die Ackergeräte lagen. Der erste war tot und der andere sehr schwer verwundet, vielleicht im Sterben. Schnell eilte Peter zurück und schleppte die den Räubern abgenommene Beute, einen kleinen, schweren Kasten, in das Haus, dann machte er Licht und entdeckte, daß der Alte sich schwerfällig mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt hatte und nicht bloß aus der Linken, sondern auch aus der Seite, auf die er die Rechte gepreßt hatte, blutete. „Herrgott!“ rief der Müller erschrocken. „Sie haben dich schlimmer mitgenommen, als ich dachte.“

„Pah!“ murmelte Karak. „Nicht einmal ein regelrechter Stoß! Es ging mir wie dem Falken, der in den Reiherschnabel stürzt. — Gieb mir ein Glas Branntwein, Junge. — Noch eins. — So, nun können wir den verlornen Schlaf nachholen.“ Peter griff zu und stützte ihn, während er ihn zu seinem Lager in den Verschlag geleitete.

Die Witwe war von der unvermeidlichen Unruhe schon erwacht, während ihre Schwiegertochter ruhig im ersten, tiefen Schlafe lag; sie trat Peter, als er anklopfte, angekleidet entgegen, wurde von ihm in der Eile unterrichtet und leise gebeten, Karak thunlichst rasch alle nötige Hülfe zu leisten. Er selbst verlor keinen Augenblick die Ruhe, schloß zunächst das Thor wieder, horchte auf den in der oberen Stadt erwachenden Lärm, verriegelte sorgsam die Hausthüre und den Laden und machte sich daran, die blutigen Spuren durch rasch herumgestreute Asche mindestens zu verdecken und seinen Rock zu wechseln, denn er gedachte, der Müllerin thunlichst den plötzlichen Schrecken zu ersparen. Soeben wollte er sich zur Unterstützung seiner Mutter wenden, als die Kammerthüre sich öffnete und Anna heraustrat.


Digitized by Google

„Was geht hier vor?“ fragte sie, indem sie sich forschend umsah. „Wo ist deine Mutter?“

Peter setzte sich auf den Herd, denn er fühlte, wie das Blut aus seinem Körper niederlief. „Eine Kleinigkeit!“ sagte er. „Karak und ich sahen nach dem Unwetter draußen, bei der Rückkehr hatte er heftige Schmerzen und mußte sich legen, da habe ich die Mutter geholt, um ihm zu helfen.“

„Meinem Oheim soll in meinem Hause eine Fremde helfen?“ stieß Anna, durch den Schreck überwältigt und gereizt, heftig hervor. „Du konntest mir wohl keine Bitte gönnen.“ Mit diesen Worten schritt sie der Thüre Karaks zu, stand still, sah verdutzt auf die viele, anscheinend wüst umhergestreute Asche, bemerkte, daß Peter blaß, nicht imstande, sich aufrecht zu erhalten, auf dem Herde hockte und entdeckte alsbald auch die Branntweinflasche. „Ihr habt hier beide getrunken!“ rief sie mit einer Stimme, in welche Erstaunen und Unwille sich mischten.

Es klopfte draußen am Thore, und einzelne Stimmen verlangten ungestüm Einlaß.

„Was für ein Lärm ist das bei Nachtzeit?“ fragte sie erstaunt. „Mir scheint, daß der Bürgermeister dort spricht. Laß ihn ein.“

„Nein!“ sagte Peter. „Die draußen können warten, ich muß mich zunächst nach Karak umsehen.“ Auch er fühlte seine Schwäche sich mehren.

„Du schämst dich wohl, daß du nicht gerade gehen kannst?“ fragte Anna höhnisch. — Draußen wuchs der Lärm, und viele Stimmen schrieen auf einmal um Einlaß.

„Das Haus bleibt geschlossen, bis sie höflicher klopfen gelernt haben!“ sagte Peter.

„Ich werde in mein Haus einlassen können, wen ich will,“ versetzte Anna erbittert.

„Ich verbiete dir das Oeffnen,“ entgegnete der Müller, „bis ich wieder zurückgekommen bin und mich überzeugt habe, was der wüste Lärm hier gerade vor dieser Thüre bedeutet. Karak geht unter allen Umständen den Laagern vor!“ Mit diesen Worten schritt er in den Verschlag.

Auf das Aeußerste erregt schrie Anna ihm nach: „Ich lasse mir nichts befehlen von einem Betrunkenen!“ riß den Riegel von der Thüre fort und ward im nächsten Augenblicke zur Seite geschleudert, daß sie taumelte.

Auf dem Markte vor Winters Hause hatte sich, während Karak und Peter ihr Leben für die Sicherheit der Stadt einsetzten, gleichfalls ein lebhafter Auftritt vollzogen. Einige Männer, welche auf das Hülfegeschrei des Mädchens herbeigeeilt waren, hatten den erschlagenen Vater derselben vom Boden aufgehoben und in der Küche niedergelegt. „Mausetot!“ sagte jemand gleichgültig. „Den hat eine sichere Hand getroffen und hinüberbefördert, ehe er einen neuen Atemzug thun konnte. Nun, es war ein alter Mann, laßt uns gehen.“

„Schrei doch nicht so entsetzlich, Mädchen!“ rief ein anderer. „Du hörst ja, — es war ein alter Mann, dessen Zeit auch ohne dieses bald abgelaufen gewesen wäre.“

„Mein Geld, mein Geld!“ schrie Doratie und rang die Hände. „All mein Geld! Mit einem einzigen Schlage um alle meine Ersparnisse gebracht.“

Geld! Das Wort wirkte belebend auf die gegen Mord Fühllosen. Geld war es, weswegen Doratie schrie, anscheinend nicht wenig. Ja, das war etwas ganz anderes, das war empörend, daß es nicht im Orte geblieben war.

„Unsinn!“ sagte jemand zweifelnd. „Woher solltest du hier Geld gehabt haben?“

„Geld?“ schrie Doratie wie wahnsinnig. „Gold, sag ich euch — so viel — einen Koffer voll von einem Ende bis zum andern! Helft! Rettet! Ich fülle dem, der ihn mir wiederbringt, seine Hand mit Gold. Erbarmen, Erbarmen! Mein Geld! Mein Geschmeide, meine Ringe — alles ehrlich verdient und erspart.“

„Wo ist es denn geblieben? Wer hat es geholt, Mädchen? Hast du denn nicht jemanden von den Räubern gesehen?“ fragte man.

„Nichts!“ hieß es. „Sie faßten mich, als ich noch im Bette lag, und knebelten mich. Nur soviel konnte ich in der Dunkelheit merken, daß zwei um mich waren, ein

großer, langer, und ein kleinerer, breiter. Hier suchten sie alles rasch durch und zogen den Koffer aus der Ecke hervor. Da hörte ich meinen Vater die Leiter heruntersteigen, gleich darauf einen dumpfen Fall, dann sich entfernende Schritte. — O Gott, o Gott! Mein Geld, mein Geld! — Ich konnte mich in der Verzweiflung losmachen und schrie dann um Hülfe."

„Wer wüßte um solchen Schatz? Keiner im Orte hatte eine Ahnung von seinem Dasein," sagten einige und sahen sich bedeutungsvoll an, etliche lachten sich geradezu ins Gesicht.

„Einer wußte es!" schrie plötzlich Doratie. „Ich habe ihm das Gold selbst gezeigt! — Ha, der Müller ist der Räuber, der Mörder, der Schelm, der Dieb, der Müller und Karak, der alte Soldat —"

„Der Hexenmeister, der Zauberer" — also nahm eine gellende Stimme ihre Rede wieder auf, „der eure Kühe besprochen hat, der des Brüsemanns Grethlein hat das Fieber angehext, als er es einmal sah und ihm etliche Blumen schenkte, den der Superintendent öffentlich vor der Gemeinde als verstockten Sünder erklärt hat — und mit dem Satan hatte er auf der krummen Trift seine Zusammenkünfte! Helft euch selbst, Leute! Dieser Schandfleck und gefährliche Mensch — weg mit ihm aus der Stadt! Der Müller ist auch einmal abends bei mir eingebrochen; als er aber mich und meine Frau wachend fand, stellte er sich ganz harmlos." — So zeterte der Küster. Einige rohe Stimmen gaben ihre Bemerkungen dazu — dann wurde es mit einem Schlage still. Ein entschlossener Mann stand wie auf Verabredung plötzlich in der Mitte. Er schaute die Umstehenden der Reihe nach an — finstere Gestalten, bereit, seinem Winke zu gehorchen — starke Arme mit der Wehr in der Faust. Nur wenige Worte sprach er — ein Beifallsgeschrei antwortete, die Waffen wurden, Unheil drohend, der Mühle zu geschwungen.

Jetzt kam der alte Bürgermeister Bülow eiligst herbei und wollte wissen, was geschehen sei. In der Mühle sollten Mörder und Räuber herrschen? Er bestritt es auf das heftigste — man nahm ihn einfach in die Mitte und führte ihn mit fort, ohne auf seine Rede zu achten. Der strömende Regen dämpfte den Klang der vielen Schritte, die Mühle wurde im Augenblick umstellt, und das Klopfen begann — die Müllerin öffnete und wurde beiseite gedrängt, bis an die Wand, wo Karak kurz zuvor gestanden und Peter seinen Spieß angelehnt hatte. Ihre weitgeöffneten Augen sahen entsetzt auf die Menge, welche mordlustig nach dem Müller und nach Karak schrie. — Sie tastete nach Halt, berührte eine klebrige Flüssigkeit an der Wand — Blut! stammelte sie.

„Mein Geld!" kreischte Doratie. „Wo ist mein Koffer, ihr Elenden, ihr Falschen, ihr Betrüger, ihr Heuchler! Mein Geld will ich wieder haben! — Ha, da steht mein Koffer!" Mit Jubelschrei warf sie sich auf ihren rasch entdeckten Schatz, hob ihn hoch empor und schüttelte ihn. „Mein Koffer! Es ist noch alles drin!" Sie küßte ihn in ekelhafter Gier, sah sich dann plötzlich scheu um, setzte sich auf ihr Eigentum, holte ein Messer aus der Tasche und war entschlossen, von ihrem Platze nicht zu wanken und zu weichen.

Diese Vorgänge hatten sich blitzschnell vollzogen, und jetzt sprang Peter aus dem Verschlage. Mit einem Blick übersah er das Geschehene, wenn er es auch noch nicht begriff. „Räuber, Mörder!" schrieen ihm einige entgegen, etliche Piken senkten sich gegen seine Brust. „Ergieb dich, oder du bist des Todes."

Abermals öffnete sich die Thüre, und Karak eilte, durch das Mordgeschrei seiner Schwäche überhoben. Er war nur halb bekleidet, blutbefleckt, wildes Geheul begrüßte ihn, aber alle wichen vor seinem im Kreise geschwungenen Säbel zurück.

Peter fand Zeit, zu seiner Frau durchzudringen und unterwegs ein Stück Nutzholz zu ergreifen. „Mutig, mutig!" schrie der Küster. „Der alte Hexenmeister ist nicht fest, Winters hat ihm noch eins versetzt!" — „Ergebt euch, ihr Bluthunde!" brüllte der Haufe und stürzte gegen die beiden wieder vor.


Digitized by Google

Der Müller schwang seine Keule und schmetterte den Vordersten nieder, daß er wie ein Klotz am Boden lag, der Nächste folgte, aber der Dritte machte einen Angriff von der Seite. Anna sah es, sie hatte die von ihr unwillkürlich ergriffene Pike nur zur Stütze benutzt, jetzt hob sie die Waffe mit der Kraft der Verzweiflung und stieß zu, daß der Angreifer schrie und zurückwich. „Dank dir, Anna!" sagte Peter und nickte ihr zu — da wankte er und fiel — Karak war nicht mehr zu sehen — ein wüstes Getümmel — dann schleifte der Haufe die Ueberwundenen und mit schnell in der Küche aufgerafften Stricken Gebundenen am Boden hinter sich her. Mit verzweifelter Geberde hob Anna die Hände über den Kopf empor — die Thüre war gerade frei, und gleich darauf war sie durch dieselbe verschwunden.

„Erbarmen, Gnade!" schrie die alte Mutter und warf sich den Racheschnaubenden in den Weg. „Mein Sohn, mein Peter! Habt Mitleid, bei eurer Seelen Seligkeit beschwör ich euch, habt Mitleid! — Mein Peter, mein Sohn!"

Ihr Flehen klang so herzzerreißend, daß etliche, die sie von früher her kannten, inne hielten. „Ei was!" schrie eine Stimme. „Warum ziehst du dir solchen Unhold groß! Besser wäre es gewesen, man hätte ihn gleich nach der Geburt im Badewasser ersäuft." — „Weg mit ihnen!" zeterte der Küster. „Die Mühle dem Erdboden gleich gemacht! Alles, was darin ist, ist Satanslohn!" Dabei fuhren seine Augen begehrlich im Raume umher, und er überlegte, wohin er bei der bevorstehenden Plünderung seine Hände zuerst ausstrecken sollte.

„Gott erbarme dich!" tönte wieder der Verzweiflungsschrei der Mutter, die sich über den aus vielen Wunden blutenden Müller geworfen hatte. „Tötet ihn nicht, laßt ihn leben! Es ist mein einziger Sohn!"

„Hier liegen Säcke!" schallte es aus einem Winkel, wo schon jemand nach Beute suchte. „Hinein mit den beiden und dann hinunter in den Mühlteich!" — „In den Teich! In den Teich!" jauchzten viele und holten die Säcke herbei. Andere wollten schon mit Vorräten, die sie eiligst ergriffen hatten, davonschleichen; da stießen sie am Eingange auf neue Kräfte, die nachträglich infolge des Lärms herbeigeeilt waren und nun nicht wußten, was alles zu bedeuten hatte. Bei ihnen stand der Bürgermeister und versuchte sich Gehör zu schaffen. „Duldet es nicht!" rief er. „Ich beschwöre euch! Hier sind die Neuzugezogenen am blutigen Werke, ohne Recht und Urteil die beiden Müller zu töten." Da warfen sich die Besonnenen den Plünderern entgegen und versuchten Ordnung zu stiften. „Haben sie gethan, was ihr sagt," hieß es, „so sollen sie hängen. Aber das Gesetz muß sein Recht haben."

„Hängen, ja, hängen am eigenen Thore!" schrieen die ersten.

„Recht und Gesetz?" warf höhnend der Anführer dazwischen. „Nichts ist klarer! Da sitzt Doratie Winters und hat ihren geraubten Koffer hier im Hause gefunden, hier liegen die beiden dabei beteiligten Mörder des alten Winters — weg mit der Pestbeule aus dem Orte! Das ganze Amt läuft vor ihnen davon, Landreiter, Gendarmen und Amtshauptmann. — Hängt sie! Das ist Recht. Schützt euch selbst! Das ist oberstes Gesetz!"

„Nein, ersäuft sie im Sack!" — „Nein, hängt sie!" So kam Streit unter die Angreifer im Innern, von außen wollte der Haufe herein, ein wüster Tumult.

Plötzlich wurde draußen alles still, und eine klare Stimme fragte: Was geht hier vor, ihr Männer?" Im Innern schrie jemand: „Der Pfaffe ist da! Hol ihn der Teufel! Steckt ihn auch mit in den Sack!"

Der Pastor, angethan mit dem Priesterrock, trat furchtlos mitten unter die Speere und Messer, begleitet von Anna, die in Verzweiflung zu ihm gestürzt war, und gefolgt von Sötmelk. „Schämt euch!" sagte er. „Seid ihr Christen? Wie eine Rotte Wölfe fahrt ihr über ein friedliches Haus herein? Pfui über euch alle miteinander. Ihr laßt sofort die Männer los, denn hier schreit unschuldig Blut gen Himmel."

„Der Pfaffe!" rief jemand noch einmal. Nun ist der ganze Spaß versalzen!"

Digitized by Google

„Schlagt ihn auf den Kopf!" schrie eine dünne Stimme. Der Küster stand auf dem Herde, hatte einige Würste sich um den Hals gehängt und eine Speckseite unter jedem Arm, er tanzte abwechselnd auf dem einen und dem andern Fuß und war offenbar von Rachsucht und Habgier unsinnig geworden. Da reckte Klaus Sötmelk die Hand aus, und mit den Worten: „Du Wicht, willst du unsern Pastor hier kränken!" gab er ihm eine mächtige Ohrfeige, daß der kleine Mann kopfüber von seinem Standorte herunterfuhr. Der komische Anblick wirkte erleichternd auf die durch Blutgier zur höchsten Spannung getriebenen Gemüter, etlichte lachten laut, die Ordnung war wiederhergestellt.

Schon war Anna bei den beiden am Boden liegenden Männern niedergekniet und hatte ihre Banden durchschnitten. Karak konnte sich rühren und machte Miene aufzustehen, aber der Müller lag da mit geschlossenen Augen und blutüberströmt.

„Er ist tot!" schrie die junge Frau.

„Nein," sagte der Pastor, der sich zu ihr neigte, „tot nicht, aber wenn Gott nicht Gnade giebt, wohl ein sterbender Mann."

„Peter!" schrie Anna in ungeheurem Schmerz, die schlaffe Hand ergreifend. „Peter! Geliebter Mann, stirb nicht! Mein Ungehorsam trägt alle Schuld. — Peter, du darfst nicht sterben, ich wäre deine Mörderin. — Ich muß dir ja zeigen, wie lieb ich dich habe, mein Leben, mein Alles bist du. — Hörst du mich nicht?"

Ja, er hörte sie, es flog um seine Lippen wie ein schwaches Lächeln, seine Augenlider zuckten, als wollten sie sich heben, seine Hand übte einen leisen Druck. — Aber das war alles.

Anna hatte diese Zeichen mit fliegender Angst beobachtet und sagte nun: „Er stirbt nicht, Herr Pastor, mein Mann stirbt nicht, damit ich hinfort für ihn leben kann."

„Herr Pastor," sagte jetzt der Wachtmeister, helf Er mir heran!" Er hob sich mühsam auf seine Kniee, auf Händen und Füßen kroch er näher und beugte sich über den, welchen er wie seinen Sohn liebte. Als er die klaffenden Wunden entdeckte, rollte eine schwere Thräne über seine Wange. Schneidet ihm sein Wams auf! — Sachte — sachte — o thut ihm nicht weh, er ist schon genug mitgenommen! — Sah ich je einen Menschen so schändlich abschlachten? Sie stachen noch auf ihn, als er hülflos am Boden lag. — Laßt mich erst wieder aufkommen," zischte er, „er hat ein Paar gezeichnet, ich wills ihnen gedenken! — Sachte — sachte — Leinwand her, alte Mutter, — alles, was du hast. — Du, Anning, halt einmal seinen Arm, mir wird er etwas schwer. — Hier an der Schulter, das ist nicht schlimm, ein glatter Stich — Anning, leg ihm den Verband hier an — hier unter dem Arm durch — so — fest! — Hier an der Brust drei Stiche — Leinwand, Alte, reiß ein Hemd entzwei aus der Lade — halt, weine nicht, Anning, du mußt das beste thun — horch! Er atmet ruhig, kein Blut auf den Lippen — die Kerle haben eine unsichere Hand gehabt, es geht nicht tief — als er vorhin zustach, da war es anders — dank Ihm, Herr Pastor, Er versteht etwas von der Sache — ich kann wahrhaftig nicht mehr — Herr Pastor, sachte, sachte — es ist ja mein lieber Junge, thu Er ihm nicht unnötig weh, jeder Fetzen Haut hat seinen Wert. — Schneiden, alle Kleidung abschneiden, das näht man wieder. — Oh, da am Schenkel, das ist ein langer Riß, da hat jemand von unten gestochen — doch die Hauptader ist nicht getroffen; das heilt auch wieder, Anning, weine nicht, du mußt ihn ja pflegen. — Jetzt verbind ihm die Wunde am Kopf, er wird bald aufstehen. — Herr Pastor, wir haben Doratie schreien hören, haben den vier Räubern die Beute abgenommen, — ein gutes Werk, das macht wohl manches schlechte wieder gut — draußen im Schuppen liegen zwei — ich glaube, ich habe jetzt auch genug — —"

Der alte, treue Mann! Bis zuletzt hatte seine liebevolle Fürsorge ihn aufrecht erhalten, er hatte es nicht beachtet, daß sein Blut sich mit dem Peters mischte, jetzt lag er da und wußte nicht, was mit ihm geschah.

Hinten im Winkel war man auch beschäftigt, Verwundete zu verbinden, suchte aber, sie heimlich auf die Seite zu bringen, freilich gab es nur zumeist zerschlagene

Digitized by Google

Köpfe, einer hatte einen Stich in dem Rücken, ein zweiter durch den Arm, beide zum Glück nicht schwer getroffen.

Während man die Müller nach des Pastors Anweisung sanft bettete, suchte der Bürgermeister nach Karaks Wort im Schuppen und brachte mit Hülfe etlicher Bürger die dort vorgefundenen Körper ans Licht. Todesstarre lag auf der Gestalt des Stärksten, der Verwalter lebte noch und begehrte beim Anblick des Pastors zu beichten. So stellte sich denn bald der richtige Sachverhalt klar heraus.

Unvermerkt versuchten die gewaltthätigsten Männer einer nach dem andern die Thüre zu gewinnen; die ihren Raub schon gesichert geglaubt, legten ihn ohne Aufforderung still beiseite, da die Augen des Bürgermeisters die Thüre überwachten. Nur ein einziger nahm irgendwo einen derben Knüppel auf und schritt bedächtig der Küsterwohnung zu. Hinter ihm her kam, nichts Böses ahnend, der kleine Mann, der Hauptanstifter der Verwirrung, und wollte rasch vorüberschlüpfen. Was nun geschah, ist vom Küster selbst niemals weiter erzählt. Thatsache war, daß er acht Tage lang zu Bette liegen mußte, unfähig, ein Glied ohne Stöhnen zu rühren, und daß seine Frau als Beweis ihrer teilnehmenden Gesinnung ihm wiederholt nasse Tücher derbe über den Rücken schlug, daß er schrie. Nach seiner Genesung verschwand das Ehepaar aus der Gegend.

Bei Anbruch des Tages, der nach der schlimmen Nacht folgte, machte sich eine geordnete, bewaffnete Schaar von Bürgern auf, um das Räubernest in Klein Lantow aufzuheben, von welchem einige Jahre hindurch unter dem Schutze des nahen, verwilderten Forstes die Gegend geheimnisvoll in Unruhe gehalten war. Als man näher kam, sah man schon, daß das Haus geräumt war, von den Gesuchten fand sich keine Spur. Nur den armen Krüppel entdeckte ein Neugieriger in der Grube, die er sich im Laufe der Zeit mühsam gegraben hatte. Er schlief seinen letzten Schlaf an der Seite der Seinen, wie er sich gewünscht hatte, und da keiner der Anwesenden genauere Teilnahme für ihn hatte, so begnügte man sich damit, nach Feststellung seines Todes, ihn mit der bereitliegenden Erde zuzudecken. —

Tief erschüttert saß Doratie Winters in ihrer Behausung und wachte einsam bei der Leiche ihres Vaters. Ihren Schatz hatte sie auf das Pfarrhaus, an dem sich eisengegitterte Fenster fanden, in Verwahrung gegeben, ein plötzliches Grauen vor demselben hatte sie erfaßt, als sie sich des um ihn vergossenen vielen Blutes bewußt geworden war. Es war ihr, als umringten sie bleiche, blutige Gestalten Tag und Nacht, voll Anklage gen Himmel zeigend. Wiederholt stürzte sie, wenn andere schliefen und tiefe Stille auf dem Orte lag, hinaus, um draußen freier atmen zu können, lief zur Mühle, stand von ferne und sah den Schimmer, der zu der bangen, sorgsamen Wacht der beiden Frauen, die dem Tode zwei liebe Leben abgewinnen wollten, leuchteten. — Am Tage gingen die Menschen ihr aus dem Wege, niemand schalt sie, niemand tröstete sie. Nur Klaus Sötmelk kam und bot ihr im Auftrage des Pastors seinen Dienst an.

Aus Tagen wurden Wochen. Nach dem Begräbnisse des Vaters saß Doratie Winters täglich stundenlang am Thore bei der Mühle und wartete, bis jemand herauskam, der seine Teilnahme durch Nachfrage nach den beiden Verwundeten beweisen wollte. Der Ort war wie umgewandelt; der tobende Ausbruch der Leidenschaft und die darauf folgende tiefe Beschämung hatte gleichsam die Luft gereinigt, die Herzen geläutert, denn man wußte plötzlich nicht, was man den Bewohnern der Mühle zu Liebe thun sollte. Doratie bat flehentlich die Eintretenden, Fürbitte für sie einzulegen. Etliche spieen aus, etliche zuckten die Achseln, Klaus Sötmelk allein nahm sich auch hier ihrer an, aber was sie sehnlichst erwartete, konnte er lange nicht melden. Peter lag wochenlang in schwerem Fieber, ohne Besinnung, und vermochte ein verzeihendes Wort nicht zu sprechen. Doratie bot ihre Habe an, um eine gute Pflege zu verschaffen, sie ließ Wundsalben, Pflaster und viele Heilmittel aus Rostock gelegentlich mitbringen, ja, einstmals kam auf ihre Veranlassung ein Wundarzt zugereist, der freilich erklären mußte, daß der alte

Digitized by Google

Wachtmeister die Behandlung ebensogut zu leiten verstände, wie er selbst, und den Trost hinterließ, daß die Genesung auf bestem Wege sei. Als endlich die Besinnung des Müllers wiedergekehrt war, so daß man ihm von der Bitte des unglücklichen Mädchens reden konnte, ließ er ihr sagen, daß er ebenso viele Schuld an der schlimmen Sache trage, wie sie. Denn wenn er nicht so eigensinnig sich von der Außenwelt abgeschlossen hätte, so würde niemals von den Laagern Gewalt zur Erschließung seines Hauses angewendet sein. Darnach ward sie ruhiger.

Sötmelks Bemühungen um sie hatten schließlich die Folge, daß er ihr einen Heiratsantrag machte. Da sie aber sich vorgenommen hatte, nach Rostock zu ziehen, er bei seinem Pastor bleiben wollte, so fügte er sich endgültig in sein Schicksal, sein Leben unbeweibt zu beschließen.

Der Pastor sorgte dafür, daß ihre beste Habe sicher in Rostock in einem Kaufmannshause niedergelegt wurde.

Es war ein schöner warmer Morgen, als Doratie Winters aufbrach, das Städtchen dauernd zu verlassen. Der Himmel war so weit und strahlte in tiefem Blau, die Bäume standen in vollster Blüte und waren mit einer Wolke Duft umgeben. Peter Gruwel saß zum ersten Mal auf der Bank neben der Hausthüre, und seine Frau redete zu ihm, strahlend vor Glück. Doratie mußte die Worte hören, als sie darnach trachtete, unbemerkt hinter dem Plankenzaun vorüberzukommen.

„Ich habe schon lange, lange etwas für dich aufgehoben, du lieber Mann," sagte die Müllerin. „Heute muß ichs dir zeigen — kennst du wohl diese Kette hier an meinem Halse? Das ist mein liebes Geheimnis gewesen, mit dem ich dich gar gerne längst überrascht hätte. — Willst du sie jetzt zurücknehmen?" setzte sie neckisch hinzu. „Es war allezeit geliehenes Gut." — „Dich will ich haben" sagte Peter Gruwel und breitete seine Arme aus. „Und was ich einmal habe, das halte ich auch fest."

Doratie eilte hastig vorüber und warf nur einmal noch von dem gegenüberliegenden Berge einen Blick auf die Mühle zurück. Nach einiger Zeit traf eine Urkunde in Laage auf der Pfarre ein, durch welche sie die Ländereien ihres Vaters zum Glockenacker anwies und zugleich eine namhafte Summe zur Wiederherstellung des Kirchengebäudes stiftete.

Einige Tage noch, da hörte man plötzlich in der Morgenfrühe einen seltsamen Schall, der aus dem Grunde zur Stadt heraufklang. Die Männer ließen ihre Hantierung, traten in die Hausthüre und lauschten, ein Nachbar beglückwünschte den andern, als war allen, als wäre ein schwerer Druck von den Gemütern genommen, denn die Mühle klapperte wieder hell und munter. Man einigte sich sehr schnell dazu, einen Beweis der Freude hinabzusenden, alle versammelten sich im Hause des Bürgermeisters und erwählten den Müller zum Bürgervorsprecher.

Nach Jahr und Tag saßen die beiden Alten gar vertraut auf der Bank vor der Mühle und hatten zwischen sich ein wundersames Gerät stehen, das der alte Wachtmeister seiner Meinung nach als ein wahres Wunder seiner Schnitzkunst zustande gebracht hatte. Alle Augenblicke stieß die Witwe daran, dann wurde der Wachtmeister eifersüchtig und stieß auch kräftig dagegen und brummte, wenn das Ding etwas ungleichmäßige Bewegungen infolge solcher Stöße machte. In dem Geräte aber lagen zwei allerliebste Kindlein mit roten Bäckchen und dicken Aermchen, ein Knabe und ein Mädchen.

„Welch ein Glück, Karak!" flüsterte die Witwe und neigte sich zu der Wiege. „Zwei liebe Kindlein!" Und dabei tätschelte sie die blühenden Wangen des ihr zunächst liegenden Mägdleins.

„Ja!" sagte Karak mit einem grimmigen Seitenblick auf sie, „ich wollts mir auch ausgebeten haben. Sonst hätte es zwischen uns keinen Vertrag gegeben, Gruwelsche. Daß du mir aber meinen Jungen still liegen läßt; der muß ganz anders behandelt werden, wenn etwas Rechtes daraus werden soll."

Ende.

Digitized by Google



Die Wirksamkeit der Jesuiten in Deutschland.

(Der Artikel war schon vor dem Tode Windthorsts in Druck gegeben. D. Red.)

Seit der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Coblenz im vorigen Herbste ist die Jesuitenfrage in lebhafteren Fluß gekommen. Zahlreiche katholische Volksversammlungen haben nach der dort gegebenen Parole die Wiederaufrichtung von Jesuitenklöstern gefordert. Ganze Ballen von Petitionen sind den katholischen Abgeordneten übergeben, um den Antrag der Centrumsfraktion zu unterstützen, welcher Aufhebung des Reichsgesetzes vom 4. Juli 1872 verlangt. Dieses verbietet bekanntlich die klösterlichen Niederlassungen und die Ordensthätigkeit der Jesuiten in Kirche und Schule, vor allem auch in Volksmissionen. Dagegen steht dem Aufenthalte der Jesuiten deutscher Herkunft in unserem deutschen Reiche nichts entgegen, wie denn auch nicht wenige Jesuitenpatres von 1872 bis heute in verschiedenen Gegenden Deutschlands und noch mehr in Klöstern an der Grenze in Holland, Belgien, Oesterreich und Dänemark eine rührige publizistische Thätigkeit für deutsche Redaktionen und Verleger entfaltet haben. Nur giebt das Reichsgesetz den Regierungen die Befugnis, ausländische Jesuiten auszuweisen und Inländern den Aufenthalt in bestimmten Orten zu versagen oder anzuweisen. Für Aufhebung des Reichsgesetzes haben sowohl die Socialdemokraten, wie die freisinnige Gefolgschaft Eugen Richters sich ausgesprochen, da sie instinktmäßig fühlen, daß sowohl die durch Jesuiten betriebene Veräußerlichung der Religion als auch deren kirchenpolitische Thätigkeit auf die Dauer nur dem Unglauben und der Demokratie weitere Volkskreise in die Arme treiben werden.

Trotz aller energischen Forderungen ultramontaner Kreise und der Unterstützung seitens freisinniger und socialdemokratischer Abgeordneten wird sich Dr. Windthorst mit der Debatte über seinen Antrag nicht allzusehr beeilen, auch wenn er sich von der schweren Krankheit, die ihn am 10. März befallen, erholen wird, noch sich auch für den Vorschlag der Bonner „Deutschen Reichszeitung" erhitzen, welche die Jesuitenpatres Aschenbrenner, Pesch und L. v. Hammerstein zu Reichstagsabgeordneten gewählt wissen will. Noch zu Anfang des Jahres 1870 hat sich der Centrumsführer über die Jesuiten sehr ungünstig geäußert. Schwerlich wird er sich ihnen, die laut den Erfahrungen von über 300 Jahren überall herrschen wollen, wo sie einmal festen Fuß gefaßt haben, unterordnen mögen. Auch giebt es noch manche Bischöfe und Priester, denen die Jesuiten in der Ferne viel lieber sind, als in der Nähe, so sehr auch die in Presse und Versammlungen vorlauten Streber den doch verhältnismäßig sehr jungen Jesuitenorden als einen wesentlichen Bestandteil der katholischen Kirche und die Aktionsfreiheit der Jesuitenklöster als unerläßliches Unterpfand für die Freiheit der Kirche überhaupt hinzustellen suchen. Dr. Windthorst rechnet auch mit der Empfindlichkeit der evangelischen Kreise, welche

Digitized by Google

durch die Sperrgeldervorlage und die Nichtberücksichtigung vieler Desiderien in hohem Grade erregt sind. Um seine weiteren kirchenpolitischen Pläne verwirklichen zu können, will er zunächst eine ruhigere Stimmung abwarten, ehe er die Jesuitenfrage im Reichstage erörtert. Auch wenn er hier eine Mehrheit für Aufhebung finden sollte, so wird der Bundesrat noch anders befinden können. Freilich wäre in diesem Falle die Lage der Regierung keine beneidenswerte.

Um weiteren Verlegenheiten zu entgehen, haben manche evangelische Stimmen die Beseitigung des Jesuitengesetzes für das kleinere Uebel erklärt, zumal man ja auch die Juden und Socialdemokraten frei wirken lasse. Man weist darauf hin, daß kein Geringerer als Leo XIII. durch Breve vom 13. Juli 1886 die katholische Christenheit zum Kampfe für volle Aktionsfreiheit der Jesuiten aufgefordert habe. Sagt doch der Papst, der „unfehlbare Lehrer, welchem unbedingter Gehorsam geschuldet wird": „Wir ergreifen mit Begierde die Gelegenheit, unsere Liebe der Gesellschaft Jesu, die sich so verdient gemacht hat um die Kirche und die Gesellschaft, zu bezeigen. . . Geschmückt mit so vielen Verdiensten, überhäuft mit Lob von unseren Vorgängern, möge nun die Gesellschaft Jesu fortfahren, die Ungläubigen und die Ketzer durch heilige (!) Mittel zum Licht der Wahrheit zurückzuführen. . . Wir umarmen mit einer lebhaften Neigung die Gesellschaft Jesu, welche uns sehr teuer ist, und geben allen Gliedern dieser Gesellschaft unsern apostolischen Segen." Zugleich hebt der Papst die Bulle Klemens XIV. vom 21. Juli 1773 und andere den Jesuiten ungünstige Schriftstücke früherer Päpste auf.

Papst Klemens XIV. hat den Jesuitenorden in der feierlichsten Weise als Störenfried in der Kirche und Gesellschaft gebrandmarkt und aufgehoben und alle katholischen Fürsten in einem Rundschreiben gebeten, die Gesellschaft Jesu unter keinem Vorwande wieder zuzulassen. Von diesem Rundschreiben des „unfehlbaren" Papstes wird in katholischen Blättern und auf katholischen Kanzeln schwerlich mehr die Rede sein. Jeder Laut über den offenkundigen Widerspruch zweier ex cathedra redender Päpste verstummt heute unter den Lobsprüchen auf Leo XIII., welcher entgegen den Urteilen eines Paul IV., Sixtus V., Klemens VIII., Innocenz XIII. und Klemens XIV. die von ihm gesegneten und geliebten Jünger Loyolas als die begehrenswertesten Kampfgenossen gegen die Ketzer anpreist. Die zum Hauptdogma der römischkatholischen Kirche erhobene Papstunfehlbarkeit liefert zu jedem jesuitischen und ultramontanen Begehren die ausgiebigsten Gründe und den weitesten Deckmantel. Das katholische Dogma verlangt Immunität des Klerus, das heißt Freiheit desselben von weltlicher Gerichtsbarkeit, von Steuer und Militärdienst. Daher erklärte Pius IX. die preußischen Maigesetze für nichtig, weil sie den Klerus zum Gehorsam gegen staatliche Gesetze verpflichteten, und gebot dem Bischofe Martin von Paderborn, welcher den Beamten eine bedingungsweise Mitwirkung an der Ausführung der kirchlich verworfenen Maigesetze in einer Schrift einräumen wollte, diese Schrift aus dem Buchhandel zurückzunehmen und die Mitwirkung der Beamten für sündhaft zu erklären. Daher muß auf Grund des katholischen, im Syllabus vom 8. Dezember 1864 gelehrten Dogmas der Staat aufgefordert werden, die sechzehn Millionen Mark Sperrgelder den katholischen Bischöfen auszubezahlen. Diese Gelder bestehen zwar aus den auf Grund des Gesetzes vom 22. April 1875 wegen Ungehorsams der Bischöfe und Priester eingestellten staatlichen Gehaltszuschüssen und gehören von Rechts wegen dem Staate, der diese Strafgelder zur Bildung von Unterstützungsfonds für katholische Arme und Arbeiter hätte verwenden können. Allein das katholische Dogma verlangt vom Staate eine Buße in klingender Münze dafür, daß er jenes Gesetz gemacht und ausgeführt hat.

In der Befreiung der katholischen Theologen vom Militärdienste durch den vorjährigen Reichstag sehen die Jesuiten eine pflichtschuldige Verbeugung vor dem katholischen Dogma. Der Jesuit Scheller spricht es im „Pastor bonus", einer Zeitschrift des rheinländischen Klerus, offen aus, daß die Einladung des Papstes zur Berliner internationalen Arbeiterkonferenz, an der bekanntlich Fürstbischof Dr. Kopp und Kaplan

Digitized by Google

Hitze, aber kein Generalsuperintendent teilnahm, die Anerkennung (!?) nichtkatholischer Kreise einschließe, daß der Papst allein die sociale Katastrophe beschwören könne. Auf Grund des katholischen Dogmas, welches sowohl im Syllabus von 1864, wie in einem Breve Pius IX. an den Freiburger Erzbischof zum Ausdruck gekommen ist, wird das Centrum auf die Lösung der Schulfrage im katholischen Sinne dringen. Dahin also ist es in unserem politischen Leben bereits gekommen, daß im Reichstage wie im Abgeordnetenhause schließlich das rote Tuch des katholischen Dogmas die zurückhaltenden Elemente zur Lösung auch der Schul- und Jesuitenfrage drängen und die Gegensätze in unserem konfessionell gemischten Lande immer mehr zuspitzen wird. Man darf sich nicht verhehlen, daß die katholische Kirche seit dem Jahre 1870 kraft ihres neuen Dogmas von der Unfehlbarkeit und dem Universalepiskopate des Papstes dazu getrieben wird, jede Verweigerung der einen oder anderen ihrer vielen weltmonarchischen Forderungen als ein Attentat auf ihr Dogma und auf die Freiheit und Selbständigkeit der Kirche hinzustellen. Wie unsere Regierungen in dieser schwierigen Lage auf die Dauer den konfessionellen Frieden werden aufrecht erhalten können, ist schwer zu sagen. Das aber kann niemandem verborgen sein, daß die Jesuiten seit zwei Jahrzehnten das meiste zur Verschärfung der Gegensätze gethan haben.

Zwar ist ihre Zahl heute nicht so groß als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Damals zählte der Jesuitenorden 22787 Mitglieder, dagegen zu Anfang des Jahres 1889 12306, von denen auf die Provinz Deutschland, zu der auch Oesterreich-Ungarn, Holland und Belgien gehören, 3235 Mitglieder, unter ihnen 1491 Priester, kommen. Aber trotz der geringeren Zahl üben sie heute innerhalb der katholischen Kirche einen viel größeren Einfluß aus als damals. Sie besitzen nicht bloß eine Anzahl katholischer Zeitschriften in Deutschland, sondern geben auch in der katholischen Tagespresse den Ton an und wissen auch nichtkatholische Blätter zu beeinflussen. Ende der 60er Jahre begegnete man noch in den katholischen Zeitungen zu Köln, Essen, Augsburg, Rottenburg u. s. w. hie und da antijesuitischen Kundgebungen. Aber schon 1870 bewogen Jesuiten den katholischen Verleger Bachem in Köln a. Rh. die gegen sie gerichteten und bereits gesetzten Artikel hinter dem Rücken des verantwortlichen Redakteurs Fridolin Hoffmann zu beseitigen. Pater Rive hatte bald darauf den Mut, auf einer Kanzel in Köln alle gegnerischen Katholiken zu verhöhnen und zu sagen, dieselben würden mit ihrer Opposition nichts erreichen, denn sie besäßen kein Geld.

An dem Mammon fehlt es ihnen nicht, wie frühere und heutige katholische Bankinstitute und die zahlreichen Bücher beweisen, durch welche die letzten Reste der Wirksamkeit eines Sailer, Möhler, Wessenberg, Hirscher, Döllinger, Overberg ꝛc. beseitigt und der katholische Klerus voll und ganz in die mittelalterliche Welt festgebannt wird, welche Leo XIII. durch seine Rundschreiben vom 4. und 28. August 1879 als normgebend bezeichnet hat. Die Philosophen und Dogmatiker haben nach der Vorschrift des Papstes sich an den Dominikaner Thomas von Aquin und die Moralisten und Beichtväter an den Kommentator des Jesuiten Busenbaum, den heiligen Alphons Maria di Liguori, zu halten. Der „katholische Litteraturkalender“ von Heinrich Keiter giebt die genaue Adresse von 52 Jesuiten deutscher Abstammung an, welche schriftstellerisch thätig sind, nicht bloß um durch ihre sogenannten theologischen Handbücher den katholischen Klerus ihren Ordensprincipien zu unterwerfen und öffentliche Stimmung für die Wiederherstellung des Kirchenstaates zu machen, sondern vor allem um die gesamten Positionen der evangelischen Kirche zu unterwühlen und durch eine ätzende Bekrittelung unserer großen Klassiker dem katholischen Volke den vaterländischen Boden unter den Füßen wegzuziehen.

Der Jesuitenorden betrachtet sowohl Deutschland wie jedes von Evangelischen bewohnte Land als ein Missionsgebiet. In der Hoffnung, daß es dem Orden eine reiche Ernte eintragen werde, „liebt“ er es auch und betet für dasselbe, damit es von den Ketzern gesäubert werde. Aber es bedarf keiner Auseinandersetzung, daß unsere

Digitized by Google

Vaterlandsliebe und die der Jesuitenfreunde nur den Namen miteinander gemein haben, sonst aber ebenso himmelweit von einander verschieden ist, wie etwa der evangelische Begriff des Glaubens, der Kirche u. a. m. von dem der Jesuiten. Wer das Organ der Jesuiten, die „Civiltà cattolica“ in Rom, den Sendboten des Herzens Jesu vom Jesuiten Malfatti, die Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie, die „Maria-Laacher Stimmen“ zu Freiburg in Br., den „Pastor bonus“ zu Trier, die neuesten Schriften der Jesuiten Cathrein, Pesch, Paul von Hoensbroech, L. v. Hammerstein, Doß, Rattinger, Scheller, Lehmkuhl, Hattler ꝛc. ꝛc. in die Hand nimmt, kommt aus dem Staunen über die Keckheit gar nicht heraus, mit welcher ganz offen die Durchführung der Bulle „Unam sanctam“ des Papstes Bonifacius VIII. als das Universalheilmittel unserer kranken Gesellschaft empfohlen wird. Jüngst hat sogar der von der Berliner Akademie der Wissenschaften zum Mitgliede aufgenommene päpstliche Archivar Denifle die dogmatische Gültigkeit dieser Bulle erhärtet, welche es für heilsnotwendig erklärt, daß „jegliche Kreatur“ — dieses dem ersten Petrusbriefe 2, 13 entnommene Wort heißt in der Vulgata nämlich creatura, im Urtext aber ἀνθρωπίνη κτίσις und bedeutet menschliche Obrigkeit — „dem Papste unterworfen sein müsse“.

Den mittelalterlichen Ansprüchen entsprechend lehrt der Jesuit Scheller in der Zeitschrift „Pastor bonus“ vom 1. Dezember 1890 Seite 518, daß Christus „im unfehlbaren Papste ein Organ auch zur Lösung der socialen Frage geschaffen habe, dessen Worte als Norm gelten sollen, um die Verhältnisse der Menschen gegeneinander so zu ordnen, wie Gott sie geordnet wissen will“. Den „Mönch von Wittenberg“ bezeichnet Scheller S. 471 als einen „Aufrührer“, dessen Anhänger „in unzählige Sekten zerrissen seien und vielfach alle christlichen Grundwahrheiten über Bord geworfen haben“. Der Jesuit P. v. Hoensbroech sagt in seiner 1889 bei Herder in Freiburg erschienenen Schrift „Der Kirchenstaat“ S. 77: „Die römische Frage ist die Frage der Fragen, welche nie veraltet. .. In die römische Frage ist eingeschlossen der Friede und die Freiheit der Gewissen und die Schätze der himmlischen Hoffnungen.“ S. 55 und 39 heißt es: „Das Wort des Papstes dringt mit überirdischer Gewalt in die Tiefe des menschlichen Herzens, bindet und löst für Zeit und Ewigkeit. Die Herrschaft des Papstes ist eine nach Ort und Zeit unumschränkte.“ „Gott macht den Papst zum Mittelpunkte der ganzen Menschheit und überträgt ihm ein Amt, welches alle anderen als sich übergeordnet anzuerkennen haben.“

Vom Jesuitengeneral Laynez an, der auf dem Konzil von Trient von Fürsten und Völkern den unbedingten Gehorsam gegen den Papst verlangte, bis auf den geringsten der heutigen Ordensgenossen reklamieren alle jeden getauften Christen als Unterthanen des Papstes, der das Recht habe, die widerspenstigen Evangelischen und Griechisch-katholischen mit Zwangsmaßregeln zur Unterwerfung zu bringen. Nur auf einen Ausspruch des Jesuiten Martin van der Beeck (Becanus), der 1624 zu Wien als Beichtvater des Kaisers Ferdinands II. starb, mag noch hingewiesen werden, da derselbe in Nr. 15 der im Verlage der „Germania“ erschienenen „katholischen Flugschriften zur Wehr und Lehr“ S. 45 genannt wird. Martin van der Beeck sagte 1612: „Die Frage, ob der Papst, welcher Kaiser und Könige aus dem Kirchenverbande ausscheiden kann, sie auch absetzen dürfe, wird von katholischen Autoren mit Recht bejaht. Der Hohepriester Jojada hat kraft seiner geistlichen Amtsgewalt die Königin Athalja zuerst als Königin abgesetzt, dann als Privatperson töten lassen. Dieselbe oberstrichterliche Befugnis, die der Hohepriester im Alten Bunde hatte, hat der Papst im Neuen: Könige abzusetzen, wenn sie es verdienen. .. Indem der Papst unverbesserliche Könige absetzt, thut er das von Amts wegen, also von Rechts wegen. Durch das Wort „Weide meine Lämmer“ hat Christus ihn zum allgemeinen Hirten der ganzen Christenheit bestellt. Zu den Hunden dieses Hirten gehören auch die Kaiser und Könige; lässige und faule Hunde aber sind alsbald von dem Hirten zu beseitigen. Die Absetzung der Könige kann auf verschiedene Weise vorgenommen werden; gewöhnlich erfolgt sie in der Art, daß der

Digitized by Google

Papst die Unterthanen von der Pflicht des Gehorsams entbindet.“ In Wetzer und Weltes Kirchenlexikon, das Kardinal Hergenröther 1883 von neuem herausgab, wird Band II. p. 162 ausdrücklich gesagt: „Alle Werke des Jesuiten van der Beeck zeichnen sich durch bündige Kürze und Klarheit aus und erlebten daher auch zahlreiche Auflagen.“

Derselbe Jesuit, welcher beim Tode Calvins drei Jahre alt war und diesen niemals gesehen und gehört hat, beschuldigte den Genfer Reformator, folgendes gesagt zu haben: „Die Jesuiten, unsere größten Gegner, müssen ermordet, oder wenn dies nicht leicht sein kann, verjagt oder wenigstens mit Lügen und Schmähungen erdrückt werden.“ Sowohl die genannte Berliner „Katholische Flugschrift“ Nr. 15 S. 45, als auch eine Reihe katholischer Zeitungen, wie „Pfälzer Zeitung“, „Kiliansblatt“, „Freie Stimme“, „Münchener Fremdenblatt“ u. s. w. haben in den letzten Monaten zur Verunglimpfung der Reformation die Verleumdung des Jesuiten van der Beeck weiter verbreitet, obwohl die Werke Calvins keine Spur eines derartigen Spruches enthalten. Pastor Terlinden in Duisburg hat in einem Schriftchen „Auf der Bärenjagd“ diese Lüge gebührend gebrandmarkt. Ueberhaupt gehört die jesuitische Polemik gegen die Reformation zu den widerlichsten Erscheinungen der Gegenwart. Man kann es bedauern, wenn man sich aus Unkenntnis in evangelischen Blättern und Schriften zur Abwehr römischer Angriffe auf unechte Aktenstücke, wie den „Jesuiteneid“ der „Zeitung der Kirche Augsburgischer Konfession“ Nr. 52, 1890, oder die „Monita secreta“ von 1612 oder das ungarische Fluchformular von 1676, oder das Glaubensbekenntnis des Kurfürsten August III. von Sachsen vom Jahre 1717 beruft, aber bei den vielen Unwahrheiten in jesuitischen Schriften wird es einem sehr schwer, an bloße Unkenntnis oder Fahrlässigkeit zu glauben.

Um Papst Klemens XIV. wegen Aufhebung des Jesuitenordens für verrückt erklären und den Orden reinwaschen zu können, haben die Jesuiten alle von diesem Papste herstammenden Handschriften, Bullen und Breven, die sich auf ihren Orden beziehen, aus den päpstlichen Archiven hervorgesucht und vernichtet. Alle kirchengeschichtlichen Bücher, auch der kleine geschichtliche Ueberblick im Katechismus des Jesuiten Deharbe, der fast überall in Deutschland in den Schulen gebraucht wird, wimmeln von Unwahrheiten und Entstellungen einerseits und Schmähungen auf die Reformation andererseits. Ganz besonders gilt dieses von den 10 Zehnpfennigheften, welche von Berlin aus in 200,000 Exemplaren verbreitet wurden. Die meisten derselben erschienen anonym. Bei Nr. 11 und 18 hat sich der Jesuit L. von Hammerstein als Verfasser genannt. Fünf Hefte beschäftigen sich mit der Verteidigung der Jesuiten, und mehrere mit einer geradezu ekelhaften Verunglimpfung Luthers. Auch in den drei Bänden, welche unter dem Titel: „Christ oder Antichrist“, „Briefe aus Hamburg“, „Der Krach von Wittenberg“, „Die sociale Befähigung der Kirche in protestantischer Beleuchtung“ im Verlage der Germania erschienen sind, nimmt die Verherrlichung der Jesuiten, deren Feder das meiste dieses Werks geschrieben hat, einen breiten Raum ein, den größten allerdings die Herabwürdigung der evangelischen Kirche. Aus dieser und anderen Schriften der Jesuiten tönt fast auf jeder Seite der Hohn heraus: Die evangelische Kirche zerfällt in nichts; es ist Zeit, die Protestanten in die päpstliche Hürde zu treiben, wenn nicht die ganze menschliche Gesellschaft dem Unglauben verfallen soll. Ungläubig aber ist selbstverständlich jeder, der nicht an die Unfehlbarkeit des Papstes und die Göttlichkeit des Jesuitenordens glaubt. Wo der Jesuit von Gott spricht, da meint er vielfach den Papst, und wenn er von der Kirche Christi spricht, so meint er gleichfalls den Papst. Man müßte Bände schreiben, wollte man die Schlangenwindungen, Unwahrheiten, Sophismen und Schmähungen der genannten Flugblätter und der drei Bände, deren Verfasser sich Gottlieb und Lüdtke nennen, auch nur andeuten.

Die Wirkung dieser und anderer jesuitischer Schriften muß als eine geradezu unheilvolle bezeichnet werden. Der katholische Leser wird mit einem infernalen Hasse gegen die Reformationskirche erfüllt. Der Schmähsucht der Socialdemokraten und Ungläubigen, sowie dem Indifferentismus wird durch diese polemischen Schriften eine

Digitized by Google

gefährliche Nahrung gegeben. Unkundige evangelische Christen, welchen es nicht möglich ist, sich durch die Lektüre der Schriften, wie die des Reformationsvereins oder gar durch das Studium der Quellen über die Richtigkeit ultramontaner Herabsetzung der Reformatoren zu überzeugen, werden zum größten Teile am Glauben irre und fallen zum geringeren Teile zum Papismus ab. Verwilderung der Massen und Zuchtlosigkeit der Jugend erhalten durch derartige jesuitische Schriften neue Förderung. Gewiß arbeiten ihnen zahlreiche evangelische Männer in Wort und Schrift entgegen und verteidigen unseren evangelischen Glauben wie unser deutsches Vaterland. Es sei nur erinnert an Prof. D. Herings, Beyschlags, Eiseles, Burggrafs, Dr. Hutzelmanns, Kellers Schriften gegen die Jesuiten, und vor allem an die unter Döllingers Mitarbeit 1873 bei Carl Habel in Berlin erschienene Geschichte des Jesuitenordens von Prof Dr. Joh. Huber. Aber schwerlich kommt eine dieser Schriften in die Hände derjenigen, welche, wie bei Nr. 15 der „Katholischen Flugschriften" S. 52 und 40, durch Jesuiten belehrt worden sind, daß Luther den Tyrannenmord und die Türkenmoral gepredigt habe.

Durch Bruderschaften und Vereine, Gebetsübungen und Andachten, deren antievangelischen und undeutschen Geist man u. a. in dem Gebetbuche „für die gebildete Männerwelt" vom Jesuiten Pesch kennen lernen kann, durch Beichtstuhl und Kanzel, Flugschriften und Tagesblätter werden die Katholiken, soweit sie noch kirchliches Interesse haben, hermetisch von evangelischer Beeinflussung abgesperrt. Die alten Verbote der Bibellesung in der Volkssprache werden wieder erneuert, und jede Uebertretung des Kirchengebots, kein von einem Nichtkatholiken geschriebenes Buch oder Blatt zu lesen, als Todsünde geahndet. Mit größtem Nachdrucke wird von jesuitischen Schriftstellern in den Fachorganen des katholischen Klerus die strengste Durchführung der römischen Forderungen bei Ehen mit evangelischen Christen verlangt, während nach einem Breve Leos XIII. vom 22. September 1890 auf die disparitas cultus gegenüber Juden kein großes Gewicht gelegt und für Geld katholisch-jüdische Mischehen nach versprochener katholischer Kindererziehung gestattet werden. Man kann sich daher auch nicht wundern, daß die „Katholische Zeitschrift für die Antisklaverei-Bewegung deutscher Zunge: Gott will es", welche unter dem ausdrücklichen Segen Leos XIII. in Münster i. W. erscheint, am 16. Dezember 1890 auf Seite 748 die evangelischen Christen tief unter die Heiden herabdrückt und mit gesperrten Lettern sagt: „Viel besser ist ein heidnischer, als ein protestantischer Neger. . . Der Protestantismus kann zwar Buchleute und Frackträger, aber keine Christen bilden."

Dem aufmerksamen Beobachter grinst aus den Schriften der heutigen Jesuiten und deren Freunde und Handlanger derselbe ekelhafte Haß entgegen, welcher in der amtlichen Schrift des Jesuitenordens zum hundertjährigen Jubiläum im Jahre 1640 folgenden „klassischen" Ausdruck fand: „Dem Luther, dieser Schande Deutschlands, diesem Schweine Epikurs, diesem Verderben Europas, diesem unseligen Scheusal der Welt, diesem Abschen Gottes und der Menschen, dieser aus ihrem finsteren Loche kriechenden Schlange hat Gott durch ewigen Ratschluß den Ignatius von Loyola (den Stifter des Jesuitenordens) gegenübergestellt. Ein heftiger und ununterbrochener Krieg ist von uns gegen die Ketzer unternommen worden. Die Ketzer mögen alle Hoffnung aufgeben, daß wir uns durch Stillschweigen mit ihnen vertragen werden. So lange ein Hauch des Lebens uns beseelt, werden wir gegen die Wölfe (die Evangelischen) zur Verteidigung der katholischen Kirche bellen. Kein Friede ist zu hoffen: die Saatkörner des Hasses sind uns eingeboren. Auf Anstiftung des Ignatius haben wir an den Altären den Ketzern ewigen Krieg geschworen."

Nachhaltiger und allgemeiner als durch Schriften und Bonifacius-, Borromäus-, Canisius-Vereine, welche die Errichtung katholischer Pfarreien in evangelischen Gegenden, Verbreitung katholischer Schriften und Gründung katholischer Schulen betreiben, wird das katholische Volk durch die „geistlichen" Uebungen des Spaniers Ignatius von Loyola gegen die evangelische Kirche fanatisiert. Der Jesuitenpater Otto Braunsberger ver-


Digitized by Google

langt im vierten Hefte der „Katholischen Zeitschrift“ zu Innsbruck 1890 eine allgemeine Andacht zum ersten deutschen Jesuiten, dem „seligen Canisius“ und sagt: „Noch fehlt eines: die Heiligsprechung. Sie fehlt, weil die erforderlichen neuen Wunder fehlen, und diese Wunder wären vielleicht schon lange geschehen, wenn unser Vertrauen zu unserem himmlischen Freunde und Schutzherrn (Canisius) ein kräftigeres und innigeres wäre. Wir sind kalt geworden unter dem eisigen Hauche vom Norden her. Möchte sie doch in allen deutschen Herzen wieder erwachen, diese kindliche, lebensfrische Zuversicht zu der fürbittenden Macht der Freunde Gottes, welche einst den Weg des heiligen Bernhard (des Predigers des unglücklichen zweiten Kreuzzugs) von Konstanz bis hinab nach Köln mit Wundern besäet hat. Der heilige Carl Borromäus und der Kirchenlehrer Franz von Sales haben ehedem bei Canisius Rat und Belehrung gesucht. Sein Katechismus hat Jahrhunderte hindurch wie eine Sonne über die ganze Kirche geleuchtet. Noch heute sprudeln die Quellen der Wahrheit und des Trostes, die er in seinen gelehrten Werken und seinen Erbauungsschriften erschlossen. Würde Canisius heilig gesprochen, so könnte vielleicht Deutschland in nicht allzu ferner Zeit gewinnen, was es bisher vergebens gesucht: einen deutschen Kirchenlehrer.“

Da das Innsbrucker Organ der Jesuiten, welches im selben Hefte auch die Unfehlbarkeit des Papstes bei Heiligsprechungen „nachweist“, sich vorher in Rom über die Ausführbarkeit des Planes, den ersten deutschen Jesuiten auf die Altäre zu setzen und als heiligen Kirchenvater den deutschen Katholiken zur Verehrung und Nachahmung anzupreisen, erkundigt haben wird, kann sich bald das Schauspiel vom 8. Dez. 1854 und 19. März 1729 wiederholen. Am letzteren Tage wurde von Benedikt XIII. auf Grund einer Schrift des Jesuiten Balbinus, welchen jüngst der Jesuit Schmude zu rechtfertigen suchte, der fingierte Beichtgeheimnisbewahrer Johannes von Nepomuk heilig gesprochen, welcher 1393 vom Könige Wenzel wegen der Weigerung, die Beichte der Königin zu verraten, von der Prager Moldaubrücke in den Fluß geworfen sei. Damals hatten Jesuiten durch Denunciationen hochstehender Personen das Vertrauen zum Beichtstuhl stark erschüttert. Daher schufen sie einen Beichtstuhlheiligen, obwohl ein solcher nie existiert hat, sorgten für Errichtung von Statuen auf den Brücken in katholischen Gegenden, richteten Andachten zu Ehren des Brückenheiligen Johannes von Nepomuk ein und machten ihn populär. Im übrigen ist diese Heiligen-Fabrikation noch ein Kinderspiel gegenüber der Virtuosität, mit welcher die Jesuiten Pontanus, Benzi und Turani die Mammillartheologie zu einer selbständigen Disciplin zu erheben suchten, oder mit welcher der Jesuit La Colombière die verschrobene Jungfer Margaretha Alacoque, die 1864 heilig gesprochen wurde, zur Gründerin des sinnlichen Herz-Jesu-Kultes, und der Jesuit Crivelli aus der siebzehnjährigen Kapuzinerin Veronika Giuliani eine Blutschwitzerin und stigmatisierte Heilige machte. Es giebt keine Provinz, in welcher nicht durch wunderthätige Personen und Bilder, neue Feste und Andachten für Abwechselung gesorgt worden wäre, allerdings auf Kosten christlicher, gesunder Religiosität. Diese ist auch nicht gefördert worden durch das neue Mariendogma vom 8. Dezember 1854, welches durch jesuitische Volksmissionspredigten, durch besondere Andachten und Gebete, Errichtung von Marienstatuen und große Volksfeste anläßlich der Einweihung oder Enthüllung mit einem solchen Nimbus umgeben wurde, daß die mutigen katholischen Theologie-Professoren Deutschlands, von denen damals noch ein großer Teil im antijesuitischen und antischolastischen Lager stand, aus Hochachtung vor der „Volksstimme“ ihre Herzensmeinung für sich behielten. Nach solchen Proben wird es den Jesuiten nicht schwer werden, in allen katholischen Orten den ersten (?!) Jesuiten Deutschlands, der übrigens zu Nymwegen geboren ist, und vor dem bereits die Jesuiten Faber, Le Jay und Bobadilla in Deutschland gegen die Ketzer Krieg geführt hatten, zu einem volkstümlichen und wunderthätigen Heiligen und Kirchenlehrer zu erheben. Pius IX. hat ihn am 20. November 1864 selig gesprochen, warum sollte ihn Leo XIII. nicht im Himmel und auf Erden noch eine Stufe höher rücken lassen?

Digitized by Google

Canisius (de Hondt) bezog, 14 Jahre alt, 1535 die Universität Köln, legte fünf Jahre später das Gelübde ewiger Ehelosigkeit ab und schloß sich 1543 dem nach Deutschland gekommenen Jesuiten Faber an, welcher als Begleiter des kaiserlichen Gesandten Dr. Ortiz an den Reichstagen zu Worms, Regensburg und Speyer 1540/42 teilnahm. Der Jesuit Bobadilla begleitete den Kaiser im schmalkaldischen Kriege. 1546 ließ sich Canisius vom Kölner Klerus zum Kaiser Karl V. senden, um nachdrückliche Maßregeln gegen den evangelisch gesinnten Erzbischof Hermann von Wied zu erwirken. Vom Kardinal Otto von Augsburg wurde er auf das Trienter Konzil gesandt. 1550 war er Rektor der Universität Ingolstadt und von 1552—1556 Beichtvater des Königs Ferdinand. In Wien verfaßte er den zum Teil noch heute gebrauchten katholischen Katechismus, um den lutherischen zu verdrängen. Er gründete die Jesuitenkollegien in Wien, Prag, Trier, Mainz, Köln, Innsbruck, Dillingen, München, Graz, Heiligenstadt, Koblenz, Molsheim, Erfurt, Paderborn, Münster, Würzburg, Augsburg, Ingolstadt, bekämpfte auf dem Reichstage zu Regensburg 1556/57 den Plan neuer Religionskolloquien, verhöhnte die Augsburger Confessio als confusio und bekämpfte in Reden und Schriften Melanchthon und die Magdeburger Centuriatoren. Er deckte, wie der neueste Biograph, der Jesuit A. Baumgartner erzählt, die innere Zerrissenheit des protestantischen Lagers auf und machte den katholischen Ständen Mut, festen Stand zu fassen und dem Umsichgreifen des Protestantismus wirksamen Widerstand zu bieten. Die Folge seiner Thätigkeit, welche 1597 der Tod beendete, zeigte sich bald darin, daß die Hälfte Deutschlands, das um das Jahr 1560 zu $^{9}/_{10}$ evangelisch war, für den Papst bald nach Ausbruch des 30jährigen Krieges zurückerobert war. Vom römischen Interesse aus ist die Verherrlichung dieses ersten Jesuiten erklärlich, aber mit konfessionellem Frieden, den die ultramontanen Blätter sonst stets für gefährdet halten, sobald irgendwo eine Hebung und Stärkung evangelischen Bewußtseins geplant wird, hat eine Canisiusfeier ebensowenig gemein wie mit deutschem Patriotismus.

Der Deutsche, so große Liebhaberei er in seiner kosmopolitischen Träumerei auch am Fremdländischen und insbesondere an dem aus Spanien importierten Jesuitismus auch eine Zeitlang haben mag, wird bei einiger normaler Gemüts- und Verstandesbildung niemals auf die Dauer den zwei Haupteigenschaften des Jesuitismus: der Ketzerverfolgung und dem blinden Gehorsam Geschmack abgewinnen können, um hier andere Punkte wie die der Moral und Casuistik, des Eigennutzes und der Fälschungen der Bibel und der Kirchenväter, der Herrschsucht, oder der Grausamkeit gegen Kleriker und Bischöfe wie den Kapuziner Norbert, die Bischöfe Palafox, Tournon, Mezzabarba, Cardenas nicht weiter zu berühren. Wie die Jesuiten mit Hülfe Albrechts V. und des Kaisers Ferdinand II. in Bayern, Steiermark, Böhmen und Schlesien ganz im Geiste türkischer Janitscharen das „Bekehrungswerk“ getrieben und unter Mißbrauch des bischöflichen Amtes in Fulda, Münster, Paderborn, Passau, Bamberg, Oberbaden, Oberpfalz, Hadamar u. s. w. den Protestantismus ausgerottet haben, um Volk und Land auf Jahrhunderte hinaus religiös und social, politisch und kulturell zu verkümmern, kann kein Vaterlandsfreund in einer unparteiischen Geschichte ohne Erregung lesen. Angesichts der rührigen ultramontanen Geschichtsbaumeisterei, welche die Reformation als ein nationales Unglück darzustellen und die Hauptheldeu derselben verächtlich zu machen sucht, können die „Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte“ der Beachtung evangelischer Christen nicht genug empfohlen werden. Insbesondere sollten die kleinen populären Schriften, welche der Verein für Reformationsgeschichte bei Max Niemeyer in Halle a. S. herausgiebt, in unseren Gemeinden zahlreich verbreitet werden, um die einzelnen Gemeindeglieder gegenüber der allenthalben betriebenen jesuitischen Propaganda widerstandsfähig zu machen. Bleibt auch die Weckung, Erhaltung und Kräftigung des evangelischen Glaubens, durch den allein wir die Welt in uns und um uns überwinden, die Hauptsache, so wäre es doch eine arge Verkennung unserer Pflicht und unserer Lage, wenn wir nicht eifriger als bisher den Geist der ersten Zeugen wieder

Digitized by Google

wachrufen und von ihnen, die uns im Kampfe vorausgegangen sind, lernen wollten, mit welchen Mitteln wir den heutigen „Lügenrednern", die verbieten, ehelich zu werden, und zu meiden die Speisen, die Gott geschaffen hat (1. Timoth. 4, 2—3), zu widerstehen haben.

Einheitlicher, glaubenskräftiger, entschiedener und ausdauernder Widerstand gegen die jesuitischen Machinationen ist heute umsomehr nötig, als die Väter der Gesellschaft Jesu in all den Teilen Deutschlands, in welchen sie nicht einmal durch die Verwüstungen und Greuel des 30jährigen Krieges die lutherische Ketzerei auszurotten vermocht haben, schon seit mehr als 200 Jahren ihr Zerstörungswerk mit schlauer Taktik in mildere Formen zur Täuschung der Fürsten und Völker hüllten und auf das Gebiet geschickter Unionsverhandlungen hinüberspielen. Lic. theol. Mücke hat kürzlich in seiner bei Walther & Apolant in Berlin erschienenen Schrift: „Lösung der socialen Krisis" S. 194—219 geschildert, durch welche hintertückischen Unterhandlungen mit protestantischen Fürsten und Gelehrten die Jesuiten weiten Kreisen das „opportunistische und episkopale Weltevangelium" eingeimpft und durch Abschwächung des evangelischen Material- und Formalprincips katholisierenden Anschauungen in protestantischen Kreisen die Bahn geebnet haben. Die Reformatoren sind bei ihrem Thun und Lassen von der Ueberzeugung ausgegangen, daß die römische Kirche durch jähen Abfall und eine unüberbrückbare Kluft von der apostolischen Kirche getrennt ist. An diese letztere will die Reformation wieder anknüpfen und das lautere Wort Gottes verkündigen. Die Magdeburger Centuriatoren betrachteten es daher als ihre Hauptaufgabe, den geschichtlichen Nachweis zu führen, daß die Lehren und Einrichtungen der evangelischen Kirche mit der Kirche der Apostelzeit und der Kirchenväter übereinstimmen, während, was auch in neuester Zeit die Katholiken Franz von Baader und Döllinger nachgewiesen haben, die römischkatholische Kirche voller Irrlehren und Mißbräuche ist.

Die Reformatoren erkannten in dem katholischen Episkopate und Primate keine folgerichtige Entwicklung der apostolischen Verfassung, sondern das Eindringen heidnisch-kaiserlicher und jüdisch-hohenpriesterlicher Herrschaftsbestrebungen, welche der Heiland so kräftig wie möglich bei Matth. 23, 6—12, Luk. 22, 24—28 u. a. m. verboten hat. Es ist eine Verleugnung der Reformation, wenn die biblische und altkirchliche Berechtigung des katholischen Primats und Episkopats in der geringsten Weise anerkannt wird. Letzteres suchen die Jesuiten mit allen Mitteln zu erreichen, da bei solchem Zugeständnisse Luther als ein Empörer und Revolutionär zu behandeln wäre, welcher, anstatt dem Episkopate und Primate die Reformation zu überlassen, in Umkehrung der Ordnung die Sache eigenmächtig in die Hand genommen habe. Es bedarf nach den obigen Erörterungen keines weiteren Hinweises darauf mehr, daß die Jesuiten und ihre Freunde den größten Wert auf die Anerkennung des Episkopats als eine Einrichtung Christi legen, weil sie darin eine Verurteilung der Reformation sehen. Im Philipperbriefe wie im Briefe der römischen Gemeinde an die zu Korinth um das Jahr 95 ist nicht von einem, sondern von mehreren Bischöfen in jeder der beiden kleinen Gemeinden die Rede. Die Bischöfe in den folgenden Jahrhunderten sind nichts anderes gewesen als etwa unsere heutigen Pfarrer. Luther hat sich, obwohl evangelisch gesinnte Bischöfe in Preußen und in der Mark oder in Mähren und sonst gern dazu bereit gewesen wären, nicht zum Bischof weihen lassen, weil er auf Grund der heiligen Schrift die ganze Lehre vom Episkopate für unevangelisch hielt. Man muß fest auf dem Boden des Evangeliums und bei dem Bekenntnisse der Reformatoren bleiben, um dem Jesuitismus erfolgreich widerstehen zu können. Durch den imponierenden Schein der Einförmigkeit und den Pomp weltlicher Herrlichkeit darf man sich nicht verleiten lassen, katholische Einrichtungen und Vereinsbildungen nachzumachen, auch wenn die socialen Nöte das noch so nahe legen. Wäre durch Bischöfe und katholische Vereine die sociale Frage zu lösen, dann würde eine mehr als 1000jährige Geschichte katholischer Länder nicht so viele dunkle Blätter enthalten. Allein durch den lebendigen Glauben an

Digitized by Google

Christum werden wir selig, allein das Wort Gottes ist unsere Autorität und unsere Waffe. In diesem Zeichen allein werden wir siegen, nicht durch Bischofsamt, nicht durch Tradition, nicht durch hierarchische Machtmittel.

Luther sagt irgendwo: Durch den Glauben an Christum nehmen wir teil am Königtum und Priestertum Christi. Durch das erstere sind wir aller Dinge, durch das andere Gottes mächtig, so daß wir Fürbitte einlegen können für unsere Brüder. Sowohl durch diese Lehre, als auch durch die vom Gewissen und der Selbstverantwortlichkeit des Menschen treten wir in den schärfsten Gegensatz zur Forderung des blinden Gehorsams gegen menschliche Autoritäten, zu welchem die Jesuiten durch Schule und Beichtstuhl die Christen dressiert wissen wollen. Sie ersticken das Gewissen und verkrüppeln den Geist durch eine formalistische, für den Propagandadienst brauchbare Verstandesbildung. Was das einzelne Ordensmitglied beim Eintritt in die Gesellschaft feierlich gelobt, kein Vaterland und keine Heimat mehr zu lieben, als den Orden, dazu sollen auch die einzelnen Christen, wenn auch auf vielfach krummen Wegen, geleitet werden. Bei den Socialdemokraten entpuppt sich bei näherer Diagnose der Zukunftsstaat als eine große Fabrik mit erzwungener Arbeits- und Genußteilung, bei den Jesuiten dagegen als ein großes Kloster, in welchem der Papst und seine Generäle, die Jesuiten, alles, die übrigen dagegen nichts sind als ein Stab oder Cadaver ohne Willen. Die Extreme berühren sich in Despotie und Tyrannei, die gleich drückend sind, ob sie vom Papste oder von socialistischen Führern geübt wird. Wir sind durch Christi Blut teuer erkauft. Lasset uns nicht der Menschen Knechte werden. Gegenüber den Verführern zur einen wie anderen Seite bedarf es eines felsenfesten Glaubens an den, welcher trotz des Fanatismus der Pharisäer und des Unglaubens der Sadducäer zum Eckstein geworden ist. Zur Ueberwindung der socialen Not aber ist der Erweis des lebendigen Glaubens in selbstverleugnender, hingebender, dienender Liebe erforderlich, welche den Verirrten und Verführten nachgeht und sie wieder erwärmt für den Einen Hirten und Bischof unserer Seele.

ks.

Digitized by Google



Leopold von Ranke.

Von

Hugo Landwehr.

„Poeten werden, wie das Sprüchwort sagt, geboren. Nicht allein Künste, sondern auch einige Wissenschaften pflegen in den Jahren der ersten männlichen Entwicklung, jene in voller Blüte, diese in origineller Energie zu erscheinen. Musiker und Mathematiker haben das Vorrecht, in frühen Jahren etwas Vollendetes leisten zu können. Der Historiker muß alt werden, nicht allein wegen des unermeßlichen Umfangs der Studien, welche die Erkenntnis der historischen Entwicklung erforderlich macht, sondern auch wegen des Wechsels der Zeitumstände, die in einem langen Leben eintreten. Die großen Alten lebten in der Bewegung republikanischer Verfassungen. Für einen modernen Historiker ist es ein Glück, wenn er einem monarchischen Staate angehörig eben in eine solche Zeit trifft, die seinen Genius nicht beengt. Aber es würde ihm doch nicht zuträglich sein, wenn ihm dabei nur eine kurze Spanne Zeit zugemessen wäre. Zu seiner Entwicklung gehört es, daß große Begebenheiten sich vor seinen Augen vollziehen, Erschütterungen eintreten, Neugestaltungen versucht werden." Nicht ohne Beziehung auf das eigene Leben schrieb Leopold von Ranke diese Worte in sein Tagebuch im Januar 1877. Geschichte zu schreiben und die Gesetze, welche die Entwicklung des Menschengeschlechtes beherrschten, klar zu legen und zu tieferem Verständnis zu bringen, war ihm vornehmliche Lebensaufgabe gewesen. Hierzu mußte er als wahrhaft prädestiniert erscheinen, da es ihm beschieden war, so lange die Entstehung und den Verlauf vielfacher, gewaltigster, tiefeingreifender Geschichtsperioden in zeitgenössischer Betrachtung zu verfolgen. Wenn jedermann unter dem Einflusse der Gestirne lebt, welche die Welt beherrschen, so muß auch Leopold von Rankes Leben aus seiner Zeit verstanden werden, und gerade jetzt darauf einen Blick zu werfen, liegt eine besondere Veranlassung vor, da die lange Reihe seiner Werke kürzlich einen würdigen Abschluß gefunden hat durch einen stattlichen Doppelband: Zur eigenen Lebensgeschichte.*)

Als Ranke am 20. Dezember 1795 — so giebt das Kirchenbuch an, während er selbst stets den 21. feierte — in dem kleinen thüringischen Städtchen Wiehe als ältester Sohn eines Advokaten das Licht der Welt erblickte, standen die Gestirne gerade besonders günstig. Die großen Fragen, welche die Welt erschütterten, traten in ein neues Stadium. „Die revolutionären Elemente, die sich in dem großen Nachbarreiche erhoben und die Herrschaft in demselben erlangt hatten, stürmten gegen alle anderen Reiche heran, um sie

---

*) **Zur eigenen Lebensgeschichte von Leopold von Ranke. Herausgegeben von Alfred Dove. (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.) 1890. 8°. XII u. 731 S. 14 M. (Sämtliche Werke Bd. 53, 54.)**

Digitized by Google

in ihren Kreis zu ziehen. Dagegen formierte sich eine andere Vereinigung, welche hinwiederum diesen revolutionären Elementen dort an der Quelle ein Ende zu machen unternahm. Das eine mißlang wie das andere. Es zeigte sich vielmehr, daß weder die eine noch die andere Richtung damals den Sieg davontragen konnte." Der Baseler Friedensschluß war ein bemerkenswerter Markstein in dieser Zeit. Nicht minder bedeutsame Vorgänge spielten sich in jenem Jahre auf litterarischem Gebiete ab. Friedrich August Wolf rief mit unvergeßlichem Mute die Kritik gegen die Ueberlieferung ins Feld. Schiller und Goethe suchten, durch innige Freundschaft verbunden, das Höchste zu erstreben. Gerade damals warf Herder die Frage auf, warum wir noch keine Geschichte der Deutschen hätten. „Was noch nicht geschrieben ist," sagte er, „zeigt durch sich genügsam, daß es bis dahin noch nicht geschrieben werden konnte. Wie dies geschehen kann, wirds werden."

Die Familie, welcher Ranke entsproß, hatte schon seit der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts den thüringischen Landen mehr als einen Geistlichen gegeben. Israel Ranke, bis zu dem unsere Kenntnis zurückgeht, hatte 1671—1694 das Predigtamt zu Vornstedt bei Eisleben in schweren Zeiten der Not verwaltet. Sein Sohn war Israel Ranke, Pfarrer in Wolferode, der frühzeitig starb und einen unmündigen Knaben Johann Heinrich Israel hinterließ. Dieser konnte nur unter den größen Schwierigkeiten zum Studium der Theologie gelangen. Von ihm stammte Leopold von Rankes Vater ab, der vom Studium der Theologie zu dem der Jurisprudenz übergegangen war. Fast über jeden seiner Vorfahren suchte Leopold von Ranke in seinen späteren Jahren etwas zu ermitteln, und das durch solche Studien Gewonnene zeichnete er dann sorgfältig auf, um so ein Bild von dem Entwicklungsgang seiner Familie zu erlangen. So sind wir denn in einer selten vollständigen Weise über die einzelnen Persönlichkeiten aufgeklärt, und wir finden bei ihnen manchen Charakterzug, der an den großen Historiker erinnert. Seine Eltern hat er hoch verehrt, und als sie ihm nach langer Lebensdauer entrissen wurden, beklagte er ihren Tod schmerzlich. „Wie war er so im Grund seines Herzens redlich und ehrlich," schreibt er beim Tode seines Vaters, „man könnte sich nicht denken, daß eine Unwahrheit aus seinem Munde gekommen wäre, so von einfältigem und ungefärbtem Gemüt. Wie können wir es ihm danken, daß er von allen Dingen abstrahierte, daß er seit seinem vierzigsten Jahr vielleicht keinen Gedanken, keinen Wunsch, keine Absicht gehabt hat, die sich nicht auf seine Kinder bezogen. Und immer ruhiger, freudiger, stiller ward seine Seele. Wir haben es recht beobachten können, wie er sich von den irdischen Gedanken, die zu seiner Zeit freilich ihm notwendig waren, immer mehr absonderte. Er hatte nicht gedacht, daß Gottes Gnade so reich sein würde über uns. Alles, was uns geschah, war über sein Erwarten, seine Hoffnung. Um so festeres Vertrauen hat er dann gefaßt. So ist er selig gestorben in den Armen unserer Mutter, die so herzlich Leid und Freud mit ihm teilte."

In dem elterlichen Hause gewann Leopold vor allem das unerschütterliche Gottvertrauen, welches ihn auch in den schwersten Stunden stets den Blick nach oben zu dem allmächtigen Vater richten hieß. Kamen doch bald harte Prüfungen über das deutsche Vaterland. Als Knabe von elf Jahren erlebte er die Tage von Jena und Auerstädt. Die Preußen mit den Sachsen vereint zogen mit hochgespannter Hoffnung zum Kampf gegen Napoleon auf. „Die Offiziere, die wir beherbergt," schreibt Ranke, „die Husaren, deren Reiten wir sonst bewundert, sammelten sich zu ihren Standarten und Fahnen. Ein preußisches Regiment zu Pferd zog bei der Stadt vorüber. Alles strömte hinaus, um es zu sehen. Bald darauf hörten wir den Donner der Kanonen von der Auerstädter Schlacht, wir Knaben liefen auf den Berg und machten Gruben in den Boden, um desto besser zu hören. Gleich darauf berührte der Rückzug unser Städtchen. Ich sehe sie noch vor mir die lange Reihe von Wagen, die zum Hofe gehören mochten, wie sie in unserer Straße hielten. Einige Truppen folgten. Der Vater, der bei der Einquartierungsliste übergangen war, holte selbst eine Anzahl Gemeiner heran, die sich um den runden Tisch der Stube setzten, wo ihnen die Mutter ein Abend-



essen bereiten ließ. Kaum waren sie weg, so erschienen französische Chasseurs, Versprengte, welche Brandschatzung forderten."

Die Tage der napoleonischen Fremdherrschaft empfand Leopolds kindliches Gemüt weniger, zumal da der Landesherr mit dem Korsen verbündet war. Unbekümmert um die großen Ereignisse beschäftigte er sich in den Klosterschulen zu Donndorf und Pforta eifrig mit den klassischen Sprachen, und Beckers Erzählungen aus der alten Welt übten zuerst einen nachhaltigen Einfluß auf ihn. Dann kamen ihm Schillers Werke zu Gesicht, und angeregt durch die Braut von Messina, übersetzte er des Sophokles Philoktet in sechsfüßigen Jamben und „die Chöre sogar freier in Reimen." Napoleons Bulletins, welche in der Leipziger Zeitung erschienen, wurden zwischendurch gelesen. „Sie erfüllten zugleich die Phantasie und führten in die Tagesgeschichte, welche nie großartiger war, uns aber in unserem sächsischen Kloster doch nur eben als Weltbegebenheit berührte."

Von den verschiedensten Seiten drangen so lebendige Momente in das junge Gemüt, „das Vornehmste blieben aber immer die Erinnerungen aus der alten Welt." Napoleon wurde Cäsar und Alexander dem Großen gleichgestellt. Die Niederlagen, die er in Rußland erlitten, galten den Pfortenser Schülern nur als unbedeutend, und allgemein hegten sie die Erwartung, daß der große Franzose binnen kurzem diese Scharte auswetzen würde. Da erschienen im Frühjahr 1813 die Kosaken, und in dem friedlichen Thale bei Kösen stießen sie zum ersten Male mit den in erneuter Kraft entgegentretenden Franzosen zusammen. Die Manifeste, welche die Verbündeten erließen, fanden ihren Weg auch nach Pforta. Gerade in jenen Tagen las Leopold den Agricola des Tacitus und war nicht wenig erstaunt, in den Reden einer freiheitliebenden britischen Königin Anklänge daran zu finden. Freilich von dem edlen Kriegseifer, der die preußische Jugend auf den Schulen beseelt, war bei den Pförtnern nach Leopolds eigenem Zeugnis wenig zu merken. Sie reihten sich nicht in Lützows Korps ein, sondern gingen, wie Ranke, ruhig nach Leipzig, um hier, unbekümmert um die großen Ereignisse der Welt, ihren Studien obzuliegen.

Vater Ranke brachte seinen Sohn selbst zur sächsischen Hochschule und freute sich, durch zeitweilige Anwesenheit in der Universitätsstadt die Erinnerung an seine eigene Studienzeit neu zu beleben. Fand er doch noch manchen seiner früheren Lehrer vor. Leopold nahm durch Vermittlung früherer Schulfreunde in der Ritterstraße Wohnung. Der Theologie und Philosophie wollte er sich widmen. Als ein merkwürdiges Spiel des Zufalls muß es bezeichnet werden, daß eine der ersten Vorlesungen, welche er besuchte, eine historische bei Professor Wieland war. Freilich nicht der innere Drang führte ihn dazu, sondern eine gedruckte Anmahnung, welche ihm bei der Inskription in die Hand gegeben war. „Die Einleitung des Professors, die von der genetischen Behandlung der Historie eine Idee mitteilte, schreibt Ranke selbst darüber, war anregend genug, in der weltgeschichtlichen Entwicklung indeß verlor man gar bald den Faden. Was mich von den historischen Büchern bisher abschreckte, war die Menge unverarbeiteter Notizen, überhaupt unverstandener Thatsachen, die sie mitteilten. Unser Professor hatte viel Feuer, allein weit förderte er uns nicht in dem Verständnis, sein Auditorium und seine Art war sehr wunderlich." In den ersten Jahren des Studiums fesselte ihn wesentlich die Theologie, und schon dachte er daran, auf diesem Gebiete schriftstellerisch thätig zu sein. Ueber den Zusammenhang des Galaterbriefes schrieb er einiges nieder. Dann aber gewann ihn Gottfried Hermann voll und ganz für die Philologie. Konnten ihn auch die Vorlesungen desselben nicht vollkommen befriedigen, da er auf die Metrik einen besonderen Wert legte, so hat Ranke ihm doch vor allem die Einführung in die kritische Methode zu verdanken. Vor Thucydides mächtigem großen Geiste gewann er Ehrfurcht, Fichtes populären Schriften, vor allen den Reden an die deutsche Nation widmete er unbegrenzte Bewunderung, Niebuhrs Darstellung der römischen Geschichte flößte ihm die Ueberzeugung ein, daß es auch in neuerer Zeit Historiker geben könne. Ueber allem schwebte in jener Epoche der Name Goethe, der auch selbst eine andere

Digitized by Google

Klassicität in das Leben und die Studien eingeführt und zur Bildung des nationalen Sinnes in dieser Beziehung unendlich viel beigetragen hat.

Doch schon auf der Universität machte Ranke seinen ersten historischen Versuch. Die Schriften, welche zu der dreihundertjährigen Feier des Reformationsfestes erschienen, erweckten in ihm durch ihre Richtigkeit den Wunsch: Luthers Geschichte „in seiner Sprache zusammenhängend darzustellen.“ Zu dieser Arbeit war er wohl auch besonders durch die kirchenhistorischen Vorlesungen des Professors Tzschirner angeregt.

Inzwischen war mit Rankes Heimatsland auch eine bedeutsame Wandlung vor sich gegangen. Durch die Wiener Friedensakte war Sachsen, welches erst in letzter Stunde, als die Entscheidung auf dem Schlachtfelde getroffen war, die Sache der Verbündeten zu der seinigen gemacht hatte, der Hälfte seines Besitzstandes beraubt. So war auch sein Vaterhaus in Wiehe ein Teil der preußischen Monarchie geworden. Dem streng rechtlichen Bewußtsein des jungen Ranke entsprach es, daß er von jetzt ab seine Zukunftspläne nicht nach Sachsen, sondern nach Preußen richtete. Mit Freuden begrüßte er daher ein Anerbieten des Gymnasialdirektors Poppo, der ein Schüler Gottfried Hermanns war, nach Frankfurt als Oberlehrer zu gehen. Die in Leipzig im Februar 1817 erlangte Doktorwürde entband ihn von der Ablegung einer Prüfung. Vom Herbst 1818 bis zum Frühling 1825 hat er ein Leben voll ernsten Studiums in Frankfurt geführt, aber immer war in ihm doch das Bewußtsein, daß er noch nicht an den eigentlichen Ort seiner Thätigkeit gekommen sei. In erster Linie kam es ihm darauf an, dem neuen Beruf seine Kräfte zu widmen. Hatte er früher bald diesem bald jenem Gebiete seine Studien zugewandt, so mußte er jetzt darauf bedacht sein, recht eigentlich für den Beruf zu arbeiten. In den oberen Klassen, auf welche sein Unterricht beschränkt war, behandelte er mit besonderer Wärme Homer und Horaz. Auch Vergils Aeneide wandte er sich gern zu und maß ihr eine besondere universalhistorische Bedeutung zu. Waren dies nun Gebiete, die ihm schon auf der Schule nahe gelegen hatten, und die er schon vielfach durchwandelt, so bot sich ihm eine besondere Vertiefung seiner Kenntnisse dadurch, daß er in der Prima die Geschichte der alten Litteratur zu lehren beauftragt war. Hierzu war vor allem eine Kenntnisnahme der klassischen Autoren notwendig, um durch den Genuß des Echten und Ursprünglichen den Schülern etwas Gediegenes bieten zu können. „Die alten Historiker,“ schreibt Ranke selbst über diese Studien, „wurden systematisch durchgelesen; denn nur im Thucydides war ich einigermaßen bewandert, Herodot las ich nun erst vollständig durch. Die Verbindung des Sagenhaften und Historischen übte ihre volle Wirkung auf mich aus, so die Anmut der Sprache, die Durchsichtigkeit der Darstellung; aber hauptsächlich die unendliche Weltumfassung, die sich in diesem Grundbuch des historischen Wissens ausgeprägt hat.“

Den politischen Vorgängen, welche sich damals abspielten, ist Ranke nicht fremd geblieben. Freilich der deutschen Burschenschaft, welche damals die Gemüter fast aller Studierenden zu beherrschen begann, hat er sich nicht angeschlossen. Er gehörte eben zu denjenigen, bei denen es frühzeitig zu einer bestimmten Erkenntnis des Rechten und Guten und zu dem unerschütterlichen Vorsatze kommt, nicht davon abzuweichen. Nahe geführt wurde er diesen Kreisen durch seinen Bruder Heinrich, der durch seine Vermittlung als Gymnasiallehrer nach Frankfurt gekommen war. „Der Bewegung, die damals in den Gemütern der Jugend obwaltete, stand er einen Schritt näher als ich,“ schreibt Ranke. „Er gesellte sich den Turnern mit Entschiedenheit bei und brachte mich erst dadurch in eine gewisse Verbindung mit dem Thun und Treiben derselben. Wir sahen Jahn in dem goldnen Löwen, einem Gasthof zu Frankfurt, als er von einer Turnfahrt aus Schlesien zurückkam, mit ansehnlicher Begleitung junger Leute. Auch auf mich machte er durch seine mannhaft zuversichtliche Erscheinung einen gewissen Eindruck. Mein jüngerer Bruder schloß sich ihm mit unbedingter Hingebung an.“ Als nun Sand zum Dolche gegriffen hatte, und der Staatsrat Kotzebue dadurch gefallen war, war es natürlich, daß diese That auch zwischen den Brüdern erörtert wurde. Mit


Digitized by Google

lebhaften Worten ergriff Heinrich in einem Gespräch, welches die Brüder darüber führten, die Verteidigung Sands, aber Leopolds Züge legten sich in ernste Falten, und er hielt seinem Bruder, ohne weiteres hinzuzufügen, kurz entgegen: „Du sollst nicht töten. Das ist Gottes Gebot.“ Dawider ließ sich nichts einwenden, und damit war ein für alle Mal die Sache endgültig entschieden.

„Gewiß ist,“ schrieb Ranke im Februar 1824, „daß ich zum Studieren geboren bin und auf der Welt zu weiter gar nichts tauge, nicht so gewiß ist, daß ich zum Studium der Geschichte geboren bin, aber ich habe es einmal ergriffen und lebe darin und fühle dabei meine Seele selig, zufrieden und vergnügt.“ Bereits mehrere Jahre hindurch hatte er allen Ernstes die antiken Schriftsteller studiert, aber das Altertum allein konnte ihn nicht fesseln. Die alten Historiker, selbst der Römer Livius hatten ihn angeregt, aber Otfried Müllers Geschichte der Hellenischen Stämme und Städte befriedigte ihn wenig, dagegen gewann er Niebuhrs Darstellung, die er wiederholt las, besonderes Interesse ab und bedauerte lebhaft, nicht eine Fortsetzung des Buches bis in die Zeit der Bürgerkriege hinein zu besitzen, „nicht weil sich sein System da erst erproben mußte, sondern, weil er da erst einen seinem großen Talent entsprechenden Gegenstand gefunden hätte.“ Als Ersatz dafür mußte die allgemeine Geschichte des schweizer Historikers Johannes von Müller dienen, und gerade dieses Buch kann das Verdienst beanspruchen, Ranke zuerst auf die allgemein historischen Bahnen geführt zu haben. Der eigentliche Anstoß zu der ersten historischen Arbeit wurde aber durch einen andern Umstand herbeigeführt. Gerade in den zwanziger Jahren brach sich die Ueberzeugung Bahn, daß nur ein tieferes Eingehen auf die Grundlage der Staaten und Reiche der Zukunft genügen könne, dann erweckten die Romane Walter Scotts, welche damals in fast alle Sprachen der Welt übertragen wurden, die Teilnahme an dem Thun und Lassen der vergangenen Zeiten. Auch Ranke las dieselben, aber es berührte ihn eigenartig, wie er in Quentin Durward Karl den Kühnen und Ludwig XI. dargestellt sah, ganz im Widerspruch mit der historischen Ueberlieferung. Da er Philipp de Comines und andere gleichzeitige Berichte, die den neuen Ausgaben dieses Autors beigefügt waren, gelesen hatte, so überzeugte er sich, daß die Personen bei Scott nicht nur falsch geschildert waren, sondern daß das historisch Ueberlieferte selbst schöner und jedenfalls interessanter war, als die romantische Fiktion. Dieses Quellenstudium brachte ihn zu einer Vergleichung der beiden hervorragendsten Autoren jener Zeit, dem Italiener Guiccardini und Giovio. Hier fand er so viel Abweichungen, daß ein Ausgleichen beider nicht möglich war, so wurden denn andere, für den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts wichtige Quellen herangezogen. Wenn nun auch eine ziemlich reichhaltige Bibliothek in Frankfurt vorhanden war, so ließ sie ihn doch häufig im Stich, und mehr als einmal war er gezwungen, sich an die Berliner Bibliothek zu wenden. Freilich unter den damals obwaltenden Verkehrsverhältnissen war das ein mühsamer Weg und oftmals sehen wir ihn brieflich nach diesem oder jenem Werke in der Ferne forschen. Auch Handschriften, die auf die italienische Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts Bezug hatten, blieben seinem suchenden Auge nicht verborgen.

Aus diesen Studien heraus erwuchs sein erstes Werk „Geschichten romanischer und germanischer Völker.“ Mehr zur Prüfung als zur sofortigen Drucklegung hatte er es dem Berliner Verlagsbuchhändler Georg Reimer übersandt. Nicht wenig erstaunt war er daher zu hören, daß der Druck des Buches sogleich begonnen hatte, und ihm das letzte Ausfeilen, welches er gewünscht hatte, unmöglich wurde. Gegen Ende des Jahres 1824 erschien das Werk im Buchhandel. Er versäumte nicht, Exemplare desselben an die Räte des Kultusministeriums von Kamptz und Johannes Schulze zu senden. Ersterer antwortete umgehend voll wahrer und warmer Teilnahme: er erwarte in Ranke einen Wiederhersteller der Historie, wie ihn diese Wissenschaft bedürfe; er wolle ihn, wenn er nicht abgeneigt sei, bei erster Gelegenheit dem Minister Altenstein zu einer geschichtlichen Professur vorschlagen. Wenn er historische Manuskripte begehre, werde sie das Ministerium

Digitized by Google

herbeizuschaffen suchen. Aber ein noch größerer Ansporn mußte es für Ranke sein, daß der Meister der Geschichtsforschung in Berlin, Friedrich von Raumer, dem Inhalt des Werkes großes Lob spendete, wenn auch „mit der Sprache und äußeren Fassung wenig einverstanden war.“ Ranke selbst war sich dieser Mängel sehr wohl bewußt und hoffte, sie später zu bessern. Dann brachte die Spenersche Zeitung im Februar eine durchaus anerkennende Anzeige. Daß kein Geringerer als Varnhagen von Ense der Verfasser derselben war, gab ihr ein besonderes Gewicht. Unter all diesen Eindrücken schrieb Ranke an seinen Bruder Heinrich: „Es ist mir, als wollten sich die Thore zu meinem wahren äußeren Leben endlich eröffnen, als sollte ich auch einmal Flügel tragen dürfen. Wenn ich eine so erwünschte Lage (Professur) bekomme, wenn ich in den Denkmälern der neueren Geschichte mein Lebtag forschen kann, will ich Gott unablässig danken.“ Wenige Wochen darauf sollte sein Wunsch erfüllt werden. Er erhielt eine Berufung als außerordentlicher Professor nach Berlin.

Rankes Erstlingsschrift pflegt heute in weiteren Kreisen wenig oder besser gesagt gar nicht bekannt zu sein. Auch der Historiker von Fach greift zu ihr selten, und doch bildet sie einen für den Gang der deutschen Geschichtsschreibung wichtigen Markstein. Die kritischen Grundsätze, mit denen Niebuhr kühn die vielverschlungenen Sagenbildungen der römischen Geschichte entwirrt hatte, werden hier zum ersten Male auf die Erforschung moderner Ereignisse übertragen. Wenn sich auch im Stile mancherlei Anklänge an Johannes von Müllers Eigenart finden, so kann man doch mit Recht behaupten, daß weder Niebuhr noch Müller ein derartiges Buch geschrieben hätten, und ausdrücklich lehnte Ranke es in der Vorrede ab, einem bestimmten Muster nachgestrebt zu haben. Er hat etwas durchaus eigenartiges geboten, und niemand wird verkennen, daß hier einer ganz neuen Richtung Bahn gebrochen war. „Man hat,“ heißt es in der Vorrede, „der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren, beigemessen: so hoher Aemter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht; er will bloß sagen, wie es eigentlich gewesen.“ Gerade in diesen letzten Worten, die so bescheiden gesagt klingen, liegt das ganze tiefe Geheimnis der Rankeschen Methode. Nicht wie Niebuhr wollte er über Recht und Ungerechtigkeit, Weisheit und Thorheit, die Erscheinung und den Untergang des Herrlichen wie ein Mitlebender fühlen; er hatte nur gleichsam die ästhetische Freude an jeder Erscheinung eines besonderen Daseins, eines eigentümlichen Lebens, und nur selten läßt er sich zu einem eigenen Urteil herbei. Geschieht es etwa, so zeigt sich auch hierin ganz die Eigenart. Bezeichnend ist in dieser Beziehung die Besprechung der letzten Entwürfe des Papstes Alexander VI. „Zu diesen Unternehmungen,“ schreibt er, „war alles bedacht, nur eines nicht. Aber den menschlichen Verbrechen ist ein Ziel gesetzt, und das eine geschah. Alexander starb. — — Nun war er zum Entsetzen der folgenden Jahrhunderte geworden.“ Besonders anschaulich ist das Leben und Treiben am Hofe Karls VIII. von Frankreich geschildert; auch der fanatische Glaubensmut der spanischen Krieger und Entdecker, sowie die imposante Macht der venetianischen Nobili wird in deutlichen Konturen gezeichnet. Im Stile merkt man noch das Anringen gegen die äußere Form. Hemmend wirkte im Satzbau die vielfache Beschäftigung mit der antiken Litteratur. „So werden wir durch die Bildung unsere eigenen Gefangenen,“ ruft er voll Schmerz aus. Nur zu gern möchte er reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Aber immer noch zeigt sich die Einwirkung der Quellen, welche ihm vorlagen.

Die ganze Meisterschaft dieses neu auftretenden Schriftstellers beruhte aber nicht auf dem Erzählertalent, welches ihn mit den alten Italienern der Renaissance wetteifern ließ, sondern in der Handhabung der Kritik, wie sie sich in dem beigefügten Aufsatze zur Kritik neuerer Geschichtschreiber kund gab. Hier waren in glänzender Weise Niebuhrs Grundsätze auf die Quellen der neueren Geschichte übertragen. Durch diese Untersuchung, welche sich namentlich mit Guicciardini und Giovio, den hervorragendsten Geschichtsschreibern des beginnenden sechzehnten Jahrhunderts, beschäftigte, waren der

Digitized by Google

Forschung ganz neue Bahnen gewiesen, die sie fortan zu wandeln hatte. Nicht diejenigen, welche gleichzeitig Geschichte geschrieben hatten, sollen als untrügliche Quellen betrachtet werden, sondern in den Geschichten selbst, soweit sie der Nachwelt in den Akten überliefert waren, sollte die Wahrheit zu suchen sein. Damit war eine völlige Revolution in der Wertschätzung und Verwendbarkeit jener Art historischer Aufzeichnungen angebahnt. Johannes von Müller, der bis dahin den Romantikern als der einzig anzuerkennende Geschichtsschreiber galt, war weit überholt.

„Länger kann ich dir nicht verschweigen," schrieb Ranke am 2. April 1825 aus Berlin an seinen Bruder Heinrich, „daß ich künftigen 25. eine außerordentliche Professur der Geschichte an der hiesigen Universität antreten werde. Ja, mein Herz, so alte Gedanken und Wünsche werden am Ende einmal wahr . . . Ich habe mich doch in Frankfurt an einigen Orten festgesaugt, von denen ich ungern weiche. Hier fürchte ich mancherlei: nicht jedermann soll gern sehen, daß ich hierher komme; auch habe ich nur einen kleinen Gehalt . . ., aber es ist doch ein anderer Beruf, ein Anfang eines ganz neuen und eines Leben, das so wichtig werden kann, als ich nur will." Ranke war sich des bedeutenden Umschwunges, der in seinem Lebensgang eintrat, wohl bewußt. Aus der Enge einer Provinzialstadt, in der er auf die Dauer kaum eine Anregung empfangen hätte, war er mitten in die großartige Atmosphäre der preußischen Hauptstadt versetzt. An der neubegründeten Universität Berlin hatte sich eine Elite der damaligen Gelehrten zusammengefunden. Man wird billigermaßen darüber staunen, welche Summa von hochklingenden Namen von der preußischen Regierung mitten in und nach Zeiten schwerster Not gewonnen waren. Hier suchte Hegel die Jugend für seine Ideenlehre zu begeistern, Schleiermacher erwog die Probleme der Theosophie, Böckh gab durch seine bahnbrechenden Studien der Philologie eine neue Richtung, Savigny und Eichhorn stellten die Rechtswissenschaft auf neue Grundlagen, Wilhelm von Humboldt verfaßte gerade damals seine hochbedeutsamen Untersuchungen, die der Sprachforschung neue Wege wiesen. Dazu lehrte Ritter die Geographie und Bopp stand als Sprachvergleicher schon auf der Höhe seines Ruhmes. Bei dem regsamen Charakter Rankes, der überall, wo sich ihm Gelegenheit bot zu lernen, diese eifrig ergriff, wäre es zu verwundern, wenn er nicht von diesen bedeutenden Geistern Vorteil gezogen hätte. Ein näherer Verkehr mit ihnen ist nicht angebahnt, wenn auch die Briefe die Namen derselben wohl hin und wieder anführen, aber deutlich erkennen lassen, daß die betreffenden nicht in nähere Beziehung zu ihm getreten sind. Besonders herzlich nahm sich seiner nur Varnhagen von Ense an, der ihn in den Kreis der Rahel führte. Der Verkehr in diesem Hause brachte ihm vielfache Anregung, und gerade hier lernte er es, die Eigenarten des Provinzialen, der betreffs seiner Weiterbildung nur auf sich angewiesen, abzustreifen, vor allem seinen Stil aller Manieriertheit und Absonderlichkeit zu entkleiden. Nicht nur in der Methode, sondern auch in der Darstellungsform konnte er später als ein Meister gelten, und mit Recht wird man ihn als einen der ersten Prosaisten unserer Zeit bezeichnen.

Freilich die Glanzzeit dieses Kreises ist es nicht allein gewesen, was ihn dauernd an die Hauptstadt fesselte. Freundschaftsbande mancherlei Art hat er im Laufe der Jahre geschlossen. Besonders innig war gleich zu Anfang der Verkehr mit dem jungen Philosophen Heinrich Ritter, mit dem er auch bei seinen Studienreisen in regem Briefwechsel stand. Die innige Liebe, welche er allzeit seinen Geschwistern bewahrt hat, ließ in ihm mehr als einmal den Gedanken erwachen, den einen oder andern nach Berlin zu ziehen und namentlich für seinen Lieblingsbruder Heinrich schien sich einige Male gesicherte Aussicht zu bieten, aber das Schicksal wollte es, daß es nur fromme Wünsche blieben. Nur seinen Bruder Ferdinand sollte er Jahrzehnte lang als Direktor des Friedrich Wilhelmsgymnasium sehen. Mit ihm hatte er dann stets auf das innigste verkehrt. „Unser Umgang mit einander," schreibt er später selbst darüber, „bekam dadurch ein eigentümliches Gepräge, daß seine Besuche — er kam in der Regel Sonntags abends

Digitized by Google

gegen 10 Uhr — immer mit Lektüre aus einem alten Autor verbunden waren. Zuweilen haben wir auch Stücke aus der Bibel gelesen. Die Hauptsache aber waren Stellen der Klassiker . . . Mich erhoben diese Stunden aus dem Umkreis der Anschauungen, welche die moderne Welt beherrschen. Er gab mir in meinem achtzigsten Lebensjahre gleichsam Privatunterricht; denn er war nicht allein von reinster Seele und tiefem Gemüt, sondern auch von einer sicheren und gesunden Gelehrsamkeit."

Dicht bei der Universität hinter der Hedwigskirche hatte Ranke „ungefähr wie ein Student" sein Asyl aufgeschlagen. „Hier wohne ich," schreibt er, „mitten in der Stadt, ganz nahe bei Bibliothek und Universität, fern von allem Geräusch der Stadt; auch bin ich damit so zufrieden, daß ich in der Regel von früh bis abends zu Hause bin." Arbeit brachte der neue Beruf zur Genüge mit sich. Galt es sich doch mit allem Ernst völlig darin einzuarbeiten. Rankes Erfolg als akademischer Lehrer ist auch in späteren Jahren kein glänzender gewesen. Er gehörte nicht zu denjenigen, welche vom Katheder herab durch die Eleganz der äußeren Form die Schüler zu gewinnen hoffte, sondern er legte den Schwerpunkt seiner Thätigkeit in die historischen Uebungen, in denen er namentlich die Methode der Geschichtsforschung klarzulegen suchte. Das erste Kolleg, welches er ankündigte, behandelte die Geschichte des westlichen Europa. Dem folgte bereits im Wintersemester 1825/6 der Universalgeschichte erster Teil. Gerade von diesem Gesichtspunkte hat er während seiner ganzen Lehrthätigkeit (für das Sommersemester 1871 kündigte er zum letzten Male eine Vorlesung an) immer gern den Lauf der Geschichte verfolgt. Traten daneben auch andere Themata, so hielt er doch gerade dies allgemeine Kolleg für das wichtigste. Gleich beim Beginn der akademischen Thätigkeit empfand er es, daß sein Publikum „etwas wetterwendisch und flüchtig" war. „Es läßt sich selbst für einen, der liest, der also nicht lange zählen kann," schreibt er selbst, „fast in jeder Stunde ein Ab- oder Zunehmen der Zuhörer bemerken; indes werden ihrer doch in der Regel ungefähr 30 sein." Bot sich ihm auch ein zufriedenstellendes Honorar aus dieser Thätigkeit, so ruft er doch 1827 klagend aus: „Künftige Woche beginne ich meine Kollegia wieder. Aber leider, leider! es ist wenig Aussicht, daß sie jemals wie die Jenensischen des Luden werden. Meine Meldezettel sind nicht eben überfüllt. Und doch haben mir viele, als ich das letzte Mal das nämliche gelesen, große Teilnahme bewiesen und mich sogar gebeten, es nur einmal ausführlicher vorzutragen; was ich jetzt thun werde, aber mit schlechtem Succeß! Es ist schwach genug von mir, daß mich das doch ärgert."

Freilich Rankes Art war nicht dazu angethan, jeden zu fesseln. Der erste Eindruck, welchen Rankes Erscheinung auf dem Katheder machte, urteilt einer seiner ältesten Schüler, war der einer gewissen Verwunderung. Der große, von dunklem Lockenhaar eingerahmte Kopf auf der kleinen Figur, die stete Beweglichkeit, die mit hastigen Gesten dem Gedankengang folgte, der Vortrag selbst, bald stockend im Suchen des betreffenden Ausdruckes, bald wieder in überstürzender Schnelligkeit vorwärts drängend und deshalb dem Ohre schwer verständlich, das alles erschien seltsam, jedoch nicht gerade einladend. Wer sich aber an diese Aeußerlichkeiten gewöhnte, wurde hingerissen durch den geistsprühenden Reichtum des Inhaltes, durch die farbige und plastische Anschaulichkeit der Form; überall trat die Selbständigkeit der Forschung und die Originalität der Auffassung zu Tage. Ranke sprach völlig frei, hatte vorher aber den Gegenstand in jeder Beziehung auf das gründlichste schriftlich durchgearbeitet und sich damit die volle Beherrschung desselben für die mündliche Neugestaltung gesichert. Er wünschte dabei seinen Zuhörern neben dem Bilde der Ereignisse auch einen Einblick in die Mittel zu ihrer Erkenntnis zu gewähren; so ließ er es an Quellenbelegen und kritischen Bemerkungen nicht fehlen. Doch hierbei beobachtete er ein festbegrenztes Maß, denn nach seiner Ansicht sollten die Vorlesungen in erster Linie eine Quelle sein, an der jedes Mitglied der akademischen Jugend, welches historischen Dingen Interesse entgegenbrachte, schöpfen konnte, um den geistigen Gehalt in der Verkettung der menschlichen Schicksale zu ermessen. Die eigentliche

Digitized by Google

Forscherarbeit verlegt er in die Uebungen, die er gleich von Anfang an veranstaltete. Hier ließ er die jungen Studenten durch eigene geistige Arbeit die kritische Methode kennen lernen. Zwar gestattete er die freie Wahl des Themas, um die individuelle Entwicklung des Einzelnen nicht zu hemmen, aber immer war er bereit, aus der reichen Fülle seines Wissens mitzuteilen und dabei auch die richtigen Wege zu weisen. Denn Verstöße gegen die Methode rügte er unbarmherzig, wenn auch stets in einer wohlwollenden Form.

„Ich knüpfte bei meinen historischen Uebungen, schreibt er selbst 1884 darüber, an die älteren Studien an, die ich schon in Frankfurt getrieben hatte. Die alten Sammlungen verschiedener Art mit nicht vollständig korrekten Texten hatte ich schon damals durchzulesen begonnen. Noch weiter aber geht die Erinnerung zurück zu Stengel, der Hauslehrer bei einem Prediger an der Nikolaikirche in Leipzig war, aber geschulter Historiker von Beruf. Bei ihm habe ich die erste Sammlung von Skriptores gesehen und auf seiner Stube ein Stück davon zu lesen begonnen, unter seiner Anweisung. Das setzte ich in Frankfurt fort, wo ich eine Arbeit über die alten Kaiser behufs meiner Lektionen versuchte. Seitdem waren die ersten Bände von Pertz erschienen. Sie reichten aber nur in die karolingische Zeit, nicht eigentlich in die der deutschen Geschichte. Wir mußten also die alten Editionen wieder hervorholen. Ich bin noch erstaunt über das Talent und die Applikation der jungen Leute, die sich um mich versammelten . . . Da haben wir uns nun vereinigt, die Jahrbücher des sächsischen Hauses auszuarbeiten. Was mich dazu bestimmte, war zunächst das Beispiel von Raumers Hohenstaufen und Stengels salischen Kaisern.“ Es war eine ganze Reihe stattlicher Bände, welche unter dem allgemeinen Titel „Jahrbücher des deutschen Reiches“ hervorgingen. Hirsch, Dönniges, Köpke, Waitz, Giesebrecht gehörten diesem Kreise an, die dann zeit ihres Lebens den begonnenen mittelalterlichen Studien treu bleiben. Fast allen gelang es dann später selbst als akademische Lehrer, neue Kreise um sich zu sammeln, so daß Rankes Methode durch sie bald in der Geschichtsforschung als die maßgebende galt. Wenn man daher von einer Rankeschen Schule redet, so umfaßt dieselbe nicht etwa nur die unmittelbaren Schüler, sondern alle diejenigen auch, welche von den Schülern als Meistern die Methode der historischen Forschung erlernten. Ihre Namen insgesamt aufzuzählen, hieße so ziemlich alle bedeutenden Dozenten, die an deutschen Hochschulen wirken, nennen. Es genügt deshalb der Hinweis, daß es gegenwärtig wohl kaum eine Universität giebt, an der nicht ein oder mehrere Jünger der Rankeschen Schule wirken. Und wie vielen anderen ist Ranke durch seine Bücher fördernd gewesen, die von ihm lernten, ohne selbst seine persönliche Unterweisung genießen zu können. Bei der Feier seines neunzigsten Geburtstages spiegelt sich in den Deputationen, Festgenossen und Adressen so recht der Eindruck wieder, den dieser Meister in der Wissenschaft mit Recht beanspruchen darf. Ranke hielt damals Umschau unter seinen Getreuen, freilich mußte er hier manchen vermissen, den ein früher Tod dahingerafft hatte, ohne daß es ihm vergönnt gewesen wäre, etwas Nennenswertes zu leisten, während seine Anlagen doch so vieles versprochen hatten. Ranke sah seine Schüler gern als seine geistigen Kinder an: „Es ist eine Art von Familienverbindung in der Litteratur, sagte er. Möge kein Mißhauch diese Freundschaft trüben!“ Wie ein sorgsamer Vater ist er auch allzeit für das Wohlergehen des Einzelnen bedacht gewesen, trug Sorge dafür, daß jeder auf den für ihn geeigneten Posten kam, damit er als würdiges Glied der großen Kette wirken könnte. In dieser Beziehung dankte ihm namentlich viel Georg Waitz, der als Herausgeber der großen Sammlung der Monumenta Germaniae ziemlich gleichzeitig mit Ranke in Berlin starb. Der Schüler wurde Ranke später der mitberatende Freund, und gern zog er diesen oder jenen von ihnen bei der Abfassung seiner Weltgeschichte zu Rate, um sich von ihm über den neuesten Stand der einzelnen Streitfrage unterrichten zu lassen.

Doch in der akademischen Thätigkeit ist Ranke nie allein aufgegangen. Indem er die Methode der Geschichtswissenschaft neu begründete, war es ihm klar, daß es auch notwendig wäre, selbst Werke zu schaffen, die als Meisterwerke gelten könnten. Hat er

Digitized by Google

sich nun durch seine erste Arbeit ein fruchtbringendes Studiengebiet gewählt, so wollte er einstweilen auf demselben weiter wirken. Freilich den ersten Band seiner Geschichte der romanischen und germanischen Völker hatte er allein aus gedruckten Quellen geschrieben, noch hatte er keinen Begriff davon, welche Fülle von neuen Fragen ihm urkundliches Material bieten konnte. Allerdings hatte er wohl erkannt, daß ihm eine Fortsetzung der Arbeit nur möglich sein könnte, wenn ihm auch handschriftliche Quellen zur Verfügung ständen. Da fiel ihm „eine große Sammlung handschriftlicher Reliquien aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die sich in der Bibliothek von Berlin fanden," meist Relationen heimkehrender venetianischer Gesandter, in die Hände. Bald erkannte er den hohen Wert dieser Quelle, der darauf beruhte, daß es üblich war, jeden von einer diplomatischen Sendung Heimkehrenden aufzufordern, über die Zustände, Personen u. a. genau der Republik zu berichten. Aber die Fülle des neuentdeckten Stoffes belehrte ihn auch, daß er sein Buch in der geplanten Weise nicht vollenden könnte. Ohne lange zu zaudern, entschloß er sich frisch zu einem neuen Werke: Fürsten und Völker in Südeuropa, dessen erster 1827 erschienener Band den Sondertitel: „Die Osmanen und die spanische Monarchie im 16. und 17. Jahrhundert" führte. Neben den Vorzügen der ersten Arbeit glänzte dies Werk durch seinen Stil. Klarheit und Anmut zeichnen es aus. Man versteht gerade im Hinblick auf dieses Werk, was Ranke von sich im Jahre 1885 sagte: „Ich muß bekennen, daß der Umgang mit Männern und, ich darf es nicht verschweigen, auch mit Frauen von universaler Bildung formell großen Einfluß auf mich ausgeübt hat. Die Atmosphäre der Hauptstadt wirkte in dieser Hinsicht noch mehr auf mich, als der Aufenthalt in der Provinzialstadt. So kam es denn, daß in dem neuen Buche vieles von dem vermieden wurde, was in dem ersten beschwerlich gefallen war."

Nicht nur im Inlande, sondern auch bei namhaften Autoren des Auslandes fand das Buch würdige Anerkennung, und eine der edelsten Früchte dieser Thätigkeit war es wohl, daß Ranke einen längeren Urlaub zu einer Studienreise erhielt. Edeldenkend fügte das preußische Ministerium noch ein Stipendium hinzu. Ranke machte sich nun im Herbst 1827 auf den Weg, um die für sein ganzes Leben wichtigste Reise anzutreten. Seine Studien führten ihn nach dem Süden. Ob er überall bereitwillige Aufnahme und Entgegenkommen finden würde, war nach den damaligen Verhältnissen schwer zu ermessen. „In der heutigen Zeit," sagte er selbst, „hat man keine Idee mehr davon, wie schwer es damals war und wurde, Zutritt in die Archive zu finden." Doch auch in den Bibliotheken war noch mancher Schatz zu heben, und gleich in Prag konnte Ranke in dieser Hinsicht Nachforschungen anstellen, die noch ohne Belang waren. Um einiger guter Manuskripte willen lohnte sich schon ein Aufenthalt von einigen Tagen. Dann ging es weiter nach Wien. Wie durch einen Zufall stieß er hier auf einen höchst bedeutungsvollen Fund. „Ein böser Erbe eines alten venetianischen Dogen, M. Foscarini, hat dessen Sammlungen und Schriften, ohne selbst seines Briefwechsels zu schonen, hierher verkauft." Die Reichhaltigkeit des sich hier bietenden Stoffes erweckte in Ranke den lebhaften Wunsch, Zutritt zu dem Archiv zu erlangen, aber sein Wunsch wurde abschlägig beschieden: es sei zu neu, was er suche; es laufe wider alle Regeln eines Archivs, dies einen Fremden benutzen zu lassen. Hätte er nun nicht gerade damals die Bekanntschaft Friedrichs von Gentz gemacht, so wäre es ihm kaum gelungen, weiter zu dringen. Friedrich von Gentz galt als eines der Oberhäupter der sogenannten Ultras und hielt an den antirevolutionären Doktrinen eifrig fest; aber er war ein Mann von Geist, der ganz in seiner Weltstellung lebte und sie jeden Augenblick überschaute. Ranke besuchte ihn allwöchentlich einmal in der Abendstunde und erfrischte sich dann gern an den politischen Unterhaltungen desselben. Natürlich war es, daß er Gentz sein Leid klagte, aber dieser wußte Abhülfe zu schaffen und durch seine Empfehlung an den Fürsten Metternich wurden die Archive geöffnet. Nun begann ein eifriges Forschen, welches dann von neuem den Wunsch erweckte, weiter zu dringen. Die ganze Summe von venetianischen Relationen, deren Bedeutung Ranke sogleich erkannt hatte, war in Venedig

Digitized by Google

zu finden. Im Herbst 1828, als ihm der Urlaub von Berlin aus verlängert und auch eine neue Summe Geldes zur Reise zugesichert war, ging er nach Venedig. Die Fülle des noch ungehobenen Schatzes von neuen Quellen wurde ihm hier ganz offenbar. „Die Studien," schrieb er von Venedig aus, „rücken langsam vorwärts, doch stündlich. Ich finde mehr Masse, doch nicht soviel Blut und Geist, wie in Wien. Das Beste, hoffe ich, soll noch geschehen." Doch auf die Beantwortung seines Gesuches, ihn unbehindert zum Archiv zuzulassen, wartete er nicht, sondern zog seine Straße weiter nach Florenz. Auch hier bot sich ihm eine unerwartete Ausbeute. „In Florenz," schreibt er an seinen Bruder Heinrich, „habe ich erst angefangen. Mein günstiger Stern war mit mir. Das mediceische Archiv, das nicht einmal ein einheimischer Gelehrter sieht, war mir vorläufig eröffnet. Was ist Kunst und Natur so in einem! Es kommt mir aus dem, was ich lese, eine neue florentinische Geschichte entgegen, die etwas anders lautet, als Machiavell sagt; doch habe ich den Schatz noch lange nicht gehoben."

Dann ging es weiter nach Rom. Machte nun die heilige Stadt mit ihren gewaltigen Bauten, die an sich schon ein beredtes Zeugnis der Vergangenheit sind, großen Eindruck auf ihn, so nahm sein Verwundern über die neuen Gesichtspunkte, welche ihm das eifrige Studium in den Bibliotheken eröffnete, kein Ende. Der päpstliche Archivar versprach ihm dazu Nuntiaturberichte über Frankreich, Spanien und Deutschland. Um mehr erledigen zu können, stellte er Kopisten in seinen Dienst. „Den ganzen Sommer," schreibt er im November 1829 an seinen Bruder, „habe ich ausgehalten. Es ist auch in diesem Suchen und Finden, in dem unausgesetzten Verfolgen eines größeren universellen Zweckes etwas Belebendes und Muntererhaltendes, ob es gleich nur Bibliotheken sind, wo man seinen Weltlauf hält, und nur Bücher oder vielmehr oft ein wenig vermoderte Papiere, mit denen man umgeht. Es ist immer eine Unternehmung. Man hofft, wünscht und nähert sich. Man findet Schwierigkeiten, nur durch persönliche, ich weiß nicht, soll ich sagen, Geschicklichkeit oder Beweglichkeit zu überwinden. Man findet ein weiteres Feld, als man erwartet hatte. Von kleineren Interessen wird man unwillkürlich in die größeren geführt. Es giebt auch ein Ziel, über das hinaus man niemand urgieren kann; indes eröffnen sich andere Bahnen. Man muß am Ende sagen: hierzu war ich berufen, hierzu bin ich da und geboren; hierin sind meine Leiden und Freuden, mein Leben und meine Bestimmung sind hierin begriffen!" Je weiter sich Ranke in seine Studien vertiefte, um so mehr ward ihm das Unabsehbare derselben klar. Nachdem er noch einen kurzen Abstecher nach Neapel gemacht hatte, setzte er seinen Stab wieder zurück in der festen Ueberzeugung, daß er auf der Heimfahrt noch an mancher schon einmal betretenen Stelle wieder gefesselt werden würde, denn auf der Reise hat er ja recht eigentlich gelernt. Ein längerer Aufenthalt in Venedig sollte noch dazu benutzt werden, um die Lücken des ersten Forschens zu ergänzen. Die Erlaubnis der österreichischen Regierung zur unbeschränkten Benutzung des venetianischen Archivs war eingetroffen. Voll Freude darüber schrieb er an seinen treuen Freund Heinrich Ritter: „Jetzt melde ich Dir, daß mein altes Glück, in den Archiven wohl aufgenommen zu sein, und reiche Ausbeute zu finden, mich hier mehr als jemals begünstigt. Mein Bruder Heinrich schrieb mir einmal, Du bekommst noch in der Jugend, was Du Dir in der Jugend gewünscht hast! In der That, was ich in der Vorrede zu ‚Fürsten und Völkern' kaum zu wünschen, geschweige zu hoffen wagte, daß ich eine zusammenhängende Reihe venetianischer Relationen vor mir sähe, ist mir jetzt, wenn nicht vollständig, doch über alles Erwarten gewährt. Wie viel ich lerne, wie viele große und neue Aussichten sich mir eröffnen, wie glücklich ich bin, kannst Du Dir denken."

Im Frühjahr 1831 kehrte Ranke nach Berlin zurück, reich mit Schätzen beladen, die auf Jahrzehnte hin die Grundlage für seine Arbeiten bilden sollten. Aber während der Abwesenheit im Süden hatte er litterarisch nicht gefeiert. In Wien hatte er den „Ursprung der serbischen Bewegung aus unmittelbarer Mitteilung kennen" gelernt und infolgedessen den Gedanken gefaßt, diese nationale Bewegung zu schildern. Gerade

Digitized by Google

durch diese Schrift, die 1829 erschien, ist Rankes Ruf als Historiker begründet worden. Nicht daß er die Aufmerksamkeit Goethes dadurch auf sich gelenkt hätte, verdient besonders hervorgehoben zu werden, sondern daß ihm der bedeutendste damals lebende Historiker warmes Lob spendete. Barthold Georg Niebuhr schrieb an den Verleger des Werkes: „Ich wünsche Ihnen großes Glück zu Rankes Serbien, welches ich laut anpreise, wie Ihr Haus an den hier abgesetzten Exemplaren spüren wird. Es steht mir zu, zu sagen, daß das kleine Buch als Historie das vortrefflichste ist, was wir in unserer Litteratur besitzen. Ranke hat alles abgestreift, was früher in seiner Manier störte." Aus dieser Zeit stammt dann auch eine Studie über Don Carlos und der Aufsatz über die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618. Letztere brachte in der historischen Litteratur die Neuerung der Beifügung urkundlicher Analekten.

Die bedeutsamste Folge der Reise nach Italien war entschieden die deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, welche 1839 bis 1843 erschien. Man kann wohl mit Recht behaupten, daß gerade dies Werk das reifste von allen ist. Ihm, der die Geschichte fremder, ja entlegener Völker den Deutschen vor Augen geführt hatte, erschien es gleichsam als eine Ehrenpflicht, seinen Stammesbrüdern ein Bild ihrer selbst aus bedeutsamer Zeit entgegen zu halten. Wenn Goethe sagt: Es entsteht ein eigenes allgemeines Behagen, wenn man einer Nation ihre Geschichte auf eine geistreiche Weise wieder zur Erinnerung bringt; sie erfreut sich der Tugenden ihrer Vorfahren und belächelt die Mängel derselben, welche sie längst überwunden zu haben glaubt," so kann dies auch auf Rankes Werk Anwendung finden, welches als eins der gelesensten Geschichtsbücher gelten kann, denn es hat sechs Auflagen erlebt. Hat er schon in Italien bedeutsames Material für diese Zeit gesammelt, so gab ihm ein Besuch im Frankfurter Archiv noch reichere Ausbeute, und der Stoff fesselte ihn so, daß er darüber eine Reise nach Paris vergaß. Mit wunderbarer Klarheit entrollte er den vielfach verschlungenen Gang der Politik Karls V., Luther erschien ganz als der welthistorische Held, denn er war der Meinung, daß gegenüber der religiösen Bewegung, wenn sie gelingen sollte, alle übrigen — die politisch-nationale, soziale u. s. w. — zurücktreten müßten. Mit Recht wird man daher gerade diesem Werke in der deutschen Litteratur denselben Platz einräumen, wie Macaulays Buch in der englischen. Aber sicher hätte dies Werk niemals geschrieben werden können, wenn nicht „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert" vorausgegangen wären. Um sie fertigzustellen, zog er sich gleich nach seiner Rückkehr aus Italien ganz von der Gesellschaft zurück. „Wochenlang," schreibt er im Mai 1831 an seinen Bruder Heinrich, „sehe ich niemand und schreibe an niemand. In tiefer, einsamer, ungestörter Ruhe möchte ich mein Tagewerk vollbringen. Kein Recht möchte ich in Anspruch nehmen, als zu sein, wie ich bin, und zu denken, wie ich denke." Daß er damit einen glücklichen Wurf gethan, möchten schon die neun Auflagen beweisen, die das Werk erlebt hat. Allerdings war es nicht allen nach Wunsch geschrieben. Mehr als einer fühlte sich eigentümlich berührt durch die kühle Art der Behandlung, die, wie wohl einmal gesagt wurde, nicht erkennen lasse, ob das Werk für oder gegen das Papsttum geschrieben sei. Darin war so recht eigentlich Rankes Eigenart zu erkennen, das bei ihm immer hervortretende Streben, „sein Selbst gleichsam auszulöschen und nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen." Schon ehe er nach Italien ging, hatte ihn dieser Stoff um seines universalhistorischen Charakters willen angezogen. Zur Vollendung konnte aber das Werk erst nach den reichhaltigen Studien in Italien gelangen. Die Gründlichkeit, mit der er zu Werke gegangen war, ergiebt sich namentlich aus dem als Anhang beigefügten Verzeichnis der benutzten Handschriften, nachträglichen Auszügen und kritischen Bemerkungen. Er empfand es schmerzlich, daß es ihm nicht vergönnt war, soweit zu dringen, als er gewünscht hatte, doch zeichnete er den Weg vor, welchen ein Späterer zu wandeln hätte. Aber er mußte zugleich eingestehen, daß es ein Unternehmen sei, zu welchem es schwerlich kommen würde, da diejenigen, welche es allenfalls vorführen können, es nicht wollen

Digitized by Google

und die, welche es wollen, es nicht vermögen. Die Charakterisierung der einzelnen Päpste und ihrer Tendenzen, die Darlegung ihrer Politik, die Schilderung der verschiedenen kirchlichen Institutionen und Orden, das gewaltige Eingreifen des Jesuitenordens und die hohe Bedeutung des Tridentiner Konzils — das alles ist mit unübertroffener Virtuosität, auf Grund der vollkommensten Kenntnis und unter Verwendung des originellsten Materials durchgeführt. Wenn frühere Darsteller dieser Periode mit dem vollen Pathos sittlicher Entrüstung und patriotischen Zornes die von der katholischen Gegenreformation ausgegangenen Bestrebungen zu bekämpfen geglaubt haben, so ergriff Ranke die feine Ironie als sicher treffende Waffe.

Von den Werken der späteren Jahre haben nur die englische und französische Geschichte sowie Wallenstein mehrfache Auflagen erlebt. Für die beiden erstgenannten Werke machte Ranke Reisen nach England und Frankreich, um hier aus den Archivalien neue Kunde über das Werden der Dinge zu finden. Macaulays berühmtes Werk soll nicht mit dem Rankes in ausführliche Parallele gezogen werden. Während bei dem Engländer der whigistische Standpunkt unverkennbar ist, scheint Ranke mehr auf der Seite der Tories zu stehen. Aber auch hier führt ihn seine Objektivität dazu, Karl I. von England ebenso zu begreifen zu suchen, wie Oliver Cromwell. An des Königs Hinrichtung wird kein Wort des Tadels geknüpft, vielmehr zu ermitteln gesucht, inwiefern Karl den Namen eines Märtyrers verdiene. Aber das Entstehen des Werkes hat auch für Rankes Lebensverhältnisse eine besondere Bedeutung. Der Aufenthalt in England machte ihn zum Gatten. „Der famose Hagestolz, Dein ältester Bruder," schrieb er im November 1843 an Heinrich Ranke nach München, „hat sich noch verheiratet. Wie soll ich Dir aber beschreiben, mit wem? Ihr Name ist Clara, ihr Vater war ein barrister (Rechtsgelehrter) in Dublin, des Namens Graves; ihre Mutter ist aus dem Hause Perceval, einem der ältesten in Irland — ihre Brüder nennen sich Perceval-Graves. Ich lernte sie in Paris kennen: sie kam dann nach mir mit ihrer Mutter ebenfalls nach London. Da habe ich mich — am 1. Oktober — wenn Du es so nennen willst — mit ihr verlobt. Eigentlich freilich war alles anders, als was man so nennt." Mit ihr hat Ranke ein ziemlich dreißigjähriges, glückliches Eheleben geführt, dem mehrere Kinder entsprossen, die ihm dann blühende Enkel zuführten.

Fanden nun die genannten Werke beim Publikum vielseitige Würdigung, so war es ihm doppelt schmerzlich, daß gerade die neun Bücher preußischer Geschichte, die zuerst 1847 erschienen und 1878 zu zwölf Büchern umgearbeitet wurden, nur in geringem Maße das Interesse der großen Menge wachriefen. Dies kam jedenfalls daher, daß der Stoff in einer Weise behandelt war, die nicht jeden sogleich auf den ersten Wurf gewinnen konnte. In späteren Jahren bewegte sich dann Rankes schriftstellerische Thätigkeit namentlich auf dem Gebiete des achtzehnten Jahrhunderts. Für jede einzelne dieser Leistungen wurde ihm rege Anerkennung seitens der wissenschaftlichen Welt zu teil. Wurde doch schon frühzeitig sein Name geachtet, und fehlte es ihm nicht an äußeren Ehren. Fast alle gelehrten Gesellschaften geizten danach, ihn zu den ihrigen zu zählen. Orden und Titel trugen ihm in- und ausländische Herrscher in reicher Zahl an, aber immer blieb er sich selbst derselbe und ließ in seine äußeren Lebensverhältnisse keine Veränderung eintreten. Die Wohnung in der Luisenstraße behielt er stets bei und beteiligte sich nicht an dem in Berlin so beliebten Zuge nach dem Westen. Immer wahrte er auch die Demut gegen Gott, und als wahrer Christ nahm er jede Schickung des Lebens als eine Gabe des Himmels hin. Festes Gottvertrauen wahrte er sich unentwegt von den Knabenjahren bis zum Tode. Noch in den achtziger Jahren schrieb er als Gebet folgende Verse nieder:

Wer ist die Kraft,
Die Leben in mir schafft?
Wer giebt Erkenntnis
Und Verständnis?

Digitized by Google

Wer bewahrt die Seele,
Daß sie nicht fehle?
Allgewaltiger,
Einer und Dreifaltiger,
Du hast mich aus dem Nichts gerufen,
Hier liege ich vor Deines Thrones Stufen!

Dieser dichterische Versuch steht nicht vereinzelt. Bereits während der ersten Jahre des Berliner Aufenthalts hatte er der Muse seine Huldigung dargebracht, und die Rahel, welcher er das Gedicht übersandte, war ihm ein günstiger Richter. „Welch schönes Gedicht," schrieb sie ihm. „Es bewegt sich aber auch schon in einem Gedichte und kann nur Stoff ergreifen aus Dichtung überhaupt." Poetische Beanlagung zeigt sich aber auch in seinen historischen Werken. Die Anschaulichkeit, mit der die Dinge vorgeführt werden, ist eines Dichters würdig.

Rankes Geschichtsforschung war, wie schon mehrfach angedeutet wurde, stets universalhistorisch gerichtet. Seine Vorlesungen trugen stets den unverkennbaren Zug, die Ereignisse in ihrem Zusammenhange mit den weltbewegenden Ideen zu verstehen. Der Historiker, sagte er, hat ein Augenmerk erstens darauf zu richten, wie die Menschen in einer bestimmten Periode gedacht und gelebt haben; dann findet er, daß abgesehen von gewissen unwandelbaren Hauptideen, z. B. den moralischen, jede Epoche ihre besondere Tendenz und ihr eigenes Ideal hat. . . . Der Historiker hat fürs zweite auch den Unterschied zwischen den einzelnen Epochen wahrzunehmen, um die innere Notwendigkeit der Aufeinanderfolge zu betrachten. Von vornherein verehrt er dann in „dem Zusammenhang der großen Geschichte" etwas vorzugsweise Heiliges, nennt es süß und verführerisch, in dem Reichtum aller Jahrhunderte zu schwelgen und erhebt sich zu der kühnen Ansicht: „Die Mär der Weltgeschichte aufzufinden, jenen Gang der Begebenheiten und Entwicklungen unseres Geschlechts, der als ihr eigentlicher Inhalt, als ihre Mitte und ihr Wesen anzusehen ist; alle die Thaten und Leiden dieses wilden, heftigen, gewaltsamen, guten, edlen, ruhigen, dieses befleckten und reinen Geschöpfes, das wir selbst sind, in ihrem Entstehen und in ihrer Gestalt zu ergreifen und festzuhalten." Auf Grund dieser Anschauungen trat er dann den geschichtsphilosophischen Konstruktionsversuchen scharf entgegen. Ranke ist gerade in seinen Vorlesungen hierauf vielfach zu sprechen gekommen, weil gerade in der ersten Zeit seines Wirkens Hegel und seine Schule an der Berliner Universität in diesem Sinne ihren Einfluß ausübten. Auch König Max von Bayern, seinem königlichen Freunde, gegenüber, der durch Schelling für jene Richtung gewonnen war, bekämpfte er die Geschichtsphilosophie, welche nach allgemeinen Gesetzen die Geschichte der Menschheit erklären wollte. Allerdings erkennt auch Ranke das Obwalten gewisser Gesetze an, aber sie sind uns unbekannt, „geheimnisvoller und größer, als man denkt". Es ist notwendig, sagt er dann an anderer Stelle, daß der Historiker sein Auge für das Allgemeine offen habe. Er wird es sich nicht vorher ausdenken, wie der Philosoph, sondern während der Betrachtung des Einzelnen wird sich ihm der Gang zeigen, den die Entwicklung der Welt im allgemeinen genommen. Diese Entwicklung aber bezieht sich nicht auf allgemeine Begriffe, die in diesem oder jenem Zeitalter vorgeherrscht hätten, sondern auf ganz andere Dinge. Es ist auf der Erde kein Volk, das ohne Berührung mit anderen geblieben wäre. Dieses Verhältnis, welches von der ihm eigentümlichen Natur abhängt, ist es, in welches es zur Weltgeschichte tritt, und welches in der allgemeinen Historie hervorgehoben werden muß.

Wenn nun Ranke Zeit seines Lebens in diesem Sinne gewirkt hatte, so mußte es besonders erfreulich sein, daß er gleichsam am Ende seiner Tage darauf bedacht war, sein universalhistorisches Wissen zusammenzufassen. Es war etwas Kühnes, daß der Greis über achtzig Jahre sich an eine Aufgabe machte, die einer jungen Kraft genug zu schaffen gab. Mit der Rüstigkeit eines Jünglings machte er sich ans Werk. Jahr für Jahr erschien seit 1880 ein Band seiner Weltgeschichte als ein gern gesehener Gast auf manchem Weihnachtstische. Selbst auf seinem letzten Krankenbette hat der Altmeister


Digitized by Google

sein Werk nicht vergessen, und erst die völlige Erschlaffung der Kräfte riß ihm die Feder aus der Hand. Am 12. Mai 1886 schrieb er an seinen Verleger: „Mein Arzt hatte mir die Nachtarbeit verboten. Gerade so mochte es wohl auch richtig sein. Eben in dieser Intermission aber trat ein starker Anfall von innerer Erkältung ein, der mich mit noch anderen dazukommenden Folgen ziemlich unbrauchbar gemacht hat." Er sollte nicht wieder Hand an sein Werk legen; am 23. Mai hörte er auf, unter den Lebenden zu sein. Nur bis zu den Zeiten Kaiser Heinrichs V. hatte er die Weltgeschichte verfolgt. Sollte das Werk nicht Torso bleiben oder gar von einem anderen fortgesetzt werden, so mußte man zu einem Ersatze greifen, der noch als der beste Lückenbüßer gelten konnte. Im Kreise der Hinterbliebenen entschloß man sich, eine Fortsetzung der Weltgeschichte an der Hand von Rankes eigenhändigen Aufzeichnungen für die Vorlesungen und von gut geführten Kollegienheften treuer Schüler zu unternehmen. Dadurch erhielten freilich die dann folgenden Bände ein anderes Gepräge, als man es sonst bei Ranke gewohnt ist. Das eigene Ich tritt in der Beurteilung der Dinge viel mehr hervor, als es sonst bei ihm der Fall zu sein pflegt. Im mündlichen Vortrag enthüllte eben Ranke vielmehr das eigene Selbst. Auf die Weise gelang es, den Faden der Weltgeschichte bis zur Reformation zu spinnen. Ueber diese hinauszugehen, schien auch deshalb nicht rätlich, weil Rankes Absicht gewesen war, von der Reformation an nur einen raschen Ueberblick in einem großartig angelegten Schlußkapitel zu geben. Denn nach seiner Meinung hatte er die allgemeine Geschichte der modernen Jahrhunderte in seinen Hauptschriften genügend behandelt. Als Feind jeglicher Wiederholung würde er sich schwerlich zu einer nochmaligen Darstellung entschlossen haben. Einen Ersatz gerade für das Letztere zu finden, war leicht, da Ranke 1854 bei einem Besuche in Berchtesgaden dem König Maximilian von Bayern in neunzehn Vorträgen die Epoche der neueren Geschichte vorgeführt hatte. Ranke hatte diese Vorträge ohne jegliche Hülfsmittel gehalten und so enthüllt er hier, unbeeinflußt von anderen Ideen, sein eigenes Ich.

Die Weltgeschichte als Ganzes betrachtet muß als ein Meisterwerk ersten Ranges gelten, vergleichbar in ihrer Großartigkeit nur allein mit Alexander v. Humboldts Kosmos. Sie ist eine Musterleistung der deutschen Litteratur, die noch Jahrzehnte hindurch als unerreichtes Vorbild gelten wird. Die Art, wie die Aufgabe gestellt wird, läßt die Hand des Meisters erkennen. Nachdem in den letzten Jahrzehnten die sogenannten praehistorischen Studien eine hohe Bedeutung gewonnen hatten, schien es für den Universalhistoriker erforderlich, sich darüber auszulassen, inwiefern er jenen Studien eine Existenzberechtigung für die allgemeine Geschichte zuerteile. Nach Ranke beginnt die Geschichte erst, wo die Monumente verständlich werden und glaubwürdige schriftliche Aufzeichnungen vorliegen. Dann aber ist das Gebiet unermeßlich. Die Aufgabe der welthistorischen Wissenschaft aber war für ihn, den Zusammenhang zwischen den einzelnen Völkerschaften zu erkennen, den Gang der Begebenheiten, welcher alle Völker verbindet und beherrscht, nachzuweisen. In dem Kampfe der verschiedenen Völkersysteme lag ihm der Ursprung der allgemeinen Geschichte, hierin sind die Nationalitäten zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen, denn die Nationen sind nicht durchaus naturwüchsig. Nationalitäten von so großer Macht und eigentümlichem Gepräge, wie die englische, italienische sind nicht sowohl Schöpfungen des Landes und der Rasse, als der großen Abwandlungen der Begebenheiten. Der Plan, nach welchem der Altmeister arbeitete, wird am deutlichsten ersichtlich aus seinen eigenen Worten: „Im Laufe der Jahrhunderte hat das Menschengeschlecht gleichsam einen Besitz erworben, der in dem materiellen und dem gesellschaftlichen Fortschritt, dessen es sich erfreut, besonders aber auch in seiner religiösen Entwicklung besteht. Einen Bestandteil dieses Besitzes, sozusagen das Juwel desselben, bilden die unsterblichen Werke des Genius in Poesie und Litteratur, Wissenschaft und Kunst, die unter lokalen Bedingungen entstanden, doch das allgemeine Menschliche repräsentieren. Dem gesellen sich unzertrennbar von ihnen die Erinnerungen an die Ereignisse, Gestaltungen und großen Männer der Vorzeit bei. Eine Generation über-

Digitized by Google

liefert sie der anderen, und immer von neuem vermögen sie aufgefrischt in das allgemeine Gedächtnis zurückgerufen zu werden, wie ich es zu unternehmen den Mut und das Vertrauen habe." Man kann im Rahmen dieses Aufsatzes unmöglich eine genaue Würdigung des Inhaltes und der neugewonnenen Gesichtspunkte erwarten. Sollte etwas besonders hervorgehoben werden, so verdiente es vor allem die treffende Charakteristik Ottos III. und die eigenartige Beurteilung des Ganges nach Canossa.

Leopold von Ranke hat zeit seines Lebens sich nicht in die Gelehrtenstube zurückgezogen, unbekümmert um die Dinge, welche da draußen vor sich gingen, vielmehr hatte er ein offenes Auge für die politischen Vorgänge und um der Aufgabe als Historiker gerecht zu werden, vergaß er die Gegenwart nie, ja er hat infolge der vertrauten Stellung, der er von verschiedenen Fürsten für wert erachtet wurde, mehr auf die Geschicke seines Vaterlandes einzuwirken gesucht, als man gewöhnlich glauben sollte. Daß der Geschichtsschreiber die Gegenwart nie aus den Augen verlieren dürfe, hat er am deutlichsten in seiner akademischen Rede beim Antritt der ordentlichen Professur 1836 ausgesprochen. Die Aufgabe der Historie präcisierte er dahin, das Wesen des Staates aus der Reihe der früheren Begebenheiten darzuthun und zum Verständnis zu bringen; dagegen sei es Sache der Politik, nach erfolgtem Verständnis und gewonnener Erkenntnis das Staatswesen weiter zu entwickeln und zu vollenden. Die Kenntnis der Vergangenheit ohne Bekanntschaft mit der Gegenwart erschien ihm unvollkommen, und ein Verständnis der Gegenwart galt ihm für unmöglich ohne Kenntnis der früheren Zeiten. Die eine reicht der anderen die Hände; eine kann ohne die andere entweder gar nicht bestehen oder doch nicht vollkommen sein. Dennoch herrscht zwischen beiden ein Unterschied, den Ranke mit theoretischer und praktischer Philosophie vergleicht. „Die eine bezieht sich auf die Schule und geschäftlose Menschen, die andere mehr auf den Markt, auf Zwiespalt und öffentliche Streitigkeiten; die eine wird im Schatten, die andere mehr im Lichte des Tages geübt; für die eine genügt es zu erhalten, die andere erhält nicht nur, sondern schafft auch Neues." Die Geschichte schien ihm dazu bestimmt zu sein, daß sie einer gesunden Politik den Weg bahne und auch solche Dunkelheiten und Täuschungen abwehre, wie sie gerade damals selbst den besten Männern vor den Augen zu tanzen pflegten. Unter der Leitung der Historie sollte man lernen, daß jedem Zeitalter seine eigne Fehlerhaftigkeit anhaftet, aber auch die eigentümliche Fähigkeit zur Tugend innewohnt.

Unter dem Einfluß dieser Grundsätze, die ihn schon früher beherrscht hatten, nahm er freudig das Anerbieten an, eine seit 1832 erscheinende historisch-politische Zeitschrift zu redigieren. Dieselbe stellte sich die Aufgabe, „nach und nach das Wichtigste zu umfassen, was ein denkender Zeitgenosse zu erfahren wünschen kann, um seine Zeit nicht nach irgend einem Begriff, sondern in ihrer Realität zu verstehen und völlig mitzuleben." Dies in dem Geiste eingehender Erforschung zu versuchen, in dem Geiste reiner und unparteiischer Wahrheitsliebe, das war das Ziel, welches ihr gesteckt war. Hervorragende Namen gelang es ihm zu gewinnen, aber die damalige Zeit begrüßte das Unternehmen nicht sympathisch. Bereits 1836 ging die Zeitschrift ein, die Ursache war ihm klar. In späteren Jahren schrieb er selbst darüber: „Die Richtung, die ich einschlug, war weder Revolution noch Reaktion. Ich hatte das kühne Unternehmen, zwischen den beiden einander in jeder öffentlichen oder privaten Aeußerung widerstrebenden Tendenzen eine dritte zu Worte bringen zu wollen, welche an das Bestehende anknüpfte, das auf dem Vorangegangenen beruhend eine Zukunft eröffnete, in der man auch den neuen Ideen, insofern sie Wahrheit enthielten, gerecht werden konnte. Das Unternehmen ging eigentlich über meine Kräfte; wie sehr sah ich mich getäuscht, wenn ich gemeint hatte, eigentlich müsse mir jedermann beistimmen! Ganz das Gegenteil geschah: meine früheren Freunde, wie Varnhagen und Alexander von Humboldt, die das Heil der Welt in dem Fortschritt der Revolution sahen, bezeugten mir Ungunst und Entfremdung."

Digitized by Google

Diese trübe Erfahrung bestimmte ihn auch, die im Frühjahr 1838 ihm angetragene Redaktion der Staatszeitung zurückzuweisen.

Als dann Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung kam, bot sich ein neuer Anlaß zur Bethätigung am politischen Leben. Mit dem Kronprinzen war Ranke bereits bei seinem ersten Aufenthalt in Venedig (Januar 1829) in sehr intime Beziehungen getreten, die dann im Laufe der Jahre fortgesetzt wurden. So war es denn nicht zu verwundern, daß der König Rankes Rat in Sachen der ständischen Verfassung zu hören wünschte, da er gerade ganz in Anknüpfung an die Vergangenheit diese neue Bahn einzuschlagen wünschte. Ranke lehnte das ehrenvolle Anerbieten ab, weil er die nötige Kenntnis der provinziellen Zustände nicht zu besitzen glaubte und überdies mit der Vollendung seiner deutschen Geschichte beschäftigt war, geistig gleichsam durchaus im sechzehnten Jahrhundert lebte. Als dann aber im März 1848 die Stürme von Innen und Außen auf das preußische Königtum hereinbrachen, glaubte er mit seinem Rat nicht zurückhalten zu dürfen. „Zuweilen," schreibt er in seinen Aufzeichnungen, „bin ich in ziemlich verzweifelten Augenblicken indirekt zu Rate gezogen worden; der damalige Flügeladjutant Edwin von Manteuffel bot sich zum Vermittler dar. Und wenigstens soviel habe ich vernommen, daß der König auf seinen Vortrag Rücksicht nahm und sich zu einer festen Haltung ermannte." „Ich habe," sagte er an anderer Stelle, „manchen kleinen Aufsatz geschrieben, den Manteuffel dem König vorlegte. Vom ersten derselben (Mai 1848) hat mein Freund immer behauptet, daß er den größten Einfluß auf den König gemacht habe und die Zuversicht, die er in sich trug, dem Beschluß der damaligen Nationalversammlung Widerstand zu leisten, belebt hat."

Vor allem galt es nach den Märzstürmen der Regierung wieder Festigkeit einzuflößen. Die Herstellung der Ordnung war im allgemeinen auf friedlichem Wege geschehen. Die Elemente, die einander sonst auf das wildeste bekämpften, hatten hier zusammengewirkt. Das Kriegsheer, indem es auf eine bewundernswerte Weise festhielt, und das Civil insofern, als die besonnenen Kräfte nach und nach zum Uebergewicht über die den Umsturz Suchenden kamen. Das Gefühl für die Dynastie und deren ruhige Haltung knüpfte alle zusammen. Ranke erkannte die Notwendigkeit einer konstitutionellen Verfassung für Preußen daraus, daß dieselbe auch in den Nachbarstaaten vorhanden war und zwar zum Segen solcher Ideen, die Preußen am Herzen lagen. Bei der Einführung einer Konstitution war folgende Gefahr zu vermeiden: Der Begriff der Volkssouveränetät mußte von derselben ausgeschlossen werden. „Drei Welten," schreibt damals Ranke, „stehen einander gegenüber. Die des alten Staates, zurückgedrängt, in sich geschwächt, aber mit nichten besiegt — die konstitutionelle, die jedoch erst zu einer Repräsentation gelangen will, — die radikale, welche die Begierden der Nichtsbesitzenden in den Kampf ruft, von energischen Naturen geführt wird und alles zu wagen entschlossen ist. Eine wohlüberlegte, wohlvorbereitete Restauration ist nur allein von Deutschland zu erhoffen, denn nur Preußen und Oesterreich allein haben der Bewegung von 1830 zu widerstehen vermocht."

Auch bei der Frage der Annahme der deutschen Kaiserkrone wurde Ranke zu Rate gezogen. Er erklärte in einem Gutachten das deutsche Kaisertum seiner Natur nach für konservativ. „Wird nun dieses Kaisertum von der Frankfurter Versammlung allein angeboten, so ist es von zweifelhafter gesetzlicher Geltung, dagegen bekommt es von den Fürsten übertragen eine bei weitem legalere Grundlage". Wird die Kaiserkrone Preußen angeboten, so will sie Ranke nicht ausgeschlagen wissen. Als Titel schlägt er Kaiser im deutschen Bundesstaat vor. Auf jeden Fall verlangte er aber schon damals eine Einigung Deutschlands ohne Oesterreich. Dieser Staat „muß zufrieden sein, wenn das neugestaltete Deutschland in ein unauflösliches Verhältnis zu einem neugestalteten Oesterreich tritt." In Italien ist es die Aufgabe von Oesterreich, in Deutschland die Aufgabe von Preußen, die Ordnung wiederherzustellen. Wenn dann Oesterreich im Jahre 1850 in dem Bundestage, den es reaktivieren wollte, eine Autorität für die innere und äußere Politik der

Digitized by Google

Mitglieder des Bundes beanspruchte, so mußte man selbst einen Krieg darüber wagen; denn da Preußen mit seinen östlichen Provinzen dem Bunde beigetreten ist, so verlöre es seine ganze, durch welthistorische Kämpfe erworbene, für Europa unentbehrliche Selbständigkeit. Für die Besprechung in Olmütz verlangte Ranke eine Verbesserung der geographischen und militärischen Lage Preußens; durch Abtretung hannöverscher und hessischer Landstriche sollten die beiden getrennten Hälften des Reiches verbunden werden. Die Union, welche unter Preußen in Norddeutschland bestand, sollte staatrechtlich anerkannt werden. Daneben war ein ständiger Einfluß auf die stamm- und religionsverwandten Nachbarn zu erstreben. Den Abmachungen in Olmütz stand er, wie viele seiner Parteigenossen günstig gegenüber. Da der mit Oesterreich geschlossene Vertrag in der Regel sehr scharf kritisiert wird, so mag die Mitteilung von Interesse sein, daß Moltke nach Rankes Aufzeichnungen bei einem Zusammentreffen im Tiergarten Olmütz als eine Rettung bezeichnete, „denn in schwerer Vernachlässigung habe sich die preußische Landwehr befunden."

Als er dann 1854 in den Staatsrat berufen war, bot sich ihm mannigfache Gelegenheit, mit seiner historischen Erfahrung auf den Gang der Dinge einzuwirken. In einer politischen Denkschrift verfocht er in dieser Zeit die Neutralität Preußens. Während der darauffolgenden Zeit ist er nicht sehr politisch hervorgetreten, wenn er auch Friedrich Wilhelm IV. persönlich nahestand. Den Bruderkrieg von 1866 bedauerte er lebhaft. „Ich bin überzeugt," schreibt er damals an W. v. Giesebrecht, „wäre König Maximilian im Jahre 1866 am Leben gewesen, so würde alles anders gekommen sein. Denn über den zwischen Oesterreich und Preußen bevorstehenden Konflikt und die alsdann von Bayern zu befolgende Politik habe ich oft mit ihm gesprochen. . . . Wie die Dinge im Frühjahr 1866 standen, würde er neutral geblieben sein und sich durch keine Aufwallung eines vermeinten, doch nur lokalen Patriotismus davon haben abbringen lassen." Das neu entstandene deutsche Reich begrüßte er mit Freuden, und wie er sich über die Aufgaben desselben klar war, zeigt die Neujahrsbetrachtung von 1872. „Wozu ist das Reich notwendig? Ich denke doch: es war notwendig; im Kampfe gegen Frankreich hat es sich ohne unser Zuthun gebildet, so muß es behalten werden. Kein Zweifel ist doch: wenn das südliche Deutschland sich auf die französische Seite gestellt hätte, so würde unsere Lage, da noch Oesterreich und Italien gegen uns gewesen wären, sehr schwierig, vielleicht unhaltbar geworden sein. . . . Man rüstet mit Macht, denn darin liegt wieder ein Moment der Rettung, daß wir einen Feind immer gegen uns haben, den wir zu bekämpfen nicht stark genug sein können." Von edlem Schmerze war er dann durchdrungen, als die Mörderhand sich gegen den Heldenkaiser erhoben hatte. Voll tiefster Bekümmernis erkundigte er sich persönlich nach dem Befinden des Leidenden.

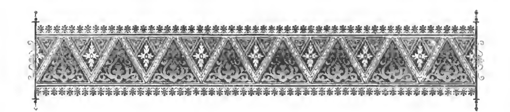
Von größter Bedeutung war für Ranke die hohe Freundschaft, welche ihm König Maximilian II. von Bayern entgegenbrachte. Als der junge Fürst an der Berliner Universität studierte, hat ihm Ranke einige Vorlesungen gehalten, „nicht gerade viele, die ihm aber seinen Beifall und seine Gunst für das Leben gewannen." König Max „liebte die Wissenschaft an sich und in Beziehung auf sein Land". „Ich bin ihm," sagt Ranke in seinen Aufzeichnungen, „Dank schuldig, daß er mich auf seinen Reisen im Gebirg, die er im Herbst von Berchtesgaden aus unternahm, heranzog; er eröffnete mir dabei eine Seite der deutschen Natur und Nation, die ich bisher nicht kannte. Seine Gespräche waren immer auf das Allgemeine gerichtet. Auf den Spaziergängen von Berchtesgaden aus ist dann auch der Entwurf zu der akademischen Gesellschaft entstanden, die als Kommission bei der bayerischen Akademie der Wissenschaften großes litterarisches historisches Verdienst erworben hat." Was der Freund auf dem Throne groß und frei gedacht, hat dann der Altmeister mit Umsicht ins Leben gerufen. Nur ihm konnte der Vorsitz übertragen werden, den er allerdings in den letzten Lebensjahren mehr dem Namen nach führte. Von Jahr zu Jahr hoffte er immer noch einmal, das ihm so lieb gewordene München wieder aufsuchen zu können, um im Kreise der Freunde und Jünger wissen-


Digitized by Google

schaftliche Pläne zu erwägen. Früher hatte er den Arbeiten der historischen Kommission fast nach allen Seiten hin die Direktive gegeben. Auf seine Anregung wurde eine Veröffentlichung der Reichstagsakten, eine Ausgabe der deutschen Städtechroniken veranstaltet. So ist denn die Geschichte der Kommission aufs innigste mit seinem Namen verknüpft. Wie er den Gedanken einer solchen Institution zuerst erfaßte, so ist er es auch gewesen, der ihr frisches Leben zu geben und zu bewahren gewußt hat. Niemand hat mehr als er darauf gewirkt, daß das große nationale und wissenschaftliche Interesse, welches die Kommission ins Dasein rief, auch bei ihren Arbeiten stets im Auge behalten wurde. Gerade er war es, der das Augenmerk der Mitarbeitenden stets auf große Unternehmungen, welche über die Kreise der Fachgenossen hinaus Teilnahme zu erwecken versprachen, wie die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland und die allgemeine deutsche Biographie hinlenkte und dem einmal gefaßten Plane gleich feste Gestalt gab.

Rankes Name wird in der Geschichte der Geschichtsschreibung stets die erste Stelle behaupten. Er ist der Thucidides der Deutschen; nicht nach Erzählungen der Zeitgenossen will er die vergangenen Tage erforschen, sondern die Urkunden, die ein Niederschlag der Geschäfte sind, machte er zur allein zuverlässigen Grundlage. Er ist der erste, der darauf hinwies, wie sehr auch die Darstellungen der Zeitgenossen durch persönliche Anschauungen beeinflußt wurden. Guiccardini und Macchiavell hatten ihn das deutlich gelehrt. „Ich sehe die Zeit kommen," schrieb er im Jahre 1839, „wo wir die neuere Geschichte nicht mehr auf die Berichte, selbst nicht der gleichzeitigen Historiker, außer soweit ihnen eine originelle Kenntnis innewohnt, geschweige denn auf die weiter abgeleiteten Bearbeitungen zu gründen haben, sondern aus den Relationen der Augenzeugen und der echtesten unmittelbaren Urkunden aufbauen werden." Die Archive stehen jetzt jedem Forschenden offen; wer sie nicht einsieht, den trifft schwerer Vorwurf der wissenschaftlichen Kritik. Den Zutritt zu diesen edelsten Quellen geöffnet zu haben, ist das Verdienst Leopold von Rankes.

Digitized by Google



Das Familiengespenst.

(Eine Rokokogeschichte*)

von

Rudolf Eichfeld.

Nacht wars, die Sterne funkelten und glitzerten am dunkeln Himmel. Luna, die keusche Göttin, ergoß ihr bläulich träumerisches Licht über die steifen Alleen und stolzen Baumgruppen des in lautloser Stille ruhenden Parkes und spiegelte sich in seinen Bächen und Teichen.

Die steinernen Nymphen der Fontainen schienen sich sanft zu wiegen in ihrem feuchten Elemente, mit den Wasserrosen zu spielen und den Dryaden im Schatten der alten Eichen geheimnisvolle Zeichen zu geben.

Ein leichter, durchsichtiger Dunst lag wie ein feiner Schleier ausgebreitet über der Landschaft und verlieh der hehren Sommernacht einen eigentümlich gespenstischen Zauber.

Solch eine Nacht wählen die Geister für ihre Zusammenkünfte; da tanzen die Elfen am Flusse, Erlkönig und Donauweibchen treiben ihr Wesen, und dem sehenden Auge erscheinen die ruhelosen Seelen Abgeschiedener, erscheint die weiße Dame . . . .

Dort hinter den düstern Mauern des altertümlichen Herrenschlosses soll sie noch hausen, die Frau in Weiß, deren Herz so dunkel war, wie licht ihr Gewand, in welchem sie nun umherwandelt, ohne Rast und Ruh, Unheil und Trauer verkündend dem, der sie erblickt, wie sie auch im Leben nur Kummer und Thränen gesäet . . .

Gleitet nicht dort ein Schatten die Taxuswände entlang? Er schreitet nicht auf dem Sande, er schwebt lautlos über Gras und Blumen, und nach der Weise überirdischer Erscheinungen hält er sich stets in unbestimmtem Halbdunkel. Ein anderer größerer Schatten bewegt sich gleichzeitig, von der entgegengesetzten Richtung kommend, dem ersteren zu, und im tiefsten Schwarz der Büsche treffen sie zusammen. Dort ist alles Schatten, und sogar so finster wars, daß sich der kleinere Schatten dicht an den größeren schmiegt. Eng umschlungen verlieren sich die Geister unter dem Schleier der Nacht.

I.

Am Frühstückstische des Grafen von Hoheneck war lebhafte Diskussion. Die weiße Dame war der alten Kammerfrau der Gräfin in der vergangenen Nacht erschienen. Händeringend hatte es die treue Seele ihrer Herrin erzählt; verstört war sie in die

*) Wir machen, wenn das noch nötig sein sollte, darauf aufmerksam, daß diese Geschichte natürlich in erster Linie als **kulturhistorisches Bild** aus der Rokokozeit aufgefaßt werden will und nur als solches bei uns Platz gefunden hat. D. Red.

Digitized by Google

Bedientenstube gekommen, und ihre geheimnisvollen Andeutungen hatten Grauen und Entsetzen unter der Dienerschaft verbreitet.

An der Tafel des Hausherrn war der Schrecken geringer. Man war aufgeklärt, man hatte Voltaire und Rousseau gelesen, aber man interessierte sich auch für die Helden des Tages, Mesmer, Cagliostro, Geheimbündler und Geisterbeschwörer und mochte somit die Erscheinung nicht rundweg ableugnen.

Den geringsten Eindruck schien das Gespenst auf den Domherrn, den jüngeren Bruder des Grafen zu machen; denn er hatte offenbar ein viel größeres Interesse an dem Duft seiner Chokolade und den goldbraunen Wangen einer omelette soufflée vor ihm, als an den Schrecken der weißen Frau.

„Zu allen Zeiten und bei allen Völkern," sagte der Schloßherr nach einer Pause, „hat man an überirdische Wesen geglaubt; die Möglichkeit scheint mir also nicht ausgeschlossen, daß es solche geisterhafte Existenzen giebt."

„Möglich ist alles," erwiderte der Domherr, ein stattlicher Mann von ungefähr vierzig Jahren, „warum die Dame aber gerade nur zu erscheinen geruht, um ein unabwendbares Unheil zu verkünden, ist mir nicht recht klar. Das Unglück, wenn es kommt, ist gewiß schlimm genug, warum sollen wir noch obendrein vierzehn Tage oder drei Wochen vorher angegrault werden? Wir wären ja dadurch noch weit mehr gestraft als die âme en peine, die Botschafterin des Fatums oder der Parze!"

„Allerdings, denn die Befürchtung eines uns bevorstehenden, unbestimmten Mißgeschicks beunruhigt und quält uns oft mehr als die vollendete Thatsache eines solchen."

„So ist es nicht aufzufassen," bemerkte die Gräfin streng. „Unsere Ahnfrau muß zur Strafe erscheinen, aber uns wird dadurch die Gnade zu teil, nicht unvorbereitet dem Verhängnis entgegenzugehen; während es für sie doppelte Pein ist, ihren Abkömmlingen, die sie liebt, Unheil anzuzeigen!"

„Die sie liebt? . . . Das Herz de cette chère aïeule scheint doch nicht so zart besaitet gewesen zu sein; besonders ihren Angehörigen gegenüber!" warf der Domherr ein, indem er sich eine zweite Tasse Chokolade servieren ließ.

„Die alten Chroniken erzählen allerdings nicht viel Schmeichelhaftes über diesen Punkt und . . . . . ."

„Sei dem wie ihm wolle!" unterbrach die Gräfin ihren Gatten. „Es steht euch schlecht an, die Traditionen eures Hauses so leichtfertig zu behandeln. Was mich betrifft, so werde ich zum Heile unserer Familie einige Dutzend Messen lesen lassen . . . aber nicht von meinem hochwürdigen Herrn Schwager," fügte sie gezwungen lächelnd hinzu.

Dieser entgegnete sanft: „Ich übernehme auch keine derartigen Messen; doch sind Gläubige, welche sich geistlichen Zuspruch bei mir erholen wollen, stets willkommen."

„Es werden ihrer nicht gar viele sein!" meinte die Gräfin halblaut und sich zu ihrer Tochter wendend: „Auch eine Wallfahrt wollen wir machen, nach Heiligenkreuz. Wir müssen doch nach Wien gehen um unsere Toiletten für die bevorstehenden Hoffeste zu inspizieren und da können wir beides vereinigen."

Die achtzehnjährige Komtesse, das einzige Kind ihrer Eltern, hatte bis jetzt schweigend zugehört, ohne irgend welchen Anteil an dem Gespräche zu nehmen. Die Nachricht von der Erscheinung hatte sie sichtlich ergriffen, und mit geröteten Wangen und niedergeschlagenen Augen saß sie am Tische.

„Es ist mir sehr daran gelegen, daß Aurore gleich bei ihrem ersten Auftreten Sensation erregt. Der alte Fürst scheint noch schwankend, wenn er aber sieht, daß unsere Tochter eine vielumschwärmte Schönheit geworden, wird er sich diese, auch ihm große Vorteile bringende Partie, die mir so sehr am Herzen liegt, für seinen Sohn gewiß nicht entgehen lassen."

„Aber Frau Mama, wir kennen uns ja noch gar nicht!" warf hier die kleine Komtesse schmollend ein.

Digitized by Google

„Ist auch gar nicht nötig. Ihr werdet nach der Heirat schon Zeit genug finden, euch kennen zu lernen!"

„Vielleicht mehr als uns lieb ist," murmelte die Tochter unmutig.

Der Domherr lächelte und sprach dann mit ironischer Salbung: „Beruhige dich, holde Aurore. Wir erteilen euch unsern priesterlichen Segen, meine gnädigste Frau Schwägerin wird wieder einige Dutzend Messen lesen lassen, auch wohl eine gelegentliche Wallfahrt nach Heiligenkreuz unternehmen und dann sollen euch Hymens Bande zu Rosenfesseln werden, Venus und Amor in eure Herzen einziehen et tout est bien, qui finit bien."

Die Gräfin erhob sich: „Spotten Sie immerhin, hochwürdiger Herr Schwager. Diese Partie ist mein Wunsch, sie ist nötig im Interesse unserer Güter und Aurore weiß, was sie ihren Eltern schuldig ist."

Die andern waren gleichfalls aufgestanden. Die Tochter mit Thränen in den Augen entgegnete erregt:

„Aurore weiß gar nichts, als daß sie diesen Fürsten nur einmal gesehen hat, daß er ihr gründlich mißfällt, daß sie ihn nicht heiraten will und daß obendrein die weiße Dame erschienen ist, als Beweis, daß durch diese Verbindung dem Hause nur Verderben droht."

Sie hatte es heftig hervorgestoßen und wie ein Sturmwind enteilte sie nun dem Speisesaal.

„Frau Schwägerin thun vielleicht wohl daran, auch noch eine Wallfahrt nach Mariazell oder gar nach Loretto zu unternehmen!" meinte der Domherr sich verneigend und mit einer leichten Handbewegung in die Richtung, nach welcher die schöne Widerspenstige entflohen war.

Ohne ihn einer Entgegnung oder eines Blickes zu würdigen, rauschte die Gräfin stolz an ihm vorbei, die beiden Brüder allein zurücklassend.

Der Domherr holte eine Pfeife hervor, ein damals unter der Geistlichkeit noch wenig gebräuchliches Instrument und nicht gerade im Geruch der Heiligkeit stehend. Dann streckte er sich behaglich auf einen Lehnstuhl aus und schaute hie und da durch den Dampf seines Tabaks hinüber zu seinem Bruder, der etwas verstimmt am Fenster stand und auf die Scheiben trommelte.

„Die kleine Aurore scheint wenig Gefallen an euren Heiratsprojekten zu haben!" sagte er endlich, das Schweigen unterbrechend. „Ist es denn gar so nötig, daß diese Mariage zustande kommt?"

„Die Gräfin wünscht diese Verbindung, deren Vorteile allerdings bedeutend sind."

„Die Vorteile, dein einziges Kind zu einer Konvenienz-Ehe zu zwingen, scheinen mir doch wenig Verlockendes zu bieten."

„Ich möchte auch Aurore nicht zwingen; aber ich hoffe, daß sie mit der Zeit dies alles anders betrachten wird."

„Schwerlich! Deine Tochter weiß, was sie will, und wenn ihr der junge Fürst mißfällt, so wird sie wohl ihre gewichtigen Gründe haben.

„Er gefällt mir eigentlich auch nicht so recht, und ich finde es beleidigend, daß sein Vater sich fast benimmt, als ob er uns durch seine Einwilligung eine Gnade erweise; aber diese Verbindung ist der Herzenswunsch meiner Frau und ich denke doch, daß sich noch alles befriedigend ordnen läßt."

„Ce que femme veut, Dieu le veut!" erwiderte der Domherr doppelsinnig und entnahm einer verborgenen Brusttasche sorgfältig zusammengelegte Papiere, entfaltete sie und vertiefte sich in die Lektüre derselben. Es war eine Abschrift des letzten Berichtes der Keuschheitskommission, welche die tugendhafte Kaiserin Maria Theresia, erst vor kurzem, zum Heile der Bewohner Wiens, eingesetzt hatte. In seiner Eigenschaft als Geistlicher lag dem Domherrn natürlich die Moralität der Unterthanen Ihrer Majestät sehr am Herzen.

II.

In der Kirche der gnadenreichen Madonna von Heiligenkreuz kniete die junge Aurore von Hoheneck und schien inbrünstige Gebete zu murmeln, während die alte Gräfin bei den frommen Vätern der Abtei beichtete und sich Rats erholte bezüglich der sie beunruhigenden Erscheinung der weißen Dame.

Durch die gemalten Scheiben drang ein mystisch-gedämpftes Licht, Weihrauchdüfte schwebten in der Luft und eine tiefe, feierliche Stille stimmte zur Andacht.

Es waren noch einige wenige Gläubige zugegen: Alte Mütterchen, die da täglich erschienen, Pilger aus der Umgegend, die um Erfüllung einer Bitte flehten und auch ein junger Kavalier, der, unmittelbar hinter der schönen Aurore, die Himmelskönigin um Erhörung bat.

Die Komtesse hielt ihr Gesicht teilweise mit den Händen bedeckt und lispelte leise .... War es der Rosenkranz oder das Ave, eine Litanei oder eine besondere Fürbitte?

„Um Gottes Willen, Heinrich, entferne dich! Meine Mutter kann jetzt jeden Augenblick zurückkommen," flüsterten die Lippen der jungen Dame.

In gleichem Tone erwiderte der Kavalier hinter ihr: „Deine Mutter, süße Aurore, ist kaum erst eine halbe Stunde bei den Mönchen und wird wohl so bald nicht zurück sein ... Ach, Aurore, können wir uns denn nicht wieder einmal ungestört sprechen?"

„Nein, Heinrich, nein! Meine Schwachheit, dir dies eine Stelldichein bewilligt zu haben, hat ja all diese Unruhe, diese Aufregung und Befürchtungen hervorgerufen... Die alte Kathi ist mir in der Halle begegnet, als ich zu dir eilte und da ich rasch mein Spitzentuch über den Kopf warf und in den Schatten trat, hielt sie mich für die weiße Frau ... Ich habe meinen Leichtsinn schon bitter bereut!"

„Es waren selige Stunden, Aurore, und es ist nichts zu bereuen, nichts zu beklagen, als daß du uns keine Wiederholung derselben gönnst .... Diese Heirat darf nicht zustande kommen .... Hörst du?"

„Sprich leiser, Heinrich!"

„... und sollte ich dich mit dem Degen in der Hand vom Altare reißen müssen!"

„Sie wird ja auch nicht zustande kommen. Laß mir nur Zeit zu überlegen, mich zu sammeln. Morgen Abend sollst du in der hohlen Weide am Bache ein Briefchen finden und .... da ist meine Mutter!" ... Ave Maria grazia plena ...." murmelte jetzt die Komtesse, während der junge Offizier das Haupt tief in den Armen verbarg und in Andacht versunken schien.

Die Gräfin war in gehobener Stimmung, sie fühlte sich aller Schuld ledig und Pater Ambrosius hatte sie versichert, daß die Fürbitte der Kirche eine so segensreiche Wirkung habe, daß sie wohl jedes Ungemach verhüten werde. Die Erscheinung halte er für eine große Gnade des Himmels, da sie es der Familie ermögliche, durch fromme Exercitien, wohlthätige Schenkungen und heilige Messen das drohende Geschick abzuwenden.

Die Gräfin hatte fünfzig Messen bestellt: sechsunddreißig für das Wohl der lebenden Glieder der Familie und vierzehn für die Seele der Ahnfrau. Weit würde dieselbe freilich damit nicht reichen, denn sie hatte sicher viel auf dem Gewissen.

Die Gräfin hatte keine sehr gute Meinung von der Familie ihres Mannes. Allerdings ist es sehr vornehm, ein Familiengespenst zu haben; aber man hätte doch keines, wenn die Ahnfrau durch ihr gottloses Treiben sich nicht so schwere Strafen zugezogen. In ihrer eigenen Familie ging gar nichts um. Es war nicht so aristokratisch; aber man schlief ruhiger ....

Die beiden Damen verließen die geweihte Stätte, ohne daß die ältere den jungen Büßer besonders beachtet hätte. Dann nahmen sie im Wagen Platz und fuhren nach Wien, wo die erste Schneiderin des Hofes ihnen wundervolle Roben vorlegte. Es wurden dieselben einer eingehenden Prüfung unterworfen und selbst die kleine Aurore konnte auf kurze Zeit ihren Kummer vergessen, als sie sich in diesen Gewändern vor dem Spiegel betrachtete.

Digitized by Google

Die tugendsame Kaiserin hatte zwar eine Keuschheitskommission eingesetzt; aber die Maßregeln derselben erstreckten sich nicht auf die Toilette. Die Damen trugen damals Taillen, welche man in unsern Tagen nicht dulden würde; doch Ihre Majestät hatte selbst eine herrliche Büste und dann war das Modesache und zwar eine Mode, der sich niemand entziehen durfte, auch nicht die kleine Aurore von Hoheneck.

Während der Heimfahrt nach dem Familienschlosse, das in der Umgegend Wiens lag, erörterte die zärtliche Mutter des Breiteren, welche Vorzüge die Heirat mit dem Fürsten umschließe; aber ihre Tochter blieb starrköpfig, verschloß sich allen Vernunftgründen und war sogar verblendet genug, das hohe Glück, durch diese Verbindung den Vorrang über den weitaus größten Teil der österreichischen Aristokratie zu haben, durchaus nicht zu schätzen.

Dies überschritt die Grenzen des Begreifbaren und versenkte die Gräfin in tiefes Nachdenken, aus welchem sie plötzlich emporfuhr, sich nach der Tochter wendete und ihr scharf in die Augen sehend, ausrief: „Aurore, du wirst doch keine sekreten Amouren haben?"

„Aber Frau Mama, wie sollte ich? . . ." ward ihr zur Antwort, während tiefes Rot die schönen Wangen der jungen Liebenden färbte. Es war allerdings sehr heiß im Wagen, und Aurore gewiß zu wohlerzogen um, selbst bei einer bloßen derartigen Vermutung, nicht zu erröten.

Die Gräfin machte diese Reflexionen zu ihrer Beruhigung, fügte aber nach einigem Sinnen strenge hinzu: „Schlage dir nur den pauveren Baron Baldenstett, der ein für allemal abgewiesen wurde, aus dem Sinn; denn das sage ich dir: Daraus wird nun und nimmermehr etwas! . . Wäre mir ein schöner Schwiegersohn, ein Mensch der nichts hat, als seine Lieutenantsgage und ein altes Räubernest!"

„Heinrich von Baldenstett ist ein sehr gescheidter und sehr schöner Mann; er ist sehr gut angeschrieben bei Hofe und wird eine glänzende Carriere machen," entgegnete Aurore triumphierend.

„Ja, ja, wir wissen das, aber wir sehen noch auf andere Meriten."

Der Rest der Reise verlief unter Schweigen. Die verblendete Aurore dachte an ihren Heinrich und die Mutter an das Familiengespenst. Sie hätte vielleicht doch mehr Messen bestellen sollen. Der Gedanke quälte sie. Pater Ambrosius schien allerdings fünfzig für genügend zu halten; aber davon kamen ja vierzehn der Ahnfrau zu gut! . . . Um sicher zu gehen, beschloß sie schließlich, einen Kurier nach Mariazell — dessen Gnadenbild noch viel wunderthätiger ist — zu schicken und dort auch eine Anzahl zu bestellen.

III.

Während der folgenden Tage war der Geist nicht wieder erschienen und die Gräfin atmete erleichtert auf. So traten denn ihre Befürchtungen, die Ahnfrau betreffend, allmählich in den Hintergrund und sie widmete ihr Interesse immer mehr der Vorbereitung zu den Hoffesten.

Unterdessen hatte die verschwiegene Weide am Bache schon gar manch Brieflein hin und wider befördert; aber noch immer waren die jungen Leute zu keinem Entschluß gekommen, ihre Zukunft betreffend.

Wieder war Aurore, unter dem Vorwand, Blumen zu pflücken, im Garten verschwunden, hatte dem hohlen Baume ein neues Blättchen anvertraut und kehrte jetzt rasch und sehr erhitzt zurück. Aengstlich schaute sie um sich. Es war ihr, als ob Strauch und Blüten, die Vögel in der Luft und die kleinen Eidechsen auf der Mauer, als ob sie alle um ihr zärtliches Geheimnis wüßten. Bei dem leisesten Rascheln im Laube fuhr sie erschrocken zusammen und hätte am liebsten diese Gänge bei Nacht und Nebel gemacht, wenn dies möglich gewesen wäre.

Digitized by Google

Plötzlich, bei einer Wendung des Weges, hörte sie ein leichtes Geräusch hinter sich; doch noch ehe sie sich umdrehen konnte, hielten ihr zwei weiche Hände von rücklings die Augen zu. Mit einem lauten, durchdringenden Angstruf warf sie sich zu Boden. Wäre der rohe Damian, der Räuberhauptmann aus dem Wiener Wald, in höchst eigener Person vor ihr aufgetaucht, ihre Bestürzung hätte nicht größer sein können.

„Bei allen Heiligen, holdselige Aurore, lieblichste der Nichten!" rief der Domherr lachend, indem er ihr wieder aufstehen half. „Hältst du mich für das Familiengespenst? Es pflegt doch gewöhnlich nicht im Laufe des Vormittags zu erscheinen!"

Die junge Komtesse atmete noch mühsam und hielt die Hand an ihr klopfendes Herz, ohne imstande zu sein, eine Antwort zu geben. Da legte der geistliche Herr ihren Arm sorglich auf den seinen und führte sie langsam zu einer nahen Bank, die ganz im Grünen versteckt war.

„So, mein Herzchen, hier sind wir ungestört. Jetzt erhole dich und sei vernünftig. Du bist doch bisher nicht so schreckhafter Natur gewesen! Bist du krank oder hast du ein böses Gewissen?"

„Ach, Herr Onkel, eigentlich keines von beiden," entgegnete Aurore verwirrt.

„Eigentlich! Also doch so ein bischen?"

„Nicht doch, nicht doch, das wollte ich nicht sagen. Mir ist ganz wohl."

„Auch keine peine de coeur?"

„Nun ja, so ein bischen Herzklopfen; aber der Schreck, das Unerwartete . . . ."

„Brava, bravissima, unvergleichliche Nichte! Zuerst hatten wir die Haltung allerdings etwas verloren; aber wir scheinen wieder vollständig gefaßt . . . Aurorchen, Aurorchen, mich hintergeht man nicht! Beichte vielmehr. Ich werde dir die Absolution nicht vorenthalten; darum sei guten Mutes und beginne."

„Aber Herr Onkel, was soll ich sagen?"

„Muß ich dir helfen? Wohlan, commençons: Le muet confident de mes amours, le saule au bord du ruisseau . . . ."

„Heilge Jungfrau, steh mir bei! Also Ihr wißt's! Ach, dann ist alles verloren und ich kann nur gleich ins Kloster gehen!" schluchzte die Komtesse in Thränen ausbrechend.

„Quelle agitation! So schöne Augen dürfen nicht weinen! Nein, traute Schäferin, es wäre Sünd und Schade, dich hinter Klostermauern zu verbergen . . . . Und bei wem sollte denn dein armer Onkel seine alten Tage verleben, wenn nicht in dem Hause seiner geliebten Aurore, umgeben von Grazien und Amoretten in Gestalt lieblicher Kleinen?"

Die bekümmerte, junge Schöne lächelte wieder, wischte ihre Thränen weg, sah den Onkel noch etwas verlegen an und meinte dann: „Warum soll ich auch den Heinrich nicht heiraten dürfen? Ist er nicht brav, gut und schön und ich habe ihn so lieb!"

„Ich auch, kleine Schauspielerin, und wir drei im Bunde werden schon noch der Liebe zum Siege verhelfen . . . Es gehört dies allerdings nicht gerade zu meinen Prärogativen als Domherr; aber es geschieht aus christlicher Barmherzigkeit. Auch sehe ich wirklich nicht ein, warum die reiche Erbin von Hoheneck sich nicht einem schmucken Edelmann von Herz und Geist verbinden könnte, auch wenn er keine Millionen und keine ausgedehnten Güter hat."

„Ach, Herr Onkel, wie schön Ihr sprecht! Ja seht, so denke ich eben auch. Was nützt michs, noch mehr zu haben? Ich gäbe gerne alle Diamanten der Welt für einen Blick aus den treuen Augen meines Heinrichs!"

Hier ward sie wieder von ihren Gefühlen überwältigt, wieder mußte der Onkel trösten und Thränen trocknen, welche köstliche Perlen der Liebe waren, kostbarer als alles Geschmeide der Gräfin, die sich zwar sehr gut auf Schmuck, aber gar nicht auf die Liebe verstand.

Was die beiden noch weiter unter dem Schatten der alten Bäume verhandelten,

Digitized by Google

verlor sich in Geflüster; doch es muß ermutigend und tröstlich gewesen sein; denn die kleine Aurore war ganz heiter, als sie wieder vor den Eltern erschien und kein Wölkchen zeigte sich mehr an dem Frühlingshimmel ihrer guten Laune.

Die Gräfin schob auch diese Gnade dem Erfolg der Messen zu. —

IV.

Der Hof war noch in Schönbrunn, dem Lieblingsaufenthalt der großen Kaiserin und gab zu Ehren der neapolitanischen Abgesandten eine sogenannte italienische Nacht, mit großartigem Feuerwerk, Theatervorstellungen im Freien und sonstigen Divertissements.

Der Park und die Taxuswände, die verschnörkelten Alleen und Gänge, sogar die Bassins und Fontainen, alles erglänzte von bunten Lampen und Lichtern, war erleuchtet a giorno und eine glänzende Menge wogte von den Sälen auf die Terrassen, von diesen in den Park und verteilte sich da und dort in den Anlagen. Einzelne Gruppen wagten sich sogar bis hinauf zur Gloriette, von wo die Aussicht auf das brillant und grell schimmernde Lustschloß einerseits und die vom matten Mondlicht mild bestrahlte Stadt andererseits, einen gar lieblichen Kontrast bot. Wie ein silbener Streifen schlängelte sich die Donau die weite Ebene entlang; in unbestimmten Umrissen begrenzten die Karpathen den fernen Horizont und dort am Gebirge sah man die Zinnen des stolzen Herrensitzes derer von Hoheneck.

Das Fest, zu welchem die Gäste maskiert erschienen, war arrangiert und geleitet vom leichtlebigen Kaiser Franz Stephan von Lothringen, dem Gemahl Maria Theresias, den sie zwar zum Mitregenten ernannt hatte, dem aber nie gestattet war, wichtigeres zu regieren als Bälle und Festlichkeiten.

Sogar dieses Maskenfest im Freien, im Sommer, hatte bei der gestrengen Herrscherin gewaltige Bedenken erregt. War es nicht eine große Versuchung für leichtfertige Gemüter, unter dem Inkognito der Maske sich in den zahlreichen, stillen Gängen und Wegen des Parkes zu verlieren und Liebeshändel anzuknüpfen? Doch Franz Stephan schien soviel Freude an seiner Fête zu haben und da er der Gattin zufällig in der letzten Zeit keine Ursache zur Eifersucht gegeben hatte, die Festlichkeiten auch ohnedem nötig waren, so mochte sie ihm den Spaß nicht verderben. Der Park war prächtig illuminiert; zahllose Lampions in allen Bosketten und Wegen machten die Nacht zum Tage. Und die gewaltige Menge der Gäste wogte in buntem Wechsel der Gruppen die prächtigen Alleen und Avenuen herauf und herunter.

Auch in den Sälen ging es lebhaft her.

Das ganze damalige Maskenrepertoir war vertreten, vom einfachen Domino bis zu den Göttern und Göttinnen des Olymps, die selbstverständlich nicht à la grecque, sondern à la rococo erschienen; so daß zum Beispiel die Fürstin Auersperg, als Pallas Athene, einen zwar verkleinerten, aber noch immer höchst umfangreichen Reifrock trug, die Taille von einer Art Panzer eng umschlossen, der jedoch gerade die Gegend des Herzens den Pfeilen Amors bedenklich frei ließ. Auf dem schönen Haupte saß ihr ein hoher Helm, von welchem ungeheure Straußfedern stolz herabnickten. Die alten Griechen hätten diese Minerva schwerlich als solche erkannt; besonders da sie sich ehestens ihrer Lanze und im Laufe des Abends auch ihres Helmes entledigte und nur den Fächer als einzige Waffe beibehielt. Aber dem galanten Franz Stephan fiel sie in die Augen. An dem historisch inkorrekten Kostüm nahm er keinen Anstoß.

Gepuderte Schäfer und Schäferinnen waren gleichfalls reichlich vertreten, ebenso Türken, Chinesen, Harlekins und dergleichen mehr.



Wer nicht intrigierte, oder am Spieltische Platz genommen hatte — denn die Theatervorstellung war erst für den späteren Abend bestimmt — der tanzte. In den hohen, luftigen Sälen ward dem Kultus der Terpsichore eifrig gehuldigt. Dort befand sich auch Aurore mit ihrer Mutter, die unmaskiert ihr Töchterchen beobachtete, während sie selbst mit dem alten Fürsten, dem Vater des zukünftigen Schwiegersohnes, eifrig konversierte.

Das reizende junge Mädchen sah als Schäferin allerliebst aus. Die Gräfin hatte zwar zuerst gewollt, sie solle als Göttin der Morgenröte erscheinen; nachdem sie aber in einem mythologischen Werke „Eos oder Aurora" nachgeschlagen, gab sie diesen Wunsch auf. Da stand nämlich unter anderem: „Aurora traf oft schon frühe am Tage Jäger im Walde, gewann einige davon lieb und entführte vier derselben! . . ."

Ihre Tochter war übrigens auch als Hirtin auffallend hübsch. Die kleine, schwarze Maske koncentrierte zwar das Interesse des Beschauers mehr auf die schlanke Gestalt, die zierlichen Füßchen, die vollen Arme; doch das Leuchten ihrer Augensterne ließ erraten, daß wenigstens dieser Teil ihres Gesichts nicht vor dem Uebrigen zurückstehe.

Menschenmassen wogten auf und nieder, ein Tanz war dem andern gefolgt und bald hatte die Gräfin ihre Tochter aus den Augen verloren. Ihr Gatte, der angewiesen war, sich stets in Aurorens Nähe aufzuhalten, hatte sich in sträflichem Leichtsinn verleiten lassen, schon jetzt sein Interesse den Karten zuzuwenden.

Unerkannt und unbeachtet führte ein Kavalier im Kostüm der genuesischen Edelleute aus dem 16. Jahrhundert, mit welchem die Komtesse das letzte Menuett getanzt hatte, sie an seinem Arme in den Park.

Es war etwas schwül geworden, und die junge Schöne gebrauchte eifrig den Fächer. Das Paar ging langsam und des Oefteren schaute der stattliche Genuese um.

„Ach, Heinrich, mir ist so bange," sagte die junge Schäferin. „Es ist wohl sehr sündhaft, was wir thun! Denke doch: ein enlèvement, eine heimliche Ehe!"

„Sollen wir unser lebelang unglücklich sein einem Vorurteil zu lieb? Wir sündigen nicht, wenn wir uns trauen lassen; aber deine Eltern sündigen, deren Härte uns zu solchen Maßregeln zwingt!"

„Ach ja, ich weiß es! Alles war vergebens, mein Flehen wie meine Thränen . . . Der gute Herr Papa würde sich ja schon erweichen lassen; aber . . . ."

Ein leichtes Geräusch im Gebüsch machte die schönen Lippen der Sprecherin plötzlich verstummen. Es mußte wohl ein aufgescheuchter Vogel gewesen sein; denn jetzt war wieder alles still.

Niemand schien das Paar beobachtet zu haben, niemand ihm gefolgt zu sein.

Der junge Kavalier manövrierte so geschickt, daß er sich mit seiner Schönen in kurzer Zeit in einem völlig entlegenen Teile des Parkes befand. Dort stand ein einsamer kleiner Tempel. Auf einer steinernen Bank vor demselben saß eine Gestalt im einfachen schwarzen Domino. Als sich die beiden näherten, stand sie auf, flüsterte ihnen einige Worte zu und dann schritten alle drei nach dem Innern der Säulenhalle.

Kaum waren sie jedoch verschwunden, als mehrere schattenhafte Gestalten von verschiedenen Richtungen wie aus der Erde emporstiegen, lautlos zusammen verhandelten, worauf eine derselben in fliegender Hast dem Schlosse zuzueilen schien, während die beiden andern hinter der Kolonade des Tempels regungslos stehen blieben.

Es währte nicht lange, so erschienen die Flüchtlinge wieder. Sie hatten ihr Maskenkostüm unter großen Reisemänteln versteckt und bewegten sich nun rasch einem der Ausgänge des Parkes zu.

Bald war das Ziel erreicht. Auf ein leises Pfeifen öffnete sich die Thüre des Häuschens, in welchem der Pförtner wohnte; dieser trat heraus, erschloß schweigend das Thor und ließ die drei vermummten Gestalten entschlüpfen. Als er indessen wieder abgeschlossen hatte, im Begriffe, sich in seine Wohnung zurückzuziehen, fühlte er plötzlich eine breite Hand schwer auf seine Schulter fallen.

Digitized by Google

„Im Namen der Kaiserin! — aufgemacht!“ tönte es ihm gebieterisch entgegen.

„. . . . . . und notiert ist Er, weil Er kupplerischer Weise junge Liebespärchen echappieren läßt.“

Der alte Mann zitterte am ganzen Leibe.

„Ach, Euer Gnaden werden mich doch nicht um meinen Posten bringen! Barmherzigkeit, edle Herren!“

„Halt Er sein Maul und mach Er, daß Er nach Hause kommt!“

Mit diesen Worten verschwanden die Agenten im Dunkel. Kurze Zeit darauf ertönte ein gellender Pfiff durch die Nacht. Aus nicht gar weiter Ferne antwortete ein ähnlicher Schall; dann war lange Zeit nichts zu vernehmen.

Die Polizisten hatten die Flüchtlinge in einen Reisewagen steigen sehen und wußten, daß die Allee, in welcher sich der Wagen weiter bewegte, während einer halben Stunde keine Verzweigungen nach rechts oder links hatte. Dennoch folgten sie ihm mühsam und atemlos so gut sie konnten. Endlich ließ sich Pferdegetrappel vernehmen. Ein Trupp Reiter sauste heran, wechselte rasch einige Worte mit den Kommissären, die erleichtert aufatmeten und sprengte dann weiter, dem Wagen nach.

„Halt, im Namen des Gesetzes!“ rief einer der Berittenen dem Kutscher zu, der sofort dem Gebot entsprach.

Hastig und voll neugieriger Schadenfreude rissen die Söldlinge den Schlag auf und — starrten verblüfft in einen völlig leeren Wagen. Sie schauten unter die Sitze, prüften die Wände, alle Ecken: der Wagen war und blieb leer und der halb blödsinnige Rosselenker war vollständig außer stande, ihnen irgend eine andere Auskunft zu geben, als daß er seinen Befehlen gehorcht habe.

Sofort ward kurzer Kriegsrat gehalten und dann verteilten sich die Reiter querfeldein nach allen Himmelsrichtungen, während die Agenten mit dem leeren Wagen und dem blödsinnigen Kutscher, als einziger Siegesbeute, wieder in Schönbrunn einrückten.

Der Domherr — die Gestalt im Domino, welche mit dem jungen Paare am Tempel zusammentraf, — hatte dasselbe noch rechtzeitig gewarnt und ihm den dringenden Rat erteilt, den Fluchtversuch, den er nie gebilligt, aufzugeben. Im letzten Augenblicke waren ihm die Bestimmungen der Kaiserin, das Fest betreffend, bekannt geworden. Dieselben ließen jedes Gelingen des Planes zweifelhaft, ja unmöglich erscheinen. Es handelte sich somit jetzt bloß noch darum, wieder unerkannt zu den Festlichkeiten zurückzukehren, wo man sie sicher nicht suchen werde.

Zu diesem Zwecke war beschlossen worden, den ersten Teil des Fluchtversuches auszuführen. Der Wagen, den die Agenten von fern beobachtet hatten, war überhaupt nur dazu dagewesen, die etwaigen Spione irre zu führen und Zeit zu gewinnen. Er ward auf der einen Seite bestiegen und auf der andern sofort wieder verlassen und war dergestalt am Waldesrande aufgestellt, daß er es den Flüchtlingen ermöglichte, ungesehen und geräuschlos auf einem schmalen Pfade im Dickicht zu verschwinden.

Jenseits des Gehölzes harrte ihrer ein zweiter Wagen, der jetzt, statt zu seiner ursprünglichen Bestimmung, einfach dazu diente, sie in raschem Tempo dem Lustschlosse wieder zuzuführen und als Versteck der großen Mäntel zu dienen. Zu weiterer Vorsicht hatte der Domherr, der nicht am Feste teilnahm, dem Genueser noch seinen Domino überlassen, während die schöne Schäferin unter der großen Zahl ihrer Schwestern wohl kaum wieder erkannt werden konnte.

Frisch und rosig, demaskiert und etwas aufgeregt, wohl vom vielen Tanzen, fand die Gräfin später ihr Töchterchen wieder und ergötzte sich mit dieser, die sie nicht mehr von ihrer Seite ließ, noch lange an dem herrlichen Feste.


Digitized by Google

V.

Die schmale Mondsichel warf ein fahles, unbestimmtes Licht in das Schlafgemach der Gräfin, die, weil sie den ganzen Tag nach dem Hoffeste, welches die glänzende Reihenfolge derselben beschloß, geruht hatte, jetzt vergebens den mohnbekränzten Gott anflehte. Unruhig warf sie sich auf ihrem Lager hin und her, dann versuchte sie alle möglichen Schlafmittel: zählte langsam bis hundert, suchte ihre Gedanken auf einen einzigen Gegenstand zu fixieren, trank eine beruhigende Limonade — alles umsonst. Der ersehnte Schlaf kam nicht. Mißmutig zündete sie die Lichter eines Armleuchters an, stand auf, warf ein Gewand über ihre Schultern und trat auf den Balkon. Es war so schwül im Zimmer. Wer konnte auch bei dieser Temperatur schlafen!

Schatten lagerten auf dem alten Parke zu ihren Füßen; nur da und dort warf das himmlische Gestirn matte Lichtstreifen auf Büsche und Bäume, die in dieser eigentümlichen Beleuchtung gigantische, fremdartige Formen annahmen.

„Ist das mein Garten?" dachte die Gräfin. „Wie anders heute alles aussieht, als gewöhnlich!"

Von Zeit zu Zeit zog eine Wolke am Himmel vorbei und dann ward es fast ganz finster. Es war auch auf dem Balkon nicht frisch. Ein Gewitter war im Anzug und von ferne her hörte man schon das dumpfe Rollen des Donners.

„Das wird Abkühlung bringen!" meinte sie. „Wenn es nur hier außen nicht so ungemütlich wäre! Ich würde gerne einen Lehnstuhl herrücken und da warten, bis etwas Luft und Erquickung kommt."

In demselben Augenblicke strich eine Fledermaus vorbei und eine einsame Unke im nahen Teiche ließ ihre melancholisch eintönige Stimme vernehmen.

„Es ist wirklich unheimlich heute Nacht! Wenn mein Mann keinen so festen Schlaf hätte und so gänzlich unfähig wäre, wach zu bleiben, ich würde zu ihm gehen und ihn zu wecken suchen... Aber meine gute Kathi soll kommen, die schläft doch noch nicht!"

Eben wollte die Gräfin den Balkon verlassen, als sie ein eigentümliches Geräusch hörte, das von ihrem Schlafgemach zu kommen schien. Sie blieb stehen und horchte. Hatte sie die Thüren verschlossen? Doch gewiß nicht. Jetzt war wieder alles stille. Die ruhelose Schloßherrin hatte sich wohl getäuscht. Man wird so nervös, wenn man nicht schlafen kann und ein Gewitter im Anzug ist.

Ein jäher Wind hatte sich erhoben und trieb Staubwolken vor sich her. Blitze zuckten am Firmament, und die Gräfin hielt es für geraten, jetzt doch ins Zimmer zurückzukehren, obgleich ihr die plötzliche Erfrischung wohlthat. Wie sie die Balkonthüre öffnete, entstand ein heftiger Zug, der die Lichter auslöschte. Schwarze Wolken hatten den Himmel überzogen, und sie befand sich in völliger Dunkelheit.

Während sie sich noch im Gemache zu orientieren suchte, hörte sie wieder jenes sonderbare Geräusch von vorhin; jetzt war es ihr wie das Rauschen langer, seidener Gewänder.

„Sind Mäuse in meine Roben gekommen?" dachte sie noch, als plötzlich ein greller Blitz das ganze Zimmer hell beleuchtete und die Gräfin schaudernd eine hohe Gestalt mit verhülltem Angesicht und in altertümlicher Kleidung ein paar Schritte vor sich erblickte! Sie kannte dieses Gewand. Es war das der Ahnfrau auf dem Bilde in der Halle.

Voll sprachlosen Grauens sank die geängstigte Frau auf die Teppiche vor ihrem Himmelbette und versuchte ein: „Alle guten Geister loben den Herrn!" zu stöhnen. Es gelang ihr nicht . . Klopfenden Herzens, atemlos und stumm lag sie da.

Es war wieder ganz finster geworden; nur ferne Donner rollten, die immer näher und näher kamen.

„Adelgunde von Hoheneck!" unterbrach eine tiefe Grabesstimme die bange Stille im Zimmer. „Weißt du, wer ich bin?"

„Ja!" keuchte die Gräfin.

„Zu warnen komm ich! — Unheil, Schmach und Schande drohen deinem Haus — durch dich!"

Digitized by Google

„Durch mich?“ entfuhrs der Gequälten.

„Durch dich, Verblendete, die in blindem Uebermut zusammenschmieden will, was nicht zusammengehört ... Weiß ich doch wies thut! ... Ha, ha, ha!“ lachte das Gespenst, und in den langen Gängen des Schlosses schien es grausig widerzuhallen.

Gleich elektrischen Strömen durchrieselten kalte Schauer alle Glieder der Gräfin.

„Thu deinem Kind den Willen, zwings nicht, oder Fluch und Verdammnis ...“

Die weiteren Worte des Geistes wurden von einem furchtbaren Donnergeroll übertönt, das unter heftigem Krachen alle Fugen des alten, felsenfesten Schlosses erbeben machte.

Mit einem gellenden, markerschütternden Schrei brach die Gräfin zusammen und verfiel in eine tiefe Ohnmacht, während die weiße Frau wieder in das Schattenreich zurücksank, dem sie entstiegen war. ...

Der Morgen graute bereits, als die Bewußtlose, auf ihrem Bette liegend, endlich zu sich kam, die Augen öffnete und Kathi und die Tochter mit Riechfläschchen und Salzen neben sich erblickte.

Die kleine Komtesse war ganz blaß. Die ungewohnte Angst um die Mutter, die sie trotz ihrer Härte herzlich liebte, hatte sie tief ergriffen.

„Gott sei gelobt!“ rief Aurore. „Wie ist Euch, Frau Mama?“

„Ach, sehr matt,“ erwiderte diese mit einem tiefen Atemzuge. „Wie seid Ihr denn bei mir?“

„Der hochwürdige Herr haben die allergnädigste Gräfin rufen hören und sind sofort zu uns geeilt,“ erwiderte Kathi.

„Welch eine Nacht! Welch ein Gewitter! Oh mein armer Kopf! ...“ seufzte die Schloßherrin, und damit neigte sie ihr Haupt wieder zurück in die Kissen und versank in einen ruhigen, erquickenden Schlaf, der ihre erschütterten Nerven herstellte.

VI.

Die reichen Vergoldungen an den Möbeln und Wänden im Boudoir der Gräfin glänzten im freundlichen Lichte der späten Morgenstunde eines schönen Tages. Meißener und Wiener Porzellanfigürchen standen umher, liebliche Düfte entstiegen den Blumenvasen und Potpourris, die da und dort die Konsols schmückten, und die Gräfin, den Rosenkranz in der Hand, lag in einer Chaiselongue ausgestreckt am offenen Fenster, zu welchem eine balsamische Luft hereinströmte.

Der Gewitterregen der vergangenen Nacht hatte die Natur draußen belebt und erfrischt, und sie erschloß nun all ihre holden Blütenreize der goldenen Sonnenpracht.

In Gedanken verloren starrte die Schloßherrin hinaus. Sie hörte nicht auf die erbauliche Predigt, welche ihrem Wunsche gemäß Aurore vorlesen mußte, und doch war es eine schöne Predigt. Der Jesuitenpater Maus, der Beichtvater Ihrer Majestät, hatte sie mit großem Erfolge vor dem Hofe gehalten. Das Thema, das sie behandelte, hieß: „Maria, eine Stadt Gottes.“ Die frommen Zuhörer wurden eingeführt in die mystischen Mauern, wo jedes Gebäude eine Tugend, jede Straße eine Andacht, jedes Haus eine Anbetung war. Auf dem Marktplatz heiliger Extase stand eine Fontaine der Gnade, die in sieben Strahlen der Barmherzigkeit herabströmte, selige Labung und Erquickung spendend. Ein Kirchturm ragte empor, erbaut aus dem reinen Golde göttlicher Liebe und geschmückt mit den demantenen Thränen der mater dolorosa, den Edelsteinen gläubiger Ergebung und den Perlen der ewigen Lobpreisung .... Ja, es war eine sehr schöne Predigt, und die Kaiserin soll dem Jesuiten sogar nachher bei Hofe wohlwollend zugenickt und freundlich gesagt haben: „Er hat seine Sache heut gut gemacht, Maus. Ich bin mit Ihm zufrieden!“

Dennoch hörte die Gräfin nicht auf das Vorgelesene. Die Erschütterung der vergangenen Nacht hatte sie eigentümlich bewegt; es war, als ob die Eisrinde, die ihr Herz umgab, geschmolzen sei; es war, als ob es nur dieses Anlasses bedurft hätte, um



sie weicher, liebevoller zu stimmen. Sie dachte an ihre eigene Jugend, an längst vergessen geglaubte Geschichten; auch an einen jungen Kavalier, der kühn und voll tollen Liebesmutes um die reiche Erbin geworben . . . Ach, sie war ihm ja gleichfalls hold gewesen, aber die Eltern hatten ihr von Rang und Reichtum gesprochen, von Stellung bei Hofe und die junge Schöne, ehrgeizig und stolz, verschloß Ohr und Herz den süßen Schmeichelworten der Liebe. Von jener Zeit an war sie immer kälter, immer hochmütiger geworden und hatte verlernt was es heißt jung zu sein.

Heute, nach so manchem Jahre, dachte sie zum ersten Male wieder an jenen kurzen Blüten-Traum ihres Lenzes. War sie denn glücklicher an der Seite des mit weltlichen Vorzügen reich ausgestatteten Gatten, den sie nicht liebte und der sich ihrem festen Willen stets zu beugen hatte? . . . . Sie seufzte tief auf. Dann versank sie wieder in ihr Grübeln und Sinnen.

„Aurorchen,“ unterbrach sie die Vorlesende plötzlich, indem sie die goldenen, noch ungepuderten Locken derselben sanft streichelte, „wie ists denn mit dem Baldenstett, denkst du noch immer an ihn?“

Die Komtesse fuhr zusammen. Sie hatte sich während der Nacht am Bette der Gräfin, die sie schwer erkrankt glaubte, bitter gequält und geängstigt: Wenn sie nun entflohen und ihre Mutter gestorben wäre, hätte sie je wieder glücklich sein können? Oh, es war eine Fügung des Himmels, die alles noch im letzten Augenblicke zum Besseren wendete. „Du sollst Vater und Mutter ehren!“ heißts. Ja, lieber alles dulden, als durch Ungehorsam und Hintergehung eine marternde Schuld aufs Haupt zu laden.

„Ach, Frau Mama, ich denke ja schon noch an ihn; aber es ist Euer Wunsch, daß ich ihn vergesse und einen andern heirate, und ich will nicht ungehorsam . . . .“

Ein heftiges Schluchzen unterbrach ihre Rede . . . Erst jetzt erkannte die Gräfin, welch schweren Kampf ihr Kind kämpfte zwischen Liebe und Pflicht, und zum ersten Male im Leben der stolzen Frau rührten Thränen ihr Herz.

Mit ungewohnter Zärtlichkeit schloß sie die Weinende in die Arme, legte deren blondes Köpfchen auf ihre Schulter und sprach sanfte, liebevolle Worte zu dem Kinde.

„. . . . . und was den Baldenstett anbetrifft, so soll er heute Abend zum Diner kommen. ’s ist ein braver Kavalier. Möcht ihn näher kennen lernen.“

Aurore weinte wieder; aber es waren selige Freuden- und Dankeszähren, die sie vergoß, daß alles noch so gut geworden und der Himmel ihr die hohe Gnade gewährte, das Herz der Mutter umgestimmt und sie selbst vor schwerer Sünde bewahrt zu haben.

Von dieser Stunde an erschien das Familiengespenst nicht mehr, und wenige Monde später hatte der gute Domherr die Freude, dem glücklichen Liebespaare seinen priesterlichen Segen zu geben; Venus und Amor verklärten die Herzen der jungen Leute, Hymens Bande warden ihnen zu Rosenfesseln et tout est bien qui finit bien.

Digitized by Google



Ein Briefwechsel.

Hohensalchow, den 18. März 1891.

Mein lieber Windhoff.

Auch diesmal soll ich meinen Brief noch nach Cordhausen richten. Nun wird es aber bald Zeit, daß Du die Winterquartiere verläßt und — mit Cäsar zu reden — den Sommerfeldzug wieder aufnimmst; sind doch in der Natur wie in der Kultur die Frühlingsboten sämtlich schon eingetroffen: Schneeglöckchen und Singvögel, Bockbier und Frühjahrserkältungen.

Ja, ich schlage Dir sogar schon eine kleine Frühjahrsreise vor. Was meinst Du? — Könnten wir uns nicht in dem schönen Hamburg an dem Tage treffen, wo Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck gemeinsam beim Grafen Waldersee dinieren werden? Du mußt nämlich wissen, daß ich soeben die neuesten Schriften des Klassikers Max Bewer „Rembrandt und Bismarck" und „Bei Bismarck" gelesen habe und infolgedessen noch immer in einem Zustand hochgradiger patriotischer Verzückung umherlaufe.

Aber der Bewer kann auch schreiben! Hör nur!

„Ueber den deutschen Partei- und Interessenkämpfen wölbt sich das Kaisertum fest wie ein eherner Himmel. Jede demokratische Hand, die sich ballend gegen diesen Himmel erhob, hat Bismarck mit eisernen Griffen niedergerissen. Aber wie der Papst, wenn man nicht im demokratischen und im ganzen protestantischen Lager an seine Unfehlbarkeit glauben will, nicht das Papsttum ist, so ist der Kaiser nicht das Kaisertum, so lange man nicht das Dogma einer kaiserlichen Unfehlbarkeit in das Programm der Schulreform für den geschichtlichen Unterricht aufnehmen will und zur verfassungsmäßigen Urkunde zu erheben vermag. Den Himmel des deutschen Kaisertums, unter welchem Bismarck bis zum Tode ergeben atmen und streiten wird, bevölkert die Geschichte auf dem Wege der Erbfolge mit den verschiedensten kaiserlichen Göttergestalten. Wilhelm I. stieg niemals hinunter in den Kampf der sterblichen Parteien; wie oft aus den konservativen Reihen sein Name um Beistand angerufen wurde, Wilhelm I. beschränkte sich darauf, wie Zeus in der Ilias, den Bittenden freundlich zuzuwinken oder den Gegnern mit den kaiserlichen Brauen zu drohen. Unsichtbar kämpfte Friedrich III. in den Reihen der liberalen „Aufklärer", nach ihren eigenen Worten nicht anders, als wie „ein Lichtgott" den Wankenden Mut einsprechend und mit geheimem Wink ihre publizistischen Lanzen richtend. In vollem Waffenglanz wirft sich Wilhelm II. in den männermordenden Streit; wie ein Wetterleuchten auf- und niederfahrend, erdröhnt überall auf dem Blachfeld der Meinungen der göttliche Tritt seiner kaiserlichen Macht; geblendet ringsum steht Freund und Feind von dem Leuchten seines Zornes und seiner kaiserlichen Gnade.

Digitized by Google

Wohin auch immer er sich wendet, er bringt „Schrecken und Verwirrung in die Reihen der treuen Achäer“. Goßler, der dialektische Held, den die Väter einst trefflich zu kämpfen gelehrt, wirbelt wie ein Hase vor ihm her in einer ununterbrochenen Ueberzeugungsflucht. Ein Weichen überall. Aber es giebt auch unter den Sterblichen Helden, die selbst vor Göttern die Waffen nicht senken. Brüllend vor Zorn, Scham und Schmerz flüchtete Mars, verwundet von des grausen Diomedes Lanze, hinauf in die ewigen Wohnungen.

„Nicht anders, als die trojanischen Helden, hat Bismarck jetzt und allezeit unter dem Himmel des preußischen Königtums und des deutschen Kaisertums wie ein Held und ein Knecht gestritten, gleichviel ob er den Gott mit sich oder gegen sich fühlte. Obschon man ihn tausendfach feige im Stich ließ und ihm die Mannentreue brach, ist doch der Heldenmut aus der Ilias in ihm vereint geblieben mit der Treue aus den Nibelungen. Wenn Mut und Treue nicht mehr in den Reihen der deutschen Parteikämpfer vereint zu finden wäre, was könnte dann anderes aus dem kaiserlichen Himmel auf das Schlachtfeld herniedersteigen, als der Strahl kalter Verachtung?! Mögen die Götter, wenn sie Lust verspüren, nur immer mitstreiten unter den Sterblichen, aber wundern sie sich nicht, wenn der Mut der Kämpfenden sich dann um so wilder erhebt, je stürmischer sie selbst daher brausen und die Gegner in ihrem Kampfrecht bis auf den Tod ihrer Ueberzeugung beschränken wollen. Wir aber, die wir mit der Feder waffenfähig geworden sind, wollen unsere geistige Dienstpflicht als ruhm- und soldlose Myrmidonen nach Kräften erfüllen. Auch dieser Kampf soll unter den Augen der Götter nicht eher enden, als bis der freisinnige, mit der Goldrüstung des Judentums gewappnete Hektor dreimal um die deutschen Mauern geschleift ist und so ganz nebenbei Richter-Thersites mit seinem Bismarck-Lästermaul unter den blutigen Striemenhieben des Anstandsscepters verstummen wird.“

So schreibt Max Bewer. Ich denke, Du stimmst mir zu: der Mann kann schreiben! Und ich denke weiter, Du bist nun auch schon so begeistert, daß Du ohne weiteres zusagst, mit mir in Hamburg zusammenzutreffen, sobald die Zeitungen den Tag bestimmt angeben, an welchem das Waldersee-Festmahl stattfinden soll. Wir wollen dann zur Palmaille nach Altona hinauspilgern, und wenn wir uns Glück halten, bekommen wir vielleicht nicht nur Kaiser und Kanzler, sondern auch — Herrn Bewer zu Gesicht. Das wäre allein das Reisegeld wert.

Lehne also, bitte, meinen Vorschlag nicht rundweg ab, sondern „lege“ ihn Dir „über“. Ich habe auch sonst eine Aufheiterung nötig in diesen sorgenvollen politischen Zeiten, wo niemand weiß, was der kommende Tag bringen wird, und wo die Politiker die Augen aufmachen müssen, ob sich — ein kühnes Bild zu gebrauchen — die „seidene Schnur“ auch wohl als roter Faden nicht nur durch Aeußerungen der Kritik, des Tadels und Mißfallens, sondern auch durch die größten Lobeserhebungen versteckt hindurchzieht.

Persönlich habe ich ja bei diesen Dingen nichts zu verlieren, und meinethalben könnte sogar der Welfenfonds dem Nibelungenhort gleich im Rhein versenkt werden. Aber die Unruhe und Unsicherheit aller Dinge, das chronische Fragezeichen über dem Gang unserer inneren Entwicklung fällt auch dem Gelassensten zuletzt auf die Nerven!

Du siehst, ich bin vielleicht auf dem besten Wege, ein Hypochonder zu werden, und das hat nicht bloß der heutige Nebeltag verschuldet, der alle Dinge grau in grau erscheinen läßt, sondern es ist jetzt, wie gesagt, meine gewöhnliche Grundstimmung, seit — ja seit ich so thöricht war, meine paar Mußestunden größtenteils mit politischer Lektüre auszufüllen.

Ob Du noch immer so gutes Muts bist, wie vor nunmehr fast einem Jahre? Mir fiel kürzlich das Maiheft der Monatsschrift vom vorigen Jahre in die Hand, in dem wir unsern Briefwechsel begannen. Wie freudig blickst Du da in die Zukunft, mit welcher Begeisterung sprichst Du von der „neuen Zeit“, die damals anbrechen sollte,

Digitized by Google

und an deren Herbeiführung Du in der Presse mitarbeiten wolltest, während ich in Hohensalchow und jeder andere in seinem Wirkungskreise seine Schuldigkeit thun sollte. Die Wärme Deiner jugendlichen Begeisterung hat mir damals ein Lächeln abgelockt — sonst wäre ich auch schwerlich auf den Briefwechsel eingegangen.

Ein Jahr! Wie anders ist alles gekommen, als wir uns damals dachten! Welche Begebenheiten der inneren Politik birgt dies eine Jahr? — —

Doch das weißt Du eben so gut und besser als ich, und ich will nicht wieder anfangen zu hypochondrisieren. Zum Glück wissen wir ja eins, was heute längst nicht mehr jeder weiß, und damit will ich für diesmal schließen: „Der Kurs bleibt der alte", wenn auch nicht in dem Sinne, den man zur Zeit des Reichskanzlerwechsels damit verband, so doch in einem andern, höheren; auch heute und in Zukunft, ja selbst wenn die Religion einmal „Privatsache" (d. h. der Atheismus „Staatssache") geworden sein sollte, wird bestehen bleiben, was bisher in Geltung war: „Gott sitzt im Regimente und führet alles wohl."

An diesem meinem Schluß wenigstens wirst Du nichts auszusetzen haben. Gehab Dich wohl! Dein

Karl Schulz.

Cordhausen, den 20. März 1891.

Lieber und sehr werter Freund.

Gerade mit Deinem Schlußpassus bin ich am wenigsten zufrieden, denn mit ihm hast Du mir die einzige Gegenanführung vorweggenommen, die ich Dir zum Trost hätte machen können, und auf die ich mich schon während des Lesens Deiner Epistel fortwährend gespitzt hatte.

Was soll ich nun antworten? Am besten wohl gar nichts, denn Du erwartest von mir ja auch gar keine Antwort, sondern setzest in liebenswürdiger Offenheit als selbstverständlich voraus, daß ich über den Kurs unseres Staatsschiffes ebensowenig etwas zu sagen weiß wie Du. Nun — zunächst nehme ich Deine Aufforderung, nach Hamburg zu kommen, gerne an. Ich werde mir Mühe geben, Dich aufzuheitern, wenn wir uns treffen, um den Kaiser und seinen Schwiegervater zu Gesicht zu bekommen. Ja — den Schwiegervater. Auch ich habe meinen Bewer gelesen. Von ihm stammt die Entdeckung dieses verwandschaftlichen Grades. In seinem Buche „Gedanken über Bismarck" u. a. schreibt er:

> „Bismarck hat mit Preußen die Germania gezeugt; Deutschland ist seine Tochter; in diesem Sinne ist er des jungen Kaisers Schwiegervater, ein historisches Verhältnis, welches manche Bitterkeit und Heftigkeit bei seiner Verabschiedung auf sehr natürliche Weise scharf und psychologisch beleuchtet."

Doch das nur nebenbei! Und nun zu den Erinnerungen, die Du feierst. Nicht Ein sondern vier Jahre wandere ich jetzt zurück, wo auch Bismarcks körperlich kleiner Gegner, der Abgeordnete Windthorst heimgegangen ist. Und zwar fast mitten aus seiner von reichsten Erfolgen gekrönten Thätigkeit heraus. Man muß unwillkürlich zurückdenken an die Zeit, wo der Kartellreichstag mit Hochdruck zustande gebracht werden sollte. Damals war die „kleine Excellenz" neben Eugen Richter und „Stausen-, Bam- und Grillen-berger" offiziell und von Regierungswegen ein Reichsfeind schlimmster Sorte; in unsern Tagen ist kein Parteiführer mehr von der Regierung verzogen, von den Parteien gefeiert worden, als dieser selbe „Reichsfeind", und bei seinem Krankenlager erscheint der Kaiser persönlich, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, während die Kaiserin Blumenspenden schickt. Tempora mutantur. Wenn mans doch fertig brächte, so wenig auf das Urteil der Menschen zu geben, wie Windthorst!

Aber Du scheinst mich mit Deinem politischen „Redetadderich" heute angesteckt zu haben. Wozu ist denn unser politischer Monatsschauer da, wenn ich ihm seine besten Stoffe schon vorwegnehmen will!



Nur das eine muß ich Dir noch sagen: Wenn Du meinst, daß ich meine Freudigkeit vom April vorigen Jahres nicht mit in dies Jahr hinübergerettet habe, dann irrst Du sehr. Grade jetzt, wo wir über den Kurs unseres Schiffes etwas in Sorgen, zum mindesten im Unklaren sind, gilt es, daß alle Mann auf Deck und jeder Einzelne auf seinem Posten ist. Wer sich nicht zutraut, als Matrose oder Schiffsjunge u. dgl. sich nützlich zu machen, mag ja immerhin Passagier bleiben, sich dann aber ruhig verhalten. Es muß ja schließlich auch Passagiere geben!

Liegt Dir die Politik auf den Nerven, so liegt mir ein anderer Gegenstand am Herzen — nämlich die „Ernsten Gedanken" des Herrn von Egidy. Ich habe nicht vor, Dich mit einer Kritik derselben zu behelligen, Du wirst deren genug gelesen — oder wohl besser überschlagen haben, auch war ja im Januarheft der „Monatsschrift" schon davon die Rede. Jetzt hat v. Egidy auch schon eine Reihe der gleich anfangs angekündigten Broschüren erscheinen lassen, in denen er auseinandersetzen will, wie er sich den Bau seiner neuen großen Centralkirche, die alle bisherigen kleinen Kirchengebäude mit mächtiger Kuppel überwölben soll, denkt; aber es verlohnt sich nicht, darauf einzugehen. Das einzige, was für uns hier als ein Zeichen der Zeit — aber kein erfreuliches — von Wichtigkeit ist, das ist das gewaltige Aufsehen, welches eine so flache Publikation, wie die des Oberstlieutenants, mit so alten und abgestandenen Ideen, hervorrufen konnte. Das erklärt sich nicht allein aus der offenbar ehrlichen Begeisterung, die den Mann beseelt hat, es muß vielmehr in der That schlimm stehen um die Religiosität der gebildeten Kreise, auch derjenigen, die noch für kirchlich gelten und an kirchlichen Dingen Interesse haben, wenn ihnen Egidys Schrift als ein rettendes Evangelium erscheinen kann.

Und sollte der Professor und Lic. theol. **Bornemann**, dessen theologischen Standpunkt ich sonst nicht teile (man kann ihn wohl kurzweg als Ritschlianer bezeichnen) wirklich ganz unrecht haben, wenn er in einem soeben erschienenen Buche, das er „Bittere Wahrheiten" nennt, nicht nur mit Herrn v. Egidy, sondern auch mit anderen darüber rechtet, daß sie den Begriff des Glaubens, unter dem Egidy bekanntlich nur das Fürwahrhalten versteht, vielfach ebenso ausschließlich fassen wie dieser. Bornemann meint, viele Theologen machten es um kein Haar anders.

> „Gewiß, wo sie ex professo vom Glauben reden, da kommen die echt lutherischen und evangelischen Gedanken zum Ausdruck, aber sonst? Wird wirklich stets festgehalten, daß der Glaube ein freies, zuversichtliches, hingebendes **Vertrauen** an die **Person** Gottes oder Christi ist? Wird nicht vielmehr thatsächlich nur zu oft wieder aus dem „Glauben" ein überzeugtes Fürwahrhalten und Anerkennen einzelner, bestimmter „Kirchenlehren" oder des Inhalts der „Bekenntnisse"? Ist nicht der so beliebte Unterschied zwischen „gläubiger" und „ungläubiger" Theologie ein ganz deutlicher Beweis dafür? Und sind denn die landläufigen Glaubenslehren und dogmatischen Kompendien wirklich so angelegt und geordnet, daß der evangelische Glaubensbegriff als der entscheidende, herrschende, überall festgehalten ist, oder ist nicht vielmehr durch die ganze Darstellung, Ordnung und Behandlung des Stoffes der Rückfall in den katholischen Glaubensbegriff nahegelegt oder gar gefordert? Und wie steht es in der Praxis? Sowohl im Unterricht wie im Verkehr, in den Sonntagsblättern, in den Kirchenzeitungen, in den Predigten und Recensionen? Wie oft wird da der katholische Sinn des „Glaubens", den v. Egidy haßt und doch nicht überwunden hat, von den evangelischen Theologen selbst gebraucht und im Handumdrehen als berechtigt eingeführt!"

Andere „Wahrheiten", die Bornemann in seinem Buche ausspricht, sind wohl „bitter", aber nicht gerade Wahrheiten. Ich nenne nur die Forderung, statt der großen, stilvollen Gotteshäuser in Zukunft wieder, wie in den ersten Zeiten der Kirche, Predigtsäle zu bauen und die Gottesdienste wieder zu weniger feierlichen Gemeindeversammlungen, die etwa zur Abendzeit abgehalten werden sollen, herabzudrücken. Daß man in der ersten Zeit der Kirche keine prunkvollen Kirchengebäude mitten in die heidnischen Städte bauen konnte, vielmehr möglichst still und unauffällig in Privatsälen zusammenkam, hat doch Gründe gehabt, die heute, Gott sei Dank, nicht mehr vorliegen.

Doch auf solche Einzelheiten wollte ich ja gar nicht eingehen. Auch an dem Bornemannschen Buch ist mir **das** das Wichtigste — daß es überhaupt geschrieben worden ist, daß Egidys Phantasmen einer so eingehenden, gründlichen Kritik gewürdigt worden sind.

Digitized by Google

Und nun erst die Unzahl der übrigen Für- und Gegenschriften — die letzteren überwiegen allerdings — die seit vorigem Herbst den deutschen Büchermarkt überschwemmt haben! Es ist sicher nicht zuviel behauptet, wenn man annimmt, daß durchschnittlich alle 14 Tage eine neue Publikation in Sachen v. Egidys erschienen ist — von den Besprechungen in den verschiedensten Zeitschriften ganz abgesehen. Tant de bruit pour une omelette! Und was für eine altbackene Omelette!

Auch die Poesie hat sich jetzt des Stoffes bemächtigt, und ist sie formell nicht immer die beste, so meint sie's doch gut. Von dieser Art liegen zwei Heftchen vor mir. Das eine nennt sich „Nicht ungereimte, aber freifüßige Ernste Gedanken, nicht nur für Einen". Von W. S. 1891. 16 S., 25 Pf. Es sind Aphorismen, die sich gegen die Egidyschen Gedankengänge wenden, oft freilich matt und schwunglos, hier und da auch treffend, fast immer aber sehr „freifüßig". Hier nur ein paar der besten:

„Sprich nur: ›Das Glauben ist mir fatal‹,
Heut machen sie dich zum General!"

* *

„›Was ich nicht sehe, das glaub' ich nicht!‹
Kennt ihr nicht die alte Missionsgeschicht?
In Hungersnot die Indier zu Haufen
Kamen zu den Missionaren gelaufen;
Waren aber vor Hochmut ganz verrottet,
Hatten vordem Gott den Herrn verspottet,
Den man ja nicht könne schauen;
Schrien doch um Brot nun nicht ohne Vertrauen.
Wohl wollten helfen die Missionare,
Aber sie sagten erst: ›Gott bewahre!
Euch zu speisen wär'n wir geneigt,
Wenn ihr uns euern Hunger zeigt!‹
Da haben sie nun demütig gethan,
Die Sinnen-Narren, und durften heran."

* *

„Ihr sagt, daß unser Jesus Christ
Nur ein edler Mensch gewesen ist,
Und kennt ihn doch aus der Bibel nur:
Da giebt er sich göttliche Natur!
Hat er gelogen, so ist fortan
Unsinn das Reden vom ›edlen Mann‹."

Das sind, wie gesagt, ein paar der besten. Wem sie so gut scheinen, daß er auch nach den minder geglückten Verlangen trägt, sei mitgeteilt, daß sie bei Richter in Leipzig erschienen sind.

Eine andere kleine Schrift, „Laiengedanken von Gabriel von Lenz aus Wolkenguckgucksheym" (Gotha, F. A. Perthes), stellt „Egidy als Erzieher" dar, indem sie dessen Ernste Gedanken in humoristisch-satirisch sein sollender Weise vorträgt; die Verse müßten aber sehr viel besser und geistvoller sein, als sie sind, wenn sie den Versuch rechtfertigen sollten, eine ernste Sache nicht ernsthaft, sondern durch Parodie zu widerlegen.

Es giebt aber auch noch „bessere Menschen", die Egidys Leistungen zu würdigen wissen, unter diesen freilich auch solche, die gewohnt sind, die Konsequenzen der Dinge zu ziehen und nicht bei verschwommenen Halbheiten stehen zu bleiben. Zu diesen letzteren gehört diesmal die freimaurerische „Bauhütte", deren eigener Ideenkreis sonst an Verschwommenheit auch nichts zu wünschen übrig läßt. Sie schreibt ganz logisch:

„v. Egidy will die christliche Kirche auf Christus den vorbildlichen Menschen gründen, weil die Göttlichkeit Christi der Vernunft widerstreite und die aufsteigenden Zweifel dem Christentum schaden. Warum definiert v. Egidy nicht auch die Gottesidee als ein Werk des menschlichen Geistes? Warum widerstreitet die fraglose Postulierung eines Gottes nicht seiner Vernunft? Und warum soll der etwa aufsteigende Zweifel an Gott (in der Form, wie er gelehrt wird) dem Christentum nicht oder weniger schaden, als der Zweifel an der Gottheit Christi? Die Vernunft sagt uns, daß beide Postulate: die Gottesidee und die Göttlichkeit Christi Werke des menschlichen Geistes sind, und daß die Erziehung der Menschen ohne diese dogmatischen Formeln erfolgreicher geschehen kann, als mittels derselben."

Natürlich, ist die Vernunft die oberste Instanz, dann muß mit dem Gottessohn auch der liebe Gott selbst aus der Welt. Das Gottesbewußtsein muß aber — fataler Weise! — wohl noch recht hartnäckig im Menschen wurzeln, daß es selbst unter den Logenbrüdern schwer auszurotten ist. Denn in derselben Nummer der „Bauhütte," in der so „die Gottesidee als Werk des menschlichen Geistes" dargestellt ist, wird an andern Stellen wieder ganz harmlos mit dem Gottesbegriff operiert, ja ein Logenbericht aus Rostock schließt sogar mit dem pathetischen Ausruf: „Das walte Gott!" Es tritt hier also sofort wieder die alte Unklarheit zu Tage, die sich, in anderer Weise, auch in folgender Leistung desselben Blattes bekundet:



„Wer auf einem wahrhaft religiösen, aber konfessionell parteilosen Standpunkte steht, vermag einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden Kirchen, der römisch-katholischen und der evangelisch-lutherischen, nicht zu entdecken. Zwar weichen beide in Nebendingen von einander ab, aber im Grunde ist Hose und Rock Ein Tuch."

Der Ausspruch ist, besonders in unserer Zeit, zu klassisch, daß man ihm nicht weitere Verbreitung geben sollte, als sie die „Bauhütte," zum Schmerze des Herausgebers, „Br." Findel, gewähren kann.

Damit bin ich, ohne es eigentlich zu wollen, über die „Ernsten Gedanken" des Herrn v. Egidy wieder sehr breit geworden. Wie Du den Gedankengang, den ich Dir nun noch ganz kurz vortragen möchte, auffassen willst, ob ernst oder heiter, überlasse ich Dir.

Ich wollte noch ein Wort sagen über den „Stern von Bethlehem," von dessen periodischem Wiedererscheinen im Sternbild der Kassiopeja die „Leipziger Zeitung" nichts wissen will, und ich denke, daß der Gegenstand dich ebenso gut, wie den Herrn O. F. in Beyrut interessiert. Die Gelehrten sind sich nämlich auch über diesen wie über so manche andere Punkte noch nicht einig. Die originellste Ansicht dürfte Dr. Egbert Müller vortragen, der „die Wunder um den Heiland der Welt im theologischen Lichte des Spiritismus" betrachtet. Der Verfasser ist der durch den „Spuk von Resau" berühmt gewordene Müller, und wie der Spiritismus, so hat ihm z. B. auch die Astrologie „theologische" Bedeutung. Dieser Mann hat soeben ein kleines Schriftchen über den Stern von Bethlehem herausgegeben, das sich außer durch tadellos konfuse Gedankengänge und dito Stil noch durch seinen hervorragenden Preis (9 Seiten für 50 Pf.!) auszeichnet. Das Resultat, zu welchem der „orthodox-theologisch-spiritistische" Doktor in ausdrücklicher Polemik gegen die „Leipziger Zeitung" kommt, ist dies:

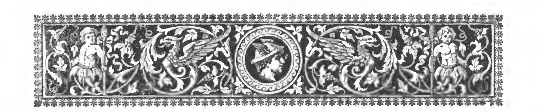
„Die Erscheinung des Heilandssternes muß als höchste Entwicklung aller somatopsychischen Mediumität erscheinen aus den höchsten somatopsychischen Kräften, die in höchster Fülle nur dem göttlichen Erlöser der Welt in seiner allerfülltesten Menschenwesenheit allein hat eigen sein können."

Du wirst den Satz schwerlich bei einmaligem Lesen verstehen — und Deine Toni, fürchte ich, versteht ihn überhaupt nicht. Zum Glück fügt Dr. Müller ein verdeutlichendes Gleichnis hinzu. Wie historisch verbürgte (?) Daten von einer Lichtwolke erzählen, die den Begründer der Han-Dynastie in China im unwegsam wilden Felsengebirge von seiner treuen, ihm Nahrung zutragenden Gattin stets finden ließ, so ist auch der Bethlehemsstern gleichsam eine Ausstrahlung des Heilandes, daher „sein" Stern („wir haben seinen Stern gesehen"). Natürlich bedarf es, um diese spiritistische Sternerscheinung wahrzunehmen, auch einer besonderen „mediumistischen" Anlage, und damit stimmt der biblische Bericht, daß nur die 3 Weisen aus dem Morgenlande den Stern sahen, der ihnen von Gott durch Vermittlung der von ihnen geübten astrologischen Wissenschaft gezeigt wurde; aus dieser Deutung allein erklärt sich ferner das „Stehenbleiben" des Sternes über einem einzelnen Hause.

Ich muß gestehen, daß, wenn ein Bethlehemsstern doch einmal historisch ist, mir diese Ansicht des Herrn Doktor Müller, natürlich ohne das spiritistische Brimborium, viel plausibeler erscheint, als das 315jährige Wiederkehren eines wirklichen Sternes am Himmelszelt, mit dessen Annahme man dem natürlichen Verstande gern entgegenkommen möchte, ohne dadurch doch das Wunder beseitigen zu können. Denn wie kann ein Stern am Firmament ein einzelnes Haus auf der Erde kenntlich machen!

Um aber nun meinen Brief gleich Dir mit einem Troste und zugleich mit einem ernsten (allerdings auch nicht neuen) Gedanken zu schließen, so füge ich für Dich und Herrn O. F. hinzu, daß der rechte Stern von Bethlehem alle Jahre leuchtet und leuchten wird bis an der Welt Ende — freilich auch nur für die, die ihn zu sehen die rechten Augen haben! Dein alter Freund A. W.

Digitized by Google



Monatsschau.

Politik.

Der Monat März ist reich gewesen an politischen Ereignissen. Da ist zunächst, der zeitlichen Folge nach, eine große Reichstagsrede des Kanzlers von Caprivi, die als solche freilich noch am letzten Tage des verflossenen Monats gehalten ist, mit ihren Folgen aber weit in den März hineinreichte, eine Rede, welche bemerkenswert war, weil sie endlich die von der ganzen Rechten seit lange gewünschte Absage der Regierung an den Freisinn darstellte.

Wie aber konnte es überhaupt dahin kommen, daß solche Absage nötig wurde, daß eine Partei erst abgeschüttelt werden mußte, die noch niemals irgend einer wichtigen Regierungsvorlage zugestimmt hat. Herr Richter und seine Parteigenossen haben gestimmt: Gegen die norddeutsche Bundesverfassung (16. April 1867). Gegen das einheitliche Strafrecht (25. Mai 1870). Gegen die Reichsverfassung (9. Dezember 1870). Gegen das Septennat (14. April 1874). Gegen das Wuchergesetz (7. Mai 1880). Gegen den Zollanschluß von Hamburg (25. Mai 1881). Gegen die Reichsjustizgesetze (21. Dezbr. 1876). Gegen den wirksamen Ausschluß der Oeffentlichkeit bei Gerichtsverhandlungen über landesverräterische Pläne, unsittliche Vorgänge u. s. w. (7. März 1888). Gegen die deutsche Sprache im Landesausschuß für Elsaß-Lothringen (30. April 1881). Gegen das Socialistengesetz (19. Oktober 1878). Gegen die staatliche Unterstützung der neuen Postdampfer nach Australien, Ostasien u. s. w. (23. März 1885). Gegen die staatliche Unterstützung einer Postdampferfahrt nach Ostafrika (20. Januar 1890). Gegen die Ausrüstung der Wißmannschen Expedition nach Ostafrika (3. Januar 1889). Gegen die fünfjährigen Legislaturperioden (9. Februar 1888). Gegen die Krankenversicherung der Arbeiter (31. Mai 1883). Gegen die Unfallversicherung der Arbeiter (28. Juni 1884). Gegen die Invaliditäts- und Altersversicherung der Arbeiter (24. Mai 1889) und gegen vieles andere — die Liste kann beliebig verlängert werden. Wie war es möglich, daß die wirklich vorhandene Sorge, es könne der Freisinn zur Regierungspartei bestimmt sein, in der That gehoben werden mußte?

Es ist bekannt, daß Fürst Bismarck den immer wieder von Oesterreich angeregten Abschluß eines Handelsvertrages seinerseits immer wieder in verbindlichster Form dankend abgelehnt hat, weil er der Ansicht war, daß ein Vertrag, der Oesterreich befriedigte, wesentlich auf eingreifende Zugeständnisse Deutschlands hinauslaufen würde, und zwar besonders auf Konzessionen der deutschen Landwirtschaft zum besten der ungarischen.

Digitized by Google

Und es ist ebenso bekannt, daß Kaiser Wilhelm II. diese Bedenken nicht teilt, vielmehr den österreichischen Wünschen nachgegeben und den Abschluß eines Vertrages lebhaft betrieben hat. Fürst Bismarck hat dann in seinen, wie die Konservativen in ihren publizistischen Organen derselben Sorge Ausdruck gegeben, welche auch von den agrarischen „Tagen" sehr laut und vielleicht nicht immer taktvoll geäußert wurde, daß nämlich aus allgemein politischen Rücksichten sowohl, wie zum Teil auch auf Grund freihändlerischer Einflüsse in der Nachgiebigkeit zu weit gegangen werden könnte. Diese unliebsamen Proteste nahm dann der Kaiser zum Anlaß einer Rede vor den brandenburgischen Provinzial-Ständen, in welcher dem Standpunkt Ausdruck gegeben wurde, daß die einzelnen Interessengruppen ihre Wünsche mäßigen und den Bedürfnissen der Gesamtheit unterordnen sollten. Absichtlich und unabsichtlich wurde die Warnung von der gesamten Linken mißverstanden. Weil sich die Worte allerdings zunächst an die Adresse der Agrarier richteten, so riefen „Berliner Tageblatt", „Freisinnige" e tutti quanti: „Seht da! die Agrarier vertreten nur persönliche Interessen. Der Monarch selbst hat es gesagt. Wir Freisinnigen dagegen sind die uneigennützigen Vertreter des Gemeinwohls und der Gesamtheit." Als man offiziell zunächst schwieg, fanden die neuen Helfershelfer allmählich die Uebereinstimmung zwischen den eigenen Ansichten und dem Programm der Regierung immer größer und lebten sich im vollen Ernst in den Gedanken ein, daß Herr von Caprivi kurzsichtig genug sein könnte, sie, die scheinheiligen Vertreter der goldenen Internationale, für uneigennützig, ihren Talmi-Patriotismus für fein Gold zu nehmen und den Ursprung ihrer Entrüstung über die Agrarier nicht an der Börse, sondern in katonischer Sittenstrenge zu suchen.

Aus diesen Himmeln sind sie am 28. Februar jäh gerissen worden. Mit den Versuchen, nicht die Maßnahmen der Regierung allein, sondern auch die Aeußerungen der Krone selbst als eine mehr oder minder ausgesprochene Billigung des freisinnig-demokratischen Parteiprogramms hinzustellen, war es der Regierung denn doch zu bunt geworden und Herr von Caprivi nahm Veranlassung zu zeigen, daß der Krug zum Ueberlaufen voll war. Mit schneidender Schärfe wurde die unerbetene Bundesgenossenschaft zurückgewiesen. Und dazu kam noch ein Anderes, was vielleicht auch mitgewirkt hat, die Geduld der Regierung zu erschöpfen — die systematische Bismarckhetze, welche die links stehenden Blätter, allen voran Herr Löb Sonnemann von der „Frankf. Ztg." und Genossen, in Scene setzen zu müssen glaubten, in der Annahme, das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden zu können, indem sie damit ein der umschmeichelten Regierung des „neuen Kurses" wohlgefälliges Werk thäten. Auch diesen Herren sind die Augen geöffnet worden. Bei der ironischen Zurückweisung der Unterstellung, als ob die Regierung in dem angeblichen Kampfe gegen den Fürsten Bismarck der Hülfe bedürfe, ergriff Herr von Caprivi die Gelegenheit zu betonen, daß ein solcher Kampf gar nicht bestehe — eine Behauptung, deren Wert freilich mehr in ihrer diplomatischen Verwendung als in ihrer faktischen Richtigkeit liegen dürfte.

Ist aber des Kanzlers Rede auf parteipolitischem Gebiet ein luftreinigendes Gewitter gewesen, so war sie es auf dem Gebiet der Handelspolitik leider noch nicht. Die Sorge vor großen Zugeständnissen an Oesterreich besteht immer noch fort und die wohlgemeinten Beschwichtigungen des „Reichsanzeigers" haben bisher auch nicht ein einziges Bedenken heben können. Beruhigend an der Sache ist nur der Umstand, daß ohne den Reichstag nichts perfekt werden kann.

Freilich kann niemand sagen, welches Gesicht der Reichstag zeigen wird. Es ist mit der Beratung von mühsam hergestellten Verträgen eine eigene Sache. Im einzelnen kann nicht gemäkelt werden, c'est à laisser ou à prendre. Und es wird alles davon abhängen, wie das führerlos gewordene Centrum sich zu der Frage stellt, ob es ohne Windthorst so stimmen wird, wie es mit Windthorst gestimmt hätte.

Damit aber haben wir das zweite Ereignis des Monats berührt, den unerwarteten Tod des Abgeordneten Windthorst. Mit Windthorst ist ein Parteiführer geschieden,

Digitized by Google

wie ihn leider die konservative Partei seit den Tagen Stahls nicht, und auch da nicht besessen hat. Auf der Höhe seiner Erfolge hat den nimmermüden Streiter der Tod ereilt, gerade in dem rechten Augenblick, wo sein Ruhm nicht gemehrt, sondern nur vermindert werden konnte.

In der That — nach aller menschlichen Voraussicht muß die Geschichte des Centrums sich in Zukunft auf absteigender Linie bewegen. Den berechtigten „Kulturkampf“ hat es unter Windthorst siegreich bestanden; der unberechtigte, der nun folgen soll, kann und wird nur mit Niederlage enden.

Indessen wie gesagt, so weit ist es bisher nicht gekommen. Der Erfolg blieb bis zuletzt dem Verstorbenen treu; mit Ehren ohne Gleichen von Freund und Feind ist der Mann zur letzten Ruhe gebracht worden, der zeitweilig im Leben kaum eines einzigen Freundes sich rühmen konnte. Denn auch innerhalb der eigenen Partei hatte er zahllose Gegner von allen Arten. Bis zu gewissem Grade hat es ja nun gewiß etwas Wohlthuendes zu sehen, wie am Grabe alle Gegnerschaften schweigen und nur das Bestreben bleibt, gerecht und milde über einen Toten zu urteilen. Freilich liegt dann auch der etwas pessimistische Gedankengang nahe, daß die Furcht viel mehr, wie die Leibe, die Durchschnittsmenschen zu Lob und zu Anerkennung veranlaßt und dem Gefürchteten viel mehr ein anständiges Begräbnis sichert, als dem Liebenswerten.

Doch sei dem wie ihm wolle — Windthorst hat es verstanden, sich Einfluß zu schaffen. Sein Geheimnis lag zum Teil in seiner Schlagfertigkeit. Aber nicht nur darin. Es giebt ebenso schlagfertige Redner, die doch als Parteiführer nichts taugen; er verstand auch die Kunst zu herrschen, nachzugeben in dubiis, festzustehen in necessariis, niemals selbst Partei zu werden in den internen Zwistigkeiten seiner Partei. Und das alles verbunden mit großem, voraussehenden politischen Scharfblick. Er hat viel und scharfe Kritik an den Vorlagen der Regierung geübt; aber er gehörte niemals zu den Klopffechtern der Linken, die alles besser wissen und schließlich zu jedem Gesetz nein sagen, sondern er zog stets mit schnellem und sicherem Blick die Grenze, wie weit er mitgehen konnte und wie weit nicht. Daß er dann bei Geschäften, die seine Partei-Interessen betrafen, stets mehr forderte, als zu bekommen war, liegt in der Natur auch des politischen Marktes. Wer ihn täuschen wollte, mußte früh aufstehen — in solchen Fällen pflegte er auf einen Schelmen anderthalben zu setzen.

Windthorsts Meisterstück ist und bleibt aber die Zusammenhaltung des Centrums als einer einheitlichen Partei, ein diplomatisches Kunststück, das freilich oft seine ganze Kraft in Anspruch nahm, das eben darum aber auch so leicht kein Anderer ihm nachmachen wird. Er hat das Menschenmögliche fertig gebracht, wenn er Jahrzehnte lang den schlesischen Magnaten und den freisinnigen Rheinländer an einem Strange zu ziehen gezwungen hat.

Die Aufrichtigkeit des greisen Centrumsführers ist oft bezweifelt worden, weil er in der That seine Ansichten oft geändert hat. Er war in jüngeren Jahren liberal und skeptisch, in späteren konservativ und klerikal, auf wirtschaftlichem Gebiet manchesterlich und schutzzöllnerisch fast zu gleicher Zeit. Indessen fehlt jeder Nachweis, daß er aus anderen als sachlichen Gründen in seiner Haltung geschwankt. Und sympathisch berührt sicherlich die Treue, die er bis ans Ende seinem vertriebenen Herrscherhause bewahrt hat, eine Treue, die gleichwohl von blinder Leidenschaft sich frei hielt und im Leid über die schmerzlichen Ereignisse der Vergangenheit den offenen Blick für die immer neuen Aufgaben der Gegenwart sich niemals trüben ließ.

Wie es nicht anders sein kann, hat das Hinscheiden des gewichtigen Mannes viele politische Propheten mobil gemacht. Besonders die Weissagung, daß das Centrum auseinanderfallen werde, kann man jetzt in allen Tonarten vernehmen. Wir unsererseits glauben, daß es mit dem Auseinanderfallen noch gute Wege hat. Vollends aber möchten wir das Fell des Löwen, auch wenn er erlegt würde, so nicht teilen, wie es manche Konservative wünschen, wenn sie an die eigene Partei die Mahnung richten,

Digitized by Google

„gerade jetzt tapfer auf der Wacht zu stehen und treu die Einigkeit zu pflegen, damit, wenn das Centrum versagen, bez. sich spalten sollte, die konservative Partei in ungebrochener Kraft dasteht, und dann auch den konservativen Katholiken als refugium dienen könnte." Wir gestehen offen, daß wir diese Verstärkung der konservativen Partei durch ultramontane Elemente keineswegs als ein Glück für die Partei ansehen würden. Rom gegenüber ist nicht halbe, sondern ganze Gegnerschaft angezeigt, und von falschen Bundesgenossenschaften gilt dasselbe, was von der Annahme verpflichtender Wohlthaten zu halten ist: Qui prend, se vend!

Einen merkwürdigen Kontrast zu der festen Zielbewußtheit Windthorsts bietet der nunmehr in den Ruhestand getretene preußische Minister v. Goßler, der in seiner Art auch ein gewandter Mann war. Er hat sich, wie allseitig anerkannt wird, manche Verdienste in seinem Ressort erworben. Unter ihm ist die Gesetzgebung wegen Verbesserung der äußeren Lage der Geistlichen und Lehrer wesentlich fortgeschritten. Die Gehälter sind ansehnlich erhöht worden, das Pensionswesen gebessert und geregelt, auch die Reliktenfrage zum größten Teil gelöst. Ferner hat der Minister für Wissenschaft und Kunst sehr viel gethan, die staatlichen Kunstsammlungen sind mit ungewöhnlich reichen Mitteln bedacht und in einem Maße vermehrt worden, wie es vorher nicht vorgekommen ist, und in den wissenschaftlichen und künstlerischen Kreisen sieht man daher auch seinen Rücktritt mit besonderem Bedauern an. In allen wichtigen Principienfragen aber, in denen es doch Sache des Ministers gewesen wäre, feste Ansichten zu vertreten, verhielt er sich schwankend und haltlos. Während im Kulturkampf der preußische Staat mit seinen gesetzlichen Bestimmungen viel zu tief sich in die sacra der Kirche eingemengt hatte, folgte nach gewonnener Erkenntnis, daß man so nicht zum Ziele komme, kein vorsichtiger Rückzug auf den tolerablen Nullpunkt, sondern eine völlig übereilte Flucht, die ohne jede Not eine Position nach der anderen vor dem Centrum räumte. Schon bei dieser Beilegung des Kulturkampfes hat Herr von Goßler sich viel zu viel gefallen lassen. Indessen war es ja Axiom, daß die historische Persönlichkeit des Fürsten Bismarck eine Ausnahmestellung einnehme. Der äußerste Zielpunkt, um aus der großen Mittelthür abzugehen, war dann aber die Inangriffnahme einer sogenannten Schulreform, welche allen Ideen des Herrn von Goßler schnurstracks widersprach, und die gar nicht mißzuverstehende Ueberreichung des Kaiserporträts mit dem cäsaristischen Motto. Der Minister blieb trotzdem und hat nun schließlich auch noch das Fiasko mit den Sperrgeldern erleben und zuletzt in nicht sonderlich glänzender Weise weichen müssen. Alles in allem bleibt das Ergebnis seiner ministeriellen Thätigkeit gering. Die katholische Kirche in Preußen hat Herrn von Goßler manches zu verdanken, für die evangelische hat er niemals etwas Wesentliches durchgesetzt.

Zum Nachfolger ist Graf Zedlitz, Oberpräsident von Posen, ernannt. Graf Zedlitz hat nur eine kurze Beamtenlaufbahn hinter sich. Er war vor derselben kurze Zeit Gutsbesitzer und lange Zeit Offizier bei der Garde du Corps. Wie es scheint, soll und will er einen neuen Kurs einschlagen, insofern antibureaukratischer regiert werden soll, als bisher. An sich ist das kein Schade. Man muß warten, was die Zukunft bringt.

Der Reichstag ist in die Osterferien gegangen, nachdem er den Etat für 1891/92 rechtzeitig fertiggestellt. Ferner sind die Patentgesetznovelle und das Gesetz über die Kaiserliche Schutztruppe in Ostafrika angenommen. Die Hauptaufgabe, welche dem Reichstage schon seit dem Mai vorigen Jahres vorliegt, das Arbeiterschutzgesetz, ist in zweiter Beratung erst zu einem kleinen Teil, und zwar bezüglich der Bestimmungen über die Sonntagsruhe, Behandlung der jugendlichen Arbeiter und System der Lohnzahlung, erledigt. Nach den Osterferien wird es darauf ankommen, vor allem dies Gesetz zum Abschluß zu bringen.

Einen bedeutsamen Personal-Zuwachs wird der Reichstag demnächst vielleicht bekommen in der Person des Fürsten Bismarck. Derselbe kandidiert im 19. hannoverschen

Digitized by Google

Wahlkreise und scheint dort nicht schlechte Aussichten zu haben, da die Parteien sich zersplittern. Das nationalliberale Central-Komitee in Berlin hat anfänglich gegen die Kandidatur einen matten Widerspruch veröffentlicht, sich dann aber offenbar auf Grund anderer Entschlüsse oder Direktiven beruhigt. Bisher ist der Wahlkreis nationalliberal vertreten gewesen. — Natürlich wird es von höchstem Interesse sein, zu sehen, welcher Partei der Fürst sich anschließt, bez. ob er unter die „Wilden“ geht. Dadurch, daß die Nationalliberalen ihn aufstellen, ist dem Beitritt zu den Konservativen schon negativ präjudiziert — eine providentiell doch wohl nicht zu beklagende Thatsache.

Von einer möglichen Aussöhnung zwischen Kaiser und „Alt-Reichskanzler“ ist auch wieder viel im verwichenen Monat die Rede gewesen, besonders seit Graf Waldersee zum Besuche in Friedrichsruh war, persönlich auf dem Bahnhofe empfangen worden ist, und das offiziöse Wolffsche Bureau die Notiz verbreitet hat. Wir glauben nicht an einen Ausgleich. Fürst Bismarck hält sich durch die Form seiner Verabschiedung zu tief gekränkt, als daß er, der immer schwer vergeben hat, den schmerzlichen „Abgang“ vergessen könnte. Auch eine Zusammenkunft, wenn sie zustande käme, würde daran wenig ändern.

Im Parteileben ist gegenwärtig alles offene Frage, so lange Windthorst nicht ersetzt ist. Von der konservativen Presse ist ein Todesfall zu melden, der freilich kein Verlust ist. Das „Deutsche Tageblatt“ hört mit dem 1. April zu bestehen auf, nachdem der rechte Flügel der Partei es angekauft, um es dem linken, d. h. Herrn von Helldorf zu entreißen. Das „Tageblatt“ wurde einst mit großen Hoffnungen als Organ der „Berliner Bewegung“ gegründet, speciell auch als antisemitisches Blatt. Zeitweilig schien es zu blühen, aber seine Prosperität war eben immer nur Schein. Es ging schließlich von Hand zu Hand und hat gewaltige Summen verschlungen; geistige Bedeutung hat es niemals gehabt, hinterläßt darum auch politisch angesehen schlechterdings keine Lücke. Das Tageblatt ist ein erneuter Beweis, wohin es führt, wenn man auf konservativer Seite gar zu schnell vorwärts eilen und im Geiste des „Seid umschlungen Millionen“ der ganzen Welt den Bruderkuß ausdrücken will. — Die Rückschläge bleiben niemals aus. Es gilt nicht nur gewinnen, sondern auch abwehren.

Zu dem Kapitel der „konservativen“ Preßunternehmungen läßt sich vielleicht noch eine Bemerkung machen durch Erwähnung des in Berlin erscheinenden „Konservativen Wochenblatts“, welches, soviel wir wissen, auch ein publizistischer Schützling des offiziellen Preßkomitees der Partei, d. h. des Herrn von Helldorf ist. Vor einigen Wochen setzte dieses gesinnungstüchtige Blatt seine Leser in Erstaunen dadurch, daß es einem Artikel aus der Feder des Herrn Julius Rodenberg seine Spalten öffnete. Und in Nr. 9 überraschte es gar durch einen Essay von Eduard von Hartmann, dem Philosophen des Unbewußten. Wir haben nun an sich nichts gegen Herrn Levi aus Rodenberg, der sogar ganz nette lyrische Gedichte gemacht hat, nur daß er eben sein Leben lang liberale und freisinnige Blätter redigiert hat. Und wir haben an sich nichts gegen Herrn von Hartmann, nur daß er ein vollendeter Nihilist, besonders auf religiösem Gebiet ist, der seit Jahren daran arbeitet, daß dem Volke die Religion nicht erhalten, sondern zerstört werde. Welchen Zweck es nun haben kann, daß die konservative Partei ein Organ gründet, um solchen Schriftstellern das Wort zu erteilen, ist unserem „beschränkten Unterthanenverstand“ dunkel. Wir wüßten nicht, was anderes solch Verfahren im Volk erwecken kann, als eine völlige Verwirrung der Begriffe? Wir verurteilen gewiß den Parteifanatismus und bemühen uns unsererseits, jedem Gegner gerecht zu werden. Aber es giebt schließlich doch eine Grenze, wo die Billigkeit aufhört und die Selbstverstümmelung anfängt. Man muß nunmehr darauf gefaßt sein, auch noch den Herren Liebknecht und Most im „Konservativen Wochenblatt“ als Mitarbeitern zu begegnen.

* * *

Digitized by Google

Im Auslande ist es sehr still gewesen. Die Vorgänge in **Frankreich** vom Ende Februar haben in der dortigen anständigen Presse eine Art von Katzenjammer hervorgerufen: man fängt an, sich über den Einfluß, welchen die polizeilich verbotene Gesellschaft der Chauvinisten Déroulède und Genossen auf die Pariser ausübt, zu schämen und einzusehen, daß deren Wirksamkeit doch bei Gelegenheit mit großen Gefahren verbunden sein könnte. Uebrigens sind die „Patrioten" auch diesmal nur vorgeschobene Marionetten gewesen. Hinter den Coulissen geblieben sind die eigentlichen Hetzer in einflußreicher Stellung, unter denen Herr Freycinet der boshafteste ist. Die Wiedereinführung des Paßzwanges in Elsaß-Lothringen ist in Paris als Wirkung der Vorgänge und als ein Wink für die Zukunft wohl verstanden worden. Bedauerlich bleibt, daß es deutsche Blätter und Künstler giebt, welche noch jetzt eine Beteiligung einzelner französischer Maler an der Berliner Ausstellung befürworten. Man sollte im Gegenteil jedes aus Paris kommende Bild unfrankiert an den Absender zurückschicken.

In **Oesterreich** sind die Reichsratswahlen beendet. Das Charakteristische derselben ist die Aufreibung der Alttschechen und das rapide Wachstum der Antisemiten. Die Deutschliberalen haben zwar etliche Verluste erlitten, werden aber doch immer noch die stärkste Partei bleiben. Es versteht sich, daß die großen Wiener Zeitungen, welche unseres Wissens ohne eine einzige Ausnahme von Semiten geleitet werden, über die Erfolge der Antisemiten wenig erbaut sind. Sie thun, was in solchen Fällen meistens gethan wird — sie schimpfen. Der Sieg der „verwegenen Ochlokratie" soll eine „Schmach" für Wien und Oesterreich sein. Uns würde es klüger scheinen, wenn die genannten Blätter den Gründen des Antisemitismus etwas ernster nachforschten und namentlich einen bußfertigen Blick auf ihren eigenen „Börsenhinterteil" werfen wollten. Aber davon sind sie, wie gesagt, sehr weit entfernt. Für den Grafen T a a f f e ist das Wahlergebnis natürlich sehr wenig erfreulich, die Alttschechen sollten ihm seinen Ausgleich machen helfen, und nun sind grade sie vom Erdboden verschwunden. Ebenso fraglich steht es noch um eine halbwegs sichere Regierungsmehrheit. Es finden fortwährend Besprechungen zwischen dem Ministerpräsidenten und den Parteiführern statt, ohne daß jedoch bestimmte Ergebnisse sich herausgestellt haben: in der Partei der Polen liegt augenblicklich der Angelpunkt der Situation, da ohne sie weder die Linke noch die Rechte eine Majorität bilden können. Die Polen selbst aber haben sich über ihre Haltung noch nicht schlüssig gemacht.

Kirche.

Kürzlich nahm Berichterstatter an einem besonders schön ausgestatteten lutherischen Gemeindegottesdienst teil, mit reichem Altargesang und kräftigem vollen Gesang der in der Reformation wieder mündig gemachten Gemeinde. Ein junger rheinischer Theolog, gefragt nach dem Eindruck dieses Gottesdienstes, der ihm etwas ganz Neues brachte, gab zur Antwort: einiges habe ihn ja fremd oder gar abstoßend berührt, der Haupteindruck aber, unter dem er gestanden, sei der gewesen, daß die Union im Osten doch eigentlich gar keine Berechtigung habe. Warum soll den lutherischen Christen, die sich in solchen Gottesdiensten erbauen, nicht gelassen werden, was ihnen Freude macht? und warum soll es den Reformierten aufgedrängt werden, denen es ein Greuel ist? — Die Frage nach der Union wird vielleicht in der nächsten Zeit wieder eine gewisse Rolle spielen. Sie ist neuerdings schon durch die Breslauer Petition an das preußische Abgeordnetenhaus hervorgeholt, von der wir bereits früher berichtet haben. Dieselbe ist im Wortlaut in der „Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung" zum Abdruck gebracht und enthält einige Wünsche, für die auch wir zweifelsohne eintreten; z. B. die Möglichkeit des Anschlusses einiger Gemeinden in den neuen preußischen Landesteilen an das Breslauer Oberkirchenkollegium u. dgl. Wir wünschen, daß das Wort des großen Friedrich: „in

Digitized by Google

meinen Staaten kann jeder nach seiner Façon selig werden" — in der Gegenwart den Kirchengemeinschaften gegenüber voll und ganz zur Anwendung komme. Wir glauben auch, daß im Unterschied von den früheren Epochen der Unionswirren in der Gegenwart kein Theolog mehr von den Gewaltthätigkeiten der Vergangenheit etwas zu vertreten wagt. Und so möge auch die Generalkonzession von 1845 revidiert und erweitert werden. Aber ausgeschlossen ist dabei die Kränkung des Rechtes anderer Kirchengemeinschaften zu Gunsten der einen. Eine solche Kränkung aber läge vor in der Gewährung der Anerkennung an die Breslauer Lutheraner als „der lutherischen Kirche in Preußen." Die Begründung dieser Forderung in der genannten Petition ist zu charakteristisch, als daß wir sie hier übergehen dürften. „Allgemein gilt der Grundsatz, daß diejenigen, welche an dem Grundstatut einer Gesellschaft festhalten, wenn auch eine noch so große Majorität von ihnen abweicht, fortdauernd die Gesellschaft und deren Rechte repräsentieren. Nun erklärte bei Einführung der Union eine Minderheit der Lutheraner, an ihrer alten selbständigen lutherischen Kirche festhalten zu wollen. Diese Minderheit vereinigte sich zu besonderen Gemeinden und hat sich später zu der unserem Regiment unterstehenden lutherischen Kirche zusammengefügt. Sie bekannte sich von Anfang an und bekennt sich auch jetzt noch zu demselben lutherischen Glaubensbekenntnis, an welchem die alte lutherische Kirche über 300 Jahre hindurch treu festgehalten hat. Daß somit die Gemeinschaft dieser Minderheit als die legitime Fortsetzung der lutherischen Kirche anzusehen war und noch ist, kann einem Zweifel nicht unterliegen." — Unsere Freunde in der Breslauer Separation vergessen bei dieser Art der Begründung, daß der Kirchenbegriff, mit dem sie operieren, eine moderne Abstraktion ist. Die Reformatoren hatten noch zuviel Katholizität im Leibe, als daß sie von **der** Kirche im Singular im anderen Sinne gesprochen hätten, als von der gesamten Christenheit. Dieses apostolisch-christlich gesunde Gefühl ist erst unter der Herrschaft des theologischen Doktrinarismus verloren gegangen. Aber auch noch tief in das 17. Jahrhundert hinein handelte es sich nicht um „die lutherische **Kirche**", sondern „die lutherische **Lehre**", deren Einheit und Reinheit man wahren wollte. Erst unter den fortgesetzten Einwirkungen der theologischen Scholastik ist der moderne Kirchenbegriff entstanden, der mit der von den Reformatoren gestatteten Möglichkeit einer Leitung der kirchlichen Angelegenheiten durch die christliche Obrigkeit grundsätzlich gebrochen hat (wie die Breslauer), und darum etwas völlig Neues in die „Grundstatuten der Gesellschaft" eingeführt hat. Wir Lutheraner in der Landeskirche wollen den Breslauern darum nicht das Luthertum bestreiten (wie das z. B. Wangemann gethan hat), wollen aber nicht ihrem Doktrinarismus zu Liebe auf unseren Zusammenhang mit der dreihundertjährigen Tradition verzichten, was wir thun müßten, wenn jenen der beanspruchte Name bewilligt würde.

Vielleicht werden sich aber die Auseinandersetzungen über den Begriff und das Wesen der Union noch an ein anderes Ereignis knüpfen, das in den letzten Wochen alle Freunde der Kirche in Preußen mit rechter Freude erfüllt hat, — wir meinen die Ernennung des neuen Präsidenten des evangelischen Oberkirchenrates, Dr. **Barkhausen**. Man kennt denselben als einen Mann, der ein Herz hat für die Kirche und unsern Herrn Jesum Christum und für alle Arbeit in seinem Reiche. Er ist seiner Herkunft nach hannoverscher Lutheraner und man hört nun überall die Vermutung offen aussprechen, daß seine Ernennung auch dazu dienen sollte, eine engere Zusammenfassung der lutherischen Landeskirchen Hannovers und Schleswig-Holsteins mit der Landeskirche der acht älteren Provinzen Preußens anzubahnen. Man spricht von der Loslösung der genannten lutherischen Landeskirchen vom Kultusministerium, was den Wünschen der betreffenden Landesteile gewiß nur entspräche, und der Errichtung eines lutherischen Senates in dem evangelischen Oberkirchenrat zu Berlin. Wir fragen uns: was würde ein solcher Schritt für Folgen haben können? Zunächst doch vielleicht eine gewaltige Aufregung in Hannover und in den sich um Kropp scharenden Kreisen Schleswig-Holsteins. Wir wissen doch, daß das einzige, was uns Altpreußen von jener Seite

Digitized by Google

in Bezug auf Union vorgeworfen werden kann, in den zwei Punkten besteht: Gastweise Abendmalsgemeinschaft der zwei Konfessionen und gemeinsames Kirchenregiment in den obersten Spitzen von der Provinzialsynode an. In Bezug auf den ersteren Punkt existiert in Preußen kein gesetzlicher Zwang, so wenig als in Hannover. Wenn nun die hannoversche Landeskirche einem Oberkirchenrat unterstellt würde, der noch so sehr in sich geschieden durch den lutherischen Senat, immerhin zu gemeinsamen Sitzungen unter gemeinsamem Präsidenten zusammenkäme, würde dann nicht ein gewisser doktrinärer Fanatismus hierin eine Aufhebung der „selbständigen lutherischen Kirche Hannovers" sehen? — Aber weiter: wenn man sich auch von jener Seite mit der Unterstellung unter einen lutherischen Senat einverstanden erklärte, so würde doch — in je engere Verbindung derselbe mit unserem evangelischen Oberkirchenrate kommt — dieser letztere als eine der lutherischen Behörde entgegenstehende erscheinen, und was würde das für Folgen haben für die Lutheraner der preußischen Landeskirche?

Wir werfen diese Frage nur auf, um die weittragende Bedeutung einer solchen Maßnahme und solcher Organisationspläne zu kennzeichnen. Was nun den Präsidenten Barkhausen selbst betrifft, so hat er, wenn wir nicht irren, schon zweimal als Königl. Kommissar fungiert auf Synoden, welche wichtige Organisationsfragen zu entscheiden hatten. Und beide Male, in Nassau und in Hessen, hat er sich als einen Mann gezeigt, der mit größter Schonung die kirchlichen Wünsche behandelt hat. Nassau blieb auf seinen Wunsch von der Eingliederung in die rheinische Kirche befreit und in Hessen ist ein Werk zustande gekommen, das, außer von den damaligen Renitenten, mit großer Befriedigung aufgenommen ist, mit dem auch jetzt die kirchlichen Leute Hessens wohl zufrieden sind. So dürfen wir uns auch fest darauf verlassen, daß bei den etwa bestehenden Absichten in Bezug auf Hannover und Schleswig-Holstein (über die man ja noch gar nichts bestimmtes weiß) von staatsabsolutistischem Zwange und Gewaltmaßregeln keine Rede sein wird. Wir bringen auch die Sache heute keineswegs zur Sprache, um davor zu warnen — wir könnten uns sehr segensreiche Entwicklungen damit verbunden denken, sondern um unsere Freunde in den verschiedenen kirchlichen Lagern und Richtungen auf eine Frage hinzuweisen, zu der sie über kurz oder lang werden Stellung nehmen müssen.

Noch sei erwähnt, daß der neue Präsident des evangelischen Oberkirchenrates insofern von vornherein eine andere Stellung als sein Vorgänger erhalten hat, als ihm ein höherer Rang (das Prädikat Excellenz) und der direkte Vortrag bei Sr. Majestät verliehen ist. Daß er nicht für eine Entwicklung der Kirche eintreten wird, in deren Linie die Abschaffung des Summepiskopates oder dgl. liegt, versteht sich von selbst, denn sonst hätte ihn Se. Majestät nicht berufen. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß er von Herzen für eine würdigere Behandlung der evangelischen Kirche sorgen wird. Die Liberalen, die über den Sturz von Stöcker, Hegel, Hermes jubelten, sind, was die Ernennung des Nachfolgers von Hermes betrifft, gründlich enttäuscht. Wenn wir kürzlich an dieser Stelle aussprachen, der evangelische Oberkirchenrat habe seine Bedeutung als leitendes kirchliches Organ sich durch Thaten zu erwerben, so scheint ihm in seinem neuen Präsidenten ganz der Mann gegeben zu sein, der ihm dazu verhelfen kann.

Gleichzeitig ist der Kultusminister Herr von Goßler zurückgetreten. Die evangelische Kirche kann den Wechsel in diesem Ministerium nicht beklagen. Denn man kann nicht sagen, daß Herrn von Goßler eine richtige Abschätzung der verschiedenen Zweige seines großen Gebietes eigen gewesen sei. Bei der reichen Thätigkeit, die er entfaltete, ist ja auch auf die evangelische Kirche manches Gute gekommen, jedoch durchaus nicht so viel, als ihre Bedeutung und ihre augenblickliche Lage verlangte. Sein letztes Werk aber war die Einbringung eines Gesetzes beim Landtage, durch welches die Berliner kirchlichen Verhältnisse in ein günstigeres Fahrwasser kommen sollen, indem der Stadtsynode das Anleiherecht verliehen wird.

In Berlin rüsten sich die verschiedenen kirchlichen Parteien schon für die im Herbst stattfindenden Neuwahlen zu den kirchlichen Gemeindevertretungen. Von beiden Seiten

sind Versammlungen gehalten, die Positiven geben sich Mühe, den gewonnenen Besitzstand zu erhalten, die Liberalen möchten die frühere Majorität wieder herstellen. Solche Wahlen hängen in ihrem Ausfall oft von den größten Zufälligkeiten, Geschicklichkeiten und Ungeschicklichkeiten ab. Im ganzen zweifeln wir daran, daß es den Liberalen gelingen wird, wieder größere Massen von Gleichgültigen auf die Beine zu bringen. Nicht als ob diese nicht thatsächlich die große Majorität bildeten! Aber diese Majorität sieht eben ein, daß es eine ungemütliche Lage ist, seine Zugehörigkeit zur Kirche lediglich durch schlechte Wahlen zu bethätigen. Die Zeichen der Kirchlichkeit in der großen Masse der Bevölkerung sind überall in Abnahme. Die letzten Reichstagswahlen bilden dafür in manchen Gegenden einen sichtbaren Abschnitt. Auch das kirchliche Verordnungsblatt konstatiert einen Rückgang der Zahl der kirchlichen Trauungen und der Taufen. Wir sehen darin den Einfluß der fortschreitenden Socialdemokratie, — ein Symptom der größeren Scheidung der Geister, welche unsere Zeit charakterisiert, die darum immer weniger Halbe gebrauchen kann. Das größte Hindernis für die Erfüllung des Berufes der evangelischen Kirche bildet die noch immer große Zahl untüchtiger Pastoren. Wir wüßten keinen Grund, warum wir das nicht offen aussprechen sollten. Man frage in den einzelnen Diöcesen herum, wie viel Geistliche es sind, die mit Eifer, Weisheit und Selbstverleugnung wirklich arbeiten. Man frage die Generalsuperintendenten, wie viel Superintendenten sie haben, die entschlossen und befähigt sind, ihren Geistlichen nach dieser Seite hin Antreiber und Helfer zu sein. Wir wissen wohl, daß das mit der landläufigen Ansicht nicht stimmt, welche grade die große Zahl gläubiger Pastoren als eine Auszeichnung unserer Zeit ansieht. Es fragt sich aber doch, was man unter „gläubig" versteht. Wenn dies Urteil vielen als ein hartes erscheint, so bin ich gewiß, daß es all den gläubigen Geistlichen aus der Seele geschrieben ist, die wirklich etwas thun, „welche ihre Seelen dargegeben haben für den Namen unseres Herrn Jesu Christi." Und daß es derer Gott sei Dank manche giebt, und daß sie sich wohl auch mehren, sei hier noch ausdrücklich anerkannt.

Von einzelnen Vorkommnissen in der preußischen Landeskirche sei noch folgendes erwähnt: Der ev. Oberkirchenrat hat darauf aufmerksam gemacht, daß nun die Zeit gekommen sei, wo auch solche zur Ehe schreiten können, welche nicht getauft sind (also nach 1879 geborene), daß sich deshalb die Geistlichen darüber im einzelnen Falle zu informieren hätten. Daß Unkonfirmierte von der kirchlichen Trauung zurückzuweisen seien, habe in der gegenwärtigen Gesetzgebung keinen Grund. Wir konstatieren demnach eine Lücke in der gegenwärtigen Gesetzgebung. — Am 11. Februar ist der Generalsynodalrat mit dem Generalsynodalvorstand zu einer Sitzung versammelt gewesen, in der über den Einfluß der neueren Bestimmungen über den Religionsunterricht in der Schule auf das kirchliche Verfahren im Konfirmandenunterricht verhandelt wurde, ferner über die Frage: wie die Thätigkeit des Geistlichen in Anspruch zu nehmen sei, um die konfirmierte Jugend für die Mitarbeit am kirchlichen Gemeindeleben heranzubilden und endlich über die Gründung und Leitung evangelischer Arbeitervereine durch den Geistlichen. In allen drei Fragen wurden sehr richtige Gesichtspunkte aufgestellt; was die letzte anbetrifft, so wurde die Pflege des christlichen Gemeinschaftslebens überall dringend empfohlen, die nur da, wo sozialdemokratische Agitation schon vorhanden oder zu erwarten sei, zu einer Absonderung der Arbeiter fortzuschreiten habe, wobei in konfessionell gemischten Gegenden auch der evangelische Charakter der Vereine auszuprägen sei; Geistliche haben sich nur da an der Gründung und Leitung zu betheiligen, wo andere Kräfte fehlen (was nun allerdings meistens der Fall sein wird, wir halten den Geistlichen in den meisten Fällen für den berufenen Führer), haben aber bei allen rein politischen Aktionen jedenfalls die Führung anderen zu überlassen — letzteres ein weiser und richtiger Rat. — In Liegnitz hat der Hauptpastor Ziegler 5 Vorträge gehalten und drucken lassen unter dem gemeinsamen Titel „Der geschichtliche Christus". Das Aufsehen und der Widerspruch, den dieselben in den kirchlichen Kreisen von Liegnitz erfahren haben, hat

Digitized by Google

das Konsistorium veranlaßt, Herrn Pastor Ziegler am 23. Februar nach Breslau zu citieren; über das weitere Verfahren ist bis zu der Stunde, in der dies geschrieben wird, noch nichts bekannt geworden. Nach einer Zeitungsnachricht soll der Gemeindekirchenrat Zieglers die Unverschämtheit besessen haben, den beiden Kollegen Zieglers wegen ihrer Betheiligung an Protesten gegen die Zieglerschen Angriffe auf den geschichtlichen Christus der Kirche eine Rüge zu ertheilen. — An mehreren Stellen der östlichen Provinzen sind in neuerer Zeit Separationen erfolgt mit dem Austritt von Geistlichen aus der Landeskirche, welche mit den früheren konfessionellen Separationen nichts gemein haben. So ist in Trebschen in der Provinz Brandenburg Pastor Brodersen und in Pillau Pastor Droste ausgetreten und an beiden Orten haben sich freie evangelische Gemeinden gebildet. Der Charakter derselben ist ein baptistischer: Verachtung der Kirche und der Sakramente, enthusiastische Auffassung der Wiedergeburt und phantastische Vorstellungen vom Heiligungsleben u. s. w. Pastor Droste stand und steht mit den ostpreußischen Stundenhaltern in Verbindung. Auch in Berlin scheint die separatistische Bewegung der Baptisten, Methodisten und anderer —isten und —aner zuzunehmen. Mit Wehmut sieht man es mit an, wie die Fehler und Versäumnisse der Kirche dazu führen, suchende Seelen in Gemeinschaften zu führen, die ihnen immer neue innere Nöte und Versuchungen bringen müssen. Nicht nur in Berlin giebt es unerreichbare Massengemeinden, in Ostpreußen giebt es Landgemeinden von 10—20 000 Seelen. Und denken wir uns in einer solchen Gemeinde einen Hirten, dem sein wissenschaftliches Bewußtsein verbietet, das Evangelium in seiner Vorbereitung und Erfüllung einfach biblisch zu verkündigen, — oder einen anderen, der die Leute mit der Ritschlschen Gelehrtenreligion abspeist, deren Ausdrücke dem religiös hungrigen Gemüte immer nur eine ungreifbare Fata Morgana vorspiegeln, — oder einen gläubigen Accidenzieneinnehmer oder dgl., — kann man es den Leuten verdenken, wenn sie zu den Baptisten gehen?

Die Jesuitenbewegung setzt noch fortgesetzt die Geister in Bewegung. Der Tod Windhorsts, des einst so ingrimmigen Feindes der Jesuiten, der schließlich zum Hauptvertreter ihrer Rückberufung geworden ist, hat einen Einschnitt in die Geschichte der Centrumsfraktion und ihrer Bestrebungen gemacht, dessen Folgen sich noch nicht übersehen lassen. Daß er das Centrum in seiner jetzigen Bedeutung zusammengehalten hat, ist außer Frage. Dazu befähigten ihn außer seinen eminenten Geistesgaben, seiner hervorragenden Klugheit, auch die Beweglichkeit seiner Anschauungen. Windthorst war kein waschechter Ultramontaner, ihn als Jesuiten zu bezeichnen, ist eine völlige Verkennung seiner Persönlichkeit; er war überhaupt mehr Welfe als Katholik, — wenigstens in seiner Opposition mehr durch die erstere Eigenschaft bestimmt. Aber dabei war er viel zu scharfsichtig, um zu verkennen, daß in der Gegenwart die Dynastie Hohenzollern der einzige feste Punkt in Europa sei, wie er sich dem Berichterstatter gegenüber in mehreren vertraulichen Unterredungen aussprach. Windthorst war derjenige Centrumsführer, der die Unparteilichkeit gegen die evangelische Kirche, soweit es einem Katholiken möglich ist, immer noch am meisten gewahrt hat. Doch wie gesagt, es lag in der Konsequenz seines ganzen Auftretens, daß er nun auch die Jesuiten zurück haben wollte. Die Petitionen pro und contra beschäftigen immer einmal wieder die Kreise im Lande; vor mir liegen die Titel von 21 Schriften und Schriftchen, die gegen die Rückberufung geschrieben sind und wieviel werden es außerdem noch sein, deren Titel mir gerade nicht zur Hand sind. Ueber die Sache selbst haben wir uns an dieser Stelle früher genügend geäußert.

Zum Schluß kommen wir noch auf einen zweiten Fall, in dem die Justiz eine Entscheidung getroffen hat, der der Kirche gradezu an das Leben geht. Mit dem ersten meinen wir den des Pfarrers Marquardt in Neuenweg, den wir im Februarbericht mitgetheilt hatten, und zu dem das Märzheft unter den Redaktionsbriefen teils Ergänzendes teils Berichtigendes hinzugefügt hat.*) Wir denken, daß damit auch die uns direkt zu-

*) Zu den da schon korrigierten Versehen (Bayern statt Baden) ist noch hinzuzufügen der Druckfehler „Staatsknechte" für „Satansknechte", wie der Pfarrer M. die Betreffenden auf der Kanzel

Digitized by Google

gegangenen freundlichen Sendungen vorläufig erledigt sind. Sie lassen uns Blicke thun in die badischen kirchlichen Verhältnisse, die einem die Haare zu Berge stehen lassen. Wir hatten nicht gedacht, daß der kirchliche Liberalismus so sichtbar faule Früchte gezeitigt hätte: Korruption unter den Pfarrern, Versumpftheit der Gemeinden und erbärmliche Schwäche der Behörden. Doch wir wiederholen, daß die Hauptbedeutung des Falles Marquardt in der Entscheidung des Reichsgerichts liegt, die wir auch im Februarheft schon ganz korrekt dargestellt und beurteilt hatten als „grobe Verletzung des Rechtsgefühls im Volk". Nun kommt aber eine zweite Entscheidung hinzu, die nicht minder der ernstesten Zurückweisung bedarf. Sie ist freilich erst von einem Schöffengericht ausgegangen, nämlich dem zu Ohrdruff im Gothaischen, aber nach der obigen Entscheidung des Reichsgerichts ist in Deutschland jetzt doch eigentlich Alles möglich. Der Ohrdruffer Fall ist der, daß ein Pastor in seinem Amtszimmer einem Gliede seiner Gemeinde Vorstellungen über sein unfriedliches Eheleben gemacht hat, und — darüber angeklagt — wegen Beleidigung verurteilt ist. Der Pastor berief sich auf sein göttliches Recht, auf die bestehenden gesetzlichen Vorschriften, die in Gotha ebenso existieren, wie in Preußen durch das Allgemeine Landrecht, — allein das Gericht sah die Hinweise als „unerheblich" an und betonte, daß die Seelsorge nur da geübt werden dürfe, wo sie gewünscht wird. — Wir würden uns nicht wundern, wenn nachträglich bekannt würde, daß der Richter dieses Schöffengerichts „jüdischer Konfession" war. Das Landesgericht in Waldeshut, das in zweiter Instanz den Fall Marquardt behandelte und zuerst zu Gunsten des verfoffenen Bürgermeisters entschied, bestand aus lauter Katholiken und einem Juden.

Herr Pastor Seipio hat in der „Prot. K. Z." vom 11. März auf die Verteidigung geantwortet, die ich im Januarheft dieser Zeitschrift meinen Behauptungen vom Augustheft hatte angedeihen lassen. Ich bedauere wiederholt, daß ich ihn so gereizt habe, daß er auch jetzt wieder von „Unwahrhaftigkeit und Unverschämtheit" redet. Ich hätte in meiner ersten Aeußerung die Ausdrücke so setzen sollen, daß mein Urteil über die Unfruchtbarkeit des Prinzips nicht verstanden werden konnte als persönliche Angriffe gegen an sich ehrenwerte Persönlichkeiten. Auf die neue Aeußerung von jener Seite allseitig einzugehen unterlasse ich 1) weil Pastor Seipio erklärt, daß er sich mit dieser Angelegenheit „endgültig" befasse (es wäre aber doch hübscher gewesen, in ein letztes Wort nicht eine Fülle neuer Angriffe zu bringen); 2) weil das meiste der Erwiderung nicht in unsern Streitpunkt gehört; von den 7 Seiten derselben beschäftigen sich 4½ mit der Zerpflückung eines vor 11 Jahren von mir geschriebenen kleinen Buches, das allerdings manche Angriffsseite bietet; mit genügender Deutlichkeit und Gründlichkeit habe ich mich über die dort angeregten Fragen ausgelassen in meinem späteren: „Wesen der Wissenschaft und ihre Anwendung auf die Religion, eine empirische Grundlage für theol. Methodologie. Leipzig, J. C. Hinrichs."

Nun aber das noch, was ich den Lesern dieser Zeitschrift schuldig bin: 1) den Kernpunkt, sagt Pastor Seipio, hätte ich umgangen, nämlich die Anschuldigung der protestantenvereinlichen Richtung. Ich weiß aufrichtig nicht, was ich dazu (etwa außer dem oben Bemerkten) noch sagen sollte; ich hätte doch eher erwarten können, daß er ihn seinerseits widerlegte. Ich würde es dankbar und objektiv hinnehmen, wenn er mich darauf hingewiesen hätte, daß von den Tausenden der Missionare oder den Tausenden der Diakonissinnen oder den Hunderten der Diakonen, die für die Sache der christlichen Liebe draußen und in der Heimat arbeiten, der eine oder andere einem protestantenvereinlichen Geistlichen seine innere Anregung verdanke. Oder er hätte auf den von einem Führer des Protestantenvereins Herrn Lammers angeregten wohlverdienten „Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke" hinweisen können und mir nachweisen, daß

genannt haben sollte. Auch im Märzheft ist in unserem Bericht ein bedauerlicher Druckfehler zu verbessern auf S. 312, Zeile 1 des 2. Absatzes. Wir finden es nämlich gar nicht „erstaunlich" sondern „erfreulich", daß nicht „dieser Herr" sondern „diese Herren", nämlich die deutschen Landwirte, Verständnis für die kirchliche Arbeit zeigen.



sich die Geistlichkeit seiner Richtung lebhaft daran beteilige oder dgl. Ich kann es nicht zugeben, daß mit Recht von mir verlangt wird, ich hätte auf diesen Punkt eingehen sollen.

2) Das, was mich überhaupt zu meiner Entgegnung s. Z. veranlaßt hatte, war die direkte Aufforderung, an meine Person gestellt, Leute zu nennen, die vor Sulze in Sulzes Weise gearbeitet hatten. Ich habe das gethan, und dieser „Kernpunkt" scheint mir auch nach der Entgegnung des Herrn Pastor Seipio nun wirklich klar gelegt zu sein.

Endlich noch ein Wort über den sel. Büchsel. Ich erkenne an, daß ich nach den von Herrn Pastor Seipio aufgeführten Artikeln kein Recht hatte zu sagen: er sei absichtlich totgeschwiegen. Daß er nicht gebührend gewürdigt wird, beweist die neueste Aeußerung des Herrn P. Seipio selbst. Er sucht demselben Inkonsequenz nachzuweisen, indem er neben die von mir citierte weitherzige Aeußerung desselben, daß er es mit jedem halte, der mit ihm arbeiten wolle (zu der auch ich mich voll und ganz in meiner ganzen Thätigkeit bekannt habe), die andere hält, in der er gegen die Geistlichen der protestantenvereinlichen Richtung Partei nimmt. Ich bemerke dazu nur, daß die Inkonsequenz sofort verschwindet, wenn man als Zwischenglied ergänzt, daß er eben unter ihnen keinen gefunden habe, der mit ihm habe arbeiten wollen. Herr P. Seipio mag nun das „mit ihm" betonen, ich gebe ihm darin Recht. Ich wollte nur abweisen, daß dem lieben alten Büchsel seine Weitherzigkeit abgesprochen würde, durch die er seiner Partei so große Dienste geleistet hat. M. v. N.

Das sinkende Blatt.

Gedicht von A. von Rothenburg.*)

I.

Sinkendes Blatt, fallendes Laub
Sieh' nun bist du des Herbstes Raub.
Ernster schon blinken Felder und Hain
Und die Blume verblüht auf dem moosigen Rain;
Ja, die Blume verblüht und der Falter erstarrt
Und was weich und schön war, wird rauh und hart.
Stürme sie wehen über das Land,
Bald auch schlingt sich das eherne Band,
Flocken wirbeln und decken dich zu
Sinkendes Blatt, bald bin ich wie du!

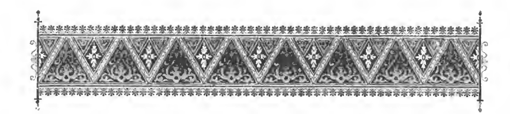
II.

Ach, wie verlanget und sehnt sich das Herz
Aus der Vergänglichkeit zehrendem Schmerz,
Aus des Herbstes Vergehn und der Nichtigkeit Schein,
In das Land des Lebens versetzt zu sein —
Wo das Licht nicht erblaßt und nicht öd' wird der Hain,
Wo die Blume nicht bleicht auf dem moosigen Rain,
Wo der Falter nicht stirbt, wenn er Honig trinkt,
Wo im Anschauen Gottes die Zeit versinkt,
Wo die Ewigkeit rastet mit lächelndem Mund,
Sinkendes Blatt, dort sind wir gesund!

---

*) Wir hoffen, demnächst unseren Lesern ein Lebensbild der Frau von Rothenburg bringen zu können. Für heute teilen wir ein Gedicht mit, welches die Verstorbene einige Monate vor ihrem Tode niedergeschrieben hat, als sie schon das Ende herannahen fühlte. Red. d. A. k. M.

Digitized by Google



Deutsche Rechtssitten.

Auf ihren Ursprung und Sittenkern zurückgeführt.

---

2. Zeit des Gerichts. „Tagen.“ Gerichtsstätte. Gerichtsbäume. Mallum. Mahlberg. Mahlstatt.

Wie nun die Zwölfzahl der urteilfindenden Schöffen an die Göttersage erinnert, so auch die Gerichtszeit und der Gerichtsort. Die Nornen, wie die Götter urteilen und richten unter dem allnährenden Weltbaum bei Urdas Brunnen in feierlicher Stille, Odins Sohn Baldur wohnt und urteilt in Breidablick, wie sein Vater in Hlidskialf. Forseti, Baldurs Sohn, bewohnt Glitnir, und auf Fositesland oder Helgoland schöpft man schweigend unter freiem Himmel, wie die 12 Asegen in der friesischen Sage ihre Sitzung ebenfalls unter freiem Himmel halten. So wurden denn auch die mit Opfern und Eiden verbundenen alten Gerichte unter priesterlichem Vorsitz stets unter freiem Himmel öffentlich gehalten, an einer Gerichtsstätte, die gleichsam auch ein Breidablick sein mußte gleich der Wohnung Baldurs, dessen Urteile so rein waren, daß niemand sie zu schelten vermochte. Eben weil er der Gott des Rechts und des Lichts war und „Licht und Recht“ als unzertrennlich erschienen, so erfolgten alle Gerichte bei Licht.

Sonnenzeit galt für alle gerichtlichen Verhandlungen, selbst für die gerichtliche Ladung, so daß der ladende Bote nach Sonnenuntergang nichts mehr ausrichten konnte, denn Tag und Sonne waren geheiligt. Vor „klimmender Sonne“ d. h. vor Sonnenaufgang wurde kein Gericht gehegt, mit sinkender Sonne jedes „aufgeschlagen“. Darum heißt das Gericht tagadinc, der bestimmte Termin tagafart, und vor Gericht laden, erscheinen, sowie später das Verhandeln selbst tagen. Auch die Vollziehung der Strafe erfolgte vor Sonnenuntergang; nächtliche Hinrichtungen, wie sie in Griechenland galten, laufen wider alle deutsche Sitte (R. A. 817), wie diese sich noch bis auf diese Stunde erhalten hat.

Die Gerichtsstätte aber pflegte ein Baum zu bezeichnen. Der Thingbaum der Götter blieb Vorbild für die deutschen Gerichte bis in unsere Zeit, wo die Dorfgemeinde noch unter der Linde zusammenkam, um ihre Angelegenheiten zu richten. Während die Esche der heilige Gerichtsbaum des Nordens war, findet sich als solcher in Deutschland am meisten die Linde, was um so weniger befremden kann, da sie der Göttin Holla geweiht ist, und ihr die Grenzen heilig waren (Simr. M. 407). Auch liebt sie den Aufenthalt an Brunnen, woher ihr Beiname „Brunnenhold“ im Märchen


Digitized by Google

(vgl. „Hollabrunn"); der Brunnen aber hat ja uralt gerichtliche Bedeutung. Von der Gerichtsstätte unter der Linde sagt noch H. Sachs:

> Solch Kunst achten wir Dorfleut nicht,
> besitzen doch unser Gericht
> unter dem Himmel bei der Linden;
> oft kurzer Zeit ein Urteil finden
> nach der wahren Gerechtigkeit,
> damit ihr umbgeht lange Zeit.

Gleich der Linde erscheint auch die dem Gotte Thor geweihte Eiche häufig als Gerichtsbaum. So werden noch im Jahre 1483 die Männer des Gerichts zu Sonneborn von Conz Folhart geheischen an den frien stul zu der breiten eichen (Acta hanoviensia. Marb. 1739. 1, 89).

Ebenso erscheint ein judicium sub quercu, ein Landgericht ad septem quercus; ein Holzgericht bei den sieben Eichen, und noch erinnern die Namen Dreieichen, Siebeneichen an alte Gerichtsplätze, ebenso wie die Namen Linden, Hohenlinden, Siebenlinden.

Seltener erscheinen andere Bäume als Gerichtsbäume, doch saßen z. B. in Loftorf „die Richter unter der Tannen", zu Rüdesheim „unter dem Nußbaum". Gerichte unter Apfelbäumen, oder auch unter Buchen kommen nach R. A. 797 gar nicht vor. Am meisten erscheinen Linde und Eiche. Die Thors- oder Donars- (Donner-) Eiche erinnert das Volk zugleich an den Gott des Zorns und der Strafe und in dieser Eigenschaft Thors wiederum an Wuotan. Thor sendet Donner und Blitz von den Höhen herab, weshalb auch hohe Berge ihm geweiht sind, so der Donnersberg in der Rheinpfalz und ein anderer in Westfalen an der Diemel, wo im M. A. ein großes Volksgericht fortdauerte. Aber Donar galt nicht nur nach Odin für den mächtigsten und stärksten aller Götter — wie er denn in der Edda gewöhnlich gleich neben Odin, zuweilen vor ihm genannt wird —, sondern er hat auch durch seinen Hammer Miölnir eine geradezu rechtliche Bedeutung. Dieser Hammer weiht im Norden Becher, Leichen und Ehen, und Hammerwurf bestimmt die Grenze. Thor ist es vor allem, der bei Besitzergreifungen in den Vordergrund tritt und bei neuen Ansiedlungen, die ihm öfters geheiligt werden. Die Ansiedler auf Island weihten ihm einen Bezirk und nannten denselben Thorsmark, ein Name, der an das schlesische Geschlecht der Henkel von Donnersmark erinnert. Die Mark (Grenze) wurde durch Hammerwurf bestimmt. Auch der Name Henkel wird durch die Rune Thor Þ erklärlich. Wie sehr der Gott Thor, der als Freund der Menschen auch ein Gott des Rechts ist, im Norden verehrt wurde, beweist vielleicht am besten der Umstand, daß eine Menge altnord. Namen mit Thor zusammengesetzt ist. (Thora, Thorolfr, Thorvaldr, Thorsteinn, Thord, Thorgerd, Thorleifr, Thorsteinsson, Thorgilsson, Thormodr, Thorarinn, Thorlaug, Thorgrima.) Als Gott der Ehe, die sein Hammer weiht, legt er den Grund zu einem sittlich und rechtlich geordneten Leben; als Gott des Eigentums, das sein Hammerwurf begrenzen und feststellen hilft, entwickelt er den Staat aus der Familie; als Gott der Brücken, der die Bergströme zähmt, verbindet er die Stämme.

So ists begreiflich, daß der Hammer im deutschen Recht eine so große Bedeutung erhielt und bis auf heute behalten hat. Bis in die neuere Zeit wurde in Obersachsen durch einen herumgetragenen Hammer Gericht angesagt; bei gerichtlichem Güterverkauf thut der Richter den Zuschlag mit dem Hammer, und noch sagen wir: „Es kommt unter den Hammer." So sehr wurzelt eine Menge unserer Rechtsgebräuche und Rechtsinstitutionen in der germanischen Göttersage.

Ebenso ists mit dem Gerichtsort, der womöglich ein Breidablick und sodann am Wasser gelegen war. Erwähnt wurde schon oben die Gerichtsstätte zu Sonneborn; ebenso erscheint (a. 1391) ein Landtag bei dem Richtbrunnen bei Stuhlingen, ferner

Digitized by Google

ein Schöffengericht an der bornsul (a. 1412), ein gleiches beim born zu Pfungstatt u. a. Oder man wählte den Ort wenigstens in der Nähe eines Wassers, so z. B. juxta littus aquae in Gensungen (a. 1256), apud pontem fuldensis oppidi (a. 1189), super ripam fluminis Werra; ein Gauding in Grebenstein auf der Brücke unter freiem Himmel; ein Brückengericht zu Würzburg (a. 1456), uff der brucken zu Steinheim, uff der brucken zue Hirsaw u. dgl. Kurz, es erschien noch in später Zeit das heilige Element zu Gerichtsverhandlungen erforderlich und die beibehaltene Gewohnheit gründet sich, auch ganz abgesehen von dem bedeutungsvollen Zusammenhange zwischen Schöffe und schöpfen, auf die heiligen Gerichtsstätten der Göttersage.

Vor allen Dingen aber mußten diese Gerichtsstätten öffentliche Stätten sein und Breidablick gewähren, ob sie nun auf Höhen oder auf Wiesen lagen. Große Volksversammlungen forderten meist freie Ebenen, geringere Gau- und Centgerichte, sodann fanden wohl alle gebotenen auf Anhöhen Raum. Wenigstens wird von jenen nur der Ausdruck mallum oder placitum gebraucht, nicht mallobergus, welches nur da steht, wo von Gerichten für wirkliche Rechtsstreite die Rede ist, also von kleineren. Die Mahlstatt (got. mêl, ahd. mâl oder mahal, ags. mœl, altn. mâl) bezeichnet die Gerichtsstätte. Daher unser vermählen, Gemahl (mhd. gemáhel, ahd. gimahalo), Gemahlin (mhd. gemahele, ahd. gimahalâ), denn auch die Ehe, oder vielmehr schon die Verlobung wurde in öffentlicher Versammlung der freien Genossenschaft geschlossen und gefestigt, und die Verletzung des Rechtes der Verlobung (altn. faestningarân) wurde zur Zeit der unverletzten Volkstümlichkeit der Germanen hart gestraft. Ebenso wurde der Mahlschatz, die Mitgift, rechtlich bestimmt. Ohne Mahlschatz gehörte die Frau nur ihrem angebornen Geschlechte an, daher war die hauptsächlichste der gesetzlichen Leistungen der sogen. Brautkauf (mahalscaz, muntscaz, brûtimete, altn. mundr, fästingafé) d. h. die Ablösung der Braut von der angebornen Mundschaft und die Bedingung des rechtmäßigen Eintritts in das Geschlecht und in den Schutz des Bräutigams. Auch die Bestimmung der Höhe der Mitgift geschah im feierlichen mallum (mahal, concio), daher der Ausdruck „Mahlschatz", altn. mâli (dos), mâlakona (uxor legitima). Indessen bedeutet Gemahlin jetzt mehr conjux, früher mehr sponsa.

Mahlstatt und gerichtsmalh für locus judicii hat sich, freilich mit Vokalverkürzung und Konsonantverdopplung, noch bis heute auch in Ortsnamen erhalten, wie Detmold, Dietmold, Kirchdetmold, Mehlen. Vergl. Thiotmalli, theotmalli, Pertz 1, 164; Dietmelle (bei Cassel) a. 1247, später entstellt in Detmold. Das verstärkende diot, diet zeigt an, daß sich an diesen Orten vor Alters große Volksgerichte (diotmahal, thiodmâl) befanden. Den Namen Malberg, der an den isländ. lögberg (Gesetzesberg) erinnert, führten und führen noch manche Oerter, ebenso häufig ist das allgemeinere Mahlstedt oder Dingstedt, oder Mehlen (im Fürstentum Waldeck). Oft heißt die Gerichtsstätte nur „auf dem Berge". So war ein Gericht am Donnersberg bei Warburg (thuneres berg, also wohl von Thunar, Donar benannt); Kuno von Falkenstein, der Erzb. von Trier, und Johann von Limburg besaßen das Gericht „auf dem Berg"; ein Landgericht auf dem Leineberg bei Göttingen; ebenso bei Oberaula „ein ungeboten Gericht auf dem Berge". So reden verschiedene Weistümer (Erfelder, Gerauer, Jugenheimer, Pfungstädter, Oberramstädter) von Bergschöffen und vom Gebietenlassen auf den Berg. Das rheingauische Landgericht bei Nehren hieß das auf der Ueberhöhe, war also ein rechter Breidablick. Hierher gehört auch das perchtaiding R. A. 801, gebildet aus dem Compositum tagadine, welches sowohl das Gericht als den Prozeß bedeutet.

Was bei uns Mahlberg und in Franken malloberg, hieß im Norden lögberg, Gesetzesberg, juris dicundi rupes, dessen die Nialasaga häufig Erwähnung thut; doch scheint er mehr für größere Versammlungen zu dienen, für kleinere dagegen Thingbrecka (Thinghügel, von brecka = clivus).

Digitized by Google

Aber auch wo die Gerichtsstätte kein Berg war, pflegte man doch immer die Oeffentlichkeit zu wahren und wenigstens offene erhöhte Plätze zu wählen. So findet sich die Gerichtsstätte öfters bei großen Steinen. So erscheint in Urkunden ein Gericht sub tilia apud Bermaringen, apud locum, qui dicitur Ruhimbuhel (Ruhebühel, Ruhesitz auf dem Hügel) et apud lapidem Ringingen celebravit provincialia judicia (a. 1255), oder in campo apud longum lapidem, quod landding dicitur (a. 1274). Heinrich von Mengirskirchen, Schultheiß*) zu Amanaburg, saß zu Gerichte vor dem Bilsteine unter Amanaburg mit seinen Schöffen (a. 1365). Zwölf Steine kommen in Upland für die Urteiler vor, dreizehn in Südermanland, der dreizehnte für den vorsitzenden Richter.

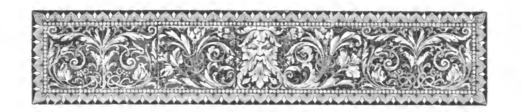
Seltener erscheinen Gerichte vor dem Thor, der Stätte der Oeffentlichkeit, aber auch da auf Erhöhungen; so namentlich auf den Steinstaffeln vor den Burgthoren, einer Art Perron, der zunächst dazu diente, um zu Pferd zu steigen oder abzusteigen. So giebt es ein Staffelgericht zu Weißenburg im Elsaß, ein Staffelstein in der fränk. Schweiz, ein Gradgericht zu Weißenfels in Sachsen; ein judicium in strata communi (a. 1291), ein Femgericht „oben an der strasse, da sich farweg und fusspfad scheidet“ im Hernbreitinger Petersgericht.

Das M. A. kennt auch viele Gerichte vor dem Kirchthor, auf dem Kirchhof. Da war oft nicht nur der freieste, ruhigste, öffentliche Raum, sondern Gottesdienst, Opfer und Gericht gehörten nach altheidnischer Vorstellung zusammen. Wurden doch auch oft Kirchen an die Stätte der alten heidnisch geweihten Orte gebaut und Bäume stehen gelassen, die dem Volke lieb waren. Gleich jenem Baum vor dem Tempel zu Upsala standen Gerichtslinden vor mancher christlichen Kirche.

---

*) ahd. scultheizo ist nicht der χρεωφειλέτης; got. haitan heißt rufen, fordern, die Schuld einfordern: es ist der judex, der auch zur Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten mahnt; in den langob. Ges. sculdasius: actor publicus, judex, exactor. Lat. Urk. des 13. Jahrhunderts geben scultetus, im Hochd. des 14. und 15. Jahrhunderts Schultheiße, heutige Verkürzung Schultheß, Schulze; der Sachsensp. hat scultheite; fries. Ges. sceltata und scelta.

Digitized by Google



Neue Schriften.

1. Politik.

— Zweijährige Dienstzeit. Offenes Schreiben an den Verfasser von „Ne quid nimis“, Herrn Friedrich Wilhelm Schultze, von August Eduard Müller. (Berlin 1890, Richard Wilhelmi.)

Der Verfasser des Buches ist verständiger, als nach dem Titel und dem ganzen witzig sein sollenden Stil zu vermuten ist. Er befürwortet die zweijährige Dienstzeit für alle Waffen. Hauptgrund das große numerische Uebergewicht unserer Feinde. Frankreich hat schon im Jahre 1891 ein Heer in Friedensstärke von 520,548 Mann, während das deutsche Reich nur 495,983 hat. Dies Mißverhältnis steigert sich mit jedem Jahr. Zu Beginn des kommenden Jahrhunderts wird Frankreich über mehr als 4, Deutschland nur über $3^1/_2$ Millionen Kombattanten verfügen. Verf. sagt: „Wir stehen vor der Wahl, ob wir künftig (d. h. vom Jahr 1914/15 ab) eine Kriegsstärke vorziehn wollen von 3.458,000 Mann, die teils 34,5, teils 22,5 Monate, teils 20 Wochen, teils gar nicht bei der Fahne gedient, oder eine solche von 5,625,000 Mann (25 Jahrgänge), welche durchweg gleichmäßig eine zweijährige Ausbildung im stehenden Heer genossen haben. Mich dünkt, die Entscheidung wäre nicht schwer zu treffen, — trotz allem, trotz der feurigen Rede, welche der Herr Abgeordnete Freiherr von Münch, uneingedenk der „Konsequenzen“ seiner Parteizugehörigkeit, am 28. Juni 1890 zu Nutz und Frommen der dreijährigen Dienstzeit hielt, und der die Heeresverwaltung füglich das Motto vorsetzen durfte: „Gott schütze mich vor meinen Freunden, vor meinen“ u. s. w. — trotz der unbegründeten Hoffnung des Herrn Abgeordneten Richter, daß durch Einführung der zweijährigen Dienstzeit auch eine Ermäßigung der bisherigen Friedenspräsenzziffer (!) nebst entsprechender Verminderung der Kosten ermöglicht werden würde, — trotz der vom Herrn Abgeordneten von Kardorff mit größtem Recht gegeißelten „Piepmeierei“ Michels, welcher sich mit der zweijährigen Dienstzeit eine Verminderung der Armee um ein Drittel verbunden denkt, — trotz der vom Herrn Abgeordneten Hinze betonten Notwendigkeit, auch bei zweijähriger Dienstzeit gleich wieder mit einer Rekrutenvakanz von vierzehn Tagen bis drei Wochen anzufangen, um dem Lehrpersonal eine Erholung zu gönnen, — trotz endlich der Wünsche des Herrn Abgeordneten Bebel, welcher die einjährige Dienstzeit dringend empfiehlt.“ — Und Verf. fährt fort: „Wenn die Regierung sich bereit finden ließe, durch Annahme der zweijährigen Dienstzeit den alten Herzenswunsch einer großen Mehrheit der Nation zu erfüllen, dann muß sie auch mit Recht darauf zählen dürfen, daß ihr die Vertreter dieser Nation ohne quengelnde Afterweisheit, ohne ängstliche Knauserei und ohne unersättliche Gier nach noch größeren Errungenschaften mit dankbarem, freudigen Herzen und offener, freigebiger Hand gegenübertreten, um nicht nur die unerläßlichen Mehrkosten, sondern auch das vom Herrn Kriegsminister erst jüngst wieder so lebhaft befürwortete Aeternat zu bewilligen und so die unabweisbaren Erfordernisse des Heeres der Gunst und Ungunst, dem Streit und Hader der Parteien dauernd zu entrücken.

„Wenn wir dies alles erreicht haben werden: die zweijährige Dienstzeit im Verein mit der wirklichen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht und einem Aeternat von rund fünf viertel Prozent der Bevölkerung — dann wird in der That Großes vollbracht sein, dann haben wir mehr geleistet, als Frankreich uns überhaupt nachmachen kann und als Rußland uns sobald nachmachen wird, dann ist für unsre Wehrkraft, Sicherheit und Ehre alles geschehen, was vorläufig in Bezug auf Heeresorganisation irgend geschehen konnte, dann — aber auch dann erst — sind wir in Wahrheit ein ‚Volk in Waffen!‘“

Die Kosten berechnet Verf. auf 406 Millionen einmal und 110 Millionen mehr jährlich. Wie

Digitized by Google

immer man zur Frage der Dienstzeit stehen mag — die Ausführungen des Verf. sind beachtenswert, sachverständig, und doch wohl Zukunftsideen, die über kurz oder lang Verwirklichung finden werden.

— Kaiser und Arbeiter. Aufruf zur Bildung einer kaiserlich-socialistischen Partei von Friedrich Bauer. (Bonn 1891, Hanstein.) 158 S.

Ein wunderliches und konfuses Buch in Form von Gesprächen. Der Verf. hofft, daß es in zehn Jahren nur noch drei Parteien geben wird: kaiserlich-socialistische, Socialdemokraten und Unverbesserliche. Der Verf., so eine Art politischer Naturdoktor, will die Macht des Kaisers stärken, den Grund und Boden verstaatlichen, für Anarchisten die Lynchjustiz zulassen und noch manches andere, was der Kritik nicht weiter bedürftig ist.

— Was kann die Sprache zur Lösung der socialen Frage beitragen? Ein Tröpfchen Selbsterkenntnis. (Breslau, Preuß & Jünger.) 1890. 1,50 M.

Der Verfasser ist durchdrungen von dem Wert der Sprache für die Entwicklung des Menschengeschlechtes. Er hat sich bemüht, Ursprung und Wesen der Sprache zu erforschen und giebt S. 26—81 eine Darstellung des Resultates seiner Studien. Dieser Teil des Buches liest sich recht gut. Bei der Beschäftigung mit seinem Gegenstande ist nun aber der Verfasser in einen solchen Enthusiasmus hineingeraten, daß ihm nunmehr die Sprache alles ist, sie soll das beste, wenn nicht das einzige Mittel zur Lösung der socialen Frage sein. Wir dächten, wer so etwas behauptet, der müßte doch die sociale Frage von Grund aus kennen. Nach des Verfassers Meinung ist sie ein Riß zwischen dem Gelehrten- und Laienstande: „sie verstehen einander nicht." Mißverständnisse und Vorurteile müssen durch Aussprechen, durch die Sprache beseitigt werden. Die letztere ist der Ausdruck der Volksseele. Das Volk muß sich selbst erkennen, indem es seine Sprache erkennt, darum Sprachunterricht. Bis auf die ersten Anfänge muß das Wachstum der deutschen Sprache verfolgt werden, damit Rückkehr zur Eigenart des deutschen Volkes, dessen unverdorbener Charakter in der Zeit zu sehen ist, ehe ihm das römische Christentum aufgezwungen wurde. Diese Weisheit wird uns in solcher Form geboten, daß es uns nicht wundern sollte, wenn uns Mißverständnisse zum Vorwurf gemacht würden. Es tritt uns nämlich auch hier die in neuerer Zeit recht beliebte paradoxe Redeweise entgegen, welche durch möglichst geistreiche Ausdrücke dem Leser Bewunderung einzuflößen versucht. Bei diesem Haschen nach Effekt kann es dann nicht auffallen, wenn uns schiefe Gedanken, übertriebener Ausdruck, sehr anfechtbare Behauptungen in reichlicher Zahl entgegen treten. Den eigentlichen Standpunkt des Verfassers hier darzulegen, erscheint nicht nötig, dazu ist derselbe noch zu wenig abgeklärt. Nur sei noch erwähnt, daß der Verfasser schließlich sich zu dem Worte bekennt: Die sociale Frage ist eine religiöse Frage. Also doch! denken wir. Aber: „dem Volk werden religiöse Unwahrheiten gepredigt." In den Worten: Erbsünde und Erlösung findet er dieselben. S. 102 heißt es dann: „Dieses Ideal, nach dem die ganze Menschheit ringt und strebt, ist die Wiederherstellung der reinen Lehre Christi, welche alle Menschen als gleichberechtigte Kinder eines Gottes umfaßt. Dieses Ideal kann nur durch einen Kulturkampf in des Wortes eigenstem Sinne erreicht werden, durch einen Kampf gegen alle Feinde der Bildung und der ungestörten Fortentwicklung der Menschheit, durch einen Kampf gegen die faulen Elemente, die das leichte und einkömmliche Geschäft der Hetz- und Brandreden dem strengen exakten Denken vorziehen, die aus lauter Nächstenliebe ihren Mitmenschen bei lebendigem Leibe braten möchten, nur um dessen Seele zu retten. Die Erreichung jenes Ideals ist gleichbedeutend mit der Rückkehr zu dem strengen unerbittlichen Gotte des alten Judentums 2c."

Also ein neuer Beleg dafür, eine wie traurige Unkenntnis des Christentums sich bei so vielen Gebildeten findet! Sollte der Verfasser sich wieder veranlaßt sehen, vor „seinem Volke" über sociale Fragen sich zu äußern, so wolle er doch zuvor ernstliches Studium auch dem religiös-ethischen Gebiete und seiner Geschichte zuwenden. Er wird dann auch die Mission besser würdigen, auch neutestamentliche Schriftworte nicht so mißbrauchen, wie er es hier gethan. Dazu wünschen wir ihm, was wir ja alle gebrauchen können, — „ein Tröpfchen Selbsterkenntnis". Wt.

— In Darkest England and the Way out. By General Booth. (London, 1890.)

Die Zeitungen haben über den socialen Reformplan des „General Booth", des Gründers der Heilsarmee, mancherlei Notizen gebracht, wir möchten aber mit dieser kurzen Anzeige auf das Buch selbst hinweisen, in welchem der „General" seine Pläne eingehend entwickelt hat. Es inhaltlich voll zu würdigen, dazu fehlt hier der Raum, es würde dazu ein längerer Aufsatz nötig sein. Wir möchten aber doch mit dazu thun, daß dies Buch als eine litterarisch bedeutsame Erscheinung in den Kreisen, die für das sociale Problem ein Herz haben, gelesen würde. Es ist ungemein interessant und sachlich geschrieben, das Werk eines Enthusiasten, der nicht graue Theorie spinnt, sondern der gewohnt ist, die Dinge praktisch anzugreifen. Wenn er zuerst die Diagnose der Krankheit des socialen Wesens stellt, wenn er in solche Tiefen der Armut, des Lasters und Verbrechens uns führt, daß ihm und uns jenes Dante-Wort in die Ohren klingt: „Wer hier einsteigt, laß alle Hoffnung fahren," wenn er dann die Wege zeigt, auf welchen er die in dieser irdischen Hölle Gefangenen herausführen will, so merken wir immer, daß wir es mit einem Manne zu thun haben, der die Sache, von der er redet, auch wirklich kennt, und der die Vorschläge, die er macht, auch wirklich anzufassen bereit ist. Was er vorschlägt, ist an sich alles praktisch und brauchbar, es wird erst bedenklich durch die Ausdehnung, die er dem allen geben will, und durch

Digitized by Google

die Resultate, die er davon erwartet. Wie durch die Fortschritte der Technik sich gewaltige Dampfpumpen werden konstruieren lassen, durch welche Sümpfe trocken gelegt werden können, deren Besserung unsere Vorfahren für unmöglich gehalten haben würden, so meint er, müsse auch ein genialer geistlicher Ingenieur auftreten, der, indem er über das nötige Geld und die nötige Menschenhülfe zu verfügen habe, den moralischen Sumpf unserer Großstädte und unseres ganzen socialen Lebens auspumpe und trocken lege. Ich glaube, der General könnte in dem ihm scheinbar ganz unbekannt gebliebenen Deutschland recht viel lernen. Was er vorschlägt, wozu er seine Engländer begeistern will, wovon er also meist erst redet, das hat unsere innere Mission seit Jahren in treuer Arbeit getrieben. Wir haben Herbergen und Verpflegungsstationen und Arbeiterkolonien, und wir kennen den Segen von diesem allen, wir wissen, um mit Perthes, dem Gründer der Herbergen, zu reden, daß es des Schweißes der Edlen wert ist. Wir streben auch danach, die Maschen unserer Netze enger zu machen, wir möchten mehr Geld zum Betriebe, mehr Menschen haben, die mit anfaßten, und wir sind überzeugt, daß sich dann noch vieles zur Rettung der Armen und Elenden thun ließe. Aber wir wissen auch, daß die Rettung vom zeitlichen wie vom ewigen Verderben sich nicht mit Dampf betreiben läßt, und dazu, daß, wo die ungesunden religiösen Prinzipien der Heilsarmee zu Grunde gelegt werden, die wirklich erzielten Resultate doch nur höchst fragwürdige sein können. Man mag immerhin den glühenden Enthusiasmus des Mannes bewundern, man mag aus seinem Buche den Eindruck mitnehmen, daß man es mit einem bedeutenden und auch ehrlichen Menschen zu thun hat, doch aber wird ein deutscher evangelischer Christ immer wieder sich sagen müssen: das Gute, was in diesem Buche zu lernen ist, ist nicht neu, das Neue aber ist schwerlich gut. Aber, wie schon bemerkt, es ist wert gelesen zu werden. Gleich der Anfang, die Parallele zwischen Dunkel-Afrika und Dunkel-England ist von wirklich poetischer Schönheit, und im Verlaufe des Buches finden sich von Blatt zu Blatt frappante Wahrheiten und treffende Aussprüche. Wie schön sind die Gemeindeschwestern, die „das Evangelium predigen mit Wischtuch und Scheuerbesen und den Teufel austreiben mit Seife und Wasser!" J. P.

2. Kirche.

— **Perthes' Handlexikon für evangelische Theologen.** Ein Nachschlagebuch für das Gesamtgebiet der wissenschaftlichen und praktischen Theologie. 18.—22. Lieferung. (Marot—Raffael.) (Gotha, F. A. Perthes.)

Fünf neue Lieferungen des von uns schon wiederholt angezeigten Werkes liegen hiermit vor; sie bringen den zweiten Band zum Abschluß und führen auch in den dritten und letzten schon ein gut Stück hinein. Ganz vollständig, wie verheißen, ist also das Werk im Jahre 1890 nicht geworden, aber auch so liegt eine bedeutende buchhändlerische Leistung vor, zumal der Verleger den Abschluß des Ganzen innerhalb der ersten Monaten des neuen Jahres in sichere Aussicht stellt. Zur Charakterisierung dieses Handwörterbuches kann auf das früher Gesagte verwiesen werden. Die Schnelligkeit seines Erscheinens trägt nicht wenig dazu bei, ein in sich abgeschlossenes, einheitliches Ganzes hervorzubringen, was bei umfassenden Lieferungswerken, wenn ihr Erscheinen sich auf längere Zeit ausdehnt, so leicht verloren geht. Die Reichhaltigkeit und Fülle der Artikel ist sich gleich geblieben; dabei ist durch Knappheit und Kürze im Ausdruck sowohl wie im Druck die größtmöglichste Raumersparnis erreicht. Die eingeflochtene evangelische Liederkonkordanz, eine Specialität des Perthes'schen Handlexikons, ist so sorgfältig gearbeitet, daß man kaum einmal vergeblich sucht. Es ist kein Zweifel, daß dies höchst brauchbare und dabei verhältnismäßig wohlfeile Handwörterbuch sich bald seinen festen Platz in den theologischen Bibliotheken erringen wird. A. W.

— **Das Heidentum in der römischen Kirche.** Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens von Th. Trede. Dritter Teil. (Gotha, F. A. Perthes.) 1890. 426 S. 6 M.

Das bekannte Werk geht seinem Abschluß entgegen. Man hat demselben den Vorwurf gemacht, daß es nicht in allen seinen Abschnitten den Titel rechtfertige, da man ja nicht alle aus heidnischer Zeit stammenden Sitten und Gebräuche gerade als Heidentum bezeichnen könne. Das Wahre in diesem Einwand wird der Verfasser anerkennen, indessen als Gesamttitel dürfte doch der gewählte berechtigt sein. Davon wird der Leser auch bei diesem Bande bald überzeugt, welcher uns unter reichlicher Verwertung der Geschichte in geistvoller Darstellung manche Nachtseite im kirchlichen und sittlichen Leben eines katholischen Volkes vorführt. Wt.

— **Katechismusstudien.** Erklärung ausgewählter, zumal schwieriger Katechismusstücke. Ein Hülfsbuch, Geistlichen und Lehrern dargeboten von Lic. theol. R. Locke, Pfarrer in Beiersdorf. Zweiter Teil. (Gotha, G. Schloeßmann.) 1,20 M.

Wir haben seiner Zeit den ersten Teil dieser Studien mit Freuden begrüßt. So reich auch die katechetische Arbeit im evangelischen Deutschland ist, und so Tüchtiges sie schafft, es giebt immer neue Fragen, und die alten Fragen reizen zu neuer Bearbeitung. Gewiß wäre es doch sehr verdienstlich, eine Behandlung des VII. Gebotes, wie die jüngste Gegenwart sie erfordert, zu schreiben. Es gilt da ja auch voran, das rechte Maß einzuhalten und eine gesunde Beschränkung zu üben. Damit hat sich nun der Verfasser in dieser zweiten Reihe seiner Studien nicht beschäftigt. Er durchmißt wieder die fünf Hauptstücke und sucht sich hier und da schwierige Fragen heraus, für welche er dann Winke und Weisungen giebt, die dem Katecheten in seiner Vorbereitung treffliche Dienste leisten können. Nicht so, als ob er ihnen in allen Fällen folgen müßte. Ich finde mich oft in Abweichung vom Verfasser. Aber es

Digitized by Google

ist immer nützlich, zu erwägen, daß diese oder jene Frage auch anders behandelt werden kann. Das reizt zur Prüfung, zum Nachdenken, und nötigt, die eigene Fassung sicher zu begründen. Ich zweifle nicht, daß auch dies zweite Bändchen sich für alle, die sich ernstlich mit der Katechese beschäftigen, als fruchtbar und gewinnbringend ausweisen wird. D.

— Christliches Gedenkbuch für die Sonn- und Festtags-Predigten. Insbesondere den Konfirmanden gewidmet. (Leipzig, Guillermo Levien.) 128 S.

Das Büchlein darf Anspruch auf Originalität machen, ein ähnliches ist wohl bis jetzt nicht vorhanden. Der Herausgeber ist zu der Herstellung desselben dadurch veranlaßt, daß er in den Gottesdiensten gesehen, „wie Kirchenbesucher sich vorbeugen und Notizen auf ein bereit gehaltenes Blatt werfen." Diese in solcher Allgemeinheit uns befremdliche Behauptung wird nachher auf die Konfirmanden beschränkt, ihnen ist das Buch insbesondere gewidmet. Es bietet unter dem nötigen Vordruck reichlich Raum zur Eintragung des Themas, der Teile u. s. w. gehörter Predigten. Die Ausstattung ist gut. Der Gedanke, von dem das Buch ausgeht, ist ja so übel nicht, wir fürchten nur, der Verleger kommt nicht auf seine Kosten. Sollte es anders sein, was wir wünschen, so wäre das auch ein Zeichen der Zeit, und kein schlechtes. Wt.

— Zeitschrift für Theologie und Kirche. In Verbindung mit Dr. Harnack, Dr. Herrmann, Dr. Kaftan, Lic. Reischle, Dr. Sell herausgegeben von Dr. Gottschick. (Freiburg bei Mohr.)

Diese neue theologische Zeitschrift soll jährlich in 6 Heften von je 5—6 Bogen zum Preise von 6 Mark erscheinen. Sie will nicht neben den bestehenden Zeitschriften einen weiteren Sammelplatz für Detailforschungen und wissenschaftliche Arbeiten verschiedener Art und Tendenz schaffen. Ihr Absehen geht vielmehr direkt auf Erfüllung des kirchlichen Zweckes der Theologie. Sie will Arbeiten bringen, welche zu den Lebensfragen des Glaubens und der Kirche in unmittelbarer Beziehung stehen und geeignet sind, die praktische kirchliche Thätigkeit, vor allem die Verkündigung des Evangeliums zu fördern. Der Herausgeber versichert, das Bedürfnis nach einer derartigen Zeitschrift sei in weiten Kreisen empfunden, weshalb auch eine größere Anzahl von Theologen verschiedener Richtung ihre Mitarbeit zugesagt habe. Die Zeitschrift werde demgemäß nicht das ausschließliche Organ einer bestimmten theologischen Schule sein. Wir haben natürlich kein Recht, ein Mißtrauen in die Versicherung des Herausgebers zu setzen, daß er nicht bloß einer bestimmten theologischen Schule dienen wolle. Dennoch aber macht zweierlei uns bedenklich, nämlich die Namen der angeführten Hauptmitarbeiter und der Inhalt des uns vorliegenden ersten Heftes, und beides legt uns die Vermutung nahe, daß die Zeitschrift vor allem dazu dienen soll, derjenigen Theologie, welche durch die Namen Ritschl und Harnack ihre Signatur erhält, zu kirchlichem Recht zu verhelfen. Das erste Heft bringt zwei Aufsätze: von Kaftan in Berlin „Theologie und Kirche", und von Herrmann in Marburg „Die Buße des evangelischen Christen". Der erstere dieser beiden Aufsätze bringt, daß wir so sagen, das Programm der genannten Schule nach ihrer kirchlichen, und der andere nach ihrer theologischen Seite. Wer dies Heft liest, muß sagen: hier liegt ein neues Organ Ritschlscher Theologie vor und zwar ein solches, welches von Seite zu Seite alles das angreift und verwirft, was einem bekenntnistreuen Christen als Grundsatz feststeht. So geht Prof. Kaftan aus von dem gegenwärtig vorhandenen Mißverhältnis zwischen Kirche und Theologie, und er gesteht auch zu, daß die letztere nicht um ihrer selbst willen da sei, sondern daß sie der Kirche zu dienen habe. Dennoch aber will er der Kirche nicht das Recht geben, von der Theologie zu fordern, sie solle bei dem alten Dogma bleiben, sondern er meint, die Kirche habe sich von der Theologie so dienen zu lassen, wie diese auf ihren eigenen Wegen zu neuen Erkenntnissen durchgedrungen sei, sie habe sich also schließlich doch ihre Praxis von dieser neuen Wissenschaft zeigen zu lassen. Wohl wissen wir es, daß Gott an den großen Knotenpunkten der kirchlichen Entwicklung der Kirche neue Erkenntnisse aus den Tiefen des göttlichen Wortes geschenkt hat. Vielleicht ist die kirchliche Erkenntnisentwicklung auch heute noch nicht abgeschlossen. Nimmer werden wir aber als Zuwachs kirchlicher Erkenntnis das ansehen können, was den bisherigen Wahrheitsbesitz verwirft, und was selber gar nicht einmal auf dem Boden der Kirche gewachsen ist. Denn diese neue Theologie ist, wie Kaftan ausführt, aus einer der modernen Geschichtswissenschaft entstammenden geschichtlichen Erkenntnis der h. Schrift und des Dogmas geboren, sie ist also nicht in der Schule des Kreuzes aus der Schrift selbst geschöpft wie unsere alte, sie ist nur kritische Auflösung dieser alten und Auflösung unserer christlichen Erkenntnisquelle, der Schrift selber. Was sie aber inhaltlich bringt, das zeigt uns Prof. Herrmann: eine neue Heilsordnung, in welcher Sünde und Buße im alten Sinne keinen Platz mehr finden. Und diese neue Lehre, welche von keiner Sündenschuld, keinem Gotteszorn, keiner objektiven Versöhnung durch Christi Blut mehr weiß, muß sich dann mit dem Namen Luthers decken lassen. Meinen doch die Ritschlianer, sie hätten die wahre Meinung Luthers erst entdeckt. Unsere Bekenntnisschriften und unsere alten Theologen hätten die eigentlich reformatorischen Bahnen wieder verlassen, ja Luther selbst hätte seine eigenen tiefsten Gedanken teils nicht verstanden, teils bald wieder aufgegeben. — Steht es so mit diesem ersten Hefte der Zeitschrift, so können wir es nicht glauben, daß sie nicht Organ einer bestimmten theologischen Schule sein soll. Bisher wenigstens ist sie es: sie ist im Gegensatze zu der Kirche mit ihrer bekenntnismäßigen Lehre ein neues Organ der Schule Harnack-Ritschl.

J. P.

Digitized by Google

— Pax Vobiscum von Henry Drummond. Deutsche autorisierte Ausgabe. Preis geb. 1 M., in feinem Goldschnittband 2 M. (Velhagen u. Klasing, Bielefeld u. Leipzig.)

Wir haben die früheren Schriften Drummonds mit Freude gelesen. Besonders in dem „Naturgesetz in der Geisteswelt" vermittelt der Verf. uns tiefe Einblicke in das Wesen der Dinge, seine Gedanken in vollendeter Form. Auch die Predigt von der Liebe, „Das beste in der Welt", hat uns wohl gefallen. Gegen die vorliegende Schrift möchten wir aber doch einigen Einspruch erheben. Wir glauben in der That, daß hier der gesetzlich-reformierte Zug des englischen Christentums sich allzu scharf ausprägt, abgesehen davon, daß auch Oberflächlichkeiten sich finden. Z. B. nennt Verf. (S. 29) als Quelle des Unfriedens einzelne Untugenden — warum nicht die Sünde ganz im allgemeinen? Bei dem einen sind es gewiß „verletzte Eitelkeit, getäuschte Hoffnungen, unbefriedigte Selbstsucht", bei anderen aber auch anderes. Die Sünde als solche ist es, die Unfrieden schafft. Um diesen zu beseitigen und die Seele zum Frieden zu führen, rät der Verf. nun zur „Methode", die er auf der geistlichen Naturgesetzlichkeit aufbaut und allerdings dahin zusammenfaßt: „Die unfehlbare Formel für Glücklichsein heißt Gutes thun und die unfehlbare Formel für Gutes thun lautet: Bleibet in mir." Wenn aber nach bekannter Unterscheidung der Inhalt des Evangeliums sich auf die drei Formeln bringen läßt: Christus vor uns, Christus in uns, Christus für uns — so glauben wir, daß schon der „Christus in uns" in dieser neuesten Schrift Drummonds zu kurz kommt, — es fehlt ein warmes Wort im Sinn des gesunden Pietismus:

„O mein Herr Jesu, Dein Nahesein
Bringt großen Frieden ins Herz hinein."

Vollends vermissen wir den „Christus für uns". Und doch sollte, wer über den Frieden schreibt, nicht mit einer einzigen Bibelstelle, wie es hier geschieht und oft englische Unart ist, silbenstechende Auslegerkünste treiben, sondern alle wichtigsten Parallelstellen heranziehen. Und wer dürfte da beim Thema des Friedens am Jesaias vorbeigehen: „Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten", und an so vielen anderen Stellen, welche vom Frieden der Seele und von der Ruhe des Volkes Gottes handeln. Nicht eine dieser Stellen in einseitiger Betonung, sondern alle zusammengenommen geben erst das volle Verständnis und das ganze Licht. — Wir würden es beklagen, wenn dem geistvollen Verfasser das Menschliche begegnete, daß der Erfolg ihn verwöhnte, und er sich gewöhnte, leicht hingeworfene Sachen an die Oeffentlichkeit zu bringen.

Uebrigens sei erwähnt, daß auch in dieser Schrift sich außerordentlich schöne und erweckliche Gedanken finden, die jedem Leser das Gewissen zu schärfen sehr wohl geeignet sind.

— Ob Herr von Egidy es wohl geahnt hat, welche Bewegung der Geister er hervorrufen würde, als er seine „Ernsten Gedanken" ausgehen ließ? Nach dem Selbstbewußtsein und nach der Selbstgewißheit, die er darin ausspricht, müßte man es annehmen. Und doch ist es eins von den Rätseln der Gegenwart, daß ein so wenig ernsthaftes Buch eine solche Wirkung hervorgebracht hat. Oder wäre das die Lösung, daß dem Buch eine Woge im Zeitleben entgegenkommt, die es mächtig emporhebt, so daß man bekennen müßte, daß Herr von Egidy die Formel gefunden hätte für das, was Tausende und aber Tausende denken? So werden es die Freunde dieses neuen Glaubens oder Unglaubens wohl deuten. In der Deutung mag ja auch ein Körnchen Wahrheit sein. Herr von Egidy hat wirklich viele Gesinnungsgenossen in unserm Geschlecht, für die er der Wortführer geworden, die nun durch ihn aus einem unbewußten Stande ihres Christentums, denn für sie ist es das Christentum, in einen bewußten Stand gekommen sind. Aber allein daraus erklärt sich jene seltsame Erscheinung nicht. Die Egidysche Schrift ist ein Zeichen der Zeit. Die Zeit gewinnt mehr und mehr die Signatur des Abfalls. Alles, was dieser Strömung folgt, stellt sich zunächst hinter Egidy und betrachtet ihn als Vordermann. Dabei denkt die große Mehrzahl nicht von ferne daran, bei diesem halben Christentum stehen zu bleiben, für sie ists nur eine Station auf dem Wege zur völligen Leugnung. Denn an dem Christus, den Herr von Egidy bietet, kann auch die Menschenseele ebensowenig ihren Hunger und Durst stillen, wie an dem des Robert Elsmere. Sie sollens nur versuchen, sie werden bald genug zu der Einsicht kommen, daß es nicht geht. Die Bewegung erinnert in etwas an die lichtfreundlichen und deutsch-katholischen Erregungen, nur daß bei diesen die Volksmassen mit ergriffen wurden, was hier nicht der Fall ist. Herr von Egidy ist der vornehme Mann, und die Volksmassen sind längst über seinen Christus und sein Christentum hinaus. Er darf sich natürlich nicht wundern, daß sein Buch mancherlei ernsthafte Entgegnungen findet. Zu diesen ernsthaften ist nun auch eine humoristische in Versen gekommen: Laiengedanken über die Ernsten Gedanken des Herrn von Egidy aus Großenhayn von Gabriel von Lenz aus Wolkenguckshayn. Freilich, auch diese meint es ernsthaftig. Ihr Verfasser möchte eine Feder sein in seines Gottes Hand und immer nur seines Gottes herrliches Wort schreiben. Er behandelt zuerst Egidy als Erzieher. Mit Rembrandt ist es nichts mehr. Egidy soll an dessen Stelle treten. Dessen Erzieherweisheit beginnt ja damit, daß wir alle von Jugend an gut sind, daß nur das elterliche Beispiel die dunklen Schatten der Sünde auf uns fallen läßt. Da brauchen wir keinen Heiland. Wir brauchen auch keine Lehre und Geschichte mehr. Egidy sagt: Ich denk mirs so! Und so legt der Herr von Lenz die Egidyschen Irrtümer in seiner Weise bloß und kommt zu dem Schluß: Egidy ist — der Gottessohn fürs jetzige Geschlecht, folgt ihm — und nennt nach ihm euch Egidysten. So ernst diese Laiengedanken auch ausgehen gegen den Verfasser der Ernsten Gedanken, schließen sie doch mit der Aufforderung zur Fürbitte im Glauben für Egidy und auch für die Seinen, daß

Digitized by Google

ihnen das Familienhaupt nicht allen Kinderglauben raube. Man möchte denken, Herr von Lenz sei persönlich mit den Egidys bekannt. Diese Entgegnung ist bei Perthes erschienen und kostet 20 Pfg. D.

— **Pilgerpostille.** Predigten für das ganze Kirchenjahr nach freien Texten von **Max Frommel**, D theol., weil. Generalsuperintendent des Herzogtums Lüneburg und Konsistorialrat in Celle. (Bremen, L. Ed. Müller.) 1890. 652 S. 7,20 M.

Mit Wehmut nehmen wir diesen Band Predigten zur Hand, er ist noch vom Verfasser selbst in den Druck gegeben und enthält doch schon auf dem Titel das „weiland" und im Anhange einen Bericht von den letzten Stunden des Heimgegangenen, Reden bei seinem Begräbnis und Nachrufsworte treuer Freunde. Daneben findet sich im Anhang, was jeden erfreuen wird, dem der Verfasser ein Unbekannter und doch bekannt ist, ein Abschnitt von 16 Seiten unter der Ueberschrift: Führungen Gottes im Leben des Entschlafenen, seiner Gemeinde Ispringen an seinem 25jährigen Amtsjubiläum am Nachmittage erzählt. Ist es auch nur eine Uebersicht, so gewährt sie uns doch einen Einblick in das Werden und Wirken des bedeutenden Mannes. Die Predigten bedürfen iener Empfehlung nicht mehr, sie werden wie die Herzpostille und die Hauspostille ihren Weg in die Christenhäuser finden. Die edle Schönheit der Sprache, die Sorgfalt der Textverwertung und Schriftanwendung, die schwungvolle Redeweise, und aus dem allen heraustönend der helle Ton der dringenden Liebe Christi machen auch diesen Band zu einem neuen „Tröster" in des Wortes bestem Sinne für die Pilgerstraße des Lebens. Wir möchten hier nur auf eine Seite dieser Predigten aufmerksam machen. Gewiß werden sie nicht gerade zu den volkstümlichsten gerechnet werden, für das schlichte Landvolk werden sie zu hoch sein, und doch enthalten sie gerade ein Moment, das sie dem wahrhaft Volkstümlichen nahe kommen läßt. Wir meinen die „merksame" Redeweise. Es dürfte als allgemeine Erfahrung zugestanden werden, daß wir außer anderen Gründen darum so wenig von den gehörten Predigten haben, weil sie bei aller Wärme und Tiefe selten behaltbar sind. Man lese darüber Casparis schöne Vorrede zu „Geistliches und Weltliches". Bei Frommel begegnen uns Sentenzen, Bilder, Gleichnisse, wenn auch nicht gerade so reichlich wie bei Ahlfeld. Er scheut sich nicht, das Märchen vom Dornröschen als Gleichnis der christlichen Wahrheit zu verwerten. Ja, wir finden wohl gar: „Maria Magdalena ist ein Blümlein Heliotrop oder Sonnenwende, welche ihr Angesicht immer nach der Sonne streckt"; oder in einer Predigt über 1. Cor. 13: „Liebe muß wachsen wie ein Eichbaum, der auch einmal was vertragen kann in Sturm und Wetter, und nicht gleich verletzt seine Blätter einzieht wie ein Blümlein ›Rühr mich nicht an.‹" Auch Geschichte und Selbsterlebtes werden eingeflochten. Daß bei aller Vollendung der Form doch auch diese Forderung an die christliche Predigt ausreichend berücksichtigt ist, mehr als man es sonst wohl findet, hat uns besonders gefreut. Dem Verleger sei schließlich noch der Wunsch ausgesprochen, das schöne Buch bei der zweiten Auflage eines besseren, holzfreien Papiers zu würdigen. Wt.

— Im Anschlusse an meine, im Märzhefte stehende Anzeige des Buches von Dr. St. von Schubert über „**die evangelische Trauung**" bemerke ich, daß, als ich dieselbe schrieb, die Artikel von Prof. Sohm über dies Buch in der „Allg. evang. luth. Kirchenzeitung" noch nicht gedruckt waren. Sohm erklärt sich jetzt mit den Resultaten Schuberts einverstanden, er ist also von dem Standpunkte, den er in seinen früheren Broschüren, welche er in den Verhandlungen mit Dieckhoff geschrieben hatte, einnahm, wieder zurückgetreten. Danach stellt sich, was ich in meiner Anzeige über die Stellung Sohms zur Sache geschrieben hatte, jetzt etwas anders. J. P.

3. Geschichte.

— **Fürst Karl Anton von Hohenzollern** und die Bedeutung seiner Familie für die Zeitgeschichte. Ein geschichtlich-politisches Gedenkblatt von Dr. M. **Schmitz**. Dritte völlig umgearbeitete Auflage. Mit einem Porträt des Fürsten in Lichtdruck. (Berlin und Leipzig, Heusers Verlag.) 1890. 94 S. 2 M.

Mit besonderer Genugthuung kann der Verfasser vorstehender Biographie auf die Vollendung des Denkmals des Fürsten zurückblicken, war er doch in der ersten Auflage seines Werkes der erste, der durch die Presse den Gedanken anregte, dem hochverdienten Patrioten ein dauerndes Zeichen der Liebe zu errichten. Fürst Karl Anton hat in hervorragender Weise mitgearbeitet an der nationalen Einigung Deutschlands unter Preußens Führung, er hat sich um die Heeresorganisation große Verdienste erworben und hat durch sein Verständnis für die idealen Güter des Lebens mannigfache Anregung auf den Gebieten von Kunst und Wissenschaft gegeben.

Die Lebensbeschreibung dieses ausgezeichneten Fürsten ist mit Liebe und Sachkenntnis abgefaßt und kann vor allem denen, die in irgend welcher Weise dem Verstorbenen nahe getreten waren, aufs Beste empfohlen werden. Auch die kurzen Lebensabrisse der Kinder des Fürsten, des königlichen Geschlechtes, das er hinterließ, dienen dem Buche zur Zierde. Sch.-K.

— **Preußische Feldherrn und Helden.** Kurzgefaßte Lebensbilder sämtlicher Heerführer, deren Namen preußische Regimenter tragen. Als Beitrag zur vaterländischen Geschichte von **Wilhelm Bußler**, Divisionspfarrer und ordentliches Mitglied der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. I. Band. (Gotha, Gustav Schloeßmann.) 1890. 4 M.

Der vorliegende Band giebt die Lebensgeschichte von 23 preußischen Generalen, deren Namen durch

Digitized by Google

die königliche Kabinettsordre vom Januar 1889 Truppenteilen des Heeres verliehen wurden, außerdem geschichtliche Angaben über mehrere Offiziere aus der Familie von Borcke. Auf jedes Lebensbild entfallen durchschnittlich 14 Druckseiten, ein zu geringer Raum, um irgend welches tiefere Eingehen auf den Charakter und das innere Leben dieser Männer zu ermöglichen. Thatsächlich sind die meisten dieser Lebensbilder denn auch nicht viel mehr wie ein ausgeschriebener Personalbogen, eine Art von Nekrolog mit vielen Daten, etwa so, wie man ihn nach dem Tode einer hervorragenden Persönlichkeit in einer größeren Zeitung zu lesen bekommt. Die einzelnen Angaben sind nicht immer sorgfältig genug geprüft. So wird auf Seite 252 erwähnt, Scharnhorst sei zur Zeit, als Prinz Louis Ferdinand in den Jahren 1805 und 1806 in Erfurt geweilt habe, von „Hannover" herübergekommen; Scharnhorst wohnte aber, nachdem er 1801 in preußische Dienste getreten war, damals in Berlin. Auf Seite 264 wird erzählt, Göben habe während des Gefechts bei Dermbach am 4. Juli 1866 „stets in den vordersten Reihen gekämpft", eine Darstellung, die eine ganz falsche Ansicht von diesem General erwecken muß, der so wie kein anderer ein Gefecht leiten konnte und genau wußte, daß sein Platz nicht in der Schützenkette, sondern da war, wo er Ruhe und Uebersicht hatte. Bei vollster Anerkennung des vaterländischen Geistes des Buches können wir es doch nur als Nachschlagewerk bezeichnen, ein Lesen im Zusammenhange ist nicht anzuraten, und eine wirkliche Kenntnis der einzelnen Persönlichkeiten verschafft es dem Leser nicht. v. H.

— Geschichte der deutschen Reiterei in Einzelbildern. Von Hermann Vogt, Oberstlieutenant a. D. Nach dem Tode desselben fortgesetzt von Hans von Trützschler. Illustrationen von Richard Knötel. (Verlag von Max Babenzien in Rathenow.) 10 Hefte zu 1 Mark.

Die drei uns vorliegenden Hefte dieses Lieferungswerkes sind frisch und anspruchslos geschrieben und werden nicht nur dem Reitersmann, sondern auch dem Nichtsoldaten gefallen. Als besonders lesenswert möchten wir das von H. von Trützschler verfaßte Heft: „Sachsen in Rußland" bezeichnen, das eine packende Schilderung der Erlebnisse der unglücklichen, Napoleons Fahnen folgenden Sachsenkrieger bietet. Weniger gelungen ist Heft II: „Schlacht bei Fehrbellin" von H. Vogt, in dem von der Reiterei zu wenig und von anderen Dingen zu viel die Rede ist. Die Zeichnungen von R. Knötel sind sehr verschieden, einzelne sind recht hübsch, andere dagegen flüchtig gezeichnet und mehr oder weniger mißlungen, namentlich in Bezug auf die Pferde; solche Mähren, wie deren eine der brandenburgische Kürassier (Heft III, S. 38) reitet, werden hoffentlich nicht in zu großer Zahl im Heere des Kurfürsten gewesen sein. v. H.

4. Kirchengeschichtliches.

— Altnürnberg in seinen Gottesdiensten. Ein Beitrag zur Geschichte der Sitte und des Kultus von Max Herold, Herausgeber der „Siona". (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1890. 333 S. 4 M.

In dem fein ausgestatteten und mit dem Bilde der Sebalduskirche geschmückten Buche giebt der um die Liturgik der evangelischen Kirche verdiente Verfasser uns eine Frucht seiner Studien über die Gottesdienste Nürnbergs. Wir lesen von den Kirchen, den Geistlichen, den Verrichtungen ihres Amtes. Ferner: eine Fronleichnamsprozession 1442, kaiserliche Trauerbegängnisse 1439, 1519. Dann wird uns der reformatorische Gottesdienst nach den verschiedenen Agenden vorgeführt bis hin zum Ende des 18. Jahrhunderts, dem Zeitalter „der Mißachtung des Alten, der Auflösung und Zerstörung." Manche merkwürdige Einzelheit erregt das Interesse des Lesers. So wird z. B. S. 305 berichtet, daß man im Jahre 1603 beschloß, die Thüren in den beiden Pfarrkirchen St. Sebald und St. Lorenzen den ganzen Tag zu schließen; indes im Jahr 1616 sah man sich aus eigenartigen Gründen veranlaßt, den Beschluß wieder aufzuheben. — „Vergessene Kleinodien, prüfend zur Hand genommen, vom Staube gereinigt, auch da und dort gebessert, dürfen uns durch ihren Glanz wieder erfreuen und bereichern durch ihren Gehalt. In der Schule des Alten hat das Auge der Neuzeit an Schärfe, ihr Geschmack an Bildung gewonnen; im bescheidenen, eifrigen Studium der Vergangenheit, in der Ehrfurcht vor den Werken der deutschen Väter gründet ein gut Teil unseres Fortschritts und unserer Kraft. Das gilt von dem religiösen und kirchlichen Leben ganz analog. Vielleicht regt eines und das andere der von uns vorgeführten Stücke zu neuer Thätigkeit an, vielleicht stiftet es wenigstens hin und wieder Freude oder schärft das Gewissen." So schreibt der Verfasser gegen Ende seines Buches. Wer möchte dem nicht beistimmen? Wt.

5. Biographisches.

— Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und seine Vorgänger. Nach Staatsakten, Tagebüchern und Korrespondenzen. Von Ludwig von Hirschfeld. 2 Bände, 416 und 394 S. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1891. Pr. 16,— M.

Das Lebensbild eines deutschen Fürsten, welches Anspruch hat, wenn irgendwo, in einer christlich-konservativen Monatsschrift Besprechung und Beachtung zu finden. Nicht nur das allgemein Historische ist in dieser Biographie von bleibendem Interesse, insofern die Regierung Friedrich Franz II. die Revolutionszeit von 1848 und die Kriege von 49, 64, 66 und 70 umfaßt und uns mit den gewaltigen Schwierigkeiten bekannt macht, gegen welche ein junger mit 18 Jahren zur Regierung gelangter Fürst, besonders in den inneren Wirren eines kleinen Landes, zu kämpfen hatte, sondern wir lernen in diesem geschichtlichen Rahmen rein menschlich angesehen, das Bild einer reinen, edlen Persönlichkeit kennen, welche von Jugend auf fest im Christentum gegründet, diesen sicheren Halt niemals verloren, sondern stets in allen Wand-

Digitized by Google

lungen eines reichen und wechselvollen Lebens im Glauben und Gebet die Klarheit und Kraft für Reden und Handeln gesucht und gefunden hat.

Die vorliegende Biographie ist vortrefflich geschrieben. Ueberdies beruht sie auf der Kenntnis von Akten, welche bisher niemandem zugänglich gewesen sind. Vielleicht wird sie einiges enthalten, was außerhalb Mecklenburgs nicht volles Interesse bietet, speciell die fast zu detaillierte Schilderung der Verfassungskämpfe, umsomehr als das Resultat derselben bekanntlich bis heute ein negatives geblieben ist. Immerhin bleibt für jeden Leser des Fesselnden genug, und das Gesamtbild ein so anziehendes, daß es in der Mehrzahl seiner Kapitel auch den Nicht-Mecklenburger befriedigen wird.

Friedrich Franz II. war ein Sohn des Großherzogs Paul Friedrich und der noch lebenden Großherzogin Alexandrine, Prinzessin von Preußen, Tochter der Königin Luise. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, mußte aber schon als Student in Bonn seine Ausbildung plötzlich abbrechen, da sein Vater starb, und er zur Regierung berufen wurde des Landes, in welchem seine Vorfahren geherrscht, so lange die Geschichte zurückreicht. Die Gesinnung des jungen Fürsten in jener Zeit erhellt klar aus den Worten, die er am Abend seines Regierungsantritts in sein Tagebuch schrieb: „Welche Schickung, mein Gott, von Dir! Wie furchtbar unerforschlich, wie übermenschlich schwer zu tragen! Bewahre mein Herz, gieb mir Kraft zu meinem Beruf, segne Mecklenburg. — — Mein Wort sei das Großpapas: Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott."

An solcher „Zeit mit Unruhe" hat es dann dem jungen Fürsten nicht gefehlt, nicht an Schwierigkeiten nach innen und außen. Ohne jede Schmeichelei kann es aber gesagt werden, daß nach beiden Richtungen der Großherzog den Standpunkt einnahm, welcher nach Lage der Dinge eingenommen werden mußte. In der Verfassungsfrage seines Landes strebte er stets eine gesunde konservative Fortbildung des Bestehenden an, aber die Radikalen zur Rechten und zur Linken machten leider jeden Fortschritt unmöglich; die Demokraten, indem sie nur ein Wahlrecht auf breitester Basis einrichten wollten; die Ultra-Konservativen, indem sie auch die schrittweise Fortbildung der Institutionen in die Acht erklärten. Der Großherzog stand mit seinen verständigen Reformprojekten in der Mitte, aber er konnte nicht durchdringen. Ebenso korrekt, wie in den inneren Angelegenheiten, war der Standpunkt des Großherzogs in der deutschen Frage; er trieb preußische Politik, wie das nach der Lage seines Landes und den verwandtschaftlichen Beziehungen zum Berliner Hofe unabweisbar war; aber er widerstrebte, solange es irgend möglich war, dem demokratischen Wahlsystem. Auch noch 1866 bei Abschluß der Bündnisverträge hatte er seinen Staatsminister von Oertzen beauftragt, gegen Einführung des gleichen Wahlrechts zu wirken. Sehr bemerkenswert ist der Bericht, den von Oertzen über die Unterredung, die er in Ausführung des ihm erteilten Auftrages mit dem damaligen Grafen Bismarck gehabt, abgestattet hat. Fürst Bismarck wiegte sich in großen Illusionen über den Erfolg seiner radikalen Maßregel, und man wird dem Großherzog und seinem Minister die Anerkennung nicht versagen können, daß sie schon damals die Nachteile und Schäden des allgemeinen direkten Wahlrechtes besser gewürdigt und vorausgesagt haben, als der Kanzler, dem man nun ja freilich nachsagt, daß eins seiner letzten Projekte im Amt die mehr oder minder gewaltsame Beseitigung des von ihm selbst proklamierten Wahlrechts gewesen sei.

In besonders schwerer Lage war darum Großherzog Friedrich Franz, als das preußische Ultimatum 1866 nicht nur Bundesgenossenschaft, sondern die Zustimmung zu einem demokratischen Verfassungsprogramm forderte. Trotzdem war es unzweifelhaft richtig, daß er ungeachtet vieler abmahnender Stimmen im eigenen Lande nicht geschwankt hat, in einem weltgeschichtlichen Moment, wo Zaudern unmöglich war, an Preußens Seite zu treten.

Neben der politischen Thätigkeit des Großherzogs kommt in dem Hirschfeldschen Werk auch die militärische zu ihrem vollen Recht. Friedrich Franz II. hat sich besonders im Kriege von 1870 der Aufgabe, große Truppenabteilungen zu führen, in jeder Hinsicht gewachsen gezeigt und sich die Anerkennung von Autoritäten erworben. Wenn zwischen ihm und anderen Heerführern Reibungen entstanden sind, die in dem Buche nur angedeutet werden, so lag die Schuld an denselben ausschließlich auf der Gegenseite, wo die Größe des Charakters der Größe der Ereignisse nicht ganz gewachsen war. Der edle Fürst hatte übrigens die Genugthuung, daß sein Verhalten in Versailles unbedingt gebilligt, und sein Gegenpart zur Aufgabe eines kleinlichen Widerstandes gezwungen wurde.

Nicht ganz so ausführlich ist die kirchliche Thätigkeit des Großherzogs behandelt, obschon grade diese höchster Beachtung wert ist. Während sein königlicher Onkel, der edle Romantiker auf dem Throne Preußens, „die rechten Hände" suchte, in die er seinen Bischofsstab niederlegen könnte, erging sich Großherzog Friedrich Franz zwar nicht in blendenden Aussprüchen, konstruierte sich auch nicht, wie Friedrich Wilhelm IV. in seinem Briefwechsel mit Bunsen, ein neues und glänzendes, aber phantastisches Kirchengebäude, das niemals gebaut worden ist, sondern er handelte. Er legte zwar den von ihm geführten Bischofsstab nicht völlig nieder, aber er trennte die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten von denen der Landesregierung, übertrug erstere dem Oberkirchenrat, unterstellte diesen direkt sich selbst, gewährte ihm den unmittelbaren Vortrag und ermöglichte auf solche Weise, daß kirchliche Dinge nur nach kirchlichen, nicht nach politischen Gesichtspunkten vorgetragen, gewürdigt und entschieden wurden. Wenn gleichwohl das Leben in der mecklenburgischen Landeskirche ohne Zweifel nicht reger ist, als in anderen Kirchen, so spricht das nicht gegen die Maßregel an sich, sondern nur gegen die Ueberschätzung aller Verfassungsmaßregeln auf evangelischer Seite, freilich auch gegen Ueber-

Digitized by Google

schätzung irgend einer dogmatischen Formulierung.

Doch wir brechen ab, um nicht mehr über das Buch zu geben, als eine empfehlende Besprechung. Kein Freund einer ernsthaften politischen und biographischen Lektüre wird es unbefriedigt aus der Hand legen. Und soweit wir sehen, ist auch die Kritik aller Parteien darin einig, dem Verfasser für sein angenehm und liebenswürdig geschriebenes Werk aufrichtig zu danken.

— Erinnerungen aus dem Leben eines Westpreußen von Eduard Reichenau. (Gotha, F. A. Perthes.) 1890. 336 S., br. 5 M., geb. 6 M.

Eine Selbstbiographie, mit allen Vorzügen einer solchen, wie sie aus der Schilderung von Selbsterlebtem, Selbstempfundenem hervorgehen; daß daneben auch die Gefahren des Selbstbiographen nicht überwunden sind, nämlich das allzureichliche Hervortreten der eignen Persönlichkeit und das Berichten von Dingen, die wohl für ihn selbst, nicht aber für andere von Bedeutung sein können, das soll nicht verschwiegen werden. Indessen sei zunächst als Gesamturteil im Voraus festgestellt, daß für jeden, den die Schilderung eines wirklich gelebten Menschenlebens lieber ist, als diejenige erdachter Persönlichkeiten und Lebensschicksale, das vorliegende Buch eine durchweg interessante Lektüre bilden wird. Verschiedene Momente tragen dazu bei. Nicht bloß, daß der harmlose Plauderton des Verfassers, dem jede Schärfe und Spitze abgeht, uns angenehm berührt, es ist auch vor allem die Zeit, welche beinahe unser ganzes Jahrhundert umfaßt, die unser Interesse besonders in Anspruch nimmt; denn wenn der Verfasser auch nicht gerade auf den Höhen der Menschheit lebte, so stand er doch hoch genug, um von allen bedeutenderen geschichtlichen Ereignissen seiner Zeit entweder persönlich oder amtlich berührt zu werden.

(Eduard Reichenau wurde im Jahre 1809 als Sohn eines Medicinalraths in Marienwerder geboren, studierte die Rechte und trat im Jahre 1831 in den preußischen Staatsdienst. Nachdem er an verschiedenen Orten zunächst kommissarisch, sodann als Regierungsrat und endlich als Oberregierungsrat thätig gewesen war, fungierte er seit 1860 als Dirigent des brandenburgischen Provinzialschulkollegiums und des Medicinalkollegiums. Als solcher trat er 1880 in den wohlverdienten Ruhestand, nachdem ihm kurz vorher der Charakter eines Geh. Oberregierungsrats verliehen war.)

Dazu kommt als Hauptmoment die Gabe des Verfassers, überall etwas zu erleben. Die Menschen sind in diesem Punkte bekanntlich sehr verschieden: der eine reist von der Ostsee bis in die Stiefelspitze Italiens, und kommt er heim, dann weiß er nicht viel mehr zu berichten, als daß es überall Menschen gegeben hat, die sich höchstens durch verschiedene Grade der Höflichkeit oder Unhöflichkeit unterscheiden; auch über die Verpflegung in den einzelnen Hotels ist er noch orientiert, aber weitere Reiseeindrücke hat er nicht gehabt. Ein anderer kommt nur ins nächste Städtchen und erlebt auf diesem Ausflug so viel wunderbare Dinge, daß er bei seiner Heimkunft seiner Familie eine Stunde davon zu erzählen weiß. Reichenau gehört zu der letzteren Menschenklasse, und nimmt man dazu, daß wenigstens die ersten seiner Reisen, die er uns ausführlich beschreibt, noch ausschließlich in der altehrwürdigen Postkutsche vor sich gingen, soweit nicht ausgedehnte Fußwanderungen diese Reiseart unterbrachen, so wird man begreifen, daß er von seinen Reisen wirklich „was erzählen“ kann.

Auch der Umstand trägt wesentlich zur Erhöhung unseres Interesses bei, daß der Verfasser während seines Lebens teils zufällig, teils in amtlicher Stellung, zuweilen auch durch eigene, ziemlich „unverfrorne“ Initiative, mit einer Reihe von bekannten und berühmten Persönlichkeiten in nahe und nächste Berührung gekommen ist. Als er in Bayreuth, als junger Student, Jean Pauls ehemaliges Heim besucht und dort dessen Bildnis kopiert, wird er von der Witwe des Dichters angeredet und gleich abends zum Thee geladen, worüber er „sich so erregt fühlte, daß er, ehe er sich zur Ruhe begab, an die Eltern schrieb, um ihnen zu verkündigen, welch ein seltenes Glück ihm zu teil geworden sei.“ — Da er seit seiner Jugend sich mehrfach mit Glück dichterisch versucht hatte, so wagte er es, Proben seiner Dichtungen an Chamisso zu senden, der auch einige Male je eins davon in seinen „Musenalmanach“ aufnahm. Reichenau machte dann auch die persönliche Bekanntschaft des berühmten Dichters selbst, indem er sich ihm kurz und bündig in der Berliner Wohnung desselben vorstellte. Bei einer darauf folgenden Einladung zu einer Gesellschaft lernt er wieder Emanuel Geibel kennen, der damals — es war im Jahre 1837 — aber noch nicht der berühmte Dichter war, sondern, ebenso wie Reichenau, zufrieden sein mußte, wenn nur eins von seinen Gedichten alljährlich im Musenalmanach Aufnahme fand. — Auf demselben „nicht mehr ungewöhnlichen“ Wege, wie er die Bekanntschaft Chamissos herbeigeführt hat, weiß er auch diejenige der Bettina von Arnim zu machen: er sucht sie einfach in ihrem Hause auf, wird freundlich aufgenommen und darf gleich eins seiner wohl „eigens dazu mitgebrachten“ Gedichte vorlesen. — Den sel. Ahlfeld lernt er bei einem Badeaufenthalt in Norderney kennen, und so noch viele andere mehr oder minder berühmte Zeitgenossen.

Es ist wahr und wurde schon zu Anfang angedeutet, seine Berichte, besonders über die ersten drei Jahrzehnte seines Lebens, sind oft reichlich ausführlich und enthalten mitunter Kleinigkeiten, deren eingehende Erzählung auf den Fernerstehenden leicht einen geradezu lächerlichen Eindruck machen kann. Wenn er erzählt, wie beim Antritt einer Vergnügungsreise sich in Berlin noch einige seiner Freunde an den abfahrenden Postschlitten angehängt hätten, worauf ein Mitreisender die Bemerkung gemacht habe: „Die Anhänglichkeit Ihrer Freunde ist ja sehr groß,“ so ist das doch ein mehr als harmloses „Reiseerlebnis“. Ein gelegentlich für seinen Sohn Robert zum Geschenk erhaltenes Täschchen, das dieser „bei Spaziergängen gern getragen hat,“ wird so getreulich registriert,

Digitized by Google

wie eine bei einer andern Gelegenheit unverhofft erhaltene Tasse Chokolade, oder wie die „treffliche Sprungfedermatratze" in Norderney, oder auch wie die fast nie vergessenen Namen der Hotels, in denen er auf seinen alljährlichen Bade- und Erholungsreisen eingekehrt ist. Daß seine Frau einmal ein Schildpattkämmchen verliert, war um so weniger zu berichten nötig, als sich dasselbe gleich darauf ohne weitere Verwickelung wiederfindet; und so könnten wir mit Aufzählen von derartigen Beispielen noch eine ganze Seite füllen, wenn die angeführten nicht schon überreichlich genügten. — Die Ausrufungszeichen sind dermaßen häufig in dem Buche, daß wir nicht umhin konnten, selbst in Gedanken ein riesiges ! zu denselben zu machen. A. W.

— D. Friedrich Lücke, Abt zu Bursfelde und Professor der Theologie zu Göttingen. (1791 bis 1855.) Lebens- und Zeitbild aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Von F. Sander, Regierungs- und Schulrat. Mit Lückes Bildnis. (Hannover-Linden, Karl Manz.) 1891. 240 S. 6 M.

Wir erleben es nicht selten, daß sofort nach dem Tode eines in seinem Berufe hervorragenden Mannes seine Biographie erscheint. Nicht mit Unrecht erwartet man von den Zeitgenossen ein regeres Interesse, als man es der Nachwelt zutraut. Daß bei so beschleunigter Arbeit die richtige Würdigung oft fehlt, ist nicht verwunderlich. Das vorliegende Lebensbild des Theologen Friedrich Lücke führt uns in die erste Hälfte des Jahrhunderts zurück, so daß also ein angemessener Zwischenraum eine objektive Darstellung ermöglicht. Wir empfangen den Eindruck einer in jeder Beziehung treuen Charakterzeichnung. Wohl fehlt nicht eine warme Verehrung für die Person Lückes, die frische, lebensvolle Schilderung läßt sie nicht selten erkennen; doch ist der Verfasser auch keineswegs blind gegen die Schwächen. Wird demnach, was wir nicht bezweifeln, das Werk überall als wohlgelungen bezeichnet werden, so drängt sich uns die Frage auf: Welchen Wert hat diese Biographie für die Gegenwart? Ist sie nur zu empfehlen für den, welcher in rein geschichtlichem Interesse an einer bedeutenden Persönlichkeit das Wiedererwachen der evangelischen Theologie im Kampfe mit dem Rationalismus sich vergegenwärtigen will? Wir glauben, das Buch könnte auch noch in anderer Beziehung von Nutzen sein. Es wird nicht an solchen fehlen, welche mit dem Namen Lücke die Vorstellung eines „halbgläubigen Vermittlungstheologen" verbinden; weil er ein Vertreter der Union war, stehen viele im Gegensatz zu ihm. Lücke selbst hat gegen Ende seines Lebens unter solchem Gegensatz schwer gelitten, zumal sie eine Entfremdung treuer Schüler mit sich brachte. Wie man ihn nicht verstand, so täuschte er sich über seine Gegner. Wir lesen am Schluß des Buches: Lücke traf einst beim Ausgang aus der Kreuzkirche in Hannover einen früheren Schüler und sprach diesem, ergriffen von der eben gehörten Konfirmationsrede, sein Erstaunen aus, daß der harte Kirchenmann Petri so wahrhaft evangelisch und geistvoll predigen könnte. Der Verfasser fügt hinzu: warum kannten diese beiden hochbegabten und aufrichtig frommen Männer, auf ein Feld des Wirkens gestellt, sich nur aus zweiter Hand? Wenn dies Lebensbild dazu helfen würde, den kirchlich gerichteten Lutheranern ein Verständnis des liebenswürdigen, jugendlich frischen, von lauterer Liebe zur evangelischen Wahrheit geleiteten, tief wissenschaftlichen Geistes Lückes zu vermitteln, so wäre das schon ein guter Erfolg. Auch könnte mancher dadurch vor einem Uebel, das nicht bloß Lücke beklagt, über das auch andere Stimmen sich vernehmen lassen, vor allzu frühem Fertigsein, bewahrt werden. In der Theologie giebt es manche Frage, bei welcher man sich eines ehrlichen non liquet nicht zu schämen braucht. Wt.

— Graf Julius Szapáry an der Spitze Ungarns. Ein Lebens- und Charakterbild. (Leipzig, Duncker u. Humblot.) 1891. 149 S. 3 M.

Warum der ungarische Ministerpräsident Szapáry, der nach Tiszas Rücktritt im März 1890 sein Amt antrat, schon im September desselben Jahres ein ausführliches Lebensbild haben mußte, wird der Verf. desselben ja wohl gewußt und sich vorher gründlich überlegt haben — denn wir wissen es nicht. Um so weniger will es uns einleuchten, als nach dem eigenen Urteil des Verfassers die eigentlichen Hauptthaten des Grafen noch vor ihm liegen, deren Ausführung man doch hätte abwarten sollen, um den Mann auch in seiner ganzen Größe zu zeichnen. Groß genug ist übrigens der Graf Szapáry auch in dieser Darstellung, und wenn die Verdienste desselben während seiner fast 30jährigen parlamentarischen Thätigkeit von uns auch keineswegs geleugnet werden sollen (über manche läßt sich streiten, wie z. B. über seine Bemühungen für die Simultanschule), so ist die Art, wie sie hier gezeichnet werden, doch oft eine stark überschwängliche. Hierfür nur ein Beispiel: Im Jahre 1887 legte Graf Szapáry sein Amt als Finanzminister nieder, weil einige seiner Ministerkollegen Budgetüberschreitungen gemacht hatten, die ihm das erstrebte Gleichgewicht im Staatshaushalt verdarben, und die er daher nicht vor dem Lande vertreten wollte. Durch diese That seines Rücktritts, „den erhebenden Akt seiner freiwilligen Selbstaufopferung," hat der Graf „seiner finanziellen Ministerlaufbahn die höhere staatsmännische Weihe gegeben"; durch eben denselben Akt hat er seinem Nachfolger im Amte die Pflicht des Budgetgleichgewichts „als heiliges Vermächtnis" (leider vergeblich!) hinterlassen. Südliche Glut atmet die Stelle über des Grafen Gemahlin, die übrigens, wie überhaupt alle persönlichen und privaten Verhältnisse, nachher im ganzen Buch kaum wieder erwähnt wird. Die Gräfin ist „eine ebenso hochgebildete als hochherzige Frau in des Wortes tiefster und edelster Bedeutung. Nicht allein, daß ihre Familientugenden als Frau, als Gattin und Mutter im schönsten und reinsten Glanze ihr Haupt umstrahlen, auch ihr Herzensadel ist

Digitized by Google

der Springquell der edelsten und schönsten humanitären Empfindungen (?), ein Quell, der sich mit wohlthätigster Wärme weit über die Sphären des Familienkreises fast unerschöpflich ergießt u. s. w."

Das hatten wir auszusetzen, und fügen, um dies Kapitel zu erledigen, noch gleich einige Ausdrücke bei, die uns aufgefallen sind. Szapáry ist „durchtränkt von Arbeitsliebe" (S. 12). Des Kaisers Franz Josephs I. und Deáks Streben „war nach einem und demselben Ziele hingebogen" (S. 28). Statt „epochemachend" sagt Verf. jedesmal „epochal" (64. 110). Mit Szapárys „erstem Austritt im Parlament" (S. 110) ist wohl sein erstes Auftreten gemeint. S. 48 dürfte ein Druckfehler vorliegen, wenn es heißt: „Im Januar des laufenden Jahres 1890 betrug die Gesamtlänge der ungarischen Bahnen 19937 km, wovon 6000 km, also die weitaus größere Hälfte, in staatlichem Betriebe ist." — Im übrigen bleibt an dem Buche auch manches zu loben, ja, wenn man den Grafen Szapáry zur Nebensache und die im Verfolg von dessen Leben kurz und übersichtlich gegebene Darstellung des politischen Lebens in Ungarn während der letzten ca. 40 Jahre zur Hauptsache macht, dann kann es dem, den diese Dinge interessieren, sehr gute Dienste leisten. Er erfährt hier alles nötige, alle Hauptvorgänge auf parlamentarischem und politischem Gebiet, und braucht nur wenig Ballast mit in den Kauf zu nehmen. Dies scheint dem Verfasser auch die Hauptsache gewesen zu sein, wenngleich er die Person des Grafen Szapáry immer wieder in den Vordergrund schiebt und uns sogar die drei von letzterem als Ministerpräsident im Reichstage gehaltenen Antrittsreden im Wortlaut mitteilt, von denen jede ca. 10 Druckseiten füllt! Für uns Deutsche ist von alledem zunächst nur das Bekenntnis des Grafen zum Dreibund von Interesse. Im übrigen sitzt bekanntlich im ungarischen Reichstage sowenig wie im österreichischen Abgeordnetenhause eine Partei, mit der wir Konservativen voll sympathisieren könnten. A. W.

6. Länder- und Völkerkunde.

— Island und Grönland zu Anfang des 17. Jahrhunderts kurz und bündig nach wahrhaften Berichten beschrieben von David Fabricius, weil. Prediger und Astronom zu Osteel in Ostfriesland. In Original und Uebersetzung herausgegeben und mit geschichtlichen Vorbemerkungen versehen von Karl Tannen. (Bremen, H. W. Silomon.) 1890. 47 S. 1,50 M.

David Fabricius ist der bekannte ostfriesische Gelehrte des 17. Jahrhunderts, der die Sonnenflecke zuerst entdeckt hat. (Nach einer anderen Lesart soll sein Sohn der Entdecker gewesen sein; doch beschränkt sich dessen Thätigkeit wohl nur auf die Veröffentlichung der Entdeckung seines Vaters.) Geboren im Jahre 1564, starb er 1617 eines gewaltsamen Todes; er hatte nämlich von der Kanzel herab einen Bauern nicht undeutlich des Diebstahls beschuldigt, und da es ein Reichsgericht damals noch nicht gab, das dem so Gekränkten hätte Genugthuung verschaffen können, half sich der Bauer selbst und schlug seinen Pastor eines Abends tot. Andere Zeiten, andere Sitten! Auch darin waren die Zeiten anders, daß damals ein Pastor noch ganz gut recht ausgedehnte astronomische und mathematische „Nebenstudien" treiben konnte. Seither ist der Spezialisierungstrieb auch in der Theologie mächtig geworden, so daß wohl bald ein angehender Theologe sich wird entscheiden müssen, ob er mehr dem dogmatischen, oder dem historischen, oder dem praktischen Gebiet sich zuwenden will; ein Nebenstudium wenigstens, das nicht bloß auf der Immatrikel steht, sondern wirklich „studiert" wird, schließt sich unter allen Umständen aus.

Die hier vorliegende kleine Schrift, die im Jahre 1616 zuerst herausgekommen, später aber verschollen ist, ist vor zwei Jahren vom Herausgeber Karl Tannen durch Zufall in einem Sammelbande der Bremer Bibliothek wieder aufgefunden und wird hier in doppelter Form, im ostfriesischen Original und in hochdeutscher Uebersetzung veröffentlicht. Der ursprüngliche Titel lautet: »Van Isslandt unde Grönlandt | eine korte beschryninge uth warhafften Scribenten mit vlyte colligeret | unde in eine richtige Ordnung vorfahtet | Dorch Davidem Fabricium Predigern in Ostfresslandt. Gedruckt Im Jahr | 1616.« Von Island, seiner „Gelegenheit" (d. i. Lage) und seinen Bewohnern erfahren wir in elf kurzen Abschnitten allerlei; die Kenntnis von Grönland indessen hat nicht hingereicht, eine einzige Seite zu füllen: »mehr wissenschaft hefft men noch nicht thor tydt van dissem Eylande unde Insel.« Manches, was der alte Fabricius berichtet, trifft natürlich auch heute noch zu, anderes aber hat einen stark sagenhaften Charakter. Viele Isländer werden nach ihm 150, ja 200 Jahre und darüber alt. — Unter ihren heimischen Produkten nimmt Butter eine Hauptstelle ein, sie wissen dieselbe oft gar nicht zu lassen und bringen sie in Ecken und Winkeln des Hauses, wo wir Sand u. dergl. verwahren, unter, da die Beschaffung der nötigen Fässer unmöglich ist. Freilich sind ihre Kühe auch von besonderer Art, sie haben keine Hörner. Ihre Hunde werden ohne Schwanz und Ohren geboren. Die warmen Quellen in Island sind so heiß, daß man keinen Finger hineinstecken kann, ohne sich zu verbrennen; trotzdem schwimmen Taucher-Enten darauf umher. In Grönland hausen Zwerge, und was dergleichen mehr ist. — Einmal macht sich der gelehrte Mann auch einer kleinen Unlogik schuldig, indem er zunächst die Ansicht, daß Island die „Thule" des Plinius gewesen sei, entschieden ablehnt und an späterer Stelle ganz ruhig gegen denselben Plinius polemisiert, der das Land für arm und elend gehalten habe. — Das kleine Schriftchen ist interessant in jeder Beziehung, nicht am wenigsten für den Kulturhistoriker, der in ihm einen neuen Beleg für den Stand der geographischen Wissenschaft kurz vor dem Ausbruch des 30jährigen Krieges hat. Der hohe Preis (1,50 Mark für 47 Seiten) erklärt und entschuldigt sich wohl aus

Digitized by Google

dem Umstande, daß aus dem Ertrage die Errichtung eines Denkmals für David Fabricius beabsichtigt ist. A. W.

7. Poesie.

— Hans Waldmann. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. (Leipzig, Hirzel.) 1890. 101 S.

Das neue Drama von Heinrich Kruse haben wir mit Spannung und steigendem Interesse gelesen. Waldmann ist ein mächtiger Bürgermeister von Zürich, ein selfmade man und mit vielen Regierungstugenden ausgezeichnetes Stadthaupt. Aber die Macht verleitet ihn zum Mißbrauch derselben und zu Ungerechtigkeiten, die schließlich durch seinen Sturz und seine Hinrichtung poetisch gesühnt werden. Vollstrecker dieser Sühne sind die politischen Gegner Waldmanns, die Junker innerhalb der Stadt, die Bauern in der Umgegend. Der dramatische Aufbau ist mit sicherer, kundiger Hand errichtet, die Handlung schreitet folgerichtig vor und bis zur Lösung durch die letzte Katastrophe begleiten wir den Helden des Stücks mit Furcht und Mitleid.

Die Freude an der Lektüre dieses Dramas wird erhöht dadurch, daß in Schillerscher Weise eine ganze Reihe von allgemeinen Sentenzen eingestreut sind, die auf guter Beobachtung ruhen und in ihrer Ausprägung als kleine Münze „geflügelter Worte“ von Hand zu Hand gehen könnten.

Hier und da sind nach unserer Ansicht einige Unvermitteltheiten. Um nur ein Beispiel anzuführen, so würde es uns dramatischer scheinen, wenn S. 55 der Thorschreiber Schneevogel einen heftigeren, direkten und persönlichen Wortwechsel mit den Bauern hätte, die ihn erstechen. Ebenso wird bisweilen in atemlosen Momenten, wo man lieber nur kurze Worte hört, zu breit geredet. Daß z. B. der verurteilte Waldmann seiner Frau im Gefängnis S. 86 die Anekdote vom Domherrn noch erzählt haben sollte, glaubt man nicht recht. Auch der Verfasser hat das gefühlt. Indessen sind das Kleinigkeiten, die sich bei einer Einrichtung zur Bühne leicht beseitigen ließen, wenn das gesprochene Wort unsere Bedenken bestätigte. Im ganzen ist das Drama eine anziehende Dichtung, an der jeder empfängliche Leser sich aufrichtig freuen wird.

— Deutschlands große Jahre 1870/71 geschildert in Liedern von Heinrich Vork mit Bildern von Christian Speyer. (München, C. H. Beck.) VIII u. 197 S. 4 M. 70 Pf.

Lieder sind es nicht, sondern epische Gesänge. Diese „Lieder“ sollen auch nicht gesungen, sondern bei Schulfesten und Kriegervereins-Festlichkeiten deklamiert werden. Der poetische Gehalt dieser in Verse gebrachten Kriegsgeschichte ist ein sehr geringer, fällt aber schwer ins Gewicht, wenn man einige Augenblicke auf die Beurteilung des Buches:

Die Auferstehung des deutschen Reiches. Dargestellt von J. L. J. Schaper. (Leipzig, J. C. Hinrichs.) 269 S. 3 M., geb. 4 M. 50 Pf., verwendet. Mehr als Augenblicke wird kein Leser von Geschmack auf dieses aller und jeder Poesie bare, nüchterne, langweilige, holperige Reimwerk verwenden. Ich greife aufs Geratewohl eine Strophe heraus:

> Der Hauptmann Ledebour hat sich in den Graben gelassen,
> Das Pulver mit kühnem Griff in des Gegners Minen zu fassen,
> Ins Wasser es zu werfen, das Stürmende hier bedroht.
> Beschossen entrinnt er für diesmal durch Klettern dem nahen Tod.
>
> Und keiner der Führer ahnt, wie nahe der Feind gekommen;
> Wie weit die Reiterei im Westen Quartier genommen.
> Rheinbabens und Graf Gröbens und Horstmanns Division
> Und Herzog Wilhelm schwärmen weit über die Mosel schon.

Und das soll Poesie sein! O. K.

8. Litteraturwissenschaft.

— Goethes Gespräche. Herausgeber Woldemar Freiherr von Biedermann. 5. Bd. 1824—1826, IX und 342 S. 6. Bd. 1827—1828, VIII und 374 S. 7. Bd. 1829—1830, XIII und 340 S. (Leipzig, F. W. v. Biedermonn.) Jeder Band 5 M.

In einem „vorgreifenden Nachwort“ zum vorletzten (siebenten) Bande fordert der Herausgeber zur Mitteilung von übersehenen Gesprächen in Büchern und Zeitschriften auf, damit jene im 8. Bande noch veröffentlicht werden können. Zweifellos Falsches — Irrtümliches oder Erfundenes — wird der umsichtige Herausgeber selbstverständlich unterdrücken, wie er denn S. VII und VIII auf eine Reihe in die Sammlung nicht aufgenommener unechter Gespräche ausdrücklich hinweist. — Auch in den vorliegenden drei Bänden stellt Eckermann das Hauptkontingent, nach ihm der Kanzler von Müller. Aus dem überreichen Inhalte dieser drei Bände etwas mitzuteilen, ist eine mißliche Sache. Manche Gedanken wiederholen sich in den Gesprächen, so z. B. die Geringschätzung der Weltgeschichte, die er das eine Mal „ein Gewebe von Unsinn für den höher Denkenden“, das andere Mal „das Absurdeste“ nennt, „was es giebt“. Die jüngst von Kaiser Wilhelm II. über den Geschichtsunterricht in den Gymnasien gethanen Aeußerungen fallen in merkwürdiger Weise mit einem Worte Goethes vom 24. Nov. 1824 zusammen: „Die römische Geschichte ist für uns eigentlich nicht mehr an der Zeit. Wir sind zu human geworden, als daß uns die Triumphe des Cäsar nicht widerstehen sollten. So auch die griechische Geschichte bietet wenig Erfreuliches. Wo sich dieses Volk gegen äußere Feinde wendet, ist es zwar groß und glänzend, allein die Zerstückelung der Staaten und der ewige Krieg im Innern, wo der eine Grieche die Waffen gegen den andern kehrt, ist auch desto unerträglicher. Zudem ist die Geschichte unserer eignen Tage durchaus groß und bedeutend;

die Schlachten von Leipzig und Waterloo ragen so gewaltig hervor, daß jene von Marathon und ähnliche andere nachgerade verdunkelt werden. Auch sind unsere einzelnen Helden nicht zurückgeblieben: die französischen Marschälle und Blücher und Wellington sind denen des Altertums völlig an die Seite zu setzen." — Von der Mehrzahl „unser jungen Poeten" sagt er (ebenfalls am 24. Nov. 1824), daß ihnen weiter nichts fehle, als daß ihre Subjektivität nicht bedeutend sei und daß sie im Objektiven den Stoff nicht zu finden wissen. „Die Herren schaffen und künsteln sich neue Theorien, um ihre Mittelmäßigkeit für bedeutend ausgeben zu können. Wir wollen sie gewähren lassen, unsern Weg still fortgehen und nach einigen Jahrhunderten noch von uns reden lassen" (16. Juli 1827). Und wie bescheiden dachte der große Dichter von sich: „Sehen Sie, meine Herren, ich glaube auch etwas geleistet zu haben, aber gegen einen der großen attischen Dichter, wie Aeschylos und Sophokles, bin ich doch gar nichts." (Septbr. 1827.) Von den Balladen, erzählte er am 14. März 1830, verdanke er das meiste Schillern, der immer etwas neues für seinen „Horen" brauchte, und darum den Dichter zur Bearbeitung des seit vielen Jahren als anmutige Bilder und schöne Träume wiederkehrenden Stoffes eigentlich wider dessen Willen trieb. „Ich entschloß mich ungern dazu, diesen mir seit so lange befreundeten, glänzenden Erscheinungen ein Lebewohl zu sagen, indem ich ihnen durch das ungenügende dürftige Wort einen Körper verlieh. Als sie auf dem Papier standen, betrachtete ich sie mit einem Gemisch von Wehmut; es war mir, als sollte ich mich auf immer von einem geliebten Freunde trennen." Bei Gedichten, welche dem poetischen Drang ihre rasche Entstehung verdanken, ging es dem Dichter umgekehrt: „Ich hatte davon vorher durchaus keine Eindrücke und keine Ahnung, sondern sie kamen plötzlich über mich und wollten augenblicklich gemacht sein, so daß ich sie auf der Stelle instinktmäßig und traumartig niederzuschreiben mich getrieben fühlte." Das Niederschreiben geschah oft so, daß das zufällig ganz schief liegende Papier in der Diagonale beschrieben wurde. „Proben solcher poetischen Vertiefung" sind ihm jedoch nach und nach abhanden gekommen. Daran füge ich ein Wort Goethes von demselben Tage — dem 14. März 1830 — welches sich die ungezählten Scharen unserer neuzeitlichen Dichter und Dichterlinge sollten gesagt sein lassen: „Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte."

Die Begegnung Goethes und Grillparzers (29. Sept. bis 3. Okt. 1826) ist von besonderem Interesse. Am ersten Tag erschien Goethe wie ein Audienz gebender Monarch, schwarz gekleidet, den Ordensstern auf der Brust, gerader, beinahe steifer Haltung. Zwei Tage darauf schreibt Grillparzer: „Sein Anblick in dieser natürlichen Stellung, mit einem langen Hausrock bekleidet, ein kleines Schirmkäppchen auf den weißen Haaren, hatte etwas unendlich Rührendes. Er sah bald wie ein König aus, bald wie ein Vater." —

Es ist wiederholt bemerkt worden, daß Goethe bis in sein hohes Alter hinein zuweilen den Frankfurter Dialekt anklingen ließ. So fragte er einmal den ihn besuchenden Karl von Holtei: „Nun, wie gefällt es Ihnen in Weimar? Nicht wahr, es stickt viel Bildung in dem Orte?"

Auch in den Bänden 5—7 der Gespräche Goethes finden sich nicht selten Aeußerungen, die in hohem Grade anfechtbar sind. Am meisten ist mir in dieser Hinsicht aufgefallen, daß der geniale Mann den Freunden von Müller und Riemer gegenüber die Sätze aufstellen konnte: „Nur wer kein Gewissen oder keine Verantwortung hat, kann humoristisch sein. — Wem es bitterer Ernst ist mit dem Leben, der kann kein Humorist sein. — Doch damit will ich den Humoristen keine Vorwürfe machen. Muß man denn gerade ein Gewissen haben? Wer fordert es denn?" Auf den Einwurf, daß jemand vom Humor gesagt habe, er sei „der Witz des Herzens", ergrimmte er aufs heftigste und packte in der derbsten Weise gegen den ungenannten Verteidiger des Humors aus. Ich kann nicht sagen, daß die gute Bemerkung des Ungenannten durch Goethes Gegenbemerkungen entkräftet worden ist. O. K.

— Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. Von Kuno Fischer. 2. neubearbeitete und vermehrte Auflage von „Schillers Selbstbekenntnissen." (Heidelberg. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.) 262 S. 4 M., geb. 5 M.

Das vorliegende Buch ist der erste Band der in neuer Bearbeitung erscheinenden „Schillerschriften" Kuno Fischers, die einst zu Jena in der Rosengesellschaft gehaltenen Vorträgen ihr Dasein verdanken. Von den neun Abschnitten sind vier völlig neu, nämlich „die Lauralieder", „der Streit in der Seele des Dichters", „die Bilder des Todes", „der Herzog Karl und Schiller". Der Verfasser „will die Entstehung und Entwicklung unseres großen tragischen Dichters aus ihren psychischen Grundmotiven erklären: aus den Seelenzuständen und Seelenkämpfen Schillers, die zu dem Zweck tiefer und deutlicher erkannt sein wollen, als man dieselben zu sehen pflegt." Die folgende Schrift wird „Schiller als Komiker" und die dritte „Schiller als Philosoph" behandeln. Aus dem Kapitel „Ferdinand von Walter" erfährt der Leser außerdem, daß Fischer über „Kabale und Liebe" eine besondere Schrift veröffentlichen wird.

Die Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt hat, ist vortrefflich gelöst. Dem geistigen Lebensgang Schillers und der Verbindung dieses Ganges mit den Dichtungen der Jugend- und Wanderzeit des Dichters ist der ebenso gelehrte als scharf- und feinsinnige Autor bis in die einzelnsten Teile gefolgt. Ganz vorzüglich ist der Teil des Buches gelungen, in welchem der bisher nicht recht gewürdigte Einfluß des Herzogs Karl auf Schillers Dichtungen erörtert wird. Durch novellistisch geratene Lebensgeschichten, auch durch ungeschichtliche

Dramen, wie Laubes Karlsschüler, ist die Meinung in Umlauf gesetzt worden, als ob der Herzog Karl ein reaktionärer Tyrann gewesen sei. Durch Fischer kann man sich dieser irrtümlichen Anschauung entledigen lassen. — Von den Lauraliedern heißt es: „wer die Motive der Lauralieder richtig versteht, wird in diesen Dichtungen weit mehr einen Ideencyklus als eine Geliebte erkennen: ihr Thema ist Liebesphilosophie, nicht Liebesglück oder Liebesschmerz." Es ist die Theorie der Geschlechtsliebe, welche Schiller in Verse brachte, während sich Goethe an die Praxis gehalten hat. — Der achte Abschnitt ist überschrieben „Schillers dramatische Selbstschilderungen." Es handelt sich bei den „Räubern" nur um das „Spiegelbild Schillers in der Gestalt Karl Moors," in „Fiesco" um den Träger der Titelrolle, in „Kabale und Liebe" um Ferdinand, in dem zweihälftigen dramatischen Gedicht „Don Carlos" um Carlos und Posa.

Der letzte Abschnitt, „Schillers lyrische Selbsterkenntnisse" überschrieben, behandelt außer der „Freigeisterei der Leidenschaften," auch „der Kampf" genannt, die „Resignation", „die Götter Griechenlands", „An die Freude" — „der Seelenjubel, woraus dasselbe hervorging, diese Hochflut bacchantischer und himmlischer Gefühle ergießt sich besser in die dahinströmende Fülle eines Tonwerkes, als in die lange Strophenreihe eines Gedichtes. Diese Offenbarung hat Beethoven unserem Liebe geschaffen." — „Die Künstler." „Um die ganze Entwicklung mit einem Blick zu überschauen, welche Schiller in seinen Jugend- und Wanderjahren durchlebt und in seinen Dichtungen dargestellt hat, vergleichen wir den Anfangspunkt mit dem Ende. Sein erstes Selbstbekenntnis sind „Die Räuber," sein letztes „Die Künstler." Dort hieß das erste Wort: „Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säculum!" Hier heißt das erste: „Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige stehst du an des Jahrhunderts Neigel" — So groß ist der Abstand zwischen dem damaligen und dem gegenwärtigen Dichter. In allen Poesien dieser Zeit hat Schiller sich abgebildet und zu treffen gesucht und doch nicht völlig getroffen. Sobald das Bild fertig war, erschien es ihm unähnlich. Er ist nicht der Weltstürmer Moor, auch nicht der Weltbürger Posa; er ist und will nichts anderes sein, als der Künstler, der seinen Beruf erkannt hat und ausübt." O. K.

9. Unterhaltungslitteratur.

— Im zweiten Rang und andere Erzählungen von E. Juncker. (Berlin, O. Janke.) 280 S. Das letzte Stück „Mein bester Freund" (S. 277 bis 280) läßt die Denkart der Verf. — denn mit einer solchen haben wir es ohne Zweifel zu thun — am besten erkennen. Ihr bester Freund ist ihr „intellektuelles Ich", das ihr eine Zeitlang abhanden gekommen sein soll. (Beiläufig bemerkt: ich glaube nicht daran.) — Das vorletzte Stück „Das Sammetkleid meiner Frau" (S. 259 bis 274) macht den Leser mit der Begabung und den Leistungen eines Schriftstellers bekannt, welcher seiner Frau für eine Schriftsteller-Jubelfeier ein blaues Sammetkleid für 550 Mark kaufen soll. Dazu soll das Honorar für eine liegengebliebene mißlungene Novelle aus der ersten Zeit des Schriftstellers verwandt werden. Dagegen sträubt sich mit Recht der Stolz des Mannes. 500 M. hat er bereits im Geheimen für die junge Frau zurückgelegt, schnell schreibt er noch irgend etwas, das ihm 50 M. einträgt, und die Frau erhält doch ihre robe triomphante. Kommt so etwas in Berlin oder sonst wo in Deutschland vor, so ist die Schriftstellerwelt nicht mehr wert, als daß sie von der socialen Revolution verschlungen wird. — Was der Schriftsteller von seiner Jugendnovelle sagt: „Die Menschen waren Schemen oder besser ausgeklügelte, zurechtgetiftelte Gestalten meiner Phantasie," könnte die Verf. füglich von ihren Novellen sagen, falls ihr „bester Freund" sie nicht irreführt.

In der ersten Erzählung „Im zweiten Rang" wird die 26 Jahre alte Idaly ohne Liebe die Frau eines verwitweten Architekten, der einen siebenjährigen Sohn hat. Glück zweiten Ranges. Der Mann kommt ihr liebevoll entgegen, sie weist ihn kühl ab. Gleichwohl erwacht in ihr — man erfährt nicht im mindesten wie — eine Art Liebesgefühl — zweiten Ranges natürlich. Sie ist Malerin, und da sie immer wieder wahrnimmt, wie unvergeßlich das Andenken an die erste Frau in ihrem Manne lebt, so malt sie das von Rosen bedeckte Grab derselben. „Was ihr das Leben so standhaft verweigert, die gebenedeite Kunst gewährt es der Seele, die sich ihr ganz geweiht und auf persönliches Glück verzichtet hat!" Und der beglückte Gatte erklärt ihr, daß sie beim Malen des Bildes alle ihre Geisteskräfte konzentriert, ihre Anschauung vom Dienste des Willens gelöst und in den Dienst der Idee gestellt habe, daß sie mit diesem Bilde in den ersten Rang eingetreten sei. — Hier ist offenbar alles auf den Kopf gestellt. Der „beste Freund" hat hier die Verf. zweifellos im Stich gelassen. Dienst der Idee, Kräfte-Konzentrierung an der Stelle liebevoller Selbstverleugnung. — Auch bei der zweiten Erzählung „Das Gespenst des Glückes" ist der „beste Freund" nicht zugegen gewesen. Ein junger Naturforscher hat sich geweigert, seine leidenschaftlich geliebte Frau auf eine zweijährige wissenschaftliche Reise mitzunehmen. Er will sich von ihr scheiden lassen. Nach Ablauf der zwei Jahre reist er von Berlin nach Rom, um mit seinem Schwiegervater „die Formen" — ich hätte eher gedacht das Materielle — der Ehescheidung zu vereinbaren. Zufällig kommt er schon in Berlin mit der heißgeliebten, aufgegebenen Frau, die auch nach Rom will, in derselben Wagenabteilung zusammen. In der frivolsten, lustigsten Weise spricht die junge Frau von der bevorstehenden Scheidung: „Ach, Robert, welch ein Mißgriff war doch unsere Ehe, und wie nett und reizend ist es jetzt, wo wir nur gute Freunde sind. Menschen, die einander lieb haben, sollten sich nie heiraten." Und was denkt Robert? „Ist das ein Geschick, sein eigenes Weib, von dem man sich verhältnismäßig leicht getrennt, so grenzen- und hoffnungs-

Digitized by Google

los zu lieben!" murmelte Robert schwerseufzend in der Wagenecke. Natürlich schließt die Geschichte damit, daß aus der Scheidung nichts wird. Warum diese Geschichte „Das Gespenst des Glückes" betitelt worden, ist „meinem intellektuellen Ich" nicht klar geworden. — Am besten ist der Verf. die Erzählung „Entzauberungen" geraten.

Die Verf. hat eine schöne Erzählergabe. Wäre nur der Inhalt ihrer Erzählungen gehaltvoller. Wenn man denselben auf den Grund geht, so ist es doch entsetzlich wenig, was die Verf. bietet. Sie kennt nur die Oberfläche, sie lebt nur in der längstvergangenen und überwundenen antiken Welt, welcher Kunst und Wissenschaft das Höchste war. Die heilige Geschichte ist für sie „Legende". — An Unmöglichkeiten fehlt es auch in diesem Buche nicht. Da sollen dahinschwebende Seifenblasen an einem Baumzweig hängen bleiben; — wer hat so etwas je beobachtet? Der Frau Idaly wird von einer Zigeunerin das Portemonnaie gestohlen, weit davon entfernt, sich zu ärgern, hat sie sich darüber gefreut. Da kann doch nur der „beste Freund" Idalys verreist gewesen sein. — Den verlorenen Sohn soll nach den Träbern gelüstet haben! Welche „Legende" hat denn diesen Umstand der Verf. geliefert? — Das eigenste Innere soll das Alpha und Omega aller Dinge sein! heißt es in der ersten Erzählung, nicht in der letzten, die vom Verlust des „intellektuellen Ich" handelt. — S. 216 sieht ein junger Mann „offiziell" auf das Meer, während er „keinen Moment" versäumt, „verstohlen" nach einer schönen Frau zu sehen. Wie hat der junge Mann das fertig gebracht? Ich gestehe, daß „mein bester Freund" mich auch hier im Stiche läßt. O. K.

— Milda Herzens Erfahrungen im Dienst. Von E. M. Sewell. Uebersetzt von Fanny Birndt. (Dresden, Brandner.) 1,75 M., eleg. geb. 2,60 M.

Ein gut gemeintes Buch, welches die Lebensgeschichte eines englischen Dienstmädchens giebt, dessen Tugenden wohl deutsche Mädchen zur Nachfolge reizen sollen. „Leider", möchte man sagen, sind diese Tugenden so groß, daß sie in Deutschland ziemlich als unerreichbares Ideal gelten können, mit anderen Worten: Das Buch entbehrt der inneren Wahrheit. Bei einem Ausgang in der Abenddämmerung wird Milda von einem Herrn verfolgt, der ihr einen unvermittelten Heiratsantrag macht. Sie bleibt ruhig stehen, setzt sich in Positur und hält dem Verfolger folgende Rede: „Mein Herr, wenn Sie mich anrühren, rufe ich die Polizei. Ich habe keine Lust, einen Straßenauflauf zu verursachen; allein wenn Sie mich auch nur mit einem Finger berühren, so werde ich es thun. Doch da ich hoffe, daß wir uns in dieser Welt nicht wieder begegnen, so will ich Ihnen wenigstens erst meine Meinung über Ihr Betragen sagen, ehe wir scheiden. Wissen Sie, mein Herr, ich bin ein junges Mädchen; aber ich kann unterscheiden, was recht und vernünftig ist, und ich weiß ganz gut, daß Sie nicht daran denken, mich zu Ihrer Frau zu machen. Ich weiß, daß jedes Wort, welches Sie gesprochen haben, abscheuliche und gottlose Lüge war, um mich zu betrügen. Sie bildeten sich ein, weil ich jung wäre, könnten Sie mich betören, wenn Sie mir Schmeicheleien über mein Gesicht erwiesen. Sie dachten, ich würde schöne Kleider einem tugendhaften Leben vorziehen und versuchten es folglich damit. Sie geben vor, mich zu lieben, während Sie mich im Gegenteil so sehr hassen, daß Sie mein ganzes Glück und mein ganzes zukünftiges Leben zerstören wollten, um Ihre eigene Schlechtigkeit zu befriedigen. Sie haben mich verfolgt und gejagt wie einen Hund, und das nennen Sie mich lieben und anbeten. Mag Ihnen Gott verzeihen, mein Herr, doch Sie verdienten, einmal in einer solchen Falle gefangen zu werden, wie Sie mir und anderen armen Mädchen gestellt haben. Sie haben viel Geld und schöne Sachen, und wir nichts, als unseren guten Namen und unsere Tugend; das ist unser Vermögen und unser Glück. Sie erhalten nicht eher Ruhe, bis Sie unseren Frieden und unseren guten Namen Ihrem Vergnügen geopfert haben. Sie würden mich mit der größten Gemütsruhe als elende Verworfene auf den Straßen sehen, Ihr hartes grausames Herz würde dadurch nicht eine Stunde von seinem Glücke einbüßen. Das ist die Art und Weise, wie ein Herr ein Dienstmädchen liebt. Gute Nacht, mein Herr, ich hoffe, daß Sie in sich gehen und bereuen werden."

Deutsche Mädchen, welche einen lästigen Menschen wirklich los sein wollen, fassen sich kürzer. So lange Reden halten nur die, die das Gespräch fortzusetzen wünschen. — Das Buch ist, wie gesagt, gut gemeint, aber — — „man merkt die Absicht und man wird verstimmt."

— Unterwegs. Neue Erzählungen von Emil Frommel. (Barmen, Hugo Klein.) 1890. 130 S. 1 M. 50 Pf., geb. 2 M. 50 Pf.

Unterwegs hat der Erzähler die Geschichte „Der Nagelschmied von Finsterbronn" erfahren — teilweise im buchstäblichen Sinn, nämlich im Postwagen. Unterwegs sind die zu kleinen Mosaikbildern „Unter Heimatlosen" und „Auf Badereisen" geschickt benutzten Steine und Steinchen von Reise- und Bade-Erlebnissen aufgelesen worden. Emil Frommel ist einer der besten Volksschriftsteller, das muß ich immer wieder sagen. Da ist nichts Gemachtes, Gekünsteltes, Geschraubtes, Zusammenphantasiertes, da ist alles einfach, natürlich, unmittelbar, erlebt, erfahren. Es ist immer eine große Freude, etwas von E. Frommel, diesem Vertreter der Süddeutschen in der norddeutschen Hauptstadt, zu lesen. Und wie mir, so wird es vielen, vielen anderen gehen. Ich kann den Wunsch nicht aussprechen, daß er Ebers verdrängen möge, denn ich halte es für unmöglich, daß jemand diesen Wechsel vollziehen kann. Engbrüstige ersteigen nicht hohe Berge. O. K.

10. Verschiedenes.

— Die Sexuelle Hygiene und ihre ethischen Konsequenzen. Drei Vorlesungen von Dr. med. Seved Ribbing, Professor an der Universität


Digitized by Google

Lund (Schweden). Aus dem Schwedischen von Dr. med. Oscar Reyher. (Peter Hobbing, Leipzig.) Geh. 2 M., geb. 2,75.)

Der Verf. beginnt seine Vorlesungen mit dem Hinweis, daß es zweierlei Arten von Schriftstellerei giebt, welche das sexuelle Gebiet behandelt, die litterär-reformatorische und die medicinisch-lukrative. Unter ersterer sind die Schriften der Realisten und Weltverbesserer zu verstehen, die irgend eine Specialfrage dieses Gebiets herausgreifen und novellistisch oder dramatisch behandeln; unter letzteren die populären Schriften, wie „Der persönliche Schutz", „Ratgeber für Neuvermählte" und ähnliches. Die einen sind so verderblich, wie die anderen; beide spekulieren auf die Lüsternheit der Jugend oder auf die Furcht derjenigen, die an den Folgen geschlechtlicher Sünde leiden. Verf. faßt seine Aufgabe — es sind Vorträge vor Studenten gehalten — im Sinn persönlicher Seelsorge, wie sie von der evangelischen Geistlichkeit getrieben wird, nur daß er, zu denselben Resultaten kommend, nicht von den ethischen, sondern von den medicinischen Gesichtspunkten ausgeht. Die „St. Petersburger medicinische Wochenschrift" vom 11. Okt. 1890 (Herr Professor Dr. Blessig) äußert sich über das Buch: „Angesichts des herrschenden, durch Philosophie und schöne Litteratur groß gezogenen Pessimismus in der Beurteilung des Geschlechtslebens unserer Zeit, sowie des hierauf begründeten „laisser faire, laisser aller" der Gesellschaft ist eine Schrift, wie die vorliegende, besonders von ärztlicher Seite, eine ebenso seltene wie hocherfreuliche Erscheinung. Mit sichtlichem Ernste und warmer Menschenliebe tritt der Verfasser an die großen, tief in das Kulturleben einschneidenden Fragen heran. Die Vorlesungen — — wirken in gleicher Weise wohlthuend durch das Zartgefühl des erfahrenen Arztes und Menschenkenners, wie durch die rückhaltlose Offenheit, mit welcher dieser Schäden aufdeckt, Vorurteile bekämpft und Irrtümer entkräftet. — — — Die Schrift ist zu einheitlich, zu sehr aus einem Guß, um sie auszüglich zu referieren; wir wollen hiermit nur die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf dieselbe lenken. — — Der studierenden Jugend möchten wir wünschen, daß sie gleich den Studenten von Lund Gelegenheit hätte, öfters solche Berater zu hören, wie den Verfasser dieses Buches." — Diesem Urteil der genannten medicinischen Wochenschrift schließen wir uns in aller Hinsicht an. Das Buch kann jedem gebildeten Jüngling in die Hand gegeben werden. Vom christlichen Standpunkt aus ist es ja freilich nur Vorhofsarbeit. Aber da, wo der Arbeit des Heiligtums noch Vorurteil oder Widerwille begegnen, kann dies Buch schon wegbereitend wirken und den Suchenden hinführen auf die wunderbare Uebereinstimmung der physischen und der moralischen Naturgesetze, bezw. auf den Drummondschen Gedanken, daß die letzteren nur als in das Geistesreich hinein verlängerte physische Gesetze zu betrachten sind.

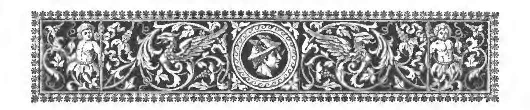
Neue Schriften,

welche der Redaktion zugegangen und vorbehaltlich näherer Besprechung zunächst hier angezeigt werden.

Die allgemeinen philosophischen Grundlagen der von François Quesnay und Adam Smith begründeten politischen Oekonomie von Dr. Wilhelm Hasbach. (Leipzig, Duncker & Humblot.)
Der Jesuiten-Sensationsprozeß des Pfarrers Hartmann von Kronungen. (Barmen, Hugo Klein.)
Im Reiche der Gnade. 2. u. 3. Heft. Konfirmationsreden von Gustav Leonhardi. (Leipzig, Fr. Richter.)
Die zwei Säulen des christlichen Hauses. Predigt von Dr. theol. C. Pank. (Leipzig, Fr. Richter.)
Wartburg und Kyffhäuser. Festreden aus besonderen kirchlichen und patriotischen Anlässen von W. Faber. (Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung.)
Das wirtschaftliche Leben von Dr. Ed. Moormeister. (Freiburg, Herder.)
Bilder aus der älteren deutschen Geschichte von Gotthold Klee. (Gütersloh, Bertelsmann.)
Wie nährt man sich gut und billig? Von Fritz Kalle. (Leipzig, Duncker & Humblot.)
Lehrplan für den Gesangunterricht einer dreistufigen Volksschule von Gustav Abel. (Berlin, Nicolai.)
Uebungen, Choräle und Lieder. Heft 1—3. Von Gustav Abel. (Berlin, Nicolai.)
Arminius und Siegfried von H. Jellinghaus. (Kiel und Leipzig, Lipsius & Fischer.)
Zur Neuregelung des ländlichen Gemeindewesens von Otto Boldt. (Berlin, Walther & Apolant.)
Geschichte der Grafschaft- bezw. des Fürstentums Blankenburg, der Grafschaft Regenstein und des Klosters Michaelstein von R. Steinhoff. (Blankenburg a. H. und Quedlinburg, Vieweg.)
Alttestamentliche Bibelstunden. 6. Band. Von W. Grashoff. (Bremen, C. Ed. Müller.)
Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Odessa von Dr. Friedrich Bienemann jun. (Odessa, A. Schultze.)
Archiv für das Studium der neuen Sprachen und Litteraturen, LXXXV. Band, 4. Heft. Von Stefan Waetzoldt und Julius Zupitza. (Braunschweig, Westermann.)
Bismarcks parlamentarische Kämpfe und Siege. 2. Abteilung. Von Friedrich Thudichum. (Stuttgart, Ferdinand Enke.)

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.

Digitized by Google



Der Kaisermord zu Schlüsselburg

am 5. Juli 1764.

Nach den Aussagen der Nächstbeteiligten und bis jetzt noch nicht veröffentlichten Protokollen

von

Johannes Eckardt.

Unter der langen Reihe russischer Monarchen, welche entweder durch einen Gewaltstreich vom Thron gestoßen oder ermordet wurden, ist eine der tragischsten Gestalten Iwan Antonowitsch, der Sohn des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg und der Großtochter des Zaren Iwan V., Anna Leopoldowna. Als eben geborener Säugling zum Kaiser von Rußland proklamiert, dauerte seine nominelle Regierung ein Jahr (1740—1741), dann mußte Iwan VI. (wie er officiell genannt wurde) der Tochter Peters des Großen, Elisabeth, Platz machen, um von einem Kerker in den andern geschleppt, endlich sein freudloses Leben auf die elendeste Weise zu beschließen.

Das blutige Ende dieses unglücklichen Prinzen war lange in ein Dunkel gehüllt, das sich erst zu lichten begann, als die liberale Aera Kaiser Alexander II., des Befreiers, die Geheimarchive zu Petersburg russischen Geschichtsforschern zugänglich machte, insoweit diese ihre Neugierde nicht über den Beginn des XIX. Jahrhunderts hinaus zu erstrecken geneigt waren; denn die betreffende Entscheidung lautete, „daß die vaterländische Geschichte bis zu Kaiser Paul I. freigegeben sei." In wie reichem Maße diese Erlaubnis benutzt wurde, wie zahlreich — um nicht zu sagen zahllos — die Veröffentlichungen sind, durch welche in den letzten zwanzig Jahren die Historiker Rußlands die geschichtliche Entwicklung ihres Vaterlandes beleuchtet haben, dürfte auch dem deutschen Leser nicht unbekannt sein.

In einem Heft der russischen Monatsschrift „Der historische Bote" (1888, V) bringt Herr Bilbassow eine fesselnde Darstellung der Ermordung des jugendlichen Schattenkaisers, gestützt auf Originaldokumente und Zeugenaussagen, die hier zum ersten Male zur Veröffentlichung gelangen. Die nachfolgende Schilderung der Schlüsselburger Katastrophe schließt sich im wesentlichen diesen neuesten Mitteilungen an, indem gleichzeitig noch einige ergänzende Berichte anderer russischer Historiker berücksichtigt werden, um dem deutschen Leser die Einzelheiten aus dem trostlosen Dasein des kaiserlichen Dulders in die Erinnerung zurückzurufen.

Digitized by Google

I.

Die Nachkommen der Zaren Iwan V. und Peter I. bildeten in ihrer weiblichen Descendenz zwei feindliche Lager, die sich ein halbes Jahrhundert hindurch den Thron des großen russischen Reformators streitig machten. Durch Anna Iwanowna, die Witwe des Herzogs Friedrich Wilhelm von Kurland und Tochter des schwachen Iwan, war die Nachkommenschaft dieses letzten Zaren auf den Thron gelangt, und bei ihrem Hinscheiden war Anna Iwanowna darauf bedacht gewesen, dieser Linie der durch Verheiratung ihrer Schwester mit dem Herzog von Mecklenburg germanisierten Romanows die Thronfolge zu sichern. Sie ernannte daher den erst zehn Wochen alten Sohn ihrer Nichte, Iwan Antonowitsch, (geb. am 12. August 1740) zu ihrem Nachfolger. Die nationale Partei und das russische Volk begrüßten die Proklamierung des kaiserlichen Kindes mit dumpfem Murren und konnten ihr Erstaunen nicht verbergen, daß der Säugling seinen Eltern, der „deutsche“ Prinz der Tochter Peters des Großen, Elisabeth, vorgezogen worden war. Die größte Unzufriedenheit erregte jedoch die Bestimmung, daß für die lange Zeit der Unmündigkeit Iwans der allgemein verhaßte, ja verachtete „Blutsauger und Menschenschinder“ Biron zum Regenten ernannt war. Daß Biron nicht der orthodoxen Kirche angehörte und deutschen Ursprungs war, ja nicht einmal geläufig russisch sprechen konnte, hätte man ihm allenfalls noch nachgesehen — denn an die Deutschen hatte sich das russische Volk allmählich gewöhnen müssen, hielten diese doch seit einem halben Jahrhundert die höchsten Posten besetzt und hatten den Oberbefehl über das Heer und die Flotte; die Staatskollegien (Ministerien) und den „höchsten Rat“ hatte die verstorbene Kaiserin mit den Anhängern der deutschen Partei angefüllt. Der Regent galt aber — und nicht mit Unrecht — für einen gewissenlosen Abenteurer, der durch gemeine Mittel sich zu der höchsten Gewalt emporgeschwungen hatte und diese in roher, eigennütziger Weise ausbeutete. So begegneten in der That alle seiner Ernennung mit unverhohlener Unzufriedenheit, die Höflinge sowohl, wie die Armee und die Garde, die höchsten Schichten der Staatsbeamten wie das gemeine Volk. Man hatte die Birowschtina (Tyrannei Birons) ertragen, so lange der hochfahrende Günstling sich hinter den Falten des kaiserlichen Purpurs versteckt hielt — zwei Wochen nach dem Tode Anna Iwanownas war seine Rolle jedoch ausgespielt, er wurde verhaftet und nach Pelym in Sibirien verbannt.

Durch das Manifest vom 9. November 1740 übernahm die Mutter des jungen Kaisers Anna Leopoldowna die Regierung. Diese sowohl, wie ihr unbedeutender Gemahl Anton Ulrich standen als Deutsche dem Herzen des russischen Volkes gänzlich fern, ihre Gewalt trug den Charakter des Zufälligen, Vorübergehenden, Fremdländischen, und niemand war darauf bedacht, sie dauernd zu begründen. Im Namen des kaiserlichen Säuglings wurden Ukase erlassen, Kriege geführt, geherrscht und intriguiert, intriguiert ohne Ende — die Deutschen gegen die Russen, die Russen gegen die Deutschen. Eigene und fremde Minister, Priester und Laien, Männer und Frauen suchten einander zu beseitigen oder zu den höchsten Aemtern zu erheben. Münnich stürzte Biron, Ostermann beseitigte Münnich und wurde dann selbst ein Opfer der „nationalen“ Intrigue Dolowkins, Tscherkasskis und des Erzbischofs Juschkewitsch. Ueber diesem Krieg Aller gegen Alle, über diesem wütenden Kampf ums Dasein war der kaiserliche Säugling ebenso vergessen, wie das Wohl des Staates, wenngleich bei feierlichen Gelegenheiten der Kaiser Iwan VI. vom Balkon aus dem Volke gezeigt wurde, wenn z. B. die persische Gesandtschaft auf den ersten Elefanten, die man in Petersburg erblickte, ihren Einzug in die Residenz hielt. Das Volk gab bei solchen Gelegenheiten weder auf das Kind, noch auf die Regentin-Mutter Acht, deren Gestalt erst vor Biron, dann vor Münnich in den Hintergrund trat und erinnerte sich wohl kaum dessen, daß Iwan Antonowitsch mütterlicherseits den Zaren Iwan zum Großvater habe, der seinerzeit gleichfalls von der mächtigen Erscheinung Peters des Großen in die Vergessenheit zurückgedrängt worden war.

Digitized by Google

Dieser aber lebte in der Erinnerung seiner Unterthanen, die sich darüber wunderten, daß nicht seine schöne Tochter Elisabeth, sondern ein „deutscher“ Prinz auf dem russischen Thron saß. In den Kirchen wurden indessen Gebete für den „glücklich regierenden Herrn und Kaiser Iwan“ laut verlesen, ohne daß die Beter wußten, weshalb gerade dieses Kind zur Herrschaft berufen war.

Endlich in der Nacht vom 24. auf den 25. November 1741 befahl die Cäsarewna Elisabeth Petrowna, die Regentin und ihren Gemahl, den Generalissimus Anton Ulrich, zu verhaften, während sie sich zur Kaiserin und Selbstbeherrscherin aller Reussen proklamierte: das Heer, das Volk, ganz Rußland begrüßte diese Thronbesteigung als etwas „Naturgemäßes, Erwünschtes, längst Ersehntes.“

Wenn der sächsische Gesandte Petzold in seinem Bericht über dieses Ereignis sagen konnte: „es bedürfe bloß des Beistandes einer Anzahl von Grenadieren, eines Kellers voll Branntwein und einiger Säcke Geld, um in Rußland zu machen, was man wolle“ (s. Herrmann, Gesch. d. Russ. Staats IV, 685) und auch Rulhière (La révolution de Russie en 1762) von der Leichtigkeit spricht, „avec laquelle une révolution se fait en Russie“ — so übersehen diese Ausländer gänzlich, wie bedeutungsvoll für den Sturz der braunschweigischen Dynastie der Umstand war, daß sie im Bewußtsein des russischen Volkes gar keinen Halt hatte. Anton Ulrich ließ sich als Generalissimus aller russischen Heere von einer Rotte meuterischer Grenadiere mühelos die höchste Gewalt entreißen. Anna Leopoldowna, die als Regentin und Kaiserin-Mutter über alle Weinkeller und Geldsäcke des Staates verfügen konnte, war dennoch nicht im stande, sich am Ruder zu erhalten!

Elisabeth machte sich kein Gewissen daraus, den Unterthaneneid für ungültig anzusehen, den sie einst dem Prinzen Iwan als Thronfolger schriftlich hatte leisten müssen, verlangte vielmehr in dem geheimen Ukas vom 9. Dezember von Anna Leopoldowna das eidliche Versprechen, daß diese für sich, ihren Sohn, den Prinzen Johann und ihre Tochter, die Prinzessin Katharina, der neuen Kaiserin Treue schwören würde — so stark war auch zu jener Zeit die Macht der Tradition!

Wenige Tage später verließen einige Kibitken (geschlossene Schlitten), begleitet von einer Menge bewaffneter Reiter, die Residenz; in ihnen befand sich der „zum Unheil geborene“ Iwan mit der ganzen „braunschweigischen Familie“ und dem Hoffräulein Julia von Mengden. Der Anführer dieses Zuges W. F. Saltykow hatte den Auftrag, seine Schutzbefohlenen über Narwa und Riga an die deutsche Grenze zu bringen, von wo sie nach Braunschweig zurückkehren sollten; gleichzeitig ließ die Kaiserin Elisabeth ihren Neffen Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp nach Rußland kommen, wo er erst Großfürst-Thronfolger, später unter dem Namen Peter III., Kaiser von Rußland werden sollte.

So verließ der unglückliche Iwan Antonowitsch für immer Petersburg, wo er geboren war und dreizehn Monate als Kaiser gelebt hatte, um es nie wieder zu sehen. Ihm und seiner Familie wurden in einem Manifeste alle Rechte auf den Thron abgesprochen und alles gethan, um seinen Namen schleuniger Vergessenheit zu übergeben. Zu diesem Zweck ordnete ein Ukas an „alle Münzen und Medaillen mit dem Bildnis des Prinzen dem Senat zu überliefern, wo sie nebst allen Dokumenten, in denen seines Namens Erwähnung geschah“ — vernichtet werden sollten. Officiell durfte höchstens von „der Regierung des ehemaligen Herzogs von Kurland (Biron) und der Prinzessin Anna Leopoldowna“ die Rede sein, kurz, Elisabeth wollte jede Spur, jede Erinnerung an den unglücklichen Prinzen vertilgen — das gelang ihr aber keineswegs.

In den beiden ersten Jahren ihrer Regierung erinnerten zwei rechtzeitig entdeckte Verschwörungen sie an die Existenz Iwans; einige Personen ihrer nächsten Umgebung, ja wie unsere russischen Quellen versichern, auch ihr Verbündeter, Friedrich II. von Preußen, rieten der Kaiserin, die braunschweigische Familie nicht freizulassen, sondern

Digitized by Google

sie „an einen entlegenen Ort zu verbannen, damit niemand ihren Aufenthaltsort wisse, und die Kaiserin auf diese Weise vor einer furchtbaren Gefahr bewahrt bliebe."

So ward denn die gestürzte Dynastie zu lebenslänglichem Kerker verurteilt und von einem Gefängnis ins andere geschleppt. Iwan Antonowitsch, für immer von seinen Eltern und den später geborenen Geschwistern getrennt, wurde endlich im äußersten Norden des Reichs, im erzbischöflichen Hause zu Cholmogory (Gouv. Archangelsk) eingekerkert, wohin etwas später auch seine Familie verbannt wurde, ohne jemals in Berührung miteinander zu treten, ja ohne zu wissen, wer ihren Kerker mit ihnen teilte. So vergingen einige Jahre, in denen Anna Leopoldowna noch einigen Kindern das Leben schenkte und schließlich starb.

II.

In einer dunkeln Nacht des Jahres 1756 begleitete der Sergeant der Leibkompagnie Sawin einen geheimnisvollen „namenlosen" Gefangenen von Cholmogory nach der Festung Schlüsselburg — es war der unglückliche Prinz Iwan, dessen Spur durch dieses plötzliche Verschwinden gänzlich verwischt werden sollte. J. J. Schuwalow, der Günstling der Kaiserin Elisabeth, beauftragte den Kapitän Schubin mit der Aufsicht über den „Arrestanten" und schärfte ihm ein: ‚Dem Gefangenen nicht mitzuteilen, wo er sich befinde; niemanden wissen zu lassen, ob derselbe ein Russe oder ein Ausländer sei, bei Todesstrafe zu verbieten, daß er Besuche empfange" u. s. w.

Alle diese Maßregeln führten jedoch zu nichts, da nach einem eigenhändigen Brief Katharinas II. die Anwesenheit Iwans in Schlüsselburg den Bewohnern der Residenz nicht verborgen blieb und bald genug zu allerhand Gerüchten Veranlassung gab. Iwan VI. war schon sechzehn Jahre alt, als er in diesen seinen letzten Kerker übergeführt wurde: er war ein Jüngling von mittlerem Wuchs und schwächlichem Körper, dabei aber so gesund wie es eben ein Mensch sein kann, welcher der frischen Luft und jeglicher Bewegung von Jugend auf beraubt war. Nicht zu verwundern ist es, wenn er allmählich kränklich wurde, dennoch geschieht aber in den Berichten seiner Wächter nie einer Krankheit Erwähnung, sondern wiederholt sich beständig die Phrase „der Arrestant ist gesund." Erst nach seinem Tode sagten sie dagegen aus, „er habe nur mit Mühe Worte hervorbringen können, welche für Fremde unverständlich blieben — er habe gestammelt" u. dgl. Beruhen diese Aussagen auf Wahrheit, so muß angenommen werden, daß erst in den letzten Jahren seines Lebens der unselige Iwan durch einen Schreck oder irgend einen anderen Umstand die Sprachfähigkeit eingebüßt habe.

Die strenge Einzelhaft, in welcher Iwan seine Jugend verlebte, läßt es fast selbstverständlich erscheinen, daß der unglückliche Prinz sich nicht durch geistige Fähigkeiten auszeichnete; im Alter von vier Jahren war er seinen Eltern, seiner Familie entrissen worden, um den Händen roher Gefängniswärter und ungebildeter Soldaten übergeben zu werden. Er durfte niemanden sehen, niemand sprechen, auf seine Fragen war es streng verboten, zu antworten. Welche Folgen mußte diese erste Anwendung einer zwanzigjährigen Einzelhaft im Auslande nach sich ziehen? Diese Frage finden wir in den Berichten beantwortet, die Owzyn der Regierung einsandte; dieser schreibt z. B. im Mai 1759: „Obgleich der Arrestant nicht an irgend einer Krankheit leidet, scheint er ein wenig geistesverwirrt zu sein." Juni 1759. „Aus der Handlungsweise des Arrestanten kann ich, wie bereits früher, nicht recht verstehen, ob er wirklich geisteskrank ist oder sich nur den Anschein giebt, es zu sein . . . . . Ich fürchte eine Sünde auf mich zu nehmen, wenn ich nicht berichte, daß er gestörten Geistes scheint, sobald von seiner Vergangenheit die Rede ist; anderseits muß ich aber daran zweifeln, weil er über alles übrige ganz vernünftig redet . . . . . Auch ist er weit unruhiger, als ehemals."

Digitized by Google

Als Ursache dieser Anschauung Owzyns, eines der beständigen Wächter von Iwan Antonowitsch wird der Umstand angeführt, der Arrestant behaupte, er sei ein Prinz, ja der „Beherrscher unseres Kaisertums“; er bilde sich ein, diese Nachricht „von seinen Eltern und den Soldaten“ gehört zu haben. Als zweites Motiv für seine Behauptung führt Owzyn an, der Gefangene sei unruhig geworden, besonders wenn die Offiziere ihn geneckt hätten. Als Wlassjew, ein anderer Gefängniswärter, dem Unglücklichen gegenüber ein grobes Schimpfwort gebrauchte, rief dieser aus: „Wie wagst du Schwein, so mit mir zu sprechen!“ Owzyn hatte er sogar einmal an den Aermel gepackt, so daß die Uniform einen Riß bekam, und beim Mittagessen mit dem Löffel nach ihm geschlagen.

Die beiden Offiziere, welche Iwan Antonowitsch bis zu seinem Tode beständig unter ihrer Aufsicht hatten und schließlich seine Mörder wurden, der eben erwähnte Wlassjew und Tschekin sagten von dem Zustande seines Geistes aus: „Im Verlaufe von acht Jahren haben wir, auch nicht einen Augenblick lang, bemerkt, daß er im vollen Besitz seines Geistes gewesen sei.“

Die Aussage dieser beiden direkt interessierten Personen verdient jedoch schwerlich als wahrheitsgemäß angesehen zu werden, besonders erscheint der Hinweis auf den „einen Augenblick“ als ganz unwahrscheinlich und im Widerspruch mit der Behauptung, Iwan sei wahnsinnig gewesen; denn welcher Geisteskranke hätte im „Laufe von acht Jahren“ nie einen lichten Augenblick gehabt? Wie wichtig mußte es außerdem für die Mörder sein, ihr Opfer als ein sinnloses, tierisches Wesen aller Sympathien zu berauben?

Im Jahre 1762 besuchte Peter III. den Gefangenen von Schlüsselburg, und es bemerkten seine ihn begleitenden Vertrauten, daß der damals 22jährige Iwan weder „ordentlich denken, noch deutlich sprechen konnte.“ Auch Katharina II., welche ihrerseits einige Minuten im Kerker des Unglücklichen verbrachte, trug einen ähnlichen Eindruck von seinem Geisteszustande davon — das giebt uns aber keineswegs das Recht, die Aussage der Mörder für wahr zu halten, er sei „jeglichen Verstandes, jeden vernünftigen Gedankens unfähig gewesen“; höchstens läßt sich annehmen, daß Iwan Antonowitschs Entwicklung durch die lange Einzelhaft verkümmert war, er aber — gleich Kaspar Hauser — in günstigere Verhältnisse versetzt, bei liebevoller Pflege einen Teil seiner geistigen Fähigkeiten, sowie die Möglichkeit, deutlich zu sprechen, hätte wiedergewinnen können.

Wir müssen schließlich daran erinnern, daß der Prinz schon in der traurigen Kerkerluft zum Bewußtsein erwacht und aufgewachsen, sich an diese so gewöhnt hatte, sie als so selbstverständlich ansehen mußte (er hatte eben nie etwas anderes gekannt!) daß diese Atmosphäre auf seinen geistigen und körperlichen Organismus nicht den zerstörenden Einfluß ausüben konnte, wie etwa auf das Hoffräulein seiner Mutter, Bina von Mengden, die sich in ihrer langjährigen Gefangenschaft wie eine Rasende geberdete.

Iwan VI. (welcher übrigens von den russischen Historikern als Zar auch Iwan III. genannt wird) erhielt selbstverständlich gar keine Erziehung; dennoch hatte er schon in Cholmogory lesen gelernt, so daß er das Evangelium, die Apostelgeschichte und einige Bücher geistigen und mystischen Inhalts fast auswendig kannte. Diese letztere Lektüre, mehr noch der Verkehr mit den Soldaten, hatte ihm allerhand abergläubische Vorstellungen eingeflößt, so daß er von dem Dasein verschiedener Zauberer und Hexen, von den Wirkungen des bösen Blickes u. dgl. fest überzeugt war. Es ist immerhin nicht unmöglich, daß derartige Vorstellungen die Phantasie des vereinsamten Gefangenen mit Wahngebilden anfüllten, von denen die schon erwähnten Offiziere Wlassjew und Tschewkin (wir wiederholen nochmals als keineswegs durchaus glaubwürdige Zeugen) Folgendes aussagten:

„Er war der Meinung, daß in seinem Körper d. h. im Körper des zum „russischen Kaiser bestimmten Prinzen Johann — der eigentlich schon gestorben sei


Digitized by Google

„— der vom Himmel gesandte Geist des heiligen Grigory lebe." (Auf Befehl der Kaiserin Elisabeth durfte der Gefangene nur mit diesem Namen angeredet werden.)

„Alle anderen Menschen hielt er für elende Geschöpfe, die sich nur um ihrer „Sündhaftigkeit willen vor einander und vor den Heiligenbildern verneigten. „Er — der himmlische Geist — brauche das nicht zu thun, er wolle Metropolit „werden, und Gott habe ihm daher gestattet, das hohepriesterliche Gebet zu sprechen.

„Er war von wütender Gemütsart, verstand weder zu lesen noch zu schreiben," „(unwahr, siehe oben!) „hatte für nichts Erinnerung" (gleichfalls unwahr, da nach „dem Zeugnis dieser selben Offiziere Iwan sich für den Kaiser hielt) — „sein „Gebet bestand bloß im Zeichen des heil. Kreuzes.

„Sein Körper war kräftig und gesund, nur stammelte er so stark, daß man „ihn schwer verstehen konnte; um zu sprechen, mußte er das Kinn mit der Hand „unterstützen.

„Er aß mit großer Gier, ohne jedoch auf die Speisen zu achten und ohne sie „zu unterscheiden, pflegte beständig auf und ab zu gehen und laut zu lachen."

(Solowjew, Geschichte Rußlands XXVI Band pp. 14 u. ff.)

Bei Vergleichung dieser verschiedenen Aussagen möchten wir Herrn Bilbassow beipflichten, wenn derselbe meint: Im Alter von 24 Jahren war Iwan noch ein Kind, ein Kind von reizbarer Gemütsart, das keinen Widerspruch ertrug — wahnsinnig war er jedoch nicht. —

Dieses unschuldige, unschädliche und unfähige Opfer des Despotismus war von der Wiege bis zum Grabe im Verlauf von 24 Jahren stets nur ein blindes Werkzeug politischer Leidenschaften. Niemand sah in ihm den Menschen, für alle war er nur ein politisches Phantom. Als er zwei Monate alt war, bestimmte ihn die eigene Mutter dazu, unmenschliche Qualen zu erleiden, damit sie ihren Ehrgeiz befriedigen konnte; als er zwei Jahre alt war, verurteilte ihn die Kaiserin Elisabeth aus politischen Rücksichten zu lebenslänglicher Einzelhaft; er mußte schließlich sterben, weil ihn ein Unterlieutenant zum Werkzeug seiner ehrgeizigen Pläne ausersehen hatte.

III.

Katharina II. bestieg den Thron in einem für Rußland höchst verhängnisvollen Augenblick; ihr Gemahl, Peter III., hatte soeben den ungünstigen Krieg mit Preußen durch einen Frieden beendet, der seinem Reich keinen Nutzen brachte. Am 28. Juni 1762 stand das russische Heer noch im Auslande und hatte seit 8 Monaten keinen Sold erhalten. Die Flotte war in einem ebenso elenden Zustande, wie die Armee — das Staats-Komptoir hatte 17 Millionen Rubel Schulden gemacht und wußte nicht, durch welche Einnahme es dieselben decken sollte. Gegen 200,000 Bauern befanden sich in offenem Aufstande gegen ihre Herren und verweigerten es, Steuern zu zahlen. Die Justiz war käuflich und bestand nur dem Namen nach, die politische Lage eine so trostlose, daß man zum nächsten Frühling einem Einfall der Tartaren in Kleinrußland entgegensehen mußte.

Schlimmer als alles dies waren jedoch die Wirren, welche die Staatsumwälzungen hervorrufen konnten. Wohl war es schon vorgekommen, daß Rußland ohne einen Herrscher an seiner Spitze dastand; niemals hatten sich aber drei Monarchen um den Besitz des Thrones gestritten! Als Katharina sich zur Kaiserin proklamieren ließ, fehlte es in Petersburg nicht an Personen, die ihr alle Berechtigung zur Thronfolge absprachen und höchstens ihren Sohn Paul als rechtmäßigen Herrscher anzusehen geneigt waren; im weiten Reiche war man sich aber wohl dessen bewußt, daß noch zwei Kaiser von Rußland lebten, denen das Volk den Eid der Treue geleistet, deren Namen in den Kirchengebeten genannt, deren Bildnisse auf Geldmünzen geprägt gewesen waren. Diese

Digitized by Google

beiden Kaiser hießen Peter III., der zu Rapscha, und Iwan VI. Antonowitsch, der zu Schlüsselburg gefangen saß.

Wohl konnte Voltaire in einem seiner ersten Briefe an Katharina II., von deren „unvergleichlichem Glücke" reden, denn binnen kurzer Zeit verschwanden diese beiden bedrohlichen Prätendenten auf den von ihr bestiegenen Thron, ohne daß die „Semiramis des Nordens" sie aus dem Wege zu räumen direkt befohlen hätte. Sieben Tage nach ihrer Thronbesteigung starb der Kaiser Peter III., vermutlich durch die Hand Orlows oder, wie officiell berichtet wurde, „an einem heftigen, hämorrhoidalen Kolikanfall (am 6. Juli 1762), und zwei Jahre später wurde Iwan VI. von seinen Kerkerwärtern in Schlüsselburg getötet.

Die eigentliche Veranlassung zu dieser letzteren Katastrophe war die Handlungsweise und der unsinnige Ehrgeiz des Lieutenants im Smolensker Infanterie-Regiment Wassili Jakowlewitsch Mirowitsch, den Katharina den „Sohn und Enkel von Empörern" nennt und welcher, nach den neuesten, kürzlich veröffentlichten historischen Quellen, als charakteristischer Typus eines russischen Abenteurers im XVIII. Jahrhundert bezeichnet werden kann.

Mirowitsch entstammte einem ehemals in Kleinrußland einflußreichen, begüterten Geschlecht, das jedoch seiner Besitzungen verlustig erklärt worden war, nachdem der Großvater und der Vater unseres traurigen Helden sich verräterischer Handlungen und verdächtiger Beziehungen zu Schweden und Polen schuldig gemacht hatten. Alle Anstrengungen des jungen Mannes, einen Teil der konfiszierten Familiengüter zurückzuerhalten, waren vergeblich gewesen. Sein einflußreicher Landsmann, der allmächtige Kosakenhetmann Graf Kirill Rasumowski, hatte ihm auf seine Bitte erwidert: „Die Toten lassen sich nicht mehr auferwecken. Du bist ein junger Mensch und mußt dir selbst deinen Weg bahnen. Ergreife die Fortuna beim Schopf und du kannst ein ebenso großer Herr werden, wie viele andere!"

Auch Katharina hatte die Bittschriften des Unterlieutenants abschlägig beschieden, und der Senat ihn zur Ruhe verwiesen. So mußte Mirowitsch sich darauf beschränken, seinen Dienst im Regiment Smolensk fortzusetzen, in Schlüsselburg zu leben und allwöchentlich die Wache in der Festung zu beziehen. —

Diese machte einen sonderbaren Eindruck auf ihn, da er bald genug bemerkte, daß die Kasematten für alle Welt verschlossen blieben, die Wachen vor denselben niemals abgelöst wurden. Was ging hier vor? Wer wurde hier gefangen gehalten? Wer war jener geheimnisvolle, „namenlose Arrestant" auf Nr. 1? Im Oktober 1763 verplauderte sich ein früherer Trommelschläger der Schlüsselburger Garnison dem „Herrn Lieutenant" gegenüber und sagte aus, daß es der Kaiser Iwan VI. sei, den man in der Festung verborgen halte. Diese Mitteilung erleuchtete wie ein Blitz die düstere Gemütsstimmung des „Rebellensohnes" Mirowitsch — hier also befand sich jener „Iwanuschka", von dem das einfache Volk die merkwürdigsten Dinge zu fabeln wußte, der sich mit der Kaiserin Katharina vermählen sollte (siehe Lolowjew, auch Brückner Katharina II); er lebte nicht nur, sondern er befand sich hier unter der Bewachung von Mirowitsch! Das war der Schopf der Fortuna, von dem der Hetmann gesprochen hatte, den brauchte er nur zu ergreifen, um zum großen Herrn zu werden: Gelang es ihm, den Kaiser Iwan VI. zu befreien und wieder auf den Thron zu setzen, so konnte der arme Lieutenant Mirowitsch gleich manchem anderen Abenteurer reich und mächtig werden, seine Schulden bezahlen und ein prächtiges Leben führen!

Bald saß dieser Gedanke im harten Schädel des Kleinrussen fest, wie ein Nagel im Brett, und das gefahrvolle Unternehmen schien ihm leicht ausführbar: brauchte er doch nur mit Hülfe seines Kommandos Soldaten Iwan nach Petersburg zu geleiten, zum Kaiser und Selbstbeherrscher aller Reußen zu proklamieren, um dann Titel, Reichtümer und Geld, vor allem Geld in Menge zu erhalten, gleich den Personen, welche unlängst Katharina zum Thron verholfen hatten. Die Ausführung dieses Planes mußte


Digitized by Google

dem ungebildeten, beutelüsternen Mirowitsch um so möglicher erscheinen, als um diese Zeit in der Residenz das Gerücht verbreitet wurde, die Kaiserin wolle sich im Frühjahr in die baltischen Provinzen, nach Riga und Mitau begeben, um die Huldigungen ihrer deutschen Unterthanen, die Dankesergüsse des wieder eingesetzten Herzogs Biron von Kurland persönlich entgegenzunehmen. Noch war der Tag ihrer Abreise nicht festgesetzt, als anonyme Briefe Katharina und die Bewohner von Petersburg davon in Kenntnis setzten, daß sich in Schlüsselburg eine Katastrophe vorbereite.

„Das alles verdient nur Verachtung" meinte die Monarchin, indem sie Nikita Iwanowitsch Panin die betreffenden Denunziationen zugehen ließ, dem durch einen besonderen Ukas der Fürst Wjäsemski für die Verwaltung der geheimen Angelegenheiten beigesellt wurde. Noch am Tage ihrer Abreise wurde der Kaiserin ein auf der Straße gefundener anonymer Brief überreicht, in welchem die Befreiung Iwans und seine Thronbesteigung als nahe bevorstehend verkündet wurde; Katharina übergab ihn dem Fürsten Wjäsemski und reiste nach Riga ab.

Drei Wochen später, am 9. Juli 1764, erhielt sie bereits einen Bericht Panins von „dem verzweifelten Unternehmen eines wahnsinnigen Bösewichts", von dem Aufstande in Schlüsselburg und der Ermordung des Prinzen Iwan. Mit der größten Aufmerksamkeit las die Kaiserin diesen Bericht über die „wunderbaren Ereignisse in Schlüsselburg" und atmete erleichtert auf, als sie schließlich erfuhr, daß Iwan VI. nicht mehr lebe, indem sie ausrief: „Gottes Wege sind wunderbar und unergründlich!" Noch an demselben Tage unterschrieb sie einen Ukas, durch welchen der Generallieutenant Iwan Iwanowitsch Weymarn beauftragt wurde, „sich sofort in die Festung Schlüsselburg zu begeben, um dort die Aufrührer zu verhören und dem Wirklichen Geheimrat Panin Bericht über ihre Aussagen zu erstatten".

Dieser Befehl wurde sofort ausgeführt, Weymarn begab sich, begleitet von dem Kanzlisten Samarin, nach Schlüsselburg und verhörte hier, „ohne die Folter in Anwendung zu bringen alle Personen, die sich in der Nacht vom 4. auf den 5. Juli in der Festung befanden, angefangen von dem Leiter dieses fürchterlichen und unwahrscheinlichen Aufstandes bis zu dem letzten Soldaten der Garnison", ließ ihre Aussagen niederschreiben und reichte der Kaiserin darauf folgendes Dokument ein: „Extract aus den Protokollen der Allerhöchst verordneten Untersuchung über den Aufstand in der Festung Schlüsselburg." Dieser Extrakt ist eine systematische Zusammenstellung aller Aussagen mit Hinweis auf die betreffenden Seiten der Originalprotokolle, Fragen, Antworten und thatsächlichen Beweismittel, welche die Zeugen und Angeklagten vorbrachten.

Dieses wichtige historische Dokument ist bis jetzt unveröffentlicht geblieben. In seinem oben erwähnten Artikel berichtet Herr Bilbassow, daß ein glücklicher Zufall ihm die Möglichkeit gab, die folgenden Mitteilungen nach den Originaldokumenten zusammenzustellen, so daß die Untersuchung über die Schlüsselburger Katastrophe nach diesen authentischen offiziellen Berichten auf Grund jenes soeben genannten „Extraktes" folgende Resultate ergab.

IV.

In seinem ersten Verhör sagte der „Urheber und Anführer dieses Aufstandes und der verrätherischen Erhebung", Wassili Jakowlewitsch Mirowitsch, 24 Jahre alt und Kleinrusse von Geburt, aus, daß er als Unterlieutenant im Regiment Smolensk diene und seinen Plan nicht früher als am 1. April des Jahres 1764 gefaßt habe. Als Gründe für seine Unzufriedenheit mit der Regierung der Kaiserin gab derselbe an: 1) daß nur Personen mit dem Range von Stabsoffizieren Zugang zu der Person Ihrer Majestät hätten, 2) daß die adligen Offiziere im Dienste keine Vorzüge vor Personen aus anderen Ständen genössen, 3) daß seine — Mirowitschs — Bittschriften um Rück-

Digitized by Google

gabe der seinem Großvater genommenen Familiengüter zweimal abschlägig beschieden worden seien.

Ein ehemaliger Trommelschläger, „dessen Name und gegenwärtiger Wohnort ihm unbekannt sei, und den man nicht auffinden konnte, was übrigens für den Prozeß auch keine besondere Bedeutung hatte“ — erzählte Mirowitsch von der Gefangenhaltung Iwan Antonowitschs in Schlüsselburg, und er beschloß, „alle seine Kräfte und seinen Verstand zu gebrauchen, um den Prinzen zu befreien und auf den kaiserlichen Thron zu setzen“. Das erstere erschien ihm weit schwieriger als das zweite, so daß er sich nach einem „treuen, zuverlässigen und zu allem fähigen Gefährten“ umsah, der ihm bei seinem Unternehmen Beistand leisten konnte und wollte. Einen solchen fand er in der Person seines langjährigen Freundes Appollon Uschakow, Lieutenant im Regiment Welikolutzk. Nach kurzem Zögern erklärte dieser sich bereit, mit Mirowitsch gemeinsame Sache zu machen, und beide ließen am 13. Mai in der Kathedrale der heil. Mutter Gottes von Kasan eine Seelenmesse für sich als für Verstorbene abhalten und beschlossen: 1) Niemanden in ihre Pläne einzuweihen und zu ihrem Mitverschworenen zu machen, 2) ihre Absicht zur Ausführung zu bringen, während die Kaiserin nach Livland verreist sei und 3) folgendermaßen zu verfahren: Wenn an einem noch näher zu bestimmenden Tage Mirowitsch in der Festung auf Wache stand, sollte Uschakow unter dem Namen des Obristlieutenants Arsanjew, eines Ordonanzoffiziers Ihrer Kaiserlichen Majestät, um 12 Uhr nachts in einer Schaluppe am Ufersteige zu Schlüsselburg anlegen und auf die Frage der Schildwache antworten: Ein Kourier von der Kaiserin! dann Mirowitsch einen (natürlich untergeschobenen) Ukas überreichen, in welchem diesem befohlen wurde, den Kommandanten von Schlüsselburg sofort zu verhaften. Endlich sollte Iwan Antonowitsch befreit und in der Schaluppe nach Petersburg gebracht werden, um im Standlager der Artillerie dem Heere und dem Volke, welches sich versammeln würde, wenn der Trommelschläger den Generalmarsch schlüge, als Kaiser Iwan VI. vorgestellt zu werden, der nach 7jähriger Gefangenschaft von ihnen befreit worden sei.

Nach Verlesung eines von den Verschworenen entworfenen Manifestes beabsichtigten sie, dem Kaiser den Eid der Treue zu schwören und die versammelten Soldaten und Stabsoffiziere zu veranlassen, ihrem Beispiel Folge zu leisten. Auf die weiteren Einzelheiten des Planes brauchen wir hier nicht näher einzugehen, wir erwähnen nur noch der Frage Weymarns, welche „Absichten die Verschworenen betreffs der geheiligten Personen der Kaiserin und des Thronfolgers“ gehabt hätten, wenn ihnen ihr Unternehmen geglückt wäre? Mirowitsch erwiderte hierauf: „Wir gedachten mit Einwilligung des neuen Kaisers diese Personen an einen entlegenen Ort zu verbannen, ohne jedoch ihnen an Leib und Leben Schaden zuzufügen.“

Die betreffenden Dokumente waren bereits von Mirowitsch angefertigt und mit den falschen Unterschriften und Siegeln versehen worden, als Uschakow plötzlich nach Smolensk abkommandiert wurde und auf dem Wege nach dieser Stadt in einem Flüßchen ertrank. Das war ein um so größerer Verlust für Mirowitsch, als es ihm nicht gelang, an Stelle seines verstorbenen Freundes andere Teilnehmer für sein Wagnis zu finden. Alle Versuche, die er in vorsichtiger, ängstlicher Weise zu diesem Zweck unternahm, blieben erfolglos; er beschloß daher, das Unternehmen allein zur Ausführung zu bringen.

Wollte er dazu die Zeit benutzen, in welcher die Kaiserin sich in Livland befand, so mußte er sich beeilen; er erbot sich daher am 3. Juli, für einen anderen Offizier die Wache in der Festung zu übernehmen, obgleich er (um mit seinen eigenen Worten zu reden) „unter der Garnison keine Genossen für sein Unternehmen hatte“, aber fest entschlossen war, zur Ausführung zu schreiten. Er bezog also Sonntag, den 4. Juli, um 10 Uhr die Wache, besuchte den Morgengottesdienst in der Festungskirche und begab sich zum Kommandanten, bei dem er einige Mittagsgäste vorfand. Hier machte er die

Digitized by Google

Bekanntschaft des grusinischen Fürsten Tschefaridsew, der von der Treppe der Kommandantur auf ein Gebäude weisend, sagte: „Hier wird Iwan Antonowitsch gefangen gehalten; als ich noch im Senat als Junker diente, erfuhr ich von den Schreibern allerlei Einzelheiten über sein Leben." Mirowitsch benutzte diesen Hinweis, um sich zu erkundigen, welche Zimmer der Gefangene bewohne, und der Fürst erwiderte: „Gieb Acht, auf welche Seite ich im Vorübergehen mit dem Kopfe deuten werde, dort wo ein Steg über den Kanal führt, befindet er sich." Als der Fürst seinerseits neugierig geworden, Mirowitsch fragte, ob der Gefangene abends Licht erhalte, welche Speisen ihm gereicht würden, und ob es erlaubt sei, mit ihm zu sprechen, erhielt er folgende Antwort: „Tag und Nacht brennt in seinen Zimmern Licht, Speisen und Getränke erhält er in großer Menge, da für die Bereitung derselben ein Hofkoch in der Festung lebt; bisweilen spricht der Gefangene mit den wachthabenden Offizieren. Er liest Bücher und Zeitungen, welche ihm der Kommandant zuträgt."

Diese Details aus dem Leben des Gefangenen erregten den Argwohn der Untersuchungskommission, Mirowitsch behauptete aber im weiteren Verlauf des Verhörs, er habe nichts Bestimmtes gewußt und diese Einzelheiten einfach erdacht, um den Fürsten für Iwan Antonowitsch zu interessieren, dann habe er hinzugefügt: „Eigentlich müßte man den Gefangenen „Kaiserliche Hoheit" anreden. Wären unsere Soldaten nicht so eingeschüchtert und miteinander uneinig, so könnte man ihn leicht befreien, auf eine Schaluppe setzen und ins Lager der Artillerie nach Petersburg führen." Damit war das Gespräch zu Ende, sie traten in die Wohnung des Kommandanten und speisten hier nebst den anderen Gästen zu Mittag. Auch hier scheint Mirowitsch unvorsichtige Reden geführt zu haben, denn als die Gesellschaft auseinanderging, riet ihm der Registrator Bessonow, vorsichtiger zu sein, da er sonst leicht in Ungelegenheiten geraten könne. Wie wenig jedoch der von seinem Gedanken besessene Abenteurer sich diese Warnung zu Herzen nahm, beweist der Umstand, daß er am Nachmittage mit dem Kapitän Wlassjew „in der Gallerie auf- und abgehend" wiederum davon zu reden begann, wie leicht sich die Befreiung von Iwan Antonowitsch bewerkstelligen ließe, obgleich es ihm doch bekannt war, daß gerade dieser Kapitän Wlassjew mit der Bewachung des Gefangenen betraut war und mit seinem Kopf für ihn zu haften hatte. Selbstverständlich ließ dieser sich daher auf keine längere Unterhaltung mit Mirowitsch ein, sondern eilte davon, den letzteren in der Wachtstube allein lassend.

Hier konnte er nun ungestört seinen wüsten Gedanken nachhängen, sich im Vorgefühl des Triumphes berauschen, wenn sein kühnes Wagnis gelänge, und Ehre, Macht, Reichtum ihm zufielen. Alles schien ihm so wohl bedacht und vorbereitet, daß er an seinem Erfolge nicht mehr zweifelte. Unter seinem Kopfkissen lagen die erforderlichen Dokumente: das Manifest für die Thronbesteigung seines Schützlings, der Brief an den wachthabenden Offizier, der Schwurbogen. Schon sah er im Geiste Iwan VI. als Kaiser und Selbstbeherrscher aller Reußen, dem das Lager der Artilleristen den Treueid geschworen, den das Heer „freudig" begrüßt hatte. Was hätte er noch vorzubereiten, was blieb ihm zu thun übrig? Am Abend des 4. Juli verfaßte er einen „Ukas von Iwan VI. an den Obersten Rimsko-Korsakow vom Regimente zu Fuß „Smolensk", damit „dieser sein Regiment sofort zu dem Sommerpalais Sr. Majestät führe."

Weshalb hatte Mirowitsch gerade an diesen Kommandierenden gedacht, warum dieses Regiment gewählt, von dem er doch wissen mußte, daß hier niemand irgend welche Sympathien für Iwan hatte? Einfach aus dem für Mirowitsch charakteristischen Grunde, daß er in seiner subalternen Stellung bei seiner isolierten Lage nicht einmal die Namen der übrigen Regimentskommandeure kannte und nicht wußte, wo sie ihren Standort hatten. Unter dem Einfluß seiner Befreiungsgedanken fühlte er weder Müdigkeit, noch die Folgen des reichlich genossenen Weines, der den Fürsten Tschefaridsew verhinderte, „einem hohen Offizier von den staatsgefährlichen Reden seines Tischgenossen

Digitized by Google

Mitteilung zu machen, denn er war von berauschenden Getränken so beschwert, daß er nicht einmal am folgenden Tage im stande war, über seine Erkrankung zu berichten."

Mirowitsch unterlag, wie erwähnt, keineswegs dem Einfluß der berauschenden Getränke, er fuhr im Gegenteil fort, alles zu dem beabsichtigten Handstreich vorzubereiten. Die Soldaten seines Kommandos mußten einzeln vor ihm erscheinen, er sagte jedem einige freundliche Worte, erinnerte sie daran, daß der Kaiser Iwan VI. in der Festung gefangen säße und beredete sie, sich an dessen Befreiung zu beteiligen, da ihre Kameraden schon für diesen Plan gewonnen seien. Die einfachen, treuherzigen Leute glaubten diesen Reden und wiederholten einer nach dem andern: „Nun, wenn die übrigen einverstanden sind, so will ich hinter ihnen nicht zurückstehen!"

Nach dem Zapfenstreich machte Mirowitsch mit den drei Korporalen seines Kommandos einen Spaziergang und wiederholte seine Rede; die Unteroffiziere erklärten sich mit dem Plan für einverstanden, wie sie später aussagten, „nur um schneller von dem Kapitän fortzukommen und weil sie ihm nicht zu widersprechen wagten." Dann trennten sie sich, um schlafen zu gehen. —

V.

Bis jetzt hatte Mirowitsch durchaus nicht die Absicht, seinen Plan gerade in dieser Nacht zur Ausführung zu bringen, er gedachte erst noch die Zahl der Mitwisser seines Vorhabens zu vergrößern oder, wie es wörtlich im Protokoll der Untersuchungskommission heißt: „Während er seinerseits einige Unteroffiziere und Soldaten für sein Unternehmen gewonnen zu haben glaubte, schmeichelte er sich andererseits mit der Hoffnung, daß der Kapitän Wlassjew seine Worte auf sich wirken ließ und Gebrauch von ihnen machen würde."

Er konnte nicht schlafen; weil der reichlich genossene Wein oder seine Pläne ihn nicht zur Ruhe kommen ließen, hörte er die Uhr zwölf und eins schlagen. Um diese Zeit erschien Hoffourier Lebedew, um ihm zu berichten, daß der Kommandant befohlen habe — „ohne ihn (Mirowitsch) zu stören", ein Ruderboot durchzulassen, auf welchem sich ein Schreiber befände. Nach einigen Minuten erschien Lebedew wiederum mit der Nachricht, daß das Boot bereits die Festung verlassen habe. Mirowitsch geriet in Angst, weil er befürchtete, daß der Kapitän Wlassjew am Ende dem Kommandanten von ihrem Gespräch Mitteilung gemacht und dieser einen Boten nach Petersburg entsendet habe. Seine erhitzte Einbildungskraft läßt ihn sein eigenes Verderben voraussehen, und um sich zu retten, beschließt Mirowitsch, noch in dieser Nacht sein Vorhaben auszuführen.

Um zwei Uhr ergreift er eilends seine Uniform, Degen und Hut, und stürzt in die Wachtstube der Soldaten hinab mit dem Ruf: „Zu den Waffen, zu den Waffen!" Während die Soldaten sich versammeln, kleidet sich Mirowitsch an, stellt sich an die Spitze seines Kommandos, befiehlt den Soldaten, ihre Flinten mit Kugeln zu laden und schickt den Korporal Krenëw mit einigen Gemeinen an die Eingangspforte, um niemanden hinein und hinauszulassen. Durch den Lärm geweckt, erscheint der Festungskommandant Berednikow im Schlafrock auf der Treppe und ruft den Aufrührern zu: „Weshalb ladet ihr die Flinten, wer hat befohlen, daß ihr euch aufstellt?" Mit den Worten: „Warum hältst du unsern schuldlosen Kaiser gefangen!" stürzt sich Mirowitsch auf den Kommandanten und schlägt ihn mit einem Flintenkolben über den Kopf, so daß die Stirn und der Schädel mit Blut bedeckt waren, und er das Bewußtsein verlor. Dann packt er ihn am Kragen des Schlafrockes und übergiebt ihn seinen Soldaten zur Bewachung mit dem strengen Befehl, ihn mit niemandem sprechen zu lassen und seine Reden nicht anzuhören.

Mit seinem Kommando bei der Kaserne der Garnison angelangt, hörte er „Wer da?" rufen. Mirowitsch nannte seinen Namen und fügte hinzu: „Ich gehe zum Kaiser."


Digitized by Google

Als die Schildwache auf ihn schoß, befahl er seinen Soldaten, eine Salve zu geben. Dieses geschah, dann aber zogen sich die Soldaten zögernd zurück und verlangten den Befehl zu sehen, nach welchem ihr Anführer handelte. Mirowitsch holte eilends aus der Offiziersstube das in der Wand versteckte Manifest, welches er im Namen Iwans VI. entworfen hatte, und verlas aus demselben „nur diejenigen Ausdrücke, welche geeignet waren, auf das Gemüt der Soldaten zu wirken und sie für die Ausführung seines Vorhabens zu gewinnen". Dieselben gestanden später ein, „daß sie zwar einen Ukas hätten lesen hören, aber den Inhalt nicht verstanden, und nicht gewußt hätten, was er eigentlich bezweckte". Mirowitsch wußte nicht genau, in welcher Zelle der Gefangene sich befand, und befahl, das Schießen einzustellen, damit der unglückliche Prinz nicht etwa unversehens verwundet oder getötet würde. Gleichzeitig drohte er der Garnison, mit Kanonen schießen zu lassen, ließ einen Sechspfünder von der Bastion, Pulver und Kugeln aus dem Keller holen. Dann befahl er laut, die Kanonen zu laden, und schickte einen Unteroffizier zu der Garnison mit der Aufforderung, das Gewehrfeuer einzustellen, da sie andernfalls mit Kanonenkugeln niedergeschmettert werden würde. Er erhielt die Antwort, daß die Garnison das Feuer einzustellen bereit sei.

Im Verhör erklärten der Kapitän Wlassjew und Lieutenant Tschekin diesen Umstand folgendermaßen: „Als sie sahen, daß die Kanone geladen wurde, glaubten sie ihre Untergebenen vor einem zwecklosen und frühzeitigen Tode bewahren zu müssen, indem sie dem Verlangen des Empörers entsprachen. Um jedoch den Gefangenen, der ihnen anvertraut war, nicht in Mirowitschs Hände fallen zu lassen, beschlossen sie, den ersteren des Lebens zu berauben.

Unterdessen eilte der Aufrührer in die Kaserne und begegnete in der Gallerie dem Lieutenant Tschekin, packte ihn am Arm und schleppte ihn mit den Worten ins Vorhaus: „Wo ist der Kaiser?"

„Wir haben keinen Kaiser, sondern eine Kaiserin!" lautete die Antwort. Mit dem Ruf: „Zeige mir den Herrscher, öffne die Thür," eilte Mirowitsch der dunklen Kasematte zu. Rasch wurde Licht herbeigebracht. Mit der linken Hand hielt der Aufrührer Tschekin am Kragen, mit der rechten eine Flinte mit aufgepflanztem Bajonett, und sagte: „Ein anderer würde dich, Kanaille, längst getötet haben!" Dann trat er in die Zelle und fuhr entsetzt zurück — inmitten derselben lag eine Leiche in ihrem Blut schwimmend . . . . .

„Ach, ihr Unmenschen!" rief er aus, „weshalb habt ihr das unschuldige Blut eines solchen Menschen vergossen?" Die beiden Offiziere Wlassjew und Tschekin erwiderten ruhig: „Wir wissen nicht, wer dieser Mensch ist; wir wissen nur, daß er ein Gefangener war. Was wir gethan haben, geschah unserem Eide gemäß. . ." Sogar die Soldaten schauderten vor dem in der That entsetzlichen Anblick zurück. —

Mirowitsch trat an die Leiche heran, kniete nieder und küßte die Hände und Füße des Ermordeten, dann befahl er den Soldaten, den entseelten Körper „über die Kanalbrücke" hinauszutragen und stehen zu bleiben. Seine Untergebenen konnten es nicht begreifen, warum die Mörder auf freiem Fuße blieben und wollten sie verhaften. Er erwiderte jedoch, das sei unnütz, „sie werden ohnehin nicht davon laufen" und folgte dem Trauerzuge, an dessen Spitze das blutbefleckte Bett vor die Fronte des Kommandos getragen wurde. Dann befahl er zu halten, indem er sagte: „Jetzt will ich zum letztenmal meine Pflicht als Offizier erfüllen!" ließ Generalmarsch schlagen und dem ermordeten Kaiser die militärischen Ehren erweisen: Mirowitsch selbst und seine in vier Reihen aufgestellten Soldaten salutierten. Nachdem er nochmals die schon erkaltete Hand des Toten geküßt hatte, wandte er sich mit folgenden Worten an seine Untergebenen: „Hier liegt unser Kaiser Iwan Antonowitsch! Statt glücklich zu werden, haben wir uns selbst ins Unglück gestürzt — ich werde am meisten leiden müssen; denn Ihr seid nicht schuldig — Ihr wußtet ja nicht einmal, was ich thun wollte. So will ich denn auch allein die volle Verantwortung und die größten Leiden auf mich nehmen!"

Digitized by Google

Nach dieser zwecklosen Rede wußte der traurige Held des so unerwartet im Keim erstickten Aufstandes nicht, was er beginnen sollte — war er doch auf einen solchen Ausgang seines Unternehmens ganz und gar nicht vorbereitet. Während er von jedem Soldaten einzeln Abschied nahm und einen nach dem anderen küßte, faßte der Unteroffizier Mironow den Entschluß, ihn zu verhaften, und entriß ihm mit Hülfe einiger Gemeinen den Degen. Gleich darauf erschien der Festungskommandant, riß dem nun wehrlosen Mirowitsch die Epauletts herunter und übergab ihn der Wache.

Damit war der Aufstand beendet.

VI.

Die weiteren Einzelheiten, über welche die Protokolle berichten, sind von so geringem Interesse, daß wir auf eine Wiedergabe derselben verzichten. Als der Oberst vom Regiment Smolensk Rimsko-Korsakow in der Festung erschien, rief ihm Mirowitsch zu: „Sie haben vermutlich Iwan Antonowitsch nie im Leben gesehen, jetzt erblicken Sie ihn als Leiche: Nicht sein Körper, nur sein Geist begrüßt Sie!"

Sonderbar ist auch noch folgender Umstand, den wir hier mit den Worten des Protokolls reproduzieren: „Obgleich das Kommando des Kapitäns Mirowitsch aus 38 Mann bestand, die Garnison aber 16 Gemeine und Offiziere zählte und beiderseits 128 Patronen verschossen wurden — erwies es sich, daß niemand verwundet oder getötet war. Dies ist wohl nur durch den dichten Nebel an jenem Morgen, sowie dadurch erklärlich, daß das Kommando der Fronte auf einer Anhöhe, die Garnison in einer geschützten Niederung Aufstellung genommen hatte und die verschlafenen Gemeinen noch nicht recht zur Besinnung gekommen waren."

Die Erklärung vermag jedoch nichts an der Thatsache zu ändern, daß zwar Blut geflossen war, aber nicht das Blut derjenigen, auf welche man geschossen hatte . . . .

Der Kaiserin ließ Panin die Berichte des Kommandanten und der beiden Mörder Wlassjew und Tschekin nach Riga senden; sie befahl, „den namenlosen Gefangenen ohne Aufsehen in Schlüsselburg so zu bestatten, wie es Christenpflicht sei, und schickte (wie bereits oben erwähnt) den General-Lieutenant Weymarn dahin, um eine genaue Untersuchung anzustellen. Im Grunde ihrer Seele war sie äußerst zufrieden mit dem Ausgange der Schlüsselburger „albernen Geschichte." —

Iwan VI. war für immer von der politischen Bühne verschwunden, ihr blieb nur noch die eine Sorge: die Gemüter zu beruhigen, den Prätendenten und die Geschichte seiner Ermordung möglichst schnell vergessen zu machen oder, wie sie Panin am 11. Juni schrieb: „Ich beeile mich mehr als jemals, nach Petersburg zurückzukehren, um die Angelegenheit zu beendigen und auf diese Weise alles weitere närrische Geschwätz zum Schweigen zu bringen." Diese Eile mag denn auch Katharina dazu veranlaßt haben, einen kapitalen Fehler zu begehen, nachdem sie den „Extrakt der Untersuchung" des General Weymarn, dem die obigen Schilderungen entnommen sind, entgegengenommen hatte. Dieser politische Fehler war die Veröffentlichung des am 17. August erlassenen „Manifestes über den Tod des Prinzen Iwan Antonowitsch."

Dieses Dokument zeigt von ebenso viel leidenschaftlicher Parteilichkeit, als jener Extrakt aus den Protokollen ruhig und objektiv gehalten ist; in letzterem werden einfach die Thatsachen und Aussagen der Angeklagten nebeneinander gestellt, in ersterem wird die Handlungsweise der einzelnen Personen kritisch beleuchtet. So wird den Mördern ein Verdienst daraus gemacht, „daß sie den ausbrechenden Aufstand gleich zu Anfang unterdrückten und den Gefangenen töteten, ohne sich davor zu fürchten, daß der verzweifelte Bösewicht (Mirowitsch) sie durch einen qualvollen Tod hätte beseitigen können." Zum Schluß des Manifestes verkündet die Kaiserin, daß sie die weitere Aburteilung der Sache dem Senat nebst Beisitzern aus den ersten drei Rangklassen der verschiedenen

Digitized by Google

Kollegien (d. h. Ministerien) und dem heil. Synod übergeben habe, damit diese Kommission die Berichte des General-Lieutenants Weymarn entgegennehme und sein Urteil fälle, welches ihr dann behufs Bestätigung vorzulegen sei.

Hatte Katharina anfangs sich darüber freuen können, daß diese Angelegenheit „glatt" verlief, so mußte sie jetzt einsehen, wie peinlich die Verhandlungen dieses ad hoc eingesetzten Gerichtshofes ihr werden konnten. Statt den überwiesenen Staatsverbrecher einfach zu verurteilen, wurden in der ersten Sitzung Stimmen laut, die von der „Ermordung des unschuldigen Prinzen Iwan Antonowitsch durch die wachthabenden Offiziere" redeten und sich dagegen verwahrten, „als Maschinen oder Komödianten angesehen zu werden, die sich willkürlich bewegen ließen." Wie groß der Unwille Katharinas war, beweist ihr Schreiben an den Oberprokureur des Senats, den Fürsten Wjäsemski, den sie beauftragt, den Gliedern der Versammlung mitzuteilen, „sie seien dazu da, Mirowitsch zu richten, nicht aber auf unnützes Geschwätz zu achten und sich unter einander zu streiten 2c. . . ."

Der Ober-Prokureur verfehlte nicht, diese Ermahnungen der Monarchin dem Senat zu übermitteln und dieser scheint sich denn auch beeilt zu haben; bereits am 9. September erfolgte die Urteilsverkündigung, durch welche bestimmt wurde, „Mirowitsch das Haupt abzuschlagen, seinen Körper auf dem Schafott bis zum Abend auszustellen und nebst dem Holzgerüst zu verbrennen." Die Unteroffiziere und Gemeinen, welche an dem Aufstande teilgenommen hatten, kamen mit dem Leben davon, sie mußten je nach dem Grade ihrer Beteiligung fünf- bis zehnmal durch 1000 Mann Soldaten Spießruten laufen, um dann nach Sibirien verschickt zu werden. — Bereits am 15. September wurde dieses Urteil vollstreckt. —

Welchen Eindruck dieser tragische Epilog der Schlüsselburger Katastrophe auf die Zeitgenossen machte, vermögen wir uns vorzustellen, wenn wir den Denkwürdigkeiten des russischen Dichters Derschawin Glauben schenken, in denen der Enthauptung Erwähnung geschieht, während alle übrigen Memoiren jener Epoche über die ganze Angelegenheit das tiefste Stillschweigen bewahren. In dem Tagebuch Derschawins heißt es: „Mirowitsch wurde auf dem Schafott der Kopf abgeschlagen. Das Volk auf „Dächern und der Brücke stehend, ist es nicht gewohnt, ein Todesurteil vollstreckt zu „sehen und erwartete daher, daß die Kaiserin den Delinquenten begnadigen würde; als „es den Kopf desselben in den Händen des Henkers erblickte, stöhnte es laut und erbebte „so stark, daß die Brücke erschüttert wurde und das Geländer zerbrach."

Im Urteile geschah der Mörder Iwans gar nicht mehr Erwähnung, nur daß sein Tod ein „unfreiwilliger" genannt wurde, als dessen Urheber eigentlich Mirowitsch anzusehen sei. Nach der Aussage einiger Zeitgenossen wäre diese stillschweigende Rechtfertigung der Handlungsweise Wlassjews und Tschekins dadurch erklärlich, daß sie — nach einer ihnen von der Kaiserin Elisabeth erteilten, von Katharina nicht abgeänderten Instruktion — im äußersten Falle berechtigt waren, den Prinzen zu töten — historisch nachzuweisen ist das Vorhandensein einer solchen Instruktion jedoch keinenfalls.

Die Kaiserin billigte übrigens ihre Handlungsweise und traf in Bezug auf Wlassjew und Tschekin folgende, von dem russischen Historiker Solowjew übermittelte Verfügung: Jeder von ihnen soll 7000 Rubel erhalten und den Dienst quittieren; ihre Gage bleibt ihnen lebenslänglich gesichert, wenn sie sich schriftlich verpflichten, der Kaiserin durch Bittgesuche nicht lästig zu fallen, sich von allen großen, menschenerfüllten Gesellschaften, sowie von den Residenzen fern zu halten, niemals gleichzeitig in Versammlungen zu erscheinen und vor allem „über ein gewisses Ereignis niemals zu sprechen."

Digitized by Google

VII.

Ein Schrei des Entsetzens durchlief ganz Westeuropa, als nach Veröffentlichung jenes kaiserlichen Manifestes die Nachricht von der Ermordung Iwans sich durch England, Frankreich und Deutschland verbreitete. Die öffentliche Meinung dieser Länder äußerte unverhohlen ihre Entrüstung über den Mord des Prinzen in einer Menge von Flugschriften, Broschüren und Artikeln. Katharina mußte sich bei der Lektüre dieser, für ihre Person natürlich wenig schmeichelhaften Veröffentlichungen davon überzeugen, daß auch eine Selbstherrscherin sich nicht dem Urteil der Mitwelt, der Geschichte zu entziehen vermag. Ja, sie hielt es sogar für notwendig, auf einen der Angriffe ihrer Handlungsweise antworten zu lassen. Die Broschüre „Remarques d'un Anglais Libre sur le manifeste de l'Imperatrice de Russie en date du 17 Août 1764. Londres 1765 erhielt eine 10 Seiten lange Erwiderung unter dem Titel „Réponse d'un Russe, qui n'est pas libre, à un Anglais, qui l'est un peu trop, sur les Remarques précédentes. Londres 1765."

Auch in Deutschland fehlte es nicht an Flugschriften, die das Manifest und die Handlungsweise Katharinas aufs strengste verurteilten, besonders charakteristisch sind die „Remarques d'un Voyageur Allemand sur le manifeste du 17 Août 1764. Londres 1765," denen wir nachstehende Sätze entnehmen:

„Wie tragisch auch das Geschick des Prinzen Iwan immer war, er sollte nicht „einmal der letzten Gewaltthat entgehen, in welcher die russische Nation ihre tierischen „Instinkte bewährte. Es schien, als sei ein goldenes Zeitalter für Rußland angebrochen, „als habe die Weisheit in eigener Person den Kaiserthron bestiegen. Was geschah aber „hierauf? Peter III., der legitime Thronerbe wird beseitigt, weil er — wie es heißt „— nicht klug genug war; ebenso wird der unglückliche Iwan seines elenden Lebens „beraubt, weil er „abgesehen von einem für ihn sehr unangenehmen, für andere ganz „unverständlichen Sprachfehler, des gesunden Menschenverstandes ermangelte." Wenn „man fortfährt, auf diese Weise alle hinzumorden, die unbegabt oder unberedt sind, so „werden sehr viele Menschen für ihr Leben zittern müssen!

„Uebrigens kann nichts geheimnisvoller sein, als die Umstände, welche diese „unerhörte Mordthat begründen und rechtfertigen sollen ..... Nachdem Mirowitschs „Unternehmen soweit gediehen war, daß er eine Kanone gegen die Wächter des unglück„lichen Prinzen auffahren ließ, war die Lage derselben gewiß so kritisch geworden, daß „sie berechtigt gewesen wären, den Aufrührer gefangen zu nehmen. Statt nun aber, „begünstigt von dem starken Nebel, auf diese Weise den Aufstand niederzuwerfen, sehen „die Gefängniswärter keinen anderen Ausweg, als einen Unschuldigen zu ermorden, der „niemandem gefährlich werden konnte. Eine solche That kann nur in Rußland gerecht„fertigt werden u. s. w."

So urteilte die öffentliche Meinung über die Schlüsselburger Ereignisse und verlieh dem Proteste Europas gegen die Handlungsweise und das Manifest Katharinas energischen Ausdruck. Anders verhielt sich das russische Volk, welches in seiner Sprache die Begriffe „Opposition" oder „Protest" nicht besitzt und stets der Möglichkeit beraubt war, seiner Ansicht über Regierungsmaßregeln Worte zu verleihen. Es gedachte noch lange des unglücklichen Opfers der Schlüsselburger Mordthat, und im Jahre 1768 wurde in Moskau eine Verschwörung entdeckt, die den Zweck hatte, den Bruder Iwans VI. auf den Thron zu setzen. Auch wurde die abenteuerliche Schwindlerin, welche 1774 unter dem Namen einer Prinzessin Tarakanowa (alias Wladimirskaja) auftrat, von einzelnen leichtgläubigen Zeitgenossen für eine Schwester des unglücklichen Schattenkaisers angesehen, wenngleich sie es vorzog, für eine Tochter der Kaiserin Elisabeth und des Grafen Rasumowski zu gelten.

Im Jahre 1788 endlich trat ein Abenteurer auf, der sich für den Prinzen Iwan ausgab und behauptete, seinen Mördern in Schlüsselburg entgangen zu sein. Der Re-


Digitized by Google

gierung fiel es leicht, diese lügnerischen Schwindeleien zu widerlegen und nachzuweisen, daß der Usurpator in Wahrheit der Kleinbürger Timofei Kurdilow aus Krementschug sei.

Wir führen diese Thatsachen hier an, um darauf hindeuten zu können, daß im Bewußtsein des russischen Volkes das blutbefleckte Phantom des ermordeten kaiserlichen Jünglings noch viele Jahre unvergessen blieb und das Schlüsselburger Verbrechen keineswegs als „nützlich" oder als „traurige Notwendigkeit" angesehen wurde, wie das kaiserliche Manifest es genannt hatte.

Gegen Ende ihrer Regierung ließ sich übrigens Katharina von der Unschädlichkeit der „braunschweigischen Prätendenten" überzeugen, sie gestattete den Schwestern des unglücklichen Iwan, nach Deutschland zurückzukehren, wo sie zu Anfang dieses Jahrhunderts in freudloser Vergessenheit ihr trauriges Leben beschlossen. —

Digitized by Google



Kommen und Gehen.

Erzählung

von

E. Walter.

1. Kapitel.

Sommerliche Lüfte ziehen übers Meer; die Nachtigall
Flötet nicht, doch spielt die Woge um den Kiel mit süßem Schall.
Veilchen blühen nicht, doch silbern breitet sich die klare Flut,
Ach — und Gottes blauer Himmel selig auf den Wassern ruht! —
Dr. Ellen.

Die Saison hatte wieder begonnen. Am Strande und in den Anlagen des kleinen ostpreußischen Badeortes Crantz sah man Scharen fröhlicher Menschen, die noch durch die vielen Residenzler, die heute am Sonntag die Extrazüge fleißig benutzten, um ein Bedeutendes vermehrt wurden. Am Abfahrtsplatz der Vergnügungsboote stand eine Anzahl junger Damen und Herren in lebhaftem Gespräch. Sie schienen jedoch noch nicht ganz einig über ihr Vorhaben zu sein; ein junges Mädchen wehrte sich halb lachend gegen die Ueberredungskünste einiger Herren, während sie sich ab und zu mit suchenden Blicken umsah.

„Aber mein gnädiges Fräulein," sagte schließlich mit leiser Ungeduld einer der vor ihr Stehenden, ein hübscher, frischer Lieutenant, „wenn wir uns nicht bald entschließen, so ist die schönste Zeit zum Bootfahren vorbei, Sie wissen nicht, wie schnell einer unserer berühmten Seenebel die ganze Scene ändern kann."

Die junge Dame sah mit schnellem Lächeln zu ihm auf. „Aber ich habe mich ja entschlossen und bitte Sie fortwährend, sich nicht durch mich zurückhalten zu lassen —, ich fahre eben auf keinen Fall ohne meinen Bräutigam."

„Und Sie wissen recht gut, daß es dann sehr fraglich ist, ob sich die übrige Gesellschaft entschließt, — wir thun also gut, auf die ganze Geschichte zu verzichten," war die resignierte Antwort.

Sein Gefährte machte noch einen Versuch. „Aber Fräulein von Dalberg fährt doch auch ohne ihren Bräutigam, würden Sie nicht —"

„Was thut Fräulein von Dalberg?" rief eine klangvolle Mädchenstimme, und die betreffende Dame selbst trat aus der größeren Gruppe, um sich den dreien anzuschließen.

„Den Herren dauert es zu lange, bis Georg kommt, und da wollen sie mich überreden, doch ohne ihn zu fahren, was ich auch sicher thun würde, wenn er, wie dein Bräutigam, hundert Meilen weit weg in Berlin wäre!"

„So aber würde er sehr enttäuscht sein, wenn er in zehn Minuten kommt, dich nicht mehr zu finden, und ich bleibe bei dir," sagte mit liebenswürdiger Bestimmtheit

Digitized by Google

Fräulein von Dalberg. „Wir beide wollen, bis er erscheint, auf dem Steg auf- und abgehen; wir alten Bräute passen gar nicht mehr in den Kreis da." Und lächelnd schob sie ihren Arm in den der Freundin.

„Das heißt mit anderen Worten, wir beide sind entlassen?" rief der Lieutenant etwas frappiert.

„Ja, aber in Gnaden!" Noch ein lachender Gruß, und die Damen gingen langsam fort, während die Herren ihnen nachsahen.

„Es ist ein ganz abscheuliches Gefühl, wenn man sich so überflüssig vorkommt, wie bei denen," machte der Lieutenant seinem Unwillen Luft.

„Doppelt abscheulich, weil es Ihnen so neu ist, nicht wahr, Weller?" sagte der andere mit spöttischem Lächeln. „Ein armer Assessor, wie ich, ist schon daran gewöhnt. Aber kommen Sie, in diesem Falle sind wir gleich situiert; versuchen Sie es mal mit der kleinen Mahlendorff, das ist ein ganz nettes Mädchen, und Geld hat sie auch. Sie Glücklicher, brauchen darauf freilich nicht zu sehen!" —

Inzwischen waren die beiden „Bräute" langsam auf den hölzernen Steg, der parallel mit dem Strande in unmittelbarer Nähe des Meeres läuft, gegangen. Bewundernde Blicke der sich einzeln und in Gruppen auf dem Perron aufhaltenden Badegäste folgten ihnen. Wie sie so in dem hellen Sonnenschein gingen, waren es auch zwei auffallend hübsche Erscheinungen, eine Verkörperung glücklicher Jugend.

„Weißt du," sagte jetzt Fräulein von Dalberg, die wohl einige Jahre älter war als ihre blonde Freundin, „es ist ein zu hübsches Gefühl, diese hundert fremden Menschen zu sehen und sich dabei zu sagen: von euch allen will ich nichts mehr, ich habe mein Teil weg;" und ihre dunklen Augen strahlten.

Elisabeth sah sie mit herzlichem Verständnis an. „Dir merkt man auch ganz besonders das Bewußtsein des „sichern" Schatzes, den du im Herzen trägst, an. Bei mir ists anders; mich überkommt bei all meinem Glück, vielleicht gerade, weil es so groß ist, oft ein Gefühl der Angst, es könnte einmal anders werden. Ich bin sogar schon unruhig, wenn mich Georg, wie jetzt, eine Stunde warten läßt, und du hast noch immer seit heute vor acht Tagen keinen Brief?"

„Nein; aber ich schrieb am Donnerstag und glaube, daß ich die Antwort zu Hause vorfinden werde. Ueberhaupt, was denkst du?! Es ist Regel, daß Ernst nur jede Woche einmal schreibt, dann sind es aber auch so ausführliche Briefe! Du kannst dir gar nicht denken, wie genau ich mit seinen Patienten Bescheid weiß!"

„Ist er jetzt nicht bei den Kindern auf der Scharlach- und Diphtheritisstation?"

„Ja, aber er schreibt im letzten Briefe, es wären jetzt wenig Kranke dort; bei einem kleinen dicken Richard und einer kleinen zarten Else hat er neulich den Kehlkopfschnitt gemacht, — Gott sei Dank! schrieb er, sind beide gerettet."

„Fürchtest du nicht die Ansteckung für ihn?"

„So lange ich gute Nachricht habe, wäre das doch undankbar. Sein letzter Brief endigte noch mit dem Wunsch: Hoffentlich trifft dich dieser Brief so wohl und munter, wie ich ihn schreibe. Du hast überhaupt ganz recht, seit ich mit Ernst verlobt bin, hat dies Gefühl der Sicherheit meines Glücks mich noch eben so wenig verlassen, wie das der Gewißheit seiner Liebe. Denke nur, wir kannten uns schon als Kinder, und er hat mir oft gesagt, daß er mich schon als Gymnasiast lieb gehabt hätte."

„Das kommt also nicht nur in Geschichten vor!" sagte ihre Freundin scherzend.

„Ich kann es Ernst auch wirklich nicht genug danken, daß er mir seine Liebe alle diese Jahre hindurch bewahrt hat, auch als ich noch gar nicht in dem Sinne an ihn dachte." Und ihr schönes, kluges Gesicht wurde, als sie so sprach, noch durch den Ausdruck stolzer Demut verklärt. „Ich kann mir überhaupt nicht denken, wie man jemand, ohne ihn schon viele Jahre zu kennen, so felsenfest vertrauen kann, daß man ihn heiratet."

Elisabeth lachte. „Aber Klara, ich bitte dich, ich kenne Georg kaum ein Vierteljahr, und doch —"

Digitized by Google

„Ah, siehst du, da ist er endlich," unterbrach Klara von Dalberg ihre Freundin, dann sah sie sie lächelnd an: „Du hast übrigens ganz recht mit deinem „und doch!" Georg ist immer mein Lieblingsvetter gewesen, schon ehe er unsere Bekanntschaft vermittelte, und das ist noch ein ganz besonderes Verdienst von ihm. Aber nun komm schnell, kaum zwanzig Schritt ist er von uns entfernt und sieht uns noch immer nicht!"

In diesem Augenblick wurden die beiden aber doch von dem erwarteten Bräutigam und Vetter entdeckt. Sein hübsches, offenes, vom Gehen erhitztes Gesicht erhellte sich und mit wenigen Schritten war er bei ihnen, sie lebhaft begrüßend.

„Nun, Elisabeth, was sagst du, daß ich dich so lange habe warten lassen? Guten Tag, Klarissa, rate, was ich für dich habe!"

„Einen Brief?" Sie streckte erwartungsvoll die Hand aus.

Der junge Mann schien seine Taschen einer genauen Inspektion zu unterwerfen, dann sah er seine Cousine kleinlaut an. „Ich muß tausendmal um Verzeihung bitten; offenbar habe ich ihn im letzten Moment liegen gelassen, ich will gleich einen Boten in die Stadt schicken, der ihn dir holt, — das war ja eine riesige Dummheit von mir!"

Klara, deren innerliches Urteil erst ähnlich gewesen sein mochte, wurde durch dies offene Geständnis doch entwaffnet. Sie lachte. „Laß nur, Georg, das kann schließlich jedem passieren, aber schicke auf keinen Fall einen Boten hinein, hörst du?! Weißt du den Poststempel?"

„Gewiß, Berlin!"

Ein triumphierender Blick streifte die Freundin. „Ich sagte dir ja, ich erwartete heute noch Nachricht von Ernst; ich habe nun noch eine etwas verlängerte Vorfreude. Jetzt wollen wir aber schnell sehen, ob wir nicht doch noch an der vorhin projektierten Bootfahrt teilnehmen können. Es sind gerade noch zwei Stunden Zeit, bis unser Zug abgeht; fährst du heute auch noch hinein, Georg?"

„Danke für gütige Nachfrage, nein; ich bleibe bis morgen Vormittag," beantwortete Georg zugleich die unausgesprochene Frage in den Augen seiner Braut. „Ich bin ja heute erst so spät auf den Weg gekommen; ich wollte Papa noch gern Adieu sagen, aber er hatte schon seit einigen Stunden einen Herrn bei sich; wie mir Friedrich sagte, wollte er auf keinen Fall, auch nicht von mir gestört sein, — ich würde freilich auch nicht viel bei ihren Geschäften helfen können, — und so ging ich schließlich ab und ließ für Papa eine Karte zurück, daß ich erst morgen Vormittag wiederkommen würde. Und nun wollen wir diese Zeit noch gründlich benutzen; — also zuerst die Bootfahrt!" Er zog den Arm seiner Braut durch den seinigen und die drei gingen schnell vorwärts.

Trotz der trüben Voraussetzungen des Lieutenants von Weller fanden sie die Gesellschaft doch schon zur Abfahrt bereit im Boot.

„Würden Sie vielleicht die große Güte haben, uns auch noch mitzunehmen?"

„Wenn Sie sehr bitten können," war die mehrstimmige Antwort auf Georgs lachende Frage.

Mit einem eleganten Sprung war er mitten im Boot, welches er dadurch in heftiges Schwanken versetzte. „Ich bitte nur aus Höflichkeit, nie aus Not," sagte er dann, sich lächelnd umsehend; „jetzt ist meine Position fest, ich bitte also ebenso höflich und ergebenst wie dringend um Aufnahme für meine Cousine, mich und — das beste kommt zuletzt — meine Braut."

„Für die beiden Damen haben Sie nicht nötig zu bitten," rief Weller, indem er noch einmal das Boot verließ, ihm folgte der Assessor, um ebenfalls Elisabeth und Klara beim Einsteigen zu helfen.

„Ist kein Dalberg hier?" Klara sah sich in dem großen Boote um.

„Ja wohl, zwei," rief eine lustige Stimme vorn aus dem Boot hinter dem Segel her, „in unsern Händen liegt euer Geschick, Fräulein Helterhoff, und wir sind hier am Steuer."

Klara nickte ihren Brüdern zu. „Dann bin ich völlig beruhigt."



Es war ein hübsches, belebtes Bild, eine Bootladung von Jugend, Frohsinn und Schönheit. Den beiden Dalbergs und ihrer Gehülfin gegenüber in der andern Spitze des Bootes hatte das Brautpaar seinen Platz gefunden; an Georgs Seite saß Klara und der Lieutenant von Weller, ihnen gegenüber der Assessor, mit dem „auch ganz netten" Fräulein Mahlendorff, einem sehr eleganten, jungen Mädchen. In der schützenden Nähe des mit dem Segel hantierenden Schiffers saß ein Kamerad von Weller mit seiner Coeurdame. Unter dem Vorwand, sich ungeheuer für Navigation im allgemeinen und die Segelanordnung dieses Bootes im besonderen zu interessieren, waren beide sehr zufrieden, etwas entfernt von den andern ihre Separatgespräche weiter führen zu können. Alle schienen mit dem schönen Tage in Harmonie zu sein; nur der Assessor konnte auch jetzt eine gewisse spöttische Skepsis nicht verleugnen, als er sich, wenn auch bis jetzt noch stumm, die Mitfahrenden nach einander betrachtete.

Offenbar wollte er eben eine Bemerkung machen, als ihm seine Nachbarin zuvorkam: „Woran denken Sie nur wieder, Herr Assessor, um diese weltschmerzliche Miene zu rechtfertigen?"

„Nun, an seine vielen unbesoldeten Leidensgefährten," rief Georg, „und der Gedanke macht ihm Pein: wer von den tausend Kollegen wird einst Minister sein?!"

Der Angeredete lachte. „In diesem Falle war der Verdacht falsch; ich glaube, ich hatte eine unbestimmte Furcht, einer von Ihnen könnte Chorgesänge vorschlagen, etwa: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten; — da wurde ich natürlich traurig!"

„Eigentlich müßten solche undeutschen Gefühle bestraft werden," sagte Klara, „aber ich bin dafür, daß wir diesmal Ihre Gefühle schonen, vorausgesetzt, daß Sie wenigstens etwas Natur schwärmen, — unsere Umgebung machts uns doch wirklich leicht." Sie sah mit leuchtenden Augen um sich. Die Sonne neigte sich dem Untergange zu, die See mit rosigem Glitzern überhauchend und auch auf ihrem Gesicht das warme, verklärende Abendrot abspiegelnd.

Der Assessor sah sie forschend an. Sie begegnete seinem Blick lächelnd. „Bitte, sehen Sie auch lieber auf die See; wir fahren direkt hinein in die goldne Glut."

„Sie ja; mein Ziel ist dort der Sonne gegenüber," er wies von seinem Platz geradeaus in den sich leise verdunkelnden Abendhimmel.

„Sie brauchen nur eine leichte Wendung mit dem Kopfe zu machen, dann haben Sie gerade so viel Licht und Glanz wie ich!"

„Bei mir würde aber doch die latente Wärme fehlen; was hilft mir da der äußere Schimmer!" sagte er achselzuckend. „Aber hören Sie, richtig doch Musik, in dieser Entfernung hört es sich auch wirklich ganz hübsch an."

Alle horchten auf. Die Badekapelle spielte am Kurhotel.

„Ah, das Mailüfterl!"

Deutlich hörten sie jeden Ton der frischen und doch sehnsüchtigen Melodie über das Wasser klingen.

„Es ist doch ein reizendes Lied," meinte der Lieutenant von Weller, als die Kapelle geendigt hatte. „Man bekommt ordentlich Verlangen nach der ‚Lieb, die nur einmal blüht'; ob das wirklich wahr ist, Herr Assessor?"

„Wir können ja mal Stimmen sammeln," meinte dieser gleichmütig, „wie oft hat sie bei Ihnen schon geblüht, das müssen Sie selbst ja am besten wissen."

„Das ist eben der Kasus," war die lachende Antwort, aber doch flog eine etwas verlegene Röte über sein frisches, junges Gesicht. „Wenn das Lied recht hat, würde ich ja die Freude noch vor mir haben, nicht?"

„Weil es bei Ihnen noch nicht ‚gar' ist?" war die ernsthafte Gegenfrage. „Uebrigens bin ich der Ansicht, der betreffende Dichter hat hier einen Fehler gemacht und der Komponist hat sich nach Kräften bemüht, das wieder gut zu machen, indem er die einmal blühende sich dreimal wiederholen läßt. Das ist doch ein Trost. Sie haben also sogar nach diesem Liede drei Chancen!"

Digitized by Google

Die Herren lachten, Fräulein von Dalberg machte aber dem allgemeinen weiblichen Unwillen Luft. „Wenn Sie spotten, will ich ernst reden, oder vielmehr Tennyson für mich reden lassen: Lieb ich sie gleich einer Toten, — weil sie einst geglüht für mich? — Nein, sie liebte nie mich wahrhaft, — Lieb ist Liebe ewiglich!! —"

„Bravo, Clarissa," rief Georg.

Der Assessor sah in ihre strahlenden Augen. „Glücklich der Mann, dem solche Liebe zu teil wird; im ganzen glaube ich nicht recht daran, wenigstens bei uns Männern nicht. Ich habe es zu oft erlebt, daß solche, die fast verzweifelten, als ihre Herzensdame sie nicht erhörte, noch ehe das Trauerjahr um war, einen sie völlig befriedigenden Ersatz gefunden hatten, zugleich mit denen, die über den Tod ihrer Erwählten untröstlich gewesen waren. Wo bleibt da Raum für ewige Liebe?!"

„Dann war es eben nur Glühen und keine Liebe," meinte Georg.

Seine Braut hatte bis jetzt aufmerksam aber schweigend zugehört. Jetzt flog ein lebhaftes Rot über ihr liebliches Gesicht, als sie mit der ihr eigentümlichen sanften Entschiedenheit sagte: „Das scheint mir ungerecht; ich glaube vielmehr, daß manche Männer, je größer ein Glück war, das sie mit der, die sie liebten, verloren, desto eher einen Versuch machen werden, es in einer andern Verbindung wiederzufinden, und oft werden es gerade die an der ersten Frau geliebten Eigenschaften sein, die sie hauptsächlich bei der Wahl der zweiten bestimmen; warum soll ihr Gefühl da nicht bei beiden Liebe sein?"

„Richtig, gnädiges Fräulein, und wenn die zweite stirbt, kann man schnell den dritten Versuch machen; solch Wechsel wird einem schließlich ganz gewohnt. Ein alter Herr, den ich kannte, sagte nach dem Tode seiner dritten Frau auf die Frage, wo er die Leichenfeier wünsche, ganz gemächlich: Ich pflege meine Frauen von der blauen Stube aus zu begraben. — Die Liebe ist dieselbe, nur der Gegenstand wechselt à la Burns: Mein Herz ist Zunder, in dem stets irgend eine Göttin brennt! — Aber wie kann man als Braut so ketzerische Ansichten haben!"

„Wenn ich fragen darf, sind Sie eine Braut? Denn nur von Ihnen habe ich bis jetzt ketzerische Ansichten gehört, Elisabeth wollte uns nur vor Ungerechtigkeit schützen," rief Klara; dann wandte sie sich an das Brautpaar: „Elisabeth und Georg, singt etwas; im Chor ists ja verbeten, aber ganz wollen wir es doch nicht entbehren."

„Ich habe heute nicht Lust zum Singen," sagte Georg kurz. Seine Braut sah ihn erstaunt an. War es möglich, daß er ihre Ansicht übel genommen?

Auch Klara sah die Verstimmung ihres Vetters; „Elisabeth, dann bitte singe du, irgend ein Volkslied."

„Gern;" sie sah ihren Bräutigam liebevoll an und ein leichtes Rot überflog ihr Gesicht, als sie anfing „Aennchen von Tharau ists, die mir gefällt —."

Ihre weiche Stimme hatte einen wunderbaren Klang, leise plätscherte das Wasser um den Kiel des Schiffes, vom Lande klang kein Ton mehr, die Sonne war untergegangen, langsam verblaßten die rosigen Wolken, und seitwärts ging rot und glühend der Mond auf. —

Unsere deutschen Volkslieder passen gut zur Einsamkeit unseres Meeres und zur Stille unserer Sommerabende. Ein sehnsüchtiges Verlangen ergreift uns — wonach?

— Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus,
flog durch die stillen Lande, als flöge sie nach Haus — —

Elisabeth hatte geendigt: „Aennchen von Tharau mein Licht, meine Sonn', mein Leben schließ ich um Deines herum." Sie sah ihren Bräutigam an, und unter dem Vorwande, ihr einen Shawl umzulegen, wechselte er einen innigen Händedruck mit ihr.

„Haben Sie vielen Dank, gnädiges Fräulein," brach Weller das allgemeine Schweigen nach einigen Sekunden, dann setzte er enthusiastisch hinzu, „es geht doch nichts über unsere Volkslieder. Finden Sie das nicht auch?" wandte er sich an seine Nachbarin, die noch immer schwieg. Sie hatte sich seitwärts zum Wasser gebeugt, mit

Digitized by Google

der Hand spielte sie darin und sah den Tropfen nach, die wieder in die See fielen. Sie richtete sich jetzt aus ihren Gedanken auf und wandte sich wieder zur Gesellschaft. „Und doch können die Herren, wenn eins der Lieder mehr als zwei Verse hat, sie nicht mehr auswendig."

„Verleumdung, Klarissa," rief Georg, dessen gute Laune wieder völlig restauriert war; „ich kann stets sämtliche Verse, bis zu fünfzehn par coeur; ich zweifle, ob alle anwesende Damen das von sich sagen können."

„Ich nicht," gestand die Nachbarin des Assessors, „aber bitte Herr Röder, erklären Sie mir einmal, warum nennen Sie Ihre Cousine immer Klarissa; ich denke, sie ist doch Klara getauft."

„Aus Versehen, gnädiges Fräulein, nur aus Versehen, und ich bemühe mich das wieder gut zu machen. Sagen Sie selbst, klänge es nicht lächerlich, wenn man meine Cousine Klärchen nennen wollte, — dagegen Klarissa, das geht!"

Der Assessor sah in ihr schönes, etwas stolzes Gesicht und nickte. „Ich gebe Ihrem Vetter recht, — Sie sind kein Klärchen."

„Egmont wenigstens wäre nicht mein Geschmack," lächelte sie. „Nun aber müssen wir schnell umkehren, wir kommen sonst nicht mehr zur rechten Zeit zum Bahnhof," fuhr sie die Uhr hervorziehend fort, „Fräulein Helterhoff, bitte veranlassen Sie meine Brüder, nach Hause zu steuern."

„Das kann ich sogar selbst besorgen," war die muntere Antwort, „ich bin in dieser Stunde völlig in die Mysterien des Bootlenkens eingeweiht!"

„Nun, dann machen Sie unserm Unterricht jetzt Ehre," rief ihr einer Lehrherr, während der andere ihr noch einmal zeigte, wohin sie das Steuer zu drehen hatte.

Leise klappte die Leinwand des Segels beim Wenden.

„Wie still liegt das Meer, so ruhig habe ich es noch nicht gesehn," meinte Fräulein Mahlendorff.

„Pan schläft," sagte der Assessor halblaut, „man bekommt Lust, selber einzuschlafen, es fehlt nur das Schlummerlied." Er beugte sich vor: „Gnädiges Fräulein, singen Sie doch noch etwas," bat er Elisabeth.

Diese nickte ihm freundlich zu, dann wandte sie sich an ihren Bräutigam: „Wollen wir jetzt nicht einmal zusammen singen?"

„Sehr gerne, aber was?"

„Irgend ein Abendlied," schlug Klara vor.

„Leicht gesagt, aber welche Sorte?" lachte Georg. „Klaassen," wandte er sich dann an den Schiffer, „Sie haben auch nicht nötig, blos zur Freude von Lieutenant Bernhardt und Fräulein von Puttkammer auf der Welt zu sein," — und während die beiden, er lachend, sie errötend ihr Gespräch unterbrachen und Klaassen ihn vergnügt schmunzelnd ansah, fuhr er fort: „Helfen Sie uns andern gefälligst auch mal, indem Sie uns irgend ein schönes Abendlied vorschlagen."

Klaassen lächelte geschmeichelt, dann sagte er aber bescheiden: „Ach junk Herr, ik kenn man blot so'n altmod'schen Gesäng'."

„Schadet nichts," ermunterte Georg, „die altmodischen mag ich auch am liebsten."

„Mien Mariell sung eins in de School, dat was sier schön, —" einen Augenblick schwieg er still, sich aufs Hochdeutsche präparierend, dann sagte er stolz, jedes Wort langsam und deutlich aussprechend: „Es ist so still geworden, verrauscht des Abends Wehn, —"

„Sie haben einen guten Geschmack, sehen Sie, Klaassen, das sung ich auch in de School, und du Elisabeth, zeige, daß du nicht weniger gelehrt bist wie Klaassens Mariell, — nun aufgepaßt!" — „Wirf ab Herz, was dich kränket und was dir bange macht —" erklang es leise über den Wassern.

„Georg, du hast eine herrliche Stimme," sagte Klara tief aufatmend, „hatten Sie meinen Vetter schon einmal gehört?" wandte sie sich dann an die übrige Gesellschaft.

Digitized by Google

Alle verneinten, um dann ihrem Entzücken über diesen Kunstgenuß, wie Fräulein Mahlendorff sagte, Ausdruck zu geben: „Sie singen noch schöner als Ihre Braut."

Diese sah ihn nur stumm und strahlend an. Er lachte. „Ich bin Ihnen sehr verbunden," dann wandte er sich wieder an den Schiffer: „Auf Ihren Beifall kommts an, Klaassen, wars schön?"

„Ganz furchtbar fier."

Georg nickte ihm befriedigt über sein Urteil zu. „Also Elisabeth, falls die Kauffahrtei mal nichts mehr abwirft, legen wir uns aufs Singen, nicht wahr?"

Sie lachte.

„Ist Ihnen das schon einmal aufgefallen," wandte sich der Assessor ernsthaft an seine Nachbarin, aber so laut, daß es alle hören konnten, „daß reiche Leute sich mit Vorliebe in dem Gedanken ergehen, was sie thun würden, wenn sie arm wären?"

„Natürlich, und Arme träumen vom Reichtum," antwortete sie mit einem vielsagenden Blick auf Fräulein von Puttkammer, — sie sollte nicht ganz die obligaten zwölf tausend haben.

„Varietas delectat, — wenigstens im letzten Falle," sagte Lieutenant Bernhardt, nur um überhaupt etwas zu sagen, denn er hatte das dunkle Gefühl, seinen Verpflichtungen gegen die Gesellschaft heute nur sehr einseitig genügt zu haben.

Fräulein von Puttkammer schien desto befriedigter von dieser Einseitigkeit zu sein, denn sie sagte jetzt mit tiefem Seufzer: „Wie schade, da ist schon die Landungsbrücke."

„Ich finde das im allseitigen Interesse sehr gut," meinte der Assessor, „sehen Sie sich mal den Mond an."

In der That hatte sich der mit einer dichten Wolkenmasse umzogen, und eben, als die Gesellschaft in fröhlichem Durcheinander aus dem Boote stieg, hörte man den ersten fernen Donner rollen.

„O, das ist schrecklich," rief Fräulein Mahlendorff, „wie komme ich nur nach Hause, ich ängstige mich so sehr vor Gewittern."

„Aber ich bitte Sie, gnädiges Fräulein," suchte sie Weller zu beruhigen, „Sie sind in ein paar Minuten zu Hause, da bringen wir Sie doch schnell hin; wenn sich Fräulein von Dalberg noch beunruhigen wollte, die muß noch eine Stunde mit der Bahn fahren."

„Ach, es ist ja auch Unsinn, sich vor etwas angesammelter Elektricität zu fürchten," gab Fräulein Mahlendorff, während sie sich in einer Vision mit ihrem eleganten Kleide im ausbrechenden Gewitterregen sah, kleinlaut zu.

Der Assessor hielt es nicht für nötig, sie zu beruhigen. „Ach, Sie haben in der Schule noch das von der Elektricität gelernt? Und Sie glauben daran?! Nun, ich kann mir nicht denken, daß das der wahre Grund ist; ich bin der Ansicht, die Sache liegt tiefer."

Ein unsicherer Blick traf ihn. Ihr schien jetzt der Lieutenant angenehmer als Begleiter, als er nur gutmütig lachend sagte: „Zum Beispiel, da oben schieben einige Riesen Kegel und rauchen dazu Cigarren, nicht wahr? Aber nun wollen wir uns verabschieden, wenn Sie gestatten, bringe ich Sie nach Hause, Fräulein Helterhoff hat denselben Weg, die nehmen wir mit, vorläufig scheint sie da noch ein Stehseidel zu nehmen."

Der Assessor näherte sich dieser, die noch mit Dalbergs und dem Brautpaar sprach:

„Wenn Damen auseinandergehn,
dann bleiben sie noch etwas stehn!"

„Und dieses find ich grade schön!" sagte Klaras jüngster Bruder mit einer tiefen Verbeugung zu seiner Schülerin im Steuerfach.

„Herr von Dalberg, Sie bilden sich immer mehr zum galantuomo aus," meinte der Assessor anerkennend, „aber um Ihrer Schwester willen möchte ich Ihnen doch empfehlen, den Schmerz des Abschieds zu verkürzen —"

„Klara fürchtet sich nicht vor Gewittern," fiel ihm der gekränkte Sekundaner ins Wort.



„Hielten Sie mich für so geschmacklos, das zu glauben?! Dann thaten Sie mir bitteres Unrecht! Aber fragen Sie doch mal Ihre Schwester, ob es ihr lieb sein würde, zu spät zum Zuge zu kommen; meine Uhr ist in fünf Minuten dreiviertel auf zehn."

„O, dann müssen wir ja eilen," rief Klara erschreckt, sich hastig verabschiedend; „wir sind wohl die einzigen, die nach Königsberg zurückfahren?"

„Ich komme mit," sagte der Assessor, „ich habe zu morgen noch einige Erkenntnisse zu verfassen, sonst würde ich, wie die beiden Vaterlandsverteidiger, noch erst die Nacht und das morgige Frühkonzert genießen und dann um neun hereinfahren; auch Sie kommen nicht mit, Röder?"

„Nein, und es thut mir aufrichtig leid, daß Sie nicht hier bleiben, Gosling," rief Georg übermütig, „Ihr stil- und gehaltvoller Ernst ist mir immer ein erquickender und heilsamer Anblick, aber was hilfts, geschieden muß sein! Auch von Ihnen, lieber Klaassen, trotzdem es sehr schön bei Ihnen war, bleiben Sie gesund, daß man Sie einmal wiedersieht. Und nun komm schnell, Elisabeth, deine Verwandten werden dich erwarten!"

Lachend und scherzend machten sich die verschiedenen Parteien auf den Weg zu ihren verschiedenen Badewohnungen, nur Dalbergs und der Assessor schlugen eilig den Weg zum Bahnhof ein. Nachdem sie einige Minuten schnell vorwärts geschritten, sagte der Assessor zu Klara: „Wir wollen jetzt ruhig etwas langsamer gehen, wir haben noch sehr reichlich Zeit!"

„Aber Sie sagten doch —"

„Sagte ich nicht, daß meine Uhr eine Viertelstunde vorgeht?"

„Nein, das sagten Sie nicht," Klara stand entrüstet still.

„Ich bitte Sie um alles, verraten Sie mich nicht Ihren Brüdern; wenn der primus omnium wirklich noch meine Kriegslist entschuldigt, — Ihr jüngerer Bruder würde mich sicher fordern, und ich bin nun mal ein prinzipieller Gegner des Duells."

„Also doch ein Punkt, wo wir übereinstimmen," meinte Klara, trotzdem schnell vorausgehend.

„O, glauben Sie mir, wir würden gewiß in vielen Punkten übereinstimmen, nur finde ich es so viel netter, wenn eine Dame den Mut besitzt, ihre eigne Ansicht auszusprechen, das provociere ich manchmal; es ist doch mal was anderes, als dies fortwährende sanft weibliche Zustimmen oder bescheiden die eigne Ansicht Verweigern mit einem: das verstehe ich nicht, das überlasse ich Männern! — Und dann wundern sich die Damen noch, wenn Leute wie ich, die das Zeitalter der Kourmacherei hinter sich haben, des Abends lieber in die Kneipe gehen, um dort eigne, wenn auch den unsrigen entgegengesetzte Ansichten zu hören, als in der Unterhaltung mit den Damen das fortwährende matte Spiegelbild unserer Ideen zu finden!"

Klara hatte ihm zuerst unmutig, dann amüsiert zugehört, jetzt lachte sie. „Also Sie sind mehr für selbständige Dummheit, wie für kopierte Klugheit, — meinten Sie es so?"

„Klara, beeile dich," rief da einer ihrer vorangeeilten Brüder.

Das Gewitter war heraufgezogen, ein starker Windstoß fuhr durch die Bäume, die zu beiden Seiten des Weges standen, und als ob damit das Signal zum Anfang gegeben, fuhr ein greller Blitz, dem nach wenigen Sekunden ein starker Donner folgte, am Himmel herab.

Da war zum Glück schon der Bahnhof. Eine Menge Menschen, die nach einem Nachmittagsausflug wieder zur Hauptstadt zurückwollten, hatten sich versammelt.

„Ich denke, wir setzen uns gleich ins Coupé," meinte der Assessor, die Menge durchschneidend, Dalbergs folgten ihm und bestiegen den schon bereit stehenden Zug.

Digitized by Google

2. Kapitel.

Es war ein Leben nur und nur ein Sterben,
Und kam, auch eine Spur sich zu erwerben.
Wackernagel.

Klara hatte sich ans Fenster gesetzt und beobachtete das immer näher kommende Gewitter. Die Blitze behielten nicht mehr die ihnen angewiesene Zickzacklinie bei, sondern schossen in breiten Feuerströmen zur Erde herab. Es war, als risse das dunkle Firmament des Himmels jedesmal auf einige Sekunden, um einen Blick in eine Welt voll Licht und Glanz zu gönnen. Mit ruhig geöffneten Augen sah Klara in die enthüllte Herrlichkeit, da — was war das?! Leuchtende Glut schien dicht vor ihr auf die Erde zu fallen, sie schloß die geblendeten Augen, aber auch so sah sie noch ein Feuermeer sich vor ihnen ausbreiten, zugleich hörte sie ein eigentümliches Knattern und Krachen, und jetzt schlug es prasselnd an die Fensterscheiben.

„Dort in die alte Eiche hat es eingeschlagen," hörte sie die ruhige Stimme des Assessors, „ängstigen Sie sich?" setzte er leise hinzu.

„Ich wünschte allerdings, wir wären zu Hause, Mama ist ganz allein, und vom Coupéfenster sieht es sich doch unbehaglicher an, als vom Zimmer," sagte Klara ehrlich. „O unsere herrliche alte Eiche!"

Wieder fuhr ein Blitz nieder, erst nach längerer Pause folgte der Donner.

„Sehen Sie," beruhigte der Assessor, „das Gewitter ist schon bedeutend weiter entfernt, der prachtvolle Regen hat der Elektricität einen gefahrlosen Abzug eröffnet, dieser Donner grollte ja schon wie jeder andere anständige Donner, das Knattern von vorhin war mir auch „unbehaglich", wie Sie sagen."

Andere Passagiere stiegen ein, der Zug setzte sich in Bewegung. Der Regen hatte nachgelassen, Klara sah noch immer gedankenvoll in das abziehende Gewitter.

„Woran denken Sie?" fragte der ihr gegenübersitzende Assessor.

Sie sah ihn an, ein trauriger Ausdruck lag in ihren dunklen Augen: „Nach einer Viertelstunde merken wir nichts mehr von dem Gewitter, und wer weiß, ob nicht vorhin mit einem Schlage etwas zerstört wurde, was nie wieder geheilt werden kann; — bitte, Karl, gieb mir mein Tuch, mich friert, es ist kühl geworden."

Fast schweigend legten sie die letzte Strecke zurück. Am Bahnhof trennten sie sich. „Morgen Nachmittag auf Wiedersehn in Crantz?"

„Ich denke ja."

— Morgen Nachmittag! —

Als Klaras Brüder sich zur Nachtruhe zurückgezogen, saß sie selbst noch eine Weile mit ihrer Mutter zusammen, ihr von dem Nachmittag erzählend. „Ist von Ernst ein Brief angekommen?" fragte sie dann.

„Nein, liebes Kind."

„Nun dann ist der, den Georg dem Briefboten für mich abnahm, auch sicher von ihm gewesen, wir wollen ihn uns doch morgen früh gleich holen lassen."

Klara sah in das prasselnde Kaminfeuer, das ihre Mutter auch an kühlen Sommerabenden liebte, und dachte an den vom Blitz getroffenen Baum. Nach einer Weile drehte sich ihre Mutter, die noch einen Brief geschlossen hatte, um: „Was summst du da eigentlich immer vor dich hin?"

Klara fuhr aus ihren Gedanken auf: „That ich das? Ja, was ists doch für eine Melodie? — Ach, ich weiß schon, von Händel: Wenn wir mit dem Tode ringen, und aus dem bedrängten Herzen unsre Seufzer zu dir dringen, o dann zeige dich als Heiland und vertritt beim Vater uns, o Jesu!" — — Sie sagte es leise und langsam, dann stand sie schnell auf: Ich bin müde, Mamachen, ich gehe jetzt, gute Nacht!" — — —

In den Nachmittagsstunden desselben Tages war eine Anzahl von Aerzten in einem großen, luftigen Zimmer der Charité in Berlin versammelt. Ihre Blicke wandten sich

Digitized by Google

nach dem Bett, das im Zimmer stand. Ein junger Mann lag darin, offenbar bewußtlos. Sein Gesicht glühte, die Augen waren geschlossen, ab und zu murmelte er einige Worte, träumte er, phantasierte er im Fieber? Sein Wärter stand in der Nähe des Bettes an einem kleinen Tisch. Die Aerzte redeten halblaut zusammen. „Also Sie meinen, Herr Geheimrat, wir wollen die Operation vornehmen?"

„Ja, entschieden, wir sparen ihm einen nochmaligen Anfall von Atemnot, — mehr werden wir nicht erreichen, da die ganzen Rachenorgane plötzlich in so lebhafter Weise von der Erkrankung befallen sind. „Seit wann ist er heiser?"

„Seit gestern nachmittag."

„Weiß er, wie gefahrvoll sein Zustand ist?"

„Jawohl, er äußerte sich schon gestern dahin mit ruhigen und gefaßten Worten und bat mich, die Familie seiner Braut zu benachrichtigen, was ich auch sogleich that."

Ein Geräusch von dem Bett her unterbrach sie.

Der Patient war herausgesprungen; ehe der Wärter noch hinzukam, traten einige der jüngeren Aerzte zum Kranken.

„Was willst du, Ernst, leg dich wieder hin," sagte der eine, mit liebevoller Ueberredung versuchend, ihn wieder ins Bett zu bringen.

„Nein, laß mich, ich muß meine Journale schreiben," die Stimme klang heiser und erregt, und die Augen hatten einen wirren Blick.

Der Wärter und noch ein anderer Arzt traten hinzu; der bei dem Kranken Stehende winkte sie zurück. Es lag ein ungeduldiger Schmerz in seiner Stimme, als er zu ihnen sagte: „Nicht mit Gewalt," dann wandte er sich wieder zu seinem Freunde: „Du kannst dich darauf verlassen, ich besorge dir alles gewissenhaft, nun thu mir auch den Gefallen und lege dich wieder hin."

Er gehorchte. Sein Freund blieb an seinem Bette sitzen, eine Weile lag er ganz still, dann versuchte er sich aufzurichten, aber die Kraft des Fiebers hatte ihn verlassen, es gelang ihm nicht.

Der junge Arzt beugte sich über ihn. „Was möchtest du, Ernst?" Mit völlig klarem Blick sah der Kranke erst ihn, dann die andern Anwesenden an. „Ist nach Königsberg geschrieben?"

„Ja."

Ein Geräusch an der Thür. Mit gespannt erwartungsvollem Ausdruck sah er hin, aber er wandte sich enttäuscht ab, es war nur einer der jüngeren Aerzte, der sich an den zur Konsultation herbeigezogenen Geheimrat und den Stabsarzt wandte, in dessen Händen die Behandlung des Kranken ruhte. Sie sprachen leise zusammen: „Er erwartete seinen Bruder krank zu finden?"

„Nein, er kommt direkt aus Italien."

„Sie sagen, er ist selbst Arzt?"

„Jawohl."

„Nun, da haben wir wohl nicht das Recht, ihn fernzuhalten; ist er im Nebenzimmer?"

„Ja, Herr Geheimrat."

„Ich denke, wir begrüßen ihn da, es wird ihm von Wert sein, gleich unsere Ansicht zu hören."

Ein großer, schlanker Mann mit dunklen Augen und schwarzem Vollbart trat ihnen entgegen, als sie in das Nebenzimmer kamen: „Mein Name ist Rothammer, Dr. Rothammer" stellte er sich vor, „wie mir der Herr Kollege eben mitteilte, ist mein Bruder schwer krank;" — er sah die ernsten Gesichter der Aerzte und fuhr in hastiger Frage fort: „Todkrank? Haben Sie keine Hoffnung?"

„Wir besprachen eben die Operation, ich denke, wir nehmen sie sobald wie möglich vor," sagte ernst der Geheime Rat. Dr. Rothammer holte tief Atem. „Wer weiß, ob er aus der Narkose wieder erwacht, — wenn Sie gestatten, werde ich gleich zu ihm gehen." An der Thür wandte er sich mit halber Frage noch einmal um: „Er liegt

Digitized by Google

doch allein im Krankenzimmer, so daß ich mich nicht irren kann, — ich sah ihn seit zehn Jahren nicht."

„Er liegt allein."

Und Dr. Rothammer ging zu seinem sterbenden Bruder. Wieder wanderte dessen fragender, suchender Blick nach der Thür, dann wandte er sich ab und schloß die Augen.

Der Eingetretene näherte sich mit schnellem geräuschlosen Schritt dem Bett, an dem noch immer der junge Unterarzt saß, die Hand seines Freundes haltend.

„Sie erlauben," sagte er, die Hand an die Stuhllehne legend. Ein über die Störung unwilliger Blick traf ihn.

„Ich bin sein Bruder," fuhr er leise und eindringlich fort.

Augenblicklich erhob sich der junge Mann, jedoch nur um sich an das Fußende des Bettes zu stellen.

Schweigend setzte sich Dr. Rothammer auf den leergewordenen Stuhl und sah auf den jetzt so still vor ihm liegenden Bruder. Als lustigen, kleinen Tertianer hatte er ihn zuletzt gesehen, und nun forschte er vergebens nach einem bekannten Zug in dem schönen, blassen Gesicht, — mußte er deshalb zum Vaterland zurückkehren, um den Einzigen, der ihn mit Liebe erwartet hatte, sterben zu sehen?! Er stöhnte — leise nur, aber doch weckte es den Bruder aus seiner Apathie. Mit klaren Augen sah er ihn einige Sekunden an, dann kam ein verständnisvolles Leuchten in sie und seine Lippen bewegten sich: „O Werner, warum erst jetzt?!"

Werners Hand, die auf der Bettdecke gelegen, schloß sich krampfhaft, — dann sagte er ruhig, mit liebevoller Herzlichkeit: „Na, alter Junge, du erkennst mich also gleich? Ich komme direkt von Bologna, aber was machst du für Geschichten, mich hier krank zu empfangen?! Nun, wir wollen dich schon wieder bald gesund machen, nicht wahr?"

Der Kranke wollte sprechen, aber es kamen nur undeutliche Laute. Sein Bruder richtete ihn auf.

Die andern Aerzte traten ans Bett, die Operation sollte vorgenommen werden.

Der Kranke sah es; die veränderte Stellung gab ihm noch einmal die Kraft zum Sprechen: „Werner, sage mir die Wahrheit, werde ich sterben, jetzt, allein?"

Werner fühlte, wie sich ihm das Herz zusammenzog, als er seinen jungen Bruder ansah, der im Begriff war, vom Ufer der Zeitlichkeit abzustoßen, — allein! „Denn was bin ich ihm jetzt mehr als diese Fremden?!" —

Der Sterbende schien seine Gedanken zu lesen; er drückte die Hand des Bruders, „es ist so schön, daß du noch gekommen." Aber dann wiederholte er seine Frage: „Werner, werde ich sterben?"

Es war Werner unmöglich, diesen Augen gegenüber eine beruhigende Lüge zu sagen, — aber die Wahrheit? Nein, auch das konnte er nicht! Und doch fühlte er mit heißem Schmerz, daß er Jahre seines Lebens hingeben würde für ein Wort, seinen sterbenden Bruder zu trösten.

Dieser verstand sein Schweigen; er fragte nicht weiter. Aber mit einer Geberde, die sich Werners Gedächtnis mit unvergeßlicher, photographischer Deutlichkeit einprägte, erhob er die Hand und sah auf seine bläulichen Nägel. Er sah mit dem Blicke des Arztes, daß die Dämme gebrochen waren und hörte den Strom der Ewigkeit, der ihn mit sich führen wollte, näher rauschen. Noch einmal streiften seine Augen wie Hülfe suchend die Gesichter der Umstehenden, die ernsten traurigen der älteren Aerzte, die tief bewegten der jüngeren, die seine Freunde waren, und das seines Bruders — auf jedem las er Schmerz, — Trost fand er auf keinem!

Da schloß er die Augen. —

Wenn vor unserm Angesicht
Mond und Sterne schwinden,
Wenn des Schiffleins Ruder bricht,
Wo dann Rettung finden?
Wo sonst als bei dem Herrn?! —

Digitized by Google

Und wer wagt zu sagen, daß in dieser Stunde, wo Menschenhülfe und Menschenliebe in ihrer ganzen Nichtigkeit und Ohnmacht der Majestät des Todes gegenüber zu Tage treten, und die Seele sich dahin um Trost wandte, wo er allein zu finden ist, — wer wagt zu sagen, daß sie da nicht auch erfuhr, wie sich der unserer Seele „herzlich annimmt", der aus eigener Erfahrung weiß, was es heißt, einsam und verlassen sterben, ob auch viele zusehen, wie sich die Seele rüstet? — —

Werner starrte noch immer auf das stille Gesicht seines Bruders; ein Sonnenstrahl huschte über das Bett und küßte die geschlossenen Augen, da schlug er sie auf. Jede Angst war aus seinem Blick geschwunden.

„Ich denke, wir fangen an," sagte halblaut der Stabsarzt. Mit ruhigem Lächeln sah er die getroffenen Vorbereitungen, das Pflichtgefühl des Arztes verließ ihn auch jetzt nicht: „Ist der elektrische Apparat da?" fragte er.

Und was wohl selten in diesen Räumen vorkommt, wirklich war er noch in der Eile vergessen und mußte erst herbeigeschafft werden. — — —

Die Operation war gelungen, aber das Leben verrann schnell. Wenn er doch noch ein Wort spräche, dachte Werner, als er so Minute auf Minute in das Gesicht sah, auf das sich die Schatten des Todes legten.

„Willst du trinken?" fragte er schließlich, die Stille unterbrechend. Ein leises Kopfschütteln war die Antwort. Dann fühlte er, wie seine Hand fest gedrückt wurde, gleich darauf löste sich der Druck. Sein Bruder gehörte zu den Wissenden.

Werners Haupt sank auf das Bett, — „könnte ich zu den Glaubenden gehören!"

Als Werner auf den Korridor trat, standen die zwei Unterärzte, die er bei seinem Bruder gesehen, an einem der Fenster. Der eine drehte ihm den Rücken zu, er hatte die Stirn gegen das Fenster gepreßt und seine kleine schlanke Gestalt bebte. Der andere, größer und augenscheinlich älter, stand trübe und schweigend neben ihm. Werner erkannte in dem jüngeren denselben, dessen Platz an seines Bruders Bett er eingenommen hatte. Er trat auf ihn zu. „Sie standen meinem Bruder besonders nahe und konnten die kurze Krankheitszeit um ihn sein?" sagte er, ihm die Hand reichend, die dieser schweigend drückte.

Der ältere antwortete für ihn. „Wir waren mit Ernst seit Jahren befreundet; auf der Pepinière waren wir Stubenkameraden, dann machten wir unsere Examina zusammen und sind auch zusammen zur Charité kommandiert."

„Drei aus einer Stube? Das kommt selten vor!"

„Wir verdankten es Ernst," sagte jetzt der andere mit gepreßter Stimme, indem er sein jugendliches Gesicht halb Werner zuwandte. „Wir mochten nicht faulenzen, wenn er fleißig war, und wenn wir ermüdet und mißmutig beim Arbeiten geworden, so wußte er durch seinen Humor uns wieder aufzuheitern."

„Sein Tod wird also auch bei Ihnen eine Lücke zurücklassen, die sich nicht so bald schließen wird," sagte Werner traurig.

„Nicht so bald?!" war die schmerzlich entrüstete Erwiderung. „Nie! Von Tag zu Tag werde ich ihn mehr vermissen; er war mein täglicher Gefährte auf der Bierbank und beim Studium und nun —" er wandte sich wieder ab.

Werner ging weiter.

Die traurige Kunde hatte sich schnell verbreitet, zwei Diakonissinnen kamen ihm entgegen; die ältere redete ihn an, während die jüngere mit Thränen in den Augen stumm dabei stand. „Ist es wahr? Wir hörten eben, unser Herr Doktor sei heimgegangen?"

Werner nickte, — heimgegangen, wie tröstlich das klang! „Haben Sie mit ihm zusammen gearbeitet?"

„Ja, wir waren auch auf der Kinderstation," war die betrübte Antwort, „wie werden ihn unsere Kleinen vermissen, er konnte stundenlang mit ihnen spielen. Doch verzeihen Sie unsere Frage, wir müssen in unsern Saal zurück." —

Digitized by Google

Ehe Werner in sein Hotel ging, war er mit den älteren Aerzten noch eine Weile zusammen. Wie voll Lob und Anerkennung waren alle! Und mitten in seinem großen Schmerz erquickte sich sein Herz staunend an dem tiefen Eindruck, den ein so junges Leben auf seine Umgebung gemacht.

„Man muß sagen, er hat bis zum Ende wie ein Held ausgehalten," sagte der Stabsarzt, der Ernst behandelt hatte, „und von wie vielen Hoffnungen mußte er scheiden! Haben Sie seine Braut benachrichtigt?"

Nein, daran hatte Werner gar nicht gedacht! „Ich werde sofort telegraphieren, ist sie vorbereitet?"

„Ja, auf des Entschlafenen Wunsch schrieb ich gestern an sie."

„Ach, daher wohl sein fragender Blick, wenn jemand die Thür öffnete?" Und Werner fühlte etwas wie Eifersucht gegen die Unbekannte, die seinem Bruder näher gestanden, als er selbst. — — —

---

3. Kapitel.

> Nur eine kurze Spanne Zeit, —
> Genug doch für groß Herzeleid! —
> Dr. Ellen.

Ein strahlender Tag ging am nächsten Morgen über der alten Residenzstadt auf, ein Tag voll Sonnenglanz und Vogelzwitschern. Klara saß mit ihrer Mutter am Kaffeetisch, ihre Blicke gingen über ihre Tasse hinweg in den goldenen Morgen hinein, der durch die weit geöffneten Fenster ins Zimmer flutete. Ihr Gesicht strahlte, als sie eben in ihrer lebhaften Weise zur Mutter sagte: „Ich war gestern ganz melancholisch von dem Gewitter, aber dieser herrliche Sonnenschein giebt mir meine gute Laune vollständig wieder."

„Es ist schlimm, daß du so abhängig vom Wetter bist, liebes Kind," sagte ihre Mutter mit liebevollem Vorwurf, „ist der Tag nicht hell, so sei du heiter; Sonnenschein und froher Sinn sind Gottesstreiter."

„Natürlich hast du recht, Mutterchen, aber schöner ists doch noch, wenns so ist wie heute, ich heiter und der Tag hell, und nun, wenn du erlaubst, schicke ich gleich zu Onkel Karl, daß ich Ernsts Brief bekomme."

Sie stand auf, in der Thür trat ihr schon das Mädchen mit einer Depesche entgegen.

„An mich? Gewiß von Georg, der uns guten Morgen aus Crantz telegraphiert, nun das wollen wir doch gleich mal hören."

Sie setzte sich noch einmal ihrer Mutter gegenüber hin, irgend einen Scherz erwartend. Diese sah in ihr rosiges, lächelndes Gesicht, als sie die Depesche öffnete. Aber was war das? Die Farbe wich langsam aus ihrem Gesicht, das Lächeln erstarb, ihre totenblassen Lippen bewegten sich wie zum Sprechen, während ihre Augen noch wie gebannt auf das Blatt Papier starrten, das sie in der Hand hielt.

„Um Gottes willen, Klara, was ist geschehen?" rief ihre Mutter; sie wollte zu ihr treten, aber sie mußte sich schnell setzen, denn eine unbestimmte, furchtbare Angst ergriff sie, und ihre Kniee zitterten.

Jetzt sah Klara auf mit geistesabwesenden Augen. Sie reichte ihrer Mutter die Depesche: „Verstehst du das?!"

Und die Mutter las die wenigen Worte: Ernst vor einer Stunde gestorben. Dr. W. Rothammer.

„Ernst ist tot?" Sie sagte es mit fragender, bebender Stimme; aber Klara, die mit vorgebeugtem Kopfe nach ihr hingehört, las darin die Bestätigung. Sie stand auf. Ohne zu schwanken, verließ sie die Stube und ging auf ihr Zimmer. Hier fiel sie auf ihre Kniee und während sie den Kopf tief in die Kissen des Sofas drückte, schlang



sie krampfhaft die Hände ineinander. „Gott, Gott, ach Gott." Ihr Geist schien keinen andern Gedanken, ihre Lippen kein anderes Wort bilden zu können, als müsse sie sich, da alles andere unterzugehen schien, an das, was fest steht, halten. Dann kam ihr aber ein weiterer Gedanke. Laß ihn noch nicht tot sein, noch nicht, — wenigstens einmal noch laß mich an ihn denken, für ihn beten als für einen Lebenden!

Ihre Mutter trat ein; Klara stand auf und trat ans Fenster, auch hier strahlende Sonne und das tausendfache Geräusch der Großstadt. Ein verirrter Schmetterling flog mit zweifelndem Flügel am Fenster vorbei, die Pferdebahnen klingelten, — und eine unsägliche Bitterkeit zog in Klaras Herz. Die 160,000 Einwohner ihrer Vaterstadt würden weiter leben, als sei nichts geschehen, — o und wie unerträglich die Sonne schien! Sie wandte sich ab, ihre heißen trocknen Augen begegneten den thränengefüllten ihrer Mutter: „Mein armes Kind, aber wenn auch die Wasser bis an die Seele gehn —"

Klara unterbrach ihre Mutter, ihre Stimme klang tonlos und hart: „Hat Ernst sich selbst den Tod gegeben? Ist er im Duell gefallen?"

„Nein, nein, ich weiß nicht mehr wie du, aber denke nicht so Schreckliches," und Frau von Dalberg zog ihre Tochter ans Herz, wenngleich sie fühlte, daß Klara die Umarmung wohl duldete, aber nicht erwiderte.

Mit einem Gefühl stumpfer Verwunderung dachte Klara, als sie die heißen Thränen ihrer Mutter fühlte, warum kann ich nicht weinen? Aber ihr wars, als habe sie ein Herz von Stein, so kalt und fühllos! Plötzlich kam Leben in sie, „o Mama, der Brief! Wir wollen ihn holen lassen, wir wollen telegraphieren, woran er starb? Könnte ich nicht hinreisen?"

Frau von Dalberg zog den Klingelzug. „Wir wollen gleich nach dem Brief schicken und für den Fall, daß er wider Erwarten keine Nachricht von Ernst bringt, kann das Mädchen gleich eine Depesche zur Post bringen. Sein Bruder ist also zuletzt bei ihm gewesen, der wird uns alles schreiben."

Das Mädchen wurde abgefertigt.

Auch Klara stand auf.

„Wo willst du hingehn?" fragte ihre Mutter.

„Ich?" — Ja, wo wollte sie hin? — Sie sah in das blasse, abgespannte Gesicht ihrer Mutter, — „ich will eine Flasche Wein herauf holen, Mama, du mußt etwas trinken."

„Gut, ich begleite dich."

Sie gingen die Kellertreppe hinunter, Klara fühlte fortwährend die liebevoll zärtliche Berührung ihrer Mutter. Da schmolz die Kälte und Starrheit, und sie schlang die Arme schluchzend um ihren Hals.

„Laß michs dir tragen helfen, mein geliebtes Kind."

„O Mama, wenn ich nur wüßte, woran er gestorben, daß nicht er selbst —"

„Wir werden es erfahren."

Sie gingen wieder herauf, nun hieß es warten; und wer schon einmal so gewartet hat, der weiß, was es bedeutet, und vergißt es sein Lebenlang nicht wieder! Klaras Mutter nahm ihr Strickzeug; „ich will nicht ungeduldig werden", war der Ausdruck ihres Gesichtes.

Klara trat ans Fenster, ob sie das Mädchen schon sehen könnte. Aber sie war kaum zehn Minuten fort, und der Onkel wohnte eine halbe Stunde entfernt. Dann glaubte sie ein Geräusch an der Entreethüre zu hören, vielleicht schickte ihr Onkel den gefundenen Brief, noch ehe er die Bitte darum hörte . . . . doch nein, es war nichts.

Sie stellte sich ans Fenster, um aufs neue auf die Straße zu sehen, doch schon nach wenigen Minuten begann wieder das ruhelose Wandern zur Entreethür und wieder zurück zum Fenster, bis Frau von Dalberg glaubte es nicht länger anhören zu können.

Digitized by Google

„Klara, mir zu Liebe, suche dich zu fassen, nimm dir eine Arbeit vor," bat sie.

Klara gehorchte. Aber nach einiger Zeit schien ihr die Arbeit unerträglich, sie legte sie fort und zog ihre Uhr vor. Jetzt könnte ihr Mädchen wirklich da sein, — wo blieb sie nur? Aber sie wollte noch zehn Minuten warten, bis sie aus dem Fenster sah. Sie legte die Uhr vor sich auf den Tisch und starrte auf den langsam vorrückenden Zeiger, bis das Zifferblatt vor ihren Augen verschwamm. Aber das ging ja nicht, eine Sekunde preßte sie die Hand vor die Augen, damit sie wieder klar sehen könnte. Erst drei Minuten waren vergangen, und sie hatte das Gefühl, als hätte sie schon undenklich lange gesessen, die Uhr vor sich auf dem Tisch, ihr gegenüber ihre Mutter, und als Begleitung dazu das eintönige Klappern der Stricknadeln.

Wieder sah sie auf die Uhr; da begegnete sie dem angstvollen Blick der Mutter. Ihr Herz zog sich zusammen, sie liebte sie so zärtlich, „und jetzt bin ich es, die sie unglücklich macht," und doch fühlte sich Klara unfähig, ihr ein Wort des Trostes zu sagen. Sie beugte den Kopf in die Hände. Ach wenn er mich jetzt sähe, so selbstsüchtig, so kalt und fühllos gegen Mama, — — würde, könnte er mich noch lieben?! Sie preßte die Lippen fest zusammen, und wirr und glühend stieg der Gedanke in ihr auf, wenn dies alles ein schrecklicher Traum wäre, und Ernst gesund! Oder auch krank, todkrank, und ich könnte ihn gesund pflegen, könnte ihm meine Liebe zeigen, wie glücklich wollte ich sein, wie glücklich würde ich ihn machen! Und plötzlich kam es ihr vor, als sei das, was sie bisher als Ernsts Braut empfunden, etwas so Blasses und Mattes gegen das, was sich jetzt ihrem geistigen Auge darbot; wenn — ja wenn die letzten Stunden ein Traum wären! Und dann hatte sie das intensive Gefühl, es ist ein Traum, wie kann es anders sein?! Aber doch wagte sie nicht den Kopf zu erheben aus Furcht, dem traurigen, blassen, jeden Zweifel ausschließenden Gesicht ihrer Mutter zu begegnen.

Da wurde geklingelt; laut, heftig, wie von jemand, der mit der Klingel nicht Bescheid weiß, und Klara sprang auf. Vergessen ihr Träumen, vergessen sogar der Wunsch, es möchte nicht wahr sein, alles zurückgedrängt von dem einen Gedanken: Nun werde ich von Ernst hören, aber was?! Und während sie die Thür öffnete, hatte sie das Gefühl, als stehe ihr Herz still vor der nun kommenden Entscheidung.

Mit vergnügtem Gesicht stand derselbe Mann, der heute früh die so fröhlich empfangene Depesche gebracht hatte, davor, aber sein Lächeln verschwand, als das blasse Mädchen ihm öffnete, und ohne einen Blick auf den Träger zu werfen, die Depesche ergriff, dann aber, als ringe sie nach Atem, ohne sie zu erbrechen, stehen blieb. Ihn sah sie offenbar gar nicht, und der einfache Mann schloß behutsam selbst die Thüre und ging leise die Treppe hinunter, als sei er in der Nähe eines Schwerkranken; und während er hinunterschritt, schüttelte er mit dem Kopf und sah sich noch einmal fast scheu um. —

Klara war buchstäblich nicht im stande, die Depesche selbst zu öffnen, da kam auch schon ihre Mutter, sie ihr leise aus der Hand nehmend: „Du nicht, liebes Kind, laß mich nachsehen."

Klara schlang die Hände ineinander: „Noch nicht, Mama, lies noch nicht", und zugleich mit dem Gefühl, ich bins nicht wert, quoll die unklare Bitte in ihr empor: was es auch sein mag, nur nicht durch seine Schuld! —

Da klangen auch der Mutter Worte schon an ihr Ohr: „An septischer Diphtherie."

Es war Klara, als würde sie von einem furchtbaren Bann befreit, und das erste Gefühl, das in ihr lebte, als sie erfuhr, daß ihr Bräutigam ein Opfer seines Berufes geworden, war das inbrünstigen, demütigen Dankes: Also Gott hat ihn gerufen, Er weiß die rechte Zeit — für mich, für ihn! —

Klingt das unnatürlich, romanhaft? Es ist wahr, und wer Aehnliches erlebt hat, weiß, daß es wahr ist! Aber er weiß dann auch, daß solche Gefühle im Kummer Höhen sind, auf denen wir nur wenige Augenblicke weilen können. Die Tiefen der

Digitized by Google

Trübsal werden wieder um uns rauschen, und unser Fuß wird den festen Boden nicht fühlen, — aber wir haben auf ihm gestanden und wir wissen: je heftiger die Brandung, je höher die Wellen, desto dichter unter den Wassern der Felsen, — und wir wissen auch, „daß es die See ist, die ebbet und flutet, und nicht unser Fels", wie der tiefsinnige Rutherford sagt. — —

Klara fühlte, wie ein eigentümlicher Druck in der Kehle ihr immer höher und höher stieg, bis er sich zwischen den Augen festsetzte; sie hörte ein Rauschen und Klingen, das immer stärker anschwoll, „wenn sich Mama doch zu mir setzte" dachte sie.

Da fühlte sie auch schon, wie ihre Mutter über ihre feuchte, kalte Stirne strich, und richtete sich wieder auf: „Danke, Mamachen, es ist schon wieder vorbei, mir ist ganz gut."

„Wenn du dich jetzt etwas hinlegtest, die Gewißheit hast du ja nun —." Und die Mutter ließ die Vorhänge im Hinterzimmer, wohin der Lärm von draußen nicht drang, herunter. In dem verdunkelten, stillen Zimmer konnte Klara, als sie sich hingelegt, ungestört Zwiesprache mit ihrem Kummer halten, und die Mutter hielt Wache bei der Tochter und wartete auf das so unerklärlich lange ausbleibende Mädchen, das den Brief aus Berlin bringen sollte. — —

---

4. Kapitel.

> Wer war der Frühling nur im Walde?
> War es am Busch das junge Grün?
> Der Vögel Sang an Hag und Halde?
> War es der Blumen Duft und Blühn?
> War es von diesen beiden einer?
> Und welcher dann? Er oder sie? —
> Ach nein, von beiden war es keiner,
> Der Frühling waren: er und sie! —
> J. Wolff.

Am Abend nach der Bootfahrt war Georg noch eine Stunde bei seiner Braut und ihren Angehörigen. Elisabeth Hartwig lebte seit dem frühen Tode ihrer Eltern bei ihren einzigen Verwandten, einem Bruder ihres Vaters und seiner Frau, die sie gerne aufgenommen und gerne behalten hatten, denn sie waren selbst kinderlos. Jetzt vor einem Jahre ließ sich der Oberstlieutenant Hartwig zur Disposition stellen und zog nach Berlin, wo Elisabeth im letzten Winter in einer Gesellschaft Georg Röder kennen lernte, der gerade in der Hauptstadt eine militärische Uebung abmachte. Onkel und Tante waren es ganz zufrieden, daß nach verhältnismäßig kurzer Bekanntschaft der reiche, junge Kaufmann sie um die Hand ihrer Nichte gebeten hatte, — schien es ihnen doch sehr wünschenswert, sie in dieser Weise versorgt zu sehen, da Elisabeth ein ganz armes Mädchen war. Seine Pension — so meinte der Oberstlieutenant — reichte wohl hin, ziemlich nach Gefallen zu leben, aber daß er davon noch Elisabeths Zukunft sicher stellen sollte, konnte nicht erwartet werden! — Er hatte seine Nichte ja auf seine Art lieb, aber es war doch eine etwas eigenmächtige und selbstsüchtige Liebe, und Elisabeth wußte, er würde nie seine Einwilligung zu ihrer Verlobung mit einem armen Manne gegeben haben; so war auch sie froh, daß ihr Georg reich war. —

Um in der Nähe seiner Vaterstadt zu sein, war diesmal das Ziel ihrer Sommerreise das kleine Ostseebad gewesen, und Elisabeth sah glückselig einer Reihe von Wochen entgegen, wo sie ihren Bräutigam täglich sehen würde, denn Georg sagte manchmal halb ärgerlich, halb lachend: „Papa besorgt doch alles allein im Comptoir und auf der Börse, da ists ja gleichgültig, wenn ich nichts thue; ich werde also jeden Tag zu euch herauskommen." Mit dieser Hoffnung im Herzen ertrug sie es denn auch mit lächelnder Sanftmut, wenn der Onkel an diesem Abend, wie es schien, ihren Georg einmal gründlich kennen lernen wollte und dem Brautpaar nicht fünf Minuten für ihre eigenen Gespräche

Digitized by Google

ließ. Georg war weniger gleichmütig, und nachdem er fast eine Stunde dem Oberstlieutenant Rede und Antwort gestanden, und dieser noch eine Menge Gesprächsstoff in petto zu haben schien, stand er mit einem dem Ohr der Braut deutlich vernehmlichen ungeduldigen Seufzer auf: „Ich will Sie nicht weiter aufhalten —"

Der Oberstlieutenant stand ebenfalls auf: „Also morgen um zehn Uhr fahren Sie wieder zurück in ihre Thätigkeit?"

„Jawohl." Georg sagte es etwas kleinlaut, — worin bestand eigentlich seine Thätigkeit?! —

Aber der Onkel forschte diesmal nicht weiter, im Gegenteil, er schien ein menschliches Rühren zu fühlen. „Nun, lieber Georg, dann haben Sie ja dann noch Zeit, einen schönen Morgenspaziergang mit Elisabeth zu machen, falls diese nicht den Morgenschlaf vorzieht."

Nun, das wußte er, ihr Bräutigam, besser; ein beredtes Leuchten in Elisabeths großen, blauen Augen begegnete seinem fragenden Lächeln, und wieder völlig guter Laune wünschte er eine gute Nacht und ging. —

Am nächsten Morgen saß Elisabeth im Lesezimmer des Kurhauses und wartete auf den Schritt ihres Bräutigams. In den Händen hatte sie eine Handarbeit, aber das Fenster des Lesezimmers ging auf das Meer, — wer hätte da wohl arbeiten können?! Der gestern so plötzlich ausbrechende Gewittersturm hatte sich ebenso schnell gelegt, und mit ihm schwieg auch das Meer. Die wundervolle morgenfrische Luft drang durch das offene Fenster, an dem Elisabeth saß und hinausblickte. Die Küstenbewohner behaupten, daß das Meer in der Morgenstille eine ganz besondere Schönheit hat. Elisabeth war keine „Eingeborne", aber doch hatte sie dasselbe Gefühl; sie stützte den Kopf in die Hand und sah auf das Wasser; blau und unabsehbar breitete es sich vor ihr aus, je tiefer sie hineinschaute, desto unendlicher schien es zu werden. Eine Möwe flog am Fenster vorbei, tiefer und tiefer ließ sie sich nieder, bis das Wasser ihre Brust netzte, dann, nachdem sie dem Meer so ihre Morgenhuldigung gebracht, flatterte sie wieder hoch und dann mit schwebendem Flug weiter, weiter, — hinein in die sonnige, blaue Ferne! Ob sie dort drüben ans Ufer fliegen würde?! Aber wer denkt ans Ziel, wenn der Weg schön und gefahrlos?!

Elisabeth sah der Verschwindenden nach. Ihr Herz war voll stiller Glückseligkeit. So sonnig, so unabsehbar schien das Leben vor ihr zu liegen, seit sie Georgs Braut war. Wie gut können wir unsere Lebensführungen verstehen, wenn wir dankbaren Herzens zurückblicken! Elisabeth hatte schon Kummer erfahren, sie war zwölf Jahre alt gewesen, als ihre Eltern kurz nacheinander starben. Und wenn es ihrer nachgiebigen Sanftmut auch nicht schwer geworden war, sich dem oft diktatorischen Wesen des Onkels zu fügen, — unendlich oft hatte sie sich doch einsam, verlassen gefühlt, denn die zärtliche Liebe der schwachen Tante hatte ihrem sanften, aber festen Charakter nicht genügt.

Nun war das mit einem Schlage alles anders geworden, seit Georgs helle, strahlende Gestalt in ihr Leben getreten; bald sollten sie ganz vereinigt werden, war es anders möglich, als daß sie meinte, von ihm ginge auf ihr ganzes ferneres Leben Glanz und Licht aus?

Sie schloß die Augen: Kann es je wieder wettern und stürmen? Und wenn auch, — das kann ich nie verlieren, daß ich jetzt so glücklich bin. Und ihr Herz schlug in dankbarer Freude!

Da klang der erwartete leichte, schnelle Schritt hinter ihr: „O Elisabeth, endlich habe ich dich wieder einmal allein für mich," er setzte sich zu ihr und schlang den Arm um sie.

Sie sah ihn mit glücklichem Erröten an: „Wie schön, daß du so früh kommst!"

Er zog seine Uhr heraus: „Es ist genau sieben Uhr, ich glaubte, früher dürfte ich nicht kommen, so badete ich gleich nachdem ich aufstand, — hast du schon gewartet?"

Sie nickte. „Es war ein schönes Warten! So schön, daß ich keinen Stich an meiner Arbeit gethan habe."

Digitized by Google

Er nahm ihr die Stickerei aus der Hand: „Wenn du erst meine Frau bist, Elisabeth, darfst du dir mit solchem Ding nie wieder die Augen verderben, hörst du? Ich werde dich tyrannisieren, fast wie dein verehrter Onkel!" Er konstatierte mit Entzücken das lächelnde Erröten, das die Folge seiner schrecklichen Drohung war.

„Aber sage mal selbst, Georg," meinte sie dann, „sind diese Rosen nicht wirklich hübsch? Ich mache diese feinen Seidenstickereien nur Tante zuliebe, die sich jedes Mal freut, wenn mir eine Blume so recht natürlich gelungen ist."

„Also aus Passion thust du es nicht?"

„Nein, gewiß nicht, du kannst glauben, wenn ich eine Stunde daran gearbeitet, möchte ich es manchmal, statt es zart zusammenzulegen, lieber fortwerfen!"

Georg lachte; dann erhob er die Arbeit, zum Wurfe bereit: „Soll ich — ?"

„O bitte nein," rief Elisabeth schnell, „dies Kissen soll ja noch fertig, ehe —"

„Du meine Frau bist," endigte er ihren zögernden Satz, „und wenn ich es jetzt vernichtete, müßtest du diese rote und gelbe Blume noch einmal machen, — welch Jammer wäre das! Dann lege ich es doch lieber ‚zart' zusammen!"

Beide lachten über Georgs pathetischen Ton, dann standen sie auf, um den geplanten Spaziergang anzutreten. —

„Von der Sonne Thoren kommt leises Wehen" citierte Georg, als sie ins Freie kamen, „ists hier nicht herrlich? Ich denke, wir schlagen uns seitwärts in die Büsche."

Sie gingen an dem Landungsplatz der Boote vorbei, um in die rechts von demselben sich weit ausdehnenden Anlagen einzubiegen. Vereinzelte Badegäste standen oder saßen schon am Strande, hier im Wäldchen wars noch ganz einsam. Durch das goldne Grün der Bäume brachen die Sonnenstrahlen und warfen ihre flimmernden Lichter auf den frischen Rasen.

„Unser nordischer Frühling kommt spät, aber er hält sich dafür auch lange," sagte Georg zu seiner Braut, die mit entzückten Augen in den schönen Morgen schaute.

Fast schweigend gingen sie weiter, bis sie einen kleinen See erreichten, an dessen einer Seite sich ein kleiner Hügel erhebt.

„Hier wollen wir uns lagern," rief Georg und warf sich neben seiner Braut ins Gras. „Wir sitzen im Walde und sehen doch das Meer, und das bleibt das Schönste, nicht wahr, Elisabeth?"

„Ja, das bleibt es," sie sah sich um, „weißt du, Liebster, hier überall haben Menschen Spuren ihrer Hände gelassen, ich habe sogar diesen Hügel im Verdacht, künstlich zu sein, nur das Meer läßt sich das nicht gefallen, es trägt wohl die Lasten des Menschen, aber seine Spuren verwischt es gleich wieder, deshalb liebe ich es so sehr!"

Georg sah sinnend vor sich hin: „Du hast recht, und ich freue mich unendlich darauf, die See mit dir zusammen gründlich kennen zu lernen. Papa versprach mir neulich, wir sollten unsere Hochzeitsreise zu Schiff nach Sidney machen, in acht bis zehn Wochen geht eins unserer Schiffe dorthin ab. Und dann," er richtete sich lebhaft aus seiner halb liegenden Stellung auf, „dann denke ich, wird Papa endlich meinen Wunsch erfüllen, mich gründlich in alles einzuführen, ich soll doch nach ihm das Haupt der Firma sein, da ists doch nur recht und billig, wenn ich nun bald sein Compagnon bin. Papa ist ja so furchtbar gut, er hat mir noch nie abgeschlagen, wenn ich zu einem meiner kostspieligen Vergnügen Geld brauchte, aber ich bin es auch müde, fortwährend zu nehmen, ich sehne mich darnach, Papas Arbeit zu teilen!"

„Hat er jetzt gerade viel zu thun?" fragte Elisabeth, die sich freute, ihren Bräutigam einmal über seinen Beruf sprechen zu hören, von dem sie, in Offizierskreisen aufgewachsen, so wenig wußte.

„Ja, gerade jetzt," antwortete Georg, „er strengt sich offenbar zu sehr an; kannst du dir denken, daß er vor einem Vierteljahr noch ganz schwarzes Haar hatte?!"

„Und nun ists grau, fast weiß!"

„Ja, das ist es. Aber er wird sich Erholung gönnen müssen, wenn ich auch erst

Digitized by Google

mitsprechen darf. Ich bat Papa vor einigen Wochen wieder, mich doch etwas Arbeit thun zu lassen, die das Centrum unseres Berufes berührt. Wenn ich wirklich täglich eine bis zwei Stunden auf der Börse bin, — es sind schließlich doch nur Kleinigkeiten, die ich da abmache, der Ueberblick fehlt mir völlig, und wo soll ich den herbekommen, wenn mir im eigenen Hause alles unklar ist!"

Elisabeth sah den unmutigen Schatten, der über sein frisches, schönes Gesicht flog. Sie legte ihm liebevoll die Hand auf den Arm, dann sagte sie tröstend: „Nun, du hast ja den besten Lehrmeister an deinem Vater selbst; was antwortete er dir denn auf deine neuliche Bitte?"

„Er sagte, gerade jetzt nicht, im Vierteljahr, denke ich, kommst du in ruhiges, sicheres Fahrwasser, dann will ich dich selbst in alles einführen! — Er ist vielleicht mitten in weitläuftigen Unternehmungen, die er erst abwickeln will. Bis dahin muß ich also warten, dann aber —" seine Augen leuchteten, und ein warmes Rot flog über sein Gesicht, „dann soll ein Leben anfangen, wie es unserer würdig ist, Elisabeth, ein gemeinsames Leben des Schaffens und der Freude, und das soll ‚unserer Liebe Verknotigung' sein! Findest du das nicht auch besser, als ‚Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein'? Das ist ja eine schreckliche Aufzählung!"

Sie beugte sich und sah mit bewundernder Liebe in sein lebensfrohes, strahlendes Gesicht: „Du hast recht, Liebster, in Verbindung mit dir scheint mir diese Anhäufung von traurigen Dingen auch unnatürlich!"

„Und dann noch eins, Elisabeth," er stand auf und lehnte sich an den Baum, neben dem seine Braut saß. Sie konnte sein Gesicht nicht sehen, denn er hatte seinen Arm auf einen hervorspringenden Ast gelegt und stützte seinen Kopf darauf, während seine Blicke das morgenschöne Bild, das sich vor ihm ausbreitete, umfaßten.

„Nun, was wolltest du, Georg?" fragte Elisabeth, als er seinen Satz nicht beendete.

Er schwieg noch einen Augenblick, dann setzte er sich nieder neben sie und sah sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an: „Elisabeth, du sagtest gestern, du könntest dir denken, daß wahre, tiefe Liebe aufhört und einer anderen Platz macht. Glaubst du, daß du gerade so wie mich einen andern lieben könntest, wenn ich, — nun gesetzt den Fall, wenn ich stürbe?"

Sie ergriff seine Hand: „O Georg, du weißt, was du mir bist! Sprich nicht so!"

„Was ich dir bin, — aber werde ich es auch bleiben? Versprich mir —"

„Aber Georg —"

Er zog sie an sich: „Elisabeth, versprich mir, schwöre mir, daß du nie einem andern gehören willst."

Einen Augenblick zögerte sie noch, sie fühlte sich geängstigt, erschreckt von seinem Wesen; wie kam er zu dieser Frage? Aber noch einmal drängte er: „Versprich es mir!"

Da beugte sie sich der zwingenden Gewalt seiner geliebten Augen: „Ja, Georg, ich verspreche es dir!"

„Ich danke dir, Elisabeth," sagte er leise, dann ließ er ihre Hand los und lehnte den Kopf wieder an den Baumstamm.

Verwirrt und beunruhigt saß seine Braut schweigend neben ihm. Die Mücken summten um sie her, leise bewegte sich das Gras. Ab und zu ein Vogelruf, das Pfeifen der Lokomotive schien die Stille und Einsamkeit noch tiefer zu machen. — Was war nur Georg? Sein Gesicht war halb von ihr abgewandt, jetzt aber drehte er sich um und fragte sie mit seinem alten Lächeln: „Hast du schon je über die Poesie der Töne an einem Orte, wie dieser ist, nachgedacht? Man muß die Augen schließen, um sie recht zu empfinden. Das erwachende Badeleben dringt nicht her, höchstens von ferne ein abgebrochenes Hundebellen, um uns ein Summen und Wehen und von unten herauf das leise Anschlagen der Wellen! Und dazu im Hintergrunde die Hoffnung, noch wenige Wochen und wir beide schwimmen auf dem Ocean als Mann und Frau, — wird das nicht herrlich sein?!" Und dann kam etwas von jenem Geplauder, das uns von

Digitized by Google

geliebten Lippen nie thöricht erscheint, und die Zeit flog unbeachtet hin, bis Georg nach der Uhr sah und aufsprang. „Es ist höchste Zeit für mich, zur Bahn zu gehen, wenn ich den Zug überschlage, denkt dein Onkel vielleicht gerade so gering von der Arbeit, die mich zu Hause erwartet, wie ich selbst, und das wollen wir doch lieber vermeiden, also schnell zur Bahn!"

Lachend, glücklich und scherzend machten sie sich auf den Weg. Elisabeth hatte ihre Unruhe von vorhin vergessen, — wie konnte sie auch anders?! Um sie sprießendes, blühendes Leben, sie selbst beide ein Abbild der Frühlingsherrlichkeit! Er groß und elastisch mit dem schönen, übermütigen Gesicht, in dem noch kein Zug von Sorge und Leid erzählte, und sie so lieblich, voll Vertrauen und Zuversicht an seiner Seite! —

Der Zug hielt schon und ließ nur Zeit zu einem kurzen Abschiednehmen. „Adieu, Elisabeth, bereite den Onkel darauf vor, daß ich heute Abend auf eine Stunde wieder herüberkomme," rief Georg noch aus dem Coupé, „und nun geh, hier ists doch etwas windig, daß du dich nicht erkältest!" —

Elisabeth gehorchte mit dem ihr eigenen sanften Lächeln, und Georg sah ihr nach, bis ihre schlanke Gestalt im Bahnhofsgebäude verschwand. Dann legte er sich behaglich in die Polster zurück und der Zug setzte sich in Bewegung. — —

---

5. Kapitel.

> Ach draußen jauchzt der Vögel Lied;
> Die Wiese prangt, der Garten blüht.
> Wie lockt es doch zu Spiel und Scherz!
> — Und drinnen bricht ein Menschenherz! —

Schnellen, leichten Schrittes sprang Georg die Treppe hinauf, die zu dem Hause seines Vaters führte. Es war noch eins jener alten, dunklen Kaufmannshäuser mit Hängeetagen, wie man sie in den Hauptstädten Ost- und Westpreußens häufig trifft. Wer zum ersten Male in solch schmales Giebelhaus, das sich weit nach hinten erstreckt, tritt, wird sich kaum eines gewissen bedrückten Gefühls erwehren können. Mangel an Luft und Licht macht sich fast überall bemerklich, hauptsächlich in der Hängeetage; diesen Namen führt das über dem Erdgeschoß liegende Stockwerk, das umgekehrt, wie es bei den modernen Häusern der Fall ist, bedeutend niedriger ist als das darüber liegende.

Für Georg, der in diesem Hause aufgewachsen, war jede Ecke vertraut. Er war das einzige Kind, die Mutter in seiner ersten Jugend gestorben, da hatte er Gelegenheit genug gehabt, in voller Muße Entdeckungsreisen in Haus und Hof, Boden und Speicher anzutreten, bis ihm jeder dunkle Winkel lieb und vertraut war. Darum behauptete er auch, Gemütlichkeit habe ihren liebsten Wohnsitz in diesen alten Häusern aufgeschlagen, wo man fortwährend wie in der Dämmerstunde lebt.

Heute jedoch, als er auf dem dunklen Flur, — der selbst an einem so hellen Tage durch eine Lampe erleuchtet werden mußte — einen Augenblick still stand, ehe er sich die Entreethür mit seinem aus der Tasche gezogenen Schlüssel öffnete, fiel selbst ihm die düstere schwüle Stille auf, im Gegensatz zu der lichten, lustigen Atmosphäre, aus der er eben gekommen war. Sein Schritt hallte in den großen einsamen Zimmern wieder, als er sie schnell durchschritt, um in einen Seitenflügel zu gehn, der nur durch einen langen, schmalen Gang mit dem Vorderhause verbunden war. Dieser Flügel streckte sich weit vor, um schließlich wieder in die Hinterseite eines Hauses einzulaufen, das mit seiner Front an der nächsten Parallelstraße lag. In diesem Hause waren die Geschäftsräume der Firma. Wo vor etwa zweihundert Jahren die alten Kaufleute sich ihre Häuser so bauten, zeigten sich bald die Vorteile dieser Einrichtung. Einerseits waren die Familienräume dadurch völlig von den Geschäftsräumen getrennt, und andrerseits hatte der Hausherr nur durch eignes Territorium zu gehen, wenn er eine Geschäfts-

Digitized by Google

pause schnell einmal benutzte, um sich an den Seinen zu freuen, wogegen auch die Herren im Geschäft nie, selbst bei einem Familienfest nicht, sicher waren, ob nicht unvermutet ihr Chef unter ihnen erschiene. Unsere Vorfahren waren kluge Leute, — in der Regel stand sich Geschäft und Familie gut bei dieser Einrichtung! Nur für Blumen war hier kein Ort, sie vergingen aus Mangel an Licht und Luft! Wenn Elisabeth erst hier ist, wird alles sonnig sein, dachte Georg, als er den sogenannten ‚Glasgang' entlangschritt, — auch ein den übrigen Provinzen fast unbekanntes Ding. Die ganze Länge des Seitenflügels läuft nämlich, mit diesem parallel, durch alle Stockwerke eine Art Flur, dessen nach dem Hof gehende Seite in der Höhe, wo sonst die Fenster anfangen, völlig durch Glasscheibe gebildet wird. Diese Fenster, die ohne Unterbrechung eines Pfeilers sich fortsetzen, sind für die Zimmer des Seitenflügels, deren Fenster auf diesen Glasgang sehen, die einzigen Vermittler von Luft und Sonne. Georg wollte an diesen Zimmern vorbei und in das Komptoir gehen, wo er seinen Vater zu finden glaubte, aber plötzlich stutzte er: „Was soll es heißen, daß die Vorhänge in Papas Schlafstube heruntergelassen sind?" fragte er halblaut.

In diesem Augenblick trat aus einem der weiter unten in den Glasgang mündenden Zimmer, die zu Wirtschaftszwecken dienten, ein Diener. Er näherte sich mit schnellen, auf den weichen Fußbodendecken geräuschlos verhallenden Schritten.

„Ist Papa krank, Friedrich?" fragte Georg besorgt.

„Der Herr stand heute schon sehr früh auf und fuhr dann aus, vor zehn Minuten kam er nach Hause und ging gleich in sein Schlafzimmer; ich fragte, ob er Befehle für mich hätte, aber er schüttelte den Kopf."

„Sagte er gar nicht, ob er sich unwohl fühle?"

Friedrich hatte einen Teller in der Hand, Georg sah, wie dieser zitterte und blickte ernstlich beunruhigt dem alten, treuen Diener ins Gesicht: „Nun?"

Die Antwort kam zögernd: „Als der Herr an der Thür stand, drehte er sich noch einmal um und sah mich lange an; dann gab er mir die Hand und sagte: „Ich danke dir, Friedrich, lebe wohl! — Es war, als ob der Herr verreisen wollte, — oder — ich glaube, er ist krank! —"

Schnell entschlossen trat Georg an die Thür, — sie war verschlossen: „Papa, lieber Papa, mache mir auf! —"

Innen hörte man das Rücken eines Stuhles, das Klirren eines Glases, — ein unheimliches Grauen faßte ihn; — wie konnte er seinen Vater bewegen ihm zu öffnen?! Er sah den zitternden Friedrich an. „Soll ich ein Stemmeisen holen?" flüsterte dieser.

Da näherte sich von innen ein schwankender Schritt der Thür; sie wurde geöffnet, und Georg sah sich seinem Vater gegenüber. Sie hatten beide gleiche Größe, so waren ihre Gesichter sich plötzlich ganz nahe gerückt; mit entsetzten, weit geöffneten Augen sah Georg in die starren Züge seines Vaters.

„Mir war nicht ganz wohl, da legte ich mich hin, — wolltest du etwas von mir, Georg?" Die Worte sollten gleichmütig klingen, aber die Lippen schienen sie nur mühsam zu formen, und ehe Georg antworten konnte, schwankte die kräftige Gestalt seines Vaters und sein Kopf fiel schwer gegen seines Sohnes Schulter; nur mit Mühe gelang es diesem, ihn mit Hülfe des Dieners auf das Bett zu legen, von dem er offenbar soeben zum Oeffnen der Thüre aufgestanden war. Georg kniete an dem Lager nieder, Friedrich stand am Fußende, es war totenstill. Georg wagte nicht zu atmen, nicht zu denken, — er sah auf das Gesicht seines Vaters, er hörte auf die kurzen, schweren Atemzüge. —

Plötzlich öffneten sich die geschlossenen Augen: „Mein armer, armer Sohn, kannst du mir verzeihen?"

Georg machte eine Bewegung sich aufzurichten, er stieß an den Stuhl, der vor dem Bette stand und ein Glas auf dem Stuhl klirrte leise. — Es giebt Augenblicke, in denen die Binde vor unsern Augen weggenommen scheint, wo es ein Verständnis

Digitized by Google

giebt, das der Worte nicht bedarf. Dies war ein solch hellsehender Moment für Georg. Ehe er noch einen Blick auf seinen sterbenden Vater geworfen, wußte er alles! —

„Warum, o warum?" murmelte er, wieder vor dem Bette niedersinkend.

Seine Stimme schien die Kraft zu haben, noch einmal das schwindende Leben aufzuhalten.

„Ich konnte nicht ohne Ehre leben, Georg, es ist alles vorbei, alles; die Vorschußkasse — dort mein Brief — noch gestern glaubte ich, es gäbe eine Rettung, — nirgend — niemand! —"

Die einzelnen Worte kamen abgebrochen heraus, — Georg hörte in starrem Entsetzen zu; sein Vater ein Dieb an fremdem, anvertrautem Gelde, also deshalb! —

Wieder bewegten sich die blassen Lippen, während die Augen in unruhiger Angst an des Sohnes Gesicht hingen. „Die Menschen werden sagen, ich habe mit meinem Leben gebüßt, dich trifft kein Vorwurf, das wissen alle, aber ich wollte nicht leben dir zur Schande und Hinderung! —"

„O Papa, — wären wir arm geworden, bettelarm! — Auch verlorne Ehre läßt sich wiedergewinnen, aber nun —!" Es war ein verzweiflungsvolles Stöhnen, — plötzlich sprang er auf: „Vielleicht ists noch nicht zu spät, du kannst noch gerettet werden, und damit noch alles; Friedrich zum Arzt, schnell!"

Eine Handbewegung seines Vaters ließ ihn innehalten; er beugte sich tief, um die leise Stimme zu verstehn; — „es ist unmöglich, Georg, verlaß mich nicht," — und er sah in seines Vaters Gesicht und merkte, daß es unmöglich war! Aber kalt und starr stand er an dem Bett und sah mit fremden Augen auf den vor ihm Liegenden. Der wand sich unter dem Blick, als käme er vom Richter. Und es war doch sein Sohn, für den er gesorgt, um dessenwillen er seine Ehre verloren, um dessenwillen er jetzt sein Leben fortgeworfen! So sagte sich Georg und in leidenschaftlichem Schmerz umschlang er ihn: „O Papa, vergieb mir, ich bin an allem Schuld, ich mit meiner Blindheit!"

Sein Vater schüttelte den Kopf: „Nicht du, ich allein, jetzt sehe ich, das letzte war das schwerste für dich, — verzeihe, — kannst du? — Georg, mein Sohn! —"

Georg preßte sein Gesicht gegen das seines Vaters; wieder war tiefe Stille, — welch sonderbarer Atemzug — was war das? Er fuhr auf; — „es ist zu Ende, junger Herr," sagte Friedrich, leise zu ihm tretend. Wieder klirrte das Glas auf dem Stuhl.

Georg stand aufrecht; er fühlte, wie sein Herz schwer und eiskalt in ihm lag, aber er war völlig ruhig, völlig! Warum auch nicht? Hoffnung und Furcht, es war alles vorbei! Was konnte er thun? Doch eins! Er ergriff das Glas, niemand sollte dies letzte erfahren!

„Geben Sie es mir," sagte Friedrich.

Georg sah ihn an, beide sprachen kein Wort, aber Friedrich erwiderte den Blick; wie ein unausgesprochenes Gelübde lag es in seinen Augen. Und mit einer Geberde, als gäbe er einen Schatz aus den Händen, übergab es Georg dem alten Diener — er wußte es bei ihm sicher!"

„Und wenn Sie das besorgt haben, schicken Sie zum Arzt; ich bleibe hier, ich will solange ungestört sein."

Friedrich ging, Georg schloß die Thüre hinter ihm. Dann setzte er sich wieder ans Bett. Er hatte ein schweres, dumpfes Gefühl, — wie wunderbar, daß er keinen Schmerz empfand! Aber ihm kam es vor, als sei das eigentliche Leben in ihm tot, wie mechanisch erhob er seinen Arm und ließ ihn wieder sinken, — darüber hatte er also noch die Herrschaft! Dann, als dächte er über das Schicksal eines Fremden nach, kehrten seine Gedanken zu der toten Gestalt vor ihm zurück. Gestern, als sein Vater sich so lange mit dem andern Herrn beraten, wußte er also schon alles; heute hatte er noch versucht, Hülfe zu finden; welch schreckliches, rastloses Bitten und Abgewiesenwerden mußte das gewesen sein!

Digitized by Google

„Und ich machte glückstrahlend Pläne zur Hochzeitsreise auf ‚unserm' Schiff!" — Sein qualvolles Stöhnen unterbrach die Stille des Totenzimmers. Dann richtete er sich auf, ein unsäglich bitteres Lächeln lag auf seinem Gesicht, als er mit harter Stimme sagte: „Und dabei wagen die Menschen von einem geistigen Zusammenhang der Seelen zu sprechen! Wenn der Vater in Todesangst vergebens bittet, — der einzige Sohn fühlt sich nicht dadurch in seinem Glücke gestört! — —"

Aber hatte der Tote nicht von einem Briefe gesprochen? Georg sah sich um, richtig, dort lag er auf dem Schreibtische, der im Zimmer stand; denn sein Vater hatte die Gewohnheit, abends vorm Schlafengehen seine Privatkorrespondenz zu erledigen.

Er ergriff den Brief, öffnete ihn und las.

Schon vor einigen Monaten, als er in Berlin gewesen, war eine größere Spekulation fehlgeschlagen, zu einer andern, die mit einem Schlage den Verlust wieder ersetzen sollte, mußte sein Vater eine Summe baren Geldes haben, da hatte er es der Kasse, die er, der reiche, geehrte Kaufmann seit Jahren verwaltet hatte, entliehen, — wie er meinte, auf vierzehn Tage, um es dann gleich wieder zu deponieren. Es hatte so sicher geschienen, und war doch fehlgeschlagen, völlig! Und das anvertraute Geld, — es waren die mühsam zusammengesparten Zwanzigmarkstücke der Armut darunter — war verloren. Dann waren Wochen gefolgt, wo manchmal sich alles zum Guten zu wenden schien, Hoffnung und Enttäuschung hatten abgewechselt, bis die Gewißheit gekommen, daß alles verloren! „Und ich wunderte mich über sein graues Haar!" murmelte Georg, als er die Berichte zu Ende gelesen. —

Noch immer stand er vor dem Schreibtisch; ein vereinzelter Sonnenstrahl huschte darüber und ließ die schweren silbernen Beschläge erglänzen. Georg ergriff einen der Ringe und wog ihn in der Hand; — wie elegant war er, wie teuer mochte er wohl gewesen sein? Vielleicht zehn Mark; — und wie viele solcher Beschläge waren am Schreibtisch? Er zählte sie laut, dann zog er das Couvert des an ihn gerichteten Briefes hervor und malte Zahlen darauf, als rechne er. Scheu zogen die Sonnenstrahlen fort, — Georg blieb mit abwesendem Blick am Schreibtisch in der halbdunklen Stube sitzen, — da näherten sich Schritte der Thür und es klopfte.

Georg fuhr zusammen, dann preßte er einen Augenblick die Hand an die Stirn: „Was war mir nur?!" Darauf steckte er Brief und Couvert schnell in die Tasche und rief mit fester Stimme „Herein".

Er wußte, von ihm hing es jetzt ab, welchen Eindruck der Arzt und mit ihm die ferneren Freunde des Hauses von dem schnellen Tode seines Vaters empfingen. Und er erzählte dem eintretenden Doktor ruhig und gefaßt, wie sein Vater vor einer halben Stunde von einigen Besorgungen zurückgekehrt sei und sich plötzlich unwohl gefühlt habe, wie sie ihm aufs Bett geholfen, und daß er nach zehn Minuten in seinen Armen gestorben sei. „Mama starb auch ganz plötzlich am Herzschlage," schloß er seinen Bericht.

Als der Arzt nach einiger Zeit ging, wunderte er sich, wie männlich und gefaßt der Sohn seines Freundes den ersten großen Schmerz seines Lebens trug. „Bei dem verwöhnten Jungen hätte ich eher gedacht, er würde darunter zusammenbrechen!"

Er sah nicht, wie Georg, als er wieder allein war, buchstäblich vor dem Lager seines Vaters zusammenbrach in so verzweiflungsvollem Schmerz, daß er das stille Gesicht des Toten fast mit Neid ansah: „Könnte ich nicht dasselbe thun?"

Er schauderte: „Gott stehe mir bei! Nein, niemals soll Elisabeth den Schmerz um mich erleben, den du mir gemacht. Und weswegen? Die Menschen werden sagen, ich habe mit meinem Tode gesühnt, — heißt das sühnen?"

Ein bitterer Schmerz lag auf seinem Gesicht. Wie gern hätte er mit dem Vater das Leben darangesetzt, dessen Schuld zu tilgen; wie hätte er arbeiten wollen mit unerschöpflicher Kraft für Ehre und Liebe, — nun war er, der ihm Führer und Vorbild gewesen, desertiert, weil die Arbeit zu schwer, der Kampf zu heiß geworden, und hatte



damit auch ihm eine tödliche Wunde geschlagen. Konnte er, dessen Hand so ungeübt war, mit der Wunde im Herzen weiter kämpfen? — Er wollte es versuchen!

Er stand auf; jetzt galt es durch die nächsten Tage kommen, daß sein Vater noch mit Ehren der Erde übergeben wurde, — mochte dann zusammenbrechen, was da wollte! Und er ging ins Comptoir und teilte den Untergebenen seines Vaters dessen plötzlich erfolgten Tod mit, er sprach dieselben Worte zur versammelten Dienerschaft, dann ging er in sein Zimmer, um sich umzuziehn.

Friedrich folgte ihm dahin: „Wenn der junge Herr —" eine andere Anrede wußte er noch nicht für den Sohn des „Herrn" — „sich doch noch etwas hinlegen wollte und etwas essen —"

„Danke, nein; ich will jetzt zu meiner Tante gehn."

„Ach, da war vor einer Stunde das Mädchen; das gnädige Fräulein ließ um einen Brief bitten, ich wollte nicht stören, da machte sie gleich noch andere Besorgungen, nun ist sie wieder da."

Richtig der Brief! Dort lag er ja, er hatte ihn damals liegen lassen, damals — das war ja erst gestern! Wie wunderbar! Langsam steckte er den Brief ein. „Das Mädchen kann gehn, ich bringe ihn selbst hin," sagte er zu Friedrich. Aber er zögerte noch, der Gang zur Tante wurde ihm schwer, er hatte sie, die Schwester seiner Mutter, sehr lieb und Klara auch, — wie konnte er bei ihnen die Maske vorbehalten? Und doch mußte er gefaßt bleiben, und er blieb es, blieb es auch, als er die Todesnachricht von Klaras Bräutigam hörte, und als diese mit Thränen den mitgebrachten Brief las, den Brief, in dem der Stabsarzt, der ihren Bräutigam behandelt hatte, ihr von dessen Krankheit und deren möglichem Ausgange schrieb, blieb es auch bei der liebevollen Teilnahme seiner Tante für seinen Schmerz. Er saß ganz still und ruhig den beiden gegenüber; „wie gefaßt er ist," hatten die Fremden gesagt, „wie starr und betäubt er ist!" dachte Frau von Dalberg, denn eigene Thränen machen scharfsichtig für fremdes Leid. Ein unendliches Mitleid mit dem Sohn ihrer Schwester, dem keine Mutter den ersten Kummer seines Lebens tragen half, zog in ihr Herz, und einem schnellen Impulse folgend, stand sie auf und küßte ihn: „Mein armer Junge, nun sage, womit wir dir helfen können! Alle deine freie Zeit mußt du hier bei uns zubringen, hörst du! Wir sind auch geprüfte und betrübte Leute!"

Georg beugte sich und küßte ihre Hand, so konnte sie sein Gesicht nicht sehen, dann stand er auf und sagte ruhig, wie er bisher gesprochen: „Wenn du und Klara die häuslichen Vorbereitungen für das Begräbnis in die Hand nehmen wolltet, ich verstehe davon nichts und habe noch die Anzeigen zu erledigen."

„Wann dachtest du, daß —" fragte die Tante sanft.

„So früh wie möglich, ich meine übermorgen." Dann war der 30. Juni, sicher wurde am 1. Juli die anvertraute Kasse abgeholt! —

„Das ist auch gut, es ist so heiß draußen!"

Daran hatte Georg nicht gedacht, ihm drohte nur der Donnerstag! Trotz der Hitze fühlte er sich wie von kalten Schauern übergossen. Aber durch! Weiter!

„Ich wollte bitten, daß ihr alles recht glänzend und feierlich einrichtet —" es war Georg, als müsse er an den Worten ersticken, — „du weißt ja, wie Papa es an besonderen Tagen liebte!"

„Ja wohl, das überlasse nur uns," antwortete Frau von Dalberg; Klara sagte nichts, sie klagte innerlich: Wir können nun nicht nach Berlin!

Georg ging. Wie viele Leute ihn grüßten, manche so devot, „das galt unserm Reichtum," dachte er, dann einige mit stummer herzlicher Teilnahme, — die hatten wohl schon den Todesfall gehört, — wie würden sie grüßen, wenn sie die Wahrheit wüßten! Er fröstelte; dann spähte er dem nächsten ins Gesicht, ob sich auch Verachtung oder Hohn in seinen Mienen versteckte? Nein! Noch war er sicher. „Bis übermorgen," murmelte er wieder, als lerne er eine Lektion.

Digitized by Google

Dann stand er still: Wo wollte ich doch hin? Einige bekannte Herren traten zu ihm und er hörte herzliche Worte über „den unersetzlichen Verlust für weite Kreise", über die „allgemeine Teilnahme bei diesem plötzlichen Schlage".

„Plötzlichen Schlage?" hatten sie Verdacht? „Meine Mutter starb auch am Herzschlage," sagte Georg, als wollte er den Herrn den schnellen Tod plausibel machen.

„Man hört jetzt so häufig davon," entgegnete ernst der eine. Georg sah schnell auf; aber nein, auch hier nur ehrerbietige Teilnahme.

„Verfügen Sie ganz über uns, wenn wir Ihnen irgend nützlich sein können," war ihre Bitte beim Abschied.

Für die bin ich auch der Erbe eines fürstlichen Reichtums, dachte Georg finster; — aber wo wollte er doch hin? Er hatte ein so schweres, wundes Gefühl, — richtig! Elisabeth!

Da mußte er die offizielle Anzeige auch selbst machen. Ein Pferdebahnwagen, der zum Bahnhof ging, passierte ihn, an der nächsten Straßenecke hatte er seine Haltestelle. Georg stieg ein, dann aus dem Pferdebahnwagen ins Eisenbahncoupé. In der Saison war jede halbe Stunde Verbindung mit dem kleinen Badeort, so konnte er bald wieder zurück sein. —

---

6. Kapitel.

Sei stark, o Herz, nicht beben,
Schwer, ernst ist deine Pflicht,
So grimm sahn Tod und Leben
Dir nie noch ins Gesicht.
Freiligrath.

Er ging vom Bahnhof gleich nach dem Kurhause, wo er Elisabeth und ihre Angehörigen zu finden hoffte. Es war ihm wie ein Traum, daß er vor wenig Stunden hier gegangen als ein anderer; aber einen Augenblick wars ihm, als erwache er jäh zur furchtbaren Wirklichkeit, als er Elisabeths helles Kleid sah, — wie trat er ihr gegenüber? Ihm wurde dunkel vor den Augen; o Vater, wie konntest du mich in solche Not bringen! dachte er mit zornigem Schmerz. Dann ging er weiter, er wunderte sich über seine Selbstbeherrschung, mit der er jetzt ruhig und ernst in die lachende Gruppe trat, in der Elisabeth saß.

„Georg, wie schön, daß du da bist," rief sie erfreut, indem sie aufstand, „setzest du dich zu uns? Es sind ja hier lauter Bekannte."

„Nein, Elisabeth," Georg begrüßte die Anwesenden kurz; „ist dein Onkel drin, ich wollte mit ihm sprechen."

„Gut, dann gehe ich mit dir;" ein leichtes Kopfnicken, und sie wandte sich zu ihrem Verlobten: „Was ist geschehen, Liebster," fragte sie besorgt, „du siehst so ernst aus?"

Georg vermied ihren liebevollen Blick: „Papa ist tot!"

Einen Moment schwieg sie; er fühlte, wie ihre Hand auf seinem Arm zuckte, dann sagte sie mit einer Stimme, aus der nur zärtliches Mitleid sprach: „Mein armer Georg, wie gut, daß du gleich kamst! Nun mußt du etwas hier bei uns bleiben!"

Wie gern hätte er jetzt mit seiner Braut allein gesprochen, ihr alles gesagt und sich trösten lassen; — aber nein, er fühlte, wenn er sich erst einmal ausgesprochen, konnte er seine Rolle nicht wieder aufnehmen. Jetzt galt es allein durchkommen, „bis übermorgen".

Die letzten Worte murmelte er halblaut, Elisabeth sah ihn fragend an.

„Ich wollte deinen Onkel bitten, übermorgen zum Begräbnis hereinzukommen," beantwortete er ihren Blick.

Sie traten ein; gleich im Lesezimmer trafen sie den Gesuchten, in den dort ausgelegten Journalen lesend. Als das Brautpaar eintrat, blickte er auf. „Nun, ihr seht ja beide so ernst aus," rief er scherzend, „habt ihr euch gezankt?"

Elisabeth merkte Georgs momentanes Zögern, sie ließ ihren Arm in dem ihres Bräutigams und er fühlte ihren teilnehmenden, ermutigenden Druck.


Digitized by Google

„Georg kommt heute leider mit einer sehr traurigen Nachricht," leitete Elisabeth für ihn ein, und dann machte er seine Mitteilung.

Der Oberstlieutenant war erschreckt und mißgestimmt; er ließ sich den gleichmäßigen Verlauf der Tage mit einer Trauerbotschaft sehr ungern stören, und nun gar mit einer solchen, die vielleicht noch Unbequemlichkeiten für ihn im Gefolge hatte. Wer weiß, ob Georg nun nicht noch die Hochzeit beschleunigen wollte, dachte er. Nun, er hatte schon viel für Elisabeth gethan, auch das sollte noch geschehn; — obgleich die Tage des Einlebens mit einer entfernten Verwandten seiner Frau, die nach seiner Nichte Hochzeit zu ihnen kommen sollte, gewiß auch viel Unbehagens brachten! — Wie viel zu seinem edelmütigen Entschluß die Vorstellung, Elisabeth in Trauerkleidern und mit verweinten Augen um sich zu sehen, beitrug, machte er sich nicht klar, sondern mit dem angenehmen Bewußtsein, seiner Nichte eben wieder, wenn auch bis jetzt nur innerlich, ein Opfer gebracht zu haben, wurde er ganz teilnehmend und freundlich. „Es ist gewiß sehr schmerzlich für Sie, lieber Georg, ein so plötzlicher Schlag trifft doppelt schwer!"

Georg fuhr sich mit der Hand über die Stirne, — plötzlicher Schlag? Das war ja wieder sein Stichwort! Aber ehe er antworten konnte, sagte Elisabeth sanft: „Georg verlor seine Mutter auch am Herzschlage, die alten Erinnerungen werden dadurch auch wieder aufgeweckt! Da du nicht hier bleiben kannst, so sei doch so viel wie möglich bei Klara und deiner Tante!"

„Sie haben jetzt selbst Kummer!" Und Georg erzählte davon. Aufrichtig betrübt hörte Elisabeth zu; aber ihrem Onkel wurde das zuviel! Klara war durch ihr lebhaftes, kluges Wesen schnell ein Liebling von ihm geworden, und nun mußte das gerade jetzt passieren! Es wäre doch recht unangenehm für ihn, wenn er seinen Sommeraufenthalt noch anderswo nehmen sollte; hier wars recht nach seinem Geschmack gewesen, ruhig und doch anregend! — Und nun! —

Mißmutig stand er auf: „Ich muß einmal nach meiner Frau sehen, sie wollte Briefe schreiben, und ich sollte einige postscripta darunter setzen, gewiß wartet sie schon!"

Auch Georg erhob sich.

„Nein, bleiben Sie doch, ich schicke Ihnen meine Frau, die möchte Sie gewiß auch noch gern sprechen," nötigte der Oberstlieutenant. Er hatte eigentlich ein „weiches Herz"; der veränderte Ausdruck in Georgs jungem Gesicht that ihm leid, — aber warum sollte er das mit ansehen?! — Wenn eben zum sogenannten guten Herzen nicht etwas Höheres hinzukommt, führt es so häufig nur dahin, daß die Besitzer jedem Leid vorsichtig aus dem Wege gehen, da sie nun doch einmal kein trauriges Gesicht sehen mögen mit ihrem weichen Herzen! Wie aber, wenn nun eigenes Leid ein Ausweichen unmöglich macht?!

Der Oberstlieutenant war gegangen; Georg und Elisabeth saßen schweigend neben einander. Er war wie im Fieber, zehnmal in den kurzen Minuten des Alleinseins mit seiner Braut fühlte er den brennenden Wunsch, sie an sich zu ziehen und ihr alles zu sagen, — und zehnmal bekämpfte und unterdrückte er ihn. Er starrte vor sich hin, als wieder ihre liebevolle, sanfte Stimme sein Ohr traf: „Wenn du mir alles sagen wolltest, Georg! — Ich glaube, es würde dir gut thun," setzte sie fast schüchtern hinzu.

Er sah sie so entsetzt an, daß sie bereute, ihren Gedanken Worte geliehen zu haben, — da kam ihre Tante.

Georg nahm ihre thränenreiche Teilnahme gefaßt entgegen, dann stand er auf und verabschiedete sich.

„Darf ich dich zum Bahnhof begleiten?" bat Elisabeth leise, als sie mit ihm aus dem Lesesaal trat.

„Nein, danke," er zog seine Uhr hervor, „ich muß jetzt schon schnell gehen."

Das schöne Wetter hatte die Kurgäste herausgelockt, es war ganz leer auf dem Korridor. Einen Augenblick standen beide still nebeneinander.

„Wann sehen wir uns wieder, Georg?"

„Beim Begräbnis," sagte er gepreßt, „ich habe in diesen Tagen viel zu thun."

Digitized by Google

„Wenn ich doch bei dir sein könnte!" Elisabeth schlang die Arme um seinen Hals; er drückte sie einen Augenblick an sich, dann ging er schnell.

Traurig und mit schwerem Herzen sah ihm seine Braut nach; — wie dunkel war es um sie beide geworden! „Ach, keinem ward ein Freiheitsbrief." — — — —

Als Georg wieder in sein väterliches Haus gekommen war, folgte ihm Friedrich in sein Zimmer. „Wenn der junge Herr jetzt doch etwas essen wollte," bat er wieder besorgt.

„Ach ja, bringen Sie etwas, ich habe seit heute früh nichts genossen, nachher muß ich noch einige Gänge machen."

„Seit heute früh nichts gegessen! So sieht er auch aus!" murrte Friedrich, als er hinausging.

Müde setzte sich Georg hin und stützte den Kopf in die Hand. Wie ein steiler Berg, den er ersteigen sollte, lagen die nächsten Tage vor ihm, und er fühlte sich jetzt schon erschöpft und mutlos! Aber das half nicht, — und hastig aß er, was Friedrich ihm brachte. Dann ging er wieder aus.

Und er kam durch die nächsten Tage.

Ihm war es, als führe er ein Doppelleben; wenn er allein war Entsetzen, Verzweiflung, Dunkelheit rund um ihn, und der dunkelste Punkt das Lager seines toten Vaters! Wenn er mit andern zusammen war, erschien er männlich, ruhig und gefaßt. Aber alles Denken, ob allein oder in Gesellschaft, konzentrierte sich in dem einen Gedanken: Papas Tod muß mein Geheimnis bleiben, — wie schaffe ich das Geld in die Kasse, wie wende ich Schmach und Fluch von ihm?

Der Gedanke scheuchte ihn nach kurzem, von Träumen gestörtem Schlaf wieder auf zu neuen Anstrengungen und ließ ihm Tags keine Ruhe, und nun stand er am Vormittag des Begräbnistages mit dem Justizrat und dem ersten Buchhalter seines Vaters im Comptoir und sah sich am Ziel. Die beiden alten Herren waren traurig und bekümmert; sie waren, wie das ihre Vertrauensstellung ja schon mit sich brachte, seit Jahren Freunde des Hauses, — und nun hatten sie eben den Untergang der alten Firma besprochen.

Georg dagegen sah aus, als sei ihm eine schwere Last abgenommen, fast lächelnd blickte er die beiden an. Und doch mochte in dem Lächeln auf seinem blassen, überwachten Gesicht etwas liegen, was dem Buchhalter, der ihn schon als strahlenden, übermütigen Jungen gekannt, noch schmerzlicher war als sein vorheriger Ernst, denn er stand auf und wandte sich ab.

Auch der alte Rechtsanwalt sah ihn betrübt an: „Aber mein lieber, junger Freund, ich mache Sie noch einmal darauf aufmerksam, daß Sie genug thun, wenn Sie zu allem übrigen auch die ganze Einrichtung des Hauses, die doch zum großen Teil von Ihrer Mutter herstammt, zur Verfügung stellen, um die Gläubiger zu befriedigen, — die 10,000 Thaler, Ihr kleines, mütterliches Erbe, kann weder das Gesetz beanspruchen, noch die öffentliche Stimme verlangen; — ich denke, bei einigermaßen günstigem Verkauf Ihrer Gemäldesammlung zum Beispiel werden wir die auch gar nicht brauchen."

„Das hoffe ich auch," sagte Georg, ihn ruhig ansehend, „ich aber brauche sie, und lieber Herr Justizrat, — wann kann ich sie bekommen? — Oder vielmehr, ich muß sie bis morgen mittag haben, machen Sie es möglich, ich bitte Sie dringend darum!"

Zum erstenmal verließ Georg seine Ruhe und er blickte angstvoll erregt in des alten Mannes Gesicht, den eine Freundschaft länger als ein Menschenalter mit seinem Vater verknüpfte. — Das Kassendefizit war Georgs Geheimnis geblieben und sollte es auch ferner sein; war es aber nicht möglich, noch morgen das Geld zu deponieren, — so war ja doch alles umsonst gewesen! —

„Sie sollen es haben, noch heute, verlassen Sie sich darauf!"

Georg ergriff hastig seine Hand: „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen von Herzen." Und der Justizrat vergaß nie den Ausdruck unendlicher Erleichterung, der einen Augenblick über sein Gesicht flog, dann fuhr er gepreßt fort: „Sie schicken es mir noch vor, — noch ehe — —"

Digitized by Google

„Noch ehe wir kommen, Ihrem Vater die letzte Ehre zu erweisen," vollendete der Justizrat den zögernd unterbrochenen Satz.

Dann verabschiedeten sich die Herren.

---

7. Kapitel.

> Es giebt ohn' bange Klagen
> Kein Herz und keinen Ort.
> Allein wie Grab und Sterben, —
> So traurig klingt kein Wort! —

Georg ging in das große Vorderzimmer, in dem sein toter Vater lag. Nur wenige Stunden noch und die Trauerversammlung würde sich einfinden. Alles war bereit; die Vorhänge waren heruntergezogen, so daß hier innen im Saal Dämmerung herrschte. Ein einziger Sommersonnenstrahl blickte durch einen verschobenen Fenstervorhang; — er paßte nicht her, Georg ging hastig hin und zog die Vorhänge dichter zusammen, nun war die Sonne ausgeschlossen! — Die schweren Atlasschleifen der Palmen und Kränze, die teils um den Sarg herumgestellt waren, teils auf dem unteren Ende desselben ruhten, rauschten leise, wenn auf der Straße ein schwerer Wagen vorbeifuhr. Georg sah die aufgehäufte Blumenpracht und hatte ein Gefühl der Befriedigung, — so würde es sein Vater gewünscht haben! Er überblickte das ganze, große Zimmer und dachte mit einer Art halb verwunderter Dankbarkeit, wie gut doch die Tante verstanden, es zu einer feierlichen Stätte des Todes und der Stille zu machen. Wie ungewohnt und fremd sahen ihn die großen Blattpflanzen an, die um den offenen Sarg und um den für den Geistlichen bestimmten Platz standen. Dort auf einem kleinen Tische lagen Beileidstelegramme aus aller Herren Ländern, Depeschen gekrönter Häupter waren darunter. —

Man pflegt ja gerne dem Letzten seines Namens viel Ehre zu erweisen, dachte Georg langsam. Er wiederholte die Worte „dem Letzten seines Namens" laut, — dann erschrak er über den Klang seiner Stimme und über die wirren Worte.

Er stand auf und trat näher an das Lager: „Noch lebe ich, und ich will kämpfen!" Er wußte ja für wen, und er zog einen der lieblichen Briefe voll Trost und Liebe hervor, wie sie ihm seine Braut in diesen Tagen geschrieben.

Er küßte den Brief, so ganz allein stand er doch nicht in diesen Stunden! Dann steckte er ihn wieder ein und sah auf das starre, stille Antlitz im offnen Sarge.

Er wollte jetzt Abschied nehmen; bald würden die Freunde kommen, um dem Vater die letzte Ehre zu erweisen, „die letzte Ehre" sagte der Justizrat. Und die alten, so oft in diesen Tagen gehörten Worte klangen ihm wie sein und seines Vaters Urteilsspruch!

Und doch, — warum, warum?! Wollte er nicht alles hingeben, und ließ sich nicht alles wieder erwerben?

Das fortgeworfene Leben nicht! Und wieder fühlte Georg den eisigen Druck, der sich immer auf ihn legte, wenn er an seinen toten Vater dachte! —

„Könnte ich hier vor dir stehen — nicht als dein Erbe, aber als dein Sohn mit Dank und Liebe, wie ichs so gerne thäte; hättest du mir helfen wollen gut zu machen, wo wir gefehlt!" murmelte er. Was hatte sein Vater mit dem freiwilligen Tode erreicht? Für den Sohn, dem er dadurch einen kleinen Rest des einstigen Gutes lassen wollte, ein belastetes Leben, — und für sich?! — —

Und die Stunde am offenen Sarge des Vaters, in der oft Saaten der Ewigkeit wachsen und gedeihen wie sonst in Jahren nicht, wurde für Georg zu der bittersten und qualvollsten seines Lebens. —

Er hörte Schritte im Entree; es war seine Tante und Klara. „Wir wollen die ersten sein, lieber Georg, ich denke wir stecken hier gleich die Lichter an. Für dich kam soeben noch ein Bote Eures Justizrats, — könntest du solche Geschäftssachen nicht bis morgen lassen?"

Digitized by Google

„Danke nein, nicht bis morgen, ich werde es gleich abmachen.“ Georg ging; nach wenigen Minuten stand er mit seinem Schatz in dem Schlafzimmer seines Vaters. Er schloß die Thür, niemand sollte wissen, was er hier that. Dann nahm er die Kasse hervor, schloß sie auf und legte das Geld hinein. „Wie leicht hätte sie mir schon abgefordert werden können,“ dachte er, „aber bei mir, dem Sohn und Erben der alten Firma wurden die ersten Trauertage heilig gehalten!“ —

Er drehte den Schlüssel herum, — „jetzt können sie kommen!“ Etwa hundert Mark waren ihm geblieben; er steckte sie mit sonderbar zerstreutem Lächeln in sein Portemonnaie, „also das ist der Rest, und damit soll eine neue Existenz gegründet werden!“

Dann verließ er das Zimmer.

„Jetzt können sie kommen,“ sagte er noch einmal, und hoch aufgerichtet ging er, um die Trauergäste zu empfangen, in das geschmückte Zimmer.

Sein Blick fiel auf die schwarzen Kleider seiner Tante und Cousine — ach, in Berlin war zur selben Zeit heute auch Begräbnis! Gern hätte Georg ein Wort darüber zu ihnen gesprochen, aber — was soll ich sagen? dachte er bitter, etwa: „Ihr wißt gar nicht, wie glücklich Ihr seid, so trauern zu können? —“

Und er schwieg.

Da kamen auch schon die Bekannten, die Freunde, Deputirte größerer Handelsgesellschaften. Georg wollte alle persönlich begrüßen, auch Entree und Hinterzimmer hatten sich gefüllt, die Herren des Comptoirs und die Dienerschaft waren ebenfalls schon versammelt, da endlich kam seine Braut in Begleitung ihrer Verwandten. Elisabeth drückte Georgs Hand: „Ich wollte so gern früher kommen!“ Er nickte, er verstand ihre unausgesprochene Klage. Schließlich wars viel, daß ihr Onkel überhaupt gekommen; sicher war ihm der Tag durch diese Trauerstunde verdorben und er wußte noch nicht einmal, welche Eröffnung ihm noch bevorstand! — — —

Elisabeth stand dicht neben Georg, er fühlte von Zeit zu Zeit ihren zärtlichen Händedruck, und die Trauerrede begann. Wie kühler Tau fielen die feierlichen Eingangsworte des Geistlichen auf seinen verschmachteten Geist, — da plötzlich kam ihm der Gedanke, — wenn du wüßtest, daß du von einem Selbstmörder sprichst, wie anders würdest du dann reden! —

Und als wenn ihn die Rede nun nicht weiter anginge, wanderten seine Gedanken umher, er dachte und überlegte, was er nachher seinen und seiner Braut Verwandten sagen wollte. So gingen die Worte, die Trost bringen sollten, ihm ungehört vorbei. —

Er sah, wie der Geistliche schloß und die Versammlung sich auflöste, um sich unten zum Trauerzuge zu ordnen. Der Sarg wurde hinausgetragen; noch einmal sah er in das, ach doch einst so geliebte und jetzt so fremde Gesicht seines Vaters! Dann hörte er die Hammerschläge, die den Sarg schlossen.

Auch er mußte jetzt gehen; der Oberstlieutenant und seine beiden Vettern begleiteten ihn, andere Verwandte hatte er nicht. — — —

Die vier zurückbleibenden Damen traten ans Fenster. Klara sah durch Thränen auf den Trauerzug, sie konnte sich vorstellen, es sei der von ihrem Bräutigam, und so intensiv dachte sie an sein Grab, daß sie die göttlichen Worte, die darüber gesprochen wurden, zu hören glaubte.

Elisabeth saß ihr schweigend gegenüber, auch sie sah hinunter; sie folgte der Gestalt ihres Verlobten, so lange sie sie sehen konnte, mit den Augen, und ihre Gedanken umgaben ihn auch, als eine lange Reihe Wagen den Zug beschlossen hatte, in liebender Bewunderung. Wie gefaßt, wie männlich, wie würdevoll war er trotz seines tiefen Schmerzes! Und als echte Frau glaubte sie ihn noch nie so geliebt zu haben, wie jetzt, wo er im Kummer war! —

Die Herren waren zurückgekommen, mit ihnen der Justizrat und der Buchhalter.

Der Oberstlieutenant trat zu seiner Frau. Er hatte das erhebende Gefühl, seiner Nichte und seiner Stellung durch die Anstrengungen der letzten Stunden ein genügendes

Digitized by Google

Opfer gebracht zu haben. Jetzt wars aber auch genug. „Elisabeth, mache dich fertig, wir können nun wohl zum Bahnhof fahren."

Verwundert sah ihn seine Nichte an, wie konnte sie so bald ihren Bräutigam verlassen?

Sie wollte das ihrem Onkel sagen, aber Georg, der wie es schien soeben noch Wichtiges mit den beiden alten Herren beendet hatte, kam ihr zuvor: „Darf ich Sie wohl bitten noch fünf Minuten hier zu bleiben? Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen, auf die Sie ein Recht haben; die ich aber nicht machen wollte, solange mein Vater in diesem Hause war; — —"

Er zögerte einen Augenblick; — in wortloser Erwartung sahen ihn die am Fenster Stehenden oder Sitzenden an.

Er stand in der Mitte des Zimmers an dem kleinen, mit Depeschen bedeckten Tisch. Einige Papiere waren heruntergefallen und lagen auf der Erde neben abgebrochenen Blättern und Blüten aus den Ehrenkränzen. Georg fuhr weiter fort: „Ich bin nicht, wie ich geglaubt, ein reicher Mann; mein Vater hat durch ungünstige Konjunkturen das ganze Vermögen verloren, und ich bin darauf angewiesen, mir und meiner Frau mit eigner Kraft durchs Leben zu helfen. Aber wenn morgen das Ende der Firma öffentlich erklärt wird, so ists ein Ende mit Ehren! — Herr Justizrath bestätigen Sie, was ich gesagt habe."

„Eine Bestätigung scheint mir nicht nötig," sagte Elisabeths Onkel, der zuerst die Tragweite des eben Gehörten zu fassen schien; „unter diesen Verhältnissen ists wohl am besten," — er schwieg. Er hatte fortfahren wollen „wenn wir bis zum Ordnen der ganzen Angelegenheit nach Berlin reisen"; aber die Anwesenden konnten das für die Proklamierung eines Bruches mit dem bankerotten Kaufmann halten; und wenn es das für ihn auch sein sollte, so ließ sich das ja besser mit der Zeit brieflich ordnen. Mündliche, noch so nötige Auseinandersetzungen erhielten leicht einen verletzenden Anstrich, — und das wollte er doch jedenfalls vermeiden! Jetzt nur erst glücklich aus diesem Hause, wo einem der Boden unter den Füßen wankte! — Der Justizrat benutzte diese augenblickliche Pause. „Sie haben recht," sagte er ernst, „eine Bestätigung ist höchstens zum letzten Punkte erwünscht. Und da können wir beide," er sah auf den mit einem stummen Kopfnicken seine Zustimmung gebenden Buchhalter, „als zwei mit den Verhältnissen durchaus vertraute Leute sagen, daß es allerdings ein ehrenvoller Untergang ist, ehrenvoll nicht allein für das Andenken des Toten, dessen klare Buchführung ein vorläufiges Ordnen der Angelegenheiten schon in diesen wenigen Tagen möglich machte; — ehrenvoll noch mehr für den Erben seines Namens! Und ich wünsche mir, daß meine Söhne, sollten sie einmal ähnlich schwere Tage durchzumachen haben, in opferbereiter Pietät und Männlichkeit nicht hinter dem Sohne meines Freundes zurückstehn!" —

Es war dem guten alten Mann Bedürfnis gewesen, seines Herzens Meinung auszusprechen, obgleich er sah, daß Georg ihn kaum hörte und der Oberstlieutenant nur eine ungeduldige Bewegung machte.

„Elisabeth, mache dich fertig," mahnte ihr Onkel noch einmal.

Erwartungsvoll sah Georg sie an, aber er trat nicht näher.

Da stand Elisabeth auf, sie fühlte wie ihr Herz brannte; eine tiefe Röte flog über ihr Gesicht und während die andern verwundert auf sie sahen, trat sie zu ihrem Verlobten. Mit einer in ihrer schüchternen Lieblichkeit unendlich beredten Bewegung ergriff sie Georgs Hand und zog sie an ihre Lippen.

Er schloß sie in seine Arme, dann sagte er leise: „Du reisest nicht nach Berlin, nicht wahr? Ich merkte, daß er es wollte!"

„Du weißt, daß ich es nicht thue," erwiderte sie ebenso leise; heute fahre ich nach Crantz und morgen komme ich zu dir; ich würde sagen, du solltest mit uns kommen, aber," — ein überwindendes Lächeln traf ihn durch Thränen, „wir müssen jetzt sparsam sein, nicht wahr, Liebster?" — — Elisabeth wußte, daß Georg keine Freude davon

Digitized by Google

haben würde, sie heute noch zu begleiten, sie ahnte, daß ihr Onkel seiner Stimmung, wenn sie erst allein wären, irgendwie Ausdruck geben würde.

Es war eine schweigsame Fahrt. Als sie in ihrer Wohnung angelangt waren, brach Elisabeth zuerst das Schweigen: „Wollen wir noch ins Freie gehn?"

„Wir ins Freie?! Nein! Wir dürfen uns jetzt nicht mehr unter Menschen sehen lassen! Wie bald wird die ganze schöne Geschichte hier in jeder Tonart reproduziert werden," antwortete ihr Onkel ungeduldig; einen Augenblick zögerte er, aber er glaubte lange genug geschwiegen zu haben, und weil er unangenehme Eröffnungen, um jeden Widerspruch im Keime zu ersticken, gern in diktatorischem Ton machte, fuhr er fort: „Heute werden wir noch ziemlich sicher hier sein, darum packt nachher eure Sachen, wir fahren dann morgen früh nach Berlin ab; ihr könnt ja nach jeder Richtung ein schriftliches Lebewohl zurücklassen! —"

Elisabeth sah, daß er gehen wollte und kam ihm schnell nach. „Lieber Onkel, bitte, warte noch einen Augenblick; — ich wußte ja deine Absicht nicht und habe deshalb Georg versprochen, ihn morgen wiederzusehen, könntest du die Reise nicht etwas aufschieben?"

„Um mich hier von jedermann auf deinen reichen Bräutigam anreden zu lassen?" fragte er mit leisem Hohn.

Er hatte es nicht so schlimm gemeint, und es that ihm fast leid, als er Elisabeths Erröten sah, doch stärkte er sich mit dem Bewußtsein, für ihr Wohl, wenn auch noch vorläufig gegen ihren Willen, zu sorgen und fuhr weiter fort: „Glaubst du nicht auch, daß morgen hier von nichts anderem geredet werden wird, als von dem plötzlichen Sturz des so fest scheinenden Hauses u. s. w. u. s. w., verbunden mit teilnehmenden Erkundigungen nach dem armen, jungen Paare, dessen Verlobung in so ganz anderen Verhältnissen begonnen hatte?!" —

Elisabeth wußte, was kommen mußte; sie sah ihren Onkel fast lächelnd an: „In der Hauptsache ist bei uns beiden nichts geändert, wir haben uns lieb, und es ist ja schließlich auch noch gar nicht so schrecklich, wenn wir mit der Hochzeit einige Jahre warten müssen, bis Georg eine selbständige Stellung errungen hat."

Der Oberstlieutenant trat einen Schritt näher: „Aber ich habe meine Zustimmung unter anderen Voraussetzungen gegeben, diese haben sich völlig geändert, also —"

„Ich verstehe," fiel Elisabeth ihm ruhig ins Wort. „Und du meinst, um jeden Eklat zu vermeiden, reisen wir morgen nach Berlin, und von dort schreiben du oder ich an Georg, daß alles zwischen uns aus sei!"

Er ließ sich durch ihre Ruhe täuschen: „Gewiß, mein Kind, ich wills gern thun und freue mich, daß du so vernünftig darüber denkst." Er war doch froh, daß sich die Sache so einfach zu erledigen schien. „Du bleibst bei uns, wie seit deiner Kindheit, und wir wollen uns bemühen, dich diese schmerzliche Episode bald vergessen zu machen. Und damit wäre ja wohl alles abgemacht, nicht wahr?"

Elisabeth wußte, daß sie sprechen mußte; aber sie fühlte sich wie gefangen in einem Netze, das aus Dankbarkeit, Pietät und Autorität gewoben war. Es kommen wohl im Leben mehr als einmal Lagen für uns, wo es scheint, als könnten wir eine Pflicht nur durch Verletzung einer andern erfüllen. „Durch dies Leben sich durchzuschlagen, das will ein Stück Roheit, wohl dir, kannst du dir dennoch wahren der Seele Hoheit" — darin liegt Wahrheit. Und schwer, sehr schwer besonders für Frauen ist diese Roheit, von der Vischer spricht.

Das fühlte Elisabeth, aber sie fühlte auch, daß der Seele Hoheit auf dem Spiele stand, wenn sie länger schwieg. So sagte sie leise: „Ich kann Georg nicht verlassen, verlange es, bitte, nicht, liebster Onkel!"

Der Oberstlieutenant, der sich schon wieder zum Gehen gewandt hatte, fuhr heftig herum; sein zorniger Blick traf seine Nichte, aber er bezwang sich und sagte kalt: „Und doch verlange ich es, — um deinetwillen — sonst — du kannst mir ja morgen früh deine Entscheidung sagen!"

Digitized by Google

„Eduard, laß ihr Zeit," bat jetzt unter Thränen die bisher stumm und zitternd zuhörende Tante.

Auch Elisabeth fühlte bei ihrem Anblick ihre Thränen aufsteigen, sie ergriff die Hand ihres Onkels: „Ich kann mich nicht so schnell von euch trennen, bleibt nur noch acht Tage hier, dann will ich mich entscheiden!"

Noch immer hielt sie seine Hand fest, und er sah mit einem aus Unbehagen, weichem Herzen und Tyrannei gemischten Gefühle auf seine weinende Nichte. Schließlich waren ja acht Tage Bedenkzeit nicht viel verlangt, aber andererseits war es für ihn unmöglich, die hier zuzubringen, und anstatt thätigen, in diesem Fall leidenden Anteil am Badeklatsch zu nehmen. Wo war ein Ausweg?! Seine Frau half ihm diesmal.

„Wir sprachen ja neulich davon, von hier aus auf einige Tage nach Tannikken zu deinem Oberförsterfreund zu fahren; er und seine Frau würden sich sehr freuen, wenn wir acht Tage da blieben. Elisabeth könnte so lange Dalbergs besuchen und —"

„Und dort vielleicht schon etwas vorbereiten," fuhr schnell ihr Mann fort, „nach acht Tagen holen wir dich dort ab und fahren zusammen nach Berlin, — nun, bist du zufrieden, Elisabeth?"

Sein gutes Herz triumphierte wieder einmal, und mit schönen Gefühlen nahm er Elisabeths herzlichen Dank entgegen. Bald darauf hörte sie ihn im anstoßenden Speisezimmer in angeregter Unterhaltung mit einigen bekannten Damen.

Sie selbst war froh, unter dem Vorwand, müde und erschöpft zu sein, sich bald auf ihr Zimmer zurückziehen zu können. Ach, es war nicht nur ein Vorwand! Sie war wirklich müde, erschöpft und betrübt, sie wollte sich so gern darüber klar werden, ob sie recht gethan habe. Würden ihre Eltern ihr gerade so geraten haben, wie ihr Onkel?! Sie kam nicht weit in ihrem Denken; wieder und wieder sah sie Georg vor sich, so groß in seinem Unglück und so allein! Und so durch unmittelbares seelisches Anschauen des Geliebten fühlte sie, daß ihr Platz bei ihm sei, — komme, was da wolle! Was das für sie, für ihr späteres Leben bedeute, konnte sie sich noch nicht klar machen, aber allein das Bewußtsein von der Unerschütterlichkeit ihres Vorsatzes machte sie ruhig. Sie lächelte ernst, als sie an die achttägige Frist dachte. Sie wußte, daß sie dann nicht anders denken würde; aber doch freute sie sich über diese Zeit zur Sammlung, Ruhe vor dem Sturm, und — vielleicht — sie war noch jung und hoffnungsvoll — vielleicht hatte Georg dann schon eine Stelle, die ihren Onkel befriedigte, oder wenigstens Aussicht darauf; und als Elisabeth sich hingelegt hatte, mischten sich für sie in das Flüstern der Wellen, die das Meer leise atmend an den Strand warf, wieder Träume von helleren Tagen.

---

8. Kapitel.

Zur Höh bin ich erkoren, wo's Engeln wohl gefällt,
Doch ist mein Mut verloren, schwer liegt auf mir die Welt.
Die Sehnen meiner Füße sind von dem Wandern schwach —
Ach, daß ich niemals grüße den Sonnenfeiertag!

Als Elisabeth am andern Morgen zu Dalbergs kam, fand sie auch Georg dort. Die Aussicht, sie acht Tage ganz in seiner Nähe zu haben, gab ihm frischen Mut, und so ging er hoffnungsvoll an die Ausführung seines Vorsatzes, sich bei einem der näheren oder entfernteren Bekannten seines Vaters um eine Stelle als Buchhalter zu bewerben.

„Ich weiß nicht viel," hatte er ehrlich zu seiner Braut gesagt, „aber wenn ich zunächst auch nur ein ganz kleines Gehalt bekomme, so werde ich schon dafür sorgen, daß ich vorrücke, — hätte ich nur erst festen Boden unter den Füßen!"

Festen Boden, ja, wie ersehnte er das!

Er kam sich manchmal so furchtbar heimatlos, wie geächtet vor, als er sich nun auf den Weg machte, um zu bitten, für sich zu bitten! In den Augen der Menge degradiert Unglück, das merkte Georg mit zorniger Erbitterung mehr als einmal in diesen Tagen.

Digitized by Google

Wie wenig wahre Teilnahme trat ihm entgegen! Er dachte nicht daran, daß sie, wo wirklich tief vorhanden, oft nur nicht zu sprechen wagt, und wortreiches, oberflächliches Mitleid trieb ihm die Röte ins Gesicht! Er hörte viel Redensarten, bekam Vertröstungen und Versprechungen für spätere Zeit, — nur keine feste Aussicht; aber wenn er auch abends müde und niedergedrückt nach Hause kam, — tapfer ging er doch am nächsten Morgen wieder seinen martervollen Weg, ja, das war dies Sichselbstanbieten für sein stolzes, verwöhntes, des Bittens ungewohntes Herz! Und nichts brachte er heim Tag für Tag, als ausweichende Höflichkeit, neugierig kalte Grüße von früheren Bekannten! Er hatte einige Anfragen an auswärtige Häuser geschickt, die erbetene telegraphische Antwort kam, — ihn brauchte niemand!

Da schwand sein Mut, seine Hoffnung, und was schlimmer war: seine Selbstachtung. Das ist vielleicht die größte Gefahr solcher Zeiten, in denen uns von außen Nichtachtung entgegentritt, daß unser objektives Urteil über uns selbst getrübt wird; wir finden dann den Maßstab für uns nicht mehr über uns oder in uns, sondern im Urteil anderer, und das giebt immer ein verzerrtes Bild! —

So war es Sonnabend geworden; am Mittwoch wollten Elisabeths Verwandte von ihrem Besuch auf der Oberförsterei zurückkehren. Sie saß bei Klara und ihrer Mutter, alle drei in gedrücktem Schweigen.

Klara hoffte von Tag zu Tag auf einen Brief von Ernsts Bruder, wie gern wollte sie alles über ihres Bräutigams Begräbnis wissen! Ihre Mutter sah mit Kummer ihre Apathie, die nur zu den Postzeiten einer aufgeregten Unruhe wich. Ihr war das Herz schwer für ihr Kind, — und für ihrer Schwester Kind auch, und die letzten acht Tage lagen auf ihr selbst noch zu betäubend, als daß sie hätte anderen Trost zusprechen können.

Elisabeth fühlte das; aber wie traurig sie auch oft war, wenn Georg ausgegangen, — nie hatte ihm bis jetzt, wenn er verzagt nach Hause kam, ihr tröstendes Wort und ihr ermutigendes Lächeln gefehlt, das den nächsten Tag wieder mit einem Hoffnungsschimmer umwob. Ja, „Segen über das Weib, das tröstet, und Segen über das Weib, das erhebt" — darnach war Elisabeth zweifachen Segens wert! —

Vor einer Stunde war ein Brief an Georg angekommen; sie wußte, er erwartete als letzten Bescheid noch die Antwort auf ein Schreiben nach Hamburg, aber der Brief trug den Poststempel des kleinen Badeortes, wo sie so glücklich zusammen gewesen; — was mochte er enthalten?!

Endlich hörte sie Georgs langsamen Schritt; er kam herein, und ein Blick auf sein Gesicht zeigte Elisabeth, daß wieder nichts erreicht war. Tonlos sagte er „Guten Abend", dann warf er sich in einen Sessel und legte müde den Kopf in die auf dem Tisch davor zusammengelegten Hände. Es war eine Geberde so völliger Mutlosigkeit, daß sie Elisabeth ins Herz schnitt. Sie war aufgestanden und zu ihm getreten, — aber er richtete sich nicht auf. Da zog sie einen Stuhl heran und setzte sich dicht neben ihn, mit der Hand ihm liebkosend über das Haar streichend.

„Ist ein Brief aus Hamburg für mich angekommen?" fragte er plötzlich, sich hastig aufrichtend, „sonst erwarte ich keinen mehr."

Elisabeth brachte ihm den Brief und sah mit Besorgnis, wie seine Hand, die darnach griff, zitterte.

„Er ist nicht aus Hamburg, er ist aus Crantz."

„Ach!" Er warf den Brief vor sich auf den Tisch, „in Crantz habe ich nichts mehr zu suchen!"

„Sieh doch nach, Georg, vielleicht steht Gutes darin!"

Er rührte sich nicht.

„Darf ich ihn öffnen?"

Ein stummes Nicken war wieder die einzige Antwort.

Elisabeth erbrach den Brief; schnell durchflog sie die wenigen Zeilen.

Sehr geehrter Herr.

Ich beeile mich, Ihr geschätztes Schreiben, das mir soeben von Hamburg nachgeschickt wurde, selbst zu beantworten.

In meinem Hause ist durch den Tod meines zweiten Buchhalters eine Lücke entstanden, die noch nicht wieder zu meiner Zufriedenheit ausgefüllt ist. Ich würde mich außerordentlich glücklich schätzen, wenn die Stelle Ihnen konvenierte, und die langjährigen Beziehungen unserer beiden Häuser, die zu meinem tiefen Bedauern ein so plötzliches Ende gefunden haben, in dieser Form aufs neue aufleben würden.

Da ich seit zwei Tagen mit meiner Familie hier im Kurhotel logiere, so wäre es Ihnen vielleicht möglich, zu einer kurzen Besprechung, bei der wir uns ja schnell über alles Nötige einigen würden, herüberzukommen.

Ihrem geschätzten Besuch entgegensehend, zeichne mit vorzüglicher Hochachtung

ganz ergebenst

Edward Brown.

„Georg lies! Endlich, endlich!“ Elisabeth reichte ihm den Brief. Wie abgespannt mußte er sein, daß er ihn erst zweimal durchlas, ehe er seinen Sinn zu fassen schien! Fast ängstlich sah er seine Braut an: „Du meinst, das ist ein großes Glück, nicht wahr?“

„Ja gewiß, Georg! Du hast so tapfer ausgehalten, nun freue dich auch! Hört nur!“ Und sie las den beiden Damen den Brief vor.

„Du mußt gleich morgen nach Crantz und dich vorstellen! Ich freue mich so unendlich, Liebster!“

Georg stand auf; er ging unruhig einige Male auf und ab, dann blieb er vor seiner Braut stehen. „Ich möchte jetzt noch herüberfahren, es ist noch früh,“ — er sah nach der Uhr, „eben sieben, da könnte heute noch alles abgemacht werden, was meinst du?“

„Wird es dir auch nicht zu viel werden?“ fragte sie zärtlich; „du bist heute schon so viel in der Hitze herumgegangen!“

„Das schadet nichts; du kannst glauben, ich würde sonst diese Nacht doch nicht schlafen, und vielleicht nimmt mir die kühlere Abendluft auch meine wahnsinnigen Kopfschmerzen.“

„Willst du nicht erst etwas essen, Georg?“ ermahnte seine Tante.

„Nein, nein, danke! — Aber Elisabeth, wenn du — —“

Sie verstand, was er wollte, und kam ihm zuvor. „Würdest du mich vielleicht mitnehmen?“ fragte sie fröhlich, „ich finde, als wohlbestallte Buchhaltersleute in spe können wir uns das gestatten, nicht wahr? Du sollst sehen, ich bin gleich fertig!“ — —

Als Georg mit seiner Braut aus dem Hause trat, preßte er ihren Arm fest an sich. „Elisabeth, wenn dies heute gelingt, dann glaube ich, daß es trotz allem noch Glück und Segen für mich giebt,“ sagte er mit tiefem Aufatmen.

„Hast du daran gezweifelt?“

„In den letzten Tagen — ja! Aber du hast recht, ich will mich jetzt freuen, auch dazu gehört eine gewisse Energie, — wenn es nur erst abgemacht wäre!“ —

Als sie aus dem Eisenbahnzug stiegen, flutete eine große Menschenmenge um den Bahnhof.

„Ich denke, ich bringe dich erst zu einem schönen einsamen Platz in den Anlagen, und wenn ich meinen Besuch abgemacht habe, komme ich gleich wieder zu dir,“ meinte Georg.

Schnell gingen sie vorwärts, Elisabeth sah mit ruhiger Fassung in das Menschengewoge, in dem sie beide jetzt einen so anderen Platz einnahmen; aber sie sah, wie Georg sich beeilte, in eine ruhigere Gegend zu kommen, wie gezwungen er einige Bekannte grüßte und anderen auswich; — das war auch ihr schmerzlich. Und so waren beide erleichtert, als sie am Kurhause vorbei in die Anlagen gingen. Bald hatten sie in den Dünen eine ruhige, unbesetzte Bank auf einem hübschen, mit Bäumen umgebenen Plätzchen gefunden, das auf die See blickte.

Elisabeth wollte sich setzen.

Digitized by Google

„Verzeih," meinte Georg, „ich schlage vor, daß wir lieber hier durchbrechen und uns hinter den Bäumen gleich in dem Dünensand niederlassen."

Elisabeth folgte ihm augenblicklich. Als sie sich beide gelagert hatten, fuhr Georg mit gedrückter Stimme fort: „Du mußt jetzt so sehr viel Geduld mit mir haben; der Gedanke, daß sich da noch irgend ein Mensch zu uns auf die Bank setzen könnte, erregt mir geradezu Schrecken, — ich weiß, das ist krankhaft! Es wird wohl wieder besser werden! Ich will nun noch fünf Minuten ganz still bei dir sitzen, ehe ich gehe, — hier ists schön, nicht wahr?"

Es war schön, dies durch Bäume und Gebüsch abgeschlossene Sandplätzchen; ungehindert konnte sich das Auge auf dem stillen Meere ruhen; mehrere Boote glitten leise darüber hin, die Abendsonne warf ihr rotes Licht auf Himmel und Wasser, — bald würde der Mond sie ablösen.

Georg empfand etwas von dem Frieden, den die abendliche See so gern mitteilt, er fühlte nach dem kurzen Kampf einer Woche seine Flügel schon gelähmt; aber die neu erschienene Hoffnung trug ihn in höhere Luft. Es war, als fange seine Seele wieder an, Atem zu holen. Und mit jedem Atemzug in der Hoffnungsluft fühlte er sich stärker und seine Last leichter.

Er wollte aufstehen, um nun mit frischerem Mut seinen Gang anzutreten, da hörte er Stimmen, und zwei Herren in lebhafter Unterhaltung näherten sich ihnen und setzten sich auf die nur wenige Schritte von ihrem Versteckplatze entfernte Bank. Mit leisem Lächeln ließ sich Georg wieder niedersinken; — er blieb schließlich noch recht gern ein Viertelstündchen hier; nur ein wenig zu nahe war die Bank. Notgedrungen mußten sie jedes Wort der hinter den Bäumen geführten Unterhaltung verstehen, — das war unbehaglich!

Aber seine Gleichgültigkeit nahm schnell ein Ende, denn deutlich hörte er jetzt den einen der ihm ganz fremden Herren seinen Namen nennen.

Auch Elisabeth hatte ihn gehört, einen Augenblick griff sie ängstlich nach Georgs Hand, als wollte sie ihn fortziehen, er hielt ihre Hand fest, aber er richtete sich nicht auf, und so blieb sie in einer halb sitzenden, halb knieenden Stellung vor ihm, kein Zucken auf seinem Gesicht entging ihr und kein Wort, das die beiden Herren sprachen.

„Ich kenne ihn wie gesagt nur wenig," sagte jetzt der eine von ihnen in bestimmter, kühler Weise, „er zeichnete sich unter unsern jungen Kaufleuten nicht gerade durch eifrigen Besuch der Börse aus; statt dessen galt er für den besten Reiter, Tänzer, Schwimmer, — was weiß ich noch! Das Geld, das er für seine Liebhabereien in einem Jahre ausgab, muß auch eine ziemliche Höhe erreicht haben!"

„Daraus kann ihm nun wohl kein Vorwurf gemacht werden," entgegnete der andere Herr ernst, aber nicht unfreundlich; „gerade bei seiner Unbekanntschaft mit seines Vaters Geschäften glaubte er wahrscheinlich das Haus noch ebenso fest fundamentiert, wie es bis vor kurzer Zeit doch thatsächlich war. Uns allen ist ja dieser plötzliche Sturz unerwartet gekommen, — mir auch, trotzdem ich seit bald zwanzig Jahren gelegentlich in ziemlich reger geschäftlicher Verbindung mit dem Verstorbenen stand."

„Er ließ eben niemand in seine Karten sehen," war die gleichmütige Antwort. „Die Aktiva und Passiva sollen sich übrigens ziemlich genau decken; der Sohn soll ja alles Bewegliche und Unbewegliche zur Verfügung gestellt haben; übrig wird er nichts behalten, aber es reicht vielleicht."

Einen Augenblick blieb es still, dann sagte der andere Herr entschlossen: „Ich denke, ich versuche es mit ihm! Ich habe ihn gebeten, zur definitiven mündlichen Besprechung herzukommen; — ich liebe solche noblen Jungens, so war sein Vater auch!"

Wieder sprach der erste; aber Elisabeth verstand seine Worte nicht, sie hörte nur die hastige Gegenfrage: „Sein Tod zur rechten Zeit? Wie meinen Sie das?!"

„Nun, man spricht so allerlei, — der Hausarzt, der als Todesursache Herzschlag konstatiert hat, soll ein alter Freund von ihm sein. Man weiß ja nichts, — aber es

Digitized by Google

liegt nahe! Schließlich ist das ja am bequemsten, wenn man sonst nicht aus noch ein weiß! — —"

Elisabeth wagte kaum zu atmen, Georg hatte ihre Hand losgelassen und sah mit starren Augen vor sich hin. Sie horchte zitternd auf die Antwort, die aber erst nach längerer Pause kam.

„Das wäre mir allerdings unangenehm! Eine derartige moralische Feigheit, die nicht die Folgen ihres Thuns tragen kann, ist mir immer verächtlich gewesen! Ich könnte mich mal in meiner etwas schroffen Weise darüber äußern und den jungen Mann tief verletzen, — das möchte ich nicht! Andrerseits kann ein solches Vorbild auch verderblichen Einfluß auf seinen eigenen Charakter haben, — ich möchte ihm aber die Aussicht nicht ganz nehmen, hm — es ist eine unangenehme Sache! — Wer weiß, ob sich nicht doch noch irgend ein Defizit findet, mit dem ich dann gewissermaßen durch meinen Buchhalter verbunden werde, — ich weiß wirklich nicht, — vielleicht wartet man lieber die nächsten Wochen ab —"

Er schwieg, offenbar zweifelhaft, was er thun sollte. — —

Elisabeth sah mit unaussprechlicher Angst auf Georgs totenblasses Gesicht; seine Zähne gruben sich in seine Unterlippe, — er schien es nicht zu fühlen. Mit einem Ausdruck ohnmächtigen Entsetzens sah er noch immer vor sich hin, als erwarte er einen Schlag, dem er doch nicht ausweichen konnte.

Wieder sprach der erste Herr, den sie gehört hatten, aber so leise, daß sie die Worte nicht verstanden, dafür desto deutlicher die in entschiedenem Ton gegebene Antwort: „Sie haben Recht; — einige teilnehmende Fragen nach dem Tode seines Vaters wird er sogar erwarten; mir kommen sie von Herzen, und wenn ich dabei etwas ausführlicher werde, traue ich mir auch soviel Menschenkenntnis zu, um die Wahrheit zu erraten. — Ich wünsche wirklich, ich könnte ihn nehmen, aber Sie wissen doch, wie mir mal eine ähnliche Großmut von dem jungen Smidt aus Amsterdam gelohnt wurde? Nicht? Nun ich werde Ihnen die Geschichte erzählen, aber kommen Sie, — ich werde zum Abendbrot erwartet! —"

Die Schritte der Abgehenden verhallten.

Elisabeth hatte ihre Stellung noch nicht verändert, jetzt beugte sie sich zu Georg herunter. Er sah sie, wie aus einem Traum erwachend, an.

„Lieber, teurer Georg, was willst du thun?"

Er stand mühsam auf und sah auf seine halb vor ihm knieende Braut. Elisabeth fühlte sich seltsam von dem Kontrast seines blassen, verstörten Gesichts und dem ruhigen, fast gleichgültigen Ton seiner Stimme berührt, als er ihr antwortete: „Ich schreibe gleich auf dem Postamt einige Worte, daß ich auf den morgigen Besuch und damit auf die Stelle verzichte. — Das war das letzte! —"

Elisabeth stand auch auf. Sollte es wirklich aus sein? Sie sah an seinem Gesicht, was diese Enttäuschung für ihn bedeute und machte noch einen Versuch; — wem that er denn damit unrecht?

„Liebster, wenn du, wie bisher, sagtest, —"

Er verstand den schüchternen, unausgesprochenen Vorschlag und schüttelte den Kopf. „Nein, ich konnte das, wo es sich um ihn handelte, — nicht, wo es meinen Vorteil gilt! Ich fürchte, ich könnte das Geheimnis preisgeben, — nein, es darf nicht sein!"

„Und du hast recht," sagte sie, beschämt über den Rat, mit dem sie, die ihm helfen sollte, ihn versucht hatte.

Schweigend gingen beide zusammen zur Post.

Also das hatte auf ihm gelegen; daran hatte er, — das fühlte jetzt Elisabeth — am schwersten getragen! Und sie empfand etwas von dem Schauer, der uns ergreift, wenn wir die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht sehen. — Würde Georg Kraft genug haben, den dunklen Schatten zu überwinden, den Segen zu gewinnen, der

Digitized by Google

immer in dem „Beugen unter die starke Hand" verborgen liegt? Oder — würde er brechen? —

Für sie war es gleich, das fühlte Elisabeth, ob dies alles über ihn kam jetzt — oder nach einigen Monaten, wo sie Mann und Frau gewesen wären; ihr Platz war bei ihm for life, for death, for better, for worth, — wie die feierlichen Worte der englischen Trauformel heißen! — — —

Georg hatte die Karte an Herrn Edward Brown geschrieben, und er sagte sich mit absoluter Bestimmtheit, daß er für voraussichtlich lange Zeit sich damit jede Chance genommen, in seinem eigenen Beruf zu wirken, — denn was sollte er sagen auf die Frage, warum er dies so überaus günstige Anerbieten ausgeschlagen?!

Ein brandendes Meer verzagter und empörter Gedanken wogte in ihm. Sein trotziger Jugendmut bäumte sich auf und wollte den Kampf noch nicht aufgeben, aber bald bemächtigte sich seiner eine dumpfe Hoffnungslosigkeit, — „es hilft ja doch nichts, wozu noch ringen!"

Er fühlte selbst, wenn er dem letzteren nachgab, dann war er verloren, und das wollte er nicht sein um derentwillen, die an seiner Seite ging, und im schnellen Dahinschreiten, während sein aufgeregter Geist und sein ermatteter Körper gleich stark nach Ruhe verlangten, grübelte er deshalb immer wieder: Giebt es denn nichts anderes, womit ich mir eine ehrliche Stellung in der Welt erringen kann? Er sann und sann, aber nichts wollte ihm einfallen.

„Können Sie denn nicht singen?" klang da plötzlich eine helle Mädchenstimme aus einer heiteren Gruppe abendlicher Spaziergänger an sein Ohr. Aufgeschreckt aus seinen tiefen Gedanken blickte er sich scheu um, dann, nur Fremde sehend, ging er erleichtert weiter. —

Aber das gehörte Wort klang und arbeitete in ihm nach.

Zuerst verwarf er den aufsteigenden Gedanken als etwas Lächerliches, Ungeheuerliches; aber seine krankhaft erregte Phantasie war stärker als sein zügelnder Verstand und errichtete schließlich ungestört ein luftiges Zukunftsgebäude nach dem andern; ungestört von seinem eingeschläferten Willen und ungestört von dem Rasseln der Eisenbahn.

Und als Elisabeth mit schwerem Herzen aus dem Coupéfenster sehend mit brennenden Augen ein Irrlicht verfolgte bis es in der Ferne verschwand, war sein Kartenhaus fertig gebaut und sein Vorsatz gefaßt.

Und nun fing er an zu sprechen, nicht von seinen Plänen, — das verbot ihm eine gewisse instinktive Scheu vor ihrer klaren Ruhe, sondern von Dingen, wie sie ihm zufällig in den Sinn kamen. — Die letzten Abende waren ihnen, wenn sich die beiden Brüder Klaras zu ihren Gymnasiastenpflichten zurückgezogen, so langsam und teils in gedrücktem Schweigen verstrichen, — aber als heute das Brautpaar von seinem kurzen Ausflug zurückkehrte, sorgte Georg fast ganz allein dafür, daß die Unterhaltung im Flusse blieb.

Elisabeth, die sich bei seinem lebhaften Sprechen zuerst gefreut, daß er die schwere Enttäuschung des heutigen Tages anscheinend besser überwunden, wie sie selbst, hörte schließlich mit immer wachsender Angst auf seine sprunghaften Erzählungen und auf sein unruhiges Auf- und Abgehen. Er ist übermüde und aufgeregt, suchte sie sich selbst zu beruhigen; aber nach einer Stunde glaubte sie beides nicht mehr ertragen zu können und trat zu ihm: „Ich bin müde Georg, und dir ists auch gut, wenn du dich jetzt hinlegst, du hast dich in diesen Tagen so angestrengt!" Sie zögerte einen Moment, dann fuhr sie, ihn liebevoll ansehend, fort: „Es kommen auch wieder lichte Tage, verliere nur nicht den Mut, — Gott wird uns gewiß helfen; — wir wollen auf ihn warten!"

Er sah sie mit halbem Lächeln an, dann sagte er langsam: „Warten? Nein, das kann ich nicht!" Schneller fuhr er fort: „Ich habe einen Plan, der mir und dir sicher helfen wird, — ich will euch gleich adieu sagen, —" er sah Elisabeths erschreckten



Blick und seiner Verwandten erstauntes Aufhorchen und sprach, jeden Einwand abschneidend, rasch weiter: „Ich muß auf zwei Tage nach Berlin, es hat sich mir da eine Aussicht erschlossen, von der ich das beste für unsere Zukunft hoffe; — ich fahre morgen früh mit dem ersten Zuge, du sollst keinenfalls aufstehen, Elisabeth, hörst du? Keinenfalls! Axel kann mich zur Bahn begleiten, wenn er Lust hat, — ich will noch gleich mit ihm reden! — Also adieu, auf frohes Wiedersehn!"

Er küßte Elisabeth in derselben hastigen Weise, wie er gesprochen, dann nahm er schnellen Abschied von seiner Tante und Klara und verließ das Zimmer. Elisabeth folgte bald. „Gute Nacht;" sie wagte nicht, ihrer Unruhe Worte zu verleihen, so ging sie lieber in ihr Zimmer, wo sie allein war. — —

10. Kapitel.

Ach, welch ein edler Geist ward hier zerstört!
Shakespeare, Hamlet.

Früh am folgenden Mittwoch ging Dr. Werner Rothammer allein durch die Straßen Berlins. Es war ihm nicht möglich gewesen, sich so schnell von den Freunden und Bekannten seines Bruders zu trennen; dazu übte die Landeshauptstadt nach fast zehnjährigem Leben im Auslande einen großen Zauber auf ihn aus. Es interessierte ihn, die alten bekannten Orte, die er als Student besucht hatte, wiederzufinden — oder auch nicht wiederzufinden, wie hatte sich manches verändert, seit er zuletzt hier gegangen! Dazu kam ein drittes. Seine Thätigkeit als Assistenzarzt an einem der größten Krankenhäuser von Italien hatte ihm zwar des Interessanten viel geboten und ihm andererseits Zeit und Kraft genug gelassen, in seinem Studium auch theoretisch weiterzugehen, woran es dem beschäftigten praktischen Arzt bei seiner absorbierenden Thätigkeit ja oft fehlt. Nun aber hatte es ihn sowohl noch dem Vaterland, als nach einer festen, Herz und Hände genügend ausfüllenden Arbeit gezogen. An dem großen städtischen Krankenhause seiner Vaterstadt war die Stelle eines der dirigierenden Aerzte frei geworden. Von seiner zum Teil in ihr verlebten Universitätszeit her war Werner mit einem der dortigen Professoren in engem Zusammenhang geblieben und hatte durch ihn, dem er mit seinen Wünschen zugleich seine Papiere übersandt, gestern die vorläufige Nachricht erhalten, daß er gegründete Aussicht habe, die Stelle zu bekommen, und seine persönliche Vorstellung beim Magistrat jetzt dringend erwünscht sei. Diesen Bescheid hatte er gern in Berlin abwarten wollen, in einer Stunde fuhr nun sein Zug ab; noch einmal war er bei dem so reich geschmückten Grabe seines Bruders gewesen, hatte dann einige Besuche gemacht und ging jetzt langsam dem Bahnhof zu. Aber es war heiß, eben wollte er sich nach einer Droschke umsehen, um die letzte Strecke des Weges zu fahren, als sein Blick, der Blick des unbeschäftigten Arztes, durch einen Herrn gefesselt wurde, der mit schnellen Schritten vor einem Hause auf und ab ging. In regelmäßigen kurzen Zwischenpausen sah er sich um, als erwarte er jemand, aber er ging deshalb nicht langsamer, und trotzdem er sonst elegant gekleidet war, fehlte ihm der Hut, so daß die schon hochstehende Sonne ungehindert ihre Strahlen auf seinen unbeschützten Kopf sandte. Dies letzte war es wohl besonders, was auch bei einem in der Nähe stationierten Schutzmann die Vermutung erweckte, es sei etwas „nicht richtig" bei ihm. Er trat mit einer Frage auf ihn zu, Werner hörte, wie der Fremde undeutlich antwortete, was eine etwas lautere Entgegnung des Schutzmanns zur Folge hatte. Werner trat näher bis in die Hörweite der beiden.

„Ich sage Ihnen ja, ich weiß es nicht," bestand der Fremde erregt; und: „Sie wissen nicht, wie Sie heißen?!" fragte heftig der Schutzmann dagegen.

Jetzt trat Werner zu ihnen: „Erlauben Sie, hier kann ich vielleicht von Nutzen sein," halblaut sagte er zum Schutzmann: „Ich bin Arzt," worauf sich dieser mit schnellem Verständnis einige Schritte entfernte.

Digitized by Google

Dann wandte sich Werner zu dem jungen Mann, ihn fest und freundlich ansehend. Der schien dem Blick zuerst ausweichen zu wollen, bald aber, wie instinktiv angezogen, hefteten sich seine Augen auf das Gesicht des vor ihm Stehenden.

Werner sah den eigentümlich starren und doch flimmernden Blick, die ungleiche Größe der Pupillen — und sein Entschluß war gefaßt.

Vielleicht steht er vor einer ausbrechenden, schweren Krankheit, — vielleicht — — wenn ich nur seinen Namen erfahren könnte, dachte Werner.

Er wollte einen Versuch machen. „Hier liegt wohl ein Mißverständnis vor," sagte er höflich, „der Schutzmann fragte nach Ihrem Namen —"

„Nach meinem Namen?" erwiderte der Angeredete langsam, „ich glaubte, er frage nach dem Liede, was ich da oben vorsingen wollte."

Er sah an dem Hause, vor dem sie standen, in die Höhe, Werner bemerkte ein an demselben angebrachtes Schild, „Reichardt, Gesanglehrer am Konservatorium".

Der Fremde fuhr weiter fort: „Ich war eben bei dem Direktor des Opernhauses, oder wie nannte er sich doch, bei dem Gesanglehrer; aber als ich singen wollte, hatte ich das Lied vergessen, ich warte nun hier, ob ich den Anfang finde, dann muß er mich anhören, denn ich habe eine schöne Stimme!"

Er hatte zuerst langsam, wie nach den Ausdrücken suchend, gesprochen, das letzte aber stieß er, sich dabei zornig umsehend, mit lauter, heftiger Stimme hervor.

Der Schutzmann hielt es für gut, einen Schritt näher zu treten.

„Ich kann Ihnen vielleicht auf die Spur helfen," sagte Werner beruhigend; „aber kommen Sie hier fort, mir wird zu heiß in der Sonne, — wo haben Sie denn eigentlich Ihren Hut?"

„Meinen Hut?" Eine Röte peinlicher Verlegenheit flog über des Fremden Gesicht, dann verfinsterte es sich und er knirschte mit den Zähnen: „Der Herr verlangte vorhin, ich sollte gleich seine Wohnung verlassen, weil mir das Lied nicht einfiel, da habe ich ihn wohl liegen gelassen!"

„Nun, lassen Sie nur," beruhigte Dr. Rothammer; „hier gegenüber ist ein Hutladen!" Er winkte dem Schutzmann und gab ihm seinen Auftrag.

„Was wollen Sie eigentlich?" fragte jetzt aber mit plötzlich erwachendem Verständnis in scharfem Tone der Kranke, als er den ihm völlig Fremden in leisem Gespräch mit dem Schutzmann, den er nach dem vorherigen Reucontre als feindlich anzusehen geneigt war, erblickte.

Werner sah seinen Mißgriff ein und bemühte sich, ihn gut zu machen, indem er sich in höflichster Art vorstellte. Er fürchtete schon, das bischen Einfluß ganz verloren zu haben, aber kaum hatte der Kranke seinen Namen gehört, als er mit beiden Händen nach Werners Hand griff. „Ach Ernst, — aber, — Ernst ist tot, — und Sie? —" Wieder überflog der finstere, mißtrauische Ausdruck sein erhitztes Gesicht.

„Und ich bin Ernsts Bruder, verfügen Sie ganz über mich!" Ein eigentümliches Gefühl überkam Werner, — er glaubte hier so fremd zu sein, aber immer noch fand er Fäden, die, von seinem toten Bruder ausgehend, ihn mit seiner Umgebung verknüpften, — wer wußte, wie weit sie noch reichen würden?!

Dem Kranken schien die erhaltene Antwort zu genügen, seine Stimme klang jetzt beruhigt und vertrauend, als er sagte: „Ach, das ist gut! Ernst schickt Sie? Bitte, dann helfen Sie mir das Lied suchen, — hier, hier haben Sie —"

Hastig zog er seine Brieftasche hervor, Werner griff darnach, er hoffte den Namen des Fremden darin zu finden. Als er sie aufschlug, fiel sein Blick auf verschiedene Briefe mit der Aufschrift: „Herrn Georg Röder, Königsberg"; — das war der ihm aus seiner Jugend bekannte Name eines der ersten Kaufleute seiner Vaterstadt. Dann, — was war das? Ein Retourbillet nach Königsberg, gültig bis zum heutigen Tage!

Blitzschnell jagten sich die Gedanken in seinem Kopfe; er hatte zuerst beabsichtigt, „Herrn Georg Röder" in ein Krankenhaus zu bringen, — jetzt faßte er einen ganz

Digitized by Google

andern Entschluß. Er mußte ihn schnell ausführen, denn ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß nur noch eine halbe Stunde Zeit bis zur Abfahrt seines Zuges war.

Entschlossen winkte er einer Droschke, da kam auch der Schutzmann mit dem gekauften Hut.

„Wo logierten Sie?“ fragte er dann wie beiläufig den Kranken, — er wollte ihn, wenn möglich, doch nicht ganz mit polnischem Abschied entführen.

„Wo ich logiere? Im Kaiserhof! Nein doch, diesmal nicht; — ich habe es vergessen, es fällt mir wohl wieder ein,“ war die gleichgültige Antwort.

„Es kommt ja auch nichts darauf an,“ sagte Werner, die Vergeblichkeit seiner Frage einsehend, „vor allen Dingen müssen Sie um Ernsts willen jetzt einige Stunden mit mir zusammen sein, nicht wahr?“

„Gewiß ja, Ernsts Bruder,“ murmelte Georg und stieg ruhig in die herbeigewinkte Droschke. Hier lehnte er sich in eine Ecke, der Schatten schien ihm wohlzuthun.

Werner fühlte sich nicht ganz so gleichmütig, wie er schien. Er verhehlte sich nicht, daß er ziemlich eigenmächtig eine schwere Aufgabe übernommen hatte, wenn er den ihm völlig fremden Kranken während der immerhin nicht ganz kurzen Reise sicher eskortieren wollte. Und doch, sollte er ihn in einem Krankenhaus allein zurücklassen, während seine Angehörigen ihn vielleicht voller Angst erwarteten? Oder sollte er selbst gar seine Reise deshalb aufschieben? Das war doch nicht zu verlangen, — was verband ihn denn schließlich mit dem Kranken? — War es denn der Wunsch, einen einflußreichen Mann seiner ihm fremd gewordenen Vaterstadt sich zum Dank zu verpflichten?!

Ihm wurde heiß bei dem Gedanken, und fast fühlte er sich versucht, den Kutscher noch jetzt statt nach der Friedrichstraße zur Charité zu dirigieren. Er erhob sich halb; — aber er setzte sich wieder. Nein! Mochte ein derartiger Gedanke, — ihm selbst unbewußt — ihn zuerst auch beeinflußt haben, — das Bestimmende war etwas anderes gewesen! —

„Ernsts Bruder“ hatte der Kranke gesagt; — offenbar stand er in irgend einem Zusammenhang mit dem Verstorbenen, — sie schienen im selben Alter zu sein, vielleicht waren sie Freunde! Wie wenig hatte Werner dem Bruder in Krankheit und Tod sein können! Jetzt bot sich ihm eine Gelegenheit, seinem Freunde zu nützen, er hatte das Gefühl, als thäte er etwas für den Geschiedenen, wenn er um seinetwillen dem Kranken half.

Ja, er wollte es thun!

Und war es körperliche Schwäche, oder der Einfluß, den Ernsts Name ausübte — die nächste halbe Stunde ging besser vorüber wie Dr. Rothammer erwartet; Georg ließ sich ruhig in das Coupé bringen, und mit einem Seufzer der Erleichterung setzte sich Werner neben ihn, als der bestochene Schaffner nach dem Versprechen, sie möglichst ungestört zu lassen, die Thüre hinter ihnen schloß. Fürs erste wars gelungen, und nun „los mit Gott!“ — —

Mit leisem Lächeln sah Werner aus dem sich schnell und schneller bewegendem Zuge den entschwindenden hohen Gebäuden der Hauptstadt nach. Frei wie der Falk wollte er in seine alte Heimat einziehen, — und nun hatte er sich mit einer derartigen Last beladen!

Er wandte sich nach seinem Gefährten um und begegnete dessen Augen. Es lag ein ängstlicher Ausdruck in ihnen, als suchten die armen verwirrten Gedanken sich vergeblich zu klären, während er mit der Hand wiederholt über die Stirne strich. Offenbar hatte ihm die Ruhe oder das Glas kalten Wassers, das er vorhin auf dem Bahnhof schnell getrunken, Besinnung genug gegeben, um sich über die Situation, in der er sich befand, zu wundern; — nicht genug um ganz zu begreifen, wie er in sie geraten. Werner war kein ganz ungeübter Psychiater, auch er hielt entgegenkommendes Zutrauen für die beste Taktik, und verfuhr dementsprechend.

Sie waren mit meinem Bruder schon lange befreundet?“ fragte er freundlich.

Digitized by Google

„Hauptsächlich, seit er sich mit meiner Cousine verlobte," war die leise, in unsicherem Tone gegebene Antwort, aber der sie begleitende Blick war völlig klar.

„Ah," entfuhr es Werner; richtig, er entsann sich, in Ernsts Briefen dem Namen Röder begegnet zu sein. „Frau von Dalberg ist Ihre Tante?"

„Jawohl, ich" — Georg schlug sich mit der Hand vor die Stirne, „ich hätte telegraphieren müssen, daß ich heute Abend komme."

„Wenn es Sie beruhigt, könnten wir das noch thun, wo wohnt Ihre Frau Tante?"

„Vordere Vorstadt, Nummer — —"

„O das genügt schon!" Werner kannte die älteren Teile seiner Vaterstadt genau; — auf jeden Fall wußte er nun, wohin mit seinem Begleiter. Das war ihm die Hauptsache, denn wer konnte wissen, wie lange die augenblickliche Klarheit dauern würde! Um sicher zu gehn, übergab er auf der nächsten Station dem Schaffner das aufgesetzte Telegramm — immerhin war er durch Ernst für Dalbergs kein ganz Fremder mehr. Um neun Uhr würden sie in Königsberg sein, wenn nur bis dahin alles gut ginge!

„Ich würde Ihnen raten etwas zu schlafen," wandte er sich dann an Georg; „die Berliner Hitze hat Sie angegriffen, wenn Sie jetzt ein paar Stunden schlafen, können Sie zum Abend ganz frisch sein."

Gehorsam lehnte sich Georg in die Ecke zurück und schloß die Augen. Eine Weile schwiegen beide. Schlief der Kranke? Werner glaubte es nicht; aber er benutzte diese Zeit, wo er, selbst ungesehen, beobachten konnte. Jetzt, wo die heiße Röte verflogen war, sah das Gesicht blaß und übermacht aus, auch die tiefen Ringe unter den Augen deuteten auf mehrere schlaflose Nächte, — welche tragische Geschichte mochte da vorangegangen sein, um den jungen Geist so zu zerrütten! War wirklich die schroffe Abweisung irgend eines Musikverständigen das letzte Glied in der Kette?! Oder war das nur ein Spiel seiner Phantasie gewesen? —

Der Kurierzug that seine Schuldigkeit, — jetzt passierten sie Dirschau und noch immer lag Georg still in seiner Ecke und überließ Werner seinen Gedanken und Erinnerungen, die er gern auf sich einwirken ließ. Dort die Ostsee! — Deutlich konnte er ihr blaues klares Wasser aus dem Coupéfenster sehen; in tiefen Zügen atmete er die salzige, kräftige Luft, die durch das geöffnete Fenster zog. Da bog die Eisenbahnlinie wieder mehr ins Land ein, das Meer entschwand seinen Blicken, aber dafür tauchten jetzt die dunklen Tannenwälder am Horizont auf, die Heimat machte ihre Rechte geltend, noch einmal stiegen die zehn in Italien verlebten Jahre vor ihm auf, —

„Aber freudig ich tauschte Alpen und Tiberstrand
Für das tannendurchrauschte, nordische Heimatland!"

Liebe würde ihn freilich nicht dort willkommen heißen, aber doch fühlte er den begleitenden Einfluß des jungen, so früh vollendeten Lebens und hätte er seine Gedanken fixiert und ausgesprochen, sie hätten wie ein Gelübde geklungen an die Heimat, zu der er kam, und an den Bruder, dessen Grab er verlassen! — — —

Ein gellender Pfiff weckte Werner aus seinen Gedanken. „Heiligenbeil" rief der Schaffner.

Auch Georg fuhr aus seiner Apathie auf. Offenbar wußte er nicht, wo er war, noch wer bei ihm war. „Ich muß fort, ich bin auf falschem Wege, lassen Sie mich, lassen Sie mich." Leise, unverständlich fing er an; aber immer lauter und heftiger erhob er seine Stimme.

Werner fühlte, jetzt hieß es auf dem Posten sein, mit Geist, Augen und Händen. Und so kam es! — Es war furchtbar schwer, zeitweise ein körperliches Ringen mit dem Kranken, der den Wagen verlassen wollte!

Zwei Mal fühlte Werner seine Kraft, seinen Mut sinken, und streckte die Hand nach der Notleine aus, aber beide Male zog er sie wieder zurück, — sollte er hier mit dem Kranken auf einem kleinen Bahnhof sitzen bleiben?! Nein, er wollte aushalten, in Königsberg hatte er doch gleich Hülfe! Und er hielt aus. — — —

Endlich, endlich ein langer Pfiff und das schlürfende, sich verlangsamende Einfahren des Zuges in den Bahnhof. Jetzt stand er still, aber Werner wußte, daß er den Kranken keinen Moment verlassen durfte. Gott sei Dank, daß sie hier erwartet wurden!

Der Schaffner öffnete die Thür, Werner drehte sich um. Den Augenblick benutzte der Kranke. Mit einem Satz war er aus dem Coupé gesprungen und ging mit hastigen Schritten den Perron entlang. Entsetzt folgte ihm Werner, aber Georg hatte einen Vorsprung, — jetzt bog er um die Ecke; — wo sollte er ihn da wiederfinden?! — Doch hier an der Ecke sah Werner ihn aufgehalten und begrüßt, zwei Herren und eine Dame standen bei ihm; mit wenigen schnellen Schritten erreichte Werner die Gruppe.

„Liebster Georg, ich bin so froh, daß du wieder hier bist," hörte er gerade, als er dazu kam, die Dame sagen, während sie ihren Arm in den Georgs schob.

Erwartungsvoll sah Werner zu, welchen Eindruck der Empfang auf seinen Schützling machen würde. Jeden Gedanken an Flucht schien er aufgegeben zu haben; sein Gesicht zeigte einen niedergeschlagenen, hülflosen Ausdruck, und es war ihm augenscheinlich lieb, als er, sich umsehend, Werner erblickte.

War dies liebliche blonde Mädchen in tiefer Trauer Ernsts Braut, waren dies ihre Brüder?

Zu Erklärungen war nachher Zeit, und sie wurden ausgetauscht, als sie in der Droschke saßen.

Also nicht seines Bruders Braut saß ihm gegenüber, sondern die des armen Kranken! Mit bewundernder Teilnahme sah Werner auf sie; das einzige, was er über Georgs Zustand gesagt, war in gleichmütigem Tone, aber mit einem warnenden, von Georg, der wieder mit geschlossenen Augen zurücklehnte, ungesehenen Blick: „Wir sind beide von der heißen Fahrt ganz erschöpft, aber ein tüchtiger Schlaf macht alles gut!"

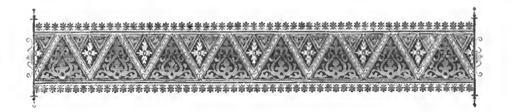
Elisabeths Gesicht war blaß, aber mit aufmerksamen Augen sah sie Werner an, als wollte sie in seinen Zügen lesen, was seine Lippen verschwiegen. Umsonst! — Nur das eine war ihr klar: die Hoffnung, die sie auf Georgs Nachhausekommen gesetzt, war eitel und nichtig, — und in einer Stunde würde ihr Onkel kommen, sie mit sich zu nehmen! — Sie lehnte sich fester an Georg und strich leise über seine fest zusammengelegten Hände. Es lag soviel zarte Zärtlichkeit in dieser Geberde — aber nichts zeigte ihr, daß Georg sie empfand.

Das arme Mädchen! Werner sehnte sich fast, ihr gleich seine schlimmsten Befürchtungen mitzuteilen, — diese unbestimmte Angst mußte ja noch schwerer zu ertragen sein! Und doch fürchtete er sich vor dem Augenblick, wo ihre Fahrt ein Ende haben würde. Da hielt der Wagen schon. Georg stieg aus und ging die Treppe mit Elisabeth zusammen hinauf. Werner folgte mit den beiden Dalbergs.

Ein eigentümliches Gefühl beschlich ihn, — also hier war Ernst so oft glücklich aus und eingegangen! Einen Moment trat der Kranke für ihn in den Hintergrund, — die Klingel wurde gezogen, die Entreethür geöffnet, und zum erstenmal stand Werner der Braut seines toten Bruders gegenüber.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google



Das Küssen der Rute im Mittelalter.

Von

Dr. Eberhard Schalden.

Als Beitrag zur deutschen Erziehungsgeschichte des Mittelalters veröffentlichte Rochholz im ersten Bande von Pfeiffers Germania einen in kulturhistorischer Hinsicht sehr interessanten Aufsatz über den seltsamen Gebrauch des Küssens der Rute. Wenn er aber auch eine Fülle von Material über die Strafarten und ihre Anwendung in jener Zeit beibringt, so ist er doch über das eigentliche Wesen des von ihm behandelten Gebrauchs nicht ins reine gekommen, indem er einerseits von einem weinerlich-lustigen Brauch redet, der „doch gewiß keinem behagen kann, wornach man das Kind mit Ruten hieb und es dann zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit über die Rute springen, ja diese küssen ließ“ — also einen Zwang ausübte — andrerseits aber davon spricht, daß dieses Rutenküssen „eine Erziehungssitte war, welche mehr auf dem gemütlichen Entschlusse des ergebenen und vertrauenden Kindes, als auf dem Befehl des Vaters beruht haben könne“ — es also damit auffaßt als eine freiwillige Handlung. Beide sich einigermaßen widersprechende Deutungen sagen uns nicht zu, so unwiderlegt sie auch bis jetzt geblieben sind, und so wollen wir eine andere Erklärung versuchen, für deren Zwecke jedoch eine Untersuchung der Rolle nötig ist, welche die Rute im Erziehungs- und Schulleben des Mittelalters überhaupt gespielt hat.

Zu seiner schiefen Ansicht wird Rochholz hauptsächlich dadurch verleitet, daß er auf voreingenommenem Standpunkte steht: er ist entschiedener Gegner jeder Schulstrafe überhaupt. Daher findet er es unbegreiflich, daß unter den Pädagogen die Rute „noch ihre Lobredner hat“, er rühmt, daß „statt des finsteren Ernstes und des verzeihungslosen Gerichtes die feine Menschenfreundlichkeit bei uns eingekehrt ist“, und bestrebt sich deshalb, die deutsche Volksanschauung möglichst reinzuwaschen von der Anklage, daß sie Schläge für ein Erziehungsmittel gehalten habe. Er spricht sogar davon, daß „man das Kind, anstatt es zur Züchtigung zu schlagen, die Rute nur küssen ließ.“ Die ganze Schuld an den Strafen aber mißt er dem „ascetischen Klösterling“ und dem „pedantischen Magister“ bei, der den Schüler zum „Zornbraten und zum prämienbehangenen Monstrum“ zugleich mache. Unseres Erachtens sehr mit Unrecht, denn vor einer näheren Prüfung hält diese Ansicht nicht Stand. Heutzutage, wo man mit der „feineren Menschenfreundlichkeit“ in ihrer Uebertreibung bei der Erziehung recht schlimme Erfahrungen gemacht hat, ist man eher im stande, auch in diesem Punkte die Weisheit des Mittelalters zu würdigen, als vor dreißig bis vierzig Jahren.



Wenn Rochholz fragt, ist überhaupt die ganze Erziehung des Knaben einer freien Familie auf Ehre, Wehrhaftigkeit und Unabhängigkeit gerichtet — wie hätten zugleich Rutenhiebe und Schläge ein zweites übliches Sittigungsmittel für ihn werden sollen, wie hätte ihn noch dazu der eigene Vater züchtigen sollen gleich einem Hausſklaven, gleich einem unehrlichen Spielmanns- oder Pfaffenkinde? und wenn er sich hierbei auf Grimms Rechtsaltertümer beruft, so übersieht er, daß an den Stellen, wo bei Grimm von den Scheinbußen die Rede ist (677), gar nicht von Kindern im Gegensatze zu Erwachsenen, sondern von bereits erwachsenen, aber unehrlichen Leuten (Pfaffensöhnen, Gauklern ꝛc.) im Gegensatze zu ehrlichen die Rede ist. Er vergißt ferner die zahlreichen ausdrücklichen Aussprüche, aus denen klar hervorgeht, daß das Mittelalter von jeder Sentimentalität in der Erziehung weit entfernt war. In den Gesetzbüchern wird offen anerkannt, daß der Mann seine Kinder nicht nur, wie seine Frau und Knechte, züchtigen, sondern gegebenenfalls verkaufen und töten dürfe. Das Gesetz Jütlands bestimmte: „Schlägt der Mann Frau und Kinder mit Stock und Rute, so bricht er keinen Frieden.“ Im kleinen Kaiserrecht steht ausdrücklich: „Bis an den uffgang der bescheydenheit sal die rude twingen der kinder myssethat.“ Wie gering das Leben der Kinder sogar geschätzt wurde, bezeugt die Stelle in Gudrun (46 [6]):

»dâ verbôt man den kinden den weinenden ruof
din dez niht wolden lâzen daz mans ellin ertrancte
welchin man da gehôrte daz man din in die ünde sancte.«

Bei der Schwertleite erhält der junge Ritter den letzten symbolischen Streich, „diesen und keinen mehr“, wie die Worte lauten. Das setzt doch voraus, daß sie nicht ungeschlagen zu ihren Jahren gekommen waren. Allerdings fügt sich ein heranwachsender Recke nicht immer gutwillig der Zucht: der Zuchtmeister des Wolfdietrich mußte diesen immer erst binden lassen, ehe er ihn strafen konnte, dann aber züchtigte er ihn auch so nachdrücklich, daß er es so bald nicht wieder vergaß und „der unfuoge schiere abe kam“. Eltern schlagen auch ihre erwachsenen Kinder noch. So ohrfeigt Aubigant seine Tochter Flandrine zweimal, als sie die Tapferkeit des Doon zu sehr bewundert. Naymes giebt seinem Sohne Richiers einen solchen Schlag, daß sich ihm das ganze Gesicht rötet. Auch junge Mädchen werden mißhandelt. Cunnewâre de Lâlant wird vom bösen Keye geprügelt, daß es durch ihr Kleid und ihre Haut drang. Als jedoch im Erek der Graf Enite schlägt, daß sie blutet, tadeln ihn seine Gäste deshalb.

Mit gegenseitigem Schlagen war man auch schnell bei der Hand. Da die beiden Schwestern Obie und Obilot darüber streiten, ob Gâwân, der vor dem Schlosse angelangt ist, ein Ritter oder ein Kaufmann sei, giebt die ältere der jüngeren eine Ohrfeige, daß sie dreimal zu Boden stürzt, und Nase und Mund ihr bluten. — Mirabelle giebt einem Alten, der sie entführen will, einen Schlag, daß alle fünf Finger auf seinem Gesichte zu sehen sind. Ebenso versetzt die heilige Kunigunde ihrer Nichte, die während des Gottesdienstes in ihrer Zelle gesessen hat, „einen guoten strîch — An ir rehte Wange — Daz ôr süste ir lange.“ Daß Kriemhilds schöner Leib von Siegfried zerbläut wurde, und daß die übele Gerlint aus Dornen Besen zu binden befiehlt, um Gudrun zu züchtigen, spricht auch nicht dafür, daß man mit den Kindern sanfter verfahren sei. Körperliche Züchtigung einer Frau angedeihen zu lassen, galt eben durchaus nicht für unpassend. Amis sagt zu Amiles, er solle nicht anstehen, seine (des Amis) Frau zu schlagen. Dem „übelen Weibe“ gegenüber rät Herr Reinmar von Zweter, man solle nach einem dicken Knittel greifen und ihr denselben kräftiglich anmessen. Noch weiter geht ein Spruch, den Laßberg in seinem Liedersaal mitteilt (II 531), nach dem man ein „übel wîp“ an einem Ast zwischen zwei Wölfen aufhängen soll. In dem späteren Tannhäuserlied heißt es bedauernd, daß die launische Geliebte wohl zu wenig die Kinderrute bekommen habe.

Wie kommt es, fragt Rochholz, der diese Thatsachen nicht leugnet, daß unter den mittelhochdeutschen Dichtern einige allerdings die Rute preisen und Schläge als Erziehungs-

Digitized by Google

mittel rühmen? So der schwäbische Dichter Marner, dessen Buch bei dem Klerus in hohem Ansehen stand:

liebem kind ist guot ein ris:
swer ane vohrte wahset,
der muoz sunder êre werden gris.

Die alttestamentlichen Sätze „wer seiner Ruten schonet, der hasset seinen Sohn" und „wer sein Kind liebt, der hält es stets unter der Rute" werden oft angeführt und variiert. Volkstümliche Rede giebt denselben Gedanken in reicher Abwechslung wieder: „Frische Ruten, fromme Kinder. Rut' macht böse Kinder gut. Du sollst deinen Sohn bitten, wie man den Esel thut. Kein Streich verloren, als der daneben fällt. Das ist die rechte Stiefmutter, die einen grünen Rock anhat und auf der die gelben Katzen weiden" u. s. w. Woher kommt es also, daß, trotz der angeblich entgegenstehenden Volksanschauung, Rutenstreiche anempfohlen werden? Es war die Klosterschulung, die das bewirkte, ist Rochholz' Antwort. Wenn wir aber auch durchaus den Einfluß dieses Momentes nicht verkennen wollen, so müssen wir doch daran festhalten, daß die Klostersitte hierin nur anknüpfte an die bereits vorhandene Volkssitte. Den Mönchen gebot die Disziplin, Bußen mit Rute, Strick und Riemen an sich selbst zu vollziehen und jede Strafe in schweigendem Gehorsam hinzunehmen. Bei denjenigen Geistlichen, die früher selbst als Leibeigne körperliche Strafen erhalten hatten, wurde schon im 9. Jahrhundert der Mißstand empfunden, daß ehemaliger Sklavensinn leicht in Härte, Trotz und Zanksucht umschlage. Ihr Einfluß wird es wohl gewesen sein, der Schläge auch für kirchliche Vergehen in das Strafgesetz einführte, so wenn z. B. der Sonntagsentheiliger in dem bayerischen Gesetze nach einer 622 zugefügten Strafbestimmung 50 Stockstreiche erhielt. Bei der Erziehung schien der Geistlichkeit die Rute so unentbehrlich, daß man sich Christus nicht als Kind denken konnte, ohne daß er Schläge erhielt. In dem Gedichte Konrads von Fuezbrunn über die Kindheit Jesu wird die Wißbegierde des Christuskindes, das bei der Erwähnung des Buchstabens Aleph sofort dessen Bedeutung erklärt haben will, vom Lehrer mit Rutenschlägen in ihre Schranken gewiesen. Die Rutenstrafe erscheint noch vielfach verschärft. In der Ecbasis (V 696) bekommt der Sträfling statt des Mittagessens Spülwasser zu trinken, im Parcival mußte er an den Hundetrog. Der leugnende Schulknabe mußte, wie sonst die Meineidigen, den Besen in der Hand emporhalten, er mußte zum Spott eine entehrende Mütze aufsetzen, wie sonst ein Geschändeter den spitzen Judenhut, er mußte auf Erbsen oder Latten knieen, wie die Kirchenbüßer, oder am Schulpranger stehen und den Kopf durchs Schandmäntelchen stecken, rückwärts auf dem hölzernen Esel sitzen oder den Esel tragen. Wenn wir die Einrichtung einer alten Schulstube auf alten Holzschnitten betrachten, finden wir zuweilen diese Strafwerkzeuge getreu abgebildet. Sogar die alte Rechtsitte, dem Verurteilten die Wahl zu lassen unter drei Strafarten, findet sich vor. Den Schülern zu Aarau, die sich in der Kirche ungehörig benommen hatten, wird die Wahl freigelassen, ob sie lieber in 14 Tagen den ganzen Katechismus auswendig lernen, oder drei Tage in den Turm gesteckt, oder in der Schule gestäupt werden wollen. Sie wählten — den Katechismus. Bekannt ist ja, wie Luther in einem Vormittage 15 mal geschlagen wurde. Er redet daher aus Erfahrung von den ungeschickten Schulmeistern, die seine ingenia durch Poltern, Stürmen, Streichen und Schlagen verderben und mit Kindern nicht anders umgehen, denn der Stockmeister mit den Dieben. Melanchthon bekam von seinem Lehrer Hungarius für jeden Fehler im Latein einen Streich: „und also machte er einen Grammaticus aus mir." Nicht so viel Erfolg von den erhaltenen Prügeln hat Erasmus Alberus, der von einem Schulmeister in Nidda erzählt, der zum Schluß der unmenschlichsten Grausamkeiten ihn in einen Sack stieß und zum Fenster hinaushing. „So feine ward ich unterwiesen, daß, da ich 14 Jahr alt war, nicht ein Nomen konnte deklinieren."

Johannes Butzbach wird wegen Schulschwänzens vom Lehrer, nachdem dieser ihm

Digitized by Google

die Kleider vom Leibe hat reißen lassen, an einen Pfosten gebunden und mit Ruten so grausam geschlagen, daß seine Mutter bei dem schrecklichen Anblick in Ohnmacht fiel. Agricola bezeugt es vom Jahre 1519, daß 24jährige Schüler mit Ruten gestrichen wurden. Erasmus von Rotterdam erzählt, daß auf dem Kollegium zu Montagu Studenten mit der Peitsche bis aufs Blut geschlagen worden seien „mit solcher Kerkerstrenge, daß ich nichts davon sagen mag. Freilich hieß es dann, der Trotz muß gebrochen werden: aber Trotz war diesen Leuten jede edlere Regung des Geistes."

Alle Schulen jener Zeit vermochten nur mit den härtesten Strafmitteln zu arbeiten. Als die Königin Elisabeth von England bei dem Besuche einer Lateinschule einen Knaben frug, ob er auch schon Schläge erhalten habe, war die augenblickliche, geistreiche Antwort das Citat der Stelle: „infandum, regina, jubes renovare dolorem" (Aen. 2, 3). Der Epigrammatiker Owen nimmt Rache an dem Birkenbaume, dessen Saft er trinkt: „Verdammter Baum, der du so oft mein Blut getrunken, jetzt trink ich deins." Eine hohe Schulbehörde sanktioniert dieses Prügelsystem. Am Portal des Schulgebäudes zu Burgdorf bei Bern ist der Wappenbär ausgemeißelt, der eine dicke Rute in die Höhe hält. Das Siegel der St. Olarschule vom Jahre 1576 zeigt den Lehrer an seinem Pult auf einem hohen Stuhle, wie er über einigen vor ihm stehenden Scholaren die Rute schwingt. Ein noch vorhandenes Schulsiegel der Stadt Höxter stellt den Schulmeister in einem faltenreichen Talar und einer runden Mütze dar, mit der Rute einen vor ihm knieenden Knaben bearbeitend. Dem Stadtpräceptor Ant. Reinhardt zu Winterthur, der bereits zehn Jahre im Dienste stand, ward 1771 eine Verfügung des Inhalts: wofern er sich weigere, den Schüler Knuß öffentlich selbst zu züchtigen, anstatt ihn bloß durch den Stadtknecht auf der Schullaube aushauen zu lassen, und morgen der Erkanntnus M. G. Herren noch nicht nachgekommen sei — so sei er vor Rath gestellt. Da war Joh. Jak. Häberle ein ganz anderer Mann. Er hat sorgsam Buch geführt über alle Strafen, die er in 51jähriger Amtsführung ausgeteilt hatte: über 60000 Rutenhiebe, 100000 Maulschellen rc. sind das bescheidene Resultat. Im Waisenhaus zu Frankfurt a. M. war verordnet, daß, wenn die Knaben auf die Karwatsche nicht achteten, sie mit Fußschellen geschlossen und einige Zeit mit Wasser und Brot gespeist werden sollten. Weitere Zuchtmittel waren eine Bank, dadurch der Züchtling Kopf und Arme stecken mußte, um dergestalt gestrichen zu werden. „Item ein Bärenkasten mit scharfen Ecken, item dunkle Gefängnisse unter der Erden." Selbst im Franckeschen Waisenhause zu Halle war den Lehrern aufgegeben, das laute Schreien der gezüchtigten Kinder zu verhüten und zu gewissen Stunden, wenn Fremde im Hause umhergeführt wurden, „keine scharfe Disciplinam zu exercieren."

So finden wir roheste Grausamkeit bis ins vorige Jahrhundert, und doch hatte schon im 13. Walther von der Vogelweide die schönen von höchster pädagogischer Weisheit zeugenden Worte gesungen:

„nieman kan mit gerten
kindes zuht beherten:
den man zêren bringen mac
dem ist ein wort als ein slac."

Auch Bruder Berthold, der gewaltige Volksprediger, hatte schon vor jedem Uebermaß gewarnt: „als daz kint ein unzuht oder ein boesez wort spricht, so sult ir im ein smitzelîn tuon an blôce hût, ir solt ez aber an blôz houbt niht slahen mit der hant, wan ir möhtet ez wol zu einem tôren machen. niur ein kleinez rîselîn, daz vorhtet ez und wirt wol gezogen."

Und Geiler von Keisersberg sagte in einer Predigt von 1508: „da hüet du dich, dass du nit thuest, als voil menschen, die grimmzornig sind und lauffent umb als ein wüetender hundt. wenn ein kind etwas thuot, so schlahen sie es an backen, daz ez zuo der erden felt. und also verderbt der teufel den, der straffen will, daz die straff mer gât uss eim rach, denn uz liebe." In einer anderen Predigt sagt er:

Digitized by Google

„tou eins, halt an dich, nit schlag's kind, bisz dir der zorn vergât; denn straff mit einem haiteren hertzen nach vernunfft. alle die weil dir's hertz klopfet, kere zuo dir selber. daz tuo zehen, zwaintzigmal; so dick der zorn die ruot in die hand nimmt, so dick halt an dich." Auch ins praktische Leben mag diese mildere Auffassung zuweilen übertragen worden sein. Cäsarius von Heisterbach erzählt uns folgenden Zug aus dem Leben des Herrn Ensfried, Dechanten zu St. Andreas in Köln, eines der originellsten Männer seiner Zeit. „So reich war sein Herz an Barmherzigkeit, daß er nicht duldete und so viel wie möglich verhütete, daß jemand geschlagen oder hart behandelt wurde. Eines Tages vernahm er, als er an der Schule vorbeiging, das Geschrei eines jungen Kanonikers, der sich etwas schweres zu Schulden hatte kommen lassen und durch vier Mitschüler gehalten wurde, um Schläge zu bekommen. Schnaubend vor Entrüstung, einem aufspringenden Löwen gleich, stürzte er sich in die Schule, vor unseren Augen den Stock gegen seinen Mitstiftsherrn, den Scholaster, erhebend und den Knaben dessen Händen entwindend, ruft er: „Was treibst du, Tyrann? Du bist da, deine Zöglinge zu lehren, nicht zu töten." Der Scholaster wagte in seiner Bestürzung kein Wort der Entgegnung. —

Früh schon sah sich auch die Obrigkeit genötigt, gegen allzu harte Schulstrafen vorzugehen. In der Eßlinger Schulordnung wird geboten: „Der Lehrer soll seine Schüler nicht an den Kopf schlagen, sie weder mit Tatzen, Schlappen, Maultäschchen und Haarrupfen, noch mit Ohrumdrehen, Nasenschnellen und Hirnbatzen strafen, keine Stöcke und Kolben zur Züchtigung brauchen." In dem 7. Artikel der Verordnung der Dekane und Kapitel der Stadt Worms vom Jahre 1260 heißt es: „Die Lehrer müssen Sorge tragen, daß sie bei den Strafen das Maß nicht überschreiten, sondern die Quantität der Strafe entspreche der Qualität der Schuld. Hat aber ein Lehrer das Maß durch außerordentliche Verletzungen überschritten, als da sind: Wunden — oder Knochenbrüche, dann soll der Scholar das Recht haben wegzugehen, ohne die halbjährige Vergütung entrichtet zu haben." Welch großmütige Vergünstigung! In dem späteren Wormser Statutenbuch von 1498 und 1507 findet sich ein noch deutlicheres Verbot: „Es sollen auch Lehrmeister, Zuchtmeister und die, so andere lernen, unterweisen und versehen, ihre Diener, Kinder und Jungen nicht unziemlich strafen, unmäßiglich schlagen, stoßen oder treten, auf unser, des Raths, Strafe und Pöne." In Wien bestimmte eine Schulordnung von 1446, daß die Kinder mäßiglich gezüchtigt werden sollten mit sechs oder acht Gertenschlägen und nicht mit den Fäusten oder auf den Kopf." Eine Nürnberger Verordnung von 1485 setzte fest, daß die Knaben mit Ruten ziemlicher Weise zu hauen seien. Sehr schön sind die Pflichten des Lehrers in der Bestallung des Schulmeisters zu Eltville von 1520 dargelegt. „Er soll die Schüler unterweisen und anhalten sanftmütiglich, auch dieselben nit mit ungebührlichen Schlagen und Strafen bestrafen und belästigen, den armen wie den reichen. Und dabei soll er nit ansehen weder Lieb noch Leid, Gunst oder Gabe, Freundschaft oder Feindschaft." Daß selbst die Kinder der Vornehmsten von den strengsten Schulstrafen nicht ausgenommen waren, beweist der Umstand, daß Kaiser Maximilian in seiner Jugend von der Hand des Lehrers oftmals tüchtige Schläge erhielt. Von Karl IV. erzählt die Limburger Chronik zum Jahre 1349: „er hatte einen Meister, der in zu schole furte, dem slug he ein auge usz, umb daz he in straffte. Daz beszerte he ime wol und machte in zu eime erzbischofe zu Prage, darnach zu eime cardinal."

Wie manche Eltern selbst ihre Erziehungspflicht erfüllten, zeigt ein Urteil des Schöffengerichts von Eltville: „Jeckel More von Kederich (das heutige Kiedrich) fragt: Er habe einen Sohn, der sei sein ehelicher Sohn, und der sei also gar mutwillig, daß er andere Knaben zu schlagen pflege, und hätte einem einen Arm in dem Ellenbogen entzwei geschlagen. Deshalb hätte er den Knaben genommen und ihn an die Bach geführt und ihm ein Seil um den Leib gebunden und ihm gedroht, er wollte ihn ertränken, und ihn in die Bach geworfen und wieder herausgezogen. Darüber wäre

Digitized by Google

Reckerhenn herbeigelaufen, da hätte er ihn wiederum in die Bach gelassen, das hätte er getan, damit er sich desto mehr schämte und von seiner Unart abließe und hätte ihn dann laufen lassen, und er könnte gehen und stehen und fehle ihm nichts. Nun kämen die Schöffen des Gerichts und meinten, er hätte damit groß gefrevelt, und er begehre durch ein Urteil zu erfahren: da der Knabe noch leibe und lebe und sein leiblicher Sohn sei, und er es nur zur Drohung getan habe, ob er damit gefrevelt habe? Darüber ist das Urteil ergangen: verhält sichs also — nein."

Kein Wunder also, daß infolge von übertriebener unpädagogischer Strafe zuweilen, wie wir bei Karl IV. sahen, Trotz und Rachsucht wachgerufen wurden. Unter Abt Thieto von St. Gallen im 10. Jahrhundert nahm ein Klosterschüler, dem die Schulaufseher befahlen, Ruten zu seiner Bestrafung aus dem Speicher zu holen, unterwegs Feuer vom Ofen mit und zündete damit Schule und Stift an, daß sie in Flammen aufgingen. — Da der Sohn des Schwabenherzogs bei der kaiserlichen Tafel zu Bamberg sich ein Stück Osterkuchen nahm, und ihm der Truchseß dafür einen Schlag gab, ergriff der Hofmeister des Kindes einen Stock und erschlug den Beleidiger vor des Kaisers Augen. Die Legende berichtet sogar von einem Heiligen, Felix de Pincis, der sein Märtyrertum der Rache der Schulkinder verdankt. Er wird abgebildet, wie Kinder nach ihm mit Griffeln stechen und mit Schreibtafeln schlagen.

Haben wir oben gesehen, wie das Sprichwort einerseits der Rute das Wort redet, so giebt es andrerseits auch volkstümliche Redeweisen, die eine mildere Auffassung vertreten Welch tiefe Weisheit liegt in den schönen Sätzen: Besser ein Kind ungeschneuzt lassen, als ihm die Nase abreißen. Vom Schlagen hat niemand Vorteil, als der Metzger. Zorn wirft blinde Jungen. Der Pfaffe vergißt, daß er ein Schüler gewesen. Hanbüchene Eltern, Espenkinder (mit Beziehung auf das schlechte Holz und das zitternde Laub der Espe). Auch der Volksaberglaube unserer Vorfahren, der vielverkannte und doch oft so segensreich wirkende und häufig sogar geradezu einer überlegenen Weisheit entsprungene Volksaberglaube, über dessen gute Seiten man — so parador es klingen mag — eine lehrreiche Arbeit schreiben könnte, nahm sich der vielgeplagten Kinder an. „Wenn man ein Kind mit einem Weidengertlein schlägt, wächst es nicht mehr." Der Aargauer Volksglaube sagt: „Ein Kind, das man mit dem Zweig der Hasel züchtigt, verkrüppelt, es kann, einjährig einmal geschlagen, gar nicht mehr gezogen werden." Ein anderes Wort sagt: „Derjenige Vater, der sein Kind mit Füßen treten will, der ziehe zuvor die Schuhe aus, damit sie der Teufel ihm putzen kann (oder: ehe ihm der Teufel die Füße schwärzt.")

Welch bedeutende, tief in das Erziehungswesen des Mittelalters eingreifende Rolle spielt demnach die Rute. Was nun das Küssen der Rute anbetrifft, so finden sich darüber nur wenige Stellen, in denen uns Kunde von diesem längst entschwundenen Brauche enthalten ist.

„Wenn man ein Kind houwt," sagt Geiler im „christlichen Bilger", „so muoss es dann die ruten küssen und sprechen: „liebe rut, trute rut werestu, ich thet niemer gut" (bei werestu ist die Negation unterdrückt, enwaere du wärest du nicht) — sie küssent die ruot und springen darüber, io sie hupfen darüber. (Sollte dieses über die Rute springen lassen vielleicht eine Analogie bieten zu dem über die Klinge springen lassen?) In dem „Seelenparadies" des Geiler findet sich noch eine zweite Stelle, an der er dieses seltsamen Gebrauchs Erwähnung thut. Es heißt daselbst: „Wenn ihm (dem Menschen) leiden zuofallet, so sagt er danck darumb, geleich als ein vernünftiges kind; darnm küsset es ettwenn die ruot, wenn es echter meinet, dass der vatter ein gefallen daran habe." Fischart kennt den Gebrauch ebenfalls. „Von des Gargantua adelicher jugend und jugendgemaesser tugend" heißt es im 14. Kapitel: „von dreien jahren bis zu fünfen war er fromm, bisz niemand im schlaf, machet der laus stelzen, küsset die rut." Aus neuerer Zeit ist an diese alte Sitte nur noch eine schwache Reminiscenz in Glaubrechts „Wachtelkorb" vorhanden: „Etliche kommen mit Lamm-

Digitized by Google

naturen zur Welt und werden mit einem Augenwink erzogen und gelenkt, und zeigt man denen die Rute von ferne, so küssen sie der Mutter die Hand und die Rute mit."

Aus dem Wortlaut der hier von Geiler und Fischart überlieferten Stellen geht so viel hervor, daß erstlich das Kind die Rute küssen muß, daß wir also einen pädagogischen Usus hier vor uns haben, und daß zweitens Kinder, vernünftige Kinder, wie Geiler sagt, auch freiwillig sich diesem Gebrauche fügen, wenn sie meinen, daß ihre Eltern vielleicht daran Gefallen finden. Von einer Sitte jedoch, die auf dem gemütlichen Entschlusse des ergebenen und vertrauenden Kindes beruht, vermögen wir nichts zu entdecken. Eine solche Sitte entspringt nicht dem freiwilligen Entschlusse des Kindes, sie ist die seltsame Frucht pädagogischer Klügelei. War es nun eine Art naiver Koketterie, offizieller Heuchelei oder stoischer Fassung, die sich in dem Ruteküssen kund giebt, und die ihren Triumph in dem „virgatum—gehen" feiert, das Rochholz noch gar nicht erwähnt, das man aber in enge Verbindung mit dem Küssen der Rute bringen muß, um ein neues Licht darauf fallen zu sehen.

An vielen Orten fand alljährlich im Sommer der sogenannte Rutenzug oder das Virgatumgehen statt. Von den Lehrern geführt und von der halben Stadt begleitet, zog die Schuljugend in den Wald hinaus, um den nötigen Bedarf an Ruten selbst herbeizuschaffen. Lustig tummelten sich die Knaben, führten allerlei Spiele und gymnastische Uebungen auf und wurden von Eltern und Lehrern bewirtet. Mit ihrer Plage beladen, kehrten sie abends scherzend und singend in die Stadt zurück. Es hat sich sogar noch ein Lied erhalten, welches eigens bei dieser Gelegenheit gesungen wurde:

„Ihr Väter und ihr Mütterlein,
Nun schent, wie wir gehen herein,
Mit Birkenholz beladen,
Welches uns wohl dienen kann
Zu Nutz und nit zu Schaden.

Euer Will' und Gottes Gebot
Uns dazu getrieben hot,
Daß wir jetzt unsere Rute
Ueber unserm eigenen Leib
Tragen mit leichtem Mute."

Wie das einzelne Kind gegebenenfalls die Rute küßt, mit der es gezüchtigt wurde, so trägt also hier unter Lobgesängen die Gesamtheit der Kinder ihre Ruten in feierlichem Zuge einher. Hier wie dort ein Gebrauch, der unserem modernen Denken und Fühlen durchaus widerspricht, aber in einer Zeit, die einen starken Hang zu allem Lehrhaften, Schulmeisterlichen hatte, wohl zu begreifen ist. Aus hunderten von Beispielen wissen wir, wie es das Mittelalter liebte, seine Rechtsbräuche mit symbolischen Handlungen poetisch zu verklären. Und was ist es anders, wenn das bereits gezüchtigte Kind die Rute küßt, oder wenn die im Laufe des Schuljahres noch hinreichend zu züchtigenden Schüler unter Lobgesängen ihre Ruten heimtragen — als die symbolische Darstellung des Gedankens, daß der Gestrafte und die zu Strafenden die rechtmäßige Begründung und die Heilsamkeit der Züchtigung anerkennen und dafür dem unschuldigen Instrumente ihrer Bestrafung und damit zugleich demjenigen, der diese Strafe pflichtgemäß verhängt, keinen Haß tragen? Den Tisch, an dem sich das Kind stößt und wehe thut, kann es in blindem Eifer schlagen, die Rute aber, die ihm zu seiner Besserung Schmerz bereitet, muß es in ruhiger Ueberlegung küssen. Der Kuß der Rute soll die Bitterkeit tilgen im Herzen des Büßenden und die Sühne herstellen zwischen dem Richter und dem Gerichteten. In diesem Sinne müssen auch wir Erwachsenen „die Rute küssen, die uns straft" und die Züchtigungen aus Gottes Hand in Ergebung und Dankbarkeit hinnehmen. Das Ruteküssen steht damit in gleicher Linie mit dem schweigenden Händedruck, den nach ausgefochtenem Streite die Zweikämpfer tauschen.

Damit, daß die Rute geküßt wird, wie ein lebendes Wesen, wird sie über sich selbst hinausgehoben, sie erscheint personifiziert, wie es so vieles im Mittelalter war, was wir heute mit nüchternen Augen als leblos betrachten. Nunmehr, in dieser personifizierten Gestalt, ist die Rute im stande, einen Teil des Odiums, das sonst dem strafenden Lehrer anhaften würde, selbst zu tragen, sie entlastet ihn gewissermaßen, und zum Zeichen dafür, daß der Geschlagene ihr nichts nachträgt, erhält sie den Versöhnungskuß. Die Rute ist auch gleichsam die Vermittlerin, die eine ausgleichende Rolle spielt zwischen dem büßenden Kinde und dem zürnenden Lehrer, sie tilgt mit ihrer Wirksamkeit die aufgeladene Schuld und erhält den Kuß zum Lohne ihrer befreienden, reinigenden Thätigkeit. Also kein „weinerlich-lustiger" Gebrauch, der „doch gewiß keinem behagen kann", sondern, wie das Virgatumgehen, in ihrem Ursprunge eine sinnige, poetische Sitte, dieses Küssen der Rute, eine Sitte, die in einer Zeit, in der dieses Strafmittel eine so überaus große Rolle spielte und in der man in Symbole einzukleiden pflegte, was man heutzutage in prosaischen Worten abthut, nicht ohne eine gewisse Berechtigung war.

Die Streiche der Rute bilden den Anfang der Strafen, die im schlimmsten Ausgange mit jenem Backenstreiche endeten, den der Henker dem abgeschlagenen Haupte des Gerichteten versetzte — denn „wer dem Besen entrinnt, wird am Galgen begraben" sagt ein altes Wort; sie bilden den Anfang der Strafen, die, um eben ein böses Ende zu vermeiden, in einer harten Zeit, die viel und strenge strafte, dem Gestraften die sittliche Bedeutung der Züchtigung klar zu machen bestrebt waren, indem sie ihn nötigten sogar — zum Küssen der Rute.

Digitized by Google



Mozarts Jugendliebe.

Eine Künstlergeschichte

von

Wilhelm Girschner.

In dem schönen, freundlichen, vom Rhein und Neckar so traulich umfangenen Mannheim stand ein kleines, bescheidenes, einstöckiges Häuschen, damals — im Jahre 1777 — noch in zweiter Linie hinter dem Wall, dicht an dem stattlichen Thore, welches nach der Seite des Rheins hin die Stadt schloß. Die zwei fünfeckigen Erker, die zu beiden Seiten vorsprangen und in spitzen Türmchen endeten, gaben dem Hause einen besonders wohnlichen Anstrich, und die Mansardenzimmer gewährten eine reizende Aussicht über den Rhein nach der Rheinschanze und dem schönen Hardtgebirge in der Ferne, diesem Hauptschmucke der anmutigen Pfalz, die schon Karl der Große sein deutsches Italien nannte.

In diesem Hause wohnte als Besitzer mit Frau und sechs Kindern Fridolin Weber, Souffleur und Kopist am kurfürstlichen Theater. Glück und Zufriedenheit wohnten zwar unter dem bescheidenen Dache, aber keineswegs Glanz und Wohlhabenheit, wie es bei einer so zahlreichen Familie, Mangel an Vermögen und dem kärglichen Gehalte von 400 Gulden jährlich nicht anders der Fall sein konnte. Dabei war Vater Weber ein grundehrlicher, einfacher, deutscher Mann, und seine Gattin, Marie Cäcilie geb. Stamm, aus Mannheim gebürtig, ebenfalls eine Frau von altem Schrot und Korn, und beide hielten auf Zucht, Ordnung und Häuslichkeit. In der gesamten Weberschen Familie waren von jeher Talent und Neigung zu Musik und Theater zu Hause. Das Musiktalent trat am bedeutendsten in dem Brudersohne Fridolin Webers, dem genialen Schöpfer des „Freischütz" hervor. So war auch unser Theaterkopist ein tüchtiger Musikus, der fertig die Violine und Klavier spielte und eine vortrefflich ausgebildete Singstimme besaß. Früher hatte er eine Anstellung in der kurfürstlichen Kapelle gehabt, aber durch ein unpassendes Benehmen die Gunst seines Herrn verscherzt und war infolgedessen zu seiner jetzigen geist- und kunstlosen Thätigkeit herabgesunken. Doch raubte ihm das ebenso wenig wie der Kampf mit der Not des täglichen Lebens etwas von der idealen Neigung und Kraft. Er und seine Familie verdankten seinem Spiele auf dem alten, noch von den Eltern herstammenden Klavichord, — denn ein Klavier oder gar eins von den neuen Fortepianos anzuschaffen, wie sie damals Stein in Augsburg anfertigte, wagte er bei seinen geringen Mitteln kaum zu denken, — manche genußreiche Stunde. Seine Kinder hatten sämtlich die erbliche Anlage zur Musik überkommen, und er nährte und pflegte dieselbe, so gut es ging, was ihm zugleich die Hoffnung gewährte, sich und der Familie für spätere Tage Erleichterung zu verschaffen. Die fünf ersten Kinder waren Töchter,

Digitized by Google

das letzte ein Sohn. Die drei ältesten Töchter waren bereits in das erste weibliche Blütenalter getreten und blühende, anmutige Erscheinungen. Die dritte, Aloysia, die im fünfzehnten Lebensjahre stand, war die schönste, — eine braunlockige, schlanke Jungfrau mit rosigen Wangen und einem edlen, bedeutenden Profil, das Bild einer im Aufgehen begriffenen Rosenknospe. Wie reizend und nett stand ihr das einfache, nach damaliger Mode knapp anliegende Hauskleid, wie schön ließ es ihre schlanken Formen sehen, und doch wie sittsam verhüllte wieder das feine Busentuch mit der leichten Batistkrause Brust und Hals, und wie kunstlos und doch zierlich wallte das reiche Haar in natürlichen Locken bis auf die Schultern herab! Dazu war sie eine vortreffliche Sängerin, die eine äußerst klangvolle, biegsame und reine Stimme besaß, daher sie sich auch nach ihrem eigenen und der Eltern Wunsch zu einer Opernsängerin heranbildete und bei dem kurfürstlichen Orchesterdirektor Wendling Unterricht genoß. Oft sang sie in Privatzirkeln, wo alles von ihrem herrlichen Gesange entzückt war. Ihr Geist war lebhaft und feurig, nichts schien ihr zu schwer und unerreichbar, sie war ganz zur Künstlerin geschaffen. Die andern Schwestern waren weniger schön und geistig begabt, und die am wenigsten hervorragende Erscheinung war die dritte Schwester, Constanze. Ihre ganze Schönheit bestand in einem schlanken Wuchse, schönen schwarzen Augen und dunklem, lockigem Haar. Doch war sie durchaus nicht ohne Geist, besaß viel Sinn und Anlage für Musik und war die gutherzigste und bescheidenste von allen, geschaffen, für den häuslichen Kreis zu blühen, tauglich zu allen häuslichen Verrichtungen. Obwohl man in dem Weberschen Hause der Anschauung des Vaters gemäß nicht gewohnt war, das Leben allzu schwer zu nehmen, so lebte man doch im allgemeinen solide und einfach, was in der damaligen Theaterwelt, namentlich in Mannheim, viel sagen wollte.

In diese solide bürgerliche Musikantenfamilie wurde eines Tages durch den Orchesterdirektor Wendling, den würdigen Freund des Hauses, ein Gast eingeführt, dessen Bekanntschaft für sie wie für ihn selbst jetzt und durch das ganze Leben von größter Bedeutung sein sollte. Es war ein unscheinbarer, kleiner Jüngling von 21 Jahren, mit kaum sprießendem Bart, der bescheiden und anspruchslos an Wendlings Seite stand. Seine ganze äußere Erscheinung war nichts weniger als ansehnlich und imponierend, auch sein Gesicht gerade nicht schön; der Kopf war etwas zu dick und die Nase zu groß; aber in den matten, in sich gekehrten blauen Augen lag etwas Tiefes, Sinniges, auch waren die Gesichtszüge sonst interessant, der Mund hübsch gebildet, und die hohe, nach den Seiten hervortretende Stirn verriet dem Kenner einen ungewöhnlichen Geist. Der kleine, stille Kreis konnte sich glücklich schätzen, seine Bekanntschaft machen zu können, und manche vornehme und angesehene Familie mochte sie wohl darum beneiden. Nur sein Name brauchte genannt zu werden, und alle weiteren Empfehlungen und Bemerkungen waren überflüssig. Um es endlich herauszusagen, es war der musikalischste aller Musiker, die je gelebt haben, der Schiller unter den Komponisten — Wolfgang Amadeus Mozart.

Dieses herrliche Genie hatte schon damals durch sein Klavierspiel wie durch seine Kompositionen den Ruhm Europas auf seinen jugendlichen Scheitel gehäuft, ja schon als Kind in den berühmtesten Städten Europas glänzende Siege gefeiert. Der kunstliebende Hof des Kurfürsten von der Pfalz hatte auch ihn wie so viele Künstler nach Mannheim gezogen. Zwar hatte er schon früh in seiner Heimat Salzburg eine Stelle als Konzertmeister beim dortigen Fürsterzbischof Hieronymus erhalten, allein die barsche Behandlung von seiten dieses geistlichen Fürsten, der die Künstler seiner Kapelle wie die niedrigsten Diener achtete und ihnen täglich die beleidigendsten Beiwörter gab, das Betragen der groben und liederlichen Hofmusik, hatten ihm diese Stellung, die obenein ein kärgliches Gehalt von nur 150 Gulden jährlich abwarf, auf die Dauer zuwider gemacht. Als ihm daher der Erzbischof eines Tages den Urlaub zu einer Kunstreise abgeschlagen hatte, setzte er ihm ohne weiteres den Stuhl vor die Thür, nahm seinen Abschied und begab sich von neuem auf Reisen, um Geld und Ruhm und eine seiner würdige Anstellung zu gewinnen. Sein Auge war zunächst auf München gerichtet, wo der kunstliebende Kurfürst

Digitized by Google

Maximilian Joseph III. residierte; er glaubte in einer ehrenvollen Stellung an dessen Hofe sein Brot zu finden, von wo aus er seinen großen Plan, eine echt deutsche und volkstümliche Oper zu gründen, mit Erfolg ausführen könnte. Allein er klopfte hier vergebens an. Dem Kurfürsten entfuhr die thörichte Aeußerung: „Ist jetzt noch zu früh! Er soll nach Italien reisen, sich berühmt machen!“ Auf diese erste schmerzliche Enttäuschung beeilte sich Mozart, in Mannheim sein Glück zu suchen, wo er gegen Ende November 1777 anlangte. Der berühmte Cannabich, Direktor der kurfürstlichen Kapelle, der lange Zeit überall als ein Muster eines vollendeten Dirigenten galt, nahm den jungen Künstler, bis er eine Anstellung erhielte, mit echt deutscher Gastfreundschaft in sein Haus auf. Mozart fand an ihm einen zweiten Vater, und die Mutter hatte ihm der kluge Vater, der die übertriebene Herzensgüte und Freigebigkeit des Sohnes neben seiner völligen Mißachtung alles Geldes und Geldwertes wohl kannte, zur Fürsorge mit auf die Reise gegeben. Der Einfluß Cannabichs wie seine hervorragenden musikalischen Leistungen brachten den jungen Künstler bald in die unmittelbare Nähe des Hofes. Er spielte in Privatzirkeln wie in den Galakonzerten des Schlosses, und Karl Theodor sowie seine Gemahlin waren ganz entzückt von dem hinreißenden Spiele des kleinen unscheinbaren Jünglings, der durch die Kraft seiner Phantasie alle Herzen seiner Zuhörer für sich gefangen nahm. „Er spielt unvergleichlich!“ rief der Kurfürst ihm zu, und die Prinzessin, als ihr Mozart die Hand küßte, meinte: „Monsieur, je vous assure, on ne peut pas jouer mieux.“ („Mein Herr, ich versichere Ihnen, man kann nicht besser spielen.“) Und als hierbei einst das Gespräch auf die Oper kam und Mozart äußerte: „Ich empfehle mich Ew. Durchlaucht zu höchster Gnade, mein größter Wunsch wäre, hier eine Oper zu schreiben, ich bitte, mich nicht ganz zu vergessen, ich kann Gott Lob und Dank auch Deutsch,“ antwortete der Kurfürst: „Das kann leicht geschehen.“ Auch erteilte Mozart den kurfürstlichen Kindern aus freien Stücken und unentgeltlich Musikunterricht. Dies alles machte ihm Hoffnung auf eine feste Anstellung bei Hofe, und er richtete sich daher zu einem längeren Aufenthalte in Mannheim ein, nahm Schüler an und schrieb für sie wie für allerhand fremde Besteller mancherlei Kompositionen, von denen er dann hin und wieder eine den kurfürstlichen Kindern übersandte. Die Bestellungen auf Kompositionen mehrten sich mit der Zeit, und da ihm auf der Welt nichts widerwärtiger war, als das Abschreiben seiner eigenen Kompositionen, so sah er sich nach einem Kopisten um, den ihm der Konzertmeister Wendling in unserm Fridolin Weber verschaffte. Durch Wendling eingeführt, fand der junge Künstler in dem musikliebenden Weberschen Familienkreise die freundlichste Aufnahme. Der gute Weber zeigte sich gern und willig bereit, die Kopien seiner Stücke zu besorgen, und zwar wollte er es, was in Mannheim sehr teuer war, unentgeltlich thun, nur sollte Mozart dafür Aloysia Klavierunterricht erteilen.

Der freie, leichte Ton, die heitere Unbefangenheit und Aufrichtigkeit, die in der Weberschen Familie herrschten, behagten dem jungen Künstler, der ja auch aus einer bürgerlichen Musikantenfamilie war, — sein Vater war Vicekapellmeister — gleich von Anfang an außerordentlich. In kurzer Zeit fühlte er sich hier wie zu Hause und bildete fast einen integrierenden Teil der Familie; die Weberschen Kinder behandelten ihn, als sei er mit ihnen aufgezogen. Das ganze Wesen und Behaben des Jünglings, in dem doch ein so großer Genius lebte, war so anspruchslos, einfach und natürlich, daß von etwas Respektforderndem gar nicht die Rede sein konnte. Er war in dieser Beziehung wie ein Kind, weshalb ihn auch namentlich die jüngsten Sprossen, die dem Kindesalter noch nicht entwachsen waren, sehr ins Herz geschlossen hatten. Durch ihn kam ein neues Leben in die Familie. Wendlings und Cannabichs waren jetzt mehr denn je mit ihr verwachsen, auch seine treue, für ihn so besorgte Mutter führte Mozart bei Webers ein. Vor allem aber brachte Mozart einen Umschwung in die musikalischen Leistungen Aloysias, welche gestand, daß sie jetzt erst wisse, was Gesang sei. Auch Konstanzen und der ältesten Schwester Josepha erteilte er Musikunterricht, und gar manchen



der langen Winterabende schuf er zu einem kleinen häuslichen Konzerte um. Auf Wendlings Mahnung brachte er oftmals einige von ihm komponierte Arien mit, die von Aloysia gesungen und von ihm auf dem Klaviere begleitet wurden. Auch pflegte er nach dem Abendbrote noch längere Zeit auf dem Klaviere zu phantasieren. Das war eine Pracht! Was waren das für Töne, für Harmonien, die auf- und niederwogten! Die Zuhörer schwammen auf diesem Strome der Töne in ein nie geahntes Paradies der Seligkeit, und nur ein Tauber konnte wirklich kalt bleiben. Vater Weber blies wohl vor Entzücken mächtige Rauchwolken aus seiner Pfeife, Wendling strahlte vor Seligkeit, die Mutter hatte Thränen der Freude im Auge, und die Kinder saßen wie in der Kirche. Mozart war sonst in Gesellschaft, trotz seines angebornen Frohsinns, seiner heiteren, liebenswürdigen Hingabe an das Leben und die Kunst, häufig in sich zurückgezogen; er setzte sich sogar manchmal in die Ecke, zog ein Buch aus der Tasche und las, derweil die andern spaßten; er stak eben so ganz in der Musik, daß er den ganzen Tag damit umging, spekulierte, studierte und überlegte. In diesem heiteren, gemütlichen Kreise aber konnte er recht lustig und heiter sein, sein Witz sprudelte zum Ergötzen der Gesellschaft, die er namentlich durch seine Fertigkeit unterhielt, in drolligen Versen zu sprechen.

Was aber Mozart vom ersten Momente der Bekanntschaft an hauptsächlich an das Webersche Haus fesselte, war die schöne, geistig begabte Aloysia. Ihre sprudelnde, lebensfrische Heiterkeit riß ihn wie in einem himmlischen Rausche mit fort. Dazu war sie eine begeisterte und begabte Jüngerin seiner Kunst, und ihr Streben ging mit dem seinen Hand in Hand. Er konnte ihr gutes Notenlesen nicht genug bewundern, und seine schweren Sonaten spielte sie zwar langsam, aber, ohne eine Note zu fehlen, prima vista. Und wenn er am Klavichord saß, und sie neben ihm stand, ihn mit ihrer schönen Stimme begleitete und mit dem Zauber des Wohllants und mit Innigkeit des Gefühls sang, dann erbebte der zartbesaitete Jüngling vor innerer Seligkeit. Besonders seine Arie von der de Amitis (aus der Oper „Lucio Sillo," die er als sechszehnjähriger Jüngling für Mailand geschrieben) sang sie ganz vortrefflich. Er fühlte sich durch ein ihm unbekanntes Gefühl zu diesem bezaubernden Wesen hingezogen; das Interesse für die schöne Stimme und das Talent des Mädchens mischte sich mit dem Wohlgefallen an ihrer schönen, jugendlichen Gestalt und ihrem liebreizenden Wesen. Und wie die Sonne den Nebel durchbricht, so ward er sich endlich bewußt, daß er sie liebe. Auch Aloysia war sich längst klar und bewußt geworden, daß in ihrem Herzen der junge, geniale Künstler als einziger unumschränkter Gebieter herrsche. So umschlangen sich hier die beiden Himmelsschwestern Kunst und Liebe; bei beiden Liebenden hatte die Musik das Amt des kleinen, schalkhaften Amor übernommen. Beide träumten sie von einer schönen Zukunft gemeinsamen Kunststrebens, gemeinsamer Begeisterung, gemeinsamen Ruhmes.

Dieser Gedanke trat ihnen noch näher, als auch Aloysia in Mannheim bald ihre Triumphe feierte. Unter Mozarts liebendem Einfluß entfaltete das junge Mädchen die Blüte ihres herrlichen Gesanges so reich und voll, daß alle Welt staunte, wo sie sich hören ließ. Es ging ihr nichts als die Aktion ab, um auf jedem Theater als Primadonna aufzutreten. Eines Tages mußte sie auch vor dem Kurfürsten singen, der über ihre Leistungen so entzückt war, daß er sie zum Mitgliede des Konservatoriums für Musik ernannte und das Gehalt ihres Vaters, weil er ihm eine so geschickte Sängerin gestellt, erhöhte. Von einer Gage war freilich bei Aloysia noch nicht die Rede. Zuweilen trat sie auch in der Oper auf der Bühne auf und erntete hier ebenfalls, trotzdem sie sich auf den Brettern noch nicht recht zu bewegen verstand, stürmischen Beifall. Sie wurde nicht selten durch Einladungen zu Hofe und in vornehme Cirkel beehrt, wohin sie Mozart in der Regel begleitete. Namentlich erhielten sie beide häufig Einladungen von der Prinzessin Weilburg-Oranien, einer glühenden Verehrerin der Musik und dramatischen Kunst, die damals in Kirchheimbolanden wohnte und das Paar von Mannheim in einer Hofkutsche abholen ließ. Dort brachte Mozart in Gesellschaft Aloysias

Digitized by Google

glückliche Tage zu. Das war ein Musizieren, Deklamieren und Aufführen von kleinen Opern und Lustspielen, daß es eine Freude war!

In solch anregender Thätigkeit schwelgten die beiden Liebenden. Als Liebende mußten sie bald ihrer Umgebung erscheinen, und der alte Weber wie seine Frau, die keinen größeren Wunsch hegen konnten, als baldmöglichst aus dem Druck ihrer engen Lebenslage herauszukommen, billigten das Verhältnis in der Aussicht, daß sich die schönen Gaben beider mit einander verbänden, vielleicht auf Kunstreisen, vielleicht auch bei gegenseitiger Anstellung. Doch vor allem hieß es jetzt bei Mozart, sich endlich mit Ernst bei dem Kurfürsten um eine Stelle zu bewerben, um bald zu einer selbständigen Existenz zu gelangen und das geliebte Mädchen für immer sein nennen zu können. Denn trotz der kurfürstlichen Andeutungen verging eine Zeit nach der andern, ohne daß es zu etwas kam. Jetzt mit Eifer angegriffen, schien die Angelegenheit auch ganz nach Wunsch zu gedeihen; der Intendant ließ ihn hoffen, daß er möglicherweise die Anstellung als Kammerkomponist erhalten werde, es handelte sich zunächst nur noch um die Unterschrift des Kurfürsten unter das Anstellungsdekret. Allein seine Neider und Widersacher waren inzwischen geschäftig, die kurfürstliche Gunst, die sich Mozart immer mehr zuwendete, zu untergraben. So vor allem der Vicekapellmeister und Hofkaplan Abt Vogler, ein stolzer, eingebildeter Charlatan, ein wahrer Stümper gegen Mozart, der nicht versäumte, verleumderische Reden über die Untauglichkeit und Untüchtigkeit des genialen Künstlers auszustreuen und sie Damen von Einfluß in den Mund zu legen, wodurch er seinen Zweck auch vollkommen erreichte. Es verging ein Tag nach dem andern, die Anstellung erfolgte nicht, und als Mozart nach langem Hinhalten und Ausweichen bei dem Intendanten endlich auf eine entscheidende Antwort drang, mußte ihm derselbe verlegen und mit Achselzucken gestehen, daß es nichts mit seiner Anstellung sei. Voll Entrüstung verließ er das Haus des Intendanten. Da stand er nun, um alle seine schönen Hoffnungen getäuscht, bereits von dem dritten deutschen Fürsten wie ein Stümper abgewiesen. Dort lag das schöne große Haus, in welchem Abt Vogler wohnte, wie ein kleiner Fürst eingerichtet, in den glänzendsten Verhältnissen, geschätzt bei Hofe, gepriesen von der Welt, angestaunt von der geblendeten Menge, trotz seiner lächerlichen musikalischen Charlatanerien, er, der gegen Mozart als Komponist, Klavier- und Orgelspieler nicht im entferntesten in Vergleich kommen konnte. Aber er kannte die Frauen und das Leben bei Hofe besser und verstand sich besser in der Welt zu bewegen als der weltunkundige, bescheidene, junge Künstler.

Mozart beredete nun mit Vater Weber den Plan, daß sie alle auf Kunstreisen nach Italien, dem gelobten Lande der Musik jener Tage, gehen wollten; er werde dort seinen alten Ruhm wieder auffrischen und Opern schreiben, in denen Aloysia als Primadonna auftreten sollte. Webers, die schon im Geiste die Triumphe Mozarts in Italien und eine gefüllte Kasse sahen, nahmen in ihrem Musikantenleichtsinn den Plan mit Freuden auf; und nun schrieb Mozart an seinen Vater, welcher Personen und Verhältnisse kannte, daß er sich irgendwo in Italien um eine Anstellung für ihn bei einem Theater und für die Freundin um ein Engagement bemühe. Allein da kam er schön an. Der Vater war keineswegs mit dem Plane des Sohnes, daß er mit fremden Leuten in der Welt umherreisen und den wohlerworbenen Ruf des Namens Mozart durch ein solches Vagabundieren, wie er es nannte, leichtsinnig aufs Spiel setzen wolle, einverstanden, vielmehr dadurch so erschreckt worden, daß er beinahe den Verstand verloren hätte. Er schickte daher dem Sohne eine lange Epistel, worin er ihm ob solchen Gedankens recht derb den Text las und ihn auf das eigentliche Ziel seines Lebens und Strebens hinwies. „Auf Konzerte zu reisen," schreibt er, „das ist nur eine Sache für kleine Lichter, für Halbkomponisten, für Schmierer. Fort mit Dir nach Paris und das bald, setze Dich großen Leuten an die Seite. Es kommt nur auf Deine Vernunft und Lebensart an, ob Du als ein gemeiner Tonkünstler, den die Welt vergißt, oder als ein berühmter Kapellmeister, von dem die Nachwelt auch noch in Büchern lieset, — ob Du von einem Weibsbild etwa eingeschläfert, mit einer Stube voll notleidender Kinder auf



einem Strohsack, oder nach einem christlich hingebrachten Leben mit Vergnügen, Ehre und Reichtum, mit allem für Deine Familie wohl versehen, bei aller Welt in Ansehen sterben willst."

Dieser Brief wirkte so stark auf den jungen Künstler, daß er einige Tage lang auch körperlich leidend wurde und das Zimmer hüten mußte. Er sah, obwohl er dem Vater seine Liebe verschwiegen hatte, die innersten Regungen und Neigungen seines Herzens bedroht und gefährdet, die er mit seiner ganzen inneren Existenz in unzerreißbarem Zusammenhang fühlte, und zugleich seine heiligsten Gefühle mit einander in Widerspruch. Die Trennung von der Geliebten war für sein Herz zu schwer, nicht minder schwer aber auch war es für sein liebevolles und dankbares Gemüt, dem Willen des Vaters zu widerstreben, der seine ganze Existenz an die Ausbildung seines Sohnes gesetzt hatte, des lebensklugen und kräftigen Vaters, dessen Rat ihm als der beste erscheinen mußte, und dessen Verstand er bei seiner eigenen geringen Fähigkeit, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, überall bedurfte. So fühlte der Jüngling alsbald die Dornen, die sich unter den Rosen einer allzufrühen Liebe bergen.

In diesen inneren Nöten griff er, als ihm alles Pläuemachen und Briefschreiben endlich zuwider geworden, mit neuer Kraft zu seiner lieben Musika. Es drängte ihn, wie alle Künstler in seiner Lage, all sein menschliches Empfinden in eine künstlerische Schöpfung seines zitternd erregten Geistes auszuströmen. Und so setzte er sich hin und schuf im Februar 1778 jene wundervolle Arie „Non so d'onde vienne etc." (Ich weiß nicht, woher mir kommt dieses wunderbare Empfinden 2c."), die bereits so schön von Johann Christian Bach in London komponiert war, die Mozart aber für seine Aloysia, nur mit Beibehaltung des Textes, ganz neu schuf. Sie ist so recht eine Schöpfung der Begeisterung, welche die Liebe eingehaucht, die jetzt der Gedanke an die nahe Trennung von der Geliebten in Mozart zur hellsten Glut angefacht hatte. Darum ist dieses Musikstück auch ein so vollendetes Kunstwerk geworden, dessen unendlich warmes und wahres Empfinden bei Mozart nie wieder übertroffen worden ist. Seine eigenen Empfindungen wurden das bewegende Element für dieses Werk seiner Phantasie. Ein König soll den Befehl zur Hinrichtung eines Jünglings geben, der einen Anschlag auf sein Leben gemacht hat; aber wie er den schönen Jüngling ansieht, ergreift ihn mit einem Male ein wunderbares Empfinden, dessen Grund er sich selbst nicht erklären kann. „Ists Mitleid, ists Liebe, was mich ergreift? — Nein, es kann nicht bloß Mitleid sein, was mir die Seele so ins Innerste erschüttert, es muß ein anderes Fühlen sein." — Er weiß nicht, daß der Jüngling sein eigener Sohn ist. — Ist hier nicht der eigenste Zustand von Mozarts jugendlichem Herzen ausgesprochen, in welches zum ersten Male das mächtige, noch unbekannte wunderbare Gefühl der Liebe eingezogen war? Dieses Gefühl hat jene herrliche, in Form und Behandlung eigentümliche Tonschöpfung diktiert. Und was der Künstler selbst empfand, wollte er auch die Geliebte durch ihren Vortrag seiner Schöpfung so gern empfinden lassen. Es läßt sich erwarten, wie sie Aloysia sang; so, daß sie sich und Mozart unbeschreibliche Ehre machte, als sie die Arie öffentlich und in Privatzirkeln vortrug, und alle Anwesenden bekennen mußten, daß sie noch kein Musikstück so gerührt habe wie dieses. Auch vom Orchester wurde es aufgeführt, welches nicht aufhörte, es zu loben und davon zu sprechen.

Aber endlich mußte Mozart doch einen Entschluß fassen, ob er in Mannheim bleiben oder sich von Aloysia und der Familie Weber trennen sollte. Das doppelte Ziel, das ihm vor Augen schwebte: sichere Lebensstellung und durch sie Aloysias Besitz, was er in Mannheim nicht erlangen konnte, legte sich zu dem Willen seines Vaters schwer in die Wagschale und gab die Entscheidung für die Trennung und Abreise nach Paris. Dazu loderte die Ahnung der angeborenen Wunderkraft in diesem entscheidenden Momente heller als je in seinem Bewußtsein empor und ließ ihn erkennen, daß er zu etwas anderem geboren sei, als am Stundengeben zu vertrocknen. Fort nach Paris! rief sein Genius ihm zu; dort in der Weltstadt ist dein Platz, wo deine Kindheit schon so viele Lorbeeren geerntet! Webers und seine übrigen Freunde, so ungern sie Mozart verloren, mußten seine Wahl bei näherer Ueberlegung nur billigen. Und so begab er sich mit seiner Mutter

am 13. März 1778 auf die Reise nach Paris. Die liebende und geliebte Leserin mag den Schmerz der Trennung leicht ermessen. Vater Weber verehrte dem lieben Hausfreunde Molières Schauspiele und Aloysia dem Geliebten zwei Paar „Täzeln", die sie selbst von Filet gestrickt hatte. Alle Familienglieder vom größten bis zum kleinsten brachen in schmerzliches Weinen aus, als Mozart ihnen die Hand zum Abschiede drückte; der Vater ging mit ihm noch die Treppe hinab, blieb unter der Hausthür stehen, bis er um die Ecke herum war, und rief ihm nochmals ein „Adieu!" nach.

Nach zehntehalb Tagen — denn so lange dauerte damals die Reise von Mannheim aus — war Mozart mit seiner Mutter in Paris angelangt. Ihre Geldmittel waren nur gering, daher mußten sie sich mit einem kleinen, dunklen Stübchen behelfen, wo es gegen neun Uhr morgens erst Tag wurde. Der junge Künstler befand sich so recht im Zustande eines Liebenden, dem die teure Freundin fern ist; ihm war weder kalt noch warm, er fand an nichts Freude. Nur Aloysia beschäftigte ihn, ihr Bild schwebte beständig vor seiner Seele, die nur die Hoffnung beflügelte, sie dereinst sein nennen zu können. Wie oft flog sein Geist zu ihr hinüber, wie oft hörte er den zauberhaften Klang ihrer Stimme und saß in der kleinen Erkerstube in dem lieben Hause am Rheinthore im trauten Kreise der Weberschen Familie. Aber es galt kein Feiern, wenn er Aloysias Besitz erreichen wollte; darum also frisch Hand ans Werk! Allein schon nach wenigen Tagen mußte er sich eingestehen, daß all die schönen Jugendträume, die kühnen Hoffnungen, mit denen er nach Paris gekommen, sich nie verwirklichten, und daß er auch hier wieder auf eine bittere Täuschung gestoßen sei. Gerade für die Häupter der begabtesten und edelsten Menschen ist ja das Geschick so reich an Dornenkronen! Welchen Effekt hatte vor fünfzehn Jahren der allerliebste kleine Junge bei Hofe und in der Stadt gemacht, der auf dem Klavier die außerordentlichsten Kunststücke ausführte, über eine Serviette spielte und die größten Virtuosen zu schanden machte! Wie hatte man ihn damals in Prosa und Versen gefeiert, sogar sein Bild gefertigt und feilgeboten! Dieser Enthusiasmus, der nur dem Neuen, Niedagewesenen und Pikanten gegolten, war jetzt bei den Bewohnern der Weltstadt, bei den Großen eines Hofes wie der zu Versailles, die wie Schmetterlinge von einem Genusse zum andern taumeln, nur im Neuen schwelgen und das gestern Neugewesene schnell vergessen, für ihn nicht mehr zu erwarten; sie hatten die weiteren Erfolge des heranwachsenden Künstlers schnell aus den Augen verloren. Erreichte er auch in manchen Privatkreisen mit seinem ergreifenden Klavierspiel und im „Concert spirituel" mit seinen frischlebendigen Symphonien keine geringen Erfolge, so konnte er doch den Einfluß der hohen Herrschaften bei Hofe nicht für sich gewinnen, der sehr wesentlich war, um nur irgend durchzudringen. Denn eben dieser hohe Adel schwärmte nicht sowohl für die Kunst, als höchstens für die augenblicklichen Skandale des Theaters. Die Leute machten Mozart Komplimente, bestellten ihn auf den und den Tag, da spielte er, man hörte dem unbekannten deutschen Musiker kaum zu, schwatzte, lachte oder zeichnete während seines Vortrages, machte ihm am Schluß das leere Abschiedskompliment: „O, c'est un prodige, c'est inconcevable, c'est étonnant!" (Es ist ein Wunder, es ist unbegreiflich, es ist erstaunlich!), das man so oft im Leben hört, und damit „Adieu". Ja mitunter behandelte man ihn ganz wegwerfend und ließ ihn wie einen Lakaien im Vorzimmer warten. Um über die Menge der ausgezeichneten Künstler, die in der Weltstadt lebten, einen entscheidenden Sieg zu gewinnen, dazu gehörte die Komposition einer großen Oper, ein Gebiet, für das man sich dort gerade jetzt recht lebhaft interessierte. Auf dieses Ziel steuerte Mozart daher mit allem Eifer los. Er hatte auch die Freude, von dem Direktor der „Großen Oper" den Auftrag zu erhalten, eine solche zu komponieren. Als der Dichter, welcher den Text dazu liefern sollte, den ersten Akt vollendet hatte, machte sich Mozart sogleich ans Werk; allein mit den übrigen Akten wurde jener immer und immer nicht fertig. Ebenso gelangte eine Symphonie, die Mozart geschrieben, im „Concert spirituel" aus Intrigue und Chikane anderer Künstler nicht zur Aufführung. Die Aussichten, daß die Wünsche und Hoffnungen des jungen Künstlers und Liebhabers so bald

Digitized by Google

befriedigt werden sollten, schwanden von Tage zu Tage. So sah er sich genötigt, des elenden Broderwerbs willen wieder Schüler anzunehmen. Aber auch hier erging es ihm übel; die einen blieben aus oder waren nicht zu Haus, wenn er kam, die andern zahlten nicht. Es war, als sei dieser Aufenthalt in Paris zu einer wahren Prüfungszeit unseres armen Freundes ausersehen. Um ihm Paris vollends verhaßt zu machen, waren die Franzosen, wie er meinte, „so gar dumme Esel in der Musik", ohne Talent und tieferen Sinn für dieselbe, die ihm so sehr am Herzen lag und von Herzen kam. „Wie kann es auch anders sein?" setzte Mozart hinzu, als er dies dem Vater schrieb, „sie sind ja in allen ihren Handlungen, Leidenschaften und Passionen auch nicht anders, — es giebt ja keinen Ort in der Welt wie Paris."

In solcher Lage und Stimmung traf ihn noch der schwerste Schlag, den ein kindliches Herz treffen kann. Die Mutter, die er auf das zärtlichste liebte, ward ernstlich krank, und Mozart hatte, nachdem er vierzehn Tage lang wartend und pflegend an ihrem Bette gesessen, den großen Schmerz, sie in der Fremde in seinen Armen sterben zu sehen. Das Maß des Widerwillens gegen Paris war voll. Sehnsuchtsvoll richtete sich Mozarts Auge nach dem Orte zurück, wo sein Herz stets lebte, nach seinem lieben Mannheim. Gerade jetzt, als ob die Vorsehung endlich einmal seine Wünsche erfüllen wolle, kam ihm auch ein Ruf in die Heimat zu. Sein alter, treuer Vater hatte inzwischen mit aller Klugheit daran gearbeitet, ihn an den Salzburger Hof zurückzubringen, und endlich für den Sohn die Stelle eines Hof- und Domorganisten mit 400 Gulden Gehalt glücklich erobert. Also doch wenigstens diese kleine Stelle war ihm endlich zu teil geworden. Freilich mußte Mozart auch wohl bitter lächeln. Das war also die einzige Frucht all seiner Reisen und Bemühungen, seines großen Talentes! Könige und Völker hätten sich um den Besitz des großen Künstlers streiten, auf ihn stolz sein sollen. Leicht schüttelte er den Pariser Staub von den Füßen, und ließ er auch einen teuren Hügel zurück, er jubelte laut auf, als er das Weichbild der verhaßten Weltstadt im Rücken hatte.

In Mannheim waren inzwischen große Veränderungen vorgegangen. Karl Theodor von der Pfalz hatte nach dem Tode des Kurfürsten Max Joseph von Bayern als Erbe das Land des letzteren in Besitz nehmen müssen und war mit vielen Beamten und dem ganzen Hofe nach München übergesiedelt. Diese Veränderung, die ganz Mannheim wie ein Donnerschlag traf, das nun leer und langweilig wurde, hatte auch eine große Störung und Aufregung in dem stillen Kreise der Weberschen Familie verursacht. Für die Personen der Oper und des Schauspiels stand die Existenz mehr oder weniger auf dem Spiele. Es verlautete eine Zeitlang nichts, ob sie dem Hofe nach München folgen sollten; doch eines Tages traf endlich zu ihrer großen Freude der höchste Befehl zu ihrer Abreise dorthin ein. Also auch dem Souffleur Weber galt dieser Befehl. Er reiste, die Seinen noch zurücklassend, zunächst allein nach Bayerns Hauptstadt ab. Kurz vor seinem Weggange von Paris hatte Mozart von ihm einen Brief erhalten, worin er ihm in größter Eile jene Neuigkeit und seine Abreise meldete. Sie waren alle seinetwegen in der größten Angst gewesen, indem sie einen ganzen Monat ohne Brief von ihm waren, weil sein vorletzter Brief verloren gegangen, und hatten ihn für tot gehalten. In dieser Besorgnis wurden sie dadurch noch mehr bestärkt, daß man in Mannheim sagte, Mozarts Mutter sei an einer erblichen Krankheit gestorben. Sie hatten schon alle für seine Seele gebetet; namentlich die arme Aloysia war alle Tage in die Kapuzinerkirche gegangen und hatte heiße Gebete zum Himmel gesendet. Mozart, dem Vater Weber dies noch berichtete, war hocherfreut, wieder von Webers und Aloysia etwas zu hören; die Geliebte hatte in der letzteren Zeit wenig geschrieben, und ihre Briefe waren zuletzt ganz und gar ausgeblieben. Zugleich rührte ihn dieser neue Beweis von warmer Teilnahme an seinem Geschick; es fuhr wie ein frischer Windhauch in seine Segel und trieb ihn rascher dem ersehnten Ziele entgegen.

Sein Herz klopfte, als er, von Straßburg über Bruchsal kommend, sich Mannheim näherte, und zum ersten Male nach vielen Monaten umfing sein Herz wieder wahre Freude, als er die Türme der teuren Stadt erblickte. In banger, freudiger Erwartung

Digitized by Google

zog er die Schelle an dem bekannten freundlichen Hause am Rheinthore. Mutter und Kinder eilten ihm freudig überrascht entgegen; — nur Aloysia nicht. Sie war nicht mehr in Mannheim. Das Glück hatte ihr gelächelt. Die Anfängerin war eine perfekte Opernsängerin geworden; Mannheim trug sie auf den Händen, der Hof schenkte ihr seine Gunst. Der Theaterintendant wollte sie nicht gern verlieren und hatte alles angewendet, daß sie eine feste Anstellung am Theater erhielt und mit nach München kam. Vor kurzem war auch sie dorthin abgereist. Mozart freute sich über ihr Glück, wie sehr er auch ihre Abwesenheit bedauerte. Doch war er keine Natur für sentimentale Wehmut und Liebesschwärmerei. Ueberdies hatten die mutige Bekämpfung der eigenen Leidenschaft, der thätige Angriff des praktischen Lebens, Leiden und Nöte die ganze sittliche Kraft in der Seele des jungen Künstlers wachgerufen und zum Durchbruch gebracht. Er eilte daher der Geliebten nicht sogleich nach München nach und faßte den Entschluß, sie nur mit der Gewißheit des dauernden Besitzes wiederzusehen, den nur eine feste Anstellung gewähren konnte. Diese erwartete er jetzt noch in Mannheim, da er nicht gern in den Dienst des Erzbischofs von Salzburg zurückkehren mochte. Denn die Mannheimer waren allgemein der Meinung, der Kurfürst, der nur höchst widerwillig und durch die Umstände gezwungen nach München gegangen war, werde bald wieder zurückkehren, zumal er die Grobheit der Herren Bayern nicht ertragen könne. Mozart setzte alle seine alten Freunde in Bewegung, auch den höchst einflußreichen Theaterdirektor, den aus Schillers Leben bekannten Freiherrn v. Dalberg, suchte er für sich zu gewinnen. Allein, nachdem er über einen Monat in Mannheim geblieben, hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß man auf die Rückkehr Karl Theodors vergebens warte. Darum eilte er endlich direkt nach München, um bei dem Kurfürsten selbst sein Heil zu versuchen.

Am Weihnachtstage 1788 langte er dort an. Wem anders konnte sein erster Besuch gelten, als der teuren Familie Weber? Sie war inzwischen vollständig nach München übergesiedelt und lebte in langersehnten und erwünschten Verhältnissen. Aloysia bezog als nunmehrige wirkliche Hofopernsängerin 1000 Gulden jährliches Gehalt, und der Vater hatte noch 200 Gulden Zulage erhalten. Die Familie bewillkommnete herzlich und voller Freuden den so lieben Gast, der unerwartet eintrat. Und Aloysia? — zeigte sie nicht die Freude und das Entzücken einer Geliebten, die den Mann ihres Herzens nach langer Trennung wiedersieht? Kalt und nicht ohne Verlegenheit begrüßte sie ihn, ja sie richtete ihre Augen fast mit lächelnder Verachtung auf den roten Rock des kleinen jungen Mannes, der nach französischer Sitte wegen der Trauer um die Mutter schwarze Knöpfe trug. Sie schien den, um welchen sie ehedem geweint hatte, nicht mehr zu kennen. Der arme Organist an einem kleinen geistlichen Hofe, der nichts als Täuschungen und zertretene Hoffnungen aus Paris mitbrachte, der ihr keine angemessene Stellung in der Welt bieten konnte, galt jetzt nichts mehr in den Augen der großen Sängerin, der ersten Zierde der ersten deutschen Bühne, welcher Adel und Hof huldigend zu Füßen lagen, deren äußere Stellung eine so glänzende war, und die in der Hoffnung der glänzendsten Zukunft schwelgte. Und was war der kleine Mann mit dem unscheinbaren Aeußeren gegen all die schönen und vornehmen Herren, die der reizenden, jugendlichen Sängerin den Hof machten? Durch die Liebenswürdigkeit und die Schmeicheleien dieser Courmacher verwöhnt und bethört, hatte sie längst für den ehemaligen Geliebten keinen Platz mehr in ihrem Herzen. Es zeigte sich jetzt klar, sein inneres Wesen hatte keinen Wert für sie gehabt; sie hatte wohl nur das Talent des Künstlers geliebt, in einem Rausche, der durch den Vollgenuß ihres Rufes jetzt überboten war; nicht sein höher begabtes Herz, das sie nie erkannt hatte. Zu alledem bewährte sich an der unstäten, nur auf den Genuß der Gegenwart gerichteten Künstlernatur das alte Sprichwort: „Kommst Du mir aus dem Auge, kommst Du mir aus dem Sinn.“ Darum gab Aloysia auch Mozart ohne viel Sorge und Skrupeln den Abschied. Zwar war sie anfänglich verlegen, wie sie dies bewerkstelligen sollte; allein das fand sich bald. Das Leben an der Bühne hatte ihr bereits Gewandtheit genug

Digitized by Google

gegeben, und bei günstiger Gelegenheit eröffnete sie Mozart ebenso kalt wie höflich, daß das frühere zärtliche Verhältnis jetzt nicht mehr zwischen ihnen bestehen könne.

Also auch diese Liebe war eine Täuschung gewesen! Im ersten Momente zwar, da Mozart sah, wie leicht ihn die Geliebte fahren ließ, gewann er alsbald das Gefühl seiner selbst, setzte sich flugs an sein Klavier und spielte das Volkslied, mit lauter Stimme dazu singend: „Ich laß das Mädel gern, das mich nicht will.“ Aber der Verlust eines so theuren Herzens, das er mit aller Wärme und Aufrichtigkeit geliebt, schlug ihm doch eine tiefe Wunde, die nicht sobald geheilt war, und der verhaltene Schmerz brach mit um so größerer Stärke hervor. Sein gar zu empfindsames Herz war sehr oft zum Weinen gestimmt, und erst mit der Zeit sollte er die Mittel gewinnen, sich über diesen Verlust zu trösten.

Es kam hinzu, daß der junge Künstler sich auch in Bezug seiner Hoffnung auf eine Anstellung bei Hofe auf das bitterste betrogen sehen sollte. Doch hielt ihn, obwohl ihn der Vater in Salzburg längst sehnlichst erwartete, seine Absicht, für den Kurfürsten eine Messe zu schreiben und der Kurfürstin seine sechs Violinsonaten zu überreichen, noch einige Zeit in München zurück. Als das letztere geschehen war, er auch der Geliebten zum ewigen Abschied eine glänzende Bravourarie geschrieben hatte, verließ er die bayrische Hauptstadt, um seinen Schmerz am Busen des Vaters und in der herrlichen Natur seiner Heimat zu bergen. —

Mehr als zwei Jahre waren vergangen, da sollte Mozart die ungetreue Aloysia wiedersehen. In Salzburg hatte er die Wunde seines Herzens in die kühlende Flut des künstlerischen Schaffens getaucht und sie dadurch gründlich geheilt. Mit seinem eigenen Werte hatte er den inneren Unwert des früher so heiß geliebten Mädchens erkannt und „daß er bei ihr ein Narr gewesen.“ Als nun im Jahre 1781 sein Salzburger Erzbischof am Wiener Hofe zum Besuche war, ließ er auch ihn, seinen Kapellmeister, nach Wien kommen, um mit ihm „sich zu glorieren“, da dessen Spiel und Komposition alle Welt in den Himmel des Entzückens hob. Nach Wien war aber auch bereits das Jahr vorher Aloysia mit Eltern und Geschwistern gezogen, wo sie als erste Sängerin bei dem k. k. Nationalsingspieltheater engagiert worden war. Aber die Freude der Familie über das unerwartete Glück währte nicht lange. Nach kurzer Zeit starb der Vater, und seine Witwe saß nun da mit fünf Kindern, ohne alles Vermögen, ohne jede andere Erwerbsquelle als das Gehalt Aloysias. Diese lernte jedoch den k. k. Hofschauspieler Joseph Lange, einen hervorragenden Künstler, kennen, der sie alsbald als seine Gattin heimführte. Lange ersetzte der Familie den Vater, stand ihr überall mit Rat und That zur Seite und schoß sogar jährlich 700 Gulden in die Haushaltung zu. Aber trotzdem war die Lage der zahlreichen Familie bei dem theuren Leben in der Hauptstadt bald wieder so drückend wie in Mannheim. Die Mutter sah sich daher genötigt, am „Peter“, im sogenannten „Auge Gottes“ (in Wien trugen um jene Zeit noch alle Häuser besondere Namen) eine größere Wohnung zu beziehen, um durch Vermietung von Zimmern an einzelne Herren noch einen kleinen Verdienst zu haben; dabei gingen ihr die erwachsenen Töchter mit Aufwartung bei den Zimmerherren zur Hand. Eines Tages nun trat ganz unerwartet Mozart bei Webers ein. Er hatte in Wien seine ehemalige Geliebte wiedergesehen und erfahren, daß sie mit den Ihrigen hierher übergesiedelt sei. Sein Herz trieb ihn, die ihm so teure Familie zu besuchen. Hier trat ihm auch Aloysia zum ersten Male wieder unter die Augen. Die alten Eindrücke und Empfindungen lebten momentan in seinem Herzen wieder auf; er fühlte, daß ihm das reizende Wesen jetzt noch nicht gleichgültig sei. Er knüpfte sogar mit ihr und ihrem Hans einen Familienverkehr an; auch begann er wieder Arien für sie zu schreiben und half ihr in jeder Weise mit seiner Kunst aus. Er hatte ihre Untreue völlig überwunden, — aber auch die alte Leidenschaft für sie; im Grunde verehrte er nur die Sängerin und Künstlerin in ihr, nicht die ehemalige Geliebte. Als Geliebte und Gattin konnte seinem Herzen auch ein solches Wesen, abgesehen von ihrer Verheiratung, jetzt nicht mehr genügen, und es erregte daher auch keineswegs schmerzliche Empfindungen

Digitized by Google

in ihm, daß Aloysia die Gattin eines andern geworden. Die Jahre der unreifen Jugend lagen hinter ihm. Die Treulosigkeit Aloysias hatte ihn überzeugt, daß zwischen Ideal und Leben eine himmelweite Kluft liege, und wie jeden vielfach Getäuschten, hatte ihn eine stille Resignation ergriffen. Dazu kam, daß er, der rohen Behandlung von Seiten des hochfahrenden Erzbischofs überdrüssig, diesem während des Wiener Aufenthaltes alsbald den Dienst quittiert hatte, in Wien als privatisierender Musiklehrer und Komponist bleiben und sich noch einmal auf das stürmische Meer des Lebens begeben wollte. In solcher Lage und Stimmung sehnte er sich nach einer Lebensgefährtin, die ihm die kleinen Plagen und Unbequemlichkeiten des alltäglichen Daseins abnahm, damit er all seine Zeit auf das künstlerische Schaffen verwenden könne, und die ihm nach der Anstrengung das Leben durch eine angenehme Häuslichkeit, durch liebevolle Teilnahme versüße. Und er sollte bald eine solche Lebensgefährtin finden. In dem Druck und der fieberhaften Aufregung dieser Zeit fand er abermals in dem Weberschen Hause einen heimatlichen Ort, wo man seinem Herzen liebevolle Teilnahme gönnte. Er mietete sich daher im „Auge Gottes“ ein. Der tägliche Umgang mit Konstanzen, welche die Seele der Haushaltung war, eine bescheidene Teilnahme und Freundlichkeit gegen ihn zeigte und in allem wohlgeeignet schien, die Pflichten als Frau und Mutter erfüllen zu können, erzeugte Interesse für sie, welches sich bald in die innigste Liebe zu dem bescheidenen und gutherzigen Mädchen mit den treublickenden Augen und rosigen Wangen verwandelte. Der junge Künstler war damals mit der „Entführung aus dem Serail“ beschäftigt, und so floß es ihm aus eigener Seele in die Feder, was Belmontes Rondo so bezaubernd schön macht: „O Konstanze, Dich zu finden, Dich voll Wonne und Entzücken an das warme Herz zu drücken!“ Als ihm die glänzende Aufnahme dieser Oper Aussicht auf Anstellung als Kammermusikus bei Kaiser Joseph II. eröffnet hatte, die ihm auch später zu teil wurde, führte er Konstanze als seine Gattin heim. Und sie ist in dem Leben voller Not und Kämpfe, das dem großen Tonkünstler bis an sein dadurch herbeigeführtes allzu frühes Ende beschieden war, stets sein Glück und seine Freude gewesen.

Aloysia dagegen büßte die in thörichter Jugend an einem der edelsten Herzen leichtsinnig begangene Schuld durch eine unglückliche Ehe und das lange Elend ihres Lebens. Sie selbst war kränklich und infolgedessen reizbar. Auch ihr Gatte besaß ein sehr reizbares Temperament, dazu trieb er die eheliche Untreue und die geniale Verschwendung ziemlich weit. Daß auf diese Weise Zwist und Unfrieden in die Ehe kam, und trotz der beiderseitigen guten Gagen eine gänzliche Zerrüttung in der häuslichen Oekonomie einriß, ist leicht erklärlich. Unter diesen Umständen hielt es Aloysia für das beste, Gatten und Kinder zu verlassen. Im Jahre 1795 begab sie sich auf Kunstreisen, um die häuslichen Mißverhältnisse, sowie ihren Mißmut und Trübsinn zu heben, kehrte aber nicht wieder zurück. Auf diesen Reisen bewährte sie ihren Ruf als vortreffliche Kunstsängerin; vor allem zeigte sie sich im Angedenken ihrer ehemaligen Freundschaft als eine lebhafte Verehrerin Mozarts, dessen Arien sie, namentlich die Bravourarie, mit einer Leichtigkeit und ausdrucksvollen Schönheit sang, daß das Publikum ganz davon bezaubert wurde. Später, im Jahre 1808, verließ sie die Bühne ganz, trat aber nach einiger Zeit hin und wieder in Konzerten auf. Darauf aber zog sie sich vom öffentlichen Leben ganz zurück und lebte in Salzburg in der Stille der Berge und bescheidenem Glück bei ihrer Schwester Konstanze, die achtzehn Jahre nach Mozarts Tode den dänischen Etatsrat Nießen geheiratet hatte. Dort starb sie erst im Jahre 1839 als fünfundsiebzigjährige Greisin. Das Grab derjenigen, welche einst Mozarts Aloysia war, und die der Ruhm des großen Meisters über die Vergessenheit erhoben, befindet sich auf dem Sebastianskirchhofe in der Linzer Vorstadt, gegenüber dem Konstanzens, heute noch kenntlich an einem halbverwitterten hölzernen Kreuze, an welchem ihr Name steht. Mozarts Grabstätte in Wien ist dagegen noch völlig unbekannt.





Monatsschau.

Politik.

Feldmarschall Graf Moltke ist am 24. April an einem Herzschlag plötzlich verschieden.

Kein politisches Ereignis mehr ist dieser Todesfall des hochbetagten Mannes, der schon seit Jahr und Tag aus dem aktiven Dienst geschieden, nur als Zuschauer noch dem Gang der Ereignisse folgte, wohl aber für alle Zeiten ein Gedenktag der Weltgeschichte. Was über Moltke gesagt werden kann, ist oft gesagt worden. Seine Verdienste sind gerühmt, seine Tugenden gepriesen, sein Charakter so hoch erhoben worden, daß diesem Ruhm und dieser Anerkennung sich nichts mehr hinzufügen läßt. Und in der That hat sich in seinem Leben vollzogen, was stets als besondere Güte Gottes mit Dank zu erkennen ist: der rechte Mann ist an die rechte Stelle gekommen, und in derselben ist ihm Gelegenheit gegeben worden, ein großes Tagewerk im Gebiet seiner Berufsarbeit glänzend zu verrichten. Wie nun in dem wundersamen Gewebe eines solchen Lebens die einzelnen Fäden ineinander laufen, ist dem menschlichen Blick verborgen. Was göttliche Fügung in Gunst der Umstände, was Einfluß und Hülfe anderer, was endlich eigene That und Thatkraft ist — das zu entwirren, reicht, wie gesagt, kein menschlicher Scharfsinn aus. Das Urteil der Mitwelt und Nachwelt kann bis zu gewissem Grade nur den Erfolg zum Maßstab der Leistung machen, freilich nicht ohne die Mittel und Wege, welche zum Erfolg führen, auf ihre sittliche Zulässigkeit zu prüfen. In dieser Hinsicht nun steht Moltke so rein und vorwurfsfrei da, wie je ein Staubgeborener, wobei freilich zu erwägen, daß die schlimmen Versuchungen, die dem Politiker drohen, sich Erfolge, die auf dem Wege des Rechts nicht zu haben sind, auf dem des Unrechts und der Gewalt zu suchen, daß diese Versuchungen auf dem rein militärischen Gebiet kaum vorhanden sind.

Wir sagen das nicht, um Moltkes Ruhm auch nur im kleinsten zu schmälern, sondern nur, um bei naheliegenden Vergleichen mit anderen Zeitgenossen zu betonen, daß ihm die leichteren und freundlicheren Lose gefallen sind. Das ändert nichts an dem Verdienst des Entschlafenen, die Aufgaben seiner Gegenwart und seines Berufs voll erfaßt zu haben, und an dem Wunsch der Ueberlebenden, daß Gott unserem Vaterlande allezeit Männer von solchen Tugenden geben möchte, wie Moltke sie ein langes Leben hindurch bewährt hat, Vorbilder der Gottesfurcht und Mannentreue, der Arbeitsamkeit und Selbstverleugnung, der Klugheit und Umsicht, der Bescheidenheit und Demut auch in den größten Erfolgen.

Wer aber möchte sagen, daß die Fragen, welche eben jetzt auf militärischem Gebiet die Gemüter bewegen, minder wichtig seien, als die, welche Moltke einer glücklichen Lösung entgegengeführt hat, wir meinen vor allem das große Thema der Dienstzeit,

Digitized by Google

welches so eng verbunden ist mit dem der Heeresstärke und welches sich nunmehr zugespitzt hat zu der bekannten Frage: „Größere Massen oder bessere Ausbildung?", d. h. mit anderen Worten: sollen wir die bisherige stark verstümmelte dreijährige Dienstzeit beibehalten und auf Grund derselben sehr viel weniger waffenfähige junge Männer ausbilden, als uns zur Verfügung stehen, oder sollen wir die zweijährige Dienstzeit einführen und infolge derselben auf die Vollendung der Ausbildung unserer Konskribierten im dritten Jahrgang verzichten, statt dessen aber jährlich soviel mehr Mannschaften ausbilden, daß etwa Ein Prozent der Bevölkerung dauernd unter den Waffen steht? In dem ersteren Falle bleiben wir mit unserer Kombattantenzahl weit hinter Frankreich allein zurück, obschon dieses in der Volkszahl um 10 und mehr Millionen hinter uns zurück steht; im anderen Falle haben wir die Möglichkeit, nicht nur Frankreich weit zu überholen an Zahl der ins Gefecht zu stellenden Truppen, sondern trotzdem noch hunderttausende von Mannschaften disponibel zu behalten für eventuelle Abwehr nach Osten hin.

Die Antwort scheint nahe zu liegen und man könnte sich fast wundern, daß der Gedanke und Wunsch nach zweijähriger Dienstzeit nicht größere Fortschritte gemacht hat als bisher; indessen wird die Sache nur zu leicht erklärlich durch den Umstand, daß die Idee bisher fast ausschließlich als liberaler Popularitätswunsch Kurs gehabt und damit alle diejenigen, denen die Größe und Wehrhaftigkeit der Armee am Herzen liegt, aufs äußerste geschreckt hat. Die freisinnige Partei hatte sich der Sache als eines populären Schlagworts bemächtigt und dieselbe gewissermaßen zu einem Teil ihres Parteiprogramms gemacht. Dies und die erklärliche und sehr berechtigte Scheu, welche innerhalb der Armee selbst herrscht, Fragen zu erörtern, von denen man Anstoß nach oben hin fürchtet, haben das lange lautlose Schweigen zur Folge gehabt. Dasselbe ist jetzt endlich gebrochen worden durch den eben erst aus dem aktiven Dienst ausgeschiedenen General von Boguslawski, der eine Schrift hat erscheinen lassen, in welcher er mit den besten und sachlichsten Gründen für die Einführung der zweijährigen Dienstzeit eintritt. Welchen Erfolg die Schrift haben wird, muß abgewartet werden; auf alle Fälle bleibt es wertvoll, daß das Eis gebrochen ist in einer Sache, die nicht nur militärische, sondern auch politische und volkswirtschaftliche Seiten hat. Die politische Seite wird zwar keine Schwierigkeiten machen, denn es ist nicht abzusehen, wer sich aus Gründen dieser Art der Neuerung widersetzen sollte. Schwieriger steht es um die volkswirtschaftlich-finanzielle Seite, da die Aenderung entschieden große Kosten machen wird; an sich wären die Schwierigkeiten ja leicht zu heben, wenn man das Geld nur da nehmen wollte, wo es eben leicht zu finden ist. Die Umwandlung der deutschen Reichsbank in ein gemeinnütziges Institut könnte z. B. ohne Schwierigkeit hundert Millionen Mark jährlich mehr in den Reichssäckel liefern. Aber da die Herren von der Großfinanz das leider nicht dulden, so ist allerdings eine Schwierigkeit da, deren Ueberwindung nicht ohne Arbeit denkbar ist.

Wie stehts aber mit dem Zeitpunkt? Ist er gelegen für eine Reform? Werden wir Krieg bekommen, oder Frieden behalten? Nachdem in unserem bis an die Zähne gerüsteten Europa das in den letzten zwanzig Jahren so oft vernommene Waffengeklirre nun doch ein Jahr etwa nicht ernstlich mehr gehört worden war, hat im abgelaufenen Monat wiederum ein gelinder Kriegslärm sich vernehmbar gemacht. Mehrere Umstände, die zusammentrafen, gaben den Alarmnachrichten einen Schein von Glaubwürdigkeit, die man ohne dies Zusammentreffen der einzelnen Meldung kaum zugestanden haben würde. Das erste Glied in der Kette war zunächst ein neues Attentat in Sofia, und zwar ein Attentat auf Stambulow, den man als den eigentlichen Träger und Vertreter der bulgarischen Unabhängigkeits-Idee in Rußland ansieht. Die Fäden der Verschwörung aber führten auch diesmal, wie immer in die panslavistischen Kreise zurück. Nun hat es zwar schon bösere Wolken im europäischen Wetterwinkel gegeben, als diese — aber, wie gesagt, eins kommt zum anderen. Das zweite beunruhigende Symptom war aber dies, daß Rußland neue Truppenteile an seine Westgrenze geschoben hat und



zwar solche Truppenteile, deren Verlegung aus östlichen Garnisonen keineswegs zusammenhängt mit der bekannten großen Dislokation, die vor einigen Jahren begonnen, ihrem Abschluß so ziemlich entgegengeführt ist. Gewiß muß auch hier gesagt werden: das militärische Rußland schiebt seit Jahren alles, was es „bei der Seele" hat, nach Westen und trotzdem in Polen jedes Dorf überfüllt ist, hat es doch den Frieden noch nicht gebrochen. Immerhin liegt in dem Hinausgehen über frühere Pläne so gut ein Novum, wie in gewissen gleichzeitigen innerpolitischen Maßnahmen gegen die Polen.

Und weiter. Als Beleuchtung der Lage ist eine Ansprache des deutschen Kaisers vielfach aufgefaßt worden, welche am 18. April in Berlin bei der Verleihung neuer Fahnen und Standarten an einige Regimenter gehalten worden ist. Die Rede soll ziemlich lebhaft gelautet haben. Vermutlich deshalb hat man davon abgesehen, einen offiziellen Wortlaut im Reichsanzeiger bekannt zu geben; nur ein unbeglaubigter Auszug ist im offiziösen Wiener „Fremdenblatt" erschienen.

Es läßt sich nun wohl nicht leugnen, daß diese verschiedenen Momente etwas beunruhigendes haben können und daß dies umsomehr der Fall sein wird, je weniger der Zusammenhalt des Dreibundes als ein unbedingt sicherer und zuverlässiger anzusehen ist. Neben allen anderen Sorgen aber liegt leider einerseits die Gewißheit vor, daß Frankreich in Rom alle Minen hat springen lassen, um Herrn von Rudini in das lateinische Lager hinüberzuziehen und ihm klar zu machen, daß er dort seine Rechnung viel besser finden werde, als im deutsch-österreichischen und andererseits die Ungewißheit, ob der Marquis auch willens ist, allen politischen Versuchungen dieser Art standhaft zu widerstehen.

So sicher aber gewisse Thatsachen und so beachtenswert gewisse Gerüchte sind, so darf andererseits nicht vergessen werden, daß auch die alten friedlichen Gegenwirkungen fortdauernd von Bestand sind. Das französische Volk im großen und ganzen ist entschieden friedlich gesonnen; der russische Kaiser scheint auf nichts weniger erpicht, als auf kriegerische Lorbeeren und in Italien ist Marquis Rudini zum Glück nicht der einzige, dessen Ansichten in die Wagschale fallen, vielmehr steht über ihm König Umberto, der sichs gewiß zweimal überlegen wird, ehe er die sichere deutsche Freundschaft mit der schwankenden Pariser vertauscht, die von heute auf morgen gestürzt werden kann, und ehe er die Finanzen seines ganzen Königreichs auf eine einzige unsichere Karte setzt. Ganz abgesehen davon, daß italienische und deutsche Interessen nirgend sich widerstehen, während Frankreich und Italien an den Ufern des Mittelmeers um die Vorherrschaft ringen.

Alles in allem wird man demnach wohl noch nicht zu fürchten haben, daß von heute auf morgen der große und lang gefürchtete Weltkrieg ausbrechen wird. Die Völker Europas werden sich freilich nach wie vor für alle Eventualitäten bereit halten müssen. Es muß und es wird beim „Wettrüsten" bleiben, wenn und solange nicht für eines der beiden großen Heerlager sich einmal die freundliche Aussicht eröffnet, des anderen mit leichter Mühe Herr zu werden. Einstweilen schenen sich auch die kriegslustigen Elemente der großen Unsicherheit des Erfolges wegen, die eisernen Würfel rollen zu lassen und man kann Gott nur danken, wenn er die Furcht der Menschen vor einander dazu verwendet, uns den goldenen Frieden zu erhalten, da leider die Liebe, die sie untereinander haben sollten, so wenig vorhanden ist, daß sie als Züglerin nationaler und anderer Leidenschaften so gut wie gar nicht in Betracht kommt.

Der Reichstag hat endlich nach vielen Sitzungen das Arbeiterschutzgesetz zustande gebracht; ein Gesetz, bei dessen einzelnen Bestimmungen der Unternehmerstandpunkt und der socialdemokratische Arbeiterstandpunkt oft in sehr schroffer Weise aneinander geraten sind. Auf Einzelheiten einzugehen, ist an dieser Stelle unmöglich, wo es sich nur um eine Uebersicht handelt. Doch wird im ganzen zu sagen sein, daß der Handelsminister von Berlepsch, der die Vorlage vertrat, in der Theorie durchaus den richtigen Standpunkt einnimmt, daß nämlich der Staat einseitig weder das Interesse der Arbeiter, noch dasjenige der Unternehmer zu wahren hat, sondern als ausgleichende Gerechtigkeit

Digitized by Google

die Grenzen zu ziehen und die gezogenen Grenzen zu schützen hat. In der Praxis freilich scheint es uns, als habe der Minister das Interesse der Unternehmer doch stärker gewahrt, als dasjenige der Arbeiter. Ganz besonders hätten wir gewünscht, daß nicht so viel Rücksicht genommen wäre auf die „internationale Konkurrenz". Mit diesem Gespenst ist es wirklich nicht so schlimm und kann es umsoweniger sein, als unsere Industrie durch große Zölle geschützt wird. Giebt es aber Industrieen, welche nur dadurch bestehen können, daß die Arbeitstage zu einer menschenunwürdigen Länge ausgedehnt werden, so mag man diese Industrieen ruhig verschwinden lassen. Unsere Volkswirtschaft verliert daran nichts.

Uebrigens sind doch noch für die dritte Lesung eine ganze Reihe von Fragen offen geblieben, über welche eine Einigung bisher nicht zu erzielen war. Wie immer die Entscheidung fallen mag — das Gesetz wird einen großen Fortschritt gegenüber dem bisherigen Rechtszustand bedeuten. Daß an ihm, wie an so vielen anderen Socialgesetzen das Leben noch manche Korrekturen vornehmen wird, kann darum doch bestehen bleiben. Bestätigt hat leider der ganze Gang der Verhandlungen, daß eine auch nur annähernde Verständigung mit den Socialdemokraten zu den Unmöglichkeiten gehört. Je weiter man ihnen entgegenkommt, desto höher spannen sie die Forderungen. Und wenn man ihnen den ganzen Arbeiterschutz in ihrem Sinne bewilligen wollte, so würden sie, weit entfernt sich zufrieden zu geben, das Erreichte nur für die erste und unvollkommene Etappe auf dem Wege zum Zukunftsstaat erklären.

Viel wichtiger als Reformen, welche Zufriedenheit bringen, ist ihnen die Agitation, welche zur Unzufriedenheit reizt.

In dies Kapitel schlägt die ganze Maifeier, zu welcher man sich eben rüstet. Gewiß — diese ganze Sache hat heuer ein ganz anderes Gesicht gewonnen, als sie noch im vorigen Jahr hatte. Der Gedanke und die Absicht nicht der Arbeiter, sondern einzelner Socialdemokraten, der Welt Gesetze zu diktieren und die bekannte Drohung Herweghs nach Willkür wahr zu machen:

Alle Räder stehen still,
Wenn dein starker Arm es will —

diese Absicht ist aufgegeben. Man hat die Feier offiziell vom 1. Mai auf den ersten Maisonntag verlegt. Und wenn nun auch noch so viel an diesem Tage gefestet wird, die Feste entbehren der politischen Bedeutung. Aber auf den Grund und das Motiv dieses veränderten Verhaltens kommt es doch am letzten Ende an. Und dieses liegt durchaus nicht in dem Wunsch, unnütze Provokationen zu vermeiden, sondern lediglich in der Einsicht, daß man mit den Herausforderungen schlechterdings nicht durchkommt. Die Tugend liegt nur in der Not.

Der preußische Landtag hat endlich die vielversprochene Landgemeindeordnung unter Dach gebracht und zwar derart, daß Konservative, Freikonservative und Nationalliberale sich über einen gewissen Wortlaut verständigt und ihn der Regierung annehmbar gemacht haben. Das Centrum unter der Leitung des Herrn van Huene hatte Versuche gemacht, sich die Führung bei dem ganzen Kompromiß zu sichern, aber der neue Führer hat kein Glück gehabt, weil er bei den einleitenden Verhandlungen parlamentarisch ungefällig war. Man hat sich über seinen Kopf hinweg verständigt und es ihm und seiner Partei überlassen, sich nachträglich anzuschließen, derart, daß das Centrum zum erstenmal empfinden mußte, was es damit auf sich hat, nicht mehr von Windthorst geführt zu werden.

Uebrigens ist den Konservativen vom Fürsten Bismarck aus Friedrichsruh her der Text gründlich gelesen worden, daß sie sich überhaupt dazu hergegeben, an der Landgemeindeordnung mitzuwirken, deren Erfolg doch nur sein könne, „die Grundlage des preußischen Staates zu demokratisieren." Das läßt sich hören; wenn auch ein gewisser Humor darin liegt, daß Fürst Bismarck, der selbst so gar keinen Widerspruch vertragen konnte, zum radikalen Widerspruch auffordert, und daß der Schöpfer des allgemeinen

Digitized by Google

Wahlrechts sich über demokratische Einrichtungen beschwert. Daneben hat es aber auch vielleicht sein Recht, wenn die Kreuzzeitung die Erklärung abgiebt, auch sie hätte am liebsten das ganze Gesetz abgelehnt. Man dürfe sich aber nicht darüber täuschen, daß das Gesetz dann doch zustande gekommen sein würde, von anderen Parteien gemacht, und jedenfalls viel schädlicher als nun, wo es doch durch die Aenderungen der Rechten halbwegs erträglich geworden sei. Freilich steht wohl nicht so unbedingt fest, ob wirklich die Regierung gegen den entschlossenen Widerspruch der Rechten, der konservativen Centrumsmitglieder und des ganzen Herrenhauses ein Gesetz durchgedrückt haben würde, mit dem gerade die Mitglieder der Rechten in erster Linie zu arbeiten berufen sind. Wer weiß, ob sie sich nicht doch besonnen hätte?

Inzwischen hat der Mißerfolg mit der Maifeier wenig zu bedeuten gegenüber der Thatsache, daß die Beunruhigung der Arbeiter überall fortdauert, und zwar fortdauert in einer Weise, die sich kaum erklären läßt.

Daß der internationale, am Anfang dieses Jahres zu Paris abgehaltene Arbeiter-Kongreß sich vorzugsweise mit einem „Weltstreik" der Bergarbeiter befaßt hat, ist eine so bekannte Thatsache, daß man glauben sollte, selbst die Bergarbeiter hätten etwas davon hören müssen, und von den Gründen, warum man von seiner Verwirklichung Abstand nahm. Das scheint aber doch nicht allgemein der Fall gewesen; wenigstens ist schlechterdings nicht einzusehen, was den Bergleuten kleine verzettelte Streiks nützen sollen, nachdem sie den großen Generalstreik aufgegeben haben, in der richtigen Erkenntnis, daß sie vorläufig die Mittel nicht besitzen, ein solch gewaltiges Unternehmen durchzuführen. Gerade solche kleinen verzettelten Streiks werden aber nunmehr fast täglich aus den rheinisch-westfälischen Kohlenrevieren gemeldet. Die großen socialdemokratischen Blätter bestritten anfänglich, daß in diesem Falle die Aufwiegler Socialdemokraten seien. Nachdem aber die Versammlungsberichte eingegangen, läßt sich nicht mehr bezweifeln, daß solche frevelhaft leichtsinnige Agitatoren wiederum die Anstifter sind. Man hat die Massen aufgereizt zu Streiks, deren Erfolglosigkeit klar vorauszusehen war. Und der heuchlerische „Vorwärts" tröstet nun die Verführten damit, daß wenigstens die Organisation der Arbeiter durch den Ausstand gewinnen werde. Thatsächlich haben die Hetzer den Zweck erreicht, den sie erreichen wollten: die vorhandene Verstimmung zu reizen und zu steigern.

Der ganze Vorgang ist um so befremdlicher, als die belgischen Bergleute mit einem belgischen Generalstreik drohen und den Ausbruch desselben in nahe Aussicht stellen. Ihnen aber haben die deutschen Deputierten in Paris für diesen Fall großartige Hülfe feierlich versprochen. Woher soll diese finanzielle Hülfe kommen, wenn die Deutschen selber streiken?

Ein glücklicher Tag für Berg- und Industrie-Arbeiter wird sicherlich erst dann anbrechen, wenn sie sich des phrasenhaften Agitatorentums entledigen und sich Führer wählen, die nicht mit heißem Kopf, sondern mit kalter Berechnung nicht utopische Pläne machen, sondern erreichbare Ziele auch wirklich durchsetzen.

Zum Schluß unseres Berichts kommen wir endlich — nicht weil es das Unwichtigste wäre, sondern weil die Wahl erst am 30. April stattfand — auf das Ereignis des Monats: Fürst **Bismarck** ist in Geestemünde mit einer Mehrheit von etwa 5000 Stimmen in den Reichstag gewählt worden. Die Entscheidung hat eine Stichwahl gebracht, welche der Fürst mit dem socialdemokratischen Cigarrenarbeiter **Schmalfeld** auszufechten hatte.

Kaum irgend ein Entschluß des Fürsten ist so verschiedenartig beurteilt worden, wie die Annahme dieser Kandidatur. Neben begeisterter Verteidigung hat sie namentlich auf konservativer Seite viel Kopfschütteln und Achselzucken hervorgerufen. Wir gestehen offen, daß wir nicht recht wissen warum. Daß Fürst Bismarck nicht als Konservativer, sondern als Nationalliberaler kandidiert, halten wir für ein großes Glück, umsomehr, als der Fürst soeben vor einer Kieler Deputation seine alten verunglückten Kartell-

Projekte als noch fortbestehend proklamiert hat. Und völlig erklärlich finden wir es, wenn da, wo man vor dem Einfluß des Fürsten Sorge empfindet, vielleicht auch ihm gegenüber kein gutes Gewissen hat, von einiger Beklemmung erfaßt wird. Und die Betrachtung liegt gleichfalls nahe: Bismarck hat genug gearbeitet in seinem Leben — er könnte nun sein otium cum dignitate genießen. Das mag ja sein. Aber dergleichen muß doch dem subjektiven Ermessen des neuen Reichstagsmitgliedes überlassen bleiben. Hält er sich für stark genug, die Lasten eines Mandats zu tragen — warum es ihm wehren?

Vollends unzutreffend halten wir die Erörterung, daß es Bismarcks im Grunde nicht würdig sei, mit namenlosen Leuten, gar mit einem Socialdemokraten um den Parlamentssitz zu ringen. Ist ein Reichstagssitz ein Ehrenamt, so kann es niemandem zur Unehre gereichen, sich darum zu bewerben. Socialdemokraten giebt es überdies nicht nur in Deutschland, sondern in allen Kulturländern, auch wo Bismarck nicht Kanzler gewesen. Das Stimmenverhältnis in Geestemünde war feststehend und vorauszusehen. Daß Freisinnige, Socialisten und Welfen sich sofort wie Spreu vor dem Winde vermindern würden durch eine Kandidatur Bismarck, hat doch wohl niemand erwartet oder erwarten können. Es ist alles normal verlaufen.

Die große Frage ist jetzt nur, ob Fürst Bismarck seine geistige und körperliche Kraft falsch oder richtig eingeschätzt hat. Gelingt es ihm, im Reichstage Gewicht zu erlangen, so hat er recht gehabt, sich wählen zu lassen. Gelingt es nicht, so hatte er Unrecht. Der Erfolg muß entscheiden.

* * *

In **Oesterreich** gehen die Dinge ihren Gang verhältnismäßig ruhig weiter. Von irgend einer politisch-konstitutionellen Folgerung, die gezogen werden könnte aus dem für die Regierung recht ungünstigen Resultat der Wahlen zum Reichsrat ist nirgends die Rede. Graf Taaffe findet sich mit der neuen Lage so gut es gehen will ab und das Parlament ist vom Kaiser mit einer Thronrede eröffnet worden, welche nichts weniger erwarten läßt, als eine Umwälzung der bisherigen Prinzipien. Allen irgendwie peinlichen Fragen wird in dieser Kundgebung sorgsam aus dem Wege gegangen, dagegen ein so umfangreiches Programm auf socialem und wirtschaftlichem Gebiet enthüllt, daß mit diesen sehr notwendigen, aber auch sehr wenig aufregenden Gegenständen der Reichsrat nicht Monate, sondern Jahre lang seine Sitzungen wird ausfüllen können.

Der böhmische Ausgleich ist nicht ausdrücklich genannt, aber es ist doch wohl auf denselben in den Worten hingewiesen, daß die Befolgung der in der Thronrede dem Reichsrate empfohlenen Grundsätze „in einer Angelegenheit des landtäglichen Wirkungskreises in jüngster Zeit die Erreichung befriedigender Resultate angebahnt habe, deren Ausgestaltung und Verwirklichung auch in Zukunft den Gegenstand des unentwegten Strebens der Regierung bilden werde". Es scheint, daß diese Stelle eigens zur Begrüßung der Jungtschechen aufgenommen wurde. Dürften dieselben schon durch den Umstand nicht sehr erbaut sein, daß mit Ignorierung des böhmischen Staatsrechtes eine solche böhmische Angelegenheit bei Eröffnung des Reichsrates besprochen wird, so wird die deutliche Ankündigung, daß die Regierung ungeachtet ihres Widerstandes und ihrer Wahlsiege auf der Durchführung des Ausgleiches bestehe, unter ihnen scharfen Widerspruch hervorrufen. Wie die Regierung sich die Durchführung des Ausgleiches denkt, wird leider nicht gesagt.

Die internationale Lage wird vom Kaiser Franz Joseph in außerordentlich friedlicher Weise erwähnt und besprochen.

Nicht ungünstig für die Regierung ist es, daß die Parteien der Rechten doch so etwas wie eine Einigung zustande gebracht haben, d. h. einen Klub, der im Grunde nicht aus persönlichen Mitgliedern, sondern aus einzelnen Unter-Klubs besteht, die alle

Digitized by Google

feierlich ihre Selbständigkeit gewahrt haben, der schließlich aber doch in der Person des Grafen Hohenwart einen gemeinsamen Obmann anerkannt hat. Es ist kein Wunder, daß dieser Klub, der sich aus Konservativen, Klerikalen, Kroaten, Slovenen und Alttschechen zusammensetzt, ein recht buntscheckiges Bild darbietet. Trotzdem hat er Zusammenhalt genug in sich, um den Juden und Liberalen außerordentlich unangenehm zu sein, was dieselben auch nicht verfehlen in ihren Blättern mit unanfechtbarer Deutlichkeit auszusprechen.

Ob es nun freilich der Regierung gelingen wird, die Debatten des Reichsrates dauernd in den friedlichen Bahnen zu halten, welche die Thronrede einschlägt, ist stark zu bezweifeln. So unruhige Passagiere, wie die Jungtschechen, werden gewiß nicht verfehlen, alle die heiklen Fragen, welche Graf Taaffe von der Tagesordnung abgesetzt hat, ebenso geflissentlich zu gegebener Stunde wieder auf dieselbe zu setzen.

* * *

In **Italien** hat es manches gegeben, was der Regierung schlaflose Nächte verursachte. Zunächst die nichts weniger als rosige Finanzlage des Landes, die lange Jahre hindurch schon sehr viel besser war, als sie heute ist, sich aber schwerlich wesentlich erholen wird, so lange man nicht die kostbare afrikanische Schutzherrlichkeit über Abessinien aufzugeben sich entschließt. Das aber ist an sich schon schwer, und vollends unmöglich in einem Augenblick, wo der Negus Menelik zum Verräter geworden. Während dieser Herrscher früher gewisse Beweise wenigstens von orientalischer „Zuverlässigkeit" in seinem Bundesverhältnis zu Italien gegeben, hat er nunmehr, anscheinend auf französischen Einfluß hin, ziemlich unverfroren ein doppeltes Spiel zu spielen begonnen. Ihn zu züchtigen hat man aber weder Geld noch Macht.

Nicht glücklicher ist bisher Italien in seinem großen Konflikt mit Nordamerika gewesen; es hat in der Fürsorge für seine gelynchten Landsleute, die übrigens durchweg Gauner übelster Art gewesen sein dürften, sich allzuweit vorgewagt. Die Genugthuung, welche von den Vereinigten Staaten gefordert worden ist, kann oder will die Regierung in Washington nicht geben. Man verschanzt sich dort hinter der Ausflucht, daß die Gerichtsbarkeit bei den Bundesstaaten liege, die Verfassung der Republik aber den Centralbehörden keinerlei Einwirkung auf die Justiz der Einzelstaaten gestatte. Die Einzelstaaten aber haben wiederum keinerlei diplomatische Vertretung. Die Möglichkeit dieser Ausflüchte bestätigt gewiß, daß Nordamerika nur bis zu einer bestimmten Grenze als civilisiertes Land gelten kann. Mordthaten und Lynchgerichte sind dort dermaßen an der Tagesordnung, daß die letzteren in einigen Staaten als Bestandteil der öffentlichen Einrichtungen gelten können, und daß die Väter des Landes sich durchaus nicht besonders über ein paar an Laternen oder Bäumen aufgehängte Strolche aufregen. Aber diese Zustände sind so bekannt, daß auch Herr Rudini sie kennen und daher sich seine übereilten Schritte etwas gründlicher hätte überlegen sollen. Wer in so stürmischer Weise Genugthuung fordert, wie es Italien Amerika gegenüber gethan hat, der muß sich vorher vergewissern, daß er wenigstens irgend etwas durchsetzen wird. In dem vorliegenden Falle wird Italien aber voraussichtlich gar nichts erreichen. An Krieg denkt niemand, weder hüben noch drüben, und ein Gefühl der Beschämung über Duldung uncivilisierter und halbwilder Zustände wird keinen der vielen Landesväter in Washington ergreifen. Auf die energischen Noten des Herrn de Fava setzt man ein Glas Whisky auf Staatskosten und die Abreise des eifrigen Herrn begleitet man mit dem üblichen Fluch. Damit ist „der Zwischenfall erledigt".

Digitized by Google

Kirche.

Die evangelischen Christen in Deutschland sind in diesen Wochen schmerzlich bewegt durch den Uebertritt zweier deutscher Prinzessinnen von dem evangelischen Bekenntnis zur griechisch-orthodoxen Kirche, der Großfürstin Sergius, einer Schwägerin des Zaren und Tochter des Großherzogs von Hessen, und der Kronprinzessin von Griechenland, einer Schwester unseres deutschen Kaisers. Der Schritt der letzteren ist ein viel freiwilligerer, als der zuerst erwähnte, denn von einem Zwange, der in Athen nach dieser Richtung ausgeübt wäre, hat nie etwas verlautet. Ist doch der jetzt regierende König selbst noch Lutheraner. Es scheint lediglich der Wunsch, mit Mann und Kindern das Bekenntnis und die kirchliche Zugehörigkeit zu teilen, die Ursache des Schrittes der Kronprinzessin Sophie gewesen zu sein. Anders steht die Sache in Petersburg. Bekanntlich war es früher grundsätzliche Forderung, daß, wenn sich die russischen Großfürsten ihre Frauen aus deutschen Fürstenhäusern holten — und nur hier pflegten sich die Prinzessinnen dazu herzugeben —, dieselben griechisch-katholisch werden mußten. Gerade unter der etwas toleranteren Regierung Alexanders II. war es der Großfürstin Wladimir, der Tochter des ernst christlichen mecklenburgischen Herzogshauses (ihre Mutter war eine geborene Prinzessin Reuß), gelungen, die allgemeine Sitte zu durchbrechen. Infolgedessen war es nun auch der Großfürstin Sergius gestattet, evangelisch zu bleiben, und nicht minder der Großfürstin Konstantin, einer Prinzessin von Altenburg. Allein es gehört wohl eine Charakterstärke, wie sie die mecklenburgische Prinzessin jedenfalls besitzt, dazu, um den Quälereien der Russen gegenüber im evangelischen Bekenntnis standhaft zu bleiben. Und so ist der Uebertritt der Tochter der einstigen Großherzogin Alice nunmehr erfolgt, ziemlich gleichzeitig mit dem ihrer rechten Cousine in Athen.

Die Blicke der evangelischen Deutschen sind dadurch von neuem auf diese sogenannte orthodoxe Kirche gerichtet, und es wird den Lesern erwünscht sein, wenn wir dieselbe kurz charakterisieren. Es kann nicht geleugnet werden, daß uns Evangelischen diese orientalische Form des Katholizismus in den meisten Punkten näher steht, als die abendländische in Rom. Besonders der alte Protest gegen die antichristlichen Ansprüche des Bischofs von Rom, der durch seine gewaltsamen Unifizierungsbestrebungen der eigentliche Zerstörer der Einheit der Kirche geworden ist, muß uns die orientalische Kirche wert machen. Freilich sind wir in Bezug auf die Lehre von der Kirche grundsätzlich auch von ihr geschieden, indem sie zwar Christum als den einzigen Regenten seiner Kirche mit uns anerkennt, doch aber die Zugehörigkeit zur Kirche abhängig macht von der Unterstellung unter das in den Bischöfen von den Aposteln her in ununterbrochener Succession fortdauernde geistliche Amt. Die griechische Kirche erkennt unsere protestantische Ordination nicht an, steht aber auf dem Fuße gleichwertigen Verkehrs mit den anglikanischen Bischöfen, den altkatholischen, Jansenistischen und andern. Die Folge davon ist, daß der übertretende Protestant von der griechischen Kirche neu getauft wird; bei der Großfürstin Sergius stehen der Zar und die Zarin Gevatter — bei der griechischen Kronprinzessin ist durch besonderen Dispens von einer Wiederholung der Taufe Abstand genommen.

In der Lehre ist die orientalische Kirche auf dem Standpunkt des 7. Jahrhunderts versteinert stehen geblieben. Mit kindlicher Pietät hängen sie an den Kirchenvätern und den von ihnen überkommenen theologischen Ausdrücken. Die ganzen späteren kirchlichen Entwicklungen sind an ihnen vorübergerauscht. Die einzelnen Lehrpunkte, besonders in der Heilslehre, sind deshalb nie sehr klar ausgedrückt. Vorteilhaft unterscheiden sie sich von den römischen Katholiken durch ihren Protest gegen den Mißbrauch des Ablasses und durch eine etwas andere Behandlung der Jungfrau Maria. Bekannt ist die starke Ausprägung des sinnlichen Elementes im Kultus und die Verehrung der zahlreichen



Bilder, die allerdings eine plastische Form haben dürfen, weshalb man bei den Griechen unsere Art des Kruzifixes nicht findet.

Interessant ist, daß vor einigen Jahrzehnten durch Dr. Marulis, einen Macedonier, der Versuch gemacht werden konnte, die griechisch-orthodoxe Kirche auf ihrem eigenen Boden mit evangelischem Geiste zu erfüllen. Der genannte eifrige junge Mann hatte deutsche theologische Bildung genossen, stand besonders unter dem Einfluß Dr. Fabris, damals in Barmen, und suchte durch Heranbildung von Lehrern in seinem Sinn und Geist das griechische Volk sittlich und christlich zu heben, ohne aus seiner Kirche auszutreten. Und seine Reformbestrebungen stehen in Griechenland nicht ganz isoliert. — Die Kirche des Königreichs Hellas nimmt eine etwas gesonderte Stellung ein unter einem eigenen heiligen Synod. Die alte Verfassungsform ist das Regiment von vier Patriarchen in Konstantinopel, Antiochien, Alexandrien und Jerusalem und des ökumenischen Konzils, das aber seit 1100 Jahren nicht mehr zu stande gekommen ist; thatsächlich aber wird der Hauptteil der orientalischen Kirche, nämlich die russische, cäsaropapistisch regiert, d. h. durch den Zar, dessen Organ der hl. Synod bildet.

Wenn wir demnach also auch evangelischere Annäherungspunkte in dem griechisch-orthodoxen System finden, so ist uns thatsächlich das griechische Kirchentum fast noch fremder als das römische. Das völlige Zurücktreten der Predigt im Gottesdienst, die Ueberwucherung der liturgischen Formen und Ceremonien ist begleitet von einem krassen Aberglauben, der wohl in Süditalien und anderen Ländern seinesgleichen findet, aber doch noch allgemeiner das griechische Kirchengebiet zu beherrschen scheint, als das römische. Die Priester (Popen) sind völlig ungebildet und zum Teil in einem ganz verwahrlosten Zustande. Sie müssen verheiratet sein, während die höhere Geistlichkeit im Cölibat lebt; diese geht deshalb aus den Klöstern hervor. Die Mönche sind zahlreich, aber es giebt nicht die Fülle der Orden wie in der römischen Kirche, sie befolgen dort vielmehr alle die Regel des hl. Basilius. An der Reichhaltigkeit der Werke thatkräftiger Nächstenliebe ist die römische der griechischen Kirche weit überlegen.

Eine eigentümliche Erscheinung in der griechisch-katholischen Kirche bilden die zahlreichen Sekten; sie werden in Rußland auf 11 Millionen angegeben. Einige davon verdanken ihren Ursprung den kleinlichsten liturgischen Streitereien, andere sind mystischer und schwärmerischer Natur; seit den 60er Jahren unseres Jahrhunderts aber giebt es auch eine pietistische Bauernsekte, die Stundisten, welche wohl unzweifelhaft auf württembergische Einwanderer zurückzuführen ist und sich in den letzten Jahren stark ausgebreitet haben soll.

Im allgemeinen sind in der griechisch-katholischen Kirche die lebenweckenden Kräfte des christlichen Glaubens gebunden. Eine Erneuerung des Volkes kann schwerlich noch einmal von ihr ausgehen. Wir sehen deshalb auch in Rußland alle ungebildeten Kreise in Aberglauben befangen, und alle sogenannten Gebildeten immer mehr in die Netze des Nihilismus geraten. Ein Uebertritt aber vom evangelischen Bekenntnis zu dem „orthodoxen" ist der Rückschritt zu einer greisenhaften Kindlichkeit, wie er aus wirklichem inneren religiösen Bedürfnis ganz unmöglich zu erklären ist.

Dies ist nun dieselbe Kirche, deren Fanatismus sich nicht nur in der Bekehrung von Prinzessinnen, sondern auch in der Verfolgung der lutherischen Kirche in den baltischen Provinzen Rußlands offenbart. Jede Zeitung fast enthält neue Beispiele der Roheit, mit der Pobedonoszeff und seine Henkersknechte gegen die lutherischen Balten, besonders die überzeugungstreuen Pastoren vorgeht. Auch die Elementarschulen hat man schon zu Stätten der Bekehrung gemacht, indem in einer bestimmten Klasse derselben, auf die aber sehr viel lutherische Kinder angewiesen sind, der russisch-orthodoxe Religionsunterricht für alle Schulkinder obligatorisch gemacht ist. Der drohendste Schlag für die lutherische Kirche der baltischen Provinzen ist die Verlegung der Universität Dorpat in das Innere des Reiches, wovon seit einiger Zeit immer wieder Gerüchte in Umlauf gesetzt werden. —

Digitized by Google

Aus der heimatlichen Kirche ist von den letzten Wochen nicht viel zu berichten. Einige Konferenzen haben stattgefunden, wie sie jährlich stattfinden. Die sächsische und die brandenburgische Missionskonferenz, die Versammlung der Freunde der positiven Union in der Provinz Sachsen, der lutherische Verein für Pommern in Belgard u. a. m. Andere größere Versammlungen sind angekündigt, so zunächst die erste Wiederholung des evangelisch-socialen Kongresses in Berlin für den 28. und 29. Mai, am Ende der Berliner Festwoche, und in Verbindung mit einer Generalversammlung der Abgeordneten der evangelischen Arbeitervereine, — ferner eine Augustkonferenz der preußischen landeskirchlichen Lutheraner für die letzten Tage des Monats, nach dem sie ihren Namen trägt. Im April hat auch die evangelische Allianz-Versammlung stattgefunden, zum ersten Male in einer italienischen Stadt, in Florenz, über deren Verlauf wir erst noch abschließende, eingehende Berichte erwarten. — In Berlin hat es wieder, wie im vorigen Monat, einige Privatversammlungen gegeben, auf denen stets das Ringen der Positiven und der Freisinnigen zu Tage tritt, von welchen ja die ersteren immer mehr an Boden gewonnen haben. Die Versammlungen von Wählern der Zionsgemeinde waren besonders erregt, weil es hier zu sehr ernsten Kämpfen gegen den noch in der Mehrheit befindlichen Freisinn kam. Was dort, besonders auch durch P. Koch, über die Thätigkeit der am Ruder befindlichen Liberalen in den kirchlichen Körperschaften mitgeteilt ist, klingt geradezu unglaublich, und die Herren Fanatiker der Unparteilichkeit, welche auf dem vorjährigen evangelisch-socialen Kongreß Stöcker einen Vorwurf daraus machten, daß er gleichzeitig alle Parteien zur Mitarbeit auffordere und sich doch dessen rühme, daß durch die Berliner Bewegung die liberale Majorität der Berliner Stadtsynode gestürzt sei, — sie mögen sich doch einmal in der Zionsgemeinde nach den Bundesgenossen jener Majorität umsehen. Wie dort mit den äußeren und inneren Angelegenheiten umgegangen wird, das ist in der That eine Wirtschaft, die aufhören muß. Mit Leuten aber wie Rektor Schuhmacher und Genossen zusammenzuarbeiten, auch auf dem allgemeinsten evangelisch-socialen Gebiete, ist eine Unmöglichkeit. Daß in Gemeinden, wo die Geistlichen und die Stadtmission durch derartige Zustände gehindert werden, die „freikirchliche Evangelisation," von deren Gedeihen das Organ der deutschen Baptisten kürzlich wieder viel zu berichten wußte, immer weitere Fortschritte macht, ist gewiß nicht zu verwundern. — Herr Rektor Schuhmacher hat sich auf die in einer der Versammlungen an ihn gestellte Frage nach seinem Christentum ganz offen erklärt, in einer Weise, daß zwischen seinem Christentum und den allgemeinen Humanitätsideen kein Unterschied mehr zu entdecken ist. Noch deutlicher hat in einem Vortrage im Berliner „Unionsverein," wie sich der dortige Zweig des Protestantenvereins nennt, ein Jurist als Religion der Zukunft ein derart gereinigtes Christentum hingestellt, daß auch die religiösen Elemente des aufgeklärten Judentums vereint mit ihm die eine allgemeine Menschheitsreligion bekennen können. So machen sich in der Praxis die Resultate einer gewissen Theologie, deren einer Vertreter schon vor Jahren am Schluß seiner Religionsphilosophie eine solche allgemeine Menschheitsreligion als Frucht der Vereinigung einer christlichen und einer buddhistischen Entwicklung in Aussicht gestellt hat.

Von Pastor Zieglers Auftreten in Liegnitz haben wir bereits berichtet. Es scheint, daß ein Disziplinarverfahren gegen ihn durch den evangelischen Oberkirchenrat eingeleitet werden soll. Pastor Ziegler hat die theologische Fakultät von Straßburg, (Holtzmann ꝛc.) um ein Gutachten über seinen „geschichtlichen Christus" gebeten und dasselbe in der „Protest. Kirchenzeitung" veröffentlicht, — um jeden etwa gegen ihn seitens der Behörden unternommenen Schritt von vornherein als engherziges Ketzergericht erscheinen zu lassen. Dies Gutachten wird natürlich in den weitesten Kreisen auch der kirchlich gerichteten Zeitungsleser einen gewissen Eindruck machen, indem mit großem Geschick die Aeußerungen Zieglers in ihrer religiösen Wärme und in ihrer Uebereinstimmung mit der ganzen Linie der modernen theologischen Entwicklung darzustellen unternommen wird, wobei auch eine Reihe der unzweifelhaftesten orthodoxen Theologen

Digitized by Google

mit angeführt werden, wie Luthard, Kahnis, Delitzsch u. a. Wir heben einiges aus dem Gutachten hervor. Erstlich sind die Schlußworte über Wahrheitssinn und Sieg der Wahrheit wunderschön; es ist nur nicht einzusehen, was sie mit dem vorliegenden Fall zu thun haben. Daß Robert Blum aufrichtig für seine Ideen begeistert war, schließt doch nicht aus, daß er ein Empörer war. Gerade den Wahrheitssinn verlangen auch wir vom Geistlichen in erster Linie; wenn aber von den Verteidigern Zieglers (auch in der „Christl. Welt"!) betont wird, daß er ja seine Aeußerungen nicht auf der Kanzel gethan habe, so scheint doch, daß die Forderung der Wahrhaftigkeit nach einer ganz anderen Seite zu erheben ist. — Weiter wird die Aeußerung Zieglers über das Johannesevangelium als keiner Geschichtsquelle, die den gläubigen Gemeindegliedern besonders auffallend gewesen ist, damit gestützt, daß in der That die Autorschaft dieses Evangeliums eine offene Frage sei, was auch gläubige Vermittlungstheologen zugegeben hätten. Gewiß ist es eine offene Frage, sowie fast alle geschichtlichen Fragen offen sind, d. h. es fehlt dafür der absolute Beweis, der jeden Widerspruch und Zweifel unmöglich macht, das liegt in dem Wesen der Geschichtswissenschaft. Die Tendenzkritik hat nun das allergrößte Interesse daran, daß das Evangelium Johannes keine glaubwürdige Geschichtsquelle und nicht von dem Apostel, dem Augen- und Ohrenzeugen, geschrieben ist. Sie könnte das nie anerkennen, ohne sich selbst aufzugeben. Wenn sie sich nun darauf stützt, daß ja die Abfassungsfrage eine offene sei, so täuscht sie die Ungelehrten darüber, als ob das gerade bei dieser Schrift etwas besonderes sei. Das Johannesevangelium ist in seiner Echtheit so gut bezeugt, wie nur irgend eine historische Quelle, und nur „innere Gründe" sind es, an denen man diese gute äußere Bezeugung unwahrscheinlich machen will. Für die christliche Gemeinde ist das Evangelium Johannes keine offene Frage. Und wenn jemand das Unglück hat, Geistlicher zu sein, für den diese Frage wirklich, d. h. religiös, eine offene Frage ist, oder vielmehr keine Frage, daß es so wie Johannes berichtet, nicht gewesen sein könne, der an Christum, den Sohn Gottes, wie ihn uns Johannes vorführt, nicht glaubt, — so soll er seine Gemeinde nicht täuschen durch eine auf dem wissenschaftlichen Gebiete in gewissem Sinne brauchbare und richtige Phrase, die aber hier, wo es sich um den christlichen Glauben handelt, einen ganz anderen Sinn bekommt. — Endlich bemüht sich das Straßburger Gutachten, den Unterschied zwischen Fundamentalem und Nichtfundamentalem im Christentum in das Gefecht zu führen. An dem, was darüber gesagt wird, kann niemand zweifeln. Aber wir fragen wieder: was wird in dem vorliegenden Falle damit bewiesen? Wenn die Person Jesu Christi nicht zum Fundamentalen gehört, dann möchte ich wissen, was denn im Christentum fundamental ist? Dann bleibt doch nur die Religion des Berliner Unionsvereins und des Rektors Schuhmacher übrig, an der auch die religiösen Elemente des aufgeklärten Judentums keinen Anstoß nehmen können.

Verschiedenes.

Wir erhalten die folgende Zuschrift:

Eisenberg, S.-Altbg., 26. März 1891.

Geehrter Herr Redakteur!

Soeben kommt mir ein Heftchen der „Kathol. Flugschriften zur Wehr und Lehr" (Berlin, Verlag der Germania), nämlich Nr. 6, zu Gesicht, welches „Luthers Freiheit eines Christenmenschen", 4. Aufl., betitelt ist. Darin wird in der Einleitung S. 6 der „Allgemeinen konservativen Monatsschrift" „solenne Unwahrheit und Verleumdung" vorgeworfen, weil sie im Dezemberheft 1889 S. 1299 behauptet, daß Janssen die Schrift

Luthers von der Freiheit eines Christenmenschen seinen Lesern zu unterschlagen für geraten hält.

Die Notiz ist richtig, sie findet sich dort. Nun behauptet die Flugschrift, daß Janssen diese Schrift erwähne — wenn auch in der 1. Auflage seines Werkes „nicht so speciell berücksichtige" (S. 8) —, Auszüge daraus gebe und anerkennend (teilweis) von ihr spreche.

Mir ist Janssen nicht zur Hand. Aber die Behauptung ist ohne Zweifel richtig, da die betr. Stellen abgedruckt sind. Da scheint mirs der Würde der „Allg. konf. Monatsschrift" entsprechend, die Behauptung von 1889 zurückzunehmen.

Die Sache bleibt natürlich dieselbe. Was Sie sonst über die Flugschrift sagen wollen, überlasse ich Ihnen. Für die evangel. Auffassung von Gesetz und Evangelium ist da so wenig Verständnis, daß aller Streit aussichtslos und unnötig wird. Danach scheint es leider keine Brücke für die Katholiken zu den Evangelischen herüber zu geben.

Mit vorzüglicher Hochachtung ein Leser der Monatsschrift

Prof. D. Ehrhardt.

Anm. d. Redaktion. Die angefochtene Bemerkung über Janssen war aus dem Gedächtnis gemacht in der Meinung, daß wir die fragliche Angabe bei Lenz oder Ebrard gelesen. Ist sie unrichtig, so geben wir sie gern preis. Auch uns ist der Janssen leider nicht mehr zur Hand.

* * *

Fragment

aus einer Vorlesung von Heinrich Leo über alte Geschichte.

Die Geschichte der alten Welt wird größtenteils von einzelnen Gesichtspunkten aus behandelt, wie etwa als eine aneinandergereihte Sammlung solcher Notizen, die zum Verständnis der alten Klassiker nach der historischen Seite wünschenswert sind, also als philologische Hülfswissenschaft, oder die jüdische etwa als theologische, die römische als juristische Hülfswissenschaft. Diese Behandlungsweisen haben allerdings ihren besondern Wert, aber sie geben die alte Geschichte nur äußerlich als Teil der Universalgeschichte — innerlich bleibt sie eine Sammlung von Einzelheiten. Es wird Ihnen bald klar geworden sein, daß ich als universalhistorisches Moment gerade die Geschichte des religiösen und sittlichen Bewußtseins hervorgehoben habe, wie es in den Handlungen der Völker zu Tage tritt.

Hierzu hat es nun seither in der Regel einen verschiedenen, entgegengesetzten Standpunkt gegeben — teils einen solchen, der die sittliche, antike Welt uns als Muster aufstellte und fast allein als Gipfel rein menschlicher Bildung gelten ließ, und vom Standpunkte des antiken sittlichen Bewußtseins dem Christentum den Kampf machte — teils einen solchen, der in engherziger Weise die Forderungen streng christlichen Bewußtseins an die Zustände der antiken Welt legte und sie als heidnische, in sich haltlose alle verdammte.

Sie werden bemerkt haben, daß ich weder das eine noch das andere gethan, sondern versucht habe, einerseits die natürlichen, schönen und eingeborenen Triebe der antiken Völker hervorzuheben, den Reichtum ihrer Bildung anzuerkennen und der Dankbarkeit zu genügen, die wir diesen Völkern schuldig sind, die in ihrem Ringen und Kämpfen, in ihrem Irren wie in ihrem Schaffen uns ein reiches Erbe gebildeter Geisteswerke hinterlassen haben — daß ich aber andrerseits auch die Punkte des Verderbens in diesen Entwicklungen zu zeigen bemüht war, und wie doch das Hauptverdienst des Thuns und

Digitized by Google

Lebens dieser Völker war, in ihren Schicksalen zuletzt ganz evident das Unglück solcher Zustände zu entwickeln, wo der Mensch nur seinen eigenen Kräften überlassen und doch von der Leerheit der bloß irdischen Welt und der Sehnsucht nach dem darüber Hinausliegenden getrieben, zuletzt in die entschiedenste geistige Hülflosigkeit geraten muß, sobald die natürlichen Schranken seines sittlichen Daseins überwunden und abgenutzt sind. Die Krone der alten Geschichte bleibt, daß ihr Verlauf die Gefangenschaft des menschlichen Geistes in seiner natürlichen Endlichkeit und die Notwendigkeit der Befreiung aus derselben durch göttliche Offenbarung, die Notwendigkeit des Christentums unmittelbar nahe gelegt hat.

In diesem Sinne habe ich mich freizuhalten gesucht von dem Hasse eines borniert frommen Wesens gegen die antiken Zustände ebenso sehr als von der götzendienerischen Verehrung der in denselben entwickelten formellen sogenannten klassischen Bildung — ich habe mir und durch mich Ihnen die Augen einfach und gesund offen zu halten gesucht für die Natur, für die Natürlichkeit der Dinge — und das sehe ich denn überhaupt als den schönsten Gewinn historischer Studien an, daß sie, wo sie recht getrieben werden, den Menschen frei machen von der Herrschaft abstrakter Gesichtspunkte und ihm die Augen öffnen für die Schönheit des organischen Waltens und Regierens göttlicher Mächte und Führungen in den Geschicken der Welt wie des Einzelnen. Möchte es mir gelungen sein, Ihnen einen Teil wenigstens der Empfindung, die in mir die Beschauung der Geschichte der alten Welt, wenn ich ihr auch nicht so nahe stehe, als einzelnen Teilen derselben die Theologen, die Philologen, die Juristen, erweckt, mitgegeben zu haben für ihr Leben, denn ich fühle, daß ich in ihnen selbst einen Segen und ein geistiges Gegengewicht gegen die Bedrängnisse aktueller Zustände in tausend Fällen gehabt habe und fürder haben werde.

* * *

Vom Zukunftsstaat.

Wir haben uns im Januar-Heft dieser Zeitschrift eingehend ausgesprochen über eine ganze Reihe von Büchern, die man als politische Romane zu bezeichnen pflegt, phantastische Schilderungen von Zukunftsstaaten, in denen nach Verwirklichung einer bestimmten Idee oder Theorie alle die Mängel beseitigt erscheinen, unter denen jeweilig die eine oder andere Generation des Menschengeschlechts gelitten hat.

Als ein Glied in der Kette solcher Schriften haben wir damals auch das weitverbreitete Buch des Amerikaners Bellamy besprochen und den Nachweis zu führen versucht, daß Verfasser zwar die ganz ergötzliche Schilderung eines socialistisch organisierten Gemeinwesens giebt, daß er aber völlig unterläßt, den Weg zu bezeichnen, auf dem die Menschheit jemals zu den von ihm geschilderten paradiesischen Zuständen gelangen könnte, ganz abgesehen davon, daß der Zustand selbst dem Wesen der menschlichen Natur widerspricht, und besonders einen Faktor außer Acht läßt, ohne den alle Rechnungen Fehlrechnungen werden: die menschliche Leidenschaft und Sünde.

Im verflossenen Monat ist uns nun eine andersartige, nämlich novellistische Bekämpfung Bellamys, soviel wir wissen, die erste dieser Art, zugegangen. Sie nennt sich „Des Herrn Friedrich Ost Erlebnisse in der Welt Bellamys, Mitteilungen aus den Jahren 2001 und 2002“, herausgegeben von Conrad Wilbrandt, einem Bruder des bekannten Dichters Adolf Wilbrandt. Das Buch kann als negativer Zukunftsroman bezeichnet werden, insofern sich hier die Phantasie in einem abgelehnten Zukunftsstaat bewegt. Wilbrandt versetzt sich und uns in einen genau nach Bellamys Rezept verfaßten

Digitized by Google

Staat, aber er findet nirgends in demselben die idealen Zustände, die Bellamy erträumt hat, sondern es hinkt und hapert auch in diesem Musterstaat an allen Ecken und Enden, gerade wie im „Klassenstaat" der Gegenwart.

Das ist ja nun im allgemeinen gewiß sehr annehmbar und auch im besonderen läßt sich manches an dem nicht ohne Phantasie geschriebenen Buche loben. Greifen wir z. B. eins aufs Geratewohl heraus, so ist es recht schlagend und ergötzlich, was Verfasser über die Eigentumsvergehen im Zukunftsstaate beibringt. Bekanntlich sind von Bellamy Geld und Wertpapiere abgeschafft, sie können daher auch nicht mehr gestohlen werden; aber an ihrer Stelle sind „Kreditkarten" eingeführt, vermittelst deren sich der Zukunftsbürger seine Bedürfnisse aus den staatlichen Warenhäusern holt. Bellamy meint nun, das Stehlen werde von selbst aufhören, wenn niemand mehr ein Interesse habe zu stehlen, teils weil er genug hat, teils weil die meisten Dinge das Stehlen nicht wert sind. Herr Ost erlebt das Gegenteil. Besonders auf die Kreditkarten, die für ein Jahr lauten, haben es die Spitzbuben abgesehen; einzelne Karten werden schon im Beginn des Jahres hier und da entwendet, im Dezember aber häufen sich die Diebstähle, da es im Zukunftsstaat auch an Menschen nicht fehlt, die es schlechterdings nicht fertig bringen, mit dem auszukommen, was ihnen der Staat zuweist. Der Regierung erwachsen nun aus den verlorenen, beziehentlich den angeblich oder wirklich gestohlenen Kreditkarten eine Menge von Schwierigkeiten, die zu fortwährenden gesetzlichen Aenderungen führen. Sollen gestohlene oder verlorene Karten ersetzt werden oder nicht? Ein Gesetz, welches die Frage bejaht, geht durch. Die Folge ist, daß binnen kurzem das halbe Zukunftsvolk seine Karten verliert und sich neue ausstellen läßt.

In dieser und ähnlicher Weise werden einzelne der socialistischen Utopien ganz glücklich widerlegt; trotzdem muß im großen und ganzen gesagt werden, daß Verfasser seiner Aufgabe deshalb nicht gewachsen ist, weil ihm die nötige politische Unparteilichkeit fehlt. Herr Wilbrandt ist in seiner Art ein ebenso radikaler Individualist und Manchestermann wie es die Socialisten in entgegengesetzter Richtung sind; während diese alles vom Staat geregelt sehen wollen, will Herr Wilbrandt gar nichts vom Staat gethan sehen, viemehr alles der Natur überlassen und die Dinge gehen lassen wie sie gehen. Verfasser ist sogar der Ansicht, daß die Natur im Leben ausgleichend wirkt und daß alle Schäden der Gegenwart nur von den Eingriffen des Staates, ganz besonders von den Schutzzöllen herkommen.

Eine Widerlegung bedarf dieser radikal-liberale Standpunkt heutzutage glücklicherweise nicht mehr; die Zahl der Anhänger einer Aera Bamberger-Lasker ist auf ein kleines Häuflein zusammengeschrumpft, und es gehört doch auch wirklich nicht allzuviel geschichtliche Kenntnis und politische Beobachtung dazu, um zu erkennen, daß es so wenig einerseits der letzte Schluß aller Staatsweisheit sein kann, das ganze wirtschaftliche Leben bis in die kleinsten Details hinein zu dirigieren (wie die Socialisten wollen) als es andererseits Staatszweck sein kann, nur dem Darwinistischen Kampf ums Dasein, in welchem stets der Schwächere unterliegt, freie Bahn zu machen (wie Herr Wilbrandt will), sondern daß die Formel für das Eingreifen der Staatsgewalt in die Volkswirtschaft unzweifelhaft in der Mitte liegt, nämlich in einem nach Recht und Billigkeit zu findenden Ausgleich zwischen Individual- und Socialprinzip, die beide in gewissen Grenzen ihr gutes Recht haben. Das Wilbrandtsche Buch kann daher wohl als eine ganz anregende Lektüre für den Freund socialpolitischer Probleme bezeichnet werden. Als Widerlegungsversuch von Bellamy ist es ohne jede Bedeutung, weil es von in ihrer Art ebenso unrichtigen Voraussetzungen ausgeht, wie die Utopie des Amerikaners.

* * *



Am Abend des Ostersonntags.

„Und sie nötigten Ihn und sprachen: „Bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt!“ Und Er ging hinein, bei ihnen zu bleiben.

Luc. 24, 29.

Wieder wills nun Abend werden,
Späte Abendglut erbleicht,
Bleibe bei uns, Herr der Erden,
Denn der Tag hat sich geneigt.
Weilest du in unsrer Mitte,
So verstummen Schmerz und Qual,
Es erglänzt die dunkle Hütte
Still in deiner Liebe Strahl.

In der Jahre Wogentriebe
Winkt dein Anblick süße Rast,
Bis uns ewig deine Liebe
Endlich wundersam umfaßt.
Ach, wie du verleiht kein andrer
Frieden in der Stürme Not,
Bleibe, königlicher Wandrer,
Brich auch uns dein Wunderbrot.

Brichs mit unsichtbaren Fingern
Heiliger, den wir erkannt,
Für dich, gleich den Emmausjüngern,
Ist das tiefste Herz entbrannt.
Du allein stillst unser Sehnen,
Selig schaun wir dir ins Aug',
Schauernd fühlen wir durch Thränen
Deiner Nähe Geisteshauch! —

Dorpat. 1881. Carl Hunnius.

* * *

Friedhofsfrühling.

„Nicht die bunten Farben, die frohen Töne und die warme Luft sind es, die uns im Frühling begeistern, sondern der stille, weissagende Geist unendlicher Hoffnungen, ein Vorgefühl seliger Tage eine Ahnung ewiger Blüten und Früchte.“

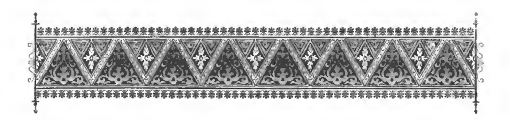
Novalis.

Auf den moosübersponnenen Gräbern
Geliebter Toten
Schimmert freundlich das Abendgold.
Friedlich säuseln die Trauerbirken
Genesung den Schlummernden —
Tief unter dem tauigen Rasen.
Herz, du pochst und fieberst
Voll Sehnsucht; —
Ruhen wirst du,
All dein Lieben und Hoffen sinkt
Tief unter den tauigen Rasen.

Ach, so wandelt die Zeit,
Die stille Träumerin,
Zwischen Grüften dahin —
Zögernd fallen aus ihrer Hand
Weiße und schwarze Lose.
Leid und Glück in verschwiegner Umarmung
Wallen geschwisterlich
Durch dieses Thal der Thränen
Eng verbunden dahin —
Ruhen am Ende bräutlich vereint
Tief unter dem tauigen Rasen.

Arensburg. 1884. Carl Hunnius.

Digitized by Google



Deutsche Rechtssitten.

Auf ihren Ursprung und Sittenkern zurückgeführt.

---

3. Gerichtshöfe. Tempel und Hof. Richthäuser und Dinghöfe.

Lange Zeit ging hin, ehe sich die Gerichte aus dem Freien unter Dach und Fach verloren und das Volk seiner festgewurzelten Sitte entsagte. Und selbst zur Zeit, als die Gerichte längst in Häusern gehalten wurden, pflegte man doch noch, wie z. B. selbst in Hamburg bei peinlichen Gerichtsverhandlungen im Saal, wo die Bürgermeister und Ratmänner unbedeckten Hauptes saßen, „die große Luke im Dach abzuheben", weil nach sächsischem Recht das Urteil unter Gottes freiem Himmel gefunden werden mußte.

Indessen hatte man auch für die Richthäuser oder Dinghöfe, für die Hallen (oder Lauben), wo Sitze unter bedeckten Gängen angebracht waren, einen Vorgang in der Mythologie. Hatten doch die Götter selbst auf dem Idafeld sich Hof und Halle erbaut, wo ihre Stühle standen, 12 an der Zahl, nach jener Stelle der Voeluspâ:

> Die Asen einten sich auf dem Idafelde,
> Hof und Heiligtum hoch sich zu wölben.

Also auch sie richteten nicht nur unter freiem Himmel an Urdas Brunnen unter der Esche Yggdrasil, sondern auch in Hof und Heiligtum. Hof und Heiligtum aber war auch noch im skandinavischen Norden Gerichtsstätte, als Island kolonisiert wurde.

Der Mittelpunkt jeder einzelnen Ansiedlung einer Landschaft oder eines Herads auf Island war der Tempel oder Hof. Das Wort Hof hängt zusammen mit at hefia (heben, erheben, aufrichten); at reisa hof heißt einen Hof aufrichten. Der Führer der Ansiedler errichtete einen Hof als Opfer- und Gerichtsstätte. Der Vorsteher desselben hieß godi, er war Tempel- und Gerichtsherr, er mußte den Hof erhalten und alle Männer des Herads d. h. der Ansiedlung, der Landschaft sollten dem Hofthing verpflichtet sein. Er war zugleich der folknarungar, Volksnährer, wie im Angelſ. der hlâford, der Brotgeber. Solche Höfe, wo Opfer und Gericht gehalten wurden, sollten recht eigentlich Götterhallen sein. So erzählt uns z. B. die Eyrbyggiasaga c. 4, wie Thorolfr sich an einer Bucht, die er Breidafiörd nannte, ansiedelt. Er legte einen großen Landsitz an, den er Hofstadr nannte. Hier ließ er einen Hof aufrichten, nämlich ein großes Haus mit Thüren. Inwendig im Hause war noch ein Haus, dem ähnlich, welches jetzt das Sanghaus (Chor) der Kirche heißt; mitten darin stand auf dem Boden das Gestell und der Altar und es lag da ein Ring aus einem Stücke, bei demselben sollten alle Eide geschworen werden. Auch wird ausdrücklich erwähnt, daß Thorolfr seinen Hof dem Thor geweiht habe; in der Nähe aber ließ er auf dem äußersten Teile der Landzunge, die er Thorsnes nannte, einen Platz für das Heradsthing (das Gericht der Landschaft) ordnen, und auch diese Stätte hatte große Heiligkeit. Die Wahl dieses Platzes geschah nach Landnamabok II, 12 mit Beirat aller Stammgenossen. Der Kreis, in welchem

Digitized by Google

das Gericht gehalten wurde, hieß domrhingr, Domring, Thumbring. Da war auch der Thorstein, an welchem Menschen getötet wurden, vergleichbar unserm „Rabenstein“.

Wir haben also auch hier wie bei den Göttern in der Edda zwei Gerichtsstätten im sogen. Herad*) d. h. in der zu einem Hofe geweihten Ansiedlungslandschaft. Die letztgenannte Stätte unter freiem Himmel war offenbar für peinliche Verbrechen.

Das Landnamabok (IV, 7) erzählt uns dann, wie der sechzigjährige Ulfiotr nach Norwegen geht und hier drei Jahr lang das Recht studiert bei seinem Ohm Thorleifr hinn Spaki, mit welchem er die in Island gelten sollenden allgemeinen Gesetzbestimmungen abfaßt. Nach seiner Rückkehr wurde eine Gerichtsverfassung für die ganze Insel und damit auch das Althing geschaffen und im Jahre 930 ein Platz für die große Gerichtsversammlung oder das Althing ausersehen.

Auf diesem Althing zeigte dann Thordr Gellir, wie nachteilig es sei, wenn nur eine solche allgemeine Gerichtsstätte auf der Insel sei, und setzte es beim Althing durch, daß die Insel in Viertel geteilt und Viertelsgerichte eingesetzt wurden. Wir haben hier also drei Gattungen von Gerichtsversammlungen: 1) Das Althing, 2) das Viertelsthing und 3) das Heradsthing.

Das Althing wurde, wie alle nordischen Gerichte, unter freiem Himmel gehalten. Man hatte dazu den sogen. Lögberg (Gesetzesberg) ausgewählt. Als nachher das Christentum eingeführt und in der Nähe des Lögbergs eine Kirche errichtet wurde, konnte das Gericht auch bei schlechtem Wetter in dieser gehalten werden. Der ganze Distrikt hieß die Thingmark; der kreisförmige Raum, in welchem die Richter saßen, Thingvöllr, und der umgebende Kreis Domrhing. Im Domrhing standen drei Bänke, auf jeder konnten 48 Menschen sitzen. Auf der mittleren Bank saßen aus jedem Viertel der Insel 12 Godar, also zusammen 48. Jeder dieser Godar hatte zwei rechtsverständige Männer aus dem Kreise seiner Freunde oder Nachbarn gewählt, davon saß je einer auf der vorderen, einer auf der hinteren Bank. Den Vorsitz des Gerichts führte der Lögsögumadr, der erste der Insel war Ulfiotr selbst. Der Lögsögumadr oder lögmadr war das lebende Rechtsbuch und der Rechtshüter der Landschaft, er leitete das Thing, verkündete die gefaßten Beschlüsse und gab Rechtsbelehrungen, wo Zweifel entstanden. Er muß die Kenntnis vom Rechte im Volke lebendig erhalten und hat, wie die Graugans vorschreibt, alle drei Jahre das ganze Landrecht, jedes Jahr aber die Gerichtsordnung (Thingsköp) auf dem Gesetzesfelsen für jedermann faßlich vorzutragen. Auf Island ward er nur auf drei Jahr gewählt und bezog eine Besoldung. In Schweden dagegen war die Würde eines Lagmann lebenslänglich und erbte in manchen Häusern fort, weil man die Gesetzeskunde hierdurch zu sichern glaubte. Ueberhaupt hatte der schwedische Lagmann die stolzeste Stellung; er muß ein freier Bauer sein; seine Person umgiebt ein Gefolge wie den König. Bei schlechter Amtsführung ward er abgesetzt. Die norwegischen Lagmänner sind dagegen vom König abhängig und wurden von ihm ernannt. Vgl. Weinhold altn. L. 400.

Beim Althing nahmen alle 48 Richter an allen legislativen Verhandlungen teil; an der Entscheidung der Prozesse immer nur die 12 des Viertels, wo die Prozessierenden wohnten. Alle waren bewaffnet gekommen, aber es stand nur den Parteien selbst oder deren Rechtsanwalten frei, je mit drei Mann Gefolge den Domrhing zu überschreiten. Alle unbefugt in den Kreis Eindringenden und alle mutwillig Störenden wurden mit Verbannung bestraft. Bewaffnet aber blieben die vor Gericht Erscheinenden, so lange das Heidentum dauerte, also bis zum Jahre 1000.

Doch durfte niemand mehr als 30 Personen im Gefolge haben. Zu dieser zahlreichen Menge von Richtern, Rechtsverständigen, Parteien, Zeugen, Rechtsanwalten und

*) Auch das ahd. Wort Herd, was unserm Herd (focus) entspricht, dabei aber die Bedeutung von solum, solum patrium, solum terrestre — vielleicht im ähnlichen Sinne, wie Herad die Bedeutung der Heimat hat, gehört in diese Sphäre religiöser Terminologie. Jener Altar des nordischen Hofes, der Herd des Tempels, stand auf vaterländischer Erde, die aus Norwegen nach Island geführt wurde und molld hieß.

Digitized by Google

Gefolgen fand sich nun bei der Versammlung auch immer eine Anzahl niederes Volk ein, das mit Lebensmitteln und anderen Waren handelte. Um nun bei solchem Zulauf und Gedränge Ordnung zu halten, ernannte das Gericht für die Zeit seiner Dauer einen obersten Polizeibeamten, den Allsherjar-godi.

Die Viertelsthinge, Fiordungs domar, waren im Aeußern im allgemeinen dem Allthing nachgebildet. Da die Viertel in 3 (nur das Nordviertel in 4) Distrikte untergeteilt waren, so werden diese Unterabteilungen die Abteilung auf den Richterbänken bestimmt haben.

Das Heradsthing war die alte Gerichtsversammlung bei den Höfen der Häuptlinge unter den Ansiedlern. Seit jene Distriktsteilung der Viertel eingeführt wurde, scheinen die Heradsgerichte, die einst zu solchen Distriktsgerichten gemacht wurden, ganz in den Hintergrund getreten und verschwunden zu sein.

Bei jedem Distriktsgericht waren 3 Godar, die samgodar genannt wurden. Sollte Gericht über etwas gehalten werden, so wählte jeder von diesen 12 Männer zu Richtern, also zusammen 36, von welchen die Parteien aber einzelne verwerfen konnten, und diese ersetzte der Godi, der Bezirksvorsteher, durch neue. Es waren also Geschwornengerichte und zwar nicht nur der Form, sondern auch der Bedeutung nach, denn nicht bloß die Parteien und Zeugen hatten dem Godi den Eid zu leisten, von welchem das Landnamabok (4, 7) spricht, sondern auch die Richter.

In jedem Hof nämlich mußte ein heiliger Ring auf dem Altar gehalten werden, den der Godi in die Gerichtsversammlung mitzubringen hatte. Auf diesen Ring, der zuvor mit dem Blute des geopferten Stieres besprengt war, hatte jeder, der vor dem Gericht etwas suchte, bei Nennung von zwei oder mehreren Eidbürgen*) einen Eid abzulegen in folgender Form: Ich ernenne den .... zum Eidbürgen (vätti) und ich schwöre einen Eid auf den Ring, einen Gerichtseid, daß mir so Freyr (der Gott der Sonne) und Niördr (der Gott, der Wind, Meer und Feuer stillt) und der allmächtige As**) helfen möge, wie ich diese Gerichtssache führe (oder: verteidige, oder: in derselben Zeugnis gebe, oder: Zeugen nenne, oder: Urteil finde) nach meinem besten Wissen, nach wahrster Kenntnis und den Gesetzen gemäß nach meinem Dafürhalten, und wie ich alle gesetzlichen Handlungen vollbringen werde, die mir zukommen, während ich in diesem Gerichte bin." (Vgl. Leo in Raumers hist. Taschenb. VI, 529 fg.)

Was den Stand der Geschwornen betrifft, so war die Regel, bloß Hofeigentümer zu laden, welche soviel Vermögen hatten, daß sie die Kosten einer Allthingsreise leicht bestreiten konnten. Doch konnten auch Hauseigentümer geladen werden, wenn eine hinlängliche Anzahl von Hofeigentümern nicht zu haben war, aber der Hauseigentümer mußte, um tauglich zu sein, den Wert von zwei Kühen, wie die Graugans sagt, frei von Schulden auf den Kopf jeder Person in seiner Familie besitzen. Der Grund dieses Gesetzes war also offenbar die auch sonst in den isländ. Gesetzen überall ersichtliche Sorge, die Unvermögenden möglichst von allen Lasten zu befreien; die Reise zum Allthing aber war in verschiedener Hinsicht kostspielig.

Was die Gerichtszeiten betrifft, so war das Jahr in zwei Hälften, Winter und Sommer, jede von 26 Wochen, nach den beiden Aequinoktien geteilt. Die Winterszeit war gerichtsfrei. Die Distriktsgerichte wurden vier Wochen nach Beginn der Sommerhälfte gehalten und dauerten wenigstens 4, aber nicht über 7 Tage. Das Allthing war weiter im Sommer, wenn die Wege besser, die Flüsse und Buchten vollkommen frei waren. Die bei den Gerichtsversammlungen Zusammenkommenden konnten nicht in Häusern untergebracht werden, sondern bauten sich in der Umgebung der Gerichtsstätten Hütten und Buden. Die Gerichts-, insbesondere die alten Heradsthinge waren immer zugleich mit Opfern verbundene religiöse Feste. Wurden doch denselben Göttern, welchen der

*) Eidbürgen, Eideshelfer, consacramentales sind Mitschwörende; eine bestimmte Anzahl von Verwandten oder Bekannten, die gar nichts von der Sache oder That selbst zu wissen brauchten, sondern nur beschwuren, daß sie an die Wahrheit des Schwörenden, bezw. an die Beteuerung seiner Unschuld glaubten. Sie verstärkten den Eid desjenigen, dem sie zur Seite standen.

**) Der allmächtige Ase ist in Island Thor.

Digitized by Google

Gerichtseid geleistet wurde, auch die ersten Becher der Opfermahlzeit gesegnet: Thor, Niördr, Freyr. Dies und das Opferblut am Eidringe lassen mit Bestimmtheit die Verbindung der Frühlingsgerichte mit Opferfesten annehmen. Ebenso vereinigte vor der Einführung des Christentums der nordische Hofgodi (godi ist der Bezirksvorsteher, godord die Heradsvorsteherschaft, god das Götterbild) die richterliche Würde mit der priesterlichen, entsprechend dem gotischen Priester gudja (cf. lex Visig. II., 1,23: judex vel sacerdos). Auch nach der Einführung des Christentums auf Island im Jahre 1000 behielten die Godar (Plural von godi) ihren Titel, und diejenigen Godar, welche dann Kirchen statt heidnischer Tempel auf ihrem Hofgebiet erbauten, erlangten dadurch den Kirchenpatronat und das Recht, ihre eigenen Geistlichen zu wählen, welche sie auf ihre eigenen Kosten erziehen und unterrichten lassen sollten.

Aus jener Zeit, wo Tempelhöfe und Gerichtshöfe zusammenfielen, wo Priester noch Richter waren und der nordische hofgodi dem Gottesdienste und der Rechtspflege zugleich vorstand und das feierlich gehegte Gericht stets mit Opfern verbunden war, erklärt sich nicht nur der Ausdruck Gerichtshof, sondern auch der Ausdruck Sprengel für den zu einem Kreise gehörenden Bezirk von Gemeinden.

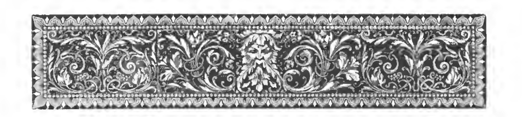
Im Tempel des Hofgodi mußte nach Landmamabok 4,7 eine Schale stehen und darin ein Stock als Sprengel, (altn. leittein) mit welchem das Blut aus der Schale gesprengt werden sollte. Der Sprengel d. h. der Wedel zum Besprengen bezeichnete später ebenso den Bezirk des Richters wie des Bischofs, Jahrhunderte lang aber nur den des Richters. Die Bedeutung „geistlicher Amtsbezirk“ findet sich sogar erst im 17. Jahrhundert und 1663 erklärt Schottelius ausdrücklich sprengel durch „Kirchspiel.“

Auch bei diesem Ausdruck Kirchspiel*) zeigt sich ein ähnlicher Uebergang der Bedeutung.

Vor allem aber kann uns schon dies eine Wort „Kirchspiel“ den innigen Zusammenhang des alten Gerichts mit dem heidnischen Tempel und der christlichen Kirche vergegenwärtigen. Nicht nur, daß in unserer Vorzeit Priester zugleich Richter waren: auf den Kirchhöfen pflegte auch die Gemeinde zu dingen d. h. richten und die Gerichtslinde hatte dort ihre Stelle wie der immergrüne Thingbaum vor dem Tempel zu Upsala. Davon zeugen viele Weistümer; so heißt es in einem (a. 1502): „vor Schultheiß, Richter, Dingleute und Landmann der Grafschaft Wiede unter der Linde vor der Kirche zu Urbach“; ebenso besitzt der Abt zu Prume sein Gericht „bei der Kirche unter der Linde, da man zu Gericht pfleget zu sitzen.“ Ebenso: „To Spelle under der linden,“ oder: „in communi placito coram civibus in Altavilla ante ecclesiam sub tilia.“

*) Zur Zeit des Mittelalters finden wir in den aufgeblühten wohlhabenden Städten die Richthäuser oder Dinghöfe unter dem Namen Spielhaus, spelhus, theatrum. Während auf dem Lande die deutsche Gerichtseinrichtung der Rechtspflege unter freiem Himmel viel fester und länger haftete, übte in den Städten römische Verfassung auf die Rechtspflege auch insofern ihren Einfluß, daß Rathäuser und Curien (spelhäuser) aufkamen. Dramatische Aufzüge und Spiele, mit denen kirchliche und nichtkirchliche Feste von Geistlichen, wie von Laien begangen wurden, kapfspil und schowspil pflegte man zuerst in Räumlichkeiten aufzuführen, welche spilstat, spilhof oder schimpfhûs hießen, z. B. an Frühlingsfesten. Berichtet doch die Magdeburger Schöffenchronik von dem Pfingstspiel zu Magdeburg 1266: Brun von Sconenbeke, de was ein kunstabel, dat was ein gelert man; den beden syne gesellen de kunstabelen, dat he un dichte und bedechte ein vröydich spel (zur Pfingstfeier). Des makede he einen gral etc. Wackern. Lg. 353 und 381. — In einer Urkunde vom Jahre 1246 heißt es: in theatro, quod vulgo spelhus dicitur, und theatrum villae, auf deutsch spilhûs wird das Gemeindehaus zu Polch genannt in einer Urkunde vom Jahre 1274. Râthûs: praetorium, rihthûs: consistorium, auditorium; sprâchhûs, Rathaus: curia; spilhûs; theatrum, gymnasium, palaestra, auch ein spilhof in Mones Anzeiger 5,52. Pfeiffers Myst. 1, 41, 33; schimphûs (=Scherz-, Spielhaus): theatrum. — Das Wort kirchspil im Sinne von Diöcese erscheint um 1340 mit Unterdrückung des ch nach r Jerosch 158 d: si herten da mit brande di kirspel und Clos. Chron. 4: der teilet die kirspel in der stat zu Rôme; altfries. kerspêl. Das ahd. spël, altfries. spël, spil, got. spill heißt Rede, dann nach Weigand I, 932 „der Bezirk, soweit die Rede, Verkündigung der Kirche reicht.“ Das mhd. spël, Erzählung, spëlle erzähle, schwatze, geht oft in die Bedeutung von Spiel über; vgl. „spellen, singen unde zellen,“ zumal spel auch die Fabel bedeutet; dorfspël die Dorfgeschichte, das Dorfmärchen.

Digitized by Google



Neue Schriften.

1. Politik.

— Die Politik des Unbewußten von Ottomar Beta. 2. Aufl. (Leipzig, Rengersche Buchhandlung.) 1891. 107 S. 2 M.

Die „zweite Auflage" ist nur eine neue Ausgabe des im Jahre 1887 unter dem Pseudonym Malthus II. erschienenen Buches, das hier ein neues Titelblatt, ein dito Vorwort und den wirklichen Namen des Verfassers erhalten hat. — Die Schrift enthält — das soll nicht geleugnet werden — eine ganze Reihe von richtigen und brauchbaren Gedanken, die noch obendrein in fesselnder, origineller Weise zur Darstellung gelangen. Der VII. Abschnitt über Russentum und Deutschtum in seiner Stellung zu einander, sowie der IX. über die politische Befähigung der Deutschen sind sogar recht gut; da aber die Grundstellung des Verfassers eine durchaus schiefe ist, so sind die Resultate, die er aus der naturphilosophischen Betrachtung der politischen Verhältnisse schöpft, wertlos und höchstens zur Unterhaltung phantastischer Gemüter geeignet. Auf den Inhalt im einzelnen einzugehen, verlohnt sich nicht. Verfasser ist überzeugungsvoller Darwinist. Er giebt, drolliger Weise, sogar unsern Geistlichen den Rat, „diesem großen Geiste (Darwin) nachzudenken sich zu bemühen, dann würden sie bald, von dogmatischen Fesseln befreit, mit neuer Kraft ihres verantwortungsvollen Amtes warten können." Nicht genug, daß ihm die Lehrsätze des Darwinismus bombenfest stehen, erweitert er dieselben, wo es ihm gut scheint, mit hervorragender Phantasie. Zwischen der Entstehung der einzelnen Menschenrassen liegen nach ihm vielleicht viele Millionen Jahre (freilich gesteht er an anderer Stelle selbst, daß der menschliche Geist nicht mehr wie dreistellige Zahlen begreifen kann). — Wenn infolge der stetig abnehmenden Temperatur einmal sämtliche Lebewesen der Erde ausgestorben sein werden, wird als „letzter der Mohikaner" nur noch der Eisbär eine Zeitlang, natürlich am Aequator, übrig bleiben, bis auch ihm die nötige Eigenwärme ausgeht. Gewiß ein ebenso originelles, wie tragisches Bild, das man nicht versäumen sollte, noch rechtzeitig in einem schwungvollen Liede: „Der letzte Eisbär am Aequator", zu besingen. Man sieht, mit einiger Phantasie begabt, schon den arktischen Bewohner Wärme suchend in Bagamoyo herumschnuppern. Das Merkwürdigste ist, daß Ottomar Beta trotz dieser wenig erfreulichen Aussichten vom Pessimismus nichts wissen will! — Seine Hauptentdeckung ist indessen die über kurz oder lang bevorstehende Neuteilung der Welt. Er weiß das Einzelne darüber mit großer Genauigkeit und noch größerer Sicherheit anzugeben: Amerika den Anglo-Amerikanern, Asien excl. Arabien und Kleinasien den Russen und Europa nebst den beiden genannten asiatischen Ländern samt Afrika den — Deutschen. Auch Australien möchte Verfasser noch gern zu Deutschland geschlagen sehen. Wir stehen uns also nicht schlecht, nur schade, daß es eine „Politik des Unbewußten" ist! Paradoxe sind auch sonst recht häufig. So sollen, wenigstens indirekt, die Schutzzölle die Ursache der Socialdemokratie sein (die doch im freihändlerischen England ebenso gut zu Hause ist!). Deutschland wird, nach Beta, noch einmal stolz sein auf seinen dreißigjährigen Krieg, weil durch ihn der Welt die Toleranz erkämpft worden ist. Wir verzichten auf weitere Beispiele, sowie auf jede weitere Kritik. Nur ein biblisches Citat ist noch richtig zu stellen. Christus hat nicht gesagt: „Seid klug wie die Schlangen und sanft wie die Tauben", sondern „ohne Falsch, wie die Tauben". Das ist doch ein Unterschied. A. W.

— 1888 bis 1891. Sociale Briefe aus Berlin. Mit besonderer Berücksichtigung der socialdemokratischen Strömungen. Von Otto von Leixner. (Verlag von Friedrich Pfeilstücker, Berlin.) Preis 4 M., geb. 4,75 M.

Das 392 Seiten (Großoktav) starke Buch kenn-

Digitized by Google

zeichnet sich als eine Neubearbeitung und Erweiterung von Briefen, die der bekannte, auf verschiedenen litterarischen Gebieten wohlbewährte Verfasser, in den bezeichneten Jahren successive für die „Kölnische Zeitung“ geschrieben hat und die in der That viel Beachtenswertes, wenn auch nicht gerade Neues und tief Eingreifendes enthalten. Der Verfasser führt uns in das innere Leben — nicht bloß das Genußleben — Berlins ein, schildert die verschiedenen bürgerlichen Stände, Beamte, Künstler, Gelehrte, Litteraten, Handwerker, besonders aber die Arbeiter in ihrem Leben und ihren Verhältnissen. Verfasser versichert in der Vorrede, daß die Abschnitte, welche die handarbeitenden Stände behandeln, in jedem Zug der Erfahrung entnommen seien, und man kann ihm das glauben. Jeder, der das Leben und Treiben in den betreffenden Kreisen der Reichshauptstadt kennt, wird viele seiner eigenen Wahrnehmungen in dem Buche bestätigt finden. Die einzelnen Kapitel haben den Wert von photographischen Momentaufnahmen mit interessanten Erläuterungen, Reflexionen, in denen sich auch die Individualität des Verfassers spiegelt, dessen subjektiven Auffassungen und Darlegungen vielfach, wenn auch nicht durchweg zuzustimmen sein wird. Das Bestreben des Verfassers nach Objektivität und Gerechtigkeit tritt in jedem Kapitel seines Buches hervor; er schmeichelt nach keiner Seite hin und hat der Leidenschaft in keinem Punkte das Recht des Urteils zuerkannt, auch da nicht, wo er sich als Gegner bekennt. Mit vollem Herzen steht Verfasser auf Seite der Leidenden, der durch den Egoismus vieler Besitzenden Bedrückten; aber er ist ein entschiedener Gegner der Socialdemokratie und Anhänger der Socialreform, wenn auch nicht im positiv christlichen Sinne. Von besonderem Interesse sind die Abschnitte über die religionsfeindlichen Strömungen der unteren Schichten, und wie Angehörige der oberen Schichten zur Socialdemokratie gelangen. Hierbei ist dem Verfasser aber, absichtlich oder unabsichtlich, der gewaltige Einfluß entgangen, den das **Judentum** nach dieser Richtung ausgeübt hat und noch ausübt; nur den korrumpierenden Einfluß der „Neuen Million“ — aber bei Leibe nicht der jüdischen — auf Kunst, Litteratur und zum Teil auch auf die Wissenschaft, giebt er zu. Die Judenfrage scheint für ihn nicht zu existieren oder ein noli me tangere zu sein. Das ist ein Hauptmangel des sonst in mancher Hinsicht verdienstlichen Buches. Verfasser hat die Sache jedenfalls nicht in ihrem ganzen Umfange und in ihrer ganzen Tiefe erfaßt, und deshalb können auch seine Vorschläge zur Bekämpfung der Socialdemokratie keine erschöpfenden sein. Daß es mit äußeren Machtmitteln und social-wirtschaftlichen Reformen nicht allein gethan, daß wir es bei der Socialdemokratie nicht nur mit einer wirtschaftlichen, sondern noch mehr mit einer psychologischen Bewegung zu thun haben, ist auch dem Verfasser klar, und er fordert deshalb auch eine Bekämpfung mit geistigen Mitteln, eine religiös-sittliche Erneuerung und Vertiefung, und zwar von oben herab, aus den Kreisen der Bildung, des Besitzes und der Macht, wobei auch der **Kirche** eine bedeutende Mitwirkung vindiziert wird. Dabei ist aber die Stellung des Verfassers zu Christentum und Kirche eine eigentümliche; er ist nicht Gegner derselben, steht aber nicht auf positiv christlichem Boden; beide, Christentum und Kirche, sind ihm nur gut als Mittel zum Zweck. Den Vorkehrungen für das materielle Wohl der Arbeiter, meint er, müsse die Sorge für deren geistiges Wohl vorangehen, zunächst durch Veredlung der Vergnügungen, durch Bildung von Vereinen aller Stände, mit den Arbeitern eine „sittliche Gemeinschaft“ zu erzielen. Die gebildeten Stände müßten an sich selber die Gesittungsarbeit vollziehen, die sittlich-religiöse Erneuerung müsse „herausgeboren werden aus dem warmen Gemüt, aus der Erkenntnis des tiefsten Wesens des Christentums.“ Das erklärt Verfasser als die mächtigste Waffe im Kampfe. Daß das tiefste Wesen des Christentums zuerst der **Glaube**, der Glaube, der Berge versetzt und die Welt überwindet, und dann die Liebe, die **christliche Liebe** ist, die aus dem ersteren folgt, scheint aber Verfasser nicht anzuerkennen; sein Christentumsbegriff ist ein mehr äußerlicher, verschwommener. Immerhin hat Verfasser, der früher unseres Wissens einem weitgehenden Freidenkertum huldigte, erfreuliche Fortschritte in der besseren Erkenntnis gemacht. Möchten ihm nur hierin recht viele folgen. — Manche Kapitel des Leixnerschen Buches, so die „Geschichte einer alten Berliner Familie,“ „Weltstadtidyllen,“ „Ein neuzeitlicher Menschheitsapostel,“ „Eine Frau des Hochadels als Anarchistin“ ꝛc. lesen sich wie Novellen. Bemerkenswert sind auch die Kapitel aus dem häuslichen Wirtschaftsleben einzelner Stände. Alles in allem kann das Buch als ein interessanter Beitrag zur socialen und Geistesgeschichte unserer Zeit bezeichnet werden.

2. Kirche und Schule.

— **Des Christen Pilgergang** in Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung. **Ein Gebetbuch von A. Bender**, 2. Auflage, geb. in Leinwand 1,50 M., mit Familienchronik 1,60 M., geb. in Leder 2 M., in Leinwand mit Goldschnitt 2,60 M., in fein Leder mit Goldschnitt 3,25 M.

264 Gebete in sechs Teilen: Des Christen Tagesgang, Wochengang, Festgang, Pilgergang in der irdischen Heimat, geistlicher Lebensgang und Heimgang, das ist der Inhalt dieses Buches. Einem jeden Teile geht eine einleitende Betrachtung voran, der in wohlgeordneten Abschnitten die einzelnen Gebete unter Voranstellung eines immer passend gewählten Bibelspruches und Austönung in Liederverse sachgemäß folgen. Die Gebete, die uns geboten werden, sind wirkliche Gebete. Sie sind nicht ersonnen, sondern aus einem in Gottes Wort lebenden und an innerer geistlicher Erfahrung reichen Gemüt hervorgequollen. Wenn es uns auch an Gebetbüchern nicht fehlt, so ist doch bei dem so verschiedenen Bedürfnisse des Christenvolkes ein neues, praktisches Buch der Art vielleicht nicht überflüssig. Die erste Auflage von 4000 Exemplaren dieses Gebetbuches wurde in mehreren

Digitized by Google

Jahren verkauft. Die neue Auflage ist um eine Reihe Morgen- und Abendgebete für die Wochentage, sowie um einige andere Gebete vermehrt worden.

— Das Jenseits. Eine Rechtfertigung des christlichen Glaubens vom Standpunkte der Wissenschaft und der Vernunft. Ein Weckruf den Zweiflern, ein Trostwort den Betrübten. Allgemein verständlich dargestellt von einem Bekehrten. (Verlag von Struppe & Winckler in Berlin NW.) Eine Reihe von apologetischen Gedanken über diese und jene christlichen Lehren und über Tod und Ewigkeit. Besonders Bemerkenswertes haben wir nicht gefunden. Die Gedanken sind zum teil anerkannte Wahrheiten, zum teil, soweit sie auf dem Gebiet der Spekulation liegen, schwankend und anfechtbar. Z. B. nimmt Verf. eine Art Fegefeuer, einen „Ort der Läuterung" an, wo die irdische Erziehung fortgesetzt wird. Daß das kleine abstrakte und philosophierende Buch den „Bekümmerten eine Botschaft des Friedens" sein wird, hoffen wir wohl kaum so zuversichtlich, wie der Verf. Da müßte es sich doch mehr an das Herz, als an den Verstand richten. Zur Gewinnung Fernstehender und zum Trost der Bekümmerten eignet sich mehr das schlichte Zeugnis über die klaren, sicheren Erfahrungsgebiete des Christentums als gerade die spärlichen Andeutungen der Bibel über das Jenseits.

— Gehören die Jesuiten ins Deutsche Reich? Von D. Willibald Beyschlag. Zweite Auflage. (Berlin, Walther & Apolant.) 1891. 62 S.

Ueber die brennende Tagesfrage „gehören die Jesuiten ins Deutsche Reich?", die auf allen Katholikenversammlungen ihre begeisterte Bejahung zu finden pflegt, hat Beyschlag vorliegende treffende Broschüre geschrieben, die naturgemäß zu entgegengesetzter Antwort kommt. Mit der ihm eigenen Eleganz und Formvollendung stellt er in kurzen Zügen das Wesen und Wirken dieses verhängnisvollsten aller geistlichen Orden dar und weist nach, daß man, um mit Goethe zu reden, gegen allerlei tolerant sein könne, nur nicht gegen die grundsätzliche Intoleranz selbst. Ausnahmegesetze für Ausnahmefälle. „Die Existenz einer vaterlandslosen Geheimgesellschaft, die sich unter dem Titel der Religion in alle Weltangelegenheiten einmischt und vermöge ihrer politischen Prinzipien eine permanente Verschwörung gegen das Deutsche Reich darstellt, ist gottlob ein Ausnahmefall in der civilisierten Welt, dem gegenüber das deutsche Reich nur ein Ausnahmegesetz haben kann. — Die Socialdemokraten sind verirrte Kinder unseres Volkes, mit denen wir in Güte und Strenge zurechtkommen müssen. Die Jesuiten sind eine auswärtige Geheimgesellschaft, der wir nichts schuldig sind; wer aus Deutschland seit 1872 in sie eingetreten ist, der ist wie ein Deserteur heimlich über die Grenze gegangen und hat im Ordensgelübde sein Vaterland abgeschworen —" „Ich habe keine Familie, Vater und Mutter sind mir gestorben, ich habe keine Heimat, kein Vaterland, keinen Gegenstand der Liebe und Verehrung als allein den Orden" heißt es in dem Gelübde, das der Jesuit bei seinem Eintritte in den Orden ablegen muß. Wer so allem abschwört, was der Mensch Heiliges auf Erden hat, der steht außerhalb der Gesetze.

Man kann dem Verfasser von römischer Seite nicht den Vorwurf machen, daß er von blindem Hasse gegen die Jesuiten beseelt sei. Er erkennt ausdrücklich an, daß es ohne Zweifel unter den Jesuiten zahlreiche aufrichtig religiöse Leute gegeben habe; ebenso leugnet er nicht, daß man den Jesuiten Unrecht thun würde, wenn man folgern wollte aus ihren Lehren, daß bei ihnen grundsätzlich keine Moralität herrsche; er bestätigt, daß die Jesuiten in manchem Betracht bessere Zucht unter sich gehalten haben, als andere Orden, und doch gelangt er, wie jeder ehrlich denkende Christ, der den Jesuitismus durchschaut hat, zu der Ueberzeugung, daß der Geist dieses gefährlichen Ordens dem Geiste Christi, dem Geist der Wahrheit und der Liebe, schnurstracks zuwiderläuft.

Alle diejenigen, die aus Gleichgültigkeit, aus Unwissenheit oder aus sentimentalen Toleranzgründen für Zulassung der Jesuiten sind, können die Gefahren, die sie damit über Deutschland mit heraufbeschwören helfen, aus der vortrefflich geschriebenen Schrift bei Zeiten erkennen lernen. Derselben, die statt der zweiten Auflage bereits die zwanzigste haben sollte, ist — zumal in konfessionell gemischten Gegenden — die weiteste Verbreitung zu wünschen. Sch.-K.

— Pädagogische Fragmente von Dr. P. H. Ritter, Pastor in Utrecht. Nach der dritten holländischen Ausgabe übersetzt von O. Greeven. (Gotha, F. A. Perthes.) 1890. 163 S. 3 M.

Keine Theorie ist grauer, als die der Erziehungslehre. Dementsprechend pflegen auch pädagogische Bücher nur in mäßigem Ansehn zu stehen und mit wirklichem Eifer kaum anders als von höheren Töchtern durchgelesen zu werden, deren Kismet es ist, u. a. auch „in der Pädagogik" ein Examen ablegen zu müssen. Daß solche, wenn Hausfrauen und Mütter geworden, sich noch durch besonders artige Kinder auszeichnen, hat man aber noch nicht gehört. Der trockene, lehrhafte Ton, den die meisten pädagogischen Werke anschlagen, trägt wohl dazu bei, diese Wissenschaft noch mehr in Mißkredit zu bringen, und da sie sich überhaupt nicht erlernen läßt — weil nämlich jeder einzelne Mensch nach seiner Individualität behandelt werden muß, — so ist das auch kein so großes Unglück. Die „Pädagogischen Fragmente" indes möchte Recensent wohl in den Händen gebildeter Eltern sehen und ist überzeugt, daß sie sehr viel Nutzen stiften können. Sie ergehen sich nicht in abstrakt-philosophischen Darlegungen, wollen auch kein System geben, es sei denn das eine, daß jedes systemartige Verfahren bei der Kindererziehung auf das strengste zu vermeiden ist. Allgemeine, für jede Individualität passende Anleitungen, wie das Gute im Kinde zu entwickeln, das Böse zu unterdrücken, sittliches und religiöses

Digitized by Google

Gefühl zu wecken, der Wille zu stärken, Körper und Geist nach allen Richtungen hin auszubilden sind, bilden den Hauptinhalt des Buches. Alles dies wird in so interessanter, fesselnder Weise vorgebracht, ist, oft durch Beispiele, so klar und anschaulich geschildert, daß die „Grauheit" der Theorie ganz verschwindet und selbst eingefleischte Junggesellen das Buch mit Interesse lesen dürften.

Für Einzelheiten ist hier leider nicht der Raum, nur einige hübsche Sentenzen seien zur Probe mitgeteilt. „Wohl ist der Mensch aus dem Paradiese vertrieben, um zu arbeiten, aber nur durch Arbeit wird er das Paradies wiederfinden können" (S. 27). Ad vocem „Hektoliter" macht Verfasser die Anmerkung: „Früher hieß es Scheffel. Die neuen Namen der Maße und Gewichte haben etwas Volapükartiges. Sie sind gemacht und nicht geworden. Darum sind sie tot, wie alles, was nicht geworden ist. ›Pfund‹ lebt, — ›Kilogramm‹ ist tot" (S. 33). — „Alles, was ein Mensch besitzt, empfängt seinen Wert von dem, was er ist" (S. 53). — Redakteuren und anderen Leuten, die viel mit „Manuskript" in Berührung kommen, wird folgender Satz aus der Seele geschrieben sein: „Ueber die sittliche Bedeutung einer guten Handschrift ist viel zu sagen. Es ist unsittlich, einen Mitmenschen zum Lesen einer Schrift zu verurteilen, die unleserlich ist" (S. 57). — S. 67 meint der Verfasser: „Gelehrt genug werden unsere Kinder schon werden. Licht genug wird angezündet. Aber sie könnten wohl etwas mehr Wärme brauchen." — Den weitsichtigen religiösen Standpunkt des Verfassers illustriert folgendes hübsche Gleichnis: „Wenn jedes Mücklein eines Schwarmes, der in der Abendsonne tanzt, sich eine Vorstellung von dem Menschen machte: alle die kleinen Mücken-Dogmatiken würden der Wirklichkeit näher kommen, als die philosophischen Systeme der Menschen über Gott. Aber ihn gefühlt hat die ganze Menschheit, vom Fetischdiener bis zum Jünger Jesu" (S. 163). — Soll schließlich auch noch ein Fragezeichen Platz finden, so wäre es zu der Forderung, in der Schule das Zeichnen als Versetzungs- und Examensgegenstand für alle Schüler aufzunehmen. Und einen Satz wie diesen: „Eine Kunst, die von jedem, niemand ausgenommen, geübt werden muß, ist die Musik" (S. 82), kann man doch kaum ohne Grausen lesen. Sonderbar ist auch, daß (S. 97) für Hausandachten „nächst der Bibel die apokryphischen Bücher des Alten Testaments" empfohlen werden!

P. P.

— Theologie.

Unser Zeitalter liebt es, wenn von der fleißigen Arbeit in der Tiefe der Wissenschaft je und je auch in der Weise etwas gefördert wird, daß das größere Publikum, das nicht im stande ist, selbst in den dunklen Schacht einzufahren, eine Vorstellung bekommt von der Art der Arbeit und ihren Resultaten. Deshalb heutzutage viel Popularisierung der Wissenschaft. Und man kann, falls das ernste Streben darüber nicht verloren geht, damit nicht unzufrieden sein.

Aber auch die Versuche werden vielfach gemacht, aus der großen Fülle des gelehrten Materials nicht etwa dem Publikum, sondern den Fachleuten dasjenige handlich zurecht zu machen, was sie gerade gebrauchen können. Dies kann ein ganz besonders dankbares Unternehmen sein. Gewiß werden sich unter den praktischen Geistlichen immer einige finden, die z. B. die Kirchengeschichte an den Quellen studieren. Aber es wäre doch schade, wenn sich die Beschäftigung mit diesem Gebiet nur auf einige Specialisten beschränkte. Denn viele sind nicht im stande, die Väter, die Scholastiker rc. im Original zu studieren. Hier will das „Quellenbuch zur Kirchengeschichte" abhelfen, das „für Freunde derselben, insbesondere für Studierende und praktische Theologen" Pfarrer D. A. Ludwig, Seminarlehrer in Schiers, herausgegeben hat. (Davos, 1891. Hugo Richter. I. Teil. Bis zur Alleinherrschaft Konstantins d. Gr. 4,80 M.) Die Einrichtung ist die, daß in drei Abschnitten, 1) aus der Zeit der Apostel, 2) dem nachapostolischen Zeitalter, 3) dem altkatholischen Zeitalter — diejenigen Stücke der Quellen, welche besonderes Interesse haben, in deutscher Uebersetzung wiedergegeben und mit einigen wenigen Anmerkungen versehen sind. So enthält z. B. der 2. Abschnitt 1) auf 12 Seiten den Brief des Clemens an die Korinther, von dessen 65 Kapiteln bei 7 nur kurz der Inhalt angegeben ist, 2) den berühmten Briefwechsel zwischen Plinius und Trajan über die Christen, 3) drei Stücke aus den Briefen des Ignatius, 4) einiges aus der „Lehre der 12 Apostel" nebst den ältesten Stücken der „apostolischen Konstitutionen", 5) 5 Stücke aus dem Hirten des Hermas, 6) von Justin dem Märtyrer einen Abschnitt aus seinem Dialog mit Tryphon, in dem erzählt wird, wie er ein Christ wurde, dann seine beiden Apologien u. s. w. — Gewiß ist auf diese Weise das Studium der Kirchenväter (natürlich nur unter dem historischen Gesichtspunkt) sehr bequem gemacht. Wir können das aber nicht tadeln, glauben vielmehr, daß das wirkliche tiefere Studium der Originalquellen durch dieses Hülfsmittel eher angeregt werden wird, anstatt es zu ersetzen. Wir begrüßen deshalb diese litterarische Erscheinung (über deren Auswahl im einzelnen, Uebersetzungs- und Mitteilungsverfahren sich natürlich noch manches sagen und tadeln ließe) mit Freuden und hoffen, daß mancher Geistliche, aber auch mancher gebildete Laie sie benutze, um den Quellen näher zu kommen, wodurch vielleicht die eine oder andere falsche traditionelle Idee bei ihm zerstört, der Wahrheit aber jedenfalls nur gedient werden wird. Auch für Studenten ist es zu einer Einführung in ernstere historische Studien wohl zu empfehlen.

Wir können dasselbe sagen, daß es nämlich eingehende Specialstudien nicht ersetzen, also das Studium verflachen, sondern zu demselben anregen, also das Studium vertiefen wird, — von einem Werke, dem in theologischen, hauptsächlich freilich den freisinnigen Kreisen, jener Vorwurf gemacht wird. Es ist das bereits hier mehrfach besprochene Handbuch der theologischen Wissenschaften in encyklopädischer Darstellung von D. Zöckler. (München, C. H. Beck.) Es ist hier

Digitized by Google

wohl noch nicht besonders genannt, was wir deshalb nachholen, der Supplementsband zur 1. und 2. Auflage, der gelegentlich des Erscheinens des ganzen Werkes in 3. Auflage gesondert herausgegeben ist und 1) evangelische Polemik von D. Viktor Schulze enthält, 2) Grundzüge der allgemeinen Religionswissenschaft auf geschichtlicher Grundlage von Dr. Bruno Lindner, a. o. Professor in Leipzig. Beides sind vorzügliche Zusammenfassungen des Inhaltes der betreffenden Gebiete mit guter Orientierung und reicher Quellenangabe, wodurch jedem Gelegenheit und Anlaß geboten wird, sich weiter mit den Einzelfragen zu beschäftigen. Die Polemik behandelt (in etwas sehr ungleichartigen Abschnitten) die Lehre von der Kirche (60 Seiten), die Lehre von den Heilsmitteln, die Glaubensregel und das religiöse Leben (zus. 40 Seiten). Ueber die Einteilung ließe sich rechten, warum z. B. die Glaubensregel von der Lehre über die Kirche getrennt ist? — Auch würde an einzelnen Stellen sachliche Opposition zu machen sein, z. B. in der Entwicklung der Stellung beider Kirchen zur socialen Frage (wo der Verf., wenn wir kurz scheiden wollen, pro Uhlhorn contra Stöcker steht). Das hindert aber nicht, daß wir die Schrift als eine gerade jetzt sehr willkommene vorzügliche Beleuchtung des römischen Systems dankbar anerkennen, die sehr viel Anregung auf allen einzelnen Gebieten (schon durch die Menge der angegebenen Buch- und Broschürenlitteratur) geben kann. Der etwas schroffe Gegensatz gegen Rom zeigt den Charakter der gegenwärtigen Epoche, doch sind nie die Schranken des vornehmen wissenschaftlichen Anstandes verletzt. — Die allgemeine Religionswissenschaft ist ein besonders wertvoller Nachtrag zu dem encyklopädischen Werke. Denn die Pflege dieses Gebiets fehlt bisher unserer theologischen Wissenschaft gerade auf der positiven Seite allzusehr. Wir dürfen in der Gegenwart keinem Theologen die Beschäftigung mit einer Disciplin ersparen, welche doch mindestens ein Grenzgebiet der Theologie bildet, und auf dem die moderne Wissenschaft ganz besonders wichtige Entwicklungen erlebt hat. Nach einer Grundlegung (1) folgt 2) eine Geschichte der polytheistischen Religionen und zwar nach Völkergruppen geordnet: der indogermanischen, semitischen und der übrigen Kulturvölker, 3) die animistischen Religionen (Fetischismus, Schamanismus), 4) ein Abschnitt über die Religionen und die Religion (Heidentum und Offenbarung) vom Herausgeber.

Aehnliche Vorwürfe wie dem Zöcklerschen Handbuche hat man auch dem von demselben Gelehrten in Verbindung mit Strack herausgegebenen Kurzgefaßten Kommentar gemacht. Doch sind dieselben, soviel wir wissen, auf allen Seiten verstummt gegen des Alten Testamentes 9. Abteilung: Die Apokryphen des A. T. nebst einem Anhang über die Pseudepigraphenlitteratur, ausgelegt von D. Otto Zöckler. (München, 1891. C. H. Beck. 8 M.) Es werden uns hier die bekannten Apokryphen in einer neuen Uebersetzung vorgeführt, die sich sehr gut liest; dazu fortlaufende, sprachliche und sachliche, wissenschaftlich-exegetische Anmerkungen unter dem Text zum Verständnis auch des Urtextes, sowie Einleitungen vor den einzelnen Schriften. In dem Anhang lernen wir die zahlreiche Litteratur kennen, welche unmittelbar vor und nach Christus unter Juden (und Judenchristen?) entstanden ist, denen allen gemeinsam ist, daß sie im Namen und unter der Autorität aller angesehenen Propheten u. dgl. auftreten, hauptsächlich der Psalter Salomos, das Buch Henoch, das 4. Buch Esra, die Sibyllen-Weissagungen u. a. Von ihnen kennen auch wir jetzt vielfach nur Namen und einige kurze Fragmente; aber auch die uns bekannten sind im vorliegenden Werke teilweise nur fragmentarisch gegeben, stets mit Anmerkungen und trefflich orientierenden Einleitungen versehen. Der Apokryphenkommentar Zöcklers füllt eine Lücke in unserer theologischen Litteratur aus und wird hoffentlich dazu beitragen, daß dieser Litteraturzweig fleißiger studiert werde. Er erschließt uns das Geistesleben des späteren jüdischen Volkes, seine Erwartungen und Reflexionen, die zum Verständnis der Zeit und der Zeitgenossen Jesu unentbehrlich sind. —

Mit diesem Gegenstand, mit Jesu Person und Geschichte beschäftigt sich eine andere Reihe von Schriften, die wir heute zu besprechen haben. „Es ist gut, daß die Frage nach Jesus noch immer die Herzen in Bewegung bringt. Jede Bewegung ist hier besser als die Gleichgültigkeit. Jede Beschäftigung der Seele mit diesen Fragen, mit ihm, der, auch nur von seiner irdisch-geschichtlichen Seite angesehen, der herrlichste der Menschenkinder ist, ist Gewinn, zumal in unserer Zeit, wo die äußeren irdischen Dinge und Sorgen so völlig auch das innere Leben der Menschen in Beschlag genommen haben." So heißt es am Schluß eines kleinen Heftes, das zum neuesten Streit über Christi Person geschrieben ist. „Geschichtlich oder ungeschichtlich? Ein Wort zu der Frage des ‚geschichtlichen Christus'" für denkende Gemeindeglieder von A. Romann, Diakonus an U. l. Frauen. (Liegnitz, 1891. Christliche Schriftenniederlage. 50 Pf.) Es ist dies Wort hervorgerufen durch die viel desprochenen „Fünf Vorträge, gehalten in der Aula des Gymnasiums zu Liegnitz" von H. Ziegler, Pastor prim. an St. Peter und Paul, denen der Verf. nach dem letzten der fünf den Titel gegeben hat: Der geschichtliche Christus. Vorbereitung und Erfüllung. (Glogau, 1891. C. Flemming. 1,50 M.) Die ersten vier handeln von dem biblischen Schöpfungsbericht, dem auserwählten Volk, den messianischen Weissagungen des A. T. und dem Judentum zur Zeit Christi. Es wird uns von Ziegler der alte biedere Rationalismus geboten, freilich in charakteristischer moderner Form. Dieselbe finden wir weniger in der neuen wissenschaftlichen Begründung, da wir in derselben wirklich nicht viel neues finden können, außer der Wellhausenschen Umkehr der alttestamentlichen Geschichte, sondern in der viel christlicher klingenden Sprache, die nicht hohle Phrase ist, sondern Zeugnisablage von dem viel positiver werdenden religiösen Bedürfnis, dem der Rationalismus der



Gegenwart gerecht werden muß. Es sind wirklich viel schöne, am Baum des Christentums gepflückte Blüten in den Zieglerschen Vorträgen, aber sie sind nur abgepflückt und in Wasser gestellt, wo sie eine Weile das Auge erfreuen können, aber weiter nichts. Romanns kleine Erwiderung ist freundlich gehalten und geht auf den Hauptpunkt ein: die Geschichtlichkeit des Nationalismus ist eine frei erfundene. — Erwähnt mag hier ein schon länger liegendes Heft werden, das gerade durch die Zieglersche Angelegenheit (seine Vorträge sind Gegenstand kirchenregimentlicher Untersuchung geworden) wieder neue Aufmerksamkeit finden wird und dieselbe in hohem Maße verdient: **Christus und Evangelium in moderner Beleuchtung.** Gebildeten Christen aller Schattierungen gewidmet von L. Palipäus, Rechtsanwalt. (Hannover, 1889. A. Weichelt. 64 Seiten.) Die moderne Beleuchtung aber gewähren drei Vorträge, welche von diesem christlichen Laien mit Geschick kritisiert werden: 1) Christus und das Wissen der Gegenwart von M. Carriere in München, 2) Menschenverehrung und Menschenvergötterung von Schwalb in Bremen und 3) der gegenwärtige Stand der Evangelienkritik von Stadtpfarrer Brückner in Karlsruhe. Der bedeutendste der drei ist der erste, der dementsprechend auch die eingehendste Behandlung erfährt, und es ist sehr interessant und lehrreich, wie auch das aufrichtigste Streben in Carriere, zwischen dem Materialismus und Pantheismus und dem christlichen Glauben noch ein Mittleres zu konstruieren, vergeblich bleibt.

M. N.

3. Biographisches.

— **Erinnerungen an Karl Gerok.** Von Hofprediger Dr. Friedr. Braun, Stuttgart. 63 S. Preis 1 M. (Leipzig, Fr. Richter.) 1891.

Hofprediger D. Emil Frommel-Berlin schreibt über diese „Erinnerungen": „Dr. Brauns, des reichbegabten Hofpredigers in Stuttgart „Erinnerungen an seinen Prälaten und Amtsbruder an der Schloßkirche zu Stuttgart — Karl Gerok" — können uns nur „alle Zwei" lieb machen. Hat der alte Döring in Elberfeld einst gesagt: „Ein guter Kollege ist Silber, und gar keiner ist Gold" — so trifft das hier nicht zu. Wir sehen hier in ein selten zartes Verhältnis zwischen Alt und Jung, zwischen dem berühmten und erst „berühmt werdenden" Kollegen. Daß wir gerade auch diese Seite Geroks kennen lernen, die bei manchen „geistlichen Herren" nicht gerade die Lichtseite ist, gereicht dem kleinen Büchlein zur besonderen Ehre. Viele Menschen verlieren, wenn man sie näher, und namentlich auch „amtlich" kennen lernt — Gerok gewann. Neidlose Anerkennung, fast väterliche Freude, wenn seinem Kollegen etwas gelang, scheinbare Ferne und doch so herzliche Nähe zu dem, der mit ihm die Kanzel teilte — das sind Tugenden, die man nicht auf dem Straßenpflaster findet. So danken wirs dem Jüngern, daß er den Aelteren uns geschildert und wünschen dem hochelegant und dabei durchaus würdig ausgestatteten Büchlein weiteste Verbreitung."

— **„Nicht aber ich."** Führungen und Erfahrungen von W. Haslam. Frei aus dem Englischen übertragen von A. L. Schettler, Pfarrer in Cleinich bei Bernkastel an der Mosel. (Bonn, Schergens.) 433 S. Ladenpreis 4 Fr., 3,20 M.

Das Buch ist als eine Fortsetzung des früher erschienenen Werkes desselben Verfassers „Vom Tode zum Leben" oder „Zwanzig Jahre aus meinem Amtsleben" anzusehen. Es ist eine abgegriffene Redensart, die vielfach bei Recension von Büchern christlichen Inhalts gebraucht wird: „Das Buch sollte in keinem Pfarrhaus fehlen." Bei den Haslamschen Büchern liegt die Versuchung nahe, die genannte Wendung doch einmal wieder in Anwendung zu bringen. Gewiß nicht mit Unrecht hat Emanuel Geibel im Hinblick auf die deutschen evangelischen Kirchen der Gegenwart den Vers gesungen:

„Es ist in leere Nüchternheit
Die ganze Welt versunken,
Und keine Zunge redet mehr,
Vom heil'gen Geiste trunken."

In der That leiden wir an einem Uebermaß von Theologie und wissenschaftlicher Nüchternheit. Wo irgend jemand Miene macht, einmal „trunken" zu reden, da erheben sich sofort die warnenden wissenschaftlichen Finger und stecken den armen Ketzer und Zungenredner in eine der tausend Schubladen, mit denen Systematik und Scholastik die Kirche Christi seit 1800 Jahren ausstaffiert haben.

In England hat man weniger Wissenschaft und darum unzählige urwüchsige Sekten und Dissidenten, oft von der allerverwunderlichsten Art, eben darum wird aber dort auch der Geist weniger gedämpft und in einzelnen besonders geförderten Persönlichkeiten entwickelt sich freier und ungehemmter ein Christentum von größter Intensität des Geistes und der Kraft. Auch in dem vorliegenden Buche befremdet es wohl unsere deutsche Empfindung, wenn Verfasser ganz genau anzugeben weiß, wieviel Personen sich infolge einer Predigt „bekehrt" haben beziehentlich „zum Frieden gekommen" sind. Gleichwohl haben die Erfolge und Erweckungen, welche Haslam als Geistlicher erzielt hat, ohne Zweifel etwas Apostolisches, und kein Christ wird das Buch lesen und aus der Hand legen, ohne zu ernster Prüfung sich angeregt zu finden; zudem ist es so frisch und lebendig geschrieben, daß man es gern noch länger haben möchte.

Die Bücher Haslams gehören zu denen, die man hier und da mit Widerspruch liest. Man giebt mehr als einmal dem Verfasser offen unrecht. Aber schon auf der nächsten Seite versöhnt er uns durch die Macht seines Glaubens. Das Buch ist aufs wärmste allen denen zu empfehlen, die nicht schon über der zeitgemäßen Nüchternheit das Verständnis für den Enthusiasmus des Glaubens und der Liebe verloren haben.

— **Fr. W. Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden."** Eine Studie von Heinrich Keiter. Dritte vermehrte Auflage. Mit einem Porträt

in Stahlstich. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.) 1891. 57 S.

Wenn auch der Dichter von „Dreizehnlinden“ diese ihn und sein Werk würdigende Arbeit in erster Linie dem Umstande verdankt, daß er „einer der Unseren ist,“ ein überzeugungstreuer Katholik, so kann man dem Verfasser derselben doch dankbar dafür sein, daß er dem großen Kreise der Verehrer Webers diese liebevolle Schilderung der Persönlichkeit des Dichters und seines Lebenslaufs, sowie die wohlgelungene Darstellung seines poetischen Schaffens hiermit gegeben hat.

Weber ist 1813 zu Alhausen in Westfalen als Sohn eines Försters geboren, besuchte das Gymnasium zu Paderborn und die Universitäten Greifswald und Breslau, wo er anfangs besonders Germanistik, dann Medizin studierte Weitausgedehnte Fußreisen führten ihn nach Schweden, Italien und Frankreich. In Driburg bei Paderborn, später in Lippspringe ließ er sich als Arzt nieder. Auf Schloß Thienhausen, das er von 1867 an als Gast des Freiherrn von Haxthausen bewohnte, entstand der größte Teil seiner Gedichte. Im Jahre 1887 bezog er sein eigenes Haus in Nieheim in Westfalen, wo er als Arzt in großem Segen wirkt. Seit 1861 ist Weber Landtagsabgeordneter und Mitglied des Centrums. „In grauen Haaren hat er sich ein heiteres Gemüt bewahrt. Er hegt vielseitiges Interesse für alles Schöne in Kunst und Natur und ist mit der letzteren, als ein Kind des Waldes, so vertraut, daß ihm kein Laut, kein Vogelschrei, kein Strauch, kein Kraut nicht mit Namen und Eigenart bekannt wäre. Er hat sich einen seltnen Schatz bewahrt: die Freude am Kleinen und Geringen.“

Außer Uebersetzungen aus dem Schwedischen und Englischen veröffentlichte Weber 1881 einen Band Gedichte, der bereits in 13. Auflage erschienen ist, 1885 „Marienblumen“ und eine Reihe von Gedichten über das Vaterunser.

Wie Marcard in dem Jahrgange 1883 der „Allgemeinen konservativen Monatsschrift“ berichtete, war Weber fast 60 Jahre alt, als er während des Aufenthaltes zu Berlin sein großes Lebenswerk „Dreizehnlinden“ begann, Weihnachten 1877 war es fertig. „Wie das alles entstanden ist,“ sagt Weber selbst, „weiß ich nicht zu sagen. Mir kam vor, daß es so oder doch nicht weit anders sein müsse, und da habe ich es so gemacht, wie es mir vorkam.“ Das ist das Bekenntnis eines echten Dichters, sagt Keiter mit Recht.

Wenn auch Keiter in seiner Bewunderung für „Dreizehnlinden“ „das herrliche Gedicht, das in blendender Vollendung, wie die blauäugige Göttin aus dem Haupte Jupiters, vor das Publikum trat“, über das „in den großen Städten berühmte Schriftsteller Vorträge halten,“ etwas weit geht, und wenn wir ihm auch nicht beistimmen können in der Ansicht, Weber müßte „als Epiker“ höher gestellt werden, selbst wenn er als solcher nicht so Großes geleistet hätte, wie als lyrischer Dichter, so können wir doch die hübsche Skizze allen Verehrern „Dreizehnlindens“ aufs beste empfehlen.

Sch.-K.

4. Länder- und Völkerkunde.

— Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen. Von Dr. Fr. Kaulen, Professor der Theologie zu Bonn. 4. Aufl. Mit Titelbild, 87 in den Text gedruckten Holzschnitten, 7 Tonbildern, einer Inschriftentafel und zwei Karten. (Freiburg i. B., Herder.) 1891. 286 S. 4 M., geb. 6 M.

Wenn man die Art und Weise kennt, mit der jesuitisch-katholische Schriftsteller selbst die unverfänglichsten Stoffe für ihre propagandistischen Absichten nutzbar zu machen wissen, so wird man allen derartigen Erscheinungen, zumal des Herderschen Verlags, mit Vorsicht entgegenkommen. Bringt doch z. B. der Erzjesuit, Alexander Baumgartner es fertig, in einer reich illustrierten Reisebeschreibung „Durch Skandinavien nach St. Petersburg,“ die kürzlich bei demselben Herder erschien, fast auf jeder Seite dem Katholizismus eine Verbeugung und dem Protestantismus einen Fußtritt zu verabreichen. Dem Kritiker ist solche Vorsicht nach besonders geboten. Weiß man doch aus Erfahrung, wie oft gerade aus verstümmelt wiedergegebenen Recensionen protestantischer Blätter von der Gegenseite Kapital geschlagen wird. — Nach diesen Vorausschickungen ist es um so angenehmer, berichten zu können, daß das schon in vierter Auflage vorliegende Buch des katholischen Theologie-Professors über Assyrien und Babylonien sich von derartigen Umtrieben ganz frei hält. Nur einige wenige Stellen habe ich mir angemerkt, in denen der katholische Standpunkt des Verfassers hervortritt, z. B. auf S. 34, wo er von einer „übertriebenen Verehrung“ spricht, die in England der Bibel zu teil werde; aber wenn er S. 264 den Satz aufstellt: „Nur durch die Autorität der Kirche ist die Bibel das, was sie ist.“ Interessant war mir auch eine Stelle auf S. 160, wo der Verfasser ein assyrisches Bußgebet mitteilt und dazu die Bemerkung macht: „Merkwürdig sind die Beischriften zu diesem Gedicht, welche auffordern, einzelne Stellen zehnmal, andere fünfmal zu wiederholen und den Namen jedes Gottes 65mal anzurufen, worauf der Friede folgen werde. Auch bei der anscheinend so tief empfundenen Bußgesinnung blieb doch die Religion etwas Aeußerliches.“ Ja, ist es denn mit dem Rosenkranzbeten, der Heiligenverehrung, den nach Zahl bestellten Seelenmessen und andern katholischen Kultusformen eine so ganz andere Sache? Im übrigen kann die Tendenz des Verfassers, der durch die Ergebnisse der assyrisch-babylonischen Forschung die Berichte der Bibel zu stützen, nicht, wie die „Wissenschaft,“ zu untergraben sucht, auch vom evangelischen Standpunkt nur gebilligt werden.

Inhaltlich bietet das sehr hübsch ausgestattete und reich illustrierte Buch zunächst eine Uebersicht über Land und Leute im Gebiet des Euphrat und Tigris und zwar in alter wie in neuer Zeit. Sodann wird eine ausführliche Geschichte der Entdeckungen und Ausgrabungen nebst einer Beschreibung der Funde gegeben, die unserm Jahr-

Digitized by Google

hundert auf diesem ältesten Kulturboden der Menschheit vorbehalten waren. Eine interessante, auch für den Laien verständliche Studie über die allmähliche Entzifferung der Keilschrift durch europäische Gelehrte macht den Fortgang und leitet über zu dem Inhalt der keilschriftlichen Funde selbst, von denen die wichtigsten in freien Uebersetzungen mitgeteilt werden. (Besonders interessant ist darunter das babylonische Seitenstück zum Sintflut-Bericht S. 169 ff.) Zum Schluß wird der Versuch gemacht, das neu erschlossene Material mit Zuhülfenahme des bisher bekannten zu einem Gesamtbilde zusammenzufassen und so eine politische wie auch eine kulturelle Geschichte der Euphrat- und Tigris-Länder zu liefern. — Die vorliegende vierte Auflage ist nach dem neuesten Stand der Forschung fortgeführt und teilweise verändert. Sie sei hiermit empfohlen, auch wenn es für uns Evangelische näher liegt, zuerst das einschlägige Werk von Delitzsch zu benutzen.

A. W.

5. Litteraturwissenschaft.

— **Die religiöse Lyrik der Deutschen im 19. Jahrhundert.** Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte der Neuzeit von Dr. O. Wetzstein, Prof. a. d. Großherzogl. Realschule zu Neustrelitz. (Neustrelitz, Barnewitzsche Hofbuchhandlung [Emil Frehse].) 336 S.

In seinem Buche „Das deutsche Kirchenlied im 16., 17. und 18. Jahrhundert“ (Neustrelitz 1888) hatte der Verf. den Gegenstand des vorliegenden Buches nur in flüchtigen Umrissen andeuten können. Schon damals hegte er die Absicht, den nach dem rationalistischen Winter frostiger Gesangbuchslieder im 19. Jahrhundert ins deutsche Land eingezogenen Frühling gläubiger Liederdichtung in einem besonderen Buche zu schildern. Dieser Liederfrühling fällt mit der Wiedererstarkung des deutschen Volkes in den Freiheitskriegen zusammen, und wenn auf jenen Frühling auch ein Sommer und ein Herbst gefolgt sind, Winter ist es bis jetzt nicht wieder geworden. Auch die Zeiten des Absolutismus, der Julirevolution, des Völkerfrühlings, des Kulturkampfes haben dem Reichtum an Blüten und Früchten im Garten Gottes keinen Abbruch gethan. Selbst die vulgäre Litteraturgeschichte hat an dieser Thatsache nicht stillschweigend vorübergehen können. So hat z. B. Adolf Stern im 7. Band seiner Geschichte der neueren Litteratur ein besonderes Kapitel: „Die protestantisch-orthodoxen Poeten und frommen Lyriker.“ Und in diesem Kapitel werden wie Kraut und Rüben A. Knapp, Spitta, Gerok, J. Sturm, V. v. Strauß mit Biernatzki, W. O. von Horn, O. Glaubrecht und Marie Nathusius bunt durcheinander geworfen. Dieser der Zahl nach geringen Auswahl aus den christlichen Dichtern, einer Auswahl, die räumlich auf nicht ganz acht Seiten abgethan wird, hat A. Stern den gottlosen Heyse auf zweiundzwanzig Seiten eingehend, übrigens ohne Enthusiasmus geschildert. So stehen sich die Kinder des Lichts und die Kinder der Welt gegenüber! —

Der Verf. hat seinen überreichen Stoff mit staunenswertem Fleiße bewältigt. Er hat nicht nur die evangelische Liederdichtung im Beginne des Jahrhunderts und im weiteren Verlauf desselben — gesondert nach dem kirchlichen Bekenntnis der Dichter —, sondern auch, von den Romantikern und Konvertiten ausgehend, die auf unserer Seite ziemlich unbekannt gebliebene „genuin katholische“ Liederdichtung zum Gegenstand seiner Darstellung gemacht. Da diese eine litterargeschichtliche ist, so hat er Proben nicht mitgeteilt und den biographischen Stoff in die Anmerkungen verwiesen. Als Geschichtschreiber hat der Verf., soweit dies vom evangelischen Standpunkt aus möglich ist, die Römischen unparteiisch und gerecht beurteilt, ebenso frei von einem Liebäugeln mit Rom, wie von engherzigem protestantischem Fanatismus. Darum kann er auch einen römischen Litterarhistoriker treffend mit den Worten charakterisieren: „Die ›Schneiderelle‹, mit der man ›vom partikularistisch-nationalen, politischen oder sektischen Gesichtspunkt aus‹ die Höhen und Tiefen des Parnasses zu messen pflege, will Norrenberg weggeworfen wissen, jedoch eigentlich nur, um an ihrer Stelle den ultramontanen Krummstab als Meßstange anzulegen.“ (S. 72.) Wenige Seiten später (S. 77) führt der Verf. ein Beispiel an. Des frommen, katholischen Münchener Professors F. Beck 1855 erschienenes „Herzensbüchlein“ hat der ultramontane Norrenberg mit Stillschweigen übergangen. —

Auf lutherischer Seite hebt der Verf. mit Recht Fr. Weyermüller, den Repräsentanten des kirchlich gesinnten Volkes, hervor: „Mit subjektiver Gefühlspoesie und moderner frommer Lyrik sind wir überreich versehen; hier tritt uns einmal wieder ein wahrhaft kirchlicher Volksdichter entgegen, der nicht im Geschmack der Zeit und für dieselbe geschaffen, aber manches hinterlassen hat, was ein bleibendes Eigentum der Kirche zu werden würdig ist. Das verdient vor anderem hervorgehoben zu werden. Wohl hat der schlichte Volksmann unter den geistlichen Liederdichtungen schon einen Namen, dem weit über die Grenzen seines engeren Heimatlandes Achtung und Anerkennung zu teil geworden ist, doch dürfte gerade diese Seite seiner Dichtung noch immer nicht genug beachtet und gewürdigt sein.“ —

Der Verf. konnte sich so wenig wie irgend ein anderer Kenner der Hymnologie des 19. Jahrhunderts verhehlen, daß der litterarische Markt auch seitens der christlichen Dichter überfahren ist. Er nennt eine Anzahl Namen, von welchen ich noch nicht das Geringste gehört habe, und einigermaßen urteilsfähig glaube ich wenigstens auf diesem Gebiete zu sein. „Allerdings, wenn auf irgend einem Gebiet der Dichtung die Ueberproduktion sich fühlbar macht, so hat die religiöse hierunter zu leiden. Wozu denn alles, was in der Stille Herz und Kopf beschäftigt hat und mühsam in Reime, in ›triviale Gesangbuchsverse‹, wie sie Gottschall nennt, umgeformt ist, auf den Markt der Oeffentlichkeit bringen und zur Bereicherung eines überreichen Liederschatzes ausbieten! Von der Eitelkeit des Dichterlings ist

Digitized by Google

auch die keuscheste aller lyrischen Dichtungsarten, die religiöse Poesie, nicht frei geblieben." —

Vortrefflich begründet der Verf. die Thatsache, daß wir es im 19. Jahrhundert zum eigentlichen Kirchenlied nicht gebracht haben. Wir haben kirchliche Gesinnung, kirchliche Stimmungen, kirchliche Richtungen, kirchliche Vereine, kirchliche Bestrebungen, aber wir haben nicht im vollen Sinne eine Kirche. „Noch immer ist ja Luthers Bau nicht allein in die Bestände der einzelnen Landeskirchen zerfallen, die nur selten zu gemeinsamem Handeln und Zusammenhalten sich verstehen; noch zeigt sich auch im Innern nicht nur Zwiespalt und Zerwürfnis und Meinungsverschiedenheit aller Art; vor allem sieht der Glaube im Kampf mit der grundstürzenden Macht des modernen Heidentums in seinem geistigen Besitztum noch fort und fort sich angegriffen, und unter dem bleiernen Druck dieses Zeitgeistes und ohne Rückhalt an der Indolenz und Gleichgültigkeit der großen Menge vermag das Einzelstreben nur wenig auszurichten." —

Ein Buch mit so viel Einzelheiten äußerlicher Gattung pflegt nicht ohne Fehler zu sein. Das S. 90 erwähnte Erbach ist nicht das im Odenwald, sondern das im unmittelbar vorher erwähnten Rheingau gelegene. Zu S. 117 oder 312 läßt sich noch anführen das aus 2 Bänden (Bonn 1847 und 1865) bestehende Werk „Lateinische Hymnen und Gesänge aus dem Mittelalter, deutsch von Dr. G. A. Königsfeld." —

Daß die geistliche Liederdichtung der Deutschen im 19. Jahrhundert ein volles Recht auf Beachtung hat, geht auch daraus hervor, daß man in England sich eingehend mit ihr befaßt hat. Unter dem allgemeinen Titel „companions for a Quiet Home" sind 1886 Hymns of the Present Century from the German, übersetzt von Rev. John Kelly, in der religiösen Traktat-Gesellschaft erschienen. Derselbe Geistliche hat außerdem vom März 1885 an in der periodischen Schrift The Sunday at Home die German Hymn-Writers in the Nineteenth Century Spitta, Arndt, A. Knapp, J. Sturm, G. Jahn, Gerok, V. v. Strauß, v. Schenkendorf, A. v. Droste-Hülshoff und A. Schlatter ihrem Leben und ihren Dichtungen nach eingehend besprochen. —

Ich kann nur mit dem Wunsche schließen, daß das sorgfältige, gründliche, streng historisch gehaltene Werk Wetzsteins vielen den Weg zeigen möge zu den hervorragendsten Hymnendichtern unseres Jahrhunderts. Auf diesem Wege wird sich von selbst die Bedeutung des evangelischen Kirchenliedes des 16. und 17. Jahrhunderts ergeben. Das ev. Kirchenlied ist ein Schatz, vor dem die Römischen bescheiden zurücktreten müssen, ein Schatz, der an sich den vollen Beweis liefert, daß auch die Evangelischen zur Kirche Christi gehören und nicht draußen stehn. O. K.

— Goethes Leben und sein Faust. Eine Untersuchung von Wilhelm Kühn. (Berlin, Mayer & Müller.) 32 S.

Der ohne Zweifel noch sehr junge Verf. macht seinem Namen Ehre und betritt kühn unbetretene Pfade, um in das Geheimnis des ersten und in die Wirrsal des zweiten Teils des Goetheschen Faust einzudringen. Der erste Teil ist nach ihm weiter nichts als das Leben Goethes selbst. Der Verf. ist, wie er selbst sagt, „abergläubisch." 1790 erschien der Faust zum ersten Male, der Verf. hat 1890 sein zwei ganze Bogen umfassendes, Licht spendendes „Buch" geschrieben. „Vielleicht ist in dem Drama ein Schatz verborgen, der nur alle hundert Jahre in die Höhe rückt und sich dem zeigt, der ihn eben findet." Wirklich, der Verf. muß noch sehr jung sein. Die Beweise des Verf. sind von unglaublicher Naivetät. Naiv in hohem Grade ist auch seine Meinung, Goethes Liebe zu Frau von Stein sei „eine strenge, rein ideale Liebe" gewesen. — Am Ende seines „Buches" weist der Verf. darauf hin, „daß vielleicht auch Wilhelm Meisters Lehrjahre bei einer ähnlichen Untersuchung interessante Resultate liefern würden." Gewiß, ohne Zweifel; bei einer ähnlichen, sich selbst genügenden Untersuchung wie bei Faust kann der Verf. auch W. Meisters Lehrjahre als einen Niederschlag der Dichter-Lehrjahre Goethes darthun. Auch die Wahlverwandtschaften werden sich auf 2 Bogen als ein durch die Poesie verklärtes Stück aus Goethes Leben nachweisen lassen, vielleicht auch der Tasso und noch einige andere Werke. O. K.

— Faust und Brand. Hamlet. Zwei Vorträge von Johannes Petersen. (Gotha, F. A. Perthes.) 1890. 64 S. 1 M. 20 Pf.

Zwei geistvolle Vorträge des am 4. Dezember 1887 als Kreisschulinspektor zu Apenrade verstorbenen Johannes Petersen. Der erste Vortrag ist 1879 in der Aula des Schleswiger Gymnasiums gehalten worden. Faust ist „der Titane des Wissens, der Uebermensch, der Halbgott des Denkens", dessen Schicksal am Ende des ersten Teils ethisch wie ästhetisch mehr anspricht, als „die bequeme Art, mit dem tiefsten Menschheitsproblem fertig zu werden" durch Austrocknen von Sümpfen und Urbarmachen unwirtlicher Gegenden, womit der zweite Teil schließt. — „Brand" ist Titane der Pflicht, aber ihm fehlt die Demut, „er thut auch was Gottes ist", er geht an seiner „Vermessenheit" zu Grunde. Petersen hat den Dichter Ibsen für einen großen Dichter gehalten, für eine „Weltgröße", wie der Herausgeber Emil Wolff in Altona meint, schwerlich. — Im zweiten Vortrag führt der Verf. aus, daß Hamlet nicht wollen kann, weil er Ironiker ist. Diese Auffassung ist in ihrer Einseitigkeit unbegründet. Es fehlt Hamlet an sittlicher Kraft, diesen Mangel sucht er mit dem Spiel intellektueller Künste und Kunststücke zu verdecken; dabei wird vielfach die Ironie verwandt. Mehr läßt sich nicht sagen.

Der Verf. steht auf christlichem Boden, seine Vorträge werden deshalb von gläubigen Christen am besten gewürdigt werden. O. K.

— Otto Ludwigs gesammelte Schriften. 1. und 2. Lieferung. S. 1—256. (Leipzig, F. W. Grunow.)

Zum Inhalt der 1870 erschienenen Gesamtausgabe haben die beiden Herausgeber Adolf Stern

Digitized by Google

und Erich Schmidt hinzugefügt eine umfassende Auswahl lyrischer Dichtungen, die bisher ungedruckten Schauspiele: „Die Rechte des Herzens," „Die Pfarrrose," „Hans Frei," die bisher ebenfalls nicht veröffentlichten Novellen: „Maria," „die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen," „Eine Dorfhochzeit," wertvolle dramatische Fragmente und eine Auswahl kritischer Studien, die gegenüber den bekannten „Shakespearestudien" auf das Doppelte gestiegen ist. Außerdem wird die neue Gesamtausgabe eine von Adolf Stern auf Grund reichen Quellenmaterials verfaßte Biographie des Dichters enthalten.

Das Ganze wird sechs Bände von durchschnittlich 40 Bogen umfassen und in etwa 30 Lieferungen erscheinen, die Lieferung kostet eine Mark.

Die beiden ersten Lieferungen enthalten die Auswahl lyrischer Dichtungen und den Anfang der Erzählung „Zwischen Himmel und Erde." Diese auf Betreiben Berthold Auerbachs für die damals jugendliche „Gartenlaube" Ernst Keils geschriebene Erzählung ist in der oberflächlichsten Weise von E. Keil abgelehnt worden mit dem „untrüglichen Instinkt," daß diese Erzählung „über den Ansprüchen seiner Leser liege." Da der Aufnahme in das Cottasche „Morgenblatt" der Umfang der Erzählung im Wege stand, so ließ sie Ludwig als Buch erscheinen. Mehrere Auflagen und die Uebersetzung in acht fremde Sprachen geben, schon rein äußerlich betrachtet, ein Zeugnis dafür, daß es sich um ein ungewöhnliches Buch handelt. Eine „Einleitung" S. 135 bis 140 haben die Herausgeber zur allgemeinen Kennzeichnung der Erzählung vorausgeschickt.

O. Ludwig hat auf seine lyrischen Gedichte wenig Wert gelegt und doch sind Dichtungen wie die „Klage" S. 37, „Avancer" S. 61, „Der wandernde Musikant" S. 74, „An manche neuere Dichter" S. 99, „Das Lied von der Bernauerin" S. 122 ein voller Beweis für die große poetische Begabung Ludwigs. Den deutschen Dichtern, den so gerne Fremdes nachahmen, ruft er zu: „Byron wart ihr lang genug, seid nun einmal ihr!"

Der Dichter des „Erbförsters und der Makkabäer," der sorgfältige, rastlose, sich nie genug thuende Poet, wird um so eher ein Liebling des deutschen Hauses werden, als unter den Zeitgenossen sich nur sehr wenige Dichter finden, welche diese Stellung erwerben können. O. K.

6. Poesie.

— König Kreon. Trauerspiel in 4 Aufzügen von Alfred Ahner. (Berlin, Vaterländische Verlagsanstalt.) 1890. 91 S. 2 M.

Der alte Stoff aus der Thebanischen Königssage, den sämtliche drei griechischen Tragiker behandelt haben, erweist sich immer von neuem als wirksam. Sowohl in Uebersetzungen wie in freien Bearbeitungen versucht man fortgesetzt, ihn für unsere Bühne nutzbar zu machen. Ist doch die dem Stoffe innewohnende Tragik wie geschaffen, um den Lessingschen sc. Aristotelischen Forderungen an das Drama gerecht zu werden. Eine Schwester (Antigone) bestattet gegen das königliche Verbot ihren im Kampfe gefallenen Bruder und wird deshalb auf Anordnung des Königs (Kreon), ihres eignen Oheims, in eine Felskluft eingemauert. Als der zur Besinnung gekommene König die Verurteilte befreien will, ist es zu spät, und er samt seinem ganzen Hause verfällt dem Untergange, den ihm der Seher vorher verkündigt hat.

Alfred Ahner hat es versucht, diesen der Antike entnommenen Stoff in moderne Formen zu gießen und ihn nach unseren heutigen Anforderungen an die Bühne umzugestalten. Es ist daher nicht nur die Technik des griechischen Dramas verlassen, die unserm anspruchsvolleren Geschmack nicht mehr genügt, sondern auch inhaltlich hat sich der Stoff durch Hineintragen der modern-sittlichen Begriffe unserm Gefühl anpassen müssen. Also mutatis mutandis dasselbe, als wenn Ebers seine egyptischen Helden mit modernem Gedankeninhalt ausstopft, — nur daß beim Drama, wenn anders es seine Wirkung auf moderne Menschen ausüben soll, eine solche Metamorphose durchaus notwendig erscheint. Inwieweit Verf. Veränderungen vorgenommen hat, darüber giebt er selbst in einem Nachwort ausführlich Aufschluß. Hier sei nur bemerkt, daß der Versuch im Großen und Ganzen als durchaus geglückt bezeichnet werden muß. Nur um zwei Punkte möchte ich mit dem Verfasser rechten. Ich hätte einmal die dem antiken Geiste so ganz fremden Liebesscenen fortgewünscht, zumal der Leser das Bewußtsein, sich in antiker Welt zu bewegen, doch nie ganz verliert und auch nicht verlieren soll. Sodann scheint mir die Gestalt des Kreon zwar, wie Verf. beabsichtigte, unserm Herzen wesentlich näher gebracht, als in den alten Bearbeitungen, aber gerade dadurch der eigentlichen Tragik verlustig zu gehen. Kreon ist bei allem Edelsinn ein starrköpfiger, unbeugsamer Charakter, der wohl zu brechen aber nicht zu biegen ist; an diesen seinen Charaktereigenschaften geht er zu Grunde. Sobald ihm, wie der Verfasser thut, bei den Vorstellungen des Glaukos und nachher seines Sohnes ein Hin- und Herschwanken beigelegt wird, sobald eine Umstimmung seines trotzigen Sinnes überhaupt als möglich erscheint, verliert seine Gestalt ihre tragische Größe; er mußte unbeugsam bleiben bis zu dem Augenblick, wo ihm der Seher Teiresias den göttlichen Fluch ins Antlitz schleudert, hierauf mußte dann ein gänzliches Gebrochensein folgen. — Die Verse — fünffüßige Jamben — fließen recht gut; die Sprache ist überall angemessen, wenn auch eine Redeweise, wie: „Da hat er recht!" oder: „Mir ist nicht wohl!" reichlich modern erscheinen möchte. A. W.

— Poesien von Hugo Koester. (Dresden und Leipzig, Pierson.) 83 S.

Der Verf. hat, wie der Titel ausweist, schon einige Bände Gedichte veröffentlicht, die uns unbekannt geblieben sind. Aus der vorliegenden kleinen Sammlung geht hervor, daß Hugo Koester poetisches Talent besitzt und gelegentlich ansprechende Gedanken in schöne und schwungvolle Form zu

kleiden weiß. Das gilt besonders von einigen patriotischen Gedichten, z. B. der Hymne „An Deutschland".

Der Länder Perle, drauf in Segen
Der schönste Tau des Himmels fällt,
Wie schlägt mein Herz dir warm entgegen,
Du Puls Europens, Herz der Welt!
Wie prangt im Schirme deiner Flügel
Die deutsche Blüte, keusch und zart,
Wo Brachgefild und Rebenhügel
In holdem Wechsel sind gepaart!

Das rechte deutsche Eigenwesen,
Es mag doch nirgend anders sein,
Hier kannst du deutsche Garben lesen,
Und hier nur quillt der deutsche Wein.
Ein andrer sing' in Jubelstimmen
Die Fremde und des Urwalds Dom,
Doch wo die deutschen Sterne glimmen,
Preis ich dich, Rhein, mein deutscher Strom.

Bisweilen läuft dem Dichter das Patriotische und Religiöse stark ineinander, wie z. B. in der „Hymne an Gott", die einschließlich der Ueberschrift uns nicht glücklich scheint.

Verwunderlich ist das Gedicht „Angedenken". Es handelt sich um ein verstorbenes geliebtes weibliches Wesen.

Sinnend denk' ich mich zwei Jahr zurücke,
Wo ich wandelte mit ihr, ach leider,
Von dem unaussprechlich süßen Glücke
Hab' ich nur behalten ihre Kleider!

Diese Kleider umarmt dann der Dichter in seinem Schmerz und zwar „Stück für Stück". — In ähnlicher Weise, wie hier der Schmerz mit der Poesie, geht das Mitleid mit dem Dichter durch in einem Gedicht, welches die im Walde vorgenommene Entwendung eines Weihnachtsbaumes durch einen Arbeiter beschönigt, ein allgemeines Menschenrecht auf Holzdiebstahl statuiert und das Eigentumsrecht wie folgt ansingt:

O du starre Satzung, dich will ich verklagen,
O du herbe Themis, erröte vor Scham,
O du göttliches Recht, wann wirst du tagen?
Komm' hernieder, du Christkindlein wundersam!

Die Armut glaubet und hoffet und harrt
Der frohen Botschaft, die ihr verheißen.
Die Weltordnung ist verknöchert, erstarrt,
Und ein Heiland muß kommen, sie zu [zerschmeißen!

In Summa: der Dichter sollte seinen Idealismus und sein schönes poetisches Talent straffer an den Zügel nehmen. Zu seinem Vorteil würde es sein, wenn er vor neuen Publikationen einen kritischen Freund mit der Durchsicht betrauen und wenn und wo es ihm geraten wird, die Feile oder auch den Blaustift tüchtig gebrauchen wollte.

— **Alpenrosen und Edelweiß.** Magnus Zahners Dichtungen und Gesänge, herausgegeben von C. J. Eisenring. (Litterarisches Institut Dr. M. Huttler, Konrad Fischer, München, Verlags-Abteilung.) 2. Aufl. 200 S. 3 M.

Eine Gedichtsammlung voll aufrichtiger Frömmigkeit und Gottesfurcht, in römisch-katholischen Ideengängen sich bewegend. Die Sammlung wird vorzugsweise bei denen, die den Verfasser persönlich gekannt — er war Priester in der Schweiz — auf Beifall zu rechnen haben. Für weitere Kreise mangelt doch die Originalität. Die lyrischen Gedichte bewegen sich nach Form und Inhalt ein wenig in ausgetretenen Bahnen, und vielen Epigrammen fehlt das Salz, obschon auch einzelne ganz wohl gelungene geboten werden. Immerhin wird im allgemeinen zu sagen sein, daß es schon bessere Sammlungen geistlicher Gedichte giebt. Spitta und Gerok geben gehaltvollere Nahrung für Geist und Herz, beherrschen auch die Form noch freier als der Dichter von „Alpenrosen und Edelweiß".

— **„Läuschen"** Plattdeutsche Gedichte heiteren Inhalts in mecklenburgischer Mundart von Heinrich Erichson. (Berlin SW. 29. Verlag von Siegfried Frankl.) 1891. 160 S.

Verf. gehört nicht zu den plattdeutschen Dichtern, die im Grunde hochdeutsch denken und dann mit größerer oder geringerer Geschicklichkeit übersetzen. Vielmehr ist, was er bietet, plattdeutsch gedacht und in ansprechende Reime gebracht. Bei einigen Gedichten ist auch die humoristische Pointe am Schluß befriedigend, bei recht vielen dagegen leider matt. Desinit in piscem — denkt man häufig. Manche Pointen sind auch unfein, ein Begriff, den wir von berechtigter Derbheit ausdrücklich unterscheiden. Verf. könnte Reuter auf dem Gebiete der „Läuschen" ebenbürtig werden, wenn er die Anekdoten sorgsamer auswählte.

7. Unterhaltungslitteratur.

— **Carmen.** Roman von Hans Parlow. (Berlin, O. Janke.) 311 S.

Donna Mercedes Urbanibia, die Tochter eines Bankiers in der Havana, hatte von ihrem Vater die Erlaubnis erhalten, „zu ihrer Zerstreuung und ihrem Jugendgenuß" einen Bräutigam zu haben: den Don Carlos Guevara. Mit der Zeit stellt sich heraus, daß es weder für die Firma noch die Familie ersprießlich sein würde, wenn sich Mercedes und Carlos heirateten. Er hat nicht genug Vermögen und ist obendrein Republikaner. Mit Dank für die gewährte „Unterhaltung" wird der Bräutigam seines Dienstes entlassen. Im höchsten Grade aufgebracht erklärt der Verabschiedete: „Sie, Sennor, enthalten mir Ihre Tochter vor, weil dieselbe über mir, dem Republikaner, steht — ich verspreche Ihnen, nach Europa zu gehen und eine Prinzessin zu erobern." Um die Erfüllung dieses Versprechens dreht sich der ganze Roman. Alles muß diesem großen Liebeshandel dienen. Insofern fehlt es dem Roman an Spannung und Ueberraschung; man würde dem Verf. aber Unrecht thun, wenn man ihm überhaupt Mangel an Spannung und Ueberraschung vorwerfen wollte. Der Leser denkt sich zwar schon im zweiten Kapitel, daß die Infantin Carmen die Frau des Carlos

Digitized by Google

Guevara wird, aber bis zu dem Tage, an welchem der Erzbischof von Toledo das Paar einsegnet, geht so vieles, so viel „Spanisches" vor, daß es dem Leser an Unterhaltung nicht fehlt. Das spanische Leben im allgemeinen scheint der Verf. aus eigner Anschauung zu kennen. Ob er auch das Leben, Etikette und Sitte am spanischen Königshofe kennt, möchte ich bezweifeln. Der Verf. belehrt uns zwar: „in Spanien ist das Volk ein Hochplateau, die Fürsten ragen nicht darüber hinaus und besitzen keine Schneegrenze, der Schritt von der Fischerstochter bis zur Prinzessin ist keine Stufe, sondern nur ein Schritt in der Ebene," der Verf. erzählt uns auch in einem gutgeschriebenen Stiergefecht-Kapitel, daß die legalen Spanier gelegentlich ihre Königin auspfeifen, dennoch erhält der Leser den Eindruck, daß die spanische Königin in ihrer Familie konstitutionelle Rücksichten nicht zu nehmen hat, und daß der Weg, auf welchem die Infantin Carmen erst die Braut und dann die Frau des von der Opposition zum Botschafterdienst herübergezogenen Guevara wird, allzu sehr mit Rosen bestreut ist. Das thatsächliche Leben hat ohne Zweifel zur Genugthuung, aller gefühlvollen Leserinnen, durch den souveränen Dichter eine wesentliche Milderung erfahren. Die Infantin ist einesteils durchaus Prinzessin, anderenteils liebendes Weib, es ist aber nicht einzusehen, weshalb sie als liebendes Weib die gesellschaftliche Gewöhnung einer Prinzessin in ihr Gegenteil verkehrte. „Wo mag er wohnen?" fragte sie sich eines Abends leise, „dann flogen Kußhände in alle vier Richtungen des Himmels hinaus." Offiziell ist der Infantin ein portugiesischer Infant zugedacht, ein in jeder Beziehung trauriges Subjekt. Carmen weiß es dahin zu bringen, daß der Infant mit dem Hof zu spät bei einem Stiergefecht erscheint und ausgepfiffen wird, während man sie selbst mit Huldigungen überschüttet.

Eines Tages geht Guevara auf einem Spaziergang zwanzig Schritte vor der Infantin, sie räuspert sich — jedenfalls sehr energisch — und der Kubaner wendet sich um. — Damit der Portugiese völlig klar wird über die ihm zugedachte Abweisung, bewilligt ihm Carmen eine Privataudienz. In dem Augenblick, in welchem der Infant in ihr Zimmer tritt, wirft sie sich dem Bräutigam an die Brust. All das paßt nicht zur königlichen Prinzessin. Der Dialog des Romans ist durchschnittlich gut. Die Schilderungen leiden vielfach an der bekannten Gedankenblässe. Der ganze Roman leidet allzusehr an fehlerhaftem Deutsch. Es giebt Leute, welche jede Ansprache an eine größere oder kleinere Versammlung mit „also" beginnen. Auch der Verf. gehört zu diesen Rednern. Das 6. Kapitel beginnt: „Der portugiesische Infant war also angekommen" und doch war vorher von demselben mit keiner Silbe die Rede. Der Anfang des 7. Kapitels lautet: „Der portugiesische Infant fuhr also nach dem Dejeuner — — spazieren." „Der Vergnügungspark Buen Retiro, der an den Wochentagen sonst nicht so sehr besucht ist, war heute also mit debattierenden Menschengruppen angefüllt." Wer kann es dem biederen Thürhüter auf Neuschwanstein übel nehmen, wenn er erklärt: „Dieses ist bereits der große Sängersaal." — Die Prinzessin sagt immer wenn sie von sich spricht: „meine Höchstdieselbe"; ist das die wörtliche Uebersetzung eines spanischen Ausdrucks, so kann es nur eine Ungeschicklichkeit genannt werden, einen im Deutschen so erbärmlich klingenden Ausdruck immer wiederkehren zu lassen. — Von einem Stier heißt es in der Schilderung des Stiergefechts: „es war als ob er im nächsten Augenblick niederknieen würde, um zu weiden." Daraus ist zu schließen, daß die spanischen Stiere nicht stehend, sondern knieend weiden. Sonderbare Thiere! — „Die besonderen Hasse sind es, welche den Fürsten schaden." „Solche Lieben versteh ich nicht." Welches Deutsch! Der Verf. würde sagen: „welche Deutsche!" — Aufgefallen ist mir endlich, daß der Verf. in der Schilderung von Landschaftlichem, von Alltäglichem, von heute noch bestehenden Sitten in der Form der Vergangenheit spricht. O. K.

— Die weiße Rose von Tichfield. Erzählung aus der englischen Revolution von Caritas. (Halle a. S., Julius Fricke.) 298 S. 3 M.

Diese Erzählung ist zuerst in der Sonntagsbeilage des Reichsboten erschienen. Damit hätte sie sich begnügen sollen, denn die nunmehrige Buchausgabe scheint mir durch ihren innern Wert keineswegs gerechtfertigt. Sie behandelt die beiden letzten Jahre des unglücklichen Königs Karl I. von England, seine Gefangenschaft auf der Insel Wight, den Schlössern Hurstcastle und Windsorcastle, sowie endlich seine Aburteilung und Hinrichtung in London. Das hohe geschichtliche Interesse, welches diese Begebenheiten an und für sich besitzen, kommt auch der Erzählung noch zu gute und macht sie wenigstens erträglich; im übrigen ist die Art der Darstellung so unbeholfen als möglich, und eine oft durch lange Einschachtelungen vermehrte Weitschweifigkeit und Breite beeinträchtigt überall die Wirkung. Natürlich ist eine Liebesgeschichte, die der „weißen Rose," eingeflochten, aber auch diese wird kaum die Ansprüche der bescheidensten Leserin befriedigen können. Am meisten stört die Redeweise aller vorkommenden Personen, in der mit dem Gottes- und Christusnamen geradezu umhergeworfen wird. Gewiß entspricht das zum Teil den damaligen englischen Zuständen, da die religiöse Bewegung im ganzen Lande hoch ging und vielfach schwärmerischen Charakter trug; war doch auch der Kampf des Parlaments und nachher der independistischen Armee unter Cromwell mit dem König ebenso sehr ein Streit um religiöse wie um politische Fragen. Das brauchte aber durch die Ausdrucksweise nicht in so unerträglichem Maße angedeutet zu werden. In der Verteilung von Licht und Schatten kommt Cromwell entschieden zu schlecht weg; er ist hier nur der abgefeimte Heuchler, nicht der überspannte, in der Wahl seiner Mittel leider sehr skrupellose Schwärmer, den die Geschichte uns zeichnet. Die Gestalt Karls I. dagegen wird förmlich mit Licht umwoben und seiner ränkevollen, wenig vertrauenerweckenden Politik nur

Digitized by Google

einmal höchst schonend Erwähnung gethan. Solcher historischer Ungenauigkeiten sollte man sich nicht schuldig machen, auch wenn man sein Buch nicht ausdrücklich als „geschichtliche" Erzählung gekennzeichnet hat. A. W.

— Wunderkuren. Ein Arbeiterroman von Wolfgang Schild. (Berlin, Max Breitkreuz.) 173 S. Pr. 1,50 M., geb. 2,50.

Ein vegetarischer Tendenzroman. Aber mit viel Talent geschrieben. Verf. führt uns in eine schlesische Industriestadt und in ihr Arbeiterelend hinein: Kranke, halbverhungerte Weberfamilien, körperliche und sittliche Gebrechen und Laster, dazu die Socialdemokratie. Das alles auf der einen, eine reiche Fabrikantenfamilie auf der anderen Seite, die aus sehr verschiedenen Elementen besteht, einem rohen Geldprotz von Vater, einer materiellen aber energischen Mutter, dazu zwei Söhnen, von denen der eine, Edi, ein verlotterter, feiger, sinnlicher Mensch ist, der andere, Karl, der eigentliche Held unseres Romans, Menschenfreund, Vegetarier und Naturdoktor. Sein Gegenspiel auf ärztlichem Gebiet ist ein „medizinischer" Doktor, der, stark karrikiert, allen Krankheiten wehrlos gegenübersteht, während Karl mit verblüffender Sicherheit und — Geschwindigkeit die kränksten Menschen gesund macht, darunter auch die Schwester des „medizinischen" Doktors, die er heiratet, während dieser zum Naturheilverfahren, Homöopathie und „Wasserpantschen" bekehrt wird.

Aus dieser Andeutung ist zu ersehen, daß der Roman, was seine Tendenz betrifft, an erheblichen Gebrechen leidet. Nur wenig studierte Aerzte sind so einfältig, wie der hülflose Dr. Wiesel. Und nur wenige „Naturdoktoren" werden sich solcher Erfolge rühmen können, wie der Fabrikantensohn Karl. Recht frisch und lebendig ist dagegen das Buch nach der socialen Seite hin geschrieben. Die Arbeiterverhältnisse treten plastisch heraus, der Leser bekommt ein Bild von unzweifelhafter Lebenswahrheit, in welchem mit viel Geschick der populäre schlesische Dialekt zur Verwendung gebracht ist. Auf diesem Gebiet steht das Buch weit über dem Durchschnitt. Ein Buch für den Familienkreis ist es seines Realismus wegen, der hier und da an Cynismus streift, nicht. Zu bedauern ist auch, daß das religiöse Moment durchaus nicht zu seinem Recht kommt. Aber gereifte Leser werden es mit derjenigen Zustimmung lesen, die jede tüchtige Leistung weckt, auch wenn etwa die Arbeit sich in einer Richtung bewegt, die man nicht durchweg billigt.

— Die Geheilten. Erinnerungen an Elgersburg und Ilmenau. Von Johannes Renatus. (Leipzig, Georg Böhme Nachf. [E. Ungleich].) 1890. 188 S. 2 M., geb. 2,75 M.

Sieben Jahre hat das Manuskript dieser Badeerinnerungen schon im Kasten gelegen; daraus leitet der Verfasser, der inzwischen durch eine Reihe anderer Publikationen bekannt geworden ist, einen Entschuldigungsgrund für diese „einfache Erzählung" her. Es hätte eines solchen nicht bedurft, denn auch dies Werkchen liest sich recht angenehm, und die „sachkundigen Männer", die Verf. wegen Ueberarbeitung seines Manuskriptes zu Rate zog, hatten wohl recht, als sie ihm sagten: „Lassen Sie es, wie es ist: urwüchsig." Natürlich hat, wie jedes Ding, so auch die Urwüchsigkeit ihre Schattenseite; sie kann stellenweise einen naiven, an anderen Stellen einen unbeholfenen oder gesuchten, ja für sehr feinfühlige Menschen wohl gar einen verletzenden Eindruck hervorrufen, dafür aber entschädigt dann, wie auch hier, eine Reihe köstlicher, humorvoller Scenen, Charakterschilderungen, Situationen u. s. w., so daß man den Versuch, „die Geheilten" noch weiter zu kurieren, vom Verfasser gern aufgegeben sieht, und dem Buche als Gesamturteil unbedenklich das Prädikat: „recht nett", mit auf die Reise giebt.

Seltsam berühren einige grammatische Unrichtigkeiten, die man offenbar nicht auf Druckfehler zurückführen kann, z. B. jemandem etwas bereuen lassen (S. 68), oder: „manches bewegtes Jahr" (S. 102). Ein Citat: „Unter allen Wipfeln ist Ruh" sollte man doch nicht bilden, am wenigsten einer, der in Ilmenau gewesen ist. — Unter einem „christlichen Ernst der Sachlage" (S. 145) kann ich mir schlechterdings gar nichts denken. — Schade ist es, daß Verf. gegen Schluß des Buches seine harmlos gemütlichen Badeerinnerungen noch mit höchst romanhaften, d. i. unwahrscheinlichen Motiven verbrämt hat; er hätte das umsoweniger nötig gehabt, als er mit den einfachsten Mitteln weit bessere Wirkungen zu erzielen versteht.

A. W.

— In eines großen Königs Armen. Von B. Mercator. Zweite Auflage. (Gotha, Perthes.) 3 M.

Es ist erfreulich, daß für diese zarte liebliche Erzählung eine zweite Auflage nötig geworden. Dieselbe führt uns in die Zeit Christi und ins alte Tyrus. Die Charaktere sind fein und lebensvoll gezeichnet, die nationalen und religiösen Gegensätze treffen hart und schier verderblich aufeinander, aber der große König, Jesus Christus, führt die Seinen zu einem versöhnenden Schluß. Ich mag sonst die Erzählungen nicht, in denen der Herr persönlich angeführt wird. Vielleicht ist das ein zu enges Gefühl, da ja der Herr ungezweifelt ins Menschenleben eingetreten und an demselben sein Erbarmen erzeigt hat. Aber jenes Gefühl wird von vielen ernsten Christen geteilt. Gott hat dafür gesorgt, daß das, was vom Leben seines Sohnes beschrieben werden sollte, in der Schrift beschrieben wurde, was dazu gethan wird, das ist ja doch nur menschliche Erfindung, Dichtung, wie gut immer es gemeint sei. Aber in dieser Erzählung steht der Herr so ganz im Hintergrunde, daß das Anstößige schwindet. Es bleibt nur das übrig: in dieses großen Königs Armen ists gut sein. D.

— Wandlungen. Aus den Papieren eines preußischen Offiziers. Wiedergegeben von J. Isenbeck. (Berlin, R. v. Decker.) 1891. 129 S.

Wir bedauern, daß der Herausgeber nicht einfach das Aktenmaterial, welches ihm zu Gebot

Digitized by Google

stand — Erlebnisse eines 1786 geborenen Offiziers — aktenmäßig und mit vollem Namen veröffentlicht hat. Man weiß jetzt nicht, was man aus der Sache machen soll. Einiges ist anscheinend historisch, anderes offenbar hinzugefügt — z. B. wor zu Anfang des Jahrhunderts das Wort „eigenartig" doch wohl noch nicht erfunden: es ist „fin de siècle." Das Buch ist jetzt ein Zwitterwerk zwischen Memoirenwerk und Roman; für einen Roman zu aktenmäßig, für ein Aktenwerk zu romanhoft, speciell fehlt das persönliche Interesse, do mon nicht weiß, um wen es sich handelt. Verletzend ist auch an einigen Stellen die leider jetzt so häufige Vermengung patriotischer und religiöser Gefühle und Wendungen. Z. B. läßt Verf. seinen Helden, der in den Befreiungskriegen mit der Königin Luise in Berührung gekommen, im Jahre 1871 sagen: „Luisens Sohn, den ersten evangelischen Kaiser des Deutschen Reiches, möchte ich noch einmal sehen, ehe ich abscheide. Dann will ich sagen: Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fohren!" — Dergleichen Unüberlegtheiten sollten in einem Buche nicht vorkommen, dos übrigens in guter Gesinnung geschrieben ist.

— Die Kosaken. Kaukasischer Roman aus dem Jahre 1852 von Graf Leo Tolstoj. Ins Deutsche übertragen von Dr. Alexis Markow. (Berlin, Albert Goldschmidt.) 227 S. 1 M.

Graf Leo Tolstoj, geboren 1828, trat 1851 in die russische Armee am Kaukasus ein. Damit lernte er die am Terek wohnenden altgläubigen Kosaken kennen, deren Thun und Treiben, Denken und Empfinden in dem kulturgeschichtlich in hohem Grode interessanten Roman „Die Kosaken" geschildert wird. Außer einigen Redensarten und sonstigen Aeußerlichkeiten ist bei dem wilden, rohen Kosakenvolk von Christentum wenig zu merken, dasselbe gilt von dem vornehmen Russen, der sich aus Liebe zu einem Kosakenmädchen am Terek seßhaft machen will, aber, von Marjanka verschmäht, eilig den Schauplatz verläßt. Im Stil steht Tolstoj hinter seinem Freunde Turgeniew zurück, in der „Herbheit und pessimistischen Grundfärbung des russischen Realismus" (A. Stern) geben sich beide einander nichts heraus. Der Schluß des Romans ist so erbärmlich wie bei Daudet, Zola, Turgeniew u. s. w. Die Erzählung hört mit einem negativen Ergebnis auf, sie bricht ab und hot darum keinen eigentlichen Schluß; ein solcher gehört zum vollendeten Bild, ein vollendetes Bild wollen aber die Naturalisten nicht geben, vielmehr nur einzelne aneinander gereihte Skizzen. O. K.

8. Verschiedenes.

— Max Bewer. Rembrandt und Bismarck. (Dresden, Druck und Verlag der Druckerei Glöß.) 1891. 78 S.

Wenn irgend jemand gleichsam prädestiniert dazu schien, sich von „Rembrandt als Erzieher" vollständig beherrschen zu lassen, so war es Max Bewer, der dermaßen unbedingter Bewunderer dieses übergeistreichen Buchs ist, daß er zwar einige der Schwächen des Rembrandtbuchs nicht umhin kann einzusehen, daß ihm aber — verliebt wie er ist — dieselben nur als ganz besondere Schönheiten erscheinen. In seiner ehrlich gemeinten und darum trotz aller Absonderlichkeiten wohlthuenden Begeisterung hat er sich in den Stil seines Ideals so sehr hineingelebt, daß er ihn absichtlich und unabsichtlich mit all seinen Licht- und Schottenseiten getreu kopiert. Auf dem Titel annektiert er „Rembrandt" als Lockvogel, er befolgt dieselbe An- resp. Unordnung, stellt dieselben kühnen Thesen auf, er liebt dieselben Farbenspiele, verrät dieselben geometrischen Kenntnisse, gestattet sich gelegentlich dieselben kleinen Freiheiten der Logik gegenüber, und trotz alledem — schreibt er ein geistvolles Buch, das manche Anregung gewährt. Es muß dem Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" oft selbst schwer fallen, zu glauben, daß einzelne Seiten aus Bewers Schrift nicht von ihm verfaßt sind.

Für den aufrichtigen, aber dabei unbefangenen Bewunderer „Rembrandts als Erzieher" hat es etwas Komisches, wenn Max Bewer versichert, bewundernswert wie der Rembrandtsche Helldunkelstil sei auch die natürliche Baukonstruktion des Buches, das anscheinend vom hundertsten ins tausendste gerät, in welchem aber in Wirklichkeit keine Seite umgestellt werden dürfte. „In der menschlichen Hand strömen hundert und tausend Blutstropfen, aber kein Tropfen könnte dort fließen, wo schon ein anderer fließt. So ist es mit den hundert und tausend Gedanken des Verfassers, jeder hat seinen natürlichen Platz." Wie überhoupt das ganze Rembrandtbuch nach dem Bau der menschlichen Hand komponiert ist, wie wir in dem Kopitel von der Kunst, in der genialen, unbegrenzten, mystischen Greifkraft der künstlerischen Phantasie den — Daumen erkennen und so weiter alle fünf Finger durch, darüber muß man Max Bewer ausführlich lesen; im Auszug würde man gar manche Schönheit vermissen. — Sogar die leichtwehenden Wortspiele und Windigkeiten des „Erziehers" sind echt Rembrandtisch. Sie sind die Schleifen an einem altholländischen Wamms, man hört aus ihnen die holländische Kirmesfiedel.

Max Bewers Bewunderung für das Rembrandtbuch wird nur erreicht, ja womöglich übertroffen von seiner Begeisterung für Bismarck. Das Rembrandtbuch ist nur der Dreschflegel in des Verfassers Hand, mit welchem er die Spreu vom Weizen schied (wobei wir dahingestellt sein lassen wollen, ob zu dieser Operation gerade der Dreschflegel das geeignetste Instrument ist). Das Rembrandtbuch ist auch ein Gothaischer Kalender, da sein Autor das Adlige überall vom Gemeinen schied. Es ist aber auch nichts anderes, als ein einziger, kräftiger Handschlag, den ein Deutscher seinem Vaterlande giebt. — Bismarck dagegen ist ein Bauer. „Was der Berliner Hofzwang bei ihm abknipfte, das wuchs massig und klassisch, ruppig und struppig (wer hört hier nicht ganz deutlich die altholländische Kirmesfiedel?) wieder nach, er ist ein wildes, ungewaschenes und

ungefrühstücktes Naturkind." S. 61 greift er gar „wie mit unschuldigen Patschhändchen gleich nach der — dicksten Kartoffel, dem Monopol." Bismarck ist aber auch eine Riesenschlange. „Miquel verhält sich zu Bismarck wie ein tüchtiger Aal, der sich geschmeidig durch die Wasserleitung der Kommunalverwaltung hindurchgearbeitet hat, bis er nun endlich auf dem Ministertisch im Gelée seiner Eloquenz brilliert, zu einer königlich gefleckten Boa, die sich zum Staunen und Schrecken der Welt riesenhaften Leibes aus dem Urwald des Genies losgewunden hat." Bismarck ist ferner wie ein riesiger Filter, durch den die schmutzigen Wasser der preußischen Parteien, der deutschen Stämme und der europäischen Völker läuternd hindurchlaufen sollen. Der ganze Bismarck aber ist nur ein einziger Akkord von hellen und dunklen Tönen. Der Begeisterung für Bismarck steht des Verfassers wohlbegründete Abneigung gegen die deutschblödsinnige Partei, wie er sie zu nennen liebt, obwohl sie gar nicht so „blödsinnig" ist, wie er zu meinen scheint, schroff gegenüber. Wie richtig sagt er von ihr: „Selbst in freisinnigen Kreisen, die sonst die Hofluft nicht auf hundert Schritt riechen konnten, entledigte man sich der dickverschwitzten Republikfocken, die man seit 48 an den demokratischen Plattfüßen getragen hatte, um in seidenen Wadenstrümpfen in den Spiel- und Spiegelsälen des kaiserlichen Schlosses zu erscheinen." Nur das „konnten" ist undeutlich; mochten oder durften sie die Hofluft nicht riechen?

Wie hart, aber leider nicht ungerecht urteilt Max Bewer über die Berliner Presse. „Man kann es nicht zur Schmach, sondern zur Ehre des deutschen Volkes mit ruhigem Gleichmut aussprechen, daß die gemütskalte Verabschiedung Bismarcks, in dessen Seele das deutsche Volk achtundzwanzig Jahre lang gedacht, gefühlt, gelebt und das Sonnenlicht eines großen Geistes geatmet hat, auf ungezählte Gemüter ebenso erschütternd gewirkt hat, wie die Nachricht von einer verlorenen Schlacht. Die Berliner Presse aber, die früher mit Bismarckschen Lettern gedruckt wurde, und die über das politische Gemütsleben des deutschen Volkes hinweg ihr ordinäres Abonnentenliedchen weiterpfiff, hat nahezu den Beweis erbracht, daß, wenn vielleicht eines Tages die „Verhältnisse so liegen sollten", sie sich ebenso leicht mit russischen Lettern drucken lassen würde, wie sich rheinische Blätter 1806 zu französischen Moniteuren umdrucken ließen."

Als Beispiele für die obenerwähnten zahlreichen Farbenspiele erwähnen wir: „den blonden Scheitel eines deutschen Kindes, die dunkle Seele einer deutschen Frau, die helle Güte eines deutschen Mannes." Lenbachs Bismarckporträts haben alle nur „den braungrünlichen, den irdenen Ton des Körperlichen". Sein „dunkles Blut, die helle Natur spricht aus ihm". Das ganze Rembrandtbuch ist von einem goldigen Blutschimmer, wie die menschliche Hand, durchströmt. Bismarck hat einen dem goldigen Hauch der Rembrandtschen Kunst völlig gleichwertigen Silberschiller. Der helltönige Helmglanz seiner weißlichen Kürassierwaffe wirft auf ihn selbst silberne Reflexe; sie umgiebt ihn mit demselben glitzernden Schimmer, wie die silberne Rinde die Birke; sie blitzt an ihm, wie das „S" aus seinem märkischen Birkennamen mit silbernem Markglanz ausklingt; Bismarck hat niemals unterlassen, dem silbernen Bimetallismus ein wenig zuzublinzeln" u. s. w. Hier wird Max Bewer entschieden ein wenig zu munter.

Die Geometrie des Verfassers feiert ihre Triumphe in Sätzen wie: „Bismarck und Rembrandt sind zwei Kreise, welche ungleiche Peripherien, aber dasselbe Centrum haben. Die Peripherie des einen hat einen ästhetischen, die des anderen einen politischen Radius. — Nur weil zu dem ästhetischen Radius eine viel weiter schließende Peripherie gehört, als zu dem politischen, hat der Verfasser ›Rembrandt‹ und nicht ›Bismarck als Erzieher‹ geschrieben." „Die Mischung der Religionen und der Stämme in Deutschland bedingt eine Regierung in der Diagonale der parallel konstruierten Volkskräfte." „Rembrandt, der künstlerische, ist der weiteste, Bismarck, der politische, der mittlere, und Hinzpeter, als der spezifisch pädagogische, wäre der kürzeste Radius für ein Buch, welches die Erziehung eines Volkes — anstrebt." Werden wir auf diesen sublimen Gedanken hin am Ende gar „Hinzpeter als Erzieher" erhalten?

Was Max Bewer über den Verfasser des Rembrandtbuchs weiß, ohne es allerdings direkt in diesem Zusammenhange zu sagen: daß die Wiege desselben nicht weit von Hebbels dürftigem Bretterbett gestanden, daß er die Bibliotheken und Museen der Welt durchstudiert hat, sowie der Umstand, daß sein Buch gerade in Dresden erscheint, beweist uns — trotzdem er lediglich geistige Diagnose angewandt haben will —, daß er recht gut weiß, wer dem deutschen Volke dieses bedeutende Buch geschenkt hat, ein Buch, das man allerdings einen genialen Durchbruch durch die materialistische Weltanschauung, einen kühnen Wurf ins Unendliche nennen kann, und das jeder Deutsche unbedingt kennen sollte. Wer es zu schätzen weiß, wird, ungeachtet all seiner Schrullen, auch Max Bewer mit Interesse lesen. Sch.-K.

— Handbuch der Astrologie von Ernst Mayer. (Berlin, R. von Deckers Verlag G. Schenck.) 1891. 87 S. 1,20 M.

Drei Recensionen von verschiedener Länge und für die Bedürfnisse der verschiedenartigsten Zeitschriften berechnet hat der vorsorgliche Verleger dieser „äußerst seltenen Erscheinung in der Litteratur" mitgegeben. In der Wärme des Tones unterscheiden sie sich etwas; denn während die eine durch diese Schrift „eine in unserer Litteratur bestehende Lücke ausfüllen" läßt — diese unheilbare Lücke, die nach Verlegermeinung nie ganz ausgefüllt wird! — sprechen doch die andern nur von interessanter und angenehmer Lektüre, guter Ausstattung und den übrigen schönen Dingen, die von einer Offizialrecension unzertrennlich sind. Trotz dieser gebotenen Auswahl war ich eigensinnig genug, selbst zu urteilen. Und ich kam

Digitized by Google

dabei zu etwas anderem Resultat. Wenn man über das Wesen der Astrologie, wie sie von den Alten betrieben wurde, Aufklärung wünscht, dann ist ein Blick in das Buch allerdings interessant — aber auch vollständig genügend. Eine zusammenhängende Lektüre desselben ist nicht denkbar und zwecklos; man könnte ebenso gut eine lateinische oder französische Grammatik als angenehme Lektüre empfehlen. Wer die Astrologie erlernen, sich die Fähigkeit des Horoskopstellens erwerben will, der mag sich durch das Buch durcharbeiten, wenn er keinen nützlicheren Gegenstand für seinen Fleiß und seine Ausdauer weiß, denn beides gehört dazu. — Dem Aberglauben soll, darin sind alle drei Recensionen einig, das Buch keinen Vorschub leisten. Gleichwohl scheint es auf denselben zu spekulieren. Ja, Herr Mayer, dessen Adresse man durch den Verlag erfahren kann, erbietet sich zum Schluß, Interessenten auf Verlangen das Horoskop ihrer Geburt zu stellen, das ohne astronomische Kenntnisse nicht zu ermitteln ist, und von dem doch, nach der Praxis der Alten, die späteren Konstellationen wesentlich abhängig sind. Ob er das wohl umsonst thut? A. W.

— Der Hypnotismus von C. Ziegler. Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Bd. XVI. Heft 1. (Chr. Belsersche Verlagshandlung, Stuttgart.) 62 S. 1,20 M.

Eine recht geschickte übersichtliche Darstellung sowohl der geschichtlichen Entwicklung des Hypnotismus, als seines Wesens, seiner Gefahren und seines Nutzens, sowie seines Verhältnisses zum Christentum. Es war ein guter Gedanke der Herausgeber, die Erörterung dieser wichtigen Fragen in ihre weitverbreitete Sammlung aufzunehmen, die schon so viel Segen gestiftet hat.

Der Verfasser ist Anhänger der Pariser Schule, deren Haupt Charcot ist, im Gegensatz zur Schule von Nancy, die ihre Versuche auch auf scheinbar Gesunde ausdehnt, während erstere ausschließlich Kranke der sogenannten großen Hysterie als Versuchspersonen benutzt. Die Hypnose beruht nach der „Erklärung" des Verfassers darauf, daß der Hypnotiseur das Hirnrindengebiet seiner Versuchsperson mehr oder weniger außer Thätigkeit setzt und dadurch dauernd die bewußte Aufmerksamkeit in Beschlag nimmt, das Bewußtsein einseitig konzentriert. Die Ausschaltung der Zellen der Hirnrinde wird meist erzielt durch Ueberreizung des Seh- oder des Gehörnerven, auch durch Einwirkung auf die Gefühlsnerven. Ermüdung der Hirnrinde ist darnach das ursächliche Moment der Hypnose. Die auf S. 43 angeführte Streckhypnose des Abbé Faria — so einleuchtend dieselbe auch an und für sich erscheint — verliert dadurch an Wert, daß S. 6 der Abbé als Betrüger entlarvt erscheint.

Sehr vernünftig ist, was der Verfasser über die Anwendung der Hypnose bei der Erziehung, mit der man in Frankreich, angeblich mit gutem Erfolg, bereits experimentiert hat, sagt: „Die Bestrebungen, welche in einer Zeit, wo die Klage über Nervosität schon eine allgemeine ist, umsomehr den Keim zu Geisteskrankheiten in das Kind zu legen geeignet sind, kann man nur frivol und gewissenlos nennen." Der Wert einer Tugend, die unbewußt und nur auf hypnotische Eingebung hin ausgeübt wird, scheint uns überdies nur ein sehr zweifelhafter zu sein.

Auch den Ansichten des Verfassers über die Stellung der Hypnose zum Christentum kann man nur beipflichten. Er macht dabei die treffende Bemerkung, daß es ein verbreiteter Irrtum der Apologeten ist, daß sie zuweilen auch aus „Zugeständnissen" der weltlichen Wissenschaft Kapital zu schlagen suchen, die in Wirklichkeit gar keine Zugeständnisse sind. Wir stimmen ihm bei, wenn er sagt, daß der Hypnotismus nur insofern bei Widerlegung des Materialismus Dienste leisten kann, als er zeigt, daß der von den Materialisten immer und immer betonten Abhängigkeit des Geistes vom Körper ein ebenso großer Einfluß des Geistes auf den Körper gegenübersteht.

Zahlreiche Mitteilungen von hypnotischen Experimenten beleben den Gang der kleinen Schrift, die sowohl für denjenigen, welcher der Sache noch fremd gegenübersteht, als auch für den, der schon hypnotische Vorgänge beobachtet hat, von großem Interesse ist.

Der Vorschlag des Verfassers, das überflüssige „Suggestion" durch „Eingebung" zu ersetzen, verdient allgemeine Annahme.

Sch.-K.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.

Digitized by Google



Kommen und Gehen.

Erzählung

von

E. Walter.

(Schluß.)

11. Kapitel.

Ich achts in deinem Leiden keine Schmach
Dir Mitgefährtin durch das Meer der Not zu sein.
Antigone.

„Wollen Sie wirklich schon gehen?" fragte zehn Minuten später Frau von Dalberg, als Werner aufstand. Sie hatte mit Elisabeth ihm gegenüber gesessen, als er ihnen ausführlich seine Reise und Begegnung mit Georg erzählt. Dieser saß jetzt mit seinen Vettern im Nebenzimmer, aber sie hörten sein ununterbrochenes aufgeregtes Sprechen, was einige Minuten, seit er in den bekannten Räumen war, wieder angefangen hatte.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau," sagte Dr. Rothammer, „ich muß jetzt zur Bahn, wo meine Sachen noch sind; wenn Sie gestatten, komme ich dann in einer Stunde mit dem früheren Hausarzt Ihres Herrn Neffen, — und wie gesagt: beunruhigen Sie sich nicht unnötig; es ist ja möglich, daß eine schwere Krankheit im Anzuge ist, vor Typhus und Nervenfieber haben wir derartige Anfälle oft! Und sollte das nicht der Fall sein, so haben wir für solche akuten Fälle die allergünstigsten Aussichten, — —"

„Mein Bräutigam war vor drei Tagen, ehe er abreiste sehr erregt, aber im Vergleich mit seinen jetzigen Reden war doch alles, was er sagte, verständlich, meinen Sie, der Ausbruch wäre vermieden, wenn er nicht nach Berlin gereist wäre?" Elisabeth war sehr blaß, aber sie sprach mit fester, leiser Stimme.

„Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein, quälen Sie sich nur nicht mit Gedanken, wie Sie dies vielleicht hätten vermeiden können! Da der Kranke schon vor drei Tagen so viel und aufgeregt gesprochen, daß Sie einen beängstigenden Eindruck davon empfingen, ist der heutige Ausbruch nur natürlich. Die Reise nach Berlin ist eben in diesem Fall die „Gelegenheitsursache," wie wir Aerzte das nennen, ein momentaner Schreck, z. B. durch einen umfallenden Stuhl, hätte ganz dieselbe Wirkung haben können. Die vielen Gemütsbewegungen der letzten Zeit geben ja auch eine Erklärung, wir wollen also hoffen, daß ebenso schnell wie sie gekommen, die für seine Umgebung besonders beängstigenden Erscheinungen wieder verschwinden."

Er verabschiedete sich.

„Ich danke Ihnen," sagte Elisabeth leise, als sie ihm die Hand gab.

Er hielt sie einen Augenblick in seiner fest; wie gern hätte er sie noch mehr getröstet, aber er wagte es nicht. —

Dann ging er.

Klara hatte er nach den ersten Worten der Begrüßung nicht mehr gesehen, — wo war sie?! —

Als sie beim Oeffnen der Entreethür den Bruder ihres Ernst so unerwartet vor sich stehen sah, als er mit derselben schnellen Bewegung, die sie an ihrem Bräutigam so gut kannte, ihr die Hand gab, als sie den kurzen kräftigen Händedruck fühlte, den sie unter hunderten als den ihres Bräutigams erkannt haben würde, — da fühlte sie, sie mußte jetzt allein sein! Wie hatte sie alle diese Tage gekämpft, sich ihrem Schmerz nicht egoistisch hinzugeben, wo sie um sich her auch Kummer und Sorge sah, wie oft hatte sie sich hart und kalt genannt, wenn ihre Gedanken im Gegensatz zu ihren teilnehmenden Worten sich doch nur um das eigne Leid drehten! Ja, sie hatte mit sich gerungen, sie hatte ihren Schmerz bezwungen, daß sie ihm mit keinem Worte Ausdruck gab — und was hatte es geholfen?! — Eine Bewegung, ein Händedruck hatten ihre Beherrschung vernichtet, und fassungslos schluchzte sie in ihrem Zimmer, den Kopf in die Hände vergrabend, während sie vor dem Sopha kniete.

Was war ihr der Kummer ihrer Freundin, ihres Vaters, — ihrer Mutter! Sie fühlte nur ihr Leid. Elisabeths Bräutigam lebte, ihr Ernst war tot. Fast ein Gefühl der Bitterkeit überkam sie, als sie an seinen Bruder dachte. Er konnte gesund vor ihr stehen — und ihr Geliebter war so viel jünger gewesen! —

Aber nur wenige Minuten gab sie sich ihrem ausbrechenden Schmerz hin; dann stand sie auf, beschämt, gedemütigt, sich verurteilend. Klara war, obgleich äußerlich lebhaft, in ihrem inneren Gleichgewicht schwer zu stören, geschah es doch einmal, so geschah es gründlich! Solche Leute täuschen sich und ihre Umgebung oft. Sie gleichen den Gebirgsbächen, deren Wasser bei heiterm Himmel so klar ist, daß sich die Sonne darin spiegelt und man die Kiesel auf dem Grunde zählen kann; wenn aber Sturm kommt, brausen sie trübe dahin, Steine und Erde mit sich führend, — man kennt sie nicht wieder. Bei solchen Naturen wird die erste Mission des Leides — uns den eignen Unwert zu zeigen — schnell erreicht. Ja, die Gefahr liegt nahe, daß eine gewisse ruhig heitere Schätzung des eigenen Ich, die eigentlich nur der Reflex liebender Bewunderung, die wir in eines andern Augen hatten, ist, sich in völlige Mißachtung der eignen Persönlichkeit verkehrt. — Man sieht das schmutzige, schlammige Wasser und fragt sich: war es überhaupt je klar und wird es je wieder klar werden?!

So war es bei Klara. Wie oft hatte sie sich in dieser Zeit ihren völligen Bankerott erklärt!

Und sie that es auch jetzt, als sie sich erhob, die verweinten Augen kühlte und einige Minuten am offenen Fenster stand, um die Thränenspuren von dem leichten Lüftchen, das hereinwehte, verwischen zu lassen. Da klang die Hausthür, Werner ging; sie sah ihn auf die gegenüberliegende Seite der Straße gehn; mit brennendem Herzen sah sie ihm nach, — hatte er auch im Gange Aehnlichkeit mit Ernst? — Aber enttäuscht wandte sie sich ab. Ernst hatte eine so jugendliche, elastische Figur, Werner sah männlich, stattlich, breitschultrig aus, — und doch! Eben drehte er sich um, — das war wieder ganz die Bewegung, die sie bei ihrem Bräutigam kannte, und mit klopfendem Herzen verwandte sie keinen Blick von ihm, bis er um die nächste Ecke bog. —

Dann ging sie nach unten, ihren Vetter ordentlich zu begrüßen. Sie hatte noch nicht einmal gefragt, ob er etwas erreicht, sagte sie sich selbst vorwurfsvoll. — —

Klara fand ihre Mutter allein im ersten Zimmer; Georgs hastige, laute Stimme schallte bis hierher, zwischendurch ein beruhigendes Wort von Elisabeth, dem ein Augenblick Schweigen und dann wieder das aufgeregte Sprechen folgte. Erschreckt sah Klara auf ihre Mutter, — warum sah sie so betrübt aus?!

Frau von Dalberg erklärte ihr alles, und tief erschüttert ging sie zu Georg.

Digitized by Google

Er saß auf dem Sofa, Elisabeth neben ihm, die beiden Brüder standen am Fenster. Als Georg Klara sah, sprang er auf und ging ihr entgegen: „Klara verzeih mir, ich konnte nichts dafür, ich hatte es wirklich vergessen!" bat er, ihre Hand ergreifend.

„Ich habe dir nichts zu verzeihen, Georg, sei doch nur ruhig!"

Erstaunt sah er sie an. „Du hast mir nichts zu verzeihen?" fragte er langsam; „nun, dann ist ja alles gut," setzte er wie erleichtert hinzu.

Aber in der nächsten Minute fing er wieder an: „Wo ist Tante, ich muß sie um Verzeihung bitten!" Klara sah auf Elisabeth, — dies war ja furchtbar! —

„Setze dich ruhig mit Klara hin, bat seine Braut, „ich will Tante rufen."

Dann verließ sie das Zimmer.

Frau von Dalberg saß noch immer wie betäubt auf demselben Platz.

„Tante, möchtest du wohl einen Augenblick zu Georg gehen?" bat Elisabeth tonlos. Dann setzte sie sich, sie mußte sich einige Augenblicke sammeln.

Da klingelte es heftig; schnell stand sie auf, nur jetzt nicht mit Fremden sprechen müssen! Aber schon öffnete sich die Thür, und sie stand ihrem Onkel und ihrer Tante gegenüber.

„Nun guten Abend, Kind," rief der Oberstlieutenant, der in bester Laune von seiner Reise zurückgekehrt schien, „jetzt zieh dich schnell an, eine halbe Stunde Aufenthalt haben wir nur, sind deine Sachen schon auf der Bahn?"

Elisabeth hatte sich manch gutes, kluges Wort zurechtgelegt, das sie ihren Verwandten sagen wollte; sie hatte gehofft, das mit fröhlichem Munde thun zu können. Wenn Georg schon eine Stellung gehabt hätte, würde sie wohl auch die Einwilligung ihrer Verwandten zu vorläufigem, längerem Bleiben erhalten haben, — aber so! —

Sie legte einen Augenblick die Hand an die Stirne, — wollten ihr die besänftigenden Worte denn gar nicht einfallen? Nein! Aber was half ihr auch jetzt, wie sie hatte sprechen wollen? Was sie sagen wollte und mußte, das wußte sie!

„Wie elend du aussiehst" sagte liebevoll die Tante.

Noch immer sprach Elisabeth nicht.

„Das ist ja auch kein Wunder, aber nun mach dich fertig," drängte der Onkel, „wenn du dies Haus verlassen, machst du einen Strich durch diese ganze jammervolle Geschichte. Du wirst es bald verwinden, an Zerstreuung soll es dir in Berlin nicht fehlen."

Elisabeth stand dicht vor ihm. Jetzt sah sie auf.

„Ich kann nicht, Onkel," sagte sie klanglos.

Der Querstrich kam ihm zu unerwartet, — der Oberstlieutenant mußte sich setzen.

„Du kannst nicht?" fragte er, als habe er nicht recht gehört.

„Verzeih es mir, wenn ich dich betrübe, liebster Onkel, ach Tante, du wirst mich besser verstehen, ich kann Georg nicht verlassen!"

Mit flehenden Augen sah sie den Oberstlieutenant an, der stand auf. Ruhiger, als sie es von ihm erwartet hatte, sagte er dann: „Du weißt nicht, was du sprichst, Elisabeth, überlege es dir wohl, denke an deine Eltern, an — —"

Ein lautes Geräusch in der Nebenstube unterbrach ihn; ein Stuhl wurde heftig beiseite geschoben, und ehe sich Elisabeth besinnen konnte, was zu thun sei, stand Georg in der Thür.

Vergebens bemühte sich Frau von Dalberg, ihn wieder ins andere Zimmer zu ziehen. Er trat dicht an den Oberstlieutenant heran, ohne ihn zu erkennen, wie es schien, dann sagte er ihn ansehend mit halblauter, eindringlicher Stimme: „Findest du nicht auch, Papa, das Rechnen ist die Hauptsache, und dann das Singen, ja das Singen, höre nur, wie schön!" Und er fing an zu singen, leise und wohltönend zuerst, dann mit lauterer, rauherer Stimme: „Ueb immer Treu und Redlichkeit, bis an dein kühles Grab . . . . ist das wahr, Papa?" — —

Erwartungsvoll sah er sich um, als wollte er Beifall ernten.



Elisabeth hatte zuerst wie vernichtet zugehört, ohne einen Versuch zu machen, ihn zu unterbrechen. Jetzt trat sie zu ihm. „Liebster Georg, komm mit mir," bat sie.

Er folgte ihr gehorsam.

Frau von Dalberg wechselte stumm einen Händedruck mit dem tieferschütterten Oberstlieutenant und seiner Frau, dann ging sie Elisabeth nach.

Sie fand sie über Georg gebeugt.

„Ich komme gleich wieder zu dir, aber so lange mußt du auch ruhig sitzen bleiben," bat sie sanft, wie man mit einem Kinde spricht.

Dann ging sie zu den Verwandten zurück.

„Elisabeth, mein armes Kind," sagte ihr Onkel mit bewegter Stimme, „du kannst nicht hier bleiben!" Er sah auf die Uhr, „es ist jetzt nicht Zeit zu Auseinandersetzungen, später vielleicht, jetzt komm!"

Elisabeth wiederholte leise: „Ich kann ihn nicht verlassen, — krank . . ."

Ganz dicht trat der Oberstlieutenant zu ihr, seine Stimme klang heiser vor Aufregung: „Elisabeth, mache dir eins klar, du wählst jetzt fürs Leben zwischen uns und — und — einem wahnsinnigen Bettler, der nicht einmal weiß, was du ihm opferst."

Elisabeth war bei den grausamen Worten zusammengezuckt, aber ihre Aufgabe wurde dadurch leichter. „Ich danke euch beiden für alle eure Güte — —"

„Danke mit der That," unterbrach er sie hart.

„Adieu, liebste Tante." Innig erwiderte sie die Küsse der Weinenden.

Dann streckte sie dem Onkel die Hand entgegen. Er nahm sie nicht, sondern ging zur Thür.

„Hast du nicht einmal mehr einen Händedruck für mich?" bat sie flehend.

Schnell drehte er sich um: „Sogar offene Arme, — wenn du kommst!"

Traurig wandte sie sich ab.

Sie hörte die Thür öffnen und schließen, ihre Verwandten gingen!

Das war vorbei, und nun zu Georg — daß er nicht noch einmal fänge!

Sie schauderte. „Betrübt bis in den Tod." Wie gern hätte sie gebetet, — konnte sie es? Wohl wandte sich ihr Herz in diesem tiefsten Jammer zu Gott, aber noch immer sah sie Georg ihren Verwandten gegenüberstehn, und darum hatte sie jetzt nur die sich immer wiederholende Klage: „Du wußtest, daß ich lieber gestorben wäre, als ihn so zu sehn — —"

Sie hatte eine Weile so gesessen, — da ging wieder die Thür, Dr. Werner Rothammer trat ins Zimmer, mit ihm der Arzt, der Georg schon als Knaben gekannt. Und mit beiden zusammen ging Elisabeth zu ihrem kranken Bräutigam.

---

12. Kapitel.

Nach Arbeit ich frug
Nun hab ich genug
Für die Hände! —
Fürs Herz — ? —

Dr. Werner Rothammer stand auf: „Nehmen Sie noch einmal meinen herzlichsten Dank für alle Ihre Bemühungen für mich, Herr Medizinalrat, ich bin überzeugt, daß ich hauptsächlich Ihnen die Erfüllung meiner Wünsche danke!"

Sein freundlicher Wirt erhob sich ebenfalls, während er sich vergnügt die Hände rieb: „Allein hätte ich es auch nicht erreicht, lieber Freund, Ihre Zeugnisse und Sie selbst haben das beste gethan; aber ich gratuliere Ihnen von Herzen; in einer Großstadt kommt es für einen Specialisten vor allen Dingen darauf an: erst festen Fuß zu fassen, und das haben Sie jetzt gethan. Wer weiß, in der Ferne winkt vielleicht schon die Professur."

Werner lachte. „So weit denke ich nicht, fürs erste bin ich mit dem Erreichten zufrieden."

„Und das können Sie auch," sagte der alte Medizinalrat, als er ihm die Hand zum Abschied reichte. —

So hatte Werner nun das vorläufige Ziel seiner Wünsche erreicht, eine feste, ehrenvolle Anstellung in seiner Vaterstadt, und als er aus dem Hause seines alten Professors und Freundes trat, kam es ihm vor, als habe er erst jetzt wieder volles Heimatsrecht in ihr. Er fühlte ein gewisses liebevolles Interesse an jedem, der ihm begegnete.

Am Schloßplatz traf er drei kleine Mädchen; das kleinste, mittelste weinte, betrübt auf ein zerbrochenes Schüsselchen schauend, das sie in der Hand hielt, während die linke größere zu der rechten ebenfalls größeren in teilnehmendem Tone sagte: „Ach, sie hat heite an ihrem Jeburtstag all so viel jewe—int!"

Wie tief mußte Werner im Lokalpatriotismus stecken, daß ihm das reine „Ostpreußisch," das die Kleine sprach, hübsch und rührend erschien! — Ja, er that noch mehr!

Eben standen die Kinder still, um ihren Kummer und ihre Teilnahme einige Minuten im Anblick eines Kuchenladens völlig zu vergessen; nach einer Weile wandten sie sich seufzend von der für sie unerreichbaren Herrlichkeit ab und wollten weiter gehen, aber da stand ein großer Mann vor ihnen. Sie hatten nun schon zwar manchmal einen großen Mann gesehen, aber noch nie eine so große Kuchendüte, wie er in der Hand hatte! Aber bald hatten sie das Wunderding in den Händen und hörten staunend die Ermahnung, sie sich redlich zu teilen!

Dann bekam die größte von ihnen noch ein Geldstück in die Hand mit dem Vertrauensamt, dafür ein neues unzerbrochnes Schüsselchen zu kaufen.

Sie sah es erst zweifelnd an, dann gab sie es ehrlich dem großen Unbekannten zurück: „Aber bestes Mannchen, es kostet blos zehn Pfennige!"

Und Werner widerstand mannhaft dem Wunsch, ihr das Uebrige für ihre Ehrlichkeit zu schenken und suchte und fand einen Nickel. Mit der Aufforderung an die Kleinste, deren Thränen plötzlich versiegt waren, den übrigen Teil ihres Geburtstages nun recht vergnügt zu sein, schied er von ihnen.

Offenen Mundes sahen ihm die Beschenkten nach. Es schien ihnen sehr wahrscheinlich, daß er ein Zauberer wäre — woher konnte er sonst ihren Geburtstag wissen? Außerdem war er so sonderbar braun im Gesicht! Aber der Groschen hatte kein Loch in ihre Hand gebrannt, und die große Düte hatte sich nicht in ein kleines welkes Blatt verwandelt, wie ihnen ihr Märchenbuch sonst von den Gaben böser Hexenmeister erzählte!

Jedenfalls war es also ein guter Zauberer, und die Unterpfänder ihres Glückes fester fassend, wandten sie sich mit erleichtertem Seufzer ab, um schnell nach Hause zu eilen, dort ihr unerhörtes Abenteuer zu erzählen! —

So ganz gut mochte der Zauberer aber doch nicht sein, denn als er sich von den Kindern getrennt, warf er einen etwas scheuen Blick um sich, ob auch kein Bekannter gesehen, daß Dr. Werner Rothammer, der prinzipiell dagegen war, daß große Leute Kuchen schenkten und kleine Leute Kuche aßen, als Volksverführer aufgetreten war.

Dann lächelte er über sich selbst.

Seine Besorgnis war unnötig; in den sechs Wochen seiner Anwesenheit in Königsberg hatte er weder Zeit noch Lust gehabt, viele neue Bekanntschaften zu machen. Ja, — sein Geburtstag war heute ebenfalls, aber was ging das die hundert Menschen an, die an ihm vorbeigingen? Ob er heute weinte, wie das kleine Mädchen, oder ob er heute glücklich war, — was galt es ihnen?

Der alte Medizinalrat hatte seinen Geburtstag aus seinen Papieren ersehen und ihn deshalb heute zu Mittag eingeladen, und Werner hatte sich wohl in seiner Familie gefühlt, denn — ein leises Lächeln zog über sein Gesicht — auch Frau Medizinalrat und Fräulein Töchter waren sehr freundlich und liebenswürdig gegen ihn gewesen, — aber schließlich waren sie doch fast Fremde für ihn, d. h. die weiblichen „Medizinalrats".

Schriftliche Glückwünsche hatte er heute auch schon empfangen, es waren recht herzliche aus Bologna darunter, — aber wohl ein einziger liebevoller?!

Digitized by Google

Ja, gab es denn überhaupt einen Menschen in der Welt, der ihn wirklich liebte? Er hätte etwas darum gegeben, wenn ihm einer eingefallen wäre, der sich über die Erfüllung seiner Wünsche heute wirklich mit ihm gefreut hätte!

Ja, wenn Ernst lebte!

Ihm schien die Luft plötzlich zu schwül zum Gehen, da hielt gerade vor ihm die Pferdebahn, und schnell stieg er ein. Nach seiner einsamen Wohnung mochte er noch nicht, da wars ihm gleich, wo es hin ging.

Zwei alte Frauen saßen ihm gegenüber in eifriger Unterhaltung.

„Ja, so is er noch heit'gen Tags," fuhr die eine eben fort, „er is nu au die sechzig, und kann sich Wurst und Schinken kaufen, aber wenn er nach Muttern kommt: ‚Mutter, schmier 'n Schmalzbrot' sagt er dann."

„Ja, ja, bei Muttern schmeckts immer am besten, ob so 'n Jung nu sechs oder sechzig ist," antwortete bedächtig ihre alte Freundin. —

Werners freudige Stimmung war fort, jeder schien einen zu haben, der teil an ihm nahm, nur er nicht. Das schwermütige Lied aus Undine fiel ihm ein. „Ja, wär' eines nur am Leben, das sollt' eine Freude geben." — Aber was half das Sehnen?

An der nächsten Haltestelle stieg er aus.

Wie schön war seine Vaterstadt!

Er sah den Pregel herunter; nicht umsonst macht Königsberg Danzig den Namen des nordischen Venedig streitig, aber —

So lange nicht Liebe uns bewillkommnet, ist die Heimat nicht Heimat! — —

Werner ging in so tiefen Gedanken, daß er an der nächsten Straßenecke fast mit einem Herrn zusammenprallte.

Aufschauend sah er zu seiner Freude den Assessor Gosling, — fühlt man sich gerade einsam, so begrüßt man auch oberflächliche Bekannte mit mehr Wärme, als man sonst für sie hat.

„Pardon," entschuldigte er sich, halb lachend auf das Bündel zeigend, das Gosling unter dem Arm hatte, „ich glaube, ich habe Ihren Akten einen tüchtigen Kniff beigebracht."

„Besser den Akten, als mir, ohne die wäre ich jetzt ein toter Mann," antwortete der Assessor, ihm kräftig die Hand schüttelnd. „Aber sagen Sie, präparierten Sie gerade eine Dankesrede an den Magistrat, daß Sie derartig gedankenverloren daher kamen? Dann will ich nicht stören! Sonst könnten wir beide noch zusammen etwas zu Biere gehen, Sie haben sich ja die letzten acht Tage garnicht bei unserer Tafelrunde blicken lassen! Also, wenn Sie nichts besseres vorhaben —"

„Gewiß, ich kehre mit Ihnen um," meinte Werner bereitwillig.

„Nehmen Sie nun aber vor allen Dingen meinen schönsten Glückwunsch," sagte der Assessor, während beide weitergingen.

Woher weiß der meinen Geburtstag? dachte Werner angenehm überrascht, aber schon fuhr Gosling fort: „Ich hörte eben, daß Sie die Stelle am Krankenhaus bekommen, das ist ein großes Glück für Sie, nicht wahr?"

„Gewiß! Ich freue mich auch sehr darüber," erwiderte Werner ruhig.

„Das ist mir neu, daß sich große Freude so äußert," meinte der Assessor kopfschüttelnd, „machte ich als ein von seinen Diäten lebender Regierungsassessor plötzlich den Sprung zum Landrat, so würde ich mich entschieden mit mehr Temperament freuen!"

„Weil Sies um Ihrer Familie willen thäten, und die Ihrigen sich jedenfalls mit Ihnen freuten, — mit mir freut sich kein Mensch! Und Sie wissen ja, ‚was ist ein Glück, das niemand mit uns teilt, — ein einsam Glück ist eine schwere Last!'"

Der Assessor zuckte die Schultern: „Das sehe ich nicht so ganz ein; ich schwärme nicht übermäßig für dividierte Genüsse, aber im übrigen hindert Sie ja gar nichts daran, bald mit irgend einer schönen Evastochter alles zu teilen, was Sie haben! — Ich werde das Teilen wohl mal mehr auf das Gebiet meiner Zukünftigen verlegen müssen, — Sie sind ja in einer glücklicheren Lage!"

Digitized by Google

Werner lachte. „Ich glaube, was die betreffende Evastochter anbelangt, — in dem Punkte werde ich etwas schwierig sein; im Auslande kommt man viel mit klugen Deutschen zusammen, und die verderben einem, selbst wenn man sie lieber nicht heiraten mag, doch etwas den Geschmack an landläufigen Gänseblümchen, mit denen man sich lieber nicht unterhalten mag. Aber, — da wären wir ja schon beim Blutgericht."

Beide traten in die trotz ihres unheimlichen Namens sehr behagliche und besuchte Weinstube, in der Werner vor einigen Wochen den Assessor kennen gelernt hatte.

„A propos, wonach ich Sie fragen wollte," sagte Gosling, als sie sichs gemütlich gemacht hatten, „kommen Sie viel mit Dalbergs zusammen?"

„Nein," antwortete Werner, „seit der arme Röder im Krankenhause ist, bin ich gar nicht da gewesen."

Der Assessor sah in sein Glas. „Warum eigentlich nicht? Dort wären Sie doch sicher schon um Ihres Bruders willen stets willkommen."

„Sagen Sie das nicht; ich hatte, trotzdem ich in den drei Wochen, wo ich täglich dort war, wohl kaum zehn Worte mit Fräulein von Dalberg gesprochen, doch stets das Gefühl, daß sie froh war, wenn ich ging; ich kann das dem armen Mädchen ja nicht im geringsten übel nehmen, ich mag sie in manchem an meinen Bruder erinnern —"

Der Assessor sah schnell auf: „Ach, Sie meinen, Sie haben Aehnlichkeit mit Fräulein von Dalbergs verstorbenem Bräutigam?"

„Bedeutende keinenfalls, aber immerhin doch etwas Familienähnlichkeit," sagte Werner ruhig, „ich fände es nur natürlich, wenn sie bei meinen Besuchen eine gewisse Bitterkeit kaum unterdrücken könnte. Ich muß sagen, hauptsächlich um ihretwillen bin ich, seit ich ihren armen Vetter zum Krankenhause transportieren half, nicht wieder dagewesen."

„So!" sagte der Assessor nachdenklich, dann fragte er teilnehmend nach Georg. „Der arme Kerl! Haben Sie noch immer nicht Hoffnung, daß bald Besserung eintritt?"

„Leider nein, ich glaube kaum, daß die Geschichte mit einigen Wochen abgemacht ist. Man muß eben abwarten!" —

Einige andere Herren traten an ihren Tisch, und das Gespräch wandte sich auf andere Gegenstände.

Nach einer halben Stunde verabschiedete sich Werner trotz des Protestes der Tafelrunde. Ihm waren die städtischen Verhältnisse schließlich noch zu fremd, als daß er an dem Austausch von Neuigkeiten, dem sich das „Blutgericht" unter Umständen mit großem Eifer hingiebt, viel Gefallen gefunden hätte. Dazu bewegten ihn heute besonders ernste Gedanken.

Das Vaterland hatte seinem Streben den ersten gewünschten Erfolg beschert, Werner sah mit Mannesmut der Arbeit und mit Hoffnung dem Glück, das die Zukunft ihm bringen würde, entgegen, — aber! —

Es ist ein eigentümliches Gefühl, wenn ein Mensch zum erstenmal mit voller Gewißheit sich sagt: was das Leben an reichen Gaben mir auch noch bieten mag — alle Wünsche mir zu erfüllen ist diese Erde zu klein, da muß ich weiter sehen! In allen Zukunftsplänen, die Werner in den letzten zehn Jahren gemacht, hatte sein junger Bruder einen festen Platz eingenommen, — und nun mußte er seine Gedanken höher richten, wenn sie ihn treffen wollten! Seit seines Bruders Tode fühlte er etwas von der Realität der oberen Welt, um die er sich sonst nicht viel gekümmert hatte, und sein Geist, der sich, wenn auch zuerst mit Schmerz, Mühe und Not zu jenen Höhen wagte, erhielt von da das rechte Licht für die untere Welt.

Er war ohne Ziel gegangen, jetzt stand er wieder ziemlich unschlüssig still. Hätte er doch einen Menschen gehabt, mit dem er in gemütlichem, vertraulichem Meinungsaustausch einige Stunden zubringen könnte! Ach lebte Ernst doch! In solcher Stimmung sind Jahre des Nichtsehens schnell überbrückt, — wo würde er wohl mit seinem Bruder heute zusammen sein?

Ein plötzlicher Gedanke schien ihm zu kommen, und entschlossenen Schrittes ging er


Digitized by Google

den Schloßplatz herunter, durch die nächsten Straßen, dann an der Börse vorbei und stand nicht eher still, bis er die schöne, breite Straße, die den trügerischen Namen „Vordere Vorstadt" führt, erreicht hatte.

Es war eigentlich hohe Zeit, daß er sich einmal erkundigte, wie es Dalbergs ging, sagte er sich, als er die Klingel zog.

Ein Dienstmädchen öffnete.

„Ist Frau von Dalberg zu Hause?"

„Nein, aber Fräulein Klara; bitte, gehen Sie herein."

Und sie öffnete ihm eine Thür, dieselbe gleich wieder hinter ihm schließend.

Als Werner in das Zimmer trat, glaubte er, es sei niemand darin; durch die heruntergelassenen Vorhänge drang nur gedämpftes Licht. Da bemerkte er Klara, die auf dem Sofa gelegen und sich nun, als sie ihn sah, hastig erheben wollte: „Verzeihen Sie, Herr Doktor, ich glaubte, es sei Axel, ich hatte etwas Kopfschmerzen —"

Werner trat schnell an das Sofa: „Bitte, gnädiges Fräulein, bleiben Sie mit Ihren Kopfschmerzen ruhig liegen, ich müßte ja augenblicklich gehen, wenn ich Sie störte."

„Das kann ich doch wohl nicht," sagte Klara leise, indem sie sich völlig erhob.

Werner ergriff ruhig seinen Hut: „Ja, dann darf ich wohl bitten, daß Sie mich Ihrer Frau Mutter empfehlen —"

„Aber Herr Doktor —"

„Ja, gnädiges Fräulein, entweder — oder —"

„Ich lege mich ja schon wieder hin," sagte Klara mit derselben leisen, unterdrückten Stimme, die Werner entschieden etwas nach Thränen klang.

„Dann lege ich meinen Hut auch wieder hin und werde auf Ihre Frau Mutter warten," erwiderte er freundlich, sich ihr gegenüber an den Tisch setzend.

Klara hatte den Kopf etwas zur Seite gewandt, und Werner bemerkte, weshalb. Seine Augen, die sich inzwischen an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, sahen Thränenspuren auf ihrem Gesicht; vor ihr lag eine umgekehrte Photographie, einem schnellen Impulse folgend, beugte sich Werner vor, — richtig da stand „Berlin, Lawitzky" — er wußte, Ernsts letzte Photographie war dort gemacht.

Das arme Mädchen! Zu tiefem Kummer noch heftige Kopfschmerzen, und der Kelch des Elends scheint keinen Tropfen mehr fassen zu können! Könnte ich ihr doch mit irgend etwas wohlthun! dachte Werner.

Nach einer Weile drehte sich Klara halb um. „Wie ists Ihnen gegangen, Herr Doktor? Wir wunderten uns schon, warum Sie sich gar nicht bei uns sehen ließen. Ich denke, Mama kommt gleich wieder, sie wollte nur Elisabeth besuchen."

„Fräulein Hartwig ist nicht mehr bei Ihnen?" fragte Werner überrascht.

„Nein, leider nicht! Aber wir sehen sie täglich."

Werner wollte eben nach ihrem neuen Aufenthaltsort fragen, als eine Stimme von nebenan rief: „Klara, komm mal her!"

Klara stand auf, Werner erhob sich ebenfalls, so standen sich beide dicht gegenüber. Er sah sie aufmerksam an, dann meinte er lächelnd: „Ich werde Ihrem Bruder sagen, er möchte sich lieber hierher bemühen, ich vermute, die beiden Herren Gymnasiasten haben wieder für eine etwas durchräucherte Atmosphäre gesorgt, und das möchte Ihren Kopfschmerzen doch nicht gut sein, meinen Sie nicht auch?"

Klara begegnete seinem Lächeln — Werner hatte ein so angenehmes, ermunterndes Lächeln — und ein schwacher Abglanz davon erschien jetzt auf ihrem Gesicht.

Nun, die Augenblicke, wo der Regenbogen erscheint, sind nicht nur in der Natur schön und bedeutungsvoll; — ganz überrascht sah Werner in Klaras Gesicht, das er bis jetzt nur mit dem Ausdruck sich abschließenden stillen Kummers gesehen, ja wie kam es nur — —. Ein aufsteigendes Erröten Klaras schien dem blassen, schön geschnittenen Gesicht noch mehr Reiz zu verleihen, aber zugleich weckte es Werner aus dem sekundenlangen Versunkensein in den ihn frappierenden Anblick.

Digitized by Google

„Ich glaube, ich versuche es doch, in den Rauch zu dringen," sagte Klara mit einer ihr sonst fremden Befangenheit, „ich sollte Karls etwas mangelhafter Präparation nachhelfen, —"

Da erschien auch schon der Sekundaner, den Manuel unter dem Arm, in der Thür: „Klara, wo bleibst du eigentlich? Ach, Herr Doktor, ich wußte nicht, daß Sie hier sind, dann kann ich nachher wiederkommen."

Aber da Werner die Studien nicht aufhalten wollte, legte er das aufgeschlagene Buch vor seine Schwester: „Sieh nur, zwei von diesen riesigen Seiten, und ich kann trotz meiner fünfzig Vokabeln keinen Sinn hineinbringen! Nun quäl du dich damit," setzte er mit brüderlichem Egoismus hinzu, „aber erst werde ich die Vorhänge aufziehen, man verdirbt sich ja total die Augen bei diesem Halbdunkel!"

Werner hörte den leisen Seufzer, mit dem sich Klara vor die ihr zuerteilte Lektion setzte, er sah auch die schnelle, unverkennbar durch heftigen Schmerz hervorgerufene Bewegung, mit der sie die Hand an die Schläfe preßte, und trat zu ihrem Bruder: „Versuchen Sie es mal mit mir, Karl, ich war ein halbes Jahr in Frankreich, vielleicht langt es noch! In Sekunda pflegen die französischen Ansprüche nicht gerade übertrieben zu sein! Ihre Schwester legt sich dafür wieder hin. Nicht wahr, Sie thun es mir zu Gefallen?"

Werner machte seinen freundlichen Vorschlag in so bestimmter Weise, daß Klara keinen Einspruch erhob, sondern sich wirklich hinlegte, welche ungewöhnliche Fügsamkeit ihren Bruder ebenfalls ansteckte.

Nach zehn Minuten, als Werner noch immer nicht aus ihres Bruders Stube wiederkam, stand Klara doch auf. Ach, da lag Ernsts Bild noch, sie wollte es fortlegen, ehe Werner wieder ins Zimmer kam, vorher sah sie das geliebte, vertraute Gesicht noch einmal an. Sie fühlte einen körperlichen Schmerz am Herzen dabei, aber ihre Augen blieben trocken; — sie hatte heute schon so viel geweint!

Sie wollte nun doch die Vorhänge zurückziehen.

Aber gewiß sehe ich verweint aus, dachte sie und blickte in den Spiegel. Der warf ihr Bild zurück: verweint, blaß und das Haar unordentlich vom Liegen! Halb erschreckt strich sie es glatt und zog nun lieber doch nur einen Vorhang auf, so blieb ihr Sofaplatz noch etwas im Schatten.

Gleich darauf überflog eine tiefe Röte ihr Gesicht, — war es nicht völlig gleichgültig, wie sie aussah, wie Ernsts Bruder sie aussehend fand?!

Und schnell trat sie ans andere Fenster, auch dessen Vorhänge auseinanderziehend, so daß ungehinderter Abendsonnenschein ins Zimmer flutete.

Dann setzte sie sich wieder hin, ach, sie fühlte es in ihren Schläfen noch immer stechen und pochen, und ihr Hinterkopf erschien ihr wie mit Blei ausgegossen!

Ueberrascht blieb Werner einen Moment stehen, als er nach Beendigung seiner französischen Nachhülfestunde statt der Dämmerung volles Licht im Zimmer und Klaras gebeugten Kopf wie gebadet in der rötlichen Glorie sah.

Dann setzte er sich neben sie.

„Warum blieben Sie nicht liegen?" fragte er freundlich.

Sie sah ihn dankbar an, hatte sie sich doch, als sie vor einer halben Stunde mit Schmerzen hier lag, zu einsam und unglücklich gefühlt, als daß seine Fürsorge ihr nicht hätte wohlthun müssen.

„Nun, warum?" wiederholte er seine Frage mit gutem Lächeln, „wissen Sie nicht, daß Ihr alter Sanitätsrat schon seit acht Tagen krank ist, und daß ich ihn vertrete? Ich muß also schon deshalb für Ihre Gesundheit sorgen!"

Dann haben Sie gewiß tüchtig zu thun?" fragte Klara, mehr auf den ersten Teil seines Satzes eingehend.

„Nein, das kann ich nicht sagen, ich habe heute fünf Besuche für ihn gemacht; seit Mittag gebe ich mich in eigenen Angelegenheiten einem dolce far niente hin, Feiertage muß man ausnutzen!"



„Feiertage?“ sagte Klara fragend, „heute?“ Dann reichte sie ihm mit schnellem Verstehen die Hand. „Ach, heute ist Ihr Geburtstag, und ich habe Ihnen noch nicht gratuliert!“

Werner hielt ihre Hand einen Augenblick freudig bewegt fest: „Woher wissen Sie den Tag?“

Er sah, wie ihre Lippen zuckten, dann wandte sie sich ab und zog ihre Hand aus der seinen. „Ich habe Ihnen ja auch vor einem Jahre Glück gewünscht, wissen Sie nicht mehr? Ich schrieb noch einige Worte unter Ernsts Brief!“

Richtig! Das hatte er vergessen!

Sie wandte sich wieder zu ihm: „Gott gebe Ihnen ein froheres Jahr, als das letzte war,“ sagte sie mit halb erstickter Stimme.

Er ergriff ihre Hand und küßte sie; auch seine Augen wurden feucht.

Dann verabschiedete er sich, und Klara versuchte nicht, ihn zurückzuhalten.

Wieder stand Werner in dem bunten, geschäftigen Treiben der Straße, aber er fühlte sich nicht mehr so einsam; er hatte seinen Glückwunsch, nach dem er sich gesehnt, bekommen.

Gedankenvoll ging er weiter.

Er hatte sich bis jetzt von Klaras verschlossenem Wesen nicht angezogen gefühlt, dazu hatte er noch immer den leisen Neid nicht überwunden, daß in seines Bruders Sterbestunde ein fremdes Mädchen ihm mehr gewesen, als er, — —

Aber kann man auf jemand, der traurig, bedrückt und hülfsbedürftig ist, neidisch sein?

Und er hatte gesehen, daß sie trotz ihrer anscheinend stolzen Zurückhaltung für freundliche Teilnahme empfänglich und dankbar war!

Dann fiel ihm plötzlich ein, daß er nicht einmal erzählt, wie gut sein neues Lebensjahr für ihn begonnen, und er nahm sich vor, seine Versäumnis in den nächsten Tagen gut zu machen.

Auch nach Elisabeth hatte er noch fragen wollen, wo war sie?“ —

---

13. Kapitel.

Dennoch, ob ihr Herz auch schrie,
Blieb sie tapfer, blieb ergeben! —
Dieses auch ist Poesie,
Denn es ist das Menschenleben!

Eben ging Werner, der im Krankenhause noch einen Kollegen aufsuchen wollte, an einem kleinen Hause vorbei, als er unwillkürlich still stand und aufhorchte, denn er glaubte deutlich Elisabeths Stimme gehört zu haben. Sein Blick folgte dem Ton, und richtig! Durch ein halboffenes Fenster sah er sie in der Mitte der niedrigen Stube stehen, neben einer einfachen Frau. An der Hausthür war ein einfaches Schild: Frau Schmidt, Wäscherin, angebracht; wahrscheinlich gab Elisabeth der Frau einen Auftrag und kam bald wieder heraus.

Er beschloß, sie hier zu erwarten.

Langsam ging er die Straße etwas weiter hinauf und wollte eben wieder umkehren, als aus dem nur etwa hundert Schritt entfernten Krankenhaus der Bekannte trat, zu dem er wollte. Sie sprachen einige Worte und gingen dann zusammen wieder in die Stadt hinein, an dem kleinen Häuschen vorbei. Aber das Fenster war jetzt geschlossen, und die grünen Fensterschützer davor gestatteten keinen Blick ins Zimmer.

Sicher hatte Elisabeth das Haus gerade verlassen, als er mit seinem Bekannten sprach, dachte Werner; es that ihm leid, er hätte sie gern gesprochen und gehört, wo sie wäre. Aber das half nun nichts, und so ging er weiter.

Das Warten hätte ihm allerdings nichts geholfen, denn Elisabeth kam heute nicht mehr aus dem Hause.

Digitized by Google

„Die gnädige Frau kam gleich, als das Fräulein fort war, und hat hier wohl eine halbe Stunde gewartet, und sie ließ auch so sehr vielmals grüßen, und morgen würde das gnädige Fräulein herankommen." Das hatte die einfache Frau, die Werner gesehen, zu Elisabeth gesagt, als sie in der Mitte des Zimmers bei ihr stand.

Und Elisabeth hatte geantwortet: „Danke, Frau Schmidt," und ihr liebliches und doch so trauriges Lächeln dabei schnitt ihrer guten Wirtin ins Herz, mehr als es die bittersten Klagen hätten thun können, — aber die hörte sie von ihrem Fräulein nicht!

Als sie aus dem Zimmer ging, drehte sich Frau Schmidt an der Thür noch einmal um: „In einer halben Stunde bringe ich das Abendbrot," — sie wollte ihrem Fräulein so gern eine etwas erfreuliche Aussicht eröffnen.

„Danke, Frau Schmidt!"

Und nun schloß sich die Thür wirklich!

Kein schwerer Seufzer entrang sich Elisabeth, als sie allein war, sie sah sich auch nicht mit bitterem Lächeln in der niedrigen, dürftigen Stube um, sie that nichts von dem, womit wohl hundert ihrer Schwestern ihren wenn auch wortlosen Protest gegen eine ihren Neigungen und Gewohnheiten so völlig widersprechende Umgebung bekundet hätten.

Sah sie den Widerspruch nicht?

O doch! Aber sie hatte ihn mit vollem Bewußtsein auf sich genommen, und so verwahrte sie jetzt ruhig ihren Hut und ergriff das Packet, mit dem sie vorhin ins Haus getreten war. Dann schloß sie das Fenster, setzte sich, und hinter den sie vor den Blicken der Vorübergehenden schützenden Scheiben zog sie vorsichtig und mühsam die Seide auseinander und stickte auf dem weißen Atlas farbige Blumen.

Und wieder, wie an jedem Abend, wenn sie hier saß, spann sich ihr Sinnen um das ihr noch immer unfaßlich scheinende Rätsel von Georgs Krankheit. Wie hatte sie in Gedanken die drei Wochen, die er nach der Berliner Reise im Hause seiner Tante gewesen, wieder und wieder durchlebt!

Seine ersten schrecklichen Tage, wo sein fortwährendes Sprechen und Phantasieren ihr auch in den kurzen Stunden, in denen sie sein Krankenzimmer einmal verließ, in den Ohren klang! Und immer wieder war sein Geist zu dem Totenbett seines Vaters gewandert, sie sah noch seine starren Augen und hörte die leise und doch so furchtbare Stimme: „Muß es sein, dann gieb, gieb! Nicht du, Papa, dann muß ich trinken!"

Endlich nach zwei Tagen und Nächten, in denen er kaum fünf Minuten geschwiegen, hatten die Schlafmittel gewirkt, und sie alle, ach, auch die Aerzte hatten gedacht, nun würde es gut werden! O, die atemlose Erwartung der Stunden! Wie waren sie langsam vergangen, wie hatte Elisabeth gezittert, wenn irgend ein Geräusch in sein stilles Schlafzimmer gedrungen war! Und er hatte geschlafen, so tief und fest geschlafen, und als er aufgewacht, mit klopfendem Herzen hatte sie sein erstes Wort erwartet — —

Ach, nur wie ein Bad, das die letzten Zeiten aus seinem Gedächtnis gespült, hatte der Schlaf gewirkt; die Phantasien, aus denen seine Seelenqual gesprochen, waren verschwunden, und harmlose Kindheitserinnerungen nahmen ihre Stelle ein. Dann waren die Tage gekommen, in denen er still und apathisch gelegen, Speise und Trank verweigert hatte, und nur einmal in dieser Zeit, ja einmal schien sein Geist sich klären zu wollen und wieder beim Gedenken jener Stunde stand ihr Herz still wie damals, als Georg nach kurzem Schlaf aufwachend sie mit klaren Augen angesehen und mit seiner alten lieben Stimme gesagt: „Elisabeth, Liebste, ich war krank?" Und auch sie, trotzdem sie die wilden Schläge ihres Herzens im Halse zu fühlen glaubte, hatte mit ruhiger Stimme geantwortet: „Ja, Georg, aber nun bist du wieder gesund, nicht wahr?"

Damals hatte er mit einer langsamen, eindringlichen Geberde die Hände ineinander gelegt: „Dann wollen wir beten." Und sie hatte einige Worte gesprochen, Worte des Dankes — weil er nun wieder gesund sei! — —

Wie sanft hatte er mit seiner Hand über die ihre gestrichen und sie fühlte sich


Digitized by Google

wie in einem seligen Traum, aus dem sie erst die flüsternde Stimme des erstaunten Krankenwärters weckte: „Bringen Sie mir jetzt kaltes, recht kaltes Wasser zum Waschen!"

Mit zitternden Knieen war sie selbst zur Wasserleitung gegangen — dort mußte es doch am kältesten sein, — aber als sie nach einigen Minuten zurückkehrte, war das Licht wieder erloschen. Sie hatte gewartet von Tag zu Tag, einmal mußte der arme Geist doch wieder zur Ruhe kommen, — aber die Apathie war immer völliger geworden, er hatte sie nicht mehr erkannt, und der furchtbare Tag war gekommen, wo sie sich von ihm getrennt hatte! —

Es ist nicht anders möglich, es muß vorübergehend sein, hatte sie immer wieder gesagt, und so war er auf ihr inständiges Bitten nicht in eine Irrenanstalt, sondern in das städtische Krankenhaus gebracht, das durch seine vorzüglichen Resultate gerade auch nach der Richtung hin einen Ruf weit über die Grenzen seiner Heimatprovinz hat.

Noch ein Bitteres kam für Elisabeth.

Georg war ganz mittellos, Frau von Dalberg, die außer ihrer Hauptmannspension nur ein kleines Vermögen hatte, gab den Pensionspreis für ihn. Elisabeth hatte nun den glühenden Wunsch, auch etwas beisteuern zu können, und die Königsberger lasen mehrere Tage nacheinander in ihren Lokalblättern, daß „eine Dame Klavier- und Gesangstunden zu geben wünsche." Aber ach, nicht nur in einer Millionenstadt kann der Einzelne versinken, — es waren so viele, die sich sogar anboten „zu sehr billigem Preise" Stunden zu geben; — niemand kam!

Wieder sann Elisabeth, was sie thun könnte, und diesmal hatte sie Erfolg. Wie oft hatte Georg darüber gescherzt, welche Meisterschaft sie im Sticken erlangt; — sie suchte und fand ein Geschäft, das ihr feste Arbeit geben wollte. Ob ihre Einnahme in richtigem Verhältnis zu Fleiß, Mühe und Sehkraft, die sie verbrauchte, stand, — das bezweifelte Frau von Dalberg, aber sie gab Elisabeths dringenden Bitten nach und ließ sie gewähren.

Wöchentlich zweimal durfte sich Elisabeth bei dem Direktor des Krankenhauses oder bei der Oberwärterin nach Georg erkundigen, — ihn selbst durfte sie nicht sehen. Es wird manchmal ganz plötzlich gut mit den Kranken, hatten sie ihr gesagt, und nun erwartete sie von Tag zu Tag den Boten, der sie zu ihm rief. Wie oft hatte sie sich das Wiedersehen ausgemalt, — aber ein störender Gedanke war ihr gekommen.

Wie, wenn nun plötzlich Georg zur Klarheit käme und verlangte nach ihr, der Bote mußte dann erst den weiten Weg zur vorderen Vorstadt gehen, — könnte das lange Warten nicht verhängnisvolle Folgen für Georg haben?! Sie wußte ja, wie schnell ein Lichtstrahl kam und ging! — Sie wurde den Gedanken nicht wieder los, und eines Tages, als sie von ihrem Erkundigungsgange zurückkehrte, sah sie an einem dicht bei dem Krankenhause gelegenen Häuschen die Ankündigung, daß hier ein einzelnes Zimmer zu vermieten sei.

Einen Moment zögerte sie; — den größten Teil ihres Verdienstes würde sie dann für sich selbst brauchen — aber es stand zu viel auf dem Spiele! Sie trat ein, — und nach einer Stunde teilte sie Frau von Dalberg mit, daß sie von morgen ab bei Frau Wäscherin Schmidt in Kost und Logis sei, wie der terminus technicus lautet.

Betrübt, ja halb erzürnt war Klaras Mutter gewesen; sie suchte Elisabeth zu bestimmen, das Arrangement wieder rückgängig zu machen, aber vergeblich! Schließlich war es Elisabeths sanften Vorstellungen gelungen, Frau von Dalberg mit dem fait accompli auszusöhnen; — war es doch nur ein Uebergang — bis Georg gesund sei! Und so wollte Elisabeth nun hier bleiben während der Wartezeit. Wie lange würde das dauern?

Das wußte nur Gott! — —

Tiefer und tiefer hatte sich Elisabeth über ihre Stickerei gebeugt, aber jetzt reichte das schwindende Tageslicht auch so nicht mehr dazu aus, — sie legte die Arbeit zusammen und öffnete das Fenster.

Digitized by Google

Dort lag das graue langgestreckte Gebäude, um das sich ihr Denken und Grübeln und Träumen drehte, und in einem Hinterhause war das Zimmer ihres Kranken, ihres noch vor wenigen Wochen von Glück, Gesundheit und Leben strahlenden Geliebten!

Wie mochte er jetzt aussehen?

Einen Augenblick sank ihr Herz, aber nur einen Augenblick, dann sah sie auf in das Stückchen rosigen Abendhimmels, das sie durch eine Lücke in der Reihe der gegenüberliegenden Häuser erblicken konnte; — sie wollte nicht schwach werden, nicht den Mut verlieren, — nein, sie wollte es nicht!

Ach, hätte die Kraft ihres Verlobten noch wenige Tage ausgehalten, wie anders sähe heute für sie beide die Welt aus!

Als er zwei Tage krank gewesen, war ein Brief an ihn angekommen, sie trug ihn bei sich wie eine stete Ermahnung zum Ausharren und -- um ihn Georg zu zeigen, wenn sie zu dem plötzlich Genesenen gerufen würde! Sie zog ihn hervor, er zeigte dieselbe Handschrift wie der damalige verhängnisvolle Brief, und war auch aus Crantz datiert. Trotzdem sie ihn schon auswendig wußte, überflogen ihn ihre Augen doch wieder.

Sehr geehrter Herr!

Soeben hatte ich das Glück, mit zwei Herren zusammen zu sein, die Ihnen seit Jahren befreundet sind, dem Justizrat Mittelhausen und dem ersten Buchhalter Ihres Herrn Vaters.

Mein Wunsch, Sie für unser Haus zu gewinnen, ist so lebhaft, daß ich Sie bitten möchte, die Karte, die Sie mir vor einigen Tagen sandten, als nicht geschrieben zu betrachten. Die Buchhalterstelle, über die wir korrespondierten, steht noch heute zu Ihrer Verfügung. Ich glaube sicher, sie würde Ihren Ansprüchen genügen und hoffe, daß Sie mir bald die Freude einer zusagenden Antwort machen. Den Zeitpunkt, wann Sie die Stelle anzutreten wünschen, überlasse ich völlig Ihrem Ermessen.

Mit herzlichem Gruß und vorzüglichster Hochachtung

Ihr ergebenster

Brown.

Elisabeth atmete tief auf beim Lesen des ihr so vertrauten Schreibens. „Erwarte nur die Zeit," rief es ihr jedesmal zu! —

Wie mußten die beiden alten Herren über ihren Georg gesprochen haben, um diesen Brief zu veranlassen!

— — Frau Schmidt brachte Elisabeths einfaches Abendbrot, sie benutzte dann in der Regel gleich die Gelegenheit, um nach dem fleißig vollbrachten Tagewerk sich hier ein halbes Stündchen Ruhe zu gönnen, während sie dabei versuchte, ihr Fräulein etwas „aufzumuntern", wie sie sagte.

14. Kapitel.

Geduld ist die Kunst zu hoffen.
Schleiermacher.

Und die Zeit ging vorwärts. Aus dem Juli wurde der August und aus dem August der September. Gleichförmig verliefen die Wochen für Elisabeth. So lange das Tageslicht es erlaubte, stickte sie ihre Blumen, des Abends brachte sie sie zum Geschäft, für das sie arbeitete; oder ihre gute Frau Schmidt begleitete sie zu Dalbergs, wo sie einige Stunden blieb, bis sie dann von Karl oder Axel sicher eskortiert wieder ihr stilles Häuschen erreichte.

Fast jeden Nachmittag kam Klara mit ihrer Mutter oder eine von beiden, um ein Stündchen nach ihr zu sehen. Sonst waren die Erkundigungen im Krankenhause die einzige Unterbrechung dieser einfachen Tagesordnung. Wöchentlich zweimal saß sie in dem kleinen friedlichen Zimmer der Oberwärterin; manchmal mußte sie einige Minuten auf die freundliche Dame, die all der Jammer, den sie tagaus, tagein sah, nicht abgestumpft

hatte, warten. Wie viele, die zum gleichen Zweck wie Elisabeth in dies Zimmer kamen, werden es noch in der Erinnerung haben, — die hellblau gestrichenen Wände, die weißen Gardinen, den kleinen Kanarienvogel, der mit leisem Zwitschern in seinem Käfig auf und ab flog, die blühenden Blumen am Fenster! Welchen stillen, weltfernen Eindruck machte alles; es mußte sich hier gut leben lassen, dachte Elisabeth einen Augenblick, wenn sie hier, wie im Traum, wartend saß; — doch dann plötzlich drang wohl ein Ton an ihr Ohr, ein Schrei, und doch kein gewöhnlicher Schrei, und ihr Herz zitterte! Sie kannte jetzt diese Töne! O ja, wohl mochte es sich hier gut leben lassen, aber nicht, wenn man den Jammer der Geliebtesten in der Nähe sehen oder hören mußte! —

Ab und zu traf sie hier eine junge Frau, die mit ihrem Töchterchen kam, um sich nach ihrem Manne zu erkundigen. „Es geht ihm besser, viel besser; vor vier Wochen sah ich ihn, aber er wurde so aufgeregt, so soll ich fürs erste nur hier fragen, aber in acht Tagen darf ich wieder einen Versuch machen," — so erzählte sie Elisabeth voll Hoffnung, während beide warteten.

Auch Georg sollte es besser gehen, wenigstens sähe er schon viel wohler aus, aber sprechen wollte er nicht, und manchmal auch nicht essen, das hatte ihr die Oberwärterin gesagt. Ach, könnte ich ihn doch einmal wiedersehen, dachte Elisabeth, aber nein, vielleicht hält das seine Heilung zurück — und komme ich und meine Sehnsucht da in Betracht?! —

Manchmal traf sie auch Werner im Krankenhause, seine Freundlichkeit that ihr jedesmal so wohl, wenn sie auch seinen Ratschlägen, mehr auszugehen und sich weniger anzustrengen, nur mit einem leisen Kopfschütteln begegnete.

Eines Tages, als sie das Krankenhaus verließ, trat er gerade aus dem Sprechzimmer des Direktors und kam ihr nach. Sein Weg führte an ihrem Hause vorbei, so gingen sie bis dahin zusammen. Mit fast brüderlicher Sorgfalt prüfte er ihr blasses Aussehen: „Sie sehen wirklich so angegriffen aus, daß ich Frau von Dalberg nur zustimmen kann, wenn sie es für unbedingt nötig hält, daß Sie Ihr einsames Wohnen aufgeben; — Sie würden sich bald wohler fühlen!"

„Das würde ich nicht, glauben Sie es mir doch!" antwortete sie mit sanfter Festigkeit.

Er sah sie an. „Wenn ich doch etwas für Sie thun könnte," sagte er dann herzlich.

„Es giebt etwas, das Sie vielleicht für mich thun könnten, aber ich weiß nicht, ob Sie es auch wollen!" Sie hatte zögernd, langsam gesprochen; jetzt begegnete sie seinem erwartungsvollen Blick, und die ganze, so oft und so lange zurückgedrängte Sehnsucht ihres geduldigen Herzens lag in ihren Augen, als sie sagte: „Könnte ich Georg nicht einmal wiedersehen?!"

Werner zögerte mit der Antwort, — würde ihr mit der Erfüllung ihrer Bitte nicht ein neuer Schmerz bereitet werden?

Sie verstand sein Zögern falsch, und fuhr schneller fort: „Ich will ihm ja nicht schaden, aber ich dachte, — es ließe sich vielleicht machen, ohne, — ohne, daß er mich sähe! Ich würde Ihnen so sehr dankbar sein, — —"

Noch immer schwieg er, mit sich kämpfend, da sagte sie leise und gefaßt: „Wenn es nicht geht, dann verzeihen Sie meine Bitte, ich kann dann auch noch länger warten."

Sie hatte so tapfer gesprochen, ihre Stimme zitterte nicht, aber ihr liebliches Gesicht war noch eine Spur blasser geworden. Jetzt waren sie an ihrer Wohnung angelangt, sie gab ihm die Hand: „Ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme!"

Er hielt sie einen Moment fest; war es nicht grausamer, sie Monat für Monat hinzuhalten mit einer — ach wie leicht! — trügerischen Hoffnung, die ihre Lebensfackel tropfenweise verzehrte, als ihr mit einemmale die Augen zu öffnen, — eine schmerzhafte, aber schnelle Kur?

Und als könnte ihn sein Entschluß wieder gereuen, sagte er schnell: „Ich will heute noch mit dem Direktor reden, vielleicht geht er morgen nach seiner Sprechstunde selbst mit Ihnen zu —" dem Kranken, wollte er sagen, -

„Zu meinem Verlobten," beendete Elisabeth ruhig, während ein tiefes Rot über ihr Gesicht flog, den zögernd unterbrochenen Satz.

Werner fuhr weiter fort: „Die Sprechstunde ist nachmittags von fünf bis sechs Uhr, gehen Sie also zum Schluß derselben hin; eben wollte ich zu Dalbergs gehen, ich werde dann gleich Fräulein Klara sagen, daß sie morgen um halb sechs bei Ihnen ist; es ist besser, Sie gehen nicht allein."

„Gott segne Sie!" Mehr konnte Elisabeth nicht sagen, dann trennte sie sich von Werner und ging in ihre niedrige Stube.

„Endlich, endlich," sagte sie, als sie sich niedersetzte, die bestellte Arbeit fertig zu machen. Aber ihre sonst so geschickten Hände konnten heute nichts recht anfassen, es war manchmal, als stünde ihr Herz und Atem still, wenn sie an das so nahe bevorstehende Wiedersehn dachte: Wie würde es sein?! — —

Das erste, was sie am nächsten Morgen nach ihrem unruhigen, von Träumen unterbrochenen Schlaf hörte, war eintöniges Tropfen an ihre Fensterscheiben. Statt des strahlenden Sonnenscheins drang das graue Licht eines Regenhimmels in ihr Stübchen.

Sie stand schnell auf, ihr Kopf schmerzte, es war so unerträglich heiß in dem niedrigen Zimmer! Als sie sich mit ihrer Arbeit ans Fenster setzte, öffnete sie den einen Flügel; — aber die Luft kam auch von außen nur heiß und drückend herein. Wie schwere Thränen, die dem Schmerz doch keine Erleichterungen gewähren, fielen die Regentropfen langsam hernieder.

Gegen Mittag klärte es sich auf.

Elisabeth freute sich darüber; vielleicht half das hellere Licht ihr, die Arbeit rascher zu beendigen, denn um vier Uhr sollte sie die fertige Stickerei abgeben. Ihr Rücken schmerzte von dem langen Sitzen, — sie lehnte sich einen Augenblick zurück. Vielleicht hatte Dr. Rothammer doch recht, daß sie sich zu sehr anstrengte, — nicht weil es ihrer Gesundheit schaden könnte, ach nein! Aber ihr schien es, als ginge ihr die Arbeit nicht mehr so schnell von der Hand wie früher. —

Und wieder beugte sie sich mit pochenden Schläfen über ihre Stickerei, und ohne noch einmal aufzusehn, legte sie Faden an Faden, bis auch die letzte Blume des Bouquets fertig war.

Pünktlich um vier Uhr war sie auf dem Wege zu dem Geschäft in der Junkerstraße, dem sie ihre Arbeiten ablieferte.

Es war leerer als sonst im Laden, als sie eintrat; ihr Blick suchte vergeblich die Direktrice, mit der sie ihre Sachen abzumachen pflegte, dafür näherte sich ihr der „erste, junge Mann" des Geschäfts.

„Ach, guten Tag, Fräulein, pünktlich wie immer? Bitte, setzen Sie sich nur erst etwas hin, Sie sind müde, nicht wahr? Es ist heute allerdings schauderhaft heiß!"

Elisabeth war wirklich müde und schwindlig, so setzte sie sich trotz seiner unangenehmen, gönnerhaften Miene einen Augenblick auf den angebotenen Stuhl. „Kann ich Fräulein Mathilde sprechen?"

„Nein, die ist ausgegangen; aber sie hat mir das Geld hier gelassen, damit Sie sich nicht noch mal zu bemühen brauchen; Sie bekommen vier Mark, nicht wahr, Fräulein? — Viel Geld," setzte er mit einem Ansatz zum Scherzen hinzu.

Ruhig und ernst gab Elisabeth die fertige Arbeit ab, nahm das Geld und die neue Stickerei an sich und stand auf.

Das schien aber durchaus nicht in den Wünschen des Jünglings zu liegen. „Aber, bitte, Fräulein, warum denn so eilig? Wir könnten uns doch noch etwas unterhalten, wodurch soll man sich denn sonst kennen lernen?

Er schien Elisabeths weit offenen Blick für gespannte Erwartung zu halten, denn er fuhr selbstgefällig fort: „Wir könnten vielleicht einmal zusammen spazieren gehen, was meinen Sie dazu?" — Und im Gegensatz zu Don Carlos schien ihm die Röte, die jetzt langsam in Elisabeths blasses Gesicht stieg, Mut zu machen, denn er versuchte ihre Hand zu fassen.


Google

Diese Bewegung gab ihr aber die einen Augenblick verlorene Fähigkeit, zu sprechen und sich zu bewegen, zurück. Mit einem Blick, in dem sich Empörung, Scham und Entsetzen zu deutlich zeigten, um selbst von dem unwiderstehlichen, jungen Mann nicht verstanden zu werden, drehte sich Elisabeth um und verließ mit schnellen Schritten, ohne noch ein Wort zu sprechen, den Laden. Jetzt war es an dem zurückbleibenden Jüngling, starr zu werden; aber er beruhigte sich bald über den getäuschten Traum einer angenehmen Bekanntschaft.

„Hochmütiges Ding,“ murmelte er, dann stellte er sich pfeifend vor den Spiegel, strich über das Bärtchen, zog die Stulpen noch etwas hervor und wartete in der Haustür auf die nächste Kundin.

Elisabeth gewann nicht sobald ihre Fassung wieder; zum ersten Male sah sie, daß Kummer und Trauerkleid sie nicht vor gemeiner Zudringlichkeit zu schützen vermochte. Ein Gefühl brennender Scham schnürte ihr die Kehle zu, sie kam sich so erniedrigt, so gedemütigt vor! Sie zog ihren schwarzen Schleier um das Gesicht, — niemand sollte ihre heiße Röte sehen! Was, — o was würde Georg dazu sagen? Ein lautloses Schluchzen ging durch ihren Körper: Teurer, wirst du mich deshalb weniger lieben?!

Aber der Gedanke an ihn gab ihr auch die gewohnte tapfere Fassung wieder. Um seinetwillen hatte sie sich entschlossen, mit ihren Händen zu arbeiten, — um seinetwillen konnte sie auch alles, was damit zusammenhing, ertragen!

Und in dem Wunsch, daß ihm Freude aus ihrem Kummer kommen möge, ging sie in einen Delikateßladen, — sie hatte in dem Schaufenster so herrliche Aprikosen gesehen, die sollte er haben! Sie brachte jedesmal, wenn sie ins Krankenhaus ging, etwas für ihn hin, Blumen oder Obst; heute würde sie ihm die Früchte selbst geben! —

Vor dem Gedanken versank alles andere, auch die eben erlittene Demütigung; „ich werde künftig nicht mehr allein dorthin gehen,“ — damit wies sie sie aus Herz und Gedanken, während sie weiterging.

Die Sonne braunte stechend, das thut die Königsberger Sonne oft, trotz ihres gegenteiligen Rufes; der Weg schien Elisabeth weiter als sonst, und sie war so müde! Ihr Kopf glühte, ihre Lippen waren trocken; mehr als einmal fühlte sie ein fast unbezwingliches Verlangen, sich mit einer der saftigen Früchte, die sie trug, zu erfrischen, aber wie vor einer Versuchung wandte sie ihren Blick davon ab. Nein, die Aprikosen waren für Georg, nicht für sie; — früher gab es so etwas auch für sie, jetzt nicht mehr! Wie eine Vision stieg ihr, als sähe sie sich selbst, das Bild von Andersens Tochter der Kaiserburg auf, die mit bloßen Füßen weinend vor dem zerbrochenen Kruge steht. —

Einst und jetzt!

Wir kennen alle das alte Thema und wissen, daß es tausend Variationen darüber giebt, — und doch! Wie oft will uns das Herz brechen, wenn wir eine von ihnen in unserem eigenen Leben lernen sollen!

Und das Herz findet nur Ruhe, wenn es weiß: auf das Jetzt folgt einst ein Endlich, das volle Genüge giebt, ja „endlich, endlich kommt gewiß!“ —

---

15. Kapitel.

> Die Rechte streckt' ich schmerzlich oft in Gramesnächten;
> Und fühlt' gedrückt sie unverhofft von einer Rechten —
> Was Gott ist, wird in Ewigkeit kein Mensch ergründen,
> Doch will er treu sich allezeit mit uns verbinden!
> Konr. Ferd. Meyer.

Als Elisabeth zu Hause ankam, fand sie Klara schon wartend dort vor. Diese sah mit besorgtem Blick in ihr glühendes Gesicht. „Du mußt dich erst ausruhen,“ sagte sie dann, „wir haben noch reichlich eine Viertelstunde Zeit.“

Schweigend saßen die beiden zusammen, jede mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt.

Sie kann zu ihrem Bräutigam gehen, sie kann etwas für ihn thun! Hätte ich Ernst nur ein einziges Mal in seiner Krankheit sehen können, so dachte Klara mit nagendem Schmerz.

Elisabeth sah fortwährend nach der Uhr, dann stand sie auf. „Ich denke, es ist jetzt so weit, nicht wahr? Bitte, wir wollen nicht länger warten."

Beide gingen.

Es war das erste Mal, daß Klara das Krankenhaus betrat; so still, wie außen, schien das graue Gebäude auch innen zu sein; heißer Nachmittagssonnenschein lag in den Korridoren. Der den Krankenhäusern eigene Karbolgeruch nahm Klara fast den Atem. Ein eigentümliches Grauen ergriff sie, ihr Herz schlug angstvoll, — welch ein Anblick mochte ihrer warten?

Und wie mußte erst Elisabeth zu Mute sein?! Unwillkürlich griff sie nach ihrer Hand, sie liebevoll drückend. —

Der Direktor hatte den Besuch gestattet und wollte sie selbst nach Schluß seiner Sprechstunde zu Georg bringen; sie sollten ihn so lange im Garten erwarten. Es war Klara wie ein Traum, als sie hier im Freien saß, still und einsam; nur ab und zu ging ein Kranker einzeln oder mit seinem Wärter an ihrer Laube vorbei.

Der Garten grenzt an das untere Ende des Schloßteiches, den Stolz der Königsberger. Klaras gute Augen konnten die Boote, die ihn oben befuhren, deutlich sehen; jenseits lagen alle die schönen, von fröhlichem Leben schallenden Etablissements: der Logengarten, der Börsengarten, die vielen andern — und hier das Krankenhaus! — —

Ein sonderbarer Ton, halb Schrei, halb Weinen klang zu ihnen herüber, Elisabeth schauderte, Klara sah es, — woher kam der Schrei?

Da noch einmal!

Jetzt hörte sie auch, daß der Ton aus dem kleinen, wohl nur wenige Zimmer enthaltenden Hause, das abseits im Garten stand, kam. Waren dort Kranke? Vielleicht Tobsüchtige? Klara hatte ein intensives Gefühl der Furcht, — wäre doch der Direktor hier! Da kam er auch gerade.

Erleichtert stand sie auf und ging ihm entgegen, dann traten sie zusammen in das geräumige Hintergebäude. Jetzt standen sie vor Georgs Thür —

„Sie erlauben, ich werde vorangehen," sagte der Direktor, und alle drei traten in das Zimmer ein. —

Es war ein mittelgroßer, heller Raum, zwei Betten standen darin. Der Wärter, der mit Georg das Zimmer teilte, kam ihnen entgegen, trat aber zurück, als er die beiden Damen sah. In der Nähe des Fensters stand ein Tisch, ein kleines Sofa davor, und darauf saß, den Kopf in die Hand gestützt, Georg.

Elisabeth fühlte einen heftigen, bis in Hals und Schläfen reichenden Herzschlag, — aber der Direktor hatte zu ihr gesagt: „Sie müssen durchaus unbefangen mit ihm sprechen, ihm keinerlei Gemütsbewegung zeigen," — so machte sie eine fast übermenschliche Anstrengung, ihrer Erregung Herr zu werden; dann trat sie schnell zu ihm.

Er hatte sich nicht umgewandt, als die Thür sich öffnete und wieder schloß. Erst als Elisabeth dicht neben ihm stand und die Hand auf seinen Arm legte, sah er auf, doch gleich darauf ließ er den Kopf wieder sinken und zog dabei, wie über die Berührung mißmutig, den Arm fort.

Elisabeth fühlte etwas wie den schmerzhaften Griff einer eiskalten Hand an ihrem Herzen. Aber sie hatte noch nicht gesprochen, — darauf würde er hören!

Sie setzte sich dicht zu ihm und ergriff seine Hand. Ihr Herz schrie: Teurer, Liebster, endlich bin ich bei dir! Kennst du mich nicht? —

Aber sie sollte unbefangen sprechen, und sie fühlte das zur Vorsicht mahnende Auge des Direktors auf sich ruhen. — Ach, wie oft muß unser Mund so ganz anders sprechen, als unser Herz es möchte! — „Lieber Georg," sagte sie mit leiser, liebevoller Stimme, „wie gehts dir? Sieh, dies habe ich dir mitgebracht, möchtest du nicht mal versuchen?"

Digitized by Google

Wieder erhob Georg den Kopf, wie ein Zucken ging es über sein Gesicht, ein ungewisser, fragender Ausdruck lag in den Zügen. Wie spielend griff er nach einer der Aprikosen —

„Er hat heute noch gar nichts genossen," sagte der Wärter leise.

Vor Georg standen verschiedene Tassen, ein Glas Wein und ein Teller mit cakes. Elisabeth nahm eine Tasse Cacao: „Willst du etwas trinken? Thue es doch mir zuliebe! Bitte!"

Er sah mit leerem Blick sie und die Tasse an, dann ergriff er die letztere so schnell, daß er etwas davon auf Elisabeths Kleid schüttete und goß den Inhalt hinunter.

„Du bist durstig," sagte sie sanft, „nimm auch die Bouillon."

Wieder sah er sie starr und verständnislos an, dann machte er es mit der zweiten Tasse wie mit der ersten.

Auch diesmal kein Trinken, sondern ein Gießen!

Aber doch schien der Direktor erfreut, offenbar hatte der Kranke heute noch alle Nahrung verweigert. „Vielleicht ißt er jetzt auch etwas," schlug er vor.

Elisabeth griff nach einem der cakes.

Georg nahm ihn aus ihrer Hand und verzehrte ihn in wenigen Sekunden.

Aber dies Essen war noch weniger menschlich als das Trinken; — ein knatterndes Zerkleinern des Kuchens mit den Vorderzähnen, als mache das Geräusch ihm Vergnügen! —

Elisabeth fühlte die ihr vom Herzen aufdringende Kälte so intensiv, daß sie zitterte; aber sie wollte noch einmal zu den Kuchen greifen.

Der Direktor hinderte sie daran: „Es ist für jetzt genug, es könnte ihm zu viel werden nach jeder Richtung —!"

Elisabeth verstand den Wink und stand auf. „Adieu, Georg, ich muß jetzt gehen, freutest du dich, mich zu sehen?"

Er rückte ein wenig von ihr fort, dann sah er auf. Ein Ausdruck plötzlichen Unbehagens lag auf den jetzt so leeren Zügen, und er schüttelte heftig den Kopf. Aber auch das verging wieder, und sein stumpfer Blick blieb an dem Obst haften. Elisabeth stand wie festgewurzelt, so konnte sie nicht gehn; — noch einen Versuch machte sie.

„Adieu, Liebster, soll ich wieder kommen?"

Er schien sie nicht zu hören, wenigstens gab er kein Zeichen des Verständnisses. Doch! Plötzlich griff er nach ihrer Hand.

Wieder that Elisabeths Herz einen großen Schlag — erkannte er sie endlich?!

Mit atemloser Spannung sah sie auf ihn herunter, er hielt ihre Hand dicht vor sein Gesicht und drehte sie hastig hin und her; — der Brillant in ihrem Verlobungsring schoß bei jeder Wendung leuchtende Strahlen, was Georg mit stumpfer Freude beobachtete.

Der Direktor trat näher.

„Was ist das?" fragte er auf den Ring zeigend, langsam und deutlich.

Georg sah nicht auf; der Direktor wiederholte die Frage.

Da lachte er, ein leises, heiseres, kurzes Lachen, wie es uns beim Hören ins Herz schneidet, auch wenn es nicht von geliebten Lippen kommt, und ebenso leise und heiser stieß er ein Wort heraus: „Eifersucht."

Es war das erste Wort, das er sprach, — wie verändert, tonlos und tot war die einst so klingende, lebendige Stimme!

In der Stimme soll die Seele liegen, wo und was war Georgs Seele jetzt? —

Es war Elisabeth, als risse etwas in ihr, — ohne klar zu wissen, was sie that, zog sie ihre Hand zurück; aber heftig mit leisem Wimmern griff Georg darnach.

„Das ist ja schon wie Blödsinn," sagte Klara tief erschüttert zu dem neben ihr stehenden Direktor.

Der zuckte die Achseln, ohne zu sprechen.

Elisabeth hatte den Ring abgestreift und vor Georg auf den Tisch gelegt; — that

Digitized by Google

sie es, weil er nicht vergeblich um etwas bitten sollte, was sie ihm geben konnte, — oder — ? —

Schnell nahm ihn Georg an sich und versuchte, ihn an den eigenen Finger zu stecken.

„Adieu, Georg," sagte Elisabeth noch einmal, — ob er nicht doch lieber sie ansehen wollte, als den Ring.

Aber er blickte nicht auf, der Stein strahlte, und wieder lachte er leise.

Und ohne noch ein Wort zu sprechen, folgte „seine Braut" dem voranschreitenden Direktor und Klara. — — —

Die beiden Mädchen standen wieder vor Elisabeths Häuschen; das rötliche Abendgold glänzte in den Fensterscheiben, — Elisabeth stand still, als erwarte sie Klaras Abschied.

Aber Klara schluchzte und ergriff der Freundin eiskalte Hand. „Ich kann dich so nicht verlassen, ich bleibe noch bei dir."

„O nein, — nicht — bitte, laß mich allein, ach bitte."

Elisabeth öffnete die Thür ihres Zimmers und trat schnell ein, sie hinter sich wieder schließend. Dann that sie einige unsichere Schritte und setzte sich an das Fenster. Das eben stattgefundene Wiedersehn wirkte nach wie ein heftiger Schlag, so betäubend, daß sie kaum Schmerz empfand. Einige Minuten saß sie ganz still und regungslos, die Hände fest ineinandergeschlungen; dann hob sie die müden schweren Augen auf zu dem friedlichen Abendhimmel.

Sie sah ihn, — aber zugleich die ersten Fenster des Krankenhauses.

Mit leisem Schmerzensschrei, wie zum Tode getroffen, sprang sie auf. Einige Male ging sie mit schnellen Schritten in dem kleinen Zimmer auf und ab, dann fiel sie auf ihre Kniee neben dem Tisch auf die harte Erde, und die getünchten Wände der niedrigen Stube sahen einen Schmerzensausbruch, der nun um so verzweiflungsvoller war, weil so lange und standhaft zurückgedrängt.

Alles schien ihr untergegangen, was Leben, Licht und Freude bedeutete; kalt, wüst und öde Gegenwart und Zukunft.

Mit dem Kummer der letzten Monate war Liebe und Hoffnung Hand in Hand gegangen, — das war vorbei. Sie fühlte mit absoluter innerer Gewißheit, als hätte es ihr eine ewige Stimme gesagt, daß Georg nie wieder werden würde, was er einst gewesen.

Die Hoffnung war tot, aber was viel, viel schwerer für sie war, — auch die Liebe schien ihr tot.

Sie dachte an ihn, wie sie ihn eben gesehen, ein trauriges, täuschendes Bild des Lebens, wo eigentlich Tod war, — denn was ist Leben ohne Liebe, ohne Geist? Sie schauderte, — was verband sie mit dem Bilde?! Es war etwas ihr völlig Fremdes!

Ihr Blick fiel auf ihre Hand; die Stelle, wo sonst der Verlobungsring gewesen, war leer, leer wie die Stelle ihres Herzens, die Georg eingenommen. Ihr kam es vor, als habe sie sich mit dem Abstreifen des Ringes auch von ihm völlig gelöst.

Alles vernichtet, alles zerstört, alles!

Wie ein furchtbarer, verhängnisvoller Irrtum erschien ihr das eigene Leben, seit Georg eine Macht darin geworden. Alles hatte sie hingegeben, — für wen? Für eine Ruine, von der sich Geist und Gefühl mit Entsetzen abwandten.

Und unwillkürlich stellte sich in ihrem Gedächtnis, wie um den größten Gegensatz zu bilden, neben das blöde, leere Gesicht des Kranken ein anderes voll Klarheit und Güte. Die Augen sahen sie brüderlich besorgt an, und sie hörte den sympathischen, liebevollen Klang der Stimme, die ihrem Herzen so wohl that: „Wenn ich doch etwas für Sie thun könnte!"

Aber wie vernichtet sank Elisabeth beim Anblick dieses Gesichts noch tiefer zur Erde, als merke sie nun erst ganz, wie elend künftig ihr Leben, wie völlig tot ihre Liebe war. Ach Glaub' und Liebe sind so not, und jetzt ist alles, alles tot!

Google

— — — Nebenan in Frau Schmidts Stube stand Klara in Erregung und Mitleid zitternd und erzählend vor der guten Witwe, die ein echtes mütterliches Herz hatte, und das that ihr jetzt weh über dem Kummer „ihres Fräuleins". Zwei große Thränen rollten über ihre harten, guten Züge, aber energisch und unwillig wischte sie sie mit der Hand ab. Dann ging sie mit lauten starken Schritten zu ihrer Kommode, holte ein altes Buch und ihre Brille heraus und nahm, ohne sich weiter um Klara und das plötzlich unterbrochene Bügeln zu kümmern, am Tische Platz. Um ihre Stimme zu klären, setzte sie ihre Schürze kräftig in Aktion, und dann las sie, die Brille auf der Nase und das Buch weit von sich haltend, mit lauter Stimme — sie verstand Gelesenes überhaupt nur, wenn sie es zugleich hörte, —

„O Seele, siehst du keine Spur, so glaube nur!
Ja, wer nur glauben könnte —
So gieb dich Jesu in die Kur und bete nur!
Ja, wer nur beten könnte —

So seufze nur, geängst'te Kreatur, und weine nur;
Und findest du im Glauben, Beten, Weinen
Nicht deines Heilands Spur, —
So harre nur! —

Es war ein altmodisches Buch, aus dem sie las, um sich selbst zu trösten, aber die Worte mit ihrem einfachen Pathos drangen durch die dünne Zimmerwand und schlugen an Elisabeths Ohr zur Zeit, da Hülfe not war, langsam und feierlich.

Sie strich sich das feuchte Haar aus der Stirn und stand auf. Ja, das war das einzige, was sie thun konnte, und sie wollte es thun. Und das andere durfte nie sein, nie, und je eher sie sich das klar machte, desto besser war es.

„Du versprichst es mir, Liebste, du willst nie einem andern angehören," klang es in ihr nach, und sie hatte geantwortet: „Nie, ich verspreche es dir."

Sie holte ein großes Kabinettportrait, das sie von Georg hatte, und stellte es vor sich auf den Tisch. Strahlend, sonnig, voll Liebe und Kraft, so stand er da.

Und wie war er jetzt?

Einen Augenblick zuckte ihr Herz, aber sie argumentierte mit ihrer Seele. Nicht die zerfallene Ruine war bleibend, sondern wie er ihr hier auf dem Bilde entgegentrat, wie er ihre Liebe gewonnen hatte, so würde sie ihn wiedersehen, wenn sein jetziger Zustand des Sterbens vergangen war. „Was hier kranket, seufzt und fleht, wird dort frisch und herrlich gehen," — ja frisch und herrlich, wie sie ihn gekannt, und für diesen Augenblick des nie endenden Wiedersehens wollte sie ihm Liebe und Treue bewahren.

In ihre Augen, die an dem geliebten Antlitz hingen, traten Thränen, die ersten, die sie heute weinte; schnell und unaufhaltsam flossen sie und nahmen Bitterkeit, Ungeduld und Verzweiflung mit sich fort. In dieser Stunde wagte sie die kühne That, den Anker ihrer Hoffnung über diese Zeitlichkeit weg in die Ewigkeit zu werfen, — und der Grund hält.

Sie trat wieder ans Fenster, mit ernster Zärtlichkeit betrachtete sie jetzt das graue Gebäude, um deswillen, der ihrem Herzen teuer war. Ja, Gott sei Dank! sie fühlte, daß er auch in der jetzigen krankenden, seufzenden Gestalt ihr teuer war; nicht nur, wie es uns das Kleid ist, das ein geliebter Toter vor kurzem trug, — nein, in ihr Herz war ein Funken der göttlichen Liebe gefallen, die in dem Elenden, Armen schon das liebt, was er einst werden soll. Und von dieser Liebe heißt es: Sie höret nimmer auf!

Ja, sie konnte jetzt ganz getrost weiter gehen, den Blick fest aufs Ziel: Auch das ist Freude, auf ein Fest, das sicher kommt, doch warten läßt, ob auch mit Schmerz zu hoffen. — — —

Ein leises Klopfen an der Thüre weckte sie aus ihren Gedanken.

Schnell ging sie hin und öffnete: „Ach, liebe Klara, du bist noch hier?"

„Ich wartete bei deiner Frau Schmidt, bis ich zu dir kommen durfte." Zärtlich

besorgt sah Klara Elisabeth ins Gesicht. Sie bemerkte die Spuren der Thränen, aber auch den leuchtenden Ausdruck, der auf den blassen Zügen lag.

„Du sollst nicht so allein bleiben; willst du nicht mit mir gehen, Elisabeth?“

„Nein, — es ist vorbei. — Ich danke dir, geh jetzt nach Hause, deine Mutter erwartet dich. Um mich beunruhige dich nicht, ich gehe heute früh zu Bett; ich bin müde und werde sehr gut schlafen. Adieu, Liebe.“ —

„O Mama,“ sagte Klara, zu Hause angekommen, „ich hatte fast ein Gefühl der Ehrfurcht, als ich in ihr friedliches Gesicht sah! Ach liebste Mutter,“ ihre Lippen zuckten und Thränen traten in ihre Augen — „wie habe ich meinen Kummer getragen, und wie trägt ihn Elisabeth! Wenn ich nach Ernsts Tode von einer langen Krankheit hörte, dann habe ich die Leute beneidet, die ihre Lieben darin pflegen konnten; mir schien das schnelle, abschiedslose Scheiden am schwersten, — heute aber, als ich Georg sah, dachte ich: Wie können wir Gott je genug dafür danken, daß er Ernst so auf die Weise zu sich nahm, wie er es gethan!“ — —

---

16. Kapitel.

> Weil meine Seele Herrin ihrer Wahl
> Und Menschen unterscheidet, erkor sie dich für sich —
> Shakespeare, Hamlet.

Der Sommer war vergangen, und der Herbst näherte sich auch schon seinem Ende; ja man redete so, als sei schon Winter, und was mehr sagen will, man handelte auch danach. Börse, Loge, Offizierkasino, alles stürzte sich mit einem Eifer in die Geselligkeit, als müßte durchaus eine bestimmte Anzahl von Gesellschaftsanzügen vertragen werden. Je eher man diese angenehme Aufgabe absolviert hat, desto besser, also frisch drauf los!

Und so wurde denn die neue Aera des Tanzens, Courmachens, Verliebens und Verlobens begrüßt, je nach dem, — mit lautem Jubel von den jungen Mädchen, mit leisem von den jungen Witwen; mit leisem Schelten von den meisten unverheirateten Herren, mit Ausnahme der Referendarien, Lieutenants und jungen Kaufleute, mit lautem Schelten von seiten der Papas und der älteren Herren überhaupt!

Wer auf das rege gesellschaftliche Leben verzichtete, der zog sich in die Klubs zurück; Königsberg wird nicht umsonst die Stadt der Klubs genannt, — wer kennt die Völker, zählt die Namen, die gastlich hier zusammen kamen, — ach und die Männerreden! Und die maiden speeches! —

Schließlich gab es auch einige, und nicht ganz wenige, die, ohne sich viel um Klubs und Gesellschaften zu kümmern, Familienleben genossen, eigenes oder fremdes, wie sichs bot, — so schied der elfte Monat des Jahres die Geister, und das ist auch ein verdienstliches Werk! — — —

Der letzte Novembertag ging nach kurzem, sonnenlosem Dasein seinem trüben Ende entgegen. Niemand konnte genau sagen, wann dies Ende kam, denn ein undurchdringlicher, naßkalter Nebel verwischte die Grenzen von Tag und Abend.

Wen, der nicht gerade auf der Straße sein mußte, ging schließlich auch diese Grenze etwas an?

Wem es zu dunkel wurde, der zündete sich die Lampe an, und wollte die Kälte durch das Fenster dringen, so rückte man näher zum Ofen! Man machte Handarbeiten, man las sich Bücher vor, man sprach sich wieder einmal gründlich aus, — kurz, man benutzte die langen Abende, wozu sie gegeben: zur Einkehr, zur Umschau im eigenen Hause, im eigenen Herzen, — und wer das that, hatte selbst den größten Gewinn davon.

Zu diesen gehörte auch Dr. Werner Rothammer; mit ganzem Herzen gab er sich dem Genuß deutschen Familienlebens in Frau von Dalbergs Hause hin. Die gemeinsame Trauer schloß sie sozusagen gegen die übrige Welt, wenigstens so weit sie sich in den Gesellschaftstrubel stürzte, ab; immer häufiger waren seine Besuche geworden, bis er

sich jetzt fast als täglicher Gast um die Theestunde einfand. Es fehlte allen etwas, wenn er einmal nicht kam, und Klara glaubte sicher nie so oft den Ton der Klingel zu hören, als wenn Werner sich länger als gewöhnlich bei seinen Kranken aufhielt. Ja, was sie zuerst nicht für möglich gehalten hätte, sie freute sich wirklich über sein Kommen, — einmal weil er durch Ernst doch eigentlich zu ihnen gehörte, es erinnerte sie so vieles bei ihm an ihren Bräutigam, und dann lag in seiner frischen, kräftigen Weise etwas so Ausmunterndes, daß Frau von Dalberg es seinem Einfluß mit zu verdanken glaubte, wenn Klara sich bemühte, ihrem Schmerz nicht nachzuhängen, sondern eingehend und lebhaft an allem, was die Ihrigen thaten, sich wieder zu beteiligen.

Das gelang ihr auch oft und die ferner Stehenden wunderten sich, wie bald, nachdem die ersten Monate des fassungslosen Schmerzes vergangen, Klara wieder die alte geworden sei. Nur die ihr wirklich nahe Stehenden merkten, daß die große Trübsalsflut sie anders zurückgelassen hatte, — ein wenig liebevoller, ein wenig ernster, ein wenig rücksichtsvoller für ihre Lieben, wie es immer die Folge ist, wenn eigener Kummer selbstlos zurückgedrängt wird, um der Umgebung nicht Schmerz zu bereiten.

Werner sah das mit tief innerer Freude, umsomehr, weil er fühlte, wie schwer dies gerade Klara werden mußte.

Bei Elisabeth, die sich auch abends oft zu einem kurzen Besuche bei Dalbergs einfand, war das anders.

Ihr Charakter war von vornherein selbstloser, einfacher; stark zum Guten, schwach zum Bösen; Neid, Bitterkeit, Ungeduld versuchten sie selten, kam wirklich einmal ein Kampf, mochte er noch so heftig sein, so war es ein einmaliger, dem der Sieg und der nachfolgende Friede nicht fehlte. Das Zurückweisen eigner Wünsche, um andern zu genügen, war ihr selbstverständlich und natürlich; bei Klaras mehr kompliciertem Charakter, der neben großen Vorzügen auch ausgesprochene Fehler hatte, dagegen erst das Resultat eines sich täglich erneuernden Kampfes.

Mit stets wachsendem Interesse sah Werner diesem Kampfe zu, fühlte mit ihr die Niederlagen, die sie erlitt, und freute sich ihrer Siege — war es da ein Wunder, daß der Tag kam, wo er sich sagte: Ich begreife jetzt, daß Ernst sie lieben mußte!? — —

Und so war er auch heute wieder durch den Nebel gegangen, seiner nicht achtend, weil er ein warmes, helles Ziel hatte. Wagen rasselten an ihm vorbei, er sah die hellen Toiletten der Damen darin schimmern, Offiziere mit hoch in die Höhe geklappten Kragen, die Hände tief in den Ueberziehertaschen vergraben, stürmten an ihm vorüber, einige Herren unterbrachen ihren eiligen Schritt, um ihn anzureden: „Kommen Sie mit, Doktor, der Redakteur Umbach will uns heute im ‚Salzfaß' einführen, er selbst redet diesen Abend und wird wohl alles bis jetzt Dagewesene an Witz und Grobheit in den Schatten stellen — — —"

Aber Werner hatte lachend gerufen: „Danke, danke, meine Herren, ich habe keine Zeit —" und ihre Wege waren auseinander gegangen.

Heute im litterarischen „Salzfaß", gestern im philosophischen „Haarspalter", morgen in der medizinischen „Trichine", — wer wollte, konnte jeden Tag einen andern Klub besuchen, und es gab Leute, denen das wirklich Vergnügen machte!

Aller Schritte strebten nach Licht und Wärme, der eine fand sie im besuchten Lokal, bei einheizenden oder aufklärenden Reden, der andere unter dem strahlenden Kronleuchter, bei leuchtenden Diamanten und Blicken, hellen Kleidern, Musik und Tanz! —

Was ist aber Licht und Wärme der Salons oder der Vereine gegen Licht und Wärme des häuslichen Herdes, der Familie? —

Das dachten auch die heute abend in Frau von Dalbergs Wohnzimmer Versammelten. Der Theekessel summte behaglich, die große Hängelampe warf ihr warmes Licht auf den gemütlichen Theetisch und die um ihn Sitzenden.

„Eigentlich ein ideales Wetter, um am Kamin zu plaudern," sagte der Assessor Gosling, sich tiefer in seinen Sessel lehnend und den blauen Rauchwölkchen seiner Cigarre

nachsehend. „Es würde ein fast vollkommener Zustand für mich sein, wenn nicht das wenige, was ich von Gewissen habe, mir Vorwürfe machte, daß wir in Ihrer Gegenwart rauchen, gnädige Frau."

„Da ich Ihnen aber versichert habe, daß mir eine Cigarre geradezu angenehm ist, können Sie ‚das wenige' besser anwenden," antwortete Frau von Dalberg freundlich.

„Was fehlt Ihnen sonst noch, um Ihr Glück vollkommen zu machen?" fragte Klara, während sie ihrer Mutter noch eine Tasse einschenkte.

„Das will ich Ihnen sagen, gnädiges Fräulein"; der Assessor nahm ein Stück Zucker und verrührte es mit großer Umständlichkeit in seinem Thee; „mir fehlt nur ein festes Jahreseinkommen von dreitausend Thalern, oder was gleichbedeutend ist: Freiheit der Bewegung nach jeder Richtung!"

Ein prüfender, wie fragender Blick traf dabei Klara, aber kein antwortender Funke kam aus ihren Augen, die ihn offen ansahen, und mit leicht zusammengezogener Stirn wandte er sich wieder seiner Tasse zu.

Dr. Rothammer lachte. „Ich bitte Sie, was wollen Sie als solider Assessor mit dreitausend Thalern jährlich anfangen, — es sei denn, Sie wollten sich verheiraten?"

„Natürlich will ich das, — mit der Zeit; man kann oft gar nicht wissen, wie schnell das kommt! Sie kennen doch Lieutenant von Weller? Der teilt mir gestern freudestrahlend mit, er habe sich verlobt, und auf meine näheren freundschaftlichen Erkundigungen, seit wann er seine Braut denn kenne, sagt er: Seit vorgestern; wir waren auf einer Gesellschaft zusammen, und unsere Herzen haben sich gleich gefunden! — Das ist so eine Art, sich aus dem fünften Stockwerk in die Liebe zu stürzen, wie finden Sie das?"

„Unfaßlich," erwiderte Werner lachend, „das heißt für meine Person. Ich kann es nicht verstehen, wie man sich so Hals über Kopf verlieben und verloben und verheiraten kann, sozusagen blind in die Ehe hineinlaufen."

„Das gerade begreife ich nun sehr gut," meinte der Assessor gleichmütig, „es ist eben ein Pendant zu dem blind ins Unglück rennen, wäre man nicht blind, so thäte man es einfach nicht."

„Ich habe aber sehr gute Augen," sagte Werner heiter, „und bin gewohnt, sie offen zu halten."

„Reden Sie nicht so sicher, solche Leute fallen manchmal am meisten rein!"

„Das wird bei mir nicht geschehen," war die bestimmte Antwort. „Ich sehe auch durchaus keinen vernünftigen Grund, weshalb ich, ein sonst leidlich verständiger Mann, in dem Punkte, von dem mein Lebensglück in erster Linie abhängt, mich jedes Urteils begeben und meinem Fatum mit geschlossenen Augen und gebundenen Händen überliefern soll. Solch Verlieben malgré moi würde sich für mich auch nicht mit dem Wesen des Glücks vereinigen lassen. Das Glück soll auf Herz, Verstand und Willen wirken, wie kann es das, wenn es quasi im Rausch kommt? Kennen Sie das Wort Rückerts, Fräulein Klara:

Liebste, nein, nicht lustberauscht,
Sondern ruhig, nüchtern
Hat sich Herz um Herz getauscht
Innig, stark und schüchtern! —

„Nein, ich kannte es bis jetzt nicht," antwortete Klara leise, dann beugte sie sich vor, um noch ein Scheit Holz auf die Kohlen des Kamins zu legen.

Irgend etwas in dem Ton ihrer Stimme schien den Assessor zu frappieren, denn seine gewöhnliche, gleichmütige Nonchalance beiseite setzend, warf er einen halb beunruhigten Blick erst auf Klara, dann auf Werner. Dabei sagte er wie forschend: „Sie können aber nicht leugnen, daß nach längerer, anscheinend gleichgültiger Bekanntschaft manchmal ein Augenblick kommt, wo man sich plötzlich der eignen Liebe bewußt wird."

„Das gebe ich zu," erwiderte Werner, „aber Sie hatten eben wohlweislich das

Digitized by Google

Wort ‚anscheinend gleichgültig‘ gewählt. In Wahrheit muß schon ein Fundament von Zuneigung da sein, worauf sich die plötzliche Offenbarung gründet. Lieben und nicht wissen weshalb, ist ein Nonsens!“

Frau von Dalberg lachte. „Und doch hat sich das: ‚Ich liebe sie, weil ich sie liebe‘ bei uns schon ziemlich eingebürgert.“

„Wie manch anderes paradoxes Wort, das nachgesprochen wird, weil jeder meint, es müsse etwas dahinter stecken, und das deshalb von niemand auf seinen vernünftigen Wert geprüft wird!“

„Gut, darin liegt Wahrheit; aber wo ist nun die vernünftige Erklärung der plötzlichen Offenbarung, von der Sie sprachen, da Sie doch von dem süßen Wahnsinn der Liebe — übrigens ein abscheulicher Ausdruck, das muß ich selbst sagen — nichts wissen wollen!“ Es schien dem Assessor Vergnügen zu machen, Werner über diesen Gegenstand zum Reden zu bringen; leider konnte er nicht sehen, was er eigentlich doch gerade wollte, welchen Eindruck das Gespräch auf Klara machte. Sie hatte ihren Sessel etwas zurückgeschoben, ihr Gesicht lag im Schatten. So entging ihm der Zug gespannter Erwartung, mit der sie jetzt Werners Antwort hörte.

Der sprach völlig unbefangen in seiner gewohnten offenen Art. „Sie haben recht, ich lege wirklich auf die Vernunft einen Hauptnachdruck, darum will ich Ihnen auch in einem sehr nüchternen Bilde meine Ansicht von der nach längerer Bekanntschaft plötzlich zum Bewußtsein kommenden Liebe klar machen. Denken Sie sich die in dieser Bekanntschaft zu Tage getretenen Zeichen von Güte, Geist, Rücksicht, Schönheit, Zärtlichkeit und wie alle die Faktoren heißen mögen, in der prosaischen Gestalt von Zahlen im Herzen derjenigen oder desjenigen, auf den alle diese guten Eigenschaften wirken sollen, aufgeführt. Da an einem Tage, sei es durch einen inneren oder äußeren Anstoß bewirkt, wird das Fazit der Rechnung gezogen, und das Resultat heißt — Liebe. Das Aufstellen der einzelnen Faktoren dauerte Wochen, Monate, vielleicht Jahre, aber wenns nun zur Addition kommt, so ist das oft in unglaublich kurzer Zeit geschehen, dazu genügen Augenblicke!“

„Hm, eine ganz nette Sache, die Liebe buchstäblich in ein Rechenexempel zu verwandeln, es kommt nur darauf an, was die Damen dazu sagen. Bei neunundneunzig von hundert jungen Mädchen würden Sie damit schlecht ankommen; die schauen lieber in die Sterne und fragen mit offenem Munde: Die Liebe, mein Gott, die Liebe, wo haben die Menschen sie her? Und will ihnen jemand eine andere Antwort geben, als die berühmte: Sie kommt und sie ist da, — dann halten sie sich die Ohren zu und jammern, daß die Männer von heute keine idealen Ansichten mehr haben!“ Mit einer komischen Geberde des Entsetzens schob der Assessor seine geleerte Tasse von sich.

Werner lachte. „Wie schade, daß diese neunundneunzig uns eben nicht zuhörten, denn nicht die Damen, sondern wir Männer unterhielten uns des ausführlichen über die Liebe. Haben wir auch Ihre Nachsicht zu sehr in Anspruch genommen, gnädige Frau?“

„Durchaus nicht,“ sagte Frau von Dalberg freundlich und dann wandte sich das Gespräch auf andere Gegenstände.

Klara war heute stiller als sonst; eine Weile waren ihre Gedanken ganz abgeschweift, als sie durch den ernsten, fast traurigen Ton Werners wieder zu der allgemeinen Unterhaltung gelenkt wurden.

„Man darf ja nie die Hoffnung aufgeben, wenn die Krankheit noch nicht ein Jahr dauert; aber ich muß sagen — viel habe ich nicht, und ich glaube fast, Fräulein Hartwig jetzt auch nicht mehr. Noch nie sah ich einen so standhaften, geduldigen Mut, noch nie eine so, ich möchte sagen, anmutige Tapferkeit beim Tragen eines so furchtbar schweren Geschicks.“

Werner hatte mit der offenen männlichen Wärme gesprochen, die Klara schon so gut kannte, wenn er über Gegenstände redete, die ihm am Herzen lagen.

Und Elisabeths Kummer lag ihm offenbar sehr am Herzen, das fühlte Klara wie

Digitized by Google

einen schmerzhaften Stich. Aber konnte irgend einer ihr Teilnahme und Bewunderung versagen? War sie selbst nicht Elisabeths begeistertste Lobrednerin? Würde es sie etwa betrübt haben, wenn der Assessor warm von Elisabeth gesprochen hätte? Warum nur that der innige Ton Werners ihr fast weh?

Ihr Herz wollte antworten, aber mit einem heißen: Nein, nein! verweigerte Klara ihm das Gehör. Wie um ihren Gedanken zu entfliehen erhob sie ihre Augen — sie fielen auf das inmitten herrlicher Blumen stehende Bild ihres toten Bräutigams. Ernst und vorwurfsvoll schien er sie anzusehen: Noch nicht ein Jahr ist vergangen und schon — —!

In ihre Augen traten Thränen, sie wurde blaß und ihre Lippen zuckten.

Werner, dem ihr Schweigen aufgefallen, hatte sie aufmerksam betrachtet, so sah er auch den Blick auf Ernsts Bild und ihre Bewegung. Noch immer ist ihr Herz so voll von ihm, dachte er traurig; kann sie mich lieben lernen, wenn mein Anblick sie stetig an ihn erinnert?

Wieder sah der Assessor beide nach einander an; „Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich, nur das Gemeine sinkt klaglos zum Orkus hinab," sagte er dann halblaut zu Werner.

Frau von Dalberg hatte nur den rhythmischen Tonfall, nicht die Worte verstanden, so fragte sie ganz harmlos: „Citieren Sie schon wieder, Herr Assessor? Welchen Dichter haben Sie jetzt vor?"

„Irgend einen alten klassischen Heiden, gnädige Frau, vielleicht wars auch ein neuer; — Goethe z. B. kann man beim besten Willen manchmal nicht von den alten unterscheiden, finden Sie nicht auch?" antwortete er ausweichend.

Werner hatte ihn gut genug verstanden, er erhob sich. „Ich will mich für heute verabschieden, gnädige Frau, —"

Ueberrascht sah Frau von Dalberg auf: „Warum heute schon so früh, Herr Doktor? Es ist kaum halb zehn!"

„Ich habe noch einen Artikel für die klinische Wochenschrift, den ich morgen absenden muß, zu beendigen," sagte Werner, sich zum Abschied über ihre Hand beugend.

Er denkt, jetzt kommt Elisabeth doch nicht mehr, war Klaras innerlicher Kommentar.

„Seien Sie nicht zu fleißig," mahnte Frau von Dalberg herzlich, dann wandte sie sich an ihre Tochter. „Klara, du mußt den Herrn Doktor hinausbegleiten, ich glaube, es ist nebenan dunkel."

Klara nahm eine auf einem Nebentisch stehende Lampe und ging Werner voran. Er folgte ihr, schloß die Thür zum anstoßenden Wohnzimmer und trat zu ihr: „Fräulein Klara, beantworten Sie mir eine Frage, — verzeihen Sie mir, wenn ich Sie damit betrübe, ich stelle sie, um Ihnen Schmerz zu ersparen — koste es mich, was es wolle — — —"

Er hatte schnell und hastig gesprochen, jetzt hielt er einen Augenblick inne. Klara stand blaß und mit niedergeschlagenen Augen vor ihm; mit keinem Wort kam sie ihm entgegen, so fuhr er nach einer kleinen Pause ruhig und leise fort: „Ist es Ihnen zu schmerzlich, mich täglich hier zu sehen, dann werde ich nicht mehr kommen, — ich will Ihren Kummer nicht verschärfen!"

Er schwieg, eine Antwort erwartend, aber auch jetzt noch war Klara still. Da fing er noch einmal an — zögernd, bittend: „Ich würde ja sehr viel dadurch entbehren, seit zehn Jahren fühle ich mich zum ersten Mal in einer Familie heimisch, — — aber das soll Sie nicht bestimmen, — —

Das that es aber doch. Es ist der einzige Ort, wo er Elisabeth abends längere Zeit treffen kann, dachte Klara, dann hob sie ihre dunklen, traurigen Augen zu ihm. „Bitte, kommen Sie nach wie vor, Herr Doktor," sagte sie leise.

Er küßte ihre Hand und ging.

Ehe Klara an dem Abend einschlief, lag sie lange wach. Sie wagte nicht, sich zu bewegen, aus Furcht, ihre Mutter zu wecken, — aber heiß und unaufhaltsam flossen

Digitized by Google

ihre Thränen auf das Kissen. O Ernst, warum mußtest du mich verlassen? klagte ihr bitterer Schmerz, nie wird mich einer lieben, wie du es gethan!

Sie fühlte sich so unendlich einsam, verlassen und elend, und dann ist es furchtbar schwer, sich mit den Fröhlichen zu freuen!

Ein Gefühl tiefer Scham überkam sie, — wie konnte sie Elisabeth zu den Fröhlichen zählen, sie, die so sehr betrübt und geprüft war! Aber dann sagte sie sich wieder: Ja, jetzt noch; aber schon wird Freude für sie bereitet, wenn sie es auch noch nicht ahnt. Und wie verdient sie es! Sie denkt und lebt nur für Georg; ich dagegen verdiene kein Glück und werde keins mehr auf Erden haben! —

Wie von ihren Gedanken gefoltert, richtete sie sich im Bett auf und preßte die Hände vor die brennenden, schlaflosen Augen: Ich kann, nein, ich kann es nicht sehen, wie sie mit offenen Augen der Liebe, dem Glück Schritt für Schritt näher kommen!

Ein plötzlicher Gedanke kam ihr: Ich will verreisen, — so gehe ich allem aus dem Wege!

Heute war ein Brief ihres Onkels angekommen mit einer herzlichen Einladung für sie, den Winter in Stettin zuzubringen. „Klara soll ganz leben wie sie will; meine Frau fühlt sich selbst zu angegriffen, um den ganzen Gesellschaftstrubel mitzumachen, da wollen wir lieber völlig verzichten und an Theater, Konzerten, Oper und Vorträgen uns schadlos halten. Erna hat förmliche Sehnsucht, Klara wiederzusehen, und ich denke, dem einzigen Bruder ihres Vaters wird sie diese Bitte schon erfüllen.“ So hatte ihr Onkel geschrieben, aber weder Frau von Dalberg noch ihre Tochter hatten Lust gehabt, sich zu trennen. Doch sicher wird es Mama erlauben, wenn ich es sehr wünsche, sagte sich Klara, und etwas beruhigt durch diese Aussicht, versuchte sie einzuschlafen.

— — Und so geschah es, daß Klara am nächsten Morgen ihren dringenden Wunsch aussprach, der Einladung zu folgen; zögernd, ungern gab Frau von Dalberg ihre Einwilligung. Klara schien nun einmal ihr Herz darauf gesetzt zu haben; in fast fieberhafter Eile machte sie ihre Reisevorbereitungen.

Und als Werner drei Tage später wieder nach Dalbergs kam, teilte ihm Frau von Dalberg, augenscheinlich selbst betrübt, mit, daß Klara vor einer Stunde mit der „Martha“ nach Stettin gefahren sei.

„Auf wie lange?“ fragte Werner.

„Einige Monate bleibt sie gewiß; hat meine Schwägerin sie erst da, dann läßt sie sie so bald nicht wieder fort.“

Werner war zu frappiert, zu schmerzlich überrascht, um seiner Enttäuschung Worte leihen zu können. Er mochte sich selbst kaum gestehen, wie er diese drei letzten, vielbeschäftigten Tage sich gesehnt, wieder hier zu sitzen, er hatte freudig erregt die Klingel gezogen — nun diese Enttäuschung, so ganz unvorhergesehen!

Frau von Dalberg verstand sein Schweigen. „Ich weiß selbst nicht, wie Klara so plötzlich zu diesem Entschluß gekommen ist; als Sie das letzte Mal abends hier waren, hatte sie noch am Nachmittag gesagt, ihr würde es schrecklich sein, den Winter in Stettin zu verleben. Sie ist doch sonst nicht so launenhaft! Ich begreife nicht, was ihre Wünsche so schnell ändern konnte!“

Aber Werner wußte es jetzt plötzlich! —

Ihn hatte sie nicht vertreiben wollen aus dem ihm so wohlthuenden Familienkreise, aber weil es ihr zu schwer geworden, ihn täglich zu sehen, war sie gegangen; — er hatte sie vertrieben!

Was konnte er thun, sie zurückzurufen?

Nichts!

Wie froh war er sonst in dem behaglichen Wohnzimmer gewesen; — alles war wie sonst, die Hängelampe warf ihr warmes Licht auf die rötlichen Sessel, der Theekessel summte, der Kamin brannte, — und doch war alles anders und sollte es sein für Monate!

Digitized by Google

Traurig ging er nach kurzem Verweilen in seine einsame Wohnung. Der dicke, graue Nebel, der ihm den eben verlassenen Familienkreis sonst noch lieber und traulicher gemacht hatte, schien ihm trostlos und entmutigend, die Straßen trotz der vielen Menschen leer und uninteressant!

Wie öde wird selbst das äußere Ansehen einer Stadt, wenn wir nicht die Hoffnung haben, auf unsern täglichen Gängen vielleicht zufällig das geliebte Gesicht zu sehen! —

17. Kapitel.

> Du hörst ein letztes Flehen
> Im Nachtwind leis verwehn,
> Der Mond lugt über die Höhen —
> Und du wirst sterben sehn! —
>
> Freiligrath.

Der Winter hatte mit voller Strenge eingesetzt, es hatte weiße Weihnachten gegeben mit Eis und Schnee; auf dem Schloßteich wurde eifrig gefegt, damit noch eifriger Schlittschuh gelaufen werden konnte. Werner stand auf der Brücke und sah einen Augenblick auf das fröhliche Treiben hinunter.

„Dies Jahr ist nicht viel los," sagte der neben ihm stehende Assessor Gosling kritisierend. „Sonst war Fräulein von Dalberg eine der elegantesten Schlittschuhläuferinnen; wie geht es ihr übrigens, ich war ganz verwundert, daß sie nicht zum Fest nach Hause kam, wird sie noch lange bleiben?"

„Das ist wohl noch unbestimmt; — aber ich muß jetzt gehen, ich kann mich nicht länger aufhalten."

„Sie haben wohl tüchtig zu thun?"

„Ja wohl, der heftige Wind der vorigen Woche hat sein Nachspiel in Lungenentzündungen, Brustfellentzündungen und derartigem gefunden. Wir haben auch im Krankenhause ein paar schwere Fälle; bei so plötzlichem Wetterumschlag kann man leicht etwas weg haben, auch ohne ausgegangen zu sein. — Sie nehmen noch den gewohnten Mittagsschoppen, nicht wahr? Ich kann mir das heute nicht erlauben; — grüßen Sie die Herren, adieu."

„Schade, daß Sie nicht mitkommen können, adieu."

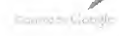
Die beiden Herren trennten sich; es hatte sich eine Art näherer Bekanntschaft zwischen ihnen gebildet; hier und da trafen sie sich bei Dalbergs, dazu stand Werner diesen Winter durch seine Trauer zu sehr außerhalb des Gesellschaftstrubels, um mit denen, die voll Vergnügen darin herumschwammen, oder mit denen, die trotz ihres Scheltens doch alles mitmachten, zu harmonieren; mit dem Assessor dagegen, der, wie er sagte, nur das unumgänglich Nötige an Pflichtgesellschaften kultivierte, stimmte er schon eher, und dieser selbst suchte, entgegen seiner sonstigen, lässigen Art, die Gesellschaft Doktor Rothammers geradezu auf. So kam im Laufe der Zeit, wenn auch keine Freundschaft, doch eine gewisse Intimität zwischen ihnen zustande.

An der nächsten Straßenecke traf Werner mit Elisabeth Hartwig zusammen. Sie sah bei seinem Gruß schnell auf. „Wie gut, daß ich Sie treffe! Ich komme eben vom Krankenhause, — was halten Sie von Georgs Zustand?"

Ihr liebliches, sonst so ruhiges Gesicht sah ängstlich und erregt aus. Werner hielt ihre Hand einen Augenblick fest in der seinen. „Gestern abend stieg das Fieber sehr hoch, wir müssen abwarten, wie es heute abend damit ist, ehe wir etwas Bestimmtes sagen können."

„Ist unmittelbare Gefahr vorhanden?" Ihre großen, so unbeschreiblich klaren Augen sahen ihn wahrheitfordernd an.

„Heftige Lungenentzündung ist immer gefährlich," antwortete er zögernd, dann setzte er schneller hinzu: „Und doch haben sie manche Menschen drei, vier, fünf Mal, — heute morgen war das Fieber entschieden gefallen!"



„Würde ich benachrichtigt werden, wenn es schlimmer würde?"

„Wünschen Sie es?"

„Ja." Sie sagte es leise, aber fest.

„Dann werde ich es dem Direktor sagen, verlassen Sie sich darauf!"

„Ich danke Ihnen, adieu."

„Leben Sie wohl und versuchen Sie, ruhig zu sein!"

Schnell ging Werner weiter, um die verlorene Zeit einzubringen. Das arme Mädchen! Es ist ja für beide das beste, — dachte er, — und doch! — Aber allein darf sie dann nicht bleiben, — wäre doch Klara hier! —

Wie oft dachte er das, — täglich! Nach wie vor ging er zu Dalbergs, er hörte, welche Nachrichten von Klara kamen, ja ab und zu gab ihm Frau von Dalberg einen ihrer ausführlichen, lebhaften, liebevollen Briefe, — fast aus allen konnte ein geübtes Auge Sehnsucht nach der Heimat lesen — warum kam sie denn nicht? Den Schluß jedes Schreibens bildete eine zärtliche, eingehende Erkundigung nach Elisabeth und dann: Grüße auch Doktor Rothammer herzlich. — Mehr nicht, aber konnte er denn mehr verlangen? Oder konnte er etwas thun, daß sie zurückkehrte? Nein, — jetzt hieß es, die Wartezeit aushalten. — Und umsichtig und mit gewissenhafter, ruhiger Sicherheit ging er zu seinen Kranken; wo er kam, mit Sehnsucht erwartet, wo er ging, gesegnet — —

Elisabeth saß gegen Abend in ihrem stillen, so ganz stillen Stübchen. Die Lampe anzuzünden hatte sie sich noch nicht entschließen können, die angefangene Arbeit lag vor ihr auf dem Tisch; — „wer weiß, ob ich sie für ihn noch beendige." Der Mond warf seine bläulichen Strahlen ins Zimmer, sein Licht schien nach und nach alle Dunkelheit daraus zu vertreiben. Ein eigentümliches, traumhaftes Gefühl überkam sie, sogar die Angst um Georgs Zustand, die sie den Tag über aufgeregt hatte, schien eingeschläfert in der tiefen Ruhe, die sie umgab. Von außen drang kein Laut herein, als ab und zu der Schritt eines in dieser einsamen Gegend seltenen Wanderers; erst entfernt, dann lauter, näher kommend, dicht unter ihrem Fenster klingend, dann sich entfernend und wieder verhallend. Ein Kommen und Gehen, — woher, wohin? Auch ihrem Leben hatten sich Schritte genähert und nach kurzer Zeit blieb ihr nur der verklingende Ton der Erinnerung, — das Verhallen in der Ferne! — —

Wieder ein Schritt, er näherte sich schnell, eilig, vielleicht beschleunigte ihn ein fürchtendes Herz? Jetzt war er dicht unter ihrem Fenster, die vorbeischreitende Gestalt schien einen Schatten auf den vom Mondlicht beleuchteten Fußboden des Zimmers zu werfen.

Nun wird der Schritt gleich am Hause vorbei sein und sich wieder entfernen, dachte Elisabeth, aber nein — sie hörte die Hausthür gehen und sprang auf — jetzt klopfte es an ihre Thür, —

Sagte sie „Herein"? Sie wußte es nicht.

Da öffnete der späte Besucher selber, ein lichter Mondstrahl fiel auf sein Gesicht, Elisabeth erkannte ihn, —

„Herr Doktor? —"

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich störe, ich wollte selbst kommen —"

„Ist Georg —"

„Das Fieber war Nachmittag sehr stark, jetzt hat es seit kurzer Zeit ganz nachgelassen —" Elisabeth sah ihn zitternd und ungewiß an. War das nicht eher ein gutes Zeichen?

Er fuhr fort: „Der Direktor hat nichts dagegen, wenn Sie Ihren Bräutigam sehen wollen."

„Es wird ihm nicht schaden?"

„Nein, es wird ihm nichts mehr schaden," antwortete Werner leise, als wollte er den Schlag dämpfen, den er im Begriff war zu geben.

Nicht mehr! Elisabeth verstand, was das hieß; einen Augenblick fühlte sie sich von kaltem Schwindel ergriffen, dann hörte sie wieder die fast brüderlich liebevolle Stimme

Digitized by Google

Werners: „Hier, nehmen Sie dies Tuch, und — kommen Sie, es wird nicht lange dauern."

Es war alles so sonderbar; der Mond schien geheimnisvoll auf sie, als sie die hundert Schritt zum Krankenhaus gingen, das lange, graue Gebäude lag hell und doch so fremd in seinem Lichte, — konnte sie denn dies traumhafte Gefühl gar nicht abschütteln?

Bis jetzt war Elisabeth nur am Tage in die Anstalt gegangen; die helle Beleuchtung der Korridore, die einige Ecken dafür in desto tieferen Schatten ließ, — alles war wunderbar, anders wie sonst! —

Aber nein, hier war Georgs Thür, jetzt hörte das Träumen auf und das Leben begann — oder der Tod!

Der Direktor stand am Krankenlager, er sah sich um, als die Thür geöffnet wurde, dann gab er Elisabeth die Hand und trat zurück. Es war nicht mehr nötig, daß er zur Vorsicht ermahnte. —

Georg saß, von Kissen unterstützt, fast aufrecht im Bett, so konnte er leichter atmen; die Augen hatte er geschlossen. Elisabeth ergriff seine Hände. Nun der leere, finstere Blick fehlte, war es wieder das geliebte, vertraute Gesicht; fast wünschte sie, er möchte die Augen nicht öffnen. Und doch!

Aber nimm ihn nicht in einer Wolke! flehte ihr Herz.

Sie kniete an seinem Bett nieder.

Wie hatte sie das erste Mal, als sie ihn hier besucht, gewünscht, ihn allein, ohne Zeugen zu sprechen; auch jetzt waren deren zwei im Zimmer, aber sie versanken und verschwanden immer ferner, immer weiter, bis sie das Gefühl hatte, er und sie seien allein auf der stillen Welt — und Gott.

„Georg, Liebster —"

Er schlug die Augen auf: „Elisabeth, du bist bei mir?"

Es giebt Augenblicke in unserm Leben, wo wir Wunder erwarten, ja wo Wunder uns das Natürliche scheinen. Elisabeth dachte an keine natürliche Erklärung, wie die Aerzte, die sie vergessen hatte, denen gerade dies letzte Licht ein Zeichen war, daß das Ende nahte, sie sah nur die Augen, die mit der alten Liebe auf ihr ruhten und hörte die zärtliche, vertraute Stimme: „Gott segne dich, Elisabeth!" — — — — — — — —

— —

Elisabeth fühlte sich sanft aufgerichtet, und vom Lager fortgezogen. „Es ist vorbei," sagte Werner leise.

Vorbei? Was?

Der Geist hatte seine Fesseln gelöst, seinen Kerker verlassen, und ihr war es vergönnt gewesen, ihn noch einmal zu sehen, als er die entstellende Hülle von sich streifte. Ohne Sträuben ließ sie sich von Werner fortführen.

Wieder umzog das blaue Mondlicht die Straße und die beiden einsamen Wanderer mit seinen zauberhaften Fäden, — würde Elisabeth diese Erde je wieder ansehen, wie sie es sonst gethan?

Ohne zu sprechen, gingen sie vorwärts. Jetzt rief Werner eine Droschke an: „Nach der vorderen Vorstadt." Es berührte sie kaum, als, dort angelangt, Frau von Dalberg sie mütterlich und liebevoll in die Arme schloß, sie ließ es geschehen, dann stellte sie sich ans Fenster. Mit heißen Wangen und glänzenden, weit offenen Augen sah sie in den friedlichen Himmel, das Mondlicht schien ihn mit der Erde zu verbinden durch eine breite, lichte Straße — — — nur wenige Schritte aus dem unteren in das obere Stockwerk — — —

> Einst liegt der Erde Trauern
> Weit hinter uns, ja weit!
> In Zions goldnen Mauern
> Schweigt alles Erdenleid!

— —



— — — „Aber Herr Doktor, diese Fassung ist unnatürlich," sagte Frau von Dalberg beunruhigt im Nebenzimmer zu Werner.

„Sagen wir lieber übernatürlich, gnädige Frau, die Reaktion wird kommen, und sie wird dann niedergeschlagen und betrübt sein, aber doch wird ihr diese Stunde geholfen haben, den Tod als das anzusehen, was er in diesem Falle wirklich war — eine Erlösung."

„Sie mögen recht haben," war die seufzende Antwort. „Wäre nur Klara hier!"

---

18. Kapitel.

Erst Kampf, dann Freude!
Kann es anders sein?
Ward jemals schon
Ohn' Kampf die Freude dein?

„Ein Brief für mich, Tantchen?"

„Ja, Klärchen, wie mir scheint von deiner Mutter, sie will dir gewiß von dem Begräbnis deines armen Vetters berichten. Genieße nur deinen Brief recht in Ruhe, ich habe vor Tische noch einen Besuch zu machen."

Frau Major von Dalberg verließ das Zimmer, und Klara nahm den Brief ihrer Mutter und erbrach ihn. Sie wechselte einige Male die Farbe beim Lesen, endlich legte sie ihn mit einem tiefen Seufzer zusammen, stützte den Kopf in die Hand und versank in Nachdenken.

Ein Klingeln störte sie, — doch hoffentlich jetzt kein Besuch?! Sie hörte einige Worte wechseln, dann schloß sich die Entreethür wieder, und es wurde alles still.

Noch einmal nahm Klara den Brief vor.

Ja, es war nicht anders, mit klaren Worten schrieb ihre Mutter zum Schluß: Und nun, liebes Kind, denke ich, du fassest einen schnellen Entschluß und kommst jetzt nach Hause, nicht wahr? Ich, wir alle haben so große Sehnsucht nach dir, und du bist fast ein Vierteljahr fort! — —

O, sie selbst hatte auch oft so große Sehnsucht nach der Heimat, — aber ohne daß sie sich ganz klare Rechenschaft darüber ablegte, war es das Bild Werners und Elisabeths, das sie immer wieder zu einem inneren Zurückweichen vor dem Gedanken der Heimreise veranlaßte. Als sie vor 8 Tagen die Nachricht von Georgs Tode erhalten, war sie betrübt, erschüttert, voll herzlicher Teilnahme für den augenblicklichen tiefen Kummer Elisabeths; zu gleicher Zeit hatte sie aber das Gefühl — jetzt braucht Werner seiner Liebe nicht mehr lange Fesseln anzulegen! — Gott sei Dank! daß ich nicht da bin, es anzusehen! — —

Und nun schrieb ihre Mutter, ob sie nicht kommen wollte?! Was hatte es dann überhaupt genützt, so lange fortzureisen?! — — Weshalb aber wollte sie nicht mit ansehen, wie Werner und Elisabeth glücklich würden? Gönnte sie es ihnen nicht?

Eine dunkle Röte ergoß sich über Klaras Gesicht, — es giebt wohl kein Wort, das für stolze Herzen einen niedrigeren Klang hat, als Neid, und sie hatte sich eben darauf ertappt! Es litt sie nicht mehr mit ihren quälenden Gedanken im Zimmer, sie wollte noch in den klaren, frischen Wintersonnenschein, um sie abzuschütteln, — aber nach wenigen Schritten schon stand sie wieder still.

Was wollte sie? Ausweichen? Aufs neue feige ausweichen, wie sie es schon mit dieser ganzen Reise gethan? Was kam dabei heraus?! Was hatte sie dadurch gewonnen, daß sie selbstsüchtig nicht an das Entbehren ihrer Mutter gedacht, sondern nur daran, wie sie selbst einen ihr drohenden Schmerz vermeiden konnte?

Einen kurzen, heißen Kampf kämpfte Klara mit sich, als sie so neben dem Tisch stand, auf dem ihrer Mutter Brief lag, — aber sie siegte.

Und wie es heldenmütigen Herzen geht, wenn sie einen guten Entschluß fassen,

gegen den sie sich lange gesträubt, so hatte auch Klara das Gefühl, für eben dies Sträuben eine Genugthuung zu leisten. Deshalb stieg zugleich mit dem festen Vorsatz, so schnell wie möglich abzureisen, das Gelübde in ihr auf: Was ich thun kann, um ihnen, die mir beide teuer sind, zu helfen und die Liebe einer Schwester zu zeigen, — das soll geschehn! Ein trauriges Lächeln flog dabei über ihr Gesicht, — noch war es ja nicht nötig an das, was die Zukunft bringen konnte, so viel zu denken, — aber Leute von lebhafter Phantasie sehen eine Thatsache, die nach ihrer Ansicht in einiger Zeit bestimmt kommen wird, meist schon in der Gegenwart innerlich als fait accompli an.

Und das ist gut für mich, desto eher werde ich damit fertig, dachte Klara, als sie hinausging um sich noch vor Tisch nach der Abfahrt des nächsten Schiffes zu erkundigen.

Im Korridor begegnete ihr der Bursche ihres Onkels mit verblüfftem Gesicht. „Ach, ich dachte, das gnädige Fräulein wären mit der gnädigen Frau ausgegangen, hier war ein Herr —"

„Nach mir?"

„Ja wohl, er hat seine Karte hier gelassen."

„Nun, es schadet nichts, Joseph," sagte Klara mit beruhigendem Lächeln, „geben Sie nur her!"

Mit der Karte in der Hand ging sie in ihre Stube und legte sie auf den Tisch, während sie sich schnell zum Ausgehen fertig machte. Im Begriff, das Zimmer zu verlassen, fiel ihr Blick noch einmal auf die dort liegende Visitenkarte.

Ich muß doch nachsehen, wer mich hier besuchen kann, war ihr Gedanke, als sie sich darüber beugte und sie las:

Dr. Werner Rothammer.

Wie kommt es nur, daß einige unschuldige, gedruckte Worte die Atome unseres Gehirns, unseres Herzens in so fieberhafte Thätigkeit versetzen können?

Preisfrage für die Materialisten!

Hinter den Atomen muß doch mehr stecken, als diese Herren denken.

Klara holte tief Atem. Wie kommt er hierher? Was will er hier?

Fast hätte sie im Anschauen der kleinen Karte und der dadurch geweckten Vermuthungen vergessen, was sie selbst eben gewollt; — sie sah nach ihrer Uhr. Schon ein Viertel auf Zwei! Wenn überhaupt noch vor dem Essen, so mußte sie jetzt wirklich gehn!

Schnell schritt sie durch die belebten Straßen; bei einem Kunstladen blieb sie stehen, ein großes Bild der Defreggerschen neuen Madonna im Schaufenster fesselte ihre Aufmerksamkeit. Sie hatte schon immer große Aehnlichkeit mit Elisabeth darin gefunden, würden diese sanften, traurigen Augen je wieder in dem Ausdruck innigen, tiefen Glückes strahlen, wie sie es im Anfange ihrer Bekanntschaft gethan? — Ach, wie bald vielleicht! —

Selbstvergessen blickte Klara auf das Bild, so bemerkte sie nicht, wie ein Paar dunkler Augen sie einige Sekunden schon freudig überrascht angesehen: War sie es? Ja, sie mußte es sein! So stolz und zugleich anmutig trug keine andere ihr Haupt!

Mit tiefem Seufzen wandte sich Klara von dem Bilde ab, da stand der Besitzer der dunklen Augen auch schon vor ihr: „Fräulein Klara, ich bin so glücklich, Sie wiederzusehen!"

Er sah dabei mit so innigen Blicken auf sie, daß es Klara ganz heiß wurde. Aber sie wollte ihren Vorsatz nicht vergessen. Herzlich erwiderte sie seinen Händedruck: „Ich freue mich auch sehr, Sie zu sehn, Herr Doktor; wie gehts zu Hause und der armen Elisabeth?"

Dann wandte sie sich wieder halb zu dem Bilde. „Ich dachte eben an sie; mich erinnert diese Madonna so an ihr liebliches, trauriges Gesicht! Ist sie möglichst wohl?"

„Nun, ihr Körper muß jetzt für die letzten Monate der Spannung und Aufregung büßen, aber das ist ja natürlich! Ich hoffe, sie wird sich in der liebevollen Pflege Ihrer Frau Mutter bald wieder erholen; da ists nun allerdings unbedingt nötig, daß Sie

nach Hause kommen, um Ihre Mama zu pflegen — es handelt sich nur darum, dann auch jemand zu finden, der für Sie sorgt!" Ein leuchtender warmer Blick begleitete seine Worte. „Aber nun sagen Sie, wie geht es Ihnen?"

„Danke, ich bin ganz gesund und wohl."

„Und wo wollen Sie jetzt hingehn?"

„Ich wollte mich eben nach dem nächsten Schiff für meine Heimreise erkundigen."

„Also wirklich? Wie sich Ihre Frau Mutter freuen wird! Wir alle! Ich kann Ihnen übrigens, da ich eben denselben Gang gemacht habe, ganz genaue Auskunft geben. Morgen vormittag 10 Uhr geht die Möwe, Kapitän Thomas, nach Königsberg ab. Darf ich Ihnen einen Platz bestellen? Die Frau eines Kollegen reist auch, um ihre Schwester in unserer Residenz zu besuchen. Werden Sie aber auch mit Packen fertig?"

Klara lächelte ihm zu. „Ich denke doch! Sie sind also so freundlich und besorgen mir einen Platz? Dann spare ich mir gern den Gang, es ist schon spät und ich muß pünktlich zum Essen zu Hause sein."

„Wenn Sie erlauben, begleite ich Sie noch!"

Wie anders sahen doch plötzlich die Straßen aus, — alle Menschen schienen fröhlich! War sie, die jetzt mit leuchtenden Augen im funkelnden Sonnenschein ging, dieselbe, die vor einer Stunde noch so traurig war?

Ach, jetzt keine Gedanken, kein inneres Sezieren! Sie hörte wieder seine herzliche, kräftige Stimme, die ihr selbst Leben und Freude mitzuteilen schien, — warum sich den Genuß trüben?! Und so ging sie schweigend und froh neben ihm her, während er mit inniger Teilnahme von Georg und Elisabeth sprach und dann erzählte, daß er eine geheilte Kranke hierher gebracht, „und nun freue ich mich darauf, nach der schrecklichen Eisenbahnfahrt morgen die Reise zu Wasser zu machen — die Heimreise mit Ihnen zusammen! Aber ich rede fortwährend," wandte er sich dann plötzlich zu Klara, „und Sie schweigen! Und dabei müssen Sie sich doch vorstellen können, welche Sehnsucht wir manchmal an dem einsamen Theetisch gehabt haben, Ihre Stimme wieder zu hören!"

Klara sah ihn errötend an — und schwieg. Sie hatte sich auf einen so ganz andern Ton präpariert!

Jetzt waren sie am Hause, wo ihr Onkel wohnte, angelangt. „Kommen Sie noch etwas mit nach oben?" fragte sie ihn.

„Nein, danke, ich habe noch ein paar Besuche bei hiesigen Kollegen zu machen. Und morgen gehts mit uns beiden nach Hause, nicht wahr?"

Er lächelte sie so glücklich, so befriedigt an, — auch ihr wurde warm ums Herz.

„Und nun sprechen Sie noch ein Wort bis morgen um zehn Uhr," bat er dann.

Sie gab ihm die Hand. „Adieu, Herr Doktor, auf Wiedersehn!"

Es galt noch einen kleinen Sturm zu bestehn, als Klara bei Tische ihren Verwandten mitteilte, daß sie morgen abreisen wollte.

„Es ist nicht möglich, Kind! Wie kommst du auf so plötzliche Einfälle?" meinte ihr Onkel.

Und die Tante jammerte: „Wir könnten es nie vor deiner Mutter verantworten, wenn wir Dich im tiefsten Winter bei dieser Kälte reisen ließen!"

Klara lachte: „Liebe Tante, wie kannst du so ungerecht sein, dies Wetter zu schelten? Ich habe seit heute die feste Ueberzeugung, daß der Frühling nicht am 21. März, sondern am 1. Februar anfängt. Es ist ja herrlich weich und mild!"

„Du hast ganz recht, Kind, nur ein wenig zu weich und zu mild; morgen haben wir Thauwetter, bedeckt und neblig, und das ist zur Seereise nicht behaglich," erwiderte der Major.

Aber Klara, sich auf den Wunsch der Mutter berufend, blieb fest, und seufzend half am Nachmittage die Tante selbst beim Einpacken.

Digitized by Google

19. Kapitel.

Wie, nur zum Tode wäre dein Lieben aufgewacht?
Geboren und vergehen soll es eine Stunde sehn? —
Dahn, Amalungen.

„‚Dort Europens letzte Küste‘,“ sagte der Assessor Gosling zu Klara, die inmitten einiger Herren und Damen auf dem Verdecke der Möwe stand und dem zurückweichenden Lande nachsah. „Wäre es klar, so würden wir das liebe Pommerland noch viel länger sehen können, — wer vermutete aber auch nach dem gestrigen strahlenden Sonnenschein dies neblige, trübe Wetter?“

„Ich,“ erwiderte Klara lächelnd, „das heißt, eigentlich mein Onkel, der mich dadurch von der heutigen Reise abzubringen versuchte, indem er mir mit „Ostseeküstennebel“ drohte.

„Alle Achtung vor den Prophezeiungen Ihres Herrn Onkels, — hatte er Ihnen auch vorher gesagt, daß Königsberg in uns beiden,“ — er warf einen Blick auf den neben ihm stehenden Werner, — „seine Abgesandten schicken würde, um Sie sicher heim zu geleiten?“

Klara lachte. „Nein, Herr Assessor, es war wirklich eine völlige Ueberraschung für mich, Sie ebenfalls hier zu sehen.“

„Hoffentlich keine zu unangenehme?“

„Durchaus nicht,“ war die unbefangene Antwort, „aber Sie haben mir noch nicht mitgeteilt, wann und warum Sie eigentlich nach Stettin gekommen sind?“

Der Assessor zuckte die Schultern, dann blies er kunstvolle, blaue Ringe aus seiner Cigarre und sah ihnen nach. „Das ist allerdings eine abenteuerliche Geschichte, gnädiges Fräulein, da wir ja aber hier unter lauter guten Bekannten sind, könnte ich sie trotzdem erzählen.“

Klara warf einen etwas zweifelnden Blick auf die um sie Stehenden, soviel sie wußte, waren es außer ihr und Werner lauter Fremde.

Der Assessor sah und verstand ihren Blick. „Seien Sie ganz ruhig, gnädiges Fräulein; mein liebenswürdiger Vorgesetzter hätte zwar verdient, daß ich ihn durch Namennennung ein wenig annagelte, aber ich wills ihm noch mal schenken! Also, — ich war wieder einmal sehr unzufrieden mit ihm, (mit mir ist ers immer!) und ich hatte die größte Lust, die ganze Geschichte zu quittieren, wenn die reiche, alte Tante, die ich mal beerben will, nicht noch immer denselben Fehler hätte, wie bisher —“

„Was ist das für ein Fehler?“ unterbrach ihn lachend ein etwas yankeemäßig aussehender Herr an seiner Seite, „stirbt sie noch immer nicht?“

„Etwas viel schlimmeres! — Sie existiert noch immer nicht!“ Er sah Klaras mißbilligenden Blick und fuhr schnell fort. „Mir blieb also nichts weiter übrig, als weiter dienen auf Avancement. Ich machte daher dem hohen Herrn, als er mich entließ, auf seine Grobheiten schweigend die höflichste Verbeugung, die ich gerade auf Lager hatte; dann ging ich den Pegel entlang — to let the steam of, wie die Engländer höchst passend sagen! Ich kann nicht leugnen, ich sah den fliegenden Wolken mit etwas wie Neid nach!“

„So als moderne Maria Stuart: Eilende Wolken, Segler der Lüfte —?“ scherzte die junge Frau eines Kollegen des Dr. Rothammer.

„Nein, gnädige Frau,“ antwortete der Assessor trocken, „ich citiere lieber Heine, Sie kennen doch seinen Seufzer:

Ihr lieben Wolken, nehmt mich mit,
Bringt mich an einen andern Ort,
Nach Lappland oder Afrika —
Und sei's nach Pommern! Fort, nur fort!

Nun, was Lappland und Afrika anbetrifft, hätte ich wirklich als Beförderungsmittel nur auf die Wolken reflektieren können, und die kümmern sich nicht um einen armen Assessor, —

von wem sollten sie es auch gelernt haben?! — aber nach Pommern rüstete eben die Schwalbe von Kapitän Martens, ich redete mit ihm, holte meinen kleinen Handkoffer und kam gestern in Stettin an. Ich hätte mich hier nun gern ein paar Tage aufgehalten, aber mein Unstern wollte, daß ich Freund Rothammer traf, und dessen vernünftiges Zureden und die Aussicht auf die angenehme Gesellschaft hier auf der Möwe veranlaßten mich, schleunigst wieder zu meinem verehrten väterlichen Regierungsfreunde zu eilen, so ungefähr wie ein entlaufener Sextaner, dem nach ein paar Meilen Courage und Fourage ausgegangen ist!"

Er warf das letzte Endchen seiner Cigarre in weitem Schwunge ins Meer. „Und nun bitte ich Sie tausendmal um Verzeihung, daß ich Sie mit meiner Geschichte gelangweilt habe, während der Nebel da vor uns immer dichter wird. Ein unbehagliches Wetter, nicht wahr?"

„Ich liebe es gerade so," meinte Klara, „dunkel, mild und weich."

„Aber die Feuchtigkeit in der Luft kann leicht Erkältungen geben, ich habe Ihr Tuch aus der Kajüte geholt, bitte, nehmen Sie es der Vorsicht halber," und Werner legte es um ihre Schultern.

„Danke," sagte Klara leise, dem warmen Blick seiner Augen ausweichend.

Der Assessor sah sie aufmerksam an, dann sagte er plötzlich: „Entsinnen Sie sich noch des letzten Mals, da wir zusammen auf See fuhren, gnädiges Fräulein? Es war im Anfang des Sommers, wir hatten damals ein so interessantes Gespräch über die Liebe; — ich habe noch manchmal daran gedacht, wissen Sie es auch noch?"

„Ja," sagte Klara kurz, eine tiefe Röte schlug in ihr Gesicht, sie drehte sich um und stellte sich schweigend dicht neben die liebenswürdige kleine Doktorfrau.

Verwundert hatte Werner zugehört, dann trat er ruhig zu ihr. Mit so vertrauender, beschützender Zärtlichkeit sah er sie an, daß Thränen in ihre Augen stiegen. Aber sie wandte sich ab und sah, auf die Balustrade gelehnt, die das Verdeck an der einen Seite umgab, ins Meer. — Ob sie es noch wußte und daran dachte? O wie oft! Besonders seit gestern, wo sie den Irrtum der letzten Monate erkannt. Wohl schlug ihr Herz, wenn sie Werners Stimme hörte, im Gefühl kommender, großer Freude, aber bald sank es wieder, — war sie im Begriff eine Untreue zu begehen, gegen sich selbst, — denn wie hatte sie früher gesprochen?! — oder gegen einen Toten? —

Immer wieder brachte sie diese Stimmen in sich zum Schweigen, sie wollte nicht klar in ihrem Herzen lesen; — aber ein Zustand des Zwiespalts ist immer ein Zustand des Elends! —

„Herr Doktor, glauben Sie, daß dieser Nebel uns gefährlich werden kann?" fragte da eben etwas ängstlich die Frau seines Freundes.

Der yankeemäßig aussehende Herr — er war ein Deutscher, aber erst vor kurzer Zeit aus Amerika zurückgekehrt — kam Werners Antwort zuvor. „Gefahr in diesem Teich? Ich bitte Sie, wie wäre das möglich?" Ein verächtliches Lächeln deutete an, daß ein Mann, der den großen Ocean durchschiffte, der Ostsee unmöglich die Ehre erzeigen kann, sie zu fürchten.

Das verletzte aber den Lokalpatriotismus der Doktorfrau. „O bitte," entgegnete sie eifrig, „die Ostsee gilt trotz ihrer Kleinheit für eins der gefährlichsten Meere. Besonders in der Gegend, wo der Adlergrund ist, stranden so oft Schiffe. Wenn man nur wüßte, wo man hier wäre!"

Der Assessor, der sich eben mit einem Matrosen unterhalten, trat wieder zu den Passagieren. „Ich kann Ihnen, da ich mich eben erkundigt habe, in diesem Falle als Cicerone dienen. Also, meine Herrschaften, in der Richtung," er deutete mit der Hand nach Norden, „liegt Bornholm, hier dagegen die pommersche Küste; rechts oder links, das wußte mein Gewährsmann nicht so genau, befinden sich die von der gnädigen Frau so gefürchteten Klippen, der Adlergrund. Ja, — wenn man sehen könnte, würde man das alles sehen, aber wie Sie sehen, ist hier nichts zu sehen! Nun ich denke, wir

ängstigen uns nicht eher, als bis unser Kapitän es für unbedingt nötig erklärt, dann kanns ja in corpore geschehen!"

Wieder Lachen und Sprechen; Klara stand mit dem Rücken gegen die Gesellschaft gekehrt und sah in das wogende Grau von Himmel, Luft und Wasser. Die Sonne blickte nur noch wie ein strahlenloser, fahler Mond durch den Nebelschleier. Sie stand schon ziemlich tief, war sie erst untergegangen, so würde die jetzige Dämmerung sich schnell zur Dunkelheit verdichten, und dazu der Nebel!

Ein langgezogener, dumpfer, heulender Ton klang wie aus weiter Ferne an Klaras Ohr.

„Was war das?"

„Nur ein Nebelhorn, gnädige Frau," beruhigte Werner die erschreckte Frau seines Freundes. „Die Schiffe, die auf See sind, wollen sich damit gegenseitig vor einem Zusammenstoß schützen. Passen Sie auf, gleich wird unser Schiff antworten."

Richtig! Derselbe Ton, nur ganz nahe und stark. Unwillkürlich zuckte Klara zusammen.

„Es ist deswegen noch durchaus keine Ursache zur Furcht," sagte Werner, dicht zu ihr tretend, „Sie kennen doch den Ton, nicht wahr?"

„Ja, aber es ist solch großer Unterschied, ob man ihn am sichern Ufer anhört, oder ob man selbst mitten im Nebel fährt," antwortete Klara, ohne ihn anzusehen, „sehen Sie nur, man kann ja die Herren, die zehn Schritte von uns entfernt stehen, nicht mehr unterscheiden!"

Das war richtig; oben, unten, zu beiden Seiten alles grau, sogar die Sonne jetzt verschwunden! Immer häufiger ließ die Möwe ihren warnenden, unheimlichen Ruf erklingen, aus verschiedenen Richtungen antworteten in kurzen Zwischenräumen zwei andere Schiffe; weil man sie nicht sah, konnte man glauben, die dicke, graue Luft habe eine Stimme erhalten.

„Wie lange kann diese angenehme Musik noch dauern?" fragte etwas nervös ein Herr, der zum erstenmal die See befuhr.

„Nun, eine ganze Weile; wenn der Nebel vor der Nacht nicht mehr fällt, die Nacht hindurch; wir thun gut, uns bei Zeiten daran zu gewöhnen. Ich schlage vor, wir ignorieren jetzt mal diese melancholischen Töne und sprechen von etwas anderem, unsere Stimmen klingen immerhin besser als Nebelhörner. Einer der Herren kann uns ja eine Beruhigungsrede halten, ein besseres Auditorium findet er so leicht nicht wieder!"

Und bald hörte Klara hinter sich eine lebhafte Unterhaltung im Gange. Auch Werner, der bis jetzt ziemlich schweigsam gewesen, mischte sich hinein, gewiß um über die ängstliche Spannung, in der die Damen sich befanden, hinwegzuhelfen; wie ein rechter Arzt, dachte Klara, der, selbst stark, Mitleid hat mit den Schwachen, selbst gesund, desto mehr an die Kranken denkt.

Wie still war er die letzten Stunden gewesen, und er hatte sich doch offenbar so über ihr Nachhausekommen gefreut! Kann ich mich denn nicht auch freuen? Ja, sie hätte es gekonnt und gethan, wenn nicht ein anderes Bild vor ihr geistiges Auge getreten und sie, so schien es ihr, mit schmerzlichem Vorwurf angesehen.

Ach, wer gab Klarheit in diese auf- und abwogenden Herzensnebel!

Und wieder hörte sie auf Werners wohlthuende, ruhige, kraftvolle Stimme. „Das ist ein Irrtum, gnädige Frau, ich spreche sogar sehr ungern öffentlich. Ich erinnere mich noch meiner Verlegenheit, als ich vor ein paar Jahren einmal in Padua in die Lage kam. Ich sollte dort im Auftrage der guten Stadtverordneten von Bologna einige neue Einrichtungen im Krankenhause in Augenschein nehmen. In einem Saale hielt der eine Professor seinen Studenten Vortrag, er hatte mich aufgefordert, doch zuzuhören, und ich sitze nun da im Angesicht der akademischen Jugend auf einem Stuhl neben dem Katheder. Es war ein heißer Tag, und ich früh aufgestanden, so war ich nicht besonders aufmerksam, doch plötzlich wurde ichs. Il medico tedesco, schlägt da so verschiedentlich

Digitized by Google

an mein Ohr, und ehe ichs mich recht versah, fordert er die Studenten auf, sich zum Zeichen ehrender Anerkennung zu erheben, und ich stehe nun plötzlich so dreißig jungen Menschen gegenüber, die natürlich einige Worte von mir erwarten, — von mir, der ich kaum wußte, worüber der Professor eben doziert hatte. Nun, es mußte gehen und es ging. — aber ich glaube, es war einer der unangenehmsten Momente meines Lebens!"

Seine Zuhörer lachten. Und noch klang sein Lachen, das sich darein mischte, in Klaras Ohren, als ein plötzlicher, heftiger Stoß das Schiff erbeben machte. Klara taumelte gegen die Brüstung, da stand Werner schon neben ihr. Er machte eine Bewegung, als wollte er sie an sich ziehen, aber er bezwang sich, und gleich stand sie wieder fest und sicher. Hinter ihnen entstand ein Laufen, Schreien, Fragen der Passagiere, Antworten und Rufe des Kapitäns, — alle die unbeschreibliche und doch so oft beschriebene Verwirrung, die von einem Schiffsunfall unzertrennlich ist, — was war denn eigentlich geschehen?

Einen Augenblick vergaß Werner, als er so vor Klara stand, alles um sich herum, tief beugte er sich zu dem blassen Gesicht, dessen dunkle Augen ihn fragend ansahen, und ergriff ihre Hand. „Klara, wir wissen nicht, was die nächsten Minuten uns bringen, — — —"

Einige kurze Sekunden tauchten ihre Augen ineinander, berührten sich ihre Seelen, — einige kurze Sekunden; dann ein leiser, kaum merklicher Druck ihrer Hand, und sie zog sie aus der seinigen. Ihre Lippen zuckten. „Nein, wir wissen es nicht," antwortete sie kaum hörbar und wandte sich ab.

Einige kurze Sekunden und doch eine Entscheidung! — —

Er sah sie stumm und schmerzlich an, dann drehte er sich um; jetzt war nicht der Augenblick, müssig zu stehen. Die Möwe war, trotz aller Vorsicht — der Kapitän hatte seit Anfang des Nebels jede fünf Minuten die Tiefe gemessen, — mit einer Seite aufgefahren, das Wasser drang durch die von der Klippenspitze zersplitterte Planke und langsam neigte sich das Schiff auf die Seite.

Mit entsetztem Aufschrei klammerte sich die Doktorsfrau an Werners Arm: „Mein Mann, mein Mann, — retten Sie mich, was wird aus mir? —"

Werner suchte sie zu beruhigen: „Vielleicht läßt sich das Leck verstopfen, außerdem haben wir Rettungsboote, und die Küste kann nicht zu fern sein, ich werde gleich einmal mit dem Kapitän sprechen, — gehen Sie solange zu Fräulein von Dalberg."

Krampfhaft schluchzend stand sie bald darauf neben Klara.

„Halten Sie sich an der Brüstung fest," riet diese ihr freundlich; denn stetig, wenn auch langsam senkte sich die Möwe, ihr Verdeck bildete nicht mehr eine wagerechte, sondern eine schräge Fläche, auf der man nur mit Mühe gehen konnte. Die Vorbereitungen zur Rettung wurden eifrig in Angriff genommen.

Klara sah still in das bewegte Treiben, wie in die Bilder eines Kaleidoskops. Neben dem Kapitän stand Werner, die Matrosen lösten eben die Rettungsboote. Jetzt schwamm das größere schon auf dem Wasser, bald würde ihm das kleinere folgen, ein Matrose wollte das Tau, an dem es befestigt war, eben um einen Schiffspfosten schlingen, — da plötzlich eine tiefere Senkung des Schiffes, der Matrose fiel taumelnd nieder — ein vielstimmiger Schreckensschrei der Zuschauer — und leicht glitt das kleine Boot in den verhüllenden Nebel! —

Klara sah es, aber mit den Augen einer, die es nichts mehr angeht. „Wir wissen nicht, was die nächsten Minuten bringen," hatte sie zu Werner gesagt. Sollte es der Tod sein, ein Wiederfinden mit Ernst? Nur eine kurze Zeit noch, und der Zwiespalt in ihr war gelöst, und sie hatte dann Treue gehalten! Und so wandte sie sich ab von Werner, — war er jetzt betrübt? Er wird es ja nicht mehr lange sein! So erschrak sie auch nicht, als das Rettungsboot fortglitt, — sie hatte kaum an Rettung für sich gedacht.

Da näherte sich ihr der Assessor. „Kommen Sie jetzt mit, Frau Doktor, gnädiges Fräulein, das Boot wartet."

Digitized by Google

Klara wandte sich zu ihrer Gefährtin. Diese war in ihrer Todesangst auf die Kniee gesunken, Klara beugte sich zu ihr nieder.

„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast," betete die Knieende in ihrer Verwirrung.

„Sie müssen jetzt gleich aufstehen," sagte Klara ruhig und bestimmt, „es ist alles zu Ihrer Rettung bereit."

Sie hörte und sprang auf. „Gerettet? Ist es wahr?"

„Ja, es ist wahr, kommen Sie!" Und Klara führte sie zum Boot.

Werner und der Kapitän standen dabei, mit Umsicht und Besonnenheit das Einschiffen der Passagiere überwachend.

Der Assessor trat zu Werner, beide Männer tauschten einen festen, sekundenlangen Händedruck, —

„Steigen Sie zuerst ein," sagte Werner mit tiefem Atemzuge; „ich helfe den Damen hinein, Sie nehmen sie dann im Boote in Empfang."

Mit lauten erregten Worten näherte sich jetzt der Deutsch-Amerikaner, der sich für alle Fälle einen Schwimmgürtel umgebunden, dem Kapitän. Der antwortete ernst: „Ich bedaure es, aber ich kann nicht zugeben, daß das Boot übermäßig belastet wird, — wenn diese Damen noch darin sind, so ist es bis auf den letzten Platz besetzt."

„Aber ich bitte Sie, was wird aus mir?!"

„Sie müssen Ihre Gefahr stehen, so gut wie wir," war die mit Achselzucken gegebene Antwort.

Werner hatte der Frau seines Kollegen ins Boot geholfen, jetzt wandte er sich an Klara: „So, nun Sie, — leben Sie wohl!"

Sie trat einen Schritt zurück: „Wo bleiben Sie?"

„Vorläufig auf dem Schiff, — aber kommen Sie, schnell!" Dann ihr Zögern bemerkend, setzte er hinzu: „Fürchten Sie sich nicht; es sind ganz zuverlässige Matrosen im Boot —"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich steige nicht ein, nein!"

Zum erstenmal verlor er seine Ruhe, mit festem, fast schmerzhaftem Griff faßte er ihren Arm: „Ich bin Ihrer Mutter verantwortlich für Sie, Sie müssen jetzt gehorchen!"

Ein Schritt und sie war im Boot, um gerettet zu werden, und Werner blieb im Schiff, — und sie würde ihn vielleicht nie wiedersehen!

Es giebt Augenblicke, wo unser Denken nicht das ihm gewöhnlich gewiesene Geleise des „Nacheinander" innehält, sondern wo eine ganze Reihe von Gedanken mit einem Male klar und deutlich neben einander erscheinen. So ging es in dieser Sekunde Klara.

Wohl hätte sie sterben können, allein oder mit ihm zusammen, und alles wäre dann ja bald licht geworden, aber daß sie gerettet werden sollte, und er verlassen und seine letzten Stunden vielleicht getrübt durch sie — — —!

Und Ernsts geliebte Augen schienen wieder auf ihr zu ruhen, aber der Vorwurf in ihnen hatte jetzt seine Erklärung gefunden; sie verstand ihre schmerzliche Frage: „Bei mir konntest du nicht sein, als der Abschied kam, aber es steht in deiner Macht, bei ihm zu bleiben, — soll er auch verlassen sterben?" — — —

„Einen Treubruch fürchtest du?" — — —

„Würdest du nicht vielmehr dir selbst, der Liebe zu allem, was männlich, tapfer, wahrhaftig ist, untreu werden, wenn du ihn nicht liebtest?" — — —

„Sieh ihn an, er bezwingt sein Herz, das dich gern noch einmal auf dieser Erde an sich ziehen möchte; er ist anders als alle, die du kennst; du liebst in ihm das, was du in mir liebtest; er will und kann dir das werden, was ich nach einem höheren Willen dir nicht werden sollte, — zweifelst du noch?" — — —

Wenige Sekunden genügten, um diese Fragen wie von grellem Licht beleuchtet ihr vor Herz und Geist zu stellen, — — — sie trat ganz dicht zu Werner, die Blässe ihres Gesichts war einer dunkeln Röte gewichen. „Verlangen Sie nicht, daß ich einsteigen soll," bat sie mit zitternder Stimme, ohne ihn anzublicken.

Digitized by Google

„Ich muß es; machen Sie mir meine Pflicht nicht noch schwerer," antwortete er.

Aber das Licht, das ihr eben aufgegangen, hatte auch ihren schwankenden Willen fest gemacht. Sie sah ihn an. „Ich kann Sie nicht verlassen, wirklich nicht! Behalten Sie mich bei sich, — o bitte — —"

„Klara?!"

Halb fragend, halb frohlockend klang es, dann setzte er hinzu: „So bleiben Sie, in Gottes Namen!"

Es war ihnen auch keine Wahl mehr gelassen, denn der Schwimmgürtelbesitzer hatte, obgleich der Assessor ernstlich protestierte, das sekundenlange Zögern Klaras benutzt, um einzusteigen. „Sie hören ja, die Dame will nicht herein; hier ist sich jeder selbst der Nächste!"

„So wünsche ich, daß Sie mich wieder herauslassen," rief Gosling erregt.

Aber es war zu spät, — das haltende Tau war gelöst und in schwerfälliger Eile entfernte sich das gefüllte Boot von den drohenden Klippen.

Einen Augenblick sahen die Zurückbleibenden dem verschwindenden nach, dann wandte sich Werner zu Klara und zog sie an sich; mit leuchtenden Augen sagte sie leise: „Nun bleiben wir zusammen im Tode."

„Oder im Leben; noch dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben," damit wandte er sich zum Kapitän: „Wie lange können wir noch auf dem Schiff bleiben?"

„Eine Stunde etwa, dann wird es ganz auf der Seite liegen."

„Können wir zum Ufer schwimmen?"

„Bei diesem dichten Nebel nicht."

„Was bleibt uns zu thun übrig?"

„Unsere Notsignale fortzusetzen! Vielleicht hilft uns eins der Schiffe, die wir vorhin hörten."

Die Unterhaltung war leise geführt, dennoch hatte Klara jedes Wort verstanden. Aber ihr Herz war ruhig und getrost und fürchtete sich nicht, obgleich das Stehen auf dem Verdeck wegen der liegenden Stellung des Schiffs jetzt schon schwierig war. Zwei Matrosen, die auf der Möwe geblieben waren, befestigten mit großer Mühe Bretter aneinander als eine Art Floß für den letzten Notfall. Der Kapitän sagte ihnen Bescheid und griff auch selbst zu; Werners Hülfe wies er zurück: „Es ist gut, wenn die Leute beschäftigt sind, lassen Sie sie nur!"

So ging Werner wieder zu Klara. Um sie zu stützen, legte er den Arm um sie, ab und zu unterbrach er mit einem halb geflüsterten Wort der Liebe und Ermutigung die tiefe, graue Ruhe.

Es war ganz windstill, man hörte nur das Plätschern des Meeres um das Schiff und von der Seite her, wo das Leck war, das unheimliche Gurgeln des eindringenden Wassers, dazu von Zeit zu Zeit die fortgesetzten Notsignale, — waren es Minuten, waren es Stunden, die sie so zubrachten?

Plötzlich schien es Klara, als sähe sie ein rötliches Licht durch den Nebel schimmern. „Kann das der Mond sein?" fragte sie leise und hastig.

Der Kapitän hatte es auch bemerkt. „Ein Schiff nähert sich uns, man sieht die Laterne am Mast."

Die Signale der Möwe wurden beantwortet; der Nebel schien an einem Punkte dunkler zu werden, — dahinter mußte das Schiff sein!

Würde es rechtzeitig einhalten können? Würde es über sie fahren?

Einige Sekunden atemloser Spannung, Rufe des Kapitäns, Antworten aus dem Nebel, — die dunkle Stelle über dem Wasser bewegte sich nicht weiter! Nur ein stärkeres Plätschern hörten sie jetzt, dann hebt sich der Nebelvorhang —

Ein von dem angerufenen Schiff ausgesetztes Boot nähert sich ihnen, nun hält es, sie steigen ein — —

„Gerettet," sagte Werner leise, „Gott sei Dank!"

Digitized by Google

20. Kapitel.

Das hab ich immer feste
Gehalten in dem Sinn;
Es kam und ging das Beste
So wie das Schlimmste hin.
Und was da bleibt vom Reste —
Der Rest bleibt doch Gewinn.
Jensen.

Klara saß in ihrem alten, behaglichen Wohnzimmer in Königsberg. Wie glücklich war sie gestern gewesen, als sie nach ihrer Seereise, die in Danzig endete, und nach der folgenden kurzen Landreise wieder in der Heimat angelangt war!

Aber jetzt sah sie nicht glücklich aus. Die Erregung der letzten Tage hatte nachgelassen, und wieder wollten die alten Gedanken, die sie anklagten, die Oberhand in ihr gewinnen. Vor ihr lagen Briefe von Ernst, in denen sie gelesen, dort stand sein Bild, — und nun würde bald Werner kommen, um von ihrer Mutter als ihr Verlobter begrüßt zu werden! Als sie gestern auf dem Bahnhof von den Ihrigen abgeholt wurde, hatte Werner sich nach kurzer Begrüßung verabschiedet, um gleich zum Krankenhaus zu gehen. „Sage deiner Mutter alles, ich komme morgen," hatte er Klara noch leise gebeten.

Da klingelte er, das war er schon!

Klara bemühte sich nicht, die Spuren ihrer Thränen zu verwischen, sie hörte seinen Schritt im Nebenzimmer, jetzt stand er bei ihrem Stuhl und beugte sich über sie.

Er sah ihre Thränen und sah die Ursache derselben in den Briefen vor ihr. Würde er verletzt, betrübt sein, daß seine Braut ihn mit Thränen empfing, Thränen, vergossen um einen andern? Oder würde er sie verstehen?

Sie sahen sich schweigend einen Augenblick an; sollte von jetzt an tiefstes Vertrauen, völliges Verständnis unter ihnen herrschen, oder würde der Tote immer störend zwischen den Lebenden stehn?

Würde Klara das innige, liebevolle Gedenken an den Heimgegangenen verbergen müssen, da sie es nicht töten konnte und wollte, oder würde die Erinnerung an ihn als ein von beiden gehüteter Schatz sie durchs Leben begleiten, helfend, fördernd? — —

Werner beugte sich liebevoll zu ihr. „Unser Ernst würde sich freuen, uns beide glücklich zu wissen."

Klara sah ihn dankbar, durch Thränen lächelnd an. Ja, das war das rechte Wort „unser Ernst". Der gemeinsam getragene Schmerz um den, der ihnen beiden teuer, verknüpfte sie nur noch fester mit einander. „Uns hat ja nicht die Liebe nur, uns hat der Schmerz geeint," — und dies doppelte Band würde nicht reißen! —

Im Nebenzimmer saß Elisabeth; ein Brief lag vor ihr. Ihre Tante hatte auf die Nachricht von Georgs Tode geschrieben, zärtlich, teilnehmend, einige Buchstaben waren von ihren Thränen verwischt. Dann kam ein Bericht über ihr Leben: „Unsere Nichte Maria ist durch ihr lebhaftes, lustiges Wesen schnell ihres Onkels Liebling geworden; er läßt dich grüßen und Dalbergs seine besten Empfehlungen senden. In der ersten Zeit deiner Trauer bleibst du wohl bei ihnen, nachher erwarten wir deinen Besuch." — Deinen Besuch! — Elisabeth fühlte, dieser Passus kam vom Onkel. Dann schrieb die Tante noch ohne Controle Liebesversicherungen und Schluß.

Eins wußte sie jetzt, dort war ihr Platz völlig ausgefüllt, es würde nur ein störender Kontrast sein, wenn sie mit ihrem Trauerkleide neben die lustige, lebhafte Maria träte, — und bei Dalbergs?

Fürs erste war noch Klara hier und später, wenn sie verheiratet war — Frau von Dalberg hatte ihr vor einer Viertelstunde die in Nebel und Gefahr geschlossene Verlobung mitgeteilt, — würde sie voraussichtlich ja auch in ihrer Vaterstadt, also in der Nähe ihrer Mutter bleiben; sie, Elisabeth, war, wenn auch sicher stets gern gesehen und mit Liebe bewillkommnet in der ihr teuer gewordenen Familie, doch schmerzlos darin zu entbehren.

Digitized by Google

Neid und Bitterkeit hatten in dem sanften, geduldigen Herzen Elisabeths nicht Raum; aber der sehnsüchtige Wunsch erfüllte sie, für ihr zukünftiges Leben einen Platz zu finden, an dem sie nicht überflüssig war, indem das starke Gefühl, dessen ihr liebevolles Herz fähig, dort solchen, die wirklich danach verlangten, zu gute kam, — Kranken, Traurigen, Müden, die durch ihr Lächeln, ihre Teilnahme erquickt und getröstet werden sollten!

Ein Weg dazu zeigte sich ihr, und ihr Entschluß war gefaßt: Sie stand auf und ging aus.

Zum ersten April wurde im Krankenhause die Stelle einer Oberwärterin frei; die Dame, die sie bisher inne gehabt, war kränklich und wollte die angreifende Thätigkeit aufgeben.

Elisabeth lächelte gedankenvoll: Ich bin gesund, und die Liebe und Arbeit, deren Georg jetzt nicht mehr bedarf, kommt dann denen zu gut, die noch leiden müssen; und — ich tauge nicht mehr in das öde, leere Treiben der Welt!"

Als sie nach einer Stunde wieder kam, war das ganze durch eine Unterredung mit dem Direktor so gut wie abgemacht und ihr Herz war voll getroster Zuversicht.

„Zieh dich nicht aus, Elisabeth," empfing Klara die Zurückkehrende; „wir haben Sehnsucht, unser liebes Meer noch mal zu sehen! Wenn wir gleich gehen, sind wir gerade zur rechten Zeit auf dem Bahnhof, in ein paar Stunden können wir wieder zurück sein, — du thust mir den Gefallen und begleitest uns, ja?"

„Fahren deine Brüder und deine Mutter auch mit?"

„Nein, sie haben alle keine Zeit; nur ich und Werner"; — errötend und leise nannte sie den geliebten und doch noch so ungewohnten Namen — „aber magst du auch?"

„Gewiß, gern," war die freundliche Antwort; „es ist köstliches Wetter, weich und gelinde, — der leichte Nebel schadet uns ja heute nicht."

Nein, er schadete ihnen nicht; er gab im Gegenteil, als sie in Crantz durch die entlaubten Anlagen gingen, den Bäumen, dem Himmel, dem Meer einen eigentümlichen Reiz; — wer hat sich nicht schon dem geheimnisvollen Zauber, den ein Spaziergang im Nebel auf uns ausübt, hingegeben?

Ob die beiden andern auch viel auf ihre Umgebung achteten? Unruhige Herzen, ob nun unruhig vor Glück oder Leid, pflegen das nicht zu thun. Elisabeths Herz aber war still; gern ließ sie die Ruhe und geistige Schönheit des Winters auf sich wirken und gab, ungestört von Klara und Werner, ihren Gedanken Audienz. Wie lange war es her, daß sie hier im strahlenden Sommer gegangen, wohin sie geblickt, überströmende, reiche Fülle von Blättern, Licht und Blüten und — an Glück bei denen, die damals zu Zweien sich an allem freuten? Jetzt ging sie allein; ein wenig fahles Gras, das unter dem halb geschmolzenen Schnee hervorblickte, so weit sie sah, das einzige Grün; nirgends ein Sonnenstrahl, die Ferne in Nebel gehüllt, die Bäume kahl, — aber gerade deshalb konnte sie überall den Himmel sehen, was im Sommer der grüne Reichtum verhinderte. — — —

Das Rauschen und Brausen des Meeres drang lauter an ihr Ohr; sie traten aus den schützenden Anlagen heraus in die Dünen.

„Wollen wir uns hier nicht einen Augenblick setzen im Anblick unserer geliebten Ostsee?" fragte Klara, ihr strahlendes, schönes Gesicht Elisabeth zuwendend; „aber du bist blaß, frierst du auch?" setzte sie besorgt hinzu.

Elisabeth war froh, einer Antwort überhoben zu werden; bei dem Klang von Klaras Stimme drehte sich ein Herr, der auf der dem Meer zugewandten Bank gesessen, um, und trat gleich darauf mit tiefem Gruß zu den dreien.

„Herr Assessor?! Hat Sie das Meer eben ausgespült? Oder wie und wann sind Sie ihm glücklich entronnen?" rief Klara, ihm die Hand reichend, die er herzlich drückte.

Er war aufrichtig erfreut, Werner und Klara wiederzusehen. „Es war mehr als man erwarten konnte," meinte er; darauf erzählte er, wie es ihm ergangen.

Auch für sein Boot war noch eine schwere Stunde gefolgt, dann waren sie in Colberg gelandet. „Wir genossen eine gründliche Nachtruhe, die mir nur durch den

Gedanken an Sie beide getrübt wurde, im dortigen evangelischen Vereinshause; die guten Leutchen, bei denen wir uns am Hafen nach einem Hotel erkundigten, meinten wohl, das sei für Gestrandete die beste Herberge — und ich empfehle es Ihnen in der That auch für eventuelle Fälle! — Am nächsten Tage um 11 Uhr setzten wir uns auf die Eisenbahn, und das kann ich sagen, meine Freude, als ich sicher wieder auf unserer alten, guten Pregelbrücke stand, war groß! Ich hatte mir vorgenommen, mich heute abend persönlich zu überzeugen, daß die Reise Ihnen auch gut bekommen; das Faktum Ihrer Rettung erfuhr ich schon auf dem Bahnhof, als ich ankam. Vorher wollte ich aber noch eine Stunde Seeluft atmen, man sieht das Meer nach den letzten Tagen doch etwas anders an.“ Er hatte ernster als sonst gesprochen, jetzt fuhr er mit seinem alten Lächeln fort: „Ich für meine Person nämlich mosaisch: Wasser hat keine Balken!“

Klara lächelte und sah Werner verstohlen an; sie beide konnten dem Meer nicht zürnen. — —

Elisabeth war einige Schritte vorgetreten und stand neben der Bank, von der Gosling sich erhoben hatte. Es war dieselbe, auf der die beiden Herren gesessen, deren Gespräch sie dort hinter den Bäumen mit angehört, als sie mit Georg das letzte Mal hier gewesen! Und Klara wunderte sich, daß sie blaß aussähe!

Wie ein kalter Schauer war die Erinnerung an jenen Tag noch einmal in ihr erwacht. Am liebsten hätte sie dem Platz gleich wieder den Rücken gekehrt, aber nein, sie konnte und wollte auch sogar diesen Gedanken standhalten! Und wie um sich selbst auf die Probe zu stellen, sah sie mit festen Augen erst auf die Bank und dann auf das kahle Sandplätzchen hinter den Bäumen, auf dem damals Georg gelegen, als er den furchtbaren Schlag erhielt, der jede Hoffnung tötete! Wie deutlich sah sie sein Gesicht mit dem versteinerten Ausdruck, den sie damals nicht begriff, vor sich! — Sie schlang die Hände ineinander; — o, Gott sei Dank, daß sie nie wieder sein Gesicht so zu sehen brauchte! — Enttäuschung und Demütigung waren für ihn vorbei — für immer! — —

Werner trat zu ihr. „Wird es Ihnen auch zu kalt, Fräulein Elisabeth?“ fragte er herzlich; „Sie müssen es uns ja sagen, wenn Sie zu gehen wünschen.“

Sie wandte ihm ihr Gesicht, in das langsam die Farbe zurückgekehrt war, zu und lächelte ihn dankbar an. „Ich friere gar nicht mehr,“ sagte sie freundlich, „die Seeluft ist doch herrlich, nicht wahr?“ — —

Als der Assessor sah, daß Werner mit Elisabeth sprach und ihn nicht hören konnte, trat er, wie einer plötzlichen Regung folgend, dicht zu Klara. „Erlauben Sie, daß ich einmal die hemmenden Formen beiseite setze und Ihnen einen Glückwunsch ausspreche, den Sie vielleicht noch für Monate von keinem Fremden sonst annehmen; — aber meine Augen wurden geöffnet, als unser Boot das Schiff verließ; ich sah, daß Sie ‚das Facit zogen‘, — und was mir damals eine dunkle Wolke der Enttäuschung schien, hat bei näherer Besichtigung doch auch einen Silberrand.“

Er schwieg einen Augenblick; Klara sah ihn fragend und befangen an, er fuhr fort: „Ich habe mich in den letzten Monaten, als ich die Entwicklung der Dinge zu ahnen begann, manchmal in Bezug auf mich und mein künftiges Lebensglück mit Tennyson gefragt: Kann man denn zweimal lieben? — Sie gaben mir für Ihre Person die Antwort darauf; — möchte ich auf die Frage einst auch Ja sagen!“

Klara hob ihr errötendes Gesicht zu ihm. „Ich danke Ihnen für Ihren Glückwunsch,“ dann reichte sie ihm herzlich die Hand, „und ich hoffe, in nicht zu ferner Zeit kann ich Ihnen denselben zurückgeben.“ — —

„Was sagte denn Ihr hoher, gestrenger Herr zur Reise ohne Urlaub?“ fragte Werner, mit Elisabeth wieder zu den beiden tretend.

„O, er verlor kein Wort darüber,“ antwortete der Assessor in seiner alten, leichten Art; „im Gegenteil, nach seinem bewillkommnenden Händedruck und den ihn begleitenden Worten zu schließen, müssen seine Gefühle für mich jetzt überaus herzlicher Natur sein, hoffentlich bleibts dabei! Ich werde mich jedenfalls in Zukunft sanft wie ein Lamm


Digitized by Google

betragen und mich bemühen, ihn völlig zufrieden zu stellen, — und deshalb Ihnen jetzt adieu sagen; ich muß ihm zu morgen noch einige kleine schriftliche Arbeiten machen." —

„Wie gut, daß Gosling ging," sagte Werner, als der Assessor außer Hörweite war; „wir sind doch jetzt lieber unter uns, nicht wahr?"

Klara nickte: „Das finde ich auch; aber eigentlich möchte ich gern einmal nach unten zum Strande gehen. Kommst du mit, Elisabeth?"

„Nein, danke; ich setze mich lieber solange und erwarte euch hier."

Die beiden gingen die Holztreppe, die von dem Dünenplatz unten an den Strand führte, hinunter, und Elisabeth setzte sich auf die Bank und hörte auf das Rauschen des Meeres, jene gewaltige Monotonie, über der man alle Harmonieen der Welt vergessen kann.

Ein leichter Seewind hatte sich aufgemacht und zerteilte den Nebel, der über dem Wasser lagerte.

Elisabeth saß ganz still und blickte über das Meer; Bilder stiegen vor ihrem Geiste auf, — kamen sie aus dem Wogen und Brauen des Nebels oder klangen sie aus dem Lied der Wellen, die an den Strand schlugen?

Was sangen sie?

Ein langes Leben, reich gesegnet durch Arbeit und Liebe für die beiden, die sich in Not und Tod gefunden, schwindende Jahre und bleibendes Glück, und unter denen, die um sie aufwuchsen, einer, der von Leben und Frohsinn strahlte, trotzdem er seinen Namen von einem Toten erhalten, und den die Erinnerung an diesen Toten anfeuernd und begeisternd durchs Leben begleiten würde —?

Ja, das sangen sie!

Hatten sie auch eine Botschaft für sie, die so sinnend über die Wasser blickte? Eine Botschaft von neu erwachendem Lebens- und Liebesfrühling?

Das Rauschen des Meeres schien einen Augenblick gedämpfter zu klingen; — nein, solchen Auftrag hatte es nicht auszurichten!

Aber dann sang es weiter von einem Leben für andere, das mit herzlicher Teilnahme tief betrübte Herzen tröstet, sinkenden Mut mit getrostem Lächeln neu belebt, und anderer Lasten mit liebender Geduld trägt, — ja, dies Lied der Wellen wurde auch ein Lied des Glücks, so gewiß das beste Glück nicht erfüllte Wünsche, sondern erfüllte Pflichten sind!

Und Elisabeth verstand die Sprache des Meeres und erschrak nicht davor.

Möchte mein Lebenstag so vergehen, und ihm, wenn er sich geneigt hat, nicht das verheißungsvolle Abendrot fehlen, war der Wunsch ihres demütigen Herzens, als sie jetzt über das Wasser fort in den Himmel blickte.

Die sanfte Röte der ins Wasser tauchenden Sonne schimmerte durch das zerrissene, graue Nebelgewölk. Elisabeth dachte an den, der vor fast zweitausend Jahren gesprochen: Des Abends sprechet ihr, es wird ein schöner Tag werden, denn der Himmel ist rot — —

Sie blickte in das warme Glühen, ein Abglanz davon lag auf ihrem Gesicht und ihr Herz sprach in zuversichtlicher Freude: Ja, — es wird ein schöner Tag werden!

— — — Klara und Werner kamen die Treppe wieder herauf. „Es wird jetzt für uns Zeit zu gehen," sagte Werner, nach der Uhr sehend.

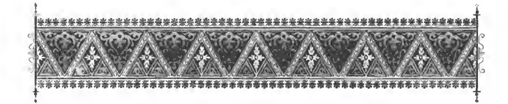
Klara beugte sich zu Elisabeth. „Was hat dir das Meer vorgesungen, als wir unten waren?" fragte sie zärtlich.

„Lauter Gutes," antwortete Elisabeth, während ein anmutiges Lächeln wie ein heller Schimmer über ihr Gesicht flog; dann stand sie auf, um an dem Glück anderer teilzunehmen.

Und das Meer rauschte weiter und sang sein Lied, ob es auch andere verstehen möchten, das große Lied vom Leben und seinem Ziel im irdischen Kommen und Gehen! —

Ende.

Digitized by Google



Zinzendorf, seine Mutter und Gemahlin.

Von

G. E. v. Natzmer.

(Mit noch nicht gedruckten Briefen.)

1744—1749.

Wir staunen über die glückliche Hand Zinzendorfs auch in äußerlichen Dingen. Dabei fehlte es ihm für die Handhabung solcher Geschäfte an praktischen Voraussetzungen. Es war daher ein Glück, daß die Verhältnisse in der Zeit, wo er ihnen (mit seiner Gattin) fast allein vorstand, noch enge, er sparsam, seine Gattin wirtschaftlich war.

Das Kollektieren liebte er nicht. „Verrechnete er sich um ein paar Gulden," heißt es von ihm, „so ging er, das Fehlende einzubringen, z. B. auf Reisen einige Tage zu Fuß." Er war dabei immer bereit, mit seinem Vermögen auszuhelfen. Wußte er keinen anderen Rat mehr, suchte er „den göttlichen Willen zu erforschen" und griff dann zu: wenn nicht in der einen, mußte es ihm nun in der anderen Weise gelingen. So wurden, durch die Verhältnisse gedrängt, auch größere Kapitalien von anderen erborgt. „Der einfältige Gang der Geschäfte" hatte damit sein Ende gefunden.

Daß Zinzendorfs alte Mutter an den weit aussehenden ökonomischen Unternehmungen, deren Bedenklichkeit durch das Exil des Sohnes gesteigert wurde, keinen Teil haben mochte, ist nicht nur erklärlich, sondern auch recht, denn sie wäre dadurch auch ihrerseits in Verwicklungen mit der Welt geraten. Sie war hierin, gleich der Schwiegertochter, wie Zinzendorf sich ausdrückt, petrinisch gesinnt, während dieser für sich den Spenerschen Standpunkt in Anspruch nahm und sich 1750 äußerte: „Der Heiland bewahre uns, daß dies nicht so fortgehe. Wenn wir recht selig sein sollen, wird uns der Heiland wieder in die Mediokrität und selige Armuth hineinhelfen, daß nur die Plage, die wir in der ersten Zeit bei unsern Geschäften ausgestanden, aufhört."

Diese verschiedenartige Stellung der erwähnten, sich so nahestehenden Personen zum Mammon erscheint uns an sich nicht ohne Interesse. —

Am 2. Februar 1744 war der reiche Graf Balthasar Friedrich v. Promnitz gestorben, in welchem die Brüdergemeinde einen ihr gleichgesinnten Wohlthäter verehrte. Ohne Zuthun Zinzendorfs hatte derselbe das Jahr zuvor das Gut Neudietendorf in der Absicht erstanden, daselbst eine mährische Gemeinde zu etablieren, Zinzendorf es aber nicht dazu kommen lassen, indem er eine Sonderstellung besorgte. Das Gut aus dem Nachlaß für die Zwecke der Brüdergemeinde auf seinen Namen zu erstehen, daran hinderte ihn sein Exil. Er bat daher seine Mutter, sich (im Interesse der guten Sache)

Digitized by Google

einem Scheinkauf zu unterziehen; diese wies aber das Ansinnen unter eingehender Darlegung sie ehrender Gründe zurück:

„Berlin, 9. März 1745.

Es ist mir von Herzen erfreulich gewesen, durch Ihren syndicus Nitschmann sowohl von meiner werthen Gräfin, als meines lieben Sohnes und ganzen lieben Familie Wohlergehen gute Nachricht zu vernehmen.

Was nun aber sein Anbringen an mich betrifft, so ich wohl bedächtig durchgelesen, so muß ich gern gestehen, daß es mich inniglich betrübt hat. Es muß mein lieber Sohn weder diese Sache an sich selbst recht eingesehen, noch auch die unglücklichen Folgen, so sie bei mir nach sich ziehen würde, erwogen haben, sonst würde der Gedanke sofort sein abgewiesen worden.

Ich habe alles so an Nitschmann zurückgegeben mit Bezeugen, wie ich nimmer dergleichen einwilligen könnte, wenn auch Millionen dabei zu gewinnen, ihm auch meine Gründe aufrichtig dargethan.

Weil er aber verlangt, daß ich selbst schreiben möchte, so habe mich solches nicht entbrechen, sondern, so schwach auch meine Augen, es zugleich an meinen lieben Sohn und liebe Gräfin nach aller Redlichkeit meines Herzens bewerkstelligen wollen.

Die Sache an sich kommt darauf an, daß ich einen Kauf-Contract mit der Gräfin v. **Promnitz**, als ob ich derselben ihr Gut abkaufte, unterschreiben, und dann ein blanquet vor einen, der in meiner Seele einen Eid thun müßte, unter meinem Namen ausstellen müßte. Beides vermag ich ohne Verletzung meines Gewissens nicht ins Werk zu richten.

Mir hat die göttliche Providenz nicht so viel heilsam erkannt, daß ich ein solches Gut aus eigenem kaufen könnte, womit ich auch wohl vergnügt, wäre auch, da so viel gehabt, nun zu spät und würde im dortigen Lande niemals sein gesucht worden. Dieser Kauf ist also etwas Fingirtes, denn ob das Gut auch schon von anderer auch selbst meines Sohnes Geld bezahlt wäre — so ich ohnedem zu keiner Zeit acceptiren würde — so legitimirt mich doch das nicht, mich für eine Selbstkäuferin anzugeben.

Der 2. Punkt ist noch Fürchterliches. Der barmherzige Gott hat mich bisher väterlich beschirmt, daß keinen Eid jemals in meinem Leben thun dürfen und habe ich mich lieber zeitlichen Vorteils mit willigem Herzen begeben; wie sollte ich, da mit einem Fuße im Grabe stehe, in meiner Seele vor Gott schwören lassen, das möchte meinem Gewissen, dessen Nagen über geringe Ursachen mir vor tausenden bekannt ist, zu schwere Last werden.

Ich abstrahire von alledem, was der Kauf selbst ohne Fehl mit sich führen würde, will nur einige ganz klare anzeigen. Es ist meinem lieben Sohn als der lieben Gräfin bekannt, daß meine beiden verstorbenen Söhne ganz enorme Schulden verlassen. Ob nun wohl der liebe selige Feldmarschall eine große Summe davon bezahlt (mehr als 100,000 Thaler), so haben sie doch, da meine Unterhaltung, davon ja einig leben muß, zu Herzen genommen, unmöglich alle können getilgt werden, daher die Schuldner, so meistens von großem Gewicht, mir ganz erbärmlich auf den Hals gefallen, da ich unschuldig vor eine so steinreiche Frau ausgerufen, und noch nicht ruhen.

Alles, was mich nächst Gott schützt, ist die wahrhaftige Darlegung meines Unvermögens, da man sich auch von hohen Orten genau nach meinen Umständen erkundigt. Käme nun hervor, daß ich ein solch Gut gekauft, so passirte für eine Erzbetrügerin und meine Plage ginge auf's Neue mit den Schuldnern an. Ob ich bezeugte, es hätte nur meinen Namen, müßte ich gar gewärtig sein, auf Eid getrieben zu werden und die kurze Zeit, so mir der Herr noch zur Wahrnehmung meiner armen Seelen Heil gönnt, in steter Gemüthsunruhe, schriftlichem und mündlichem Fechten zuzubringen, da ihre Schuldner sich überall befinden."

Wir beschließen diese Zeilen mit den Worten einer früheren charakteristischen Zuschrift (vom 6. Februar 1745) der edlen Frau:

„Es sind meine Augen fast unbequem zum Schreiben und ist die Ursache, daß, da das Lesen meine einige occupation und Erquickung meines Gemüthes, dadurch die Augen geschwächt werden. Ich hoffe aber, der treue Gott werde sie doch so kurze Zeit, als ich selbe noch etwa gebrauche, erhalten. Der Heiland verkläre sie nur, wenn die Zeit kommt, daß ich sein Angesicht schauen und erwachen werde nach seinem Bilde."

Die Neudietendorfer Brüderkolonie hat Zinzendorf demnächst nach Art der andern Gemeinden zustande gebracht.

Die wachsenden Geldverlegenheiten von Zinzendorfs Tante Henriette (v. Gersdorf, Schwester der Mutter) wurden der Anlaß, daß Zinzendorf den Ankauf des Herrnhut benachbarten Hennersdorf ins Auge faßte und mit seiner Mutter darüber korrespondierte, bei der er, zu ihrer großen Freude, das Jahr zuvor mit seiner ganzen Familie zum Besuche war [1]. Als der Kauf abgeschlossen war, bedachte er, in dankbarer Erinnerung seiner einstigen Bevorzugung mit Berthelsdorf, die Tante mit einer Dotation. Zinzendorf schrieb der Mutter:

„Marienborn, 31. December 1746.

Mein Herz läuft über, wenn ich an Eure Gnaden gedenke und an ihr mütterliches Herz gegen mich und an die Hoffnung, die ich habe, Euer Gnaden dies Jahr in unserm seligen Friedenshause aufzuwarten, denn dieses Jahr bleiben wir aller apparence nach zu Hause.

Hier communicire ich einige Festfreuden zum neuen Jahre, die Euer Gnaden durch die Gemeinschaft im Geist mit Ihren Kindern eindrücklich sein werden und in vielen Stücken den Wunsch exprimiren, den ich vor Herzensgefühl nicht in Worte fassen kann.

Hierbei muß Euer Gnaden berichten:

1) daß mich mein Gewissen für so viele von der seligen Großmama empfangene reale Wohlthaten verbindet, den Werth von Berthelsdorf als ein debitum in die Verlassenschaft der seligen Großmama zu agnosciren und zu seiner Zeit heimzubezahlen oder anzurechnen.

Weil ich aber von meinem gegenwärtigen Baarzahlen nur eclat und Mißbrauch besorgen müßte, so verinteressire ich's mit 5 pCt. Mein Agent zu Berthelsdorf, Herr v. Peistel, zahlt der Tante Henriette eine jährliche Pension von 400 Thalern, die sie, obgleich mit vielen Umständen und unangenehmen Erklärungen, jedoch ohne sich auf die Bekanntmachung des loci unde absolut zu setzen, wie es anfangs geschienen, angenommen hat.

2) daß mich, durch pressur des Herrn v. Burgsdorf und die elenden Umstände in eccles und politicy in Hennersdorf, durch des lieben Grafen Gersdorf herzliches Vorstellen und endlich durch schrift- und mündliche Darlegung der committirten Umstände bewegen lassen, das Meinige beizutragen, daß Hennersdorf nicht aus der Kinder und Enkel unsers seligen Großvaters Händen kommen müßte, wenn es kein besonderes Verhängniß sein sollte:

1. Meine selige Großmutter hat 20 Jahre da gewohnt, ist da entschlafen und ihr Grab ist da.
2. Mein seliger Stiefvater hat es mit so vieler Beschwerde einmal erhalten.
3. Ich bin da erzogen und habe viel leids und liebs da erfahren.
4. Es ist die Nachbarschaft von Berthelsdorf.
5. Es gehört hauptsächlich mit zu dem incremento latente, wodurch das Gersdorf'sche Haus immer mehr emporgekommen und sich ausgebreitet hat.

Wenn's uns einmal weiter conservirt ist, so läßt es sich dann mit mehr Bedacht unter der Familie oder doch der Familie zu größerem Vergnügen davon disponiren, als wenn es über Hals und Kopf losgeht.

[1] Zinzendorf wurde damals auch von der Königin-Witwe gütig empfangen und zur Tafel behalten.

Dabei habe ich eine Bitte, Eure Gnaden wollen mir, soviel Ihnen davon bekannt ist,

1. Von den pressanten Schulden des Herrn v. Burgsdorf.

2. Ob die Natzmer'schen Erben etwas und wie viel noch darin haben, welches beim Kauf stehen bleiben kann, zu wissen thun.

Meine Frau ist etwas phlegmatisch zu diesen Umständen und bildet sich ein, Eure Gnaden werden nicht viel anders dazu thun. Ich hoffe aber nicht, denn Eure Gnaden denken noch Spenersch und wissen, wie groß die neutestamentliche Pflicht sei, wenn man Personen dienen kann, die einem nicht nur nicht sehr gedient, sondern vielleicht eher geschadet haben. Meine Frau denkt aber Peterseniusch[1]), und in dem Theil der menschlichen fatorum und revolutionen ein wenig alttestamentisch. Es ist, denke ich, nicht recht gedacht und ich kann nicht so denken."

Zinzendorf überließ Hennersdorf seiner an den späteren Bischof Johannes Langguth[2]) vermählten Tochter Benigna.

Sobald der König von Sachsen von dem Unternehmen Zinzendorfs, seine Besitzungen in Sachsen auszudehnen, hörte, ließ er ihn auffordern, heimzukehren. Die Niederlassungen der Brüder wurden wieder begünstigt.

Zinzendorf schrieb seiner Mutter 1747:

„10,000 Thaler haben wir diese Messe dem Starosten v. Weyher (einem der Natzmer'schen Erben) gezahlt; künftige Michaeli Messe ist ihm der Rest (auszuhändigen)."

Mit Bezug hierauf schrieb Frau v. Natzmer später ihrem Sohne:

„Vorige Woche erhielt Nachricht von dem Starost v. Weyher, daß die letzte Abzahlung erfolgt. Ich halte mich versichert, daß von Tilgung dieser Schuldpost mein Sohn und die lieben Seinigen den allergrößten Segen im geist- und leiblichen zu gewärtigen. Mir hat darunter nichts anderes, als das Andenken meiner theuren Mama seligen am Herzen gelegen."

Zinzendorf schrieb seiner Mutter:

„Meine Tochter Benigna ist eine rechte Sachsin worden, denn sie hat Hennersdorf, Berthelsdorf und Trebus. Der Onkel zu Baruth ist durch diesen Kauf sehr gnädig auf mich geworden. —

Mein exilium scheint vorbei zu sein. Die Werke des Herrn gehen einen neuen schönen Gang in der Lausitz und es scheint, es würde der liebe Heiland bei meines Schwagers seligem Heimgang[3]) die Witwe hier etabliren[4]).

Der neue regierende Herr hat beikommenden Brief an mich geschrieben; der 2. ist hier und in Wolfenbüttel sehr wohl etablirt. Die älteste Comtesse scheint heimzugehen, die zweitälteste wird einen Reichsbaron in der Nähe heirathen, auf dessen gesegneter Herrschaft das Seminar von 300 Personen etablirt; er selbst ist ein lieber Bruder. Der 3. Graf wird vermuthlich die bei mir wohnende Comtesse von Soran (Promnitz) heirathen, welches eine große Partie ist, und so wird der Heiland für alle sorgen. Das Letzte weiß aber außer meiner Frau und der Comtesse noch niemand.

Der 24. von Cösternitz hat Eure Gnaden gewiß kürzlich gesehen, er lobt Sie erstaunlich." —

[1]) Der damalige Separatist.

[2]) Zinzendorfs Freund: Friedrich von Wattewille, adoptierte Langguth.

[3]) Graf Heinrich 29. kauft Ebersdorf, starb bei einem Besuche in Marienborn am 21. Mai 1747.

[4]) Die Witwe ließ sich in der That später in der Brüdergemeinde nieder. — Frau v. Natzmer kondolierte: Man kann aus der mitleidigen Empfindung, so man selbst bei dem Verluste einer so würdigen Person, die nach unserer Meinung noch so viel Gutes und Nützliches in der Welt ausrichten können, nebst eigener Erfahrung, den Schmerz und Jammer der so gar nahe Verbundenen einigermaßen urtheilen.

Digitized by Google

Neue Aufregungen verursachte, daß die Tante Henriette in Erwiderung der Opfer, welche Zinzendorf ihr brachte, diesem ihre allerdings fragwürdigen Erbansprüche an die Ilmenauer Bergwerke vermachte. Zinzendorf schrieb darüber seiner Mutter:

„Hennersdorf, 11. April 1748.

Der Herzog von Gotha hat sich nach des Herzogs von Weimar Tode gegen mich schriftlich dahin erklärt, daß er den Ilmenauischen Bedrückungen ein Ende zu machen, seine vornehmste Sorge sein lassen wolle.

Inzwischen hat die liebe Tante (Henriette), welche nun schon das 4. Jahr bettlägerig und mit mir übrigens zufrieden ist, ein Testament gemacht und mich, wie ich vernehme, zu ihrem Erben eingesetzt. Erschrecken Eure Gnaden nicht zu sehr. Wenn die Sache mit 30, bis 40,000 Thalern auf Termine zu haben, so kann ich mich nicht entbrechen, meiner seligen Großmama sonderbaren Herzenskummer und Anliegen noch in Richtigkeit setzen zu helfen. Und, wenn meine Freunde hernach zusammentreten, so kann es wohl gehen. Herr Weiß ist vorsichtig und weise; er wird ganz bedächtiglich handeln, sonderlich Carl Richters halber.

Nun aber bitte ich, meine allerliebste Mama, mir nur mit etlichen Zeilen die Hauptschwierigkeiten zu schreiben, die dabei sind, denn ich weiß sie nicht und sollte sie doch wissen.

In Sachsen bin ich jetzo das liebe Kind, die Satisfaction, die der König durch den Premier Ministre Graf Brühl und Graf Hennicke Excellenz zugleich wegen meines exilii geben lassen, ist gewiß der Feder nicht anzuvertrauen. Ich habe mich geschämt und es an den rechten Ort gelegt. Sie haben sich offerirt, es dem publico kund zu thun. Ich aber insistire auf eine Untersuchung, nach welcher ich erwarte, daß meine Unschuld, wie D. Speners seine, in den Herzen offenbar werden wird und das ist mir genug. Die herzliche affection des ministerii vor Herrnhut freut mich am meisten.

Mein Neißer hat jetzt vor den Steuer-Credit in Holland unglaubliche Dinge praestirt, ohngeachtet der Gott dieser Welt alles gethan, es zu verhindern und unser liebes Vaterland zu abimiren.

Freuen sich Eure Gnaden doch, daß ich Ihnen das alles von Hennersdorf schreiben kann, von dem Stellchen, wo gnädige Großmama so manches Angststündchen gehabt und von ihrem Schreibtische. Kommen Sie nur: ich will sie im Mai holen lassen.

NS. Gestern bekam ich vom Grafen Hennecke ein Handschreiben, worin er mich nach Leipzig auf die Messe invitirt und zugleich von wegen Ihrer Majestät mir ein gnädiges compliment macht. Mein Sachsen-exilium ist zu Ende und ich habe geglaubt, es werde meiner lieben Mama eine Freude sein, zumal es ohne eine intrigue, blos vom Herrn geschehen."

Frau v. Natzmer antwortete:

„Berlin, 20. April 1748.

So angenehm mir war, Nachricht von Dir zu haben, so leid that es mir doch, daß Du nicht wohl gewesen, und bitte (ich) Dich herzlich, mein liebes Kind, schone Dich doch etwas besser, besonders mit der Nachtarbeit, damit Du Deine Augen und überhaupt Deine Gesundheit nicht gänzlich verderbest.

Es kann mir wohl nicht anders als erfreulich und tröstlich sein, Dich als Eigenthümer und Besitzer des Ortes zu wissen, wo nicht allein die allertheuerste Mama manchen Seufzer zum Herrn geschickt, sondern auch ich auf unsern Spaziergängen Dich in Deiner Kindheit an meiner Hand habend, manche Thränen-Saat ausgestreut (habe), davon die gesegnete Erndte Dir und den Deinen vorbehalten zu sein, damals wohl gewiß nimmer vermuthen können. Dem HErrn sei vor Alles Preis und Ehre.

Ich danke Dir auch herzlich, mein werthester Sohn, vor Deine liebreiche Einladung. Wie herzlich gern wollte ich mich deren zu Nutz machen, wenn mein Zustand es nicht hinderte. Dürftest Dich wohl auch mit keinem Abholenlassen (von Berlin)



bemühen, da von selbst nur allzu willig den Weg finden würde; allein, mein liebster Sohn, meine Umstände lassen nicht zu, einige Reise zu unternehmen, kann so fast nicht fort und schwebe fast nur. Seit meinem letzten Anfall drückt bald diese, bald jene Beschwerde und zeigt den gänzlichen und wohl baldigen Einfall der alten Hütte: So der Herr nach seinem Willen nur in Gnaden wolle geschehen lassen.

Was Du mir von einem Testament, so Deine Tante auf Dich sollte gemacht haben, meldest, mein lieber Sohn, so befremdet mich zwar ein solches von ihr nicht, da sie (ein) eben dergleichen unbilliges Projekt vor einigen Jahren, in fast eben solchem Zustande wie jetzt, mit mir zu meinem und des lieben seligen Feldmarschalls nicht wenigen chagrin, veranstaltet; aber afficirt hat es mich bis zu Thränen, und wie sollte es einer treuen Schwester nicht zu Herzen gehen, die nicht nur bei hunderten, sondern tausenden verloren, hergegeben, geschenkt, noch nach ihren Umständen giebt, nicht zu gedenken, was der liebe selige Feldmarschall bei ihr eingebüßt, daß man zum Dank ihr Kind und (ihre) Kindeskinder seinen Schuldnern preisgeben und unter solcher Illusion, bei allem Schaden, in den häßlichsten Proceß verwickeln sollte. Ich würde meiner Schwester, die ich liebe und mit dem höchsten Mitleiden ansehe, nicht verdenken, wenn sie Dich gebeten, wofern es in Deinem Vermögen, nach ihrem Tode etwas mit zu ihrer Schuldenbezahlung beizutragen, unerachtet sie Genüge an dem, was Deine Mutter an ihr erwiesen, haben könnte.[1]) Ja, wenn Du bei solchen Kräften und eigenem guten Willen weist, alles zu tilgen, so kennt der, so alle Herzen erforscht, auch das meinige und weiß, daß mein Gewissen viel zu eng, als Dich davon abzuhalten, obschon in der guten Zeit alle meine treuen Vorstellungen und Vorhersagung alles dessen, so erfolgt, nimmer Gehör oder Eingang gefunden, allein daß Du bei allem Schaden und Verdruß noch per modum testamenti, damit man nur seine Ehre salvirte, vor der Welt passiren müßtest, als ob Du vor allen ihren Angehörigen gratificiret und ihrer ungegründeten Mißgunst exponirt, das kann einer treuen Mutter, die ihrer Kinder Wohl nicht mit indifferenten Augen ansieht, nicht anders als zu Herzen dringen. Das wolle der getreue und Aufrichtigkeit liebende Heiland doch nimmer geschehen lassen und wo noch einige Liebe, mein theurer Sohn, vor Deine durch die Unlauterkeit ihrer Familie gebeugte Mutter bei Dir, die ich mir gewiß von Dir verspreche, solches Anmuthen nimmer mehr eingehe, Dich von niemand, unter was praetext es auch sei, dazu bewegen lassen.

Deine theure Großmama hat mit der Schwester Schulden keine connexion und darf Dir dies zu keiner Besorgniß Grund dienen. Was das Ilmenauer Bergwerk angeht, so bitte ebenfalls den treuen Gott, Deine Gedanken niemals darauf bringen zu lassen, Dich im mindesten darein zu meliren. Ich vor meine Person habe die geringste Kenntniß nicht weder von diesem noch anderen Bergwerken, habe aber von höchst Verständigen allezeit gehört, daß bei diesen Bergwerken sich unübersteigliche Schwierigkeiten finden, es beständig fortzusetzen, daher es auch nach einiger Zeit liegen blieben, ob es schon an sich reichhaltig, aber ein solcher Schatz, den der weise Schöpfer in solche Situation gelegt, da Menschenkünste es zu ändern bei der enormen Kostbarkeit nicht vermögend, denn wenn es durch den geschicktesten Anbauer mit viel tausenden in Stand gesetzt und die beste Hoffnung zu völligem Nutzen vorhanden, kaum aber ein weniges gewonnen, so käme wieder unvermuthet eine Wasserfluth, risse einen mit den größten Kosten gemachten Deich um, damit wäre alles vorige wieder umgestürzt und müßte nun wieder mit neuem Vorschuß in Stand gesetzt werden, und so ginge es mit ruin ganzer Familien in infinitum, wie unser eignes exempel diese Wahrheit bestätigt.

Als meine liebe selige Mama darin gerathen, sahen es ihre treuesten Freude und unter ihren Verwandten, die sie am meisten liebten, vor ihr höchstes Unglück an, wie

[1]) Später schrieb Frau v. Natzmer in ihr Testament (1752): „Kannst Du, mein lieber Sohn, ihr Gutes thun, weiß ich es, daß Du es nach Deinem Vermögen nicht unterlassen wirst. Ihre Umstände jammern mich um so mehr, je weniger man vermögend, denselben abzuhelfen." Sie selbst vermachte ihrer Schwester wertvolle Silbersachen.

es auch gewesen, unerachtet es damals in seiner größten splendeur. Da es nun schlecht ablief, sie ihr ganz Vermögen darin?, so muß man sie vor ihre Person consederiren als jemand, der in ein tief Wasser gefallen und in zwar ungewisser, doch noch einiger Hoffnung einen Dornstrauch erblickt, daran er sich, obwohl mit blutigen Händen, anhält, um das Leben zu retten. Daß ihre Kinder und Kindeskinder nachspringen sollten, wäre Verwegenheit. Sie braucht nicht gerettet zu werden, ist wohl verborgen und ihr guter Name gerettet, dazu ich mir nichts zu lieb sein lassen, also ist meine und Deine kindliche Pflicht beobachtet. Ein Mehres würde sie zurücksehend von uns nimmer begehren, hat uns Kinder auch nicht mit einem Buchstaben zur Fortsetzung dieses Werkes verbunden und das gewiß nach ihrer großen Weisheit und Treue. Ich lasse mich also durch nichts dazu bewegen. — Unser gemeinschaftlicher Contract mit Richter ward durch sein falid unterbrochen. Was meine Schwester nachher mit ihm unternommen, geht mich weiter nichts an, habe auch vor nichts weiter zu stehen. Wegen unserer seligen Mama ist er bezahlt.

Daß unsere theure Mama die Sache selbst gereuet, habe von jemand gehört, der es aus ihrem Munde. Unsere liebe Schwester ist aber niemals hierüber zu bedeuten gewesen. Dein Onkel, dem es an Einsicht nicht fehlt, kann Ilmenau nicht nennen hören. Könnte er urtheilen, daß möglich wäre, aus diesem Werk noch etwas zu heben, er würde es nicht so abhorriren.

Ich gehe aus der Welt, stehe bereits mit einem Fuße im Grabe, werde bald dahin kommen, wo so Schwachheit als Verdruß liegt unter unsern Füßen, aber Du, mein lieber Sohn, wirst mit den lieben Deinen noch lange dieses Lebens Beschwerden fühlen und die wollte ich Dir, so lange ich sie Dir noch abwenden könnte, erleichtern. An ein Kind schreibt man aus dem Herzen.

Sei versichert, mein werthester Sohn, daß meine Gedanken und Segenswünsche Tag und Nacht für Dich und die lieben Deinigen in die Höhe zum Gnadenthron aufsteigen und Dich in alle Winkel begleiten. Der Herr setze Deinen Jahren noch viele zu und erhalte Dich mit Deiner lieben Gräfin, die ich, wo sie sei, herzlich embrassire, bis zum späten Alter zu Seinem und der lieben Deinigen, auch anderer Vielen wahrem Wohl.

N. S. Es kommt mir eben, da ich im Kalender nach dem Datum sehe, vor, was hineingeschrieben habe: commenda, spera, qui facit deus est."

Zinzendorf erwiderte seiner Mutter:

„Gottan[1]), 25. April 1748.

Was Eure Gnaden von der proposition der Tante schreiben, das habe ich (inzwischen) auch geschrieben, so daß unsere sentiments einander croisiren. Ich erwarte nun von Euer Gnaden eine deutliche Antwort.

Wenn ich sehe, daß nicht zu helfen ist, gebe ich mich zufrieden.

Ich habe viel von Eurer Gnaden Gedanken in negotiis. Eure Gnaden werden mich allezeit als einen Mann finden, der sich nur vor Einflechtung in Händel der Nahrung fürchtet, was aber auf eine genereuse und unverwickelte Weise simplement thun kann, zu Dienst seines Herrn und Nächsten, gewiß mit Freuden thut. Und darauf können sich meine gnädigste Mama, generalement parlant gänzlich verlassen. Ich hüte mich sorgfältig vor Verwickelungen."

[1]) Ein dem Land-Kammerrat v. Damnitz gehöriges, in der Lausitz belegenes Gut.

Einen Eindruck von dem Segen von oben erhalten wir durch die nachstehenden Briefe Zinzendorfs an seine Mutter:

„Hennersdorf, 15. Juli 1748.

Es praesentiren sich in diesem Briefe meine Frau, mein Sohn Christian, mein zweiter (Adoptiv-) Sohn Heinrich (Reuß) mit seiner Gemahlin[1]), der jüngsten Comtesse von Soran und unser lieber Wattewille.

Eure Gnaden wissen ohnehin schon, daß Christel das Priestertum von mir ererbt und ich wegen meiner in so viel Ländern habenden äußerlichen affairen, genöthigt gewesen, einen Sohn zu erwählen, der mich in dem Theil subleviren könnte. Das ist mein Sohn Heinrich (Reuß), der Pfandinhaber der Grafschaft Barby vor mich, gleichwie er auch als Generalbevollmächtigter im Gothaischen, Marienborn, Hennersdorf und den englischen possessiones aestimirt wird und an der Herrschaft Wetterau mit seiner Frau jüngstem Bruder und Schwiegermutter mit Theil hat.

Dieser mein zweiter Sohn (Heinrich Reuß) ist ein allerliebster junger Mensch, den man einen gottseligen und würdigen jungen Herrn auch in der Welt nennen kann und seine Gemahlin eine ihm in allen Stücken convenable Gehülfin.

So schwer es ihr eingehen wollte, daß sie (meinen Sohn) Christel nicht kriegte, sondern ich ihr dagegen diesen offerirte, so vergnügt sind sie jetzt beide zusammen. Sie hat ihn gestern zu ihrem Universal-Erben per testament ernannt. Sie gehört unter die besondere Rubrik, denn ihr Vater war Chef der Partei gegen mich nebst ihrer Schwester. Schwiegervater v. Wernigerode und sie hat sich bei so vielen fürstlichen und andern convenablen Partien durch eine besondere, selige conduite menagiren müssen, um nach ihres Herzens Verlangen in mein Haus zu kommen.

Ihre nièce, die junge Fürstin von Wernigerode und ihre Schwester zu Köthen sind ihres Sinnes. Ich bitte Eure Gnaden herzlich, sie sehr mütterlich lieb zu haben.

Meine Tochter und (mein) Schwiegersohn (Wattewille) in England sind sehr vergnügt und wohl. Ich habe postträglich Briefe von ihnen.

Die große königliche Commission wegen Etablirung der Mährischen Brüder in Sachsen wird den 28. Juli allhier eröffnet werden und wenige Tage währen. Sie besteht aus dem Wirklichen Geheimen Rath Graf Holtzendorff, den Oberamts- und Landeshauptmännern, etlichen Appel-, Hof-, Kirchen- und Consistorialräthen, dem Oberhofprediger und 2 Theologen von Leipzig und Wittenberg.

Wir haben ganz diverse Absicht. Sie soll ein Concert machen, auf was Weise die mährischen Brüder, inhalts eines ergangenen königlichen rescripts, in allen königlichen Ländern sich ansiedeln und Gemeinen formiren können; ich aber solche: Rechnung abzulegen von meinem bisherigen Haushalte und die nun 26 Jahre mit tauben Ohren angehörten und mit zugemachten Augen bemerkten Wunder des Evangelii in seiner allerlautersten Einfalt und katechismusmäßig simpliciter offenen Ohren und Augen zu manifestiren und damit zu beschließen meinen Lauf in publico."

„Haus von Zeist, 13. Dezember 1748.

Eure Gnaden haben schon lange keinen Brief von mir gehabt, erstlich habe ich nicht gern geschrieben in den kritischen Umständen, in denen man gestanden; danach habe ich Nitschmann express direkt nach Berlin geschickt, um Eure Gnaden von vielen Umständen mündlich zu informiren. Endlich habe ich in der Hoffnung, daß meine Frau fleißig schreibt, Eurer Gnaden Augen schonen wollen.

In dem Moment meiner Abreise von hier fällt mir's aber sehr auf, Eurer Gnaden noch eine kleine relation von meinem Befinden zu thun.

Was die Familie betrifft, so sind Benignel und ihr Herr glücklich und gesund und gleichsam im Fluge in America angekommen und gedenken auf's Frühjahr wieder hier

[1]) Die Veranlassung zu der Adoption war, daß die Gräfin, welche sich mit der Zinzendorfschen Familie auf das innigste verbunden fühlte, den Grafen Reuß nur unter dieser Bedingung heiratete

Digitized by Google

zu sein. Christel ist bei seiner Mutter in Herrnhag, da ist auch meine angenommene Tochter Agnes mit ihrem Manne (Graf Reuß) und den beiden Kleinen.

Ihre Majestät der König von Polen handelte gewiß in allem, was auf Sie ankommt, sehr gnädig und generös mit den Meinen. Sie haben ihnen nicht nur Barby auf 12 Jahre verpachtet, sich von Kapital und Interessen selbst wieder bezahlt zu machen, sondern sie haben auch viele agremens in Ansehung der kirchlichen Häuser, Schloßkirche verschafft. Daß der Oberschloßaufseher das Schloß geräumt, rechne ich unter die graciösesten Umstände; ob ich gleich weiß, daß es nicht alle meine Brüder mit gleicher Dankbarkeit erkennen. Le monde est si méchant, madame, qu'il me semble, que le monde Saxe est un petit sanctuaire, ou l'on trouve encore des beaux restes de la bonne antiquité au moins dans les personnes royales qui n'ont jamais permis qu'on m'eut fait tout le mal que l'on aurait bien voulu m'avoir fait. Nun zu anderen Materien.

Meine Rechnung habe geschlossen und meine Einrichtung gemacht, dabei meine liebe Frau und Kinder ein geruhiges, stilles Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit führen können.

Allem Ansehen nach ziehen sie Ostern nach Barby. Hennersdorf muß noch zur Zeit geschont werden, denn ohngeachtet es mich über 130,000 Thaler kostet, so verinteressirt es sich doch noch lange nicht so hoch als bedarf i. e. es trägt noch ein gut Theil weniger als Berthelsdorf, welches 136,000 Thaler aufs höchste kostete und damals auch nicht wohlfeil gekauft war, denn es trug höchstens 1200 Thaler mit Oberberthelsdorf, jetzt aber trägt's l'un portant l'autre alle Jahr über 5000 Thaler.

Meine Frau bekommt eine regulaire Einnahme von 24,000 florin jährlich ausgesetzt. Die interessen von dem, was wir schuldig sind, und die Besorgung der Anstalten sind davon separirt.

Es ist aber doch zu besorgen, daß sie genug zu thun haben wird, sich durchzubringen, denn unsere 18 Heiden-Missionen, die von den 1200 Lehrern und Dienern der Gemeine gastweise eintreffenden Brüder, die zwar nur ausnahmsweise dableiben, und die mannigfaltigen unumgänglichen Reisen sammt den hier und da vorkommenden defecten in den Einnahmen machen, daß unsere revenue, ob sie gleich 88—90,000 florin jährlich beträgt, nie langt, obgleich davon niemand etwas zu praetendiren hat, als einige creditores ihre Interessen, denn ich habe mich vor der sogenannten Heilandscasse, Collecten und Anstrengungen guter Freunde gar sehr gehütet und bin bis dato ganz allein gestanden mit einer kleinen famille, und das habe ich nicht nur in Deutschland so gemacht, sondern ich habe von unsern holländischen und englischen Freunden und Brüdern bei der letzten societäts-Versammlung eine sehr erkenntliche excuse empfangen, daß sie mich 25 Jahre haben allein wirtschaften lassen, ohne das Ihrige um 1000 florin Capital anzugreifen.

Sollten Eure Gnaden meine Frau einmal in Barby mit Ihrem Dasein erfreuen, so werden Sie zugleich einen näheren Blick in die providenz über Ihren Sohn thun als Ihnen zeither keine schriftlichen und mündlichen Erzählungen derselben verschaffen können.

Das Angenehmste wird Euer Gnaden doch sein, daß ich künftige Ostern meine ganze diaconie niederlege[1]) und den künftigen administratoren à la tête, daran meine Frau und Bruder Weiß nebst dem lieben Reißer, den Eure Gnaden vor 12 Jahren in Berlin bei mir gesehen, bleiben werden, wichtige Arbeit hinterlasse.

Meine Jahre erlauben mir, daß ich meine Hauptsache in Ruhe und Frieden besorge, nachdem ich in politicis et oeconomicis so viel Raum gemacht, als der gegenwärtige status mundi nur einigermaßen zulassen wolle.

[1]) Zinzendorf liebte es, sich, seitdem er im Jahre 1743 die Theilung der Geschäfte herbeiführte, ordinarius fratrum zu nennen, mit welchem Titel die Brüderkirche ihre Bischöfe, deren Thätigkeit auf das Seelsorgerische beschränkt war, belegte. Er war dabei nach wie vor „der vollmächtige Diener" derselben.

Ich bin nur ein paar Monate hier (in Zeist) gewesen. Ich weiß nicht, ob Eure Gnaden den Riß von diesem charmanten Orte haben. Die jetzige Materie ist, ein Städtchen zu bauen, welches wohl das schönste an unsern zeitherigen Orten werden dürfte.

Man ist sehr fleißig und die Obrigkeit oder vielmehr der Staat von Utrecht sieht's sehr gern; sonst ist in Holland weniger Gewissensfreiheit als in allen übrigen Landen der Welt, Spanien und Portugal ausgenommen.

Nun gehe ich nach **England** mit meinem eigenen Schiffe Irene und 130 Passagieren. Ich bleibe nur eine Weile in England, um unsere beiden Häuser Lambshill und Graceinn in Ordnung zu bringen und die neue Erweckung in Irland, die schon über 27,000 Menschen geht, näher zu bedienen.

Der Herr geleite mich und lasse meine allerliebste Mama in Segen und Frieden und vielem Vergnügen — in Barby residiren, wenn ich die Gnade haben werde, Ihnen wieder unterthänig die Hand zu küssen.

N. S. Mein Nitschmann küßt den Rock."

1749—1751.

Frau v. Natzmer beunruhigten die Reisedispositionen ihres Sohnes. Sie schrieb darüber ihrer Schwiegertochter:

„20. December. Erhalte ein Schreiben aus Holland von meinem lieben Sohn, dessen Anblick mich herzlich erfreut, da ich lange von seiner Hand nichts gesehen, der Schluß mich aber in größten Kummer versetzt, weil er mir meldet, daß er im Begriffe nach England überzugehen, und wer weiß, ob die Reise sich nicht noch weiter erstreckt.

Nun haben wir nicht allein vorgestern einen ganz ausnehmenden Sturm gehabt und noch, daß meine liebste Gräfin leicht erachten können, wie mir zu Muthe, ihn auf der See zu wissen.

Wenn ich nun meine Jahre und Umstände erwäge, so kann mir leicht den betrübten Schluß machen, daß in diesem Leben ihn so wenig, als die liebe Benigna, deren glückliche Ueberkunft mir zwar erfreulich, mehr werde zu sehen bekommen.

Wie sehr mein Herz darüber gedrückt, weiß der getreue Gott. Sollten meine liebe Gräfin sich auch noch mehr entfernen, würde mich's doppelt schmerzen. Nun will ich mich in kindlichem Vertrauen desto eifriger in Seufzen und Flehen vor dem, der Wind und Meer gebieten kann, demüthigen und alles seiner heiligen Providenz übergeben, mich und die Meinigen zu führen nach seinem Rath und uns nur endlich zu Ehren anzunehmen und an dem seligen Port zu versammeln, wo keine separation mehr zu besorgen."

Zinzendorf verweilte 1½ Jahre in **England**, und es gelang ihm, in unablässiger Arbeit für das Heil der ihm anvertrauten Seelen, allerlei Unzuträglichkeit, welche der Brüdersache in den Kolonien erwachsen waren, an der Quelle zu beseitigen. Das Parlament erkannte die „unitas fratrum" als evangelisch-bischöfliche Kirche an und befreite ihre Anhänger in Britisch-Amerika von den Kriegsdiensten und der Verpflichtung zu schwören. Von den britischen Kirchenfürsten wurde ausgesprochen, daß das Bekenntnis der Brüder in England Segen nach sich ziehe. Zinzendorf berichtete über seine Erfolge der Mutter, welche sich Sorge machte, daß sie ihren Kindern zu wenig schreibe:

„London. Ich hoffe, daß Euer Gnaden denken, daß ich nicht immer Antwort von Ihnen erwarte auf meine Schreiben. Es ist mir völlig genug, wenn ich die Gnade habe, von Zeit zu Zeit an Eure Gnaden zu schreiben und Ihnen zu melden, was ich mache.

Meine Familie in Deutschland wird's wohl auch thun, deren Vermehrung durch ein Töchterchen[1]) die liebe Eltermama eher als ich wird vernommen haben.

---

[1]) Im April 1751 wurde Benigna von ihrem ersten Sohne entbunden.

Von Euer Gnaden bekannten Brüdern ist jetzt niemand hier, als die beiden Nitschmänner und der alte Baron Watteville. Unsers (W's.) älterer Bruder hat den guten Herrn Weiß, der nach Zeist gegangen ist, abgelöst in den Diaconats-Geschäften.

Das neue Land in Amerika wird nun hübsch angebaut. Ich nehme keine Europäer dazu, sondern nur Amerikaner, denn mein Haus in Amerika giebt dem in Europa nicht viel nach. Lawatsch[1]) schreibt mir gestern, daß er 888 Personen zu Bethlehem in der Versorgung hat und daß mein Haus den 4. Theil zu den Landabgaben giebt und die ganze übrige Grafschaft die 3 übrigen Theile. Das freut mich, denn ich gebe gern Steuern und Schoß und Zoll und was der Obrigkeit revenue machen kann.

Ich glaube kaum, daß meine Frau und ich so reich sind an Kostgängern in allen 5 Häusern in Europa.

Von hier weiß ich diesmal nicht viel Neues, als daß ich in unsrer lieben Stadtkirche zu London sehr fleißig predige. Ich will Euer Gnaden die Texte schicken seit etlichen Monaten, d. i. so lange ich ein Thema ausführe. Sie werden vermuthlich gedruckt werden und da schicke ich sie zuerst an Eure Gnaden, wie auch ehester Tage mit unseren litaneien thun will.

Die wunderbare Sache, daß, sobald ich den Mund zugethan, der Herr Pastor Gambold — er ist der englische Pastor an eben derselben Kirche[2]), von Oxford gebürtig — aufstehet und meine ganze Predigt den die deutschen Zuhörer ablösenden Engländern englisch wiederholt . . . (ist Ihnen schon bekannt.)"

Auf der Heimkehr traf Zinzendorf am 14. August in Barby ein, wohin das brüdergemeindliche Seminar der Wetterau verlegt war, seitdem der König von Sachsen die ganze von dem fürstlichen Hause Weißenfels ererbte Herrschaft dem Grafen Heinrich 28. Reuß in Pacht gegeben hatte. Zinzendorf schrieb seiner Mutter:

„Barby, 17. August 1750.

Ich habe kurz nach meiner Gemahlin die See repassirt wie einen Fluß, denn es war keine Welle darauf zu sehen, bin etliche Tage auf meinem Hause von Zeyst gewesen, sodann habe ich für unsere neue französische Gemeinde in Neuwied Quartier gemacht, dann bin ich nach Marienborn, Lindheim und Herrnhag gereist, wo ich unsere 3 Anstalten und Gemeinen ein bischen besucht.

Seit vorgestern bin ich hier, weiß nicht, ob ich mich unterstehen darf, gnädige Mama hier oder in Hennersdorf zu wünschen oder ob Euer Gnaden befehlen werden, Ihnen in Berlin aufzuwarten.

N. S. Die hiesige Einrichtung gefällt mir wohl. Ihre Majestät der König und dero Collegia behandeln uns sehr gnädig und gütig.

Meine Frau, Christel, Benignel, Agnes und Liesel, alle hier anwesend, sowohl Graf und Gräfin Reuß küssen die Hand.

Gegen Ende September, wo nicht etwas eher, werde nach Herrnhut gehen und viel in Hennersdorf sein."

Frau v. Natzmer antwortete der Schwiegertochter:

„Berlin, 8. September 1750.

Da ich meine allerliebste Gräfin mit meinem lieben Sohn und ganzer werthester Familie annoch in Barby vermuthe, so lasse auch dieses dahin abgehen. Es ist beschwerlich, daß auf hiesiger Post dieser Ort gar nicht bekannt. Sie haben mich angewiesen, über Magdeburg oder Halle zu adressiren, letzlich über Zerbst, so ich auch gethan; muß wohl keine regulirte Post dahin gehen, denn die Briefe, die ich von Ihnen daher empfangen, bei 10 Tagen alt gewesen.

Es hat mir jemand versichert, es in den Zeitungen gelesen zu haben, es wäre

---

[1]) Lawatsch wurde 1752 zum brüdergemeindlichen Prediger für Nordamerika ordiniert.
[2]) Gambold wurde 1754 zum Bischof der Brüdergemeinde geweihet.


Digitized by Google

mein Sohn mit seiner Familie zwar nach Deutschland gegangen, aber nur auf eine kurze Zeit und werde ehestens wieder zurück nach London gehen.

Nun weiß ich wohl, wie viel Unwahrheiten darin in seinem egard zu stehen pflegen, daher auch keine mehr lese, allein in dergleichen indifferenten Dingen haben sie doch zuweilen eingetroffen, denn von meiner liebsten Gräfin letzten Reise nach London ward ich auch (dadurch) benachrichtigt, wollte es nicht glauben, bis ich von London von Ihnen selbst die Nachricht und Wahrheit davon hörte.

Dafern sich solches so verhalten sollte, so würde das ja für mich höchst betrübt fallen, Sie zusammen wieder aus Deutschland gehen zu lassen, ohne uns zu sehen.

Gleichwohl weiß vor der Hand keinen (dritten) Ort nach allem Sinnen und Denken aufzufinden. Ich vermag nichts zu thun, als es der alles dirigirenden Vorsicht unsers treuen Führers zu übergeben und alles zu meines Sohnes und meiner liebsten Gräfin eigenem Ueberlegen anheimzustellen. In den Jahren, wo ich bin, werden alle Entschließungen, wo Furcht sich bei findet, schwer."

Zinzendorf schrieb seiner Mutter im Oktober 1750:

„Hier kommen 2 Personen, die mich und meine Familie als ihr Leben lieben, nämlich der berühmte Hofrath v. Benning und dessen Eheliebste von Amsterdam, die den Weg blos darum über Berlin nehmen, um Euer Gnaden die Hand zu küssen. Sie gehen von hier nach Hause.

Als ich 1736 in's exilium gehen mußte, kündigten mir alle Leute auf, und der Herr Benning schoß mir aus freien Stücken alles, was ich schuldig war, vor, so daß ich die nächste Messe alle Menschen abfinden konnte. Als diese Post kaum wieder an die Holländer bezahlt war, so schoß Herr Benning aus Mißverstand, ohne mein Wissen, 300,000 Gulden auf die Wetterauischen Güter vor, weil er gehört hatte, daß man die Gemeine da auskaufen würde. Diese hat ihm der Heiland nun auch wieder bescheert. Und er ist wieder das Werkzeug gewesen, mich bei den Liebesdiensten, die ich etliche Jahre her meinem bedrängten Vaterlande erwiesen, zu unterstützen.

Nun ist er so glücklich gewesen, das Ende aller meiner Verfolgungen und meines 4maligen exilii und die endliche Aufnahme meiner lieben Gemeinen in Sachsen zu sehen, denn Ihre Königliche Majestät haben nicht nur ein eigenhändiges allergnädigstes Schreiben an mich abgelassen und mir das decret in originali ausantworten lassen, darüber sich die Zeitungen bisher gezankt, sondern das geheime concilium hat nach Barby, der Oberlausitz, und den Kirchenrath ein ausführliches rescriptum ergehen lassen, darinnen der Director inter evangelicos die positive Protektion der evangelischen Brüdergemeinen übernimmt und sie in alle seine Chur- und Erb-Lande solenniter aufnimmt, auch ist consentirt, daß der Oberhofprediger von Sachsen das directorium vom lutherischen Tropo übernehmen, was der selige Cochius beim reformirten gehabt und jetzo der Bischof von Sodor und Man[1]) führt. Sehen Sie, allerliebste Frau Mutter, was Sie noch alles erleben.

Was die Idee vom Geldgeben betrifft, so ist's ganz ungegründet. Ich helfe und diene Sachsen, wo ich kann, das ist wahr; aber, da ich Sachsen am meisten diente, standen meine Sachen gerade noch schlecht.

Seit 1½ Jahren hat Sachsen von mir keinen Pfennig Nutzen gehabt und jetzo decidiret sich die Sache in ihre Ordnung, und die Langweiligkeit ist der Beweis der Gründlichkeit. Ich halte mehr auf lange oppositiones und endliche reine Arbeit, als auf geschwinde approbationes und unreife Zeugnisse. Aber es sind doch remarquable Jahre.

1746 wurde ich genöthigt zum Kauf von Hennersdorf, da ich noch Exulant war; 1747 wurde ich von freien Stücken zurückberufen. 1748 wurde ich von Chursachsen als ordinarius der Brüderkirche erkannt und dirigirte die Commission zu Hennersdorf, nachdem ich den lieben Cochius selig in Schlesien selbst introducirt hatte.

[1]) Insel in der irischen See.

Digitized by Google

1749 kam, nach einer langen Untersuchung im Parlament, die alte 300jährige Bruderkirche wieder in Flor und ich wurde als advocatus erkannt.

1750 kommt, nach den allerentsetzlichsten motibus auf Landtagen und in geist- und weltlichen collegiis, die Hauptsache meiner lieben lutherischen Brüder halber in Sachsen zu Stande und unser theurer Oberhofprediger hat die größte Hoffnung, ehestens von mir auch introducirt zu werden.

Hier überreiche Euer Gnaden den Befehl des geheimen consilium, weil es das extendischste document ist; die anderen sind alle specialer und das Hauptdecret werden Eure Gnaden wohl in Zeitungen gelesen haben.

Ach, wenn mir doch mein seliger Pathe in Sachsen (Spener) hineinsehen und sich freuen sollte, daß einer seiner successorum seines Pathens College und seine Arbeit so ganz worden ist, auf die er im Glauben gestorben ist."

Dazu hatte Zinzendorf die Freude, in Berthelsdorf eine nach des seligen Spener piis desideriis erweckte ecclesiolam in ecclesia zu sehen, indem sich hier mehr als 100 Personen mit ihrem Pfarrer in geordneter Weise zur Pflege ihrer Seelen zusammenschlossen.

Zinzendorf schrieb seiner Mutter:

„Hennersdorf, 25. Januar 1751.

Es thut ihrem armen Sohn schmerzlich weh, daß seine Geschäfte ihm zuweilen die Regeln der bienséance gegen Personen, die ihm theuer sind, ja wohl gar die Pflichten, der devotion gegen eine so hochgeehrte liebe Mutter, ein tägliches object seines Gemüths, negligiren machen. Auch schmerzt es mich, daß durch mein 5maliges exil aus meinem lieben Hauswesen meine kleine Familie hierunter noch mehr degenerirt ist und meine so exemplarisch gehorsamen und in ihre Großmama verliebten Kinder sich in gar keiner Ordnung in Ansehung des schriftlichen commers befinden. Allein unser Herz redet so kräftig für uns in Euer Gnaden Herzen und das bischen Schuld, welches E. G. hierunter selbst haben, da Sie die Ponctualität in Selbst antworten, wollen uns zu einer Ausrede machen, warum man Ihnen nicht öfters schreibt, vertritt uns auch. Ich werde E. G. ehester Tage eine gründliche relation von unserem Ergehen thun; inzwischen will ich sagen, wie sich die kleine Familie befindet.

Mein Sohn hat in seinem 23. Jahre so viel Arbeit als ich, wo nicht mehr. Er wächst noch. Sein Ernst und Treue hat ihm in seinem 7jährigen schweren und manch 1000 Menschen individualiter concernirenden Amte so viel Kummer und Sorge gemacht, daß er eben nicht blühet wie eine Rose. Er hat etwas Spenersches in seinem ganzen Wesen und Euer Gnaden können glauben, daß, wenn er noch 10 Jahre hin hat, so wird er ihm auch accurat ähnlich sehen, wie er zu E. G. Zeit war, wie er noch in Dresden catechisirte. Im übrigen hat er eine sehr gesunde, feste und aushaltende constitution ratione der machine, obgleich in den äußern Theilen und Anfälligkeiten er der Mutter nachgeschlagen. Seinem Innern nach ist er mir so respektable, daß ich mich schäme, sein Vater zu sein, und der fast größere Haß der Menschen gegen ihn, der noch nie ein Kind betrübt, als er gegen mich ist, denn ich doch manches Mutterkind vor den Kopf stoßen müssen, ehrt ihn doppelt.

Meine Benigna ist vermuthlich in Hoffnung und nach ihrer Art wacker, aber kränklich, wenn sie zu Haus ordinair ist, und hingegen auf Reisen zu Land und See über keinen Finger klagt und ganze Schiffe bedient. Im übrigen ist sie eine muntere fröhliche Magd des Heilandes, der sich in allen Umständen egal sehen läßt, außer daß sie bedauert, durch ihr Kränkeln in Geschäften verhindert zu sein.

Ein Wort von ihrem Gemahl, dem Bischof Johannes v. Watteville, ordinario adjuncto der evangelischen Brüdergemeine, zu erwähnen, so ist er domestice dermahlen in einer angenehmen compagnie seines Herrn Vaters und Frau Mutter, des älteren Herrn v. Watteville (Friedrich) und Zsch., sonst aber mir praecise das, was der selige

Elers und Freylinghausen zusammen genommen dem seligen Professor (Francke, August Herrmann, in Halle) waren.

Der liebe alte Paulus Weiß[1]), der jetzo die schlesischen affairen dirigirt, ist vielleicht bald einmal à portée, Euer Gnaden aufzuwarten. Der ist ein lebendiger commentarius dieses Schreibens.

Meine Agnes (geb. 1735), seitdem sie in ihre Ordnung kommen, praecis in den Umständen, was man blühen nennt wie eine Rose. Sie wächst sehr und nimmt proportionirlich zu. Ihrem Herzen und ganzen Humor nach sehe ich sie vor den lebendigen Abdruck meiner lieben Mama an. Sie ist eine exemplarische Vorgesetzte des Fräuleinstifts in Hennersdorf, das sonst in Herrnhag war und etwa 150 Personen ausmacht, und diesen Monat zur Jüngerin, d. i. unter den sämmtlichen Schwestern dirigirende Person erwählt worden in der Gemeine zu Herrnhut, wo sie von 500 Personen allen Alters und Standes mit herzlicher Ehrerbietung und Liebe erkannt wird. Diese Funktion wird sie aber nicht sehr drücken, denn weil sie sehr schwer und Gemüths angreifend ist, so währt dieses Amt nie über einen Monat auf einmal.

Die Lisel (geb. 1740) ist ein liebes Herz, gehorsam, unter ihren Kindern sehr vergnügt, ernsthaft und gesetzt, und welches am meisten zu verwundern, von der erstaunlichen tendresse ihrer lieben Frau Mutter nicht so eingenommen, daß man sie un enfant gaté nennen möchte, doch macht es ihr eine Freude, ihre Mama stündlich zu bedienen und um sie zu sein, wenn sie kann.

Ich muß schon meinen adoptirten Sohn auch in Erinnerung bringen, denn wenn Christel (Renatus) erführe, daß ich E. G. schriebe, ohne von seinem Bruder zu schreiben, so würde er betrübt. Ich bedaure, daß ich E. G. den Heinrich (28. Reuß) habe sehen lassen, er war nicht, was er nun ist; damals war er noch bloß aus Wahl, was jetzt gewiß meritirt zu sein: kurz Heinrich ist Christels, den er vor seinen superieur hält, weil ich die Primogenitur Christel ausdrücklich vorbehalten, getreuer und von jedermann erkannter und geliebter Lastträger. Christel hat weder zu Hennersdorf und Berthelsdorf, noch zur Herrschaft Marienborn, noch in Schloß und Grafschaft Barby, noch auf Thür. und Holländ. Pfandschaften und den Gütern in America und England einen besseren Repraesentanten haben können, da ihm sein Jüngerstand so wenig als seinem Vater erlaubt, sich selbst in Händel der Nahrung einzuflechten. Wenn ich in England bin oder auch in Dresden, so ist der Heinrich und seine Gemahlin, welches beide artige Hofleute sind, hoher Orten zu brauchen, wie denn der Prinz Wales u. s. Gemahlin ihnen sehr gnädig sind und gern mit ihnen conversiren, zumal da man gern manchmal von unsern Sachen mit jemand von uns spricht und meine persönliche Inaccessibilitaet nun schon Gott Lob etl. Jahre etablirt ist, ohne Ausnahmen einiges Standes oder Personen, die ich durch andere entreteniren kann.

Ich habe 1½ Jahre in London gewohnt und das ganze negotium vor dem Parlament selbst traktirt, aber nicht eine visite gegeben noch angenommen oder einige cour gemacht.

Die Agnes (geb. Gräfin v. Promnitz) Reuß ist ein bischen verlegen, daß sie noch nicht gesegnet worden und hätte gern Kinder, außerdem ist sie aber sehr glücklich und vergnügt mit ihrem Herrn und über Christeln wirklich getröstet.

Ob E. G. die Zeitungen lesen sollten, fast zweifle; wo aber ja, so wollte ich nur eine unmaßgebliche Note dazu machen, nemlich, daß E. G. außer gewissen Sachen, die nothwendig wahr werden müssen, z. E. daß man nach Hause kommt, wenn man verreiset gewesen, wobei doch die Zeit und Umstände nie zutreffen, allemal unfehlbar darauf rechnen können, daß alles, was da steht von uns, es sei gut oder böse, nicht von dem sei, und wenn zumal dasteht, man habe es von uns, so ist es desto gewisser nicht so.

---

[1]) Zinzendorf lernte ihn in Nürnberg als Kaufmann kennen. 1737 schloß sich Weiß der Brüdergemeinde an. Er hatte vielen Einfluß.

Das chursächsische große Privilegium hatte man bloß darum in die Zeitungen gesetzt, damit es sollte von Unwissenden widerrufen werden. So lange es in allen Zeitungen stand, hatten wir's nicht und kaum, daß es widerrufen war, so gab mir's der Minister originaliter. Und nun ist altum silentium.

Wenn E. G. einmal diese Anekdote bei einer unangenehmen visite und ungebührlichen materie als positiv einzuwerfen und damit einen kleinen Stillstand im discours machen wollen, so risquiren Sie nichts. Es ist à la lettre so. Im übrigen sind wir allemal eine ecclesiola sub cruce, nihil hujusmodi alienum a se judicans.

Die großen Ausbreitungen des Werks kommen nicht von Holländern oder Engländern her oder von ihrem Gelde; alle Holländer und Engländer haben zu N. dorff nicht mehr als 36,000 Thaler geliehen und alle diese Leute, ob sie gleich à4 pro Cent leihen und Bennings erste Hülfe Gelegenheit zu allem Folgenden ist, schenken sie es doch nicht, sondern es ist Handel und Wandel. Eine Hand wäscht die andere. Wie ich noch à 30 p. Cent Geld borgen mußte und auf ½jährige Wiederbezahlung, da kamen mir einmal 1800 Thaler, ni fallor, die mir E. G. schenkten, vielmehr zu Gut, als wenn ich jetzt 100,000 Thaler à 3 p. Cent und auf meine Aufkündigung bekomme.

Mein Vergnügen ist's nicht, über drittehalb Millionen fl. zu disponiren, sondern es ist ein Schmerz für mich und meine liebe Gemahlin, die ihre Ruhe zu lieben anfängt. Aber wir sind nicht darauf ausgegangen. Wenn mein Winkelchen zu Berthelsdorf in Ruhe und Frieden zu haben gewesen, ich hätte die alte und die neue Welt gern uninkommodirt gelassen. E. G. wissen meine Thränen und Kummer, als ich auf's theatrum der Welt treten mußte. Seitdem sind alle Dinge, die so großen Neid machen, der stupende Bau in Zeyst[1]), den die Holländer selbst bewundern, mit eingeschlossen, lauter kettenweis an einander hangende sequelen von meinen 5 unschuldigen exiliis, und mit einem Wort von der Arbeit, Fleiß und unermüdeten Intrigirung meiner Gegner, die mir noch alle Jahr einen neuen Ort, Land, Possession aufnöthigten und mit Zumachung eines Pförtchens 4 Thüren öffnen.

Nun, allerliebste Mama, diese Neujahrs-Epistel ist bald zu lang. Es segne Sie auf's Neue das unaussprechlich treue, für Sie verwundete Herz mit seinen blutigen Füßen, bis sich (m. l.) Mama zu den Kräften der oberen Kirche durchgeglaubt."

Bei alledem mußte Zinzendorf bei seiner diesmaligen Anwesenheit in Deutschland auf ein Wiedersehen mit seiner Mutter verzichten, die, durch böswillige Gerüchte über den Sohn beunruhigt, der Schwiegertochter schrieb:

„Berlin, 11. Januar 1751.

Ihr Schreiben würde mir viel Vergnügen verursachen, da ich aber nicht im Stande, solche zu beantworten, und doch gleichwohl hernach voller Unruhe bin, daß sie unbeantwortet lassen muß, so dispensire Sie lieber und ist mir genug, daß ich weiß, Sie lieben mich, Sie beten vor mich, Sie denken an mich.

Hat mir der Allerhöchste noch einige consolation in diesem Leben zugedacht, wird es selbige sein: Sie noch allerseits selbst zu embrassiren und noch eins, so ich in petto behalte. Ist es aber sein Wille nicht, so werden wir uns doch, wie ich dahin den Zweck alles meines Bittens und Flehens richte, vor dem Throne des Lammes ohne Furcht oder Sorge einiger Scheidung erblicken und Seine oft wunderbaren, doch jederzeit heilsamen Wege unter Anstimmen gemeinschaftlichen Lobes verherrlichen[2]). Herr Zebaoth, wohl dem Menschen, der sich auf Dich verläßt."

---

[1]) Die Kolonie Herrendyk, welche 1736 gegründet wurde, um den Brüdern und Schwestern, welche über See gingen, ein Plätzchen zum Ausruhen zu geben, wurde 1745 nach dem hierzu erkauften Zeyst gelegt.

[2]) In ihrem Testament vom Jahre 1752 spricht sich Frau v. Natzmer aus: „daß wir uns vor dem Throne des Lammes, nach betrübter Scheidung, in ewiger Wonne wiedersehen und das Halleluja mit zusammengesetzten Stimmen freudig singen."

Digitized by Google

Zinzendorf beantwortete den Entschluß seiner Mutter, ihn nicht zu empfangen:
„Herrnhut, 2. April 1751.

Sagen, daß mich Herr Weiß mit Eurer Gnaden resolution erfreut hätte, das würde ich nicht gut behaupten.

Es hat mir sehr weh gethan. Inzwischen sind Eurer Gnaden Entschließungen oracula für mich, die ich wahrhaftig venerire und mich, so gut ich kann, damit tröste, daß ich meinen theuren seligen Vater garnicht gesehen und doch lieb habe und von ihm in seiner Seligkeit gleiches versichert bin. Eure Gnaden habe ich aber doch gesehen, gesprochen und Dero liebreiches Mutterherz erfahren, auch die Hände mehrmalen, obgleich viel zu wenig für die Sehnsucht geküßt."

1751—1763.

Es war die Zeit, wo sich allerlei Ausschreitungen unter den Herrnhutern bemerklich machten, welche sich „für Kinder Gottes" allerdings nicht ziemten; es heißt von ihnen: „etliche nahmen das Leben zu leicht, andere spielten mit den Heilswahrheiten." Eine gewisse mystische Richtung stützte sich dabei auf mißverstandene Aeußerungen des Grafen. Es entstand darüber ein großes Gerede, nirgends mehr als in Berlin in dem Hause der Frau von Natzmer, „wo unten der Hallesche Buchladen war". In ihrer ängstlichen Sorge schrieb sie der Schwiegertochter: „Es drücken mich die so gar enormen Verleumdungen und Lästerungen, denn in solchem Grad sind sie noch niemals gestiegen, und da sich alles davon einnehmen läßt, entferne ich mich, soviel nur Menschen möglich, von allem Umgang und bleibe bei meinen Büchern."

Sobald Zinzendorf von den Exzessen hörte, vermahnte er die Betreffenden. So schrieb er den Brüdern in Marienborn, als diese den Geburtstag seines Sohnes (Christian Renatus), der zum Mitältesten der ledigen Brüderchöre in allen Gemeinden eingesegnet, dem Vater bei den Geschäften der Unität als nächster Gehülfe zur Seite stand, mit besonderen Freudenbezeugungen feierten: „er wisse seit etlichen Jahren keine Freude der Art, die ihm nicht hernach, weil sie nicht allen zum Segen gewesen, sondern Eifersucht erregt habe, Thränen gekostet. Er halte das Leichtsinnigsein und Spotten für ein unfehlbares Zeichen, daß man kein Kind Gottes sei."

Zu strengeren Maßregeln konnte sich Zinzendorf in der Sorge, nur keine Heuchelei zu befördern, nicht entschließen. Die Ausschreitungen sollten dazu erst ein gewisses Maß erreichen. Der Zeitpunkt dafür kam, während Zinzendorf seit dem 24. August 1751 in England weilte. Der Graf hatte bei der Abreise aus dem Herrnhag, wo er in der Wetterau wohnte, seinen Sohn in der irrigen Erwartung zurückgelassen, daß er der falschen Bewegung der Geister Einhalt thun werde. Nun sich dieser selbst der häßlichen Richtung ergeben, berief er ihn zu sich nach London. Gleichzeitig erließ er ein Rundschreiben an die Brüder, in welchem er namentlich die Vorsteher strafte.

Die Wurzel des Uebels fand Zinzendorf darin, daß man etwas höheres finden wolle, als das Wort Gottes, und er beschloß das Cirkular mit den Worten: „Her zu mir, der dem Herrn angehört."

Von sich selbst sagte er: Seine Absicht sei dahin gegangen, etwas extraordinaires zu thun, und er bedaure, sich in der Materie der Dreieinigkeit einer theosophischen Schreibart bedient und Diskurse geführt zu haben, die Anstoß erregt hätten.

Er predigte seitdem nur noch den Gekreuzigten.

Hatten die Brüder ihn seit seiner Rückkehr aus Amerika Papa, die Gräfin Mama, Frau v. Natzmer Großmama genannt, so stellte er diese Ausdrucksweise, soviel an ihm war, ab, um auch nicht den Schein einer geistlichen Vaterschaft für sich in Anspruch zu nehmen. Auch hob er einen christlichen Sonderbund, welchen er mit den ihn Umgebenden geschlossen hatte, in der Sorge eines Mißbrauchs auf.

Seinen Schwiegersohn Johannes beauftragte er, als dieser von seiner Missionsreise über England heimkehrte, mit der regelmäßigen Visitation der Gemeinden: „Es dürfe kein Rest (des Uebels)," äußerte er sich dabei, „übrig bleiben; wer mit seinem Gemüthe in den Sachen steckt, muß von dem Volke des Herrn weggethan werden."

Die Frucht der Arbeit war eine Stärkung des Glaubens der treugesinnten Seelen. Darunter gehörte Zinzendorfs Sohn. Spangenberg hat über ihn aufgezeichnet: „Als er zu der Einfalt, aus welcher er sich hatte verrücken lassen, zurückgekommen, ging ein neuer Gnadengang mit ihm an. Er bereute die Zeit, in welcher er sich hatte verleiten lassen, etwas höheres wissen zu wollen, und fand Trost und Frieden in den Wunden Jesu. Als sein Herz mit der Liebe Jesu so erfüllt war, dachte er darauf, daß in allen Chören der ledigen Brüder ein gleiches Feuer entbrennen möchte. (Dabei war ihm) der Schmerz über die vorigen Umstände beständig anzusehen."

Am 28. Mai 1752 starb Christian Renatus körperlich erschöpft. Sein Tod war für den Vater um so schwerer, als man noch großes von ihm erhoffte; die Gräfin hat den Verlust niemals verschmerzt. Auch die Gemeinde weinte dem Verstorbenen von Herzen nach. Die brüdergemeindlichen Wirren riefen aber eine ganze Litteratur hervor und Zinzendorf trat den Anfeindungen in zwei ausführlichen Aufsätzen entgegen. Seine beste Verteidigung war die Schrift eines Pastors Jung: „der in dem Grafen Zinzendorf noch lebende und lehrende, wie auch liebende und segnende Doktor Luther." Der Graf muß sich darüber gefreut haben, denn er erteilte seinem Archivar, dem Barbyschen Schloßprediger, Gottfried Clemens, den Auftrag, die Jungsche Schrift seiner Mutter zugehen zu lassen.

Wir teilen das Begleitschreiben des Clemens zu einem Zeugnis für den herrlichen Geist, welchen Zinzendorf um sich verbreitete, mit:

„Barby, 27. September 1752.

Gegenwärtige Schrift zu übermachen, bin ich sowohl durch den wichtigen Inhalt derselben bewogen als auch befehligt worden. Ich befolge dies mit um so größerem Vergnügen, je gewisser ich bin, daß in derselben dero würdigsten Herrn Sohnes gesegnete Schriften und unermüdete Arbeit im Reiche Jesu Christi gegen die unbilligen und unchristlichen Verdrehungen und Schmähungen verschiedener seiner Religionsgenossen durch eine deutliche Gegeneinanderhaltung seiner und unsers seligen Luthers Lehre und Schicksal erbaulich vertheidigt und gerettet wird.

Ich bescheide mich zwar gern, daß Bücher von der Art, die über einen unseligen Streit über Grundwahrheiten unsers heiligen Glaubens veranlaßt werden, nicht viel nahrhaftes für ein stilles Marienherz enthalten, das zu Jesu Füßen zu sitzen gewohnt ist und seiner ewigen Auflösung in Gemeinschaft mit ihm entgegensieht. Allein ich kann Euer Excellenz die freimüthige Versicherung geben, daß, wenn Dieselben diese Schrift dero attention würdigen wollen, Dieselben reichen Trost aus den süßen Wahrheiten empfinden werden, welche in gegenwärtigem tractat aus Lutheri und seines würdigen Nachfolgers, dero geliebtesten Herrn Sohn, Schriften gesammelt und in Vergleichung gesetzt und der Kirche Christi vor Augen gesetzt worden sind. Ich zweifle um so weniger an dieser gewünschten Wirkung, je gewisser ich weiß, daß mancher Schmerz Dero mütterliches Herz verwundet habe, wenn dieselben so viel unbegreifliche Mißhandlungen und ganz unerhörte Lästerungen, welche wider den treuen Diener Jesu Christi, Dero geliebtesten Herrn Sohn, ausgeschüttet worden, haben hören oder erfahren müssen.

Eure Excellenz können versichert sein, daß dagegen viel 1000 Seelen Jesum, ihren Erlöser, demüthigst preisen, daß er ihnen durch dies auserwählte Werkzeug sein heiliges Verdienst, blutige Wunden und Tod mit so viel Klarheit und Kraft hat verkündigen lassen und noch vortragen läßt. Und wie wohl wird Ihnen sein, wenn dieselben einmal aus diesem Thränenthal auf Ihres Schöpfers und Heilandes Blut und Tod abscheiden, vor sein Angesicht kommen und da Dero von ihm so hochbegnadigten Sohn mit großer

Digitized by Google

Freudigkeit werden stehen sehen im Angesicht Derer, die seine Arbeit auf Erden verworfen haben.

Ich habe wohl 1747 die Gnade gehabt, Eure Excellenz in Berlin aufzuwarten und mich mit Denselben von vielen angenehmen materien zu unterhalten, soll aber fast vermuthen, daß sich Dieselben meiner Wenigkeit nicht mehr erinnern können. Indessen, nehme ich doch an allem, was nur zu Dero Vergnügen etwas beitragen kann, den aufrichtigsten Antheil, achte es auch vor eine besondere Gnade, daß ich von meinem Heilande gewürdigt bin, in einer seligen connexion des Glaubens und der schönen Schmach Christi mit Dero theuersten Herrn Sohn, mit dessen würdigster Familie und dem Volk Gottes zu stehen.

Unser allerliebster Heiland thue Dero Seele überschwenglich wohl, er erquicke Dieselben mit dem süßen Trost des evangelii von seiner Marter und erleichtere Dero Herzen alle Last der noch rückständigen Zeit Ihrer Wallfahrt.

Womit ich mich zu Dero Gnaden demüthigst empfehle und mit der ergebensten Hochachtung verharre als Eurer Excellenz zu Gebet und Dienst verbundener Diener."

Zinzendorf verweilte in England 3¼ Jahre. Nach seiner Heimkehr verlor er seine edle Gemahlin, die, dem Leibe nach schwächlich, aber an Gemüt und Verstand stark, mit zärtlicher Liebe an ihrem Heilande hing und unter ihrem Volk wie eine Fürstin geachtet wurde. Nach einer kurzen, in dieser Beziehung gleichgültigen Ehe mit seiner Gehülfin in der Gemeindearbeit bei den Schwestern, Anna Nitschmann, ist Zinzendorf am 9. Mai 1760 heimgegangen. Der Bischof Johannes Nitschmann hat über sein Ableben aufgezeichnet:

„So ist der große Mann Gottes, der dem Willen seines Herrn so treulich gedient, die Brüderkirche restaurirt, Gemeinate und Chöre erfunden und mit so großer Weisheit gepflegt, den Tod des Herrn in aller Welt ausposaunt und Millionen Herzen zum Segen gewesen, als ein Licht erloschen.

Sein letzter Blick hat nicht nur gezeigt, was er geglaubt und gelehrt, sondern auch wie nahe er seinem Herrn in diesem Streben gewesen.

Sein Gemüth hatte Adlersflügel, ein Gemüth, das sich über alles schwang und die höchste Spitze in allen geistlichen Principien, wohin nur ein Mensch je gekommen ist oder kommen kann, wie das Schwarze in der Scheibe zu treffen suchte."

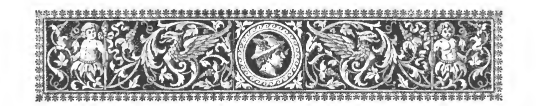
„Er war gesetzt, Frucht zu bringen," heißt es in der Grabschrift, „eine Frucht, die da bleibe."

Nach einer Tradition ist Zinzendorf nicht wie andere Menschen begraben, sondern wie Elias zum Himmel gefahren.

Mit welcher inneren Bewegung seine alte, schwergeprüfte, seit langen Jahren sich nach ihrer Erlösung sehnende, nun bis auf wenige weibliche Enkelkinder vereinsamte, herzensfromme Mutter die Nachrichten über die letzte Zeit ihres einzig geliebten Sohnes empfangen hat, vermögen wir nur zu ahnen. Nachdem sie alles hatte lassen müssen, was ihr auf dieser Erde theuer war, ist auch sie am 31. August 1763, 88 Jahr alt, in ihrer steten Aengstlichkeit mit dem Ausrufe heimgegangen: „Ich glaube, Herr! Hilf meinem Unglauben."

Ende.

Digitized by Google



Theodor Storm.

(† 4. Juli 1888.)

Ein Blatt aus sommerlichen Tagen

von

Carl Bunnius.

> Das ist die Drossel, die da schlägt,
> Der Frühling, der mein Herz bewegt;
> Ich fühle, die sich hold bezeigen,
> Die Geister aus der Erde steigen.
> Das Leben fließet, wie ein Traum —
> Mir ist wie Blume, Blatt und Baum.

Diese Worte des Dichters des „Immensees", eines der größten Lyriker der Nach-Goetheschen Zeit, die ich einst in jungen Jahren aus seiner Hand empfing, klingen in meinem Innern nach, wo ich mich anschicke, einige Erinnerungen zu Papier zu bringen, die ich dem langjährigen Verkehre mit den Werken Th. Storms verdanke und in welche die freundlichen Lichter hineinspielen, die jene Tage geistigen Verkehrs im Hademarschen erhellten, wo die Persönlichkeit des liebenswürdigen Greises mir zum ersten Male näher trat. Das Leben in seinem häuslichen Kreise wurde doch der beste Kommentar für seine Erzählungen, die ihn als Meisterdarsteller deutschen Gemüts-, Familien- und Volkslebens immer einen Ehrenplatz in der Litteratur sichern werden. So lange der ideale Sinn für die edelsten Güter des menschlichen Daseins und namentlich für die das Leben erwärmende Liebe und Herzensgemeinschaft, welche das deutsche Haus zu einer Stätte socialer Wiedergeburt werden lassen, in der Menschheit noch nicht ausgestorben ist, werden die feinsinnigen Dichtungen des Schleswig-Holsteiners deutsche Art und Sitte im 19. Jahrhundert zukünftigen Lesern vorführen, die sich hier am treuen Abbilde des Lebens ihrer Vorfahren erfreuen können.

Das Schaffen dieses echt deutschen Dichters, der alle seine Dichtungen „Konfessionen" im Goetheschen Sinne nennt, wurzelt im mütterlichen Boden der Heimat, der Vaterstadt, der Familientradition, des eigenen Hauses, in den Erfahrungen seines eigenen, an Leid und Freuden reichen Lebens. Fast ausschließlich in dieser Beschränkung verweilend, in der seine Kraft ruht, führt er den Leser nur ausnahmsweise in fremdes Land („Von jenseit des Meeres") — aber über die mannigfaltigsten Farben gebietet sein feiner und immer gehaltvoller Pinsel, wenn seine Phantasie ihn in die vergangene Geschichte seines Vaterlandes trägt, oder wenn der heimatliche Wald, die braune Heide, deren Wunder er wie kein anderer zu schildern weiß, die wilden Reize oder die grollenden Schrecken des Meeres ihm Gegenstände seiner Darstellung werden. Er kennt das menschliche


Digitized by Google

Herz als echter Dichter und die Gesetze seiner Ebbe und Flut, am liebsten verweilt er beim Studium des weiblichen Herzens, dessen schönstes Rätsel, die Liebe, er in immer neuen Tönen zu besingen, von immer neuen, reichen Seiten zu beleuchten nicht müde wird. Diesen Scharfblick des Psychologen für weibliches Seelenleben hat er mit Goethe gemein. Es ist auch nicht zufällig, daß Reinhardt im Immensee, jener Erstlingsnovelle, die seinen Dichterruhm begründete, eine besondere Aehnlichkeit mit Werther hat. Ein ähnliches Problem, hier wie dort, mit ähnlicher Lösung, wenngleich Storm es vorzieht, den Knoten der Verwicklung minder tragisch-blutig zu lösen. Auch Ehrhardt in „Angelica" ist eine Wertherseele, der die Kraft zur Willensaufraffung fehlt, eine zu sehr reflektierende Natur, die aus den Labyrinthen des Gemütslebens nicht herausfindet und wie Hamlet von der „Blässe des Gedankens angekränkelt" dem willenskräftigeren Fortinbras (im Immensee ist es der Erich) weichen muß. Seinen Helden, die es eigentlich meist nur im pathologischen Sinne als Hauptfiguren seiner Dichtungen sind, weniger als die handelnden diesen Namen beanspruchen dürfen, bleibt oft nur der süße Trost des Rückerinnerns an geschwundenes, kaum besessenes Glück. Die Konflikterzählung wird zur Resignationsnovelle — der Dichter weckt bei seinem Leser meist das Empfinden wehmutsvollen Mitgefühls, der Hintergrund seiner Erzählungen ist ernst, oft von unerbittlicher Tragik, denn er ist zu wahr, um das Leben anders zu nehmen, als es ist: ernst und reich an tragischen Verwicklungen. Nur selten schlägt sein feiner und gesunder Humor, der ihm zu Zeiten so reich zu Gebot steht, fröhlichere Töne an („Wenn die Aepfel reif sind." „Drüben am Markt." „Beim Vetter Christian." „Von Kindern und Katzen." „Die Söhne des Senators." „Bötjer Basch") — wenn wir aber den Dichter lächeln sehen, wir gewinnen ihn um so lieber, denn das reiche Gemüt, das warme Herz voll Menschenliebe steht dahinter. Wir ruhen einen Augenblick aus, nachdem uns seine Muse oft an so dunkle Abgründe geführt und wir fast zu häufig trauernde Blicke thun mußten in die schmerzvollen Tiefen des Menschenlebens, die er uns mit schonungsloser Wahrheitsliebe aufdeckt, ohne aber je die Grenze des Schönen zu verletzen bei Darstellung des Wirklichen und Wahren. Wenn Storm Pessimist und Realist genannt werden muß, weil uns eben keine anderen Worte zu Gebote stehen, um die Farbe seiner Gemälde, die Auffassung der ihn umgebenden Welt und die Schärfe seiner Charakteristik, die Tiefe seiner Lebensanschauung zum Ausdruck zu bringen, so haben doch diese Worte einen anderen Sinn, wenn wir sie auf die Eigenart seiner Dichtung anwenden, als man ihn sonst mit diesen landläufig gewordenen Begriffen verbindet. Vor allem deshalb, weil der Pessimist immer ein charaktervoller Mann bleibt, auch da, wo seiner Weltanschauung nach das Schlußwort des Hamlet: „Der Rest ist Schweigen", das Ende seiner Philosophie ist, und weil der Realist immer Dichter bleibt und nie Photograph der gemeinen Wirklichkeit zu werden vermag.

Als wahrem Dichter war ihm die Heuchelei fremd. Je nachdem wir das eine oder andere Wort von beiden betonen, werden wir es verstehen, warum er, soweit seine mehr philosophische als christliche Weltanschauung in Frage kam, aus seinem Standpunkte, der nicht der des offenbarungsgläubigen, evangelischen Christen war, kein Hehl machte, ohne übrigens Andersdenkenden irgendwie verletzend entgegenzutreten, wir werden aber auch verstehen können, warum er bei Darstellungen des Gräßlichen, soweit dasselbe eben im Leben oft genug in den Vordergrund tritt, nie in jene undeutsche Art der modernen Realisten verfiel, die vergessen, daß für den Dichter das Gräßliche nicht existiert, und er eben allein die göttliche Kunst besitzt, die elendeste Pfütze mit dem Goldschein der Poesie zu verklären, dem nüchternsten Sandhaufen noch Blumen zu entlocken, deren Duft das Herz des einsamen Wanderers erquickt und über die gemeine Misère des täglichen Lebens in eine höhere Welt erhebt. Bekannt ist sein berühmtes Lied auf das heimatliche Husum, die „graue Stadt am Meer". Hier wirkt die Liebe zur Heimat mit der Inspiration des Dichters zusammen, um ein Gemälde zu schaffen, das von unendlichem, poetischem Zauber ist, obgleich die Natur hier über die Dürftigkeit

Digitized by Google

des Sandhaufens sich kaum zu erheben vermag und das an landschaftliche Reize höherer Art gewöhnte Auge fast nichts findet, was auch nur irgendwie den Blick des Schönheitsfreundes zu fesseln vermöchte. Wie Adalbert Stifter einst der Natur ihre lieblichen Geheimnisse entlockte, versteht auch Storm die stumme Sprache der Schöpfung, er ist ein Naturpsycholog ersten Ranges, er beseelt die blühende Welt, durch die er wandert; die Heide, der Wald, das Meer, die Einsamkeit des blüten- und früchtereichen Gartens, die Farbenskala der Jahreszeiten, die sternenreiche Nacht, der taufrische Morgen, der dämmernde Abend, der glühende Mittag — sie werden unter dem Meisterstifte seiner intimen und keuschen Charakteristik belebte Wesen; jener innige Rapport zwischen Menschenseele und Natur findet sich in allen seinen Werken. Die Geschichte des menschlichen Herzens hebt sich von dem Hintergrunde einer Natur ab, die stumm und grade darum oft so beredte Zeugin oder Gefährtin seines Leidens und seines Glücks ist. Die Sprache ihrer Morgen- und Abendröten, die Stimmen des erwachenden Frühlingswaldes, die Stille der Nächte oder das Toben der entfesselten Elemente, der Hauch der Blumen oder der Glanz der Sterne — alles Leben der Natur wird Staffage und Coulisse für die Gesetze des geistigen und seelischen Lebens, die in ihrer Mitte an uns vorüberziehen; es wird oft mehr als das, der Kommentar und die Auflösung mancher Hieroglyphe unseres Inneren, welches der Dichter in seiner wundersamen Verschlungenheit an uns dahingleiten läßt, damit wir aus dem wahren Spiegelbilde der Dichtung auch unser Herz immer besser erkennen.

Ein ethischer Zug ist allem Dichten Storms aufgeprägt. Je mehr sich im vorwärtsschreitenden Schaffen die beschränkte, aber in der Beschränkung tiefe, ungemein reiche und und originale Kraft des Dichters ausreifte, desto mehr wandte er sich mit erfreulichem Ernste oft herben, aber immer sittlichen und gehaltvollen Problemen zu.

Er bildet hier oft einen starken Gegensatz zu seinem Freunde Paul Heyse, der sein eminentes Talent leider selten in den Dienst sittlicher Tendenzen stellt und durch den mangelnden ethischen Ernst seiner Weltanschauung in unverantwortlicher Weise die Köpfe in Bezug auf ein für allemal feststehende sittliche Grundsätze zu verwirren vermag. Am deutlichsten zeigt uns dies ein Vergleich der Heyseschen Novelle „Auf Tod und Leben" mit Storms „Ein Bekenntnis". In beiden Erzählungen tötet der Mann die Frau, welche an einer für unheilbar gehaltenen Krankheit leidet. Aber bei Heyse fehlt die Sühne dieser That. Sein Held verliebt und verlobt sich bald mit einer Frau, die noch dazu seine That für etwas Edles hält — der Stormsche Held weist eine zweite Ehe zurück und endet, im unermüdlichen Dienste thätiger Nächstenliebe sich verzehrend, in selbstgewählter Verbannung, mit den Anklagen des Gewissens kämpfend. Der tiefere Dichter bleibt uns somit die Sühne nicht schuldig — und ein Lichtstrahl der Versöhnung fällt auf den Schluß seines Werkes, während Heyse ein tieferes Bedürfnis nach der ausgleichenden Gerechtigkeit völlig unbefriedigt läßt und jedes ernstere Gefühl durch den frivolen Leichtsinn der Weltanschauung, die in dieser Novelle herrscht, abstößt.

„Da das Christentum mir nicht eine persönliche, traditionelle Macht aus den Tagen der Kindheit her gewesen ist, schätze ich es als eine bloß historische Erscheinung. Gegenstand innerer Lebensüberzeugung und Erfahrung ist es mir nicht geworden —" in diese Worte ungefähr faßte der Dichter seinen Standpunkt zusammen, als ich im persönlichen Gedankenaustausch in den Tagen des gastlichen Verkehrs in Hademarschen unseren Gesprächen oft eine religiöse Wendung gab, der er keineswegs aus dem Wege ging. Er hörte mich im Gegenteil gern von diesen Dingen reden. Namentlich kam die Rede oft auf das ewige Leben. Ich empfing den Eindruck, daß diesem edlen und wahrheitsliebenden Herzen vielleicht nur bisher die Freundeshand gefehlt habe, die seine Wahrheitssehnsucht nach dem, der die Wahrheit ist, schon früh auf die Wege des Glaubens hätte führen können. Im höheren Alter bilden sich die Ansichten fester aus, und eine Aenderung derselben ist kaum zu erwarten. Auch fiel es mir selbstverständlich nicht ein, hier irgendwie eine Modifikation herbeiführen zu wollen. Es genügte mir, meine evan-


Digitized by Google

gelische Weltanschauung mit Wärme zu vertreten. Unser schönes Zusammensein wurde trotz abweichender Ansichten auf wichtigen Gebieten nicht nur nicht getrübt, sondern für mich nur um so wertvoller. Zeigte es sich doch auch hier, daß wirkliche Liebe Herzen nur verbinden muß, die hier und da anderer Ansicht sein können, und echte, christliche Weitherzigkeit, die streng gegen sich selbst, aber milde gegen andere ist und an jenen mehr das Verbindende als das Trennende zu finden sucht — die Lebensluft sein kann, wo sich auch differierende Geister freundschaftlich begegnen.

Trotz dieser seiner ablehnenden Stellung zu den Grundwahrheiten der Kirche, zeigt sich der Dichter in seinen Schriften doch vielfach vom Geiste wahren Christentums beeinflußt. Er lebt eben in einer Welt, die auf dem historischen Fundamente der christlichen Religion ruht, und ganz von christlichen Gedanken und Gesetzen erfüllt ist, denen sich niemand bewußt oder unbewußt entzieht. Oft auch empfängt der Leser namentlich aus seinen späteren Werken den Eindruck, daß hier ein scharf das Leben beobachtendes Auge, das überall auf den Grund zu dringen sucht, von dort Perlen der Wahrheitserkenntnis heraufholt, welche denen gleichen, die der Glaube aus dem Worte Gottes bereits kennt und hochhält. So muß die wahre Durchforschung des Menschenlebens nach den Gesetzen seines Geschehens, der Verkettung von Sünde, Schuld und Sühne — Erkenntnisse zu Tage fördern, die an ihrem Teile nur das bestätigen, was uns aus dem Worte Gottes als Wahrheit bekannt ist. Einige Beispiele mögen das veranschaulichen.

Wenn man den 2. Hauptteil der novellistischen Thätigkeit Th. Storms überschaut, — von „Aquis submersus“ beginnt ein neuer Abschnitt in seinem Schaffen, diesem Meisterstück seiner Erzählerkunst, wo die dämonischen Mächte des Lebens den Knoten der Schuld schürzen, und die tragische Sühne mit erschütternder Gesetzmäßigkeit sich auswirkt, — so liegt fast einer jeden größeren Erzählung ein sittliches Problem zu Grunde, das mehr oder weniger dem Ideenkreise des göttlichen Sittengesetzes angehört oder Fragen streift, welche dem Gedankenzusammenhange der 10 Gebote nicht fern stehen. Gewiß ist dieses Zusammentreffen ungewollt — alle Tendenz liegt dem wahren Dichter fern, der nur dem inneren Drange folgend schaffen muß und dessen vornehmster Zweck der bleibt, sich treu zu bleiben und immer wahr in der Wiedergabe des innerlich und äußerlich Geschauten und Erlebten — aber es wird für den christlichen Leser von besonderem Werte sein. So tritt uns in „Carsten Curator“ der Wahrheitssatz so erschütternd entgegen: „Die Sünde der Väter wird heimgesucht an den Kindern.“ Dem Gebiete des 4. Gebotes gehören auch „Der Herr Etatsrat“, „Hans und Heinz Kirch“ an. Die erstere dieser Novellen ist „fast zu herb“, wie sie der Dichter einmal selbst bezeichnet: Wir sehen, wie Eltern durch Mißbrauch ihrer Autorität und durch Egoismus Schuld am Ruin ihrer Kinder werden können, und wie hier das Gesetz einer unerbittlichen Nemesis sich vollzieht.

Wie oft ergiebt sich ferner aus der folgerichtigen Entwicklung jener Erzählungen, die ein Problem der Liebe zum Kern haben, — aus den Konsequenzen, zu denen der Dichter alles kommen läßt, daß hier auf Erden das Sittengesetz des 6. Gebotes nicht straflos übertreten werden darf. („Auf der Universität“, „Draußen im Heidedorf“, „Waldwinkel“, „Ein Fest auf Haderslevhuus“ 2c.) So zart und keusch der Dichter das häusliche Glück der Ehe zu zeichnen vermag („Späte Rosen“, „Unter dem Tannenbaum“, „Veronica“, „Viola tricolor“, „Schweigen“), so ernst und unerbittlich läßt er sich die Tragik sündiger Leidenschaft erfüllen, — aber auch hier bleibt er sich jener Grenzen bewußt, die Schönheit und Sitte dem ernsten Dichter ziehen. Er ist immer rein und edel und kein häßliches Bild trübt bei der Lektüre des traurig Wahren die Phantasie des Lesers. Ganz ersparen kann uns ein tiefer grabender Dichter die Nachtseiten des Lebens freilich nicht — aber es ist ein Unterschied, in welchem Geiste er uns die Dinge vorführt. Für das Frivole hat er keinen Raum in seinen Dichtungen. Es ließen sich noch manche Beläge für solche ungesuchte Berührungen mit dem Gebiete christlicher Ethik nachweisen, aus denen ich mir nur das Eine zu schließen erlaube, daß der fein und tief beobachtende Dichter auf dem Wege selbständiger objektiver Beobachtung

Google

und Lebenserfahrung überall schließlich doch auf jene letzten Gesetze des Menschenlebens kommen muß, die als die verborgenen und oft so rätselhaft wirkenden Kräfte uns zum Bewußtsein bringen, daß es einen persönlichen Gott giebt, welcher im Leben des Menschen wirkt, und dessen Gebote nicht ungestraft übertreten werden dürfen. Freilich — und auch das ist bedeutsam — ist es mehr der Gott des alten Testaments, der rächende und strafende, welcher diejenigen zermalmt, die sich gegen seine Gesetze auflehnen. Der sittliche Hintergrund der Novellen Storms ist darum meist ein negativer, pessimistischer, obwohl das Wort, wie gesagt, nicht im modern schwächlichen Sinne zu fassen ist. Wenngleich diese Thatsache für oberflächlichere Leser leicht etwas Entmutigendes hat, so liegt darin doch zugleich ein direkter und energischer Widerspruch gegen jene Flachheit und die seichte Moral eines großen Teiles der modernen schönen Litteratur. Es ist das auch ein Verdienst des Verstorbenen um die Wahrheit der Lebensauffassung, dessen oft erschreckend ernste Tiefen er mit schonungsloser, aber immer ideal bleibender Hand aufdeckt. Die Menschen sollen von gehaltvoller Lektüre nicht mit dem Gefühle, sich zerstreut zu haben, scheiden, sondern zum Nachdenken über die tiefsten Fragen und Probleme des Lebens und seinen Ernst angeregt, sich gesammelt und ergriffen fühlen. Das erreicht er fast immer. Wo allerdings die Kräfte liegen, um den Kampf mit den dämonischen Mächten dieses Daseins zu bestehen, und ob er siegreich gekämpft zu werden vermag, diese positive Seite der Dinge hat der Dichter nicht berührt. Die Welt des Glaubens blieb ihm verschlossen. — Keine der von ihm geschaffenen Gestalten weiß etwas von der Kraft jenes Glaubens, der die Welt in uns und um uns zu überwinden vermag und der die selige Gewißheit im Leben und Sterben besitzt, daß wir dieses Leben nur wie eine Brücke betreten, die über den Strom der Zeit in die selige Ewigkeit führt.

Aber auch das danken wir einem Dichter, wenn er durch den Hinweis auf den rächenden, strafenden Gott, der in den Gesetzen tragischer Schuld und Sühne sich offenbart, — den sittlichen Ernst eines Geschlechts vertiefen hilft, dem das Leben so leicht bloß zum flüchtigen Genuß oder zur Spielerei herabsinkt, — und durch seine scharfe Psychologie uns anregt, tiefer auf die Gesetze menschlichen Seelenlebens zu achten — denn in der Geschichte der Einzelseele und der Völker, auf dem Grunde jener Lebenserscheinungen beider liegen die Gesetze, die uns weiter und höher hinauf zum Gesetzgeber hinweisen.

Besonders gehaltvoll und zu ernstem Nachsinnen über die Macht der Sünde in diesem Leben anregend ist „Bulemanns Haus“, eine Weihnachtsgeschichte, wo die Herzlosigkeit eines reichen Geizhalses und die rührende Leidensgeschichte eines armen, schwächlichen Knaben, der ein Opfer seines Egoismus und der Entbehrungen des Lebens wurde, mit erschütternder Kraft dargestellt ist. Wir empfinden eine gerechte Genugthuung über das Ende des Hartherzigen, der inmitten seiner Schätze verhungert, einsam, freudelos, ungeliebt, in Gesellschaft seiner beiden Katzen, mit denen er sich endlich auch entzweite, da sie, seiner herzlosen Tyrannei überdrüssig, sich endlich gegen ihn wenden.

Der Dichter schrieb mir einst über diese Erzählung, die mich besonders durch ihren sittlichen Ernst ergriffen hatte: „Bulemanns Haus“ habe auch ich immer für eine nicht ganz geringe Leistung gehalten. Das Thema ist nicht klein — der Egoismus, der als sein eigenes Gespenst wider sich selber aufsteht — und in sinnlicher Handgreiflichkeit ausgeprägt. Auf meinen Berliner Freund, den Maler Adolph Menzel, machte es auch einst beim Vorlesen einen starken Eindruck; sonst ist es nicht eben gern gelesen.“

Aehnlich lebenswahr und erschütternd führt uns Storm im „Doppelgänger“ den Pharisäismus der herzlosen Gesellschaft und die ganze Härte eines Lebens vor Augen, an dessen Starrheit und Liebeleerheit das Dasein einer Familie im elenden Kampfe um die Existenz scheitert. Auch ein Beitrag zur „socialen Frage“, die nicht zum geringsten Teile darum eine so akute geworden ist, weil die Gesellschaft der wohlfeilen, zahlungsfähigen Moral so arm an Samariterliebe ist und das Schicksal des Mitmenschen oft mehr Gegenstand der Neugier, als der Barmherzigkeit zu sein pflegt.

Digitized by Google

In dieser einen Erzählung, die uns in so unendlich viel Leid des Menschenlebens einen Blick thun läßt, liegt eine gebieterische Mahnung, praktisches Christentum der That zu üben, im Sinne des Wortes Christi von den „Geringsten unter seinen Brüdern"; wir lernen hier aber auch wieder das warme, teilnahmvolle Herz des Dichters lieben und hochschätzen, der mit besonderem Verständnis beim Lose des kleinen Mannes verweilt und ein Mitgefühl für seine Leiden und Freuden an den Tag legt, wie es nur wahre Liebe eingiebt.

„Renate" und „Im Brauerhause" führen uns die Macht menschlichen Aberglaubens und Vorurteils lebendig vor Augen, dem oft gerade edlere Naturen unterliegen müssen. Freilich kommt in ersterer Geschichte, die zu den Kabinettstücken Stormscher Erzählerkunst gehört, ein Moment der Schuld auf Seite der Heldin der Novelle hinzu, jene Vornehmheit, die sich für ihren Stand zu gut haltend, mit Stolz auf ihresgleichen herabsieht und so den bösen, finsteren Gerüchten, die über sie im Schwange gehen, nur neue Nahrung giebt. Dasselbe Motiv bringt Lore in der Novelle „Auf der Universität" in jene tragische Verwicklung, aus der endlich der Tod ihr als letzte Erlösung übrig bleibt. Es ist dieser Punkt im Charakter Renatens und Lores mit jener ὕβρις in der antiken Tragödie verwandt, der die Helden in tragische Verwicklungen drängt und der Keim ihres Verderbens wird, ein Beweis, daß auch die Alten den Kern der Sünde richtig geahnt, in jener Gesinnung, die, alle Schranken der Sitte und Tradition durchbrechend, sich in der Unfähigkeit, das eigene Ich aufzugeben, endlich gegen alles Heilige, sogar gegen Gott und seine Gesetze auflehnt.

Nach diesem auch nur flüchtigen Ueberblick über die Hauptwerke Storms, soweit sie einen vorzugsweise ethischen Ideengehalt aufweisen, können wir denen nicht recht geben, die, ihn vorzugsweise als den Dichter des „Immensee" in Erinnerung tragend, zu voreilig und ohne seine späteren Sachen zu kennen, über seine dichterische Kraft aburteilen. Seine letzte Dichtung, der „Schimmelreiter", die uns an die unwirtlichen Gestade seines Heimatsmeeres führt und an dichterischer Gestaltungskraft hinter seinen früheren Werken nicht zurücksteht, schließt die 20 Bände seiner Werke*) würdig ab. Ein vielgestaltendes und originales Dichterleben liegt abgeschlossen vor uns, das so reich an Gemüt war und so deutsch und tief in seinem Empfinden. Wenn ein späteres Jahrhundert zurückgreifen wird in vergangene Zeiten, um deutsche Gemütsart und das Leben des deutschen Hauses in seiner idealen Eigenart, Gastlichkeit und Wärme kennen zu lernen, es wird an Storm nicht vorübergehen können, der mit der verklärenden Hand des Dichters jenes heilige Herdfeuer zukünftigen Geschlechtern überlieferte, an dessen reiner Flamme sich alles Große und Edle im Reiche des deutschen Geistes immer wieder erwärmen und entzünden muß. Die Familie ist das Asyl, in das sich in bösen Zeiten die Volksseele flüchtet, um hier gleichsam zu überwintern, bis eine neue Frühlingszeit sie zu neuen Thaten weckt. Die beste Kraft zu denselben giebt ihr der gesunde, sittliche Geist der Familie, die zu allen Zeiten der Nährboden des Idealen war; dem Ideal aber gehört die Zukunft. — —

Und nun noch ein kurzes Wort über den Lyriker**). Storm ist durch und durch ein echter Lyriker, — auch seine Novellen wachsen aus seiner Lyrik hervor. Er ist im eminentesten Sinne Gelegenheitsdichter, wie Goethe es von einem jeden Dichter verlangt, nichts Unerlebtes und Unausgemünztes hat vor seiner scharfen Selbstkritik Bestand. Er hat uns nur einen Band Lyrik hinterlassen — und je tiefer sich der Schatten des

*) Gesamtausgabe bei George Westermann in Braunschweig. Einzelausgaben bei Gebr. Paetel in Berlin.

**) Gedichte. 9. Aufl. Gebr. Paetel, Berlin.

Digitized by Google

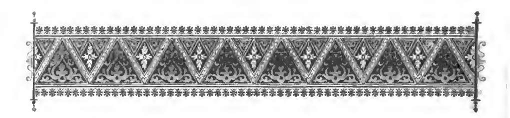
Lebensabends über seine Wege senkte, desto spärlicher entquollen seiner Feder Verse. Aber ein jedes Lied ist dafür von einer Prägnanz und Knappheit der Stimmung, einem Schmelz des Farbentons, einer Rundung und Schärfe des lyrischen Profils, einem musikalischen Wohllaut der Seele, daß es sich sofort Heimatsrechte in unserm Herzen erwirbt, um oft und öfter gelesen und nicht mehr vergessen zu werden. Alles Pathos liegt ihm fern, an dem so oft mancher Dichter nicht zum Vorteile des lyrischen Stimmungsgehalts seiner Dichtungen laboriert. Alle Rhetorik paßt nicht in den Rahmen der Lyrik, wohl aber ist es bei Storm die süße, schlichte Beredsamkeit des Herzens und die Innigkeit eines deutschen Gemütes, die uns wie Blumenduft erquickt, ohne doch zu berauschen. Ein Ton sanfter Elegik ruht über seiner Lyrik — etwas herbstlich Heiteres und Klares charakterisiert seine Dichtung. Mir ists oft, als wenn der Duft des Spätsommers, Reseden und letzte Rosen mich mit ihrem leisen Hauche anwehen, wenn ich im stillen Garten seiner Lieder hin und her wandle, hier an einem Zweige schüttelnd, der mir so wohl bekannt, und dort mir eine Lieblingsblüte vom vollen Strauche brechend; es herrscht hier eine so reine, schöne, milde Luft. Nach des Lebens Last und Hitze ruht es sich so friedevoll unter seinen Blumen und im Schatten seiner grünen Baumkronen. Das ist das beneidenswerte Vorrecht eines Dichters, uns auf Augenblicke der Welt der Alltäglichkeit zu entrücken und in den Zauberkreis seiner Gedanken zu bannen mit der Wünschelrute: Poesie. Namentlich die Jugend und die Frauenwelt wird auch in Zukunft, wie bereits bisher, an ihrem Teil immer mehr die bescheidene Bitte des Dichters erfüllen helfen, wenn es in einer seiner brieflichen Aeußerungen heißt: „Was könnte ich mehr wünschen, als von den Besten des jungen Geschlechts ganz gekannt und dann ein wenig auch geliebt zu werden.“ An dieser Liebe hats ihm wahrlich nicht gefehlt, und das letzte Wort des Sterbenden zur aufopferungsvollen Gattin, die seine erkaltende, noch bis zuletzt rastlos schaffende Hand umschlungen hielt, bis der Tod seinem Leben für immer ein Ende machte — es klingt auch dem nachlebenden Geschlechte seines von ihm so sehr geliebten und so schön besungenen Vaterlandes wie eine werbende Mahnung ins Ohr: „Gedenken, — Gedenken!“ Wohl sang der Dichter einst das wehmutsvolle „Ritornell“ —

> Dunkle Cypressen,
> Die Welt ist gar zu lustig,
> Es wird doch alles vergessen —

aber wer, wie er, schon zu Lebzeiten sich der Liebe und Anerkennung seines Schaffens bei den Besten seines Volkes zu erfreuen hatte, der kann sicher sein, daß er für die Zukunft baute, und auch späte Geschlechter ihm ihre Liebe schenken werden.

40*





Erinnerungen an das Schwabenland.

Wanderungen durch die Rauhe Alp.

I. Die Fahrt zur Musenstadt.

Es war eines Sonntags Abends des Jahres 1878, als im Wartesaal des Anhalter Bahnhofs zu Berlin ein Jüngling auf den Abgang des Schnellzuges nach Bayern wartete. In dem Gewoge der sich drängenden Reisenden, die in voller Hast und Unruhe sich bewegten, beschlich ihn ein seltsames Gefühl von Unsicherheit; war es doch das erste Mal, daß er, der bis dahin die Grenzen der heimatlichen Mark nimmer überschritten, allein in die Ferne eilen sollte, um auf einer süddeutschen Universität das Studium der Theologie zu beginnen. Die Trennung vom Elternhaus, da reiche Geschwisterliebe wohnte und da betende Hände den Scheidenden gesegnet, lastete auf dem jungen Herzen, die Trauer um die Schmach des Vaterlandes, — am Tage zuvor war das erste Attentat auf den greisen Heldenkaiser verübt worden — die gewaltig ergreifende Predigt des Superintendenten Pank an der Dreifaltigkeitskirche über die Epistel des Sonntags Jubilate (Fürchtet Gott, ehret den König) klang noch in der Seele des jungen Studenten nach und nahm ihn so in Anspruch, daß erst das Abfahrtssignal und der Ruf „Einsteigen nach Leipzig, Hof, München!" ihn aus seinem Sinnen weckte.

Der Zug war stark besetzt; in den benachbarten Coupés saß eine etwas angeheiterte Gesellschaft von Herren und Damen, die schließlich einen so herzzerreißenden Gesang anstimmten, daß jedes musikalische Gefühl auf das schmerzlichste berührt werden mußte. In Jüterbogk verließ das sangesfrohe Völkchen zur stillen Freude der andern Reisenden den Zug, nun erst konnte man Ruhe und innere Sammlung finden.

Nach kurzem Halbschlummer blickte ich — denn ich selbst war jener Jüngling im lockigen Haar — in die mondhelle Maiennacht hinaus, als gerade das Dampfroß über die breite Elbbrücke eilte und aus dem Hintergrunde sich die Zinnen und Türme der alten Reformatorenstadt Wittenberg abhoben. Die Lichter der dicht am Ufer stehenden Häuser, die funkelnden Sterne, die Silberscheibe des Mondes spiegelten sich in den stillen Wassern und lenkten die Gedanken hinauf zu Dem, dessen Ehre die Himmel erzählen.

Meine Gedanken eilten zurück zu den Lieben in der Heimat, dann in die drei letzten Jahre, die ich auf einem Gymnasium der Hauptstadt zugebracht hatte, während welcher Zeit Gottes Fürsorge und Freundlichkeit mich, den fast gänzlich Mittellosen, wunderbar versorgt hatte. In den Dank für so reiche, unverdiente Gnade mischte sich die Bitte um weiteren Segen, um Bewahrung in der Ferne, um Licht und Gnade zu dem beginnenden Studium und um Kraft und Frieden für das unruhige, leicht erregbare Herz.

Digitized by Google

Der Morgen graute, als wir Leipzig erreichten, dessen Mauern mich ein halbes Jahr später beherbergen sollten. Nach kurzer Rast ward die Fahrt vom bayerischen Bahnhof nach Süden fortgesetzt. Ein junger Bayer, der etwas übernächtig von dem Abschiedskommerse seiner Freunde in den Zug stieg, um in Erlangen seiner Wehrpflicht zu genügen, ward mein Begleiter auf der Fahrt durchs Sachsenland. Ueber die blutgetränkten Felder, auf denen hier und da noch einige Denkmäler an den Riesenkampf der Völker vor Leipzigs Thoren erinnerten, die aber jetzt im saftigen Grün des Lenzes prangten, eilte das Dampfroß, vorüber an gelben Rapsfeldern, an den blütengeschmückten Obstbäumen und einzelnen Felsen, die hier und da in der Ebene zerstreut lagen.

In Altenburg fesselte den Beschauer die originelle Tracht der dortigen Landleute. Die Frauen trugen blaue Jacken, einen kurzen, ganz enganschließenden schwarzen Rock, der nur bis zu den Knieen reichte. Die Beine waren mit langen, hellblauen Strümpfen bekleidet, die in schwarzen Schuhen mit blanken Schnallen staken. Hinter Altenburg nahm die Gegend einen hügligen Charakter an, bewaldete Höhen wechselten mit tieferen Schluchten, aus denen die zahlreichen Ortschaften des gewerbreichen Sachsenlandes, ins frische Maiengrün gebettet, freundlich hervorragten. Zuweilen traten rote Sandsteinfelsen dicht an den Schienenweg heran, immer mehr Abwechslung bot die Landschaft, hier und da von silberklaren Bächen durchzogen. Ein bewunderndes „Ah“ drängte sich auf aller Lippen, als man in gewaltiger Kurve sich dem Elsterthale näherte. Ein ungeheures Bauwerk nimmt hier die Aufmerksamkeit in Anspruch, nämlich die riesenhafte, in neun übereinander liegenden Stockwerken aufgeführte Eisenbahnbrücke, welche das Elsterthal in seiner ganzen Breite, etwa 1000 m, überspannt. Oben von der Brücke blickt man in das liebliche Thal mit seinen zahlreichen Städten, unter denen Herlasgrün und Plauen durch ihre Lage ganz besonders ausgezeichnet sind. Wie ein silberfarbenes Band schlängelt sich die Elster durch das an landschaftlichen Reizen so reiche Thal, weithin vom Auge verfolgbar, bis die blauschimmernden Züge des Elstergebirges den Quelllauf des durch seine Perlenfischerei bekannten Flusses verbergen.

Endlich war Hof erreicht, der Knotenpunkt der bayerischen, böhmischen und sächsischen Bahnen. Aus dem alten russigen Bahnhofe, der inzwischen einem modernen Prachtbau Platz gemacht hat, eilte der Münchener Kurierzug durch das Thal der oberen Saale nach Süden. Zur Linken sah man bald die zackigen Linien des Fichtelgebirges, zur Rechten grüßten die Abhänge des Frankenwaldes; wunderbar waren die Schattierungen, vom hellsten Maigrün, das die frischen Triebe der Birken, Linden und Buchen schmückte, bis zum Schwarz der dunklen Tannenwälder wechselten die Farben, bis sie in das Blau des Fichtelgebirges übergingen. Schon ging mir ein Ahnen von dem auf, was ich später so oft auf den Höhen der rauhen Alp aus vollem Herzen gesungen: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt, dem will er seine Wunder weisen in Berg und Thal, in Strom und Feld.“

Bei Kulmbach ward der obere Main überschritten. Ueberragt ward die Stadt von der stolzen Plassenburg, dem Herrensitz des fehdelustigen Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach. Auf einem isolierten Bergkegel erbaut, dessen Abhänge mit üppigem Laubholz bedeckt sind, erinnert die Plassenburg in ihrer Lage auffallend an das Schloß von Wernigerode im Harz. Leider war der Aufenthalt in Bamberg zu kurz, um dem altberühmten Dome einen Besuch abzustatten, in dessen Krypta Kaiser Heinrich II. und seine Gemahlin Kunigunde dem Auferstehungsmorgen entgegenschlummern; unaufhaltsam gings durch etwas eintönige Landstriche weiter an Erlangen vorüber, wo zahlreiche Studenten, verschiedenen Verbindungen angehörend, den Bahnhof mit Beschlag belegt zu haben schienen, im Thal der Regnitz, begleitet von den Ausläufern des Steigerwaldes und des flachen fränkischen Juras. Auffällig waren auf dieser Fahrt die sauberen freundlichen Bahnhöfe, die selbst auf den kleinsten Stationen aus Sandsteinquadern aufgeführt waren, was wohl in der leichten Beschaffung dieses Materials seine Erklärung findet. Die üppigen Raps- und Getreidefelder zu beiden

Digitized by Google

Seiten waren in einzelne Beete von ca. 8 Fuß Breite abgeteilt, jedes Beet enthielt wieder 4 Furchen, so daß das Getreide immer in 2 Fuß breiten Reihen stand, wodurch das ganze Ackerland den Vorzug großer Sauberkeit und Ordnung gewann. Wahrscheinlich bedingt das Tauwasser des Frühjahres eine solche Behandlungsweise.

Bald tauchte in der Ferne das Häusermeer der alten Reichsstadt Nürnberg auf, überragt von den zahlreichen Zinnen, Mauerkronen und Türmen. Gar zu gern hätte ich den edelsten Perlen deutscher Baukunst, der St. Lorenz- und St. Sebaldus-Kirche, sowie dem germanischen Museum einen wenn auch flüchtigen Besuch abgestattet; aber eine erst vor wenigen Tagen überstandene Krankheit hatte mich länger, als ich ahnte, ans Elternhaus gebunden, so daß ich jeden nicht unbedingt notwendigen Aufenthalt vermeiden mußte, wollte ich noch zu den Vorlesungen zugelassen werden, die bereits seit 3 Wochen auf der schwäbischen Universität begonnen hatten. Darum weiter über Pleinfeld, Gunzenhausen nach Nördlingen, das im 30jährigen Kriege traurige Berühmtheit erlangte.

Von hier ging die Fahrt durch wildromantische Thäler, durch zahlreiche Tunnels über Aalen, im prächtigen Kocherthal gelegen, am Kloster Lorch vorüber nach Stuttgart zu. Auf dieser Fahrt war es interessant, die Schwaben in ihrer farbigen Tracht und ihrer langgezogenen, scharfen Sprache zu beobachten; anfangs konnte ich als Norddeutscher kaum ein Wort verstehen, doch zog mich die treuherzige Art, mit der die Leute unter einander verkehrten, unwiderstehlich an. So staunte ich unsern Schaffner, eine wahre Hünengestalt mit martialischem Barte, an, wie er einem etwas angetrunkenen Reisenden, der während der Fahrt hinausspringen wollte, in aller Gemütsruhe begreiflich machte, wie er bei solchem Beginnen Hals und Beine brechen würde, worauf sich der Mann mit einem langgezogenen: „Jo, dos ischt recht“ zufrieden gab und sich schnarchend in eine Ecke legte.

Mitternacht war schon vorüber, als ich in Stuttgart eintraf, halb zerschlagen von der 25stündigen Eisenbahnfahrt. Da ein Verweilen auf dem Bahnhofe nicht gestattet ward, mußte ich in der Nacht wildfremd in der schwäbischen Residenz ein Unterkommen suchen, was mir mit Hülfe eines Nachtwächters auch gelang. Nur kurze Ruhe von 3 Stunden konnte ich finden, da bereits um 5 Uhr der Zug abging, der mich meinem Ziele zuführen sollte.

II. Tübingen.

Es war ein wundervoller Maimorgen, als der Bahnzug Stuttgart verließ. Noch lagerte der Nebel wie ein dichter Schleier auf dem Neckarthal mit seinen zahllosen Städtchen und Dörfern, die zum größeren Teil zwischen Laubgehölz und Weinbergen eingebettet liegen. An Eßlingen, dessen Liebfrauenkirche in ihren zierlichen, rein gotischen Formen von jeher viel Anziehungskraft für jeden Baukundigen gehabt hat, vorüber ging die Fahrt dem Neckar entgegen, der seine gelben oder grünen Fluten je nach der Witterung mit jugendlicher Kraft dem Vater Rhein zuführt. Rechts fiel der Blick fast ununterbrochen auf sanftere Hügelreihen, auf denen die Reben ein zwar etwas säuerliches, aber recht erfrischendes Getränk liefern. Links ward das mehrfach gewundene Thal eingerahmt von den Höhenzügen der rauhen Alp mit ihren abgestumpften Kegeln, den Laubwäldern am nördlichen Abhang und den oft wild zerklüfteten, tief einschneidenden Seitenthälern. Bald zerriß die Sonne die Nebelschleier, in tauiger Frische entrollte das Thal seine ganze liebliche Schönheit, so daß das Auge nicht selten auf einige Punkte wie gebannt wurde.

Nach $2^1/_2$stündiger Fahrt war die schwäbische Musenstadt erreicht. In einer Bergeinsattlung am Eingang dreier Thäler, des Neckar, der Ammer und der Steinlach gelegen, bietet die Stadt schon durch ihre Lage viel Anziehendes. Während die Altstadt in der originellen schwäbischen Bauart der Häuser, deren obere Stockwerke über die unteren mehrere Fuß herüberragen, mit dem Gewirr winkliger, bergiger, meist einge-

Digitized by Google

pflasteter Gassen und Gäßchen zumal bei Regenwetter sich durchaus nicht empfiehlt, bieten die neueren Stadtteile im Ammerthale und jenseits des Neckar, die prächtige Universität, die Kliniken, die niedlichen Villen auch einem verwöhnten Geschmack Befriedigung. Köstlich ist die breite Kastanienallee hart am Rande des Neckar, die sich wohl ¼ Stunde lang hinzieht und auch in den heißesten Sommertagen mit ihrem dichten Laubdach erquicklichen Schatten spendet. Im Mittelpunkt der Stadt steht die alte, seit einigen Jahren mit einem Aufwande von 150000 Mark im Innern restaurierte gotische Stiftskirche, ein Bau, der das Herz erhebt, zumal wenn die Klänge der gewaltigen Orgel durch die gewölbten Hallen zittern. In der Krypta hinter dem Hochaltar stehen die marmornen Sarkophage der alten württembergischen Herzöge, reich verziert mit vielen biblischen Darstellungen, die mit einer solchen Sorgfalt und sinnigem Verständnis in den schneeigen Marmor eingemeißelt sind, daß jeder Sarkophag ein Kunstwerk bildet, wie es wohl selten ein Mausoleum aufzuweisen imstande ist.

Hoch über der Stadt thront auf steiler Höhe das alte Schloß des Grafen Eberhard des Greiners mit seinen runden Türmen und fußdicken Mauern. Da steht noch im Burghof die knorrige Eiche, die der Sage nach aus dem frischen Zweig entstand, den der alte Rauschebart nach der Döffinger Schlacht als Zeichen des Sieges an den federgezierten Helm gesteckt hatte. Beim Eintritt in die Burg pflanzte er das grüne Reis in den Boden, aus ihm wuchs der gewaltige Baum, der heute noch den Beamten der Universitäts-Bibliothek, die sich in der alten Bergfeste eingenistet haben, nach des Tages Arbeit schattigen Ruheplatz spendet. Geht man über den schmalen Burghof durch einen unterirdischen Gang unter dem gewaltigen Mauerwerk hindurch, so bietet sich, sobald man wieder an das Tageslicht gelangt, von einer Plattform, zu der man aus dem Neckarthal sonst 285 Stufen steil emporsteigen muß, eine unvergleichliche Fernsicht. Tief unter den Füßen die 3 Thäler, unter denen das des Neckars sich stellenweis in einer Breite von einer Stunde hinzieht, besetzt mit zahlreichen Dörfern, deren jedes sein Kirchlein aufzuweisen hat. Im fernen Westen grüßen die dunklen Berge des Schwarzwaldes, im Norden die rebenbepflanzten Ehinger Berge. Im Süden schimmert von der Abendsonne in ihren Spitzen vergoldet, an den Abhängen in grüne und dunkelviolette Farben getaucht die ganze Kette der rauhen Alp, hier und da in den deutlich sichtbaren Burgruinen erinnernd an ein trotziges, kräftiges Geschlecht, das in zahllosen Fehden seinen Untergang fand, den staunenden späteren Geschlechtern nur Bruchstücke vergangener Herrlichkeit hinterlassend. Mächtig ragt aus der ganzen Kette die Achalm beim nahen Reutlingen und der Zollernberg hervor, auf seiner Spitze das Stammschloß des Kaiserhauses tragend. Im Osten klebt am Bergesabhang dicht zusammengedrängt die Stadt, überragt von den Türmen der evangelischen und katholischen Kirche. Gar gern bin ich des Abends oft den Schloßberg hinangestiegen, um immer aufs Neue die prächtige Fernsicht zu genießen, erst hier das Psalmwort recht verstehend: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel, die Erde ist voll deiner Güte.“ Und wenn dann die Sonne glutrot hinter den Bergen des Schwarzwaldes versank, die von Uhland besungene, auf einsamer Felsenhöhe erbaute Wurmlinger Kapelle und die Zinnen und Fenster der Hohenzollernburg in purpurfarbenem Lichte strahlten, während bläuliche Schatten sich in die Thäler senkten, dann zogs wie Heimweh nach dem Jerusalem, da droben vom Golde erbaut, durchs Herz, und gern stimmte ich in Spittas Gedanken ein:

Herr, wenn am Schemel deiner Füße,
Am Saum des Throns schon solcher Schein,
O, welch ein Glanz, welch eine Wonne
Wirds dann an deinem Herzen sein!

Für mich, den Norddeutschen, hatten die Bewohner Tübingens, ihre Sprache, die kleidsame Tracht, die innige, biedere, harmlose und fröhliche Art etwas ungemein Anziehendes. Wie manchmal habe ich, sobald ich erst ein wenig an den schwäbischen Dialekt gewöhnt war, in den Abendstunden in den Weinbergen mit den Schwaben

geplaudert und einen Blick werfen dürfen in die fromme, sinnige Gemütsart dieser schlichten Christen. Mag auch Heidelberg durch seine unvergleichliche Lage die Herzen der jungen Musensöhne im Sturm erobern, auf die Dauer bietet Tübingen unendlich viel mehr, besonders dem, dem Gottes Gnade den Blick öffnet für die bewegliche Sprache der unter dem Sündenfluch seufzenden Kreatur, die mit uns wartet der Offenbarung der zukünftigen Herrlichkeit.

III. Achalm und Lichtenstein.

Der Himmelfahrtstag war angebrochen, vom Turm der Tübinger Stiftskirche hallte Posaunenklang in die Morgenluft hinaus, hier und da empfängliche Herzen emportragend zu dem wunderstarken Siegeshelden, der zur Rechten Gottes sitzt und uns priesterlich fürbittend vertritt.

Da die Predigten der Tübinger Professoren ihres oft rein dogmatischen Charakters halber mich wenig befriedigten, so suchte ich des Sonntags mit Vorliebe die Kirchen der Umgebung Tübingens auf; habe da manches herrliche Zeugnis fröhlichen Glaubens und tiefer christlicher Erfahrung hören dürfen. An diesem Festtage war Reutlingen, die alte Reichsstadt, das Ziel, welches ich nach ½stündiger Fahrt mit der Bahn erreichte.

Da der Gottesdienst in der schönen alten gotischen Kirche erst 2 Stunden später begann, so glaubte ich Zeit genug zu haben, zuvor die dicht hinter der Stadt sich erhebende Achalm zu besteigen. Durch die Straßen der altertümlich gebauten Stadt, in deren Rinnsteinen weitverzweigt das klare Wasser der Echatz rieselt, wanderte ich dem Bergkegel zu, bald zwischen Saatfeldern und Rebenpflanzungen ziemlich steil ansteigend, so daß, da inzwischen die Sonne vom wolkenlosen Himmel leuchtete, bald der Schweiß in dichten Perlen von der Stirne rann. In der Entfernung hatte ich mich gründlich getäuscht; denn als die Höhe erklommen war, waren bereits 1¼ Stunde verstrichen. Die Mühe des Auffsteigens ward reichlich belohnt durch die Fernsicht, die sich dem Auge bot.

Von der einst so stolzen, festen Burg Achalm sind nur riesige Mauerreste, ein altes Felsenthor und ein dicker 60 Fuß hoher Turm übrig geblieben, gewaltig beredte Zeugen der Zerstörung, die seit Jahrhunderten an dem Bauwerk gearbeitet hat. Dort an der Stelle, wo, wie die Sage berichtet, vor dem Burgthor in heißer Schlacht ein Ritter mit dem Ruf: „Achallm . . .“ (Allmächtiger wollte er rufen) zusammenbrach, breiten jetzt grüne Weinstöcke ihre Reben aus, und wo einst das Blut der Reisigen den Boden färbte, zieht der Pflug des Landmannes seine Furchen. Von der Plattform des Turms, zu der man mittelst 8 hölzerner Treppen emporsteigt, schweift der Blick in ein herrliches Landschaftsbild. Ueber das Neckarthal hin bis zum Schwarzwald, der am Horizont hervortaucht. Nach Osten hin erblickt man die Berge der rauhen Alp, deren einzelne Felskuppen wie Hohenstaufen, Teck, Rechberg, Neuffen, Hohen-Urach, zum Teil mit zerfallenen Burgruinen gekrönt, weit in die Luft ragen. Nach Süden ist der Blick am interessantesten; denn dort werden die Berge von zahlreichen tief einschneidenden Thälern zerrissen, die halb im Schatten liegend, halb in helle Sonnenglut getaucht den Reiz der Mannigfaltigkeit vermehren.

Noch versunken in den Anblick des lieblichen Bildes, hörte ich plötzlich die Glocken der Kirche Reutlingens zu mir heraufklingen; nun wars zu spät geworden, den Gottesdienst zu besuchen, so schloß ich mich einigen Bekannten an, die demselben Ziele, wie ich, zustrebten. Nachdem der Schließerin des Turmes ein Trinkgeld in die Hand gedrückt war, gings in schnellem Lauf halb springend die Achalm hinab. In einer Viertelstunde war ihr Fuß erreicht. Durch üppige Wiesen wanderten wir dem Städtchen Pfullingen zu, nahmen dort in grüner Laube unter blühenden Rosen ein kräftiges Frühstück, dessen wir zu der nun beginnenden Bergeswanderung dringend bedurften. Im glühenden Sonnenbrand erstiegen wir einen riesigen kahlen Felsblock, der etwa 150 Fuß senkrecht in ein Thal vorspringt und einen grausigen Blick in die jähe Tiefe verstattet.

Da wir ohne Führer waren, suchten wir am Rande des Abhanges einen Weg, um in das Thal zu gelangen, hinter dem wir aus Buchengrün den Turm des Schlößchens Lichtenstein hervorschimmern sahen. Endlich öffnete sich ein sehr schmaler Pfad, der steil abwärts führte. Zuweilen mußten wir, von einem Felsabsatz zum andern springend, oder hintereinander im trocknen Laube rutschend, uns weiterbewegen, bis die Sohle eines engen, reizenden Thales erreicht war. Gewaltige Buchen und Eichen standen an den steilen Wänden entlang, die hier und da mit dichtem, kleinblättrigem Epheu überzogen waren. Im Bette eines kleinen Bächleins, das um die knorrigen Baumwurzeln spielte, munter von Stein zu Stein springend erreichten wir endlich das Schatzthal in der Nähe des Pfarrdorfes Eberhausen, woselbst Schlüssel, Kienfackeln und Führer zur Nebelhöhle zu haben waren.

Nach kurzer Rast und kräftigem Imbis belud der Führer, den wir gedungen, seinen Rücken mit 12 mächtigen Kienfackeln und führte uns durch einen prachtvollen Bergwald ziemlich steil ansteigend zu der ¾ Stunde entfernten Nebelhöhle. Da der Marsch uns stark erhitzt hatte, so mußten wir uns in die Plaids sorgsam einhüllen, ehe wir mit den brennenden Fackeln die feuchtkalte Höhle betraten. Ein starker Qualm zog uns aus derselben entgegen; waren an jenem Tage vor uns doch schon neun Gesellschaften dort gewesen, und da man 1878 die Anwendung des Magnesiumlichtes noch nicht allgemein kannte, so hatten die gebräuchlichen Kienfackeln solch starken Rauch erzeugt, daß die Augen schmerzten und von den schönen Tropfsteinbildungen der Höhle wenig zu sehen war. Interessant blieb die enge Felsenspalte, durch welche einst ein treuer Hirt den in der Reutlinger Schlacht geschlagenen Herzog Ulrich von Württemberg vor seinen Verfolgern rettete.

Bald eilten wir dem Eingang der Höhle wieder zu, froh, wieder frische Luft schöpfen zu dürfen. Schnell wanderten wir, von dem Führer zurecht gewiesen, über eine Waldwiese, um noch gerade zur rechten Zeit das Dach des dicht am Lichtenstein gelegenen gastlichen Forsthauses zu erreichen, ehe das inzwischen heraufgezogene Gewitter sich entlud. Mächtig hallte der Donner im hohen Laubwalde, in dem angrenzenden Honauer Thale ein vielstimmiges Echo weckend.

Als des Wetters Gewalt gebrochen, ging ich mit zwei anderen, die mit mir am wenigsten ermüdet waren, dem nahen Schlosse zu. Es war 5 Uhr, die Zeit des Thorschlusses, da wir, über eine kleine Zugbrücke, welche die mit der Burg gekrönte Felsnadel mit dem Bergrücken verbindet, schreitend, den Burghof betraten. Aus einem der beiden kleinen, allerliebst mit Epheu besponnenen Häuschen trat uns die Schließerin mit einem ungeheuren Schlüssel entgegen, uns bedeutend, daß sie uns nach 5 Uhr das Schloß nur dann zeigen dürfe, wenn wir eine Erlaubniskarte der Herzogin von Urach in Stuttgart besäßen. Das war nun nicht der Fall. Als wir noch auf einen Ausweg sannen, erschien hinter uns ein Ehepaar, das im Besitz einer gewünschten Karte war und uns in liebenswürdiger Weise unter seine Fittige nahm.

So gelangten wir in das Schloß, das auf der 300 Fuß senkrecht ins Thal abfallenden Felsnadel erbaut, einst die stolze Burg der Grafen von Lichtenstein, in den Fehden mit den Reutlingern mehrfach zerstört und wieder hergestellt, jetzt zu einem allerliebsten königlichen Jagdschloß umgewandelt ist. Durch eine eiserne Thür und einige Wendelstufen hinan betraten wir eine Reihe von zierlich eingerichteten Zimmern mit gewölbter Decke, auf Gold und Silbergrund gemalten Wappen, an den Wänden kernige Sinnsprüche tragend. Besonders reich ausgestattet ist der Waffensaal, angefüllt mit den Panzerrüstungen der alten Lichtensteiner und des Herzogs Ulrich, dessen gewaltiges, in der Reutlinger Schlacht geschwungenes Schwert uns in gerechtes Staunen versetzte. 120 Stufen einer steinernen Wendeltreppe führten uns auf die Plattform des schlanken Turmes. Die Fernsicht war köstlich, nach dem Gewitter war die Luft so klar und frisch, daß das Auge einen meilenweiten Ausblick genießen konnte. Auf der einen Seite in schwindelnder Tiefe das enge, mehrfach gewundene Thal von grünbewaldeten Abhängen umrahmt, die von nackten, senkrechten Felsen durchbrochen wurden, dann die in majestätischer

Ruhe thronende Achalm, das Thal abschließend. Auf der andern Seite zogen sich die herrlichen Buchenwälder der Alp hin, und im Süden da leuchteten, von der Abendsonne in Purpurglut getaucht, die Gletscher der fernen Berner Alpen.

Nur selten genießt man von dieser Höhe jenen Fernblick, der mir als ein freundliches Gottesgeschenk erschien und mich erinnerte an die Stadt mit den goldenen Gassen, die auf Rosenhügeln throut. Gar gewaltig ward die Sehnsucht in mir geweckt, die Alpenwelt selber kennen zu lernen. Nur schwer konnte ich mich von dem reizenden Bilde trennen; reich befriedigt kehrte ich spät abends nach Tübingen zurück. Im Traum der Nacht sah ich immer die leuchtenden Berge, die selber zu besteigen mir acht Wochen später durch Gottes freundliche Fügung verstattet ward. Nur Er, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, rührte das Herz eines jüdischen Millionärs in Berlin, an den ich mich wandte, ihm offen meine Reiselust und meine Mittellosigkeit schildernd, daß er hochherzig dem wanderlustigen Studenten die zur Reise nötigen Mittel nebst einem freundlichen Schreiben sandte. Er weilt jetzt nicht mehr unter den Lebenden, ihm seis in der Ewigkeit noch gedankt, was ich an Erkenntnis durch die 10tägige Wanderung in der Schweiz gewonnen habe.

IV. Bad Boll.

Pfingsten rückte heran; die meisten Studenten benutzten die Ferien zu Ausflügen nach dem Schwarzwald; mich ihnen anzuschließen, dazu fehlten mir die Mittel, so mußte ich mich in der Nähe umsehen. Sobald ich von Bad Boll freundlichen Bescheid erhalten, daß ich willkommen sei, benutzte ich am Pfingstsonnabend den Morgenzug durchs Neckarthal bis Kirchheim u. T., um von dort das zwei Stunden entfernte Bad zu Fuß zu erreichen.

In Kirchheim fesselte die originelle Bauart der Häuser und die Ungeniertheit, mit der sich Rindvieh, Schweine und Federvieh aller Art auf den Straßen bewegten.

Durch üppige Wiesen, an blütengeschmückten Obstwaldungen über kristallhelle murmelnde Bäche hinwegschreitend, durch freundliche Landleute überall zurecht gewiesen, erreichte ich staub- und schweißbedeckt das Ziel der Wanderung, das reizend im Thalkessel gelegene, von grünen Bergwäldern eingerahmte Bad Boll. Einst zog es durch seine Schwefelquellen die Leidenden an. Die Quellen versiegten, da überließ es der König Wilhelm von Württemberg für ein Geringes dem Pfarrer von Möttlingen, Christoph Blumhardt. Durch diesen Mann ward es zum Mittelpunkt eines regen christlichen Lebens und zu einem Zufluchtsort für Tausende, die nach Frieden und Stille sich sehnten.

Ein mächtiges Hauptgebäude, im Mittelgeschoß die aus dem Tanzsaal umgewandelte Kapelle bergend, von zwei Seitenflügeln begrenzt, mit 140 Fremdenzimmern ausgestattet, bietet Bad Boll den Besuchern behagliches Unterkommen, den Segen einer echten christlichen Gemeinschaft. Ohne jede Empfehlung, als ein Fremder kam ich nach Bad Boll; aber wie ein längst Bekannter ward ich aufgenommen und freundlich zurechtgewiesen. Kaum war der Staub der Reise abgeschüttelt, als schon die Glocke in den Eßsaal rief, darinnen 3 lange Tafeln gedeckt waren. Schnell füllte sich der Saal mit Herren und Damen aus den verschiedensten Ständen. Vertreter der hohen Aristokratie, Studenten und auch einigen Landleuten in schwäbischer Tracht. Bald erschien Pfarrer Blumhardt, ein kleiner korpulenter Herr, mit seiner Gattin, trat zu den für beide in der Mitte der Haupttafel reservierten Plätzen und sprach mit lauter Stimme das Tischgebet: „Segne Vater diese Speise, uns zur Kraft und dir zum Preise.“ Nachdem jeder dem reichlich, einfach und kräftig zubereiteten Mahle zugesprochen, lenkte Pfarrer Blumhardt durch eine kleine Glocke die Aufmerksamkeit auf sich. In warmen kräftigen Worten besprach er einen Bibelvers (aus den Psalmen), hier und da seine Rede mit einzelnen urschwäbischen Ausdrücken würzend, die bei den Anwesenden fröhliche Heiterkeit hervorriefen. Gesang eines Liederverses und Dankgebet hoben die Tafel auf.

Der Nachmittag gab Gelegenheit, die Umgebung des Bades, seinen prächtigen Park, den Aichelberg mit seiner alten Ruine und prächtigen Fernsicht kennen zu lernen und in den Bergwäldern umherzustreifen, darinnen weiße Lilien, gelber Türkenbund und die schwarze Tollkirsche in schönster Blüthe standen. Am Abend besprach Pfarrer Blumhardt nach dem Essen in innigen, schlichten Worten die Verheißung des Hesekiel von dem neuen Herzen, betete, nachdem ein Quartett die Arie aus dem Elias: „Wie lieblich sind die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen," gesungen, daß der Herr alle Anwesenden mit recht empfänglichen Herzen für die am Pfingstfest ausgegossene Gabe des heiligen Geistes erfüllen und sie nebst den Angehörigen in der Ferne in der kommenden Nacht in seine gnädige Obhut nehme.

In tauiger Frische erglänzte der Pfingstmorgen, die Thäler und Höhen hatten ihren Festschmuck angelegt; Blumhardts kernige, tief ergreifende Predigten, seine ganze von tiefer Barmherzigkeit und inniger Jesusliebe getragene Persönlichkeit, die sinnige, harmlos fröhliche Art, wie er mit seinen eigenen und den Kindern der zahlreichen Kurgäste verkehrte, der stille Friede, der in dem großen Hause herrschte, haben mir diese Pfingsttage, an denen man das Wehen des Gottesgeistes zu verspüren glaubte, zu unvergeßlichen gemacht.

Als ich mich am Abend des zweiten Pfingsttages mit einem jungen Schweizer Theologen, der mich auf der Rückwanderung nach Tübingen begleiten wollte, vom Pfarrer Blumhardt verabschiedete, zog uns der alte Herr in sein Studierzimmer, fragte so teilnehmend nach Eltern, Heimat und Studium, kniete dann mit uns nieder zum Gebet, legte uns die Hände segnend aufs Haupt und entließ uns in so herzgewinnender Freundlichkeit, daß uns das Scheiden nicht leicht ward.

Am nächsten Morgen traten wir fröhlichen Sinnes unsere Wanderung an. Durch herrliche Waldungen von Eichen, Buchen und Edeltannen, bald einen Bach überspringend, bald eine Felswand überkletternd, hier und da von freundlichen Schwaben zurecht gewiesen und aus vollem Herzen das: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen" singend erreichten wir den steilen Rand der Alp, die schroff in ein enges, sehr tiefes Thal abfällt. Hohe, in ihren Umrissen scharf ausgeprägte Felsen, hier und da mit Laubholz bedeckt, umsäumen das Thal, auf welches die Ruinen der alten Burgen, Neuffen, Wielandstein und Reißenstein herabblicken. Der Abstieg in dies Thal war nicht ungefährlich; ein schmaler, mit scharfen Steinen besäter Saumpfad führte an den fast senkrechten, wild zerklüfteten Felsenwänden in Zickzacklinien hinab, an einzelnen Stellen so abschüssig, daß man mit aller Gewalt hemmen mußte, um nicht in ein bedenkliches Rutschen und Springen hineinzugeraten. Endlich war die Thalsohle erreicht und mit ihr das Pfarrdorf Oberlehningen.

Hier fanden wir im „Ochsen" Rast und kräftige reichliche Kost in dem schwäbischen Nationalgericht: Eierkuchen mit grünem Salat und saurer Milch. Nach einigen Stunden der Ruhe versuchten wir am entgegengesetzten Thalrande emporzuklettern, dem Lauf eines ausgetrockneten Bächleins folgend. Anfangs hatte das gar keine Schwierigkeit; bald aber ward der Abhang so steil, daß wir bei jedem Schritt vorwärts in dem trocknen Laube mindestens fünf Schritte zurückrutschten; so blieb nichts anderes übrig, als die jungen Buchen, die den Bachrand umsäumten, zu umklammern und uns so langsam eine Höhe von mehreren hundert Fuß emporzuwinden. Schweißbedeckt erreichten wir die Hochebene, an geschützter Stelle uns abkühlend und die eigenartigen Kalksteinbildungen des Bergrandes bewundernd, ehe wir dem vor uns liegenden Dorfe Grabenstetten zuwanderten. Dort kauften wir zwei Stearinkerzen, um die auf dem weiteren Wege liegende Falkensteiner Höhle zu besuchen.

Ein Bauer wies uns den Weg zur Höhle. Am Eingang derselben legten wir unsere Taschen und Plaids auf einen Felsblock, zündeten die Kerzen an und betraten ohne Führer den dunklen Raum. Anfangs war er so eng und niedrig, daß wir nur hintereinander in gebückter Stellung vordringen konnten, nach und nach aber zeigten



sich weite, geräumige Hallen mit imposanten Tropfsteingebilden, die uns große Freude machten. Unter unsern Füßen rieselte ein kristallklares, eiskaltes Wasser mit ausgezeichnetem Geschmack, an mehreren kleinen unterirdischen Seen führte unser Weg vorüber; bald verkündete das in den Felsenwänden unheimlich klingende Brausen die Nähe eines mehrere Fuß hohen Wasserfalles, in welchem einige schwarze Fische spielten, die aber bei Annäherung des Lichtes schleunigst in der Tiefe verschwanden. Auf dem glatten schlüpfrigen Felsen wurde der Weg etwas beschwerlich, und als wir nach 20 Minuten ein tieferes Wasser erreichten, das wir nicht durchwaten konnten, kehrten wir an den Felseneingang zurück, in dem Wasser des Baches unsere Stiefel von dem zähen Schmutze säubernd, den wir aus der Höhle mitbrachten.

Stolz auf unsere Höhlenwanderung, ohne Führer durchgeführt, eilten wir fröhlichen Sinnes durch ein sanft gewundenes Thal dem freundlichen Städtchen Urach zu. Im Wirtshaus zum Faß fanden wir ein kräftiges Abendbrot und saubere Betten, in denen es sich nach der Tageswanderung prächtig ruhte. Das Klirren der Weckeruhr erweckte uns gegen zwei Uhr morgens, da wir gern den Sonnenaufgang von dem 3400 Fuß hohen Uracher Ruinenberge beobachten wollten. Schnell kleideten wir uns an, genossen den am Abend bestellten Most und verließen das Haus durch eine Hinterthür, da das große Hofthor unserm Bemühen es zu öffnen, widerstand. Still war es in den Straßen der kleinen, freundlichen Stadt, außerhalb derselben erhoben die befiederten Sänger ihre Stimmen, den nahenden Morgen zu begrüßen; nach einstündiger Wanderung war der Gipfel des Ruinenberges erreicht, nicht ohne Beschwerde, denn der auf nüchternen Magen genossene Most übte sehr unangenehme Wirkung aus.

Noch lag das Thal im tiefen Schatten, nur im Osten kündete eine matte Röte das Nahen der Herrin des Tages. Weil bis zum Sonnenaufgang noch einige Zeit verstreichen mußte, setzten wir uns, in die Plaids gehüllt, auf einen Mauervorsprung, die Füße frei in die Luft streckend, dem Einschlafen nahe. Es war gegen 4 Uhr, als plötzlich purpurrote Strahlen am Osthimmel emporschossen und bald stieg der feurige Sonnenball goldig erglänzend über den Horizont hervor. Mit einem Schlage zerrissen die Nebelschleier und in tauiger Frische erglänzte das wild romantische Felsenthal mit dem lieblichen Urach zu unsern Füßen, dessen gotische Kirche den zierlich durchbrochenen Turm wie einen Finger nach oben weisend, in die Morgenluft hineinragen ließ. „Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel, die Erde ist voll Deiner Güte." Dies Psalmwort klang in unserer Seele nach, als wir in den Anblick des reizenden Bildes vor uns versunken waren. Nur kurze Zeit durfte das Auge die weite Fernsicht genießen; denn dichte Wolkenschleier verhüllten das strahlende Sonnenantlitz und bewogen uns, schnell die Burgruine zu verlassen, um den eine halbe Stunde entfernten Wasserfall zu besuchen.

Durch Buchengrün rieselt ein murmelnder Bach, der sich plötzlich eine 90 Fuß hohe Felswand herabstürzt, im Fallen zu feinem Staubregen aufgelöst, um in mehreren weißschäumenden Rinnsalen sich wieder zum sanftfließenden Bache zu vereinigen. Unter den Strahlen der Morgensonne schimmern in den Wasserstaubwolken die schönsten Regenbogenfarben, ein reizender Anblick inmitten der dunklen Felsen und der grünen Gebüsche, die aus den Felsenspalten hervorwachsen.

Ueber Reutlingen eilten wir nach Tübingen zurück, einen Kilometer vor demselben prasselte ein so heftiger Gewitterregen auf uns nieder, daß trotz der Plaids kein trockener Faden an uns zu finden war, als wir fast übermüdet durch die starke Wanderung die Musenstadt erreichten.

V. Hohenzollern.

Im Württembergischen Lande werden die Gedenktage der Apostel noch kirchlich gefeiert. Da an solchen Tagen die Vorlesungen auf der Universität ausfallen, benutzten ein Freund aus der heimatlichen Mark und ich den Peter-Paulstag nach dem Gottesdienste in der Stiftskirche zu einem Ausflug nach dem Hohenzollern. Gestärkt durch

ein Bad in des Neckars kühlen Fluten pilgerten wir zum Bahnhof, den Zug nach Sigmaringen benutzend.

Der wildrauschenden Steinlach entgegen eilt das Dampfroß durch das reizende Thal. Zur Linken erhoben sich dicht an der Bahnstrecke hohe, mit üppigem Laubwald bedeckte grüne Berge; auf der rechten Seite drohten schroffe Felsen, auf der Spitze dunkle Tannen tragend, hier und da zerrissen durch tief einschneidende üppige Seitenthäler; dazwischen das reizende Steinlachthal mit frischen, blumenreichen Wiesen, von dem kristallklaren Flüßchen durcheilt.

Nachdem wir nach halbstündiger Fahrt einen tiefen Hohlweg hinter uns gelassen hatten, lag vor uns ein größerer Thalkessel, aus dem sich Hechingen und dahinter der noch in Dunstwolken schwebende burggekrönte Hohenzollern erhob. Schnell durcheilten wir die saubere preußische Stadt, deren sonderbarer, im Renaissancestil gehaltener Kirchturm schon von weitem unsere Aufmerksamkeit erregt hatte. Die verschnörkelten Formen der katholischen Hauptkirche befriedigten uns wenig, um so lieber besahen wir uns die kleine evangelische Kirche, welche im rein gotischen Stil erbaut, durch ihre einfachen und zierlichen Formen besonders anheimelnd wirkt. Ein Landsmann aus Zollern, dessen schnelles Schwäbisch wir nur schwer verstehen konnten, wies uns im Thal den Starzel, einen zum Burgberge emporführenden Wiesenweg, auf dem wir die Chaussee erreichten, welche in vielen Windungen den Bergkegel umkreisend zur Burghöhe emporführt. Um die Krümmungen des Weges abzuschneiden und um vor Ausbruch eines nahenden Gewitters unter Dach zu sein, kletterten wir durch den Bergwald ziemlich steil in die Höhe, ein gewagtes Unternehmen nach einem Regen, wie uns später oben versichert ward; denn die zahlreichen Kreuzottern pflegen nach dem Regen die sonnigen Lichtungen aufzusuchen, ein unvorsichtiger Tritt reizt die Tiere zum tötlichen Biß. Gottes Gnade bewahrte uns vor allem Schaden. Nach einstündigem Steigen kamen wir, gerade bevor die Wolkenschleusen sich öffneten, vor dem durch eine Zugbrücke geschützten Burgthore an. Von der alten Hohenzollernburg, die nach der Zerstörung durch die Gräfin Henriette von Württemberg 1423 ihre letzte Wiederherstellung im Jahre 1454 durch vereinte Mittel der verschiedenen Zweige des Hohenzollern-Geschlechts gefunden, waren außer der alten Kapelle nur noch wenige Reste vorhanden. Auf diese Baugeschichte deutet der in Stein gehauene Spruch unter den Wappen Preußens und Württembergs über dem Eingangsthor:

„Zollern, Nürnberg, Brandenburg im Bund
baun die Burg auf festem Grund 1454.
Mich baut Preußens starke Hand
Adlerthor bin ich genannt 1854."

Darüber erhebt sich in schöner Reliefarbeit der preußische Adler mit dem quadrierten zollerschen Brustschild und der Inschrift „Vom Fels zum Meer". Seinen Abschluß findet das Thor in einem Reiterstandbilde der Burggrafen Friedrich I. von Nürnberg. Durch dies Thor betritt man zunächst den großen Rampenturm, in welchem bei ebenso sinnreicher wie kunstvoller Anlage auf kleiner Grundlinie drei prächtige Serpentinen und ein kreisförmiger Tunnel zu dem 23 m höher gelegenen oberen Thorturm emporführen.

Schnell folgten wir der uns von umherstehenden Soldaten gegebenen Weisung, in der im linken Flügel des Schlosses gelegenen Restauration vor dem Regen Zuflucht zu suchen. Während wir uns daselbst an kräftigem Landwein erquickten und den Lieben in der Ferne einen Postkartengruß schrieben, erschallte aus dem Nebenzimmer der glockenreine mehrstimmige Gesang eines schwäbischen Volksliedes, dessen Strophen jedesmal mit dem Refrain schlossen: „O wie schön, wie schön ist doch, wie schön ist die Natur."

Als der Regen nachgelassen, folgten wir dem Kastellan, das Innere der Burg zu besichtigen. Ueber den sauberen Schloßhof hinweg mit dem zierlichen Brunnen und der uralten Königslinde stiegen wir einige Stufen hinan durch ein epheuumranktes Entresol zu der Eingangsthür, durch welche man zunächst die Stammbaumhalle betritt.

Digitized by Google

Um auf dem spiegelglatten Marmorparkett nicht auszugleiten, muß man seine Füße in große Filzpantoffeln stecken. Die Wände dieser Halle sind bedeckt mit dem riesigen Stammbaum des lebenskräftigen Hohenzollerngeschlechtes, von Friedrich von Schwaben 1135 beginnend bis auf die Gegenwart fortgeführt und alle Seitenlinien gleichfalls umfassend. Wappenschilder und andere Zierraten erfüllen den übrigen Raum. Aus demselben tritt oder rutscht man vielmehr in den prächtigen Grafensaal, eine von acht roten, korinthischen Säulen getragene spitzgotische Halle, mit Gold und leuchtenden Farben überaus reich ausgestattet. Nach rechts hin öffnet sich die von einem Mittelpfeiler getragene Kaiserhalle, in welcher auf steinernen Consolen an den Fensterpfeilern und unter goldenen Baldachinen acht bemalte Standbilder deutscher Kaiser mit ihren Wappen sich befinden. Auf der Westseite schließt sich nischenartig vertieft die Bischofshalle mit zwei Standbildern und 28 Medaillon-Porträts geistlicher Fürsten des Zollernhauses. An den Grafensaal stößt die Bibliothek, ein niedriger Raum mit Bücherschränken in Eichenholz geschnitzt, prächtigen Glasfenstern und Freskogemälden an den Wänden, die auf die Geschichte der Burg Bezug haben. Im Markgrafenturm befinden sich Wohn- und Schlafzimmer des Kaisers, im Michaelsturm die Zimmer der Kaiserin, geschmackvoll und vornehm ausgestattet, von deren Fenstern sich eine herrliche Fernsicht bietet. Den Beschluß der Wanderung machten die beiden Kapellen. Die katholische, im rechten Schloßflügel gelegen, der einzige erhaltene Ueberrest des alten Baues, ist ein kleiner, etwas sehr dunkler Raum, der höchst selten benutzt wird, weshalb in demselben Waffenrüstungen aufgestellt sind. Dagegen sticht die evangelische Kapelle im linken Schloßflügel äußerst vorteilhaft ab. Im rein gotischen Stile aufgeführt, durch geschmackvolle Einfachheit und würdige Formen in gleicher Weise ausgezeichnet und mit herrlicher Glasmalerei versehen, stimmt sie unwillkürlich zur Andacht und Sammlung. Alle 14 Tage wird in derselben vom evangelischen Pfarrer Hechingens Gottesdienst gehalten.

Sodann besahen wir uns das Aeußere der festen, massigen Burg. Ein nach altem Grundriß erbautes, mit zahlreichen Basteien und Erkern versehenes Siebeneck krönt mit 15—20 Fuß hohen Mauern den nach allen Seiten hin steil abfallenden Felskegel. Auf ihm erhebt sich in 3 Flügeln das eigentliche Schloß mit fünf Türmen, die reichen Wappenschmuck tragen. So erregt namentlich der Michaelsturm die Aufmerksamkeit durch den in Erz gegossenen Engel Michael, wie er den Drachen durchbohrt. Im oberen Burghof ist gleich links der reizende Burggarten mit der Bronze-Statue Friedrich Wilhelms II. unter gotischem Baldachin, als Brunnenfigur dienend. Ernst und mild schaut er von seinem steinernen Postament hinab in das schöne Schwabenland. In der Mitte des Hofes steht die prächtige Königslinde, im rechten Schloßflügel ist über der Restauration die Kaserne, mit einer Kompagnie Infanterie bevölkert. Die Soldaten, die uns sehr freundlich begrüßten, haben offenbar hier oben wenig zu thun; sie standen in mehreren Gruppen plaudernd an der Brüstung, die rings um das eigentliche Schloß herumführt und nach drei Seiten hin eine herrliche Fernsicht gewährt.

Während der Süden durch höhere waldige Alpberge verdeckt wird, öffnet sich eine unbegrenzte Aussicht nach Norden, Osten und Westen. Im milden Glanz der Abendsonne erschienen die Linien am Horizont so durchsichtig klar wie selten. Eine lebendige Landkarte lag zu unsern Füßen ausgebreitet. Aus dem saftigen Grün der zahllosen Thäler lugte das freundliche Hechingen und viele, viele Dörfer hervor, von den blaugrünen Bergen der rauhen Alp malerisch umrahmt. Während einzelne Thäler noch warm von der Abendsonne beleuchtet wurden, lagen andere schon im Schatten und aus ihnen stiegen wie duftige Schleier zarte Nebel hervor, welche die Mannigfaltigkeit des reizenden Bildes noch erhöhten.

Lange, lange standen wir an die Brüstung gelehnt, das im wechselnden Farbenspiel sich vor unsern Augen entrollende Bild mit Entzücken betrachtend, weit hinausschauend zu den in schweigender Majestät ruhenden Zügen des schönen Schwarzwaldes. Wie sehnte ich die Lieben der Heimat an meine Seite, daß sie mit mir schauen dürften, wie herrlich und lieblich Gott die arme sündige Erde geschmückt hat.

Digitized by Google

Einige Schlingrosenknospen und Epheublätter zum Andenken mitnehmend eilten wir durchs Adlerthor zurück und den Fahrweg verlassend durch üppige Buchen raschen Laufes den steilen Bergkegel hinab. Als wir auf eine Lichtung hinaustraten, sank gerade der feurige Sonnenball am Horizont, mit den letzten Strahlen ein purpurfarbenes Licht auf die Gipfel des Schwarzwaldes ausgießend. Nachdem die strahlende Königin des Tages verschwunden und nur noch violette und rote Streifen am Abendhimmel andeuteten, wohin sie gegangen, da klang in unserm Herzen nach, was Paul Gerhard so meisterhaft gesungen:

Fahr hin, ein andre Sonne,
Mein Jesus, meine Wonne,
Gar hell in meinem Herzen scheint."

Schnell ward die zierlich gebaute Station Zollern erreicht, von der uns der heranbrausende Abendzug in kurzer Frist der Neckarstadt wieder zuführte.

VI. Hohenstaufen.

Bad Boll mit seinem liebenswürdigen Pfarrer Blumhardt hatte es uns angethan, so daß wir noch einmal einen gesegneten Sonntag in dem von warmem Christenleben durchhauchten Hause zubrachten. Am Abend wanderte ich mit einem sächsischen Theologen nach dem im lieblichen Felsthal gelegenen, durch seine Lage, Größe und Schönheit seiner Kirchen, durch kohlensaure Quellen und zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten ausgezeichneten Städtchen Göppingen. Von hier aus erreicht man den höchsten Punkt der rauhen Alp, den 3900 Fuß hohen Hohenstaufen in 1½ Stunden. Durch prächtigen Laubwald führt ein sanft ansteigender Weg zu dem auf ¾ Höhe des Berges liegenden Dorf Hohenstaufen. Beim Heraustreten aus dem Walde bot sich ein schauerlich schöner Anblick. Während im Westen der Horizont noch rosig erglühte, standen im Norden tiefschwarze mit matten Silberstreifen verbrämte Gewitterwolken, aus denen grelle Blitze jäh hervorzuckten. Dazu rollte der Donner ganz unheimlich, in den Thälern ein vielfaches Echo weckend. Schnell eilten wir, unter Dach und Fach zu kommen, ehe der Regen prasselnd herniederströmte, und fanden Zuflucht im Gasthof zum Lamm. Die Wirtin, die Tochter des Schulmeisters von Hohenstaufen, erquickte uns mit einem kräftigen Abendimbis. In der Gaststube begannen einige Landleute mit uns ein Gespräch; einer unter ihnen fragte uns, ob wir nicht seine Zeche bezahlen wollten, er habe drei Schoppen getrunken. Natürlich (?) lehnten wir das naive Ansinnen ab und begaben uns zur Ruhe.

Das Zimmer, welches uns die Wirtin anwies, verdient eine kleine Beschreibung, da ein Dorfgasthaus wohl selten gleiches aufzuweisen hat. Aeußerst wohlthuend berührte die peinliche Sauberkeit. Die Wände waren mit prächtigen Oelbildern geschmückt, dem Schutz- und Friedensengel über den beiden ausgezeichneten Betten, einem Ecce-Homo von Guido Reni und dem Abendmahl von Leonardo da Vinci. Gepolsterte Möbel füllten den Raum. Auf der Kommode lagen neben einer großen vergoldeten, glasbedeckten Stutzuhr Bibel, Gesangbuch, Arndts wahres Christentum und die Predigten von Professor Tobias Beck in Tübingen, ein gutes Zeugnis für die Wirtsleute.

Die Ruhe, die wir suchten, ward uns anfangs verscheucht dadurch, daß im anstoßenden Saale schwäbische Burschen und Mädchen nach selbstgepfiffener Melodie tanzten, bis die Musik durch eine Mundharmonika ersetzt wurde.

Es war gegen ½3 Uhr früh, als der von der Wirtin dazu bestimmte Nachtwächter gegen das Fenster klopfte. Schnell kleideten wir uns an, fanden die geputzten Stiefel in der Gaststube und stiegen langsam in der Morgendämmerung den Berg hinan, dessen Gipfel wir gegen ¾4 Uhr erreichten. Schon rötete sich der Horizont ein wenig im Osten, ein mattes Licht fiel auf die zahlreichen im Schatten liegenden Thäler, aus denen sich die Nebel langsam erhoben. Leider war der Horizont im Augenblick des Sonnenaufganges stark mit Wolken bezogen, so daß die schönste Lichtwirkung ver-



loren ging, doch fingen die Nebel an, in rosenfarbenem Licht wie duftige Schleier sich zu heben, während die Berge in dunkelviolettem Schatten lagen. Nach und nach ward die Aussicht freier, so großartig weit, daß man 72 Ortschaften mit bloßem Auge zählen konnte. An der Südseite des Gipfels befindet sich eine geräumige Mooshütte, über deren Eingang in einem Mooskranze die Inschrift prangt:

„Vor Wind und Regen schütz ich dich,
Drum sei so gut und schone mich!"

Das thaten wir von Herzen gern und streckten uns, sobald wir uns von der Trockenheit des Mooses überzeugt hatten, in die Plaids gehüllt zum Schlummer nieder.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, als wir erwachten. Jetzt leuchtete durch die zerrissenen Wolken der azurblaue Himmel, nun konnten wir die unvergleichliche Fernsicht nach Herzenslust genießen. Von der alten Stammburg des edlen Hohenstaufengeschlechtes, die einst von dieser Höhe stolz herabschaute ins deutsche Land, ist bis auf wenige Mauerreste nichts mehr vorhanden. Hier verstanden wir es erst, wie schwer dem Heldenjüngling Konradin der Abschied von dem schönen Heimatssitze wurde, als er nach Italien zog, sein großväterliches Erbe zu verteidigen, wo ihn indes der Tod auf dem Blutgerüst in Neapel erwartete.

Nur ungern trennten wir uns von der durch so viele historische Erinnerungen geweihten Höhe und rutschten an der steilen Ostseite des Berges herab, nur hier und da den schnellen Lauf hemmend, um die saftigen Erdbeeren zu pflücken, die aus dem Grün hervorschimmerten. Nach kurzer Zeit war der Fahrweg erreicht, der sich auf dem Berggrat hinzieht, der das Fils- und Remsthal von einander scheidet. An einzelnen Stellen ist der Bergrücken so schmal, daß nur ein Wagen fahren kann, weshalb hohe Geländer zu beiden Seiten den Absturz in die Tiefe verhindern.

Nach 2stündigem Marsch erreichten wir das auf halber Höhe des Rechberges gelegene Dorf Hinterweiler. Am Eingang desselben sank mein Begleiter in Ohnmacht, so daß ich ihn mit Hülfe eines vorübergehenden Bauern in das nahe gelegene Gasthaus tragen mußte. Dort kam er bald wieder zu sich, doch folgte er dem freundlichen Rat der Wirtin, sich auf einige Stunden ins Bett zu legen, während ich den Berg hinanstieg, um die prächtige Ruine der erst im Jahre 1858 durch den Blitz zerstörten Burg Hohenrechberg in Augenschein zu nehmen. Es bereitete mir großes Vergnügen, in den gewölbten Hallen umherzuwandern; bis in die dunklen Kellerräume und in das Burgverließ mit seinen verrosteten Eisengittern und Kettenringen drang ich vor. Dann suchte ich die kleine auf der Spitze des Berges gebaute Kirche auf, die alljährlich Scharen von Wallfahrern aus den katholischen Dörfern umher aufnimmt. Die Kirche war durch plastische Arbeiten und hübsche Malereien ausgezeichnet, nur berührte der götzendienerische Marienkult ein evangelisches Bewußtsein etwas peinlich.

Als ich nach 2 Stunden in das Gasthaus zurückkehrte, fand ich meinen Freund erfrischt und wohl. Ein kräftiges Mittagbrot beseitigte den letzten Rest von Schwäche, so daß wir wohlgemut trotz eines starken Regenschauers, das uns gründlich durchnäßte, zur Station im Filsthal Eislingen wandern konnten, von wo aus wir den von Ulm kommenden Zug zur Rückkehr nach Tübingen benutzten.

* * *

12 Jahre sind verstrichen, seitdem ich durchs herrliche Schwabenland fröhlich singend gewandert bin. Wenn Einer oder der Andere sich veranlaßt sähe, seinen Wanderstab diesem gottgesegneten, an landschaftlichen Reizen und historischen Erinnerungen so reichen und durch den Charakter der Bewohner so eigenartigem Lande zuzulenken, so wäre der Zweck obiger Zeilen erreicht und ein kleiner Teil des Dankes abgestattet für alles das, was mir das wackere Schwabenland geworden ist.

Digitized by Google



Monatsschau.

Politik.

Der monarchische Staat trägt unter normalen Verhältnissen einen persönlichen Charakter. Mögen auch im Lauf der letzten hundert Jahre die Befugnisse der Fürsten durch Verfassung und Gesetz noch so sehr eingeschränkt sein — die Initiative des politischen Lebens kann einem charaktervollen Monarchen nicht genommen werden. Er kann machen, daß alles fröhlichen Fortgang nimmt, und ebenso kann er alle Räder stillstehen heißen, oder wenn auch nicht alle, doch recht viele und recht große.

Dem jungen deutschen Kaiser muß es nun dankbar nachgerühmt werden, daß er auf Grund eines lebhaften Pflichtgefühls bemüht und bestrebt ist, alle Fragen, welche seine Zeit und sein Amt an ihn stellen, nach bestem Wissen und Gewissen zu lösen und mit frischer Initiative die Entwicklung des ihm anvertrauten preußischen Staates, bez. durch Anträge im Bundesrat diejenige des deutschen Reiches in die rechten Bahnen zu leiten. Für diese lebendige Arbeitsfreudigkeit kann man dem Geber und dem Träger derselben, wie gesagt, nur dankbar sein. Nichts ist trauriger, als das politische Gegenbild der trägen Windstille, bei der die Segel nutzlos und schlaff den Mast beschweren. Aber ohne Zweifel hat dieser Eifer auch seine Gefahren. Fürst Bismarck, der so oft in seinem Leben glückliche Schlagworte geprägt hat, hat auch hier in einer kurzen und prägnanten Wendung eine der Gefahren angedeutet, die der politischen Initiative droht, und zwar in seiner Warnung: quieta non movere! In der That ist es eine gefährliche Versuchung für den, der mit warmem Herzen und jugendlichem Eifer der Menschen Bestes zu Wege bringen will, auch da schon, wo das Bedürfnis noch keineswegs ein dringendes ist, mit Reformen vorzugehen und Probleme der Entscheidung zuführen zu wollen, die noch unreif sind für abschließende politische Erörterung und Behandlung.

Und noch eine andere Versuchung giebt es für einen jungen energischen Fürsten, der sich über alle Fragen des öffentlichen Lebens seine sehr entschiedene Meinung gebildet und zugleich die moderne Freude an freier Rede als Erbteil bekommen hat, wir meinen die Tendenz, diese Meinung nicht nur für richtig, sondern für so richtig zu halten, daß sie recht oft und recht schnell in Reden und Ansprachen als das Programm der allerhöchsten Stelle dem Volke kund gethan werden kann.

Mit aller Ehrerbietung gegen Kaiser Wilhelm II. wird es gesagt werden dürfen, daß er dieser letzteren Versuchung nicht immer ganz widerstanden hat. Unter dem ersten Kaiser hatte man sich daran gewöhnt, von allerhöchster Stelle nur Wohlerwogenes und völlig Reifes zu hören, das stets auch denen, die abweichender Meinung waren, das Schweigen leicht machte. Von den zahllosen Ansprachen des Enkels kann doch wohl nicht ohne weiteres das Gleiche ausgesagt werden. Recht oft schon haben wir es erlebt,

Digitized by Google

daß vom Telegraphen auffallende Lesarten über kaiserliche Reden verbreitet wurden, daß den ersten Depeschen dann Feststellungen, Korrekturen und Erläuterungen folgen mußten, ja daß ausländische Blätter halbamtlich wiedergeben konnten, was man im „Deutschen Reichsanzeiger" vergeblich suchte.

Auch der abgelaufene Monat hat wieder dergleichen Diskussionen gebracht, Erörterungen, was der Kaiser gesagt und was er nicht gesagt habe, ob z. B. die viel besprochene Düsseldorfer Rede in ihren Schlußworten den von der „Kölnischen" verbreiteten Ausdruck starken Selbstgefühls bez. in diesem Ausdruck einen Wink an die Adresse des Fürsten Bismarck enthalten habe oder nicht.

Wir haben unsererseits nicht die Absicht, die vielen schon vorhandenen Kommentare zu dieser Rede um einen neuen zu vermehren. Und wir wollen auch nicht wiederholen, was wir schon früher gelegentlich der großen Schulrede aussprachen und was uns damals vom konservativen Standpunkt aus zu sagen wichtig und richtig schien. Dagegen verbieten uns die Prinzipien, denen wir dienen, wortlos an einer Bonner Rede des Kaisers vorüberzugehen, und zwar an dem fast uneingeschränkten Lob, welches die studentischen Corps aus allerhöchstem Munde bekommen haben. Wir lassen dahingestellt, ob mit Recht die aristokratischen Corps, welche doch nur einen sehr kleinen Teil der gesamten Studentenschaft ausmachen, als Repräsentanten des deutschen Studententums in Anspruch genommen werden können, bez. ob dies nicht von der Burschenschaft und anderen farblosen Vereinen als Zurücksetzung empfunden werden wird. Die Ueberzeugung aber mögen wir nicht unterdrücken, daß uns die Praxis des gegenwärtigen Corpslebens mit den sittlichen Anforderungen des Christentums nicht vereinbar scheint. Das Christentum fordert ohne Zweifel auch von der Jugend schon Fleiß und Arbeitsamkeit einerseits und Mäßigkeit andererseits, und unsere socialdemokratische Gegenwart fordert überdem im besonderen, daß wo so viele einen schweren Kampf ums Dasein führen, nicht gerade die akademische Jugend mit dem üblen Beispiel eines völlig nutzlosen und darum besonders provozierenden Aufwandes vorangehen möge. Es wird aber auch von Beteiligten kaum bestritten, daß die Anforderungen des Corpslebens jedes ernsthafte Arbeiten völlig unmöglich machen und daß Unmäßigkeit und Geldvergeudung mindestens nicht zu den Ausnahmen gehören.

So milde man nun aber auch über den einzelnen jungen Menschen urteilen mag, der sich in diesem Verbindungsleben der Gefahr des Verbummelns aussetzt, einer Gefahr, der bekanntlich Viele für immer erliegen, so wenig ist es unseres Erachtens richtig, wenn man auf christlichem Standpunkt steht, auf die kleinen Lichtseiten einer zweifelhaften Sache das Urteil zu gründen, an den großen Schattenseiten derselben aber einfach vorbeizugehen.

Daß die Geltendmachung christlicher Grundsätze auch für die akademische Jugend für philisterhaft gilt, ist uns durchaus nicht unbekannt; aber das Argument ist nicht besser und nicht schlechter, als alle anderen Argumente, die den gleichen oder verwandten Zweck haben, an Stelle des Christentums und seiner asketischen Forderungen einen gemütlichen Naturalismus zu setzen. Setzt sich die gebildete Jugend über die ersteren hinweg, wer will es der ungebildeten verdenken, wenn sie das gleiche Recht für sich in Anspruch nimmt. Der geforderte Gehorsam gegen menschliche Autoritäten ist nur dann wertvoll, wenn er aus monarchischer Treue hervorgeht, und diese besteht nur da die Probe, wo sie fest und sicher auf religiöser Grundlage, auf dem Respekt vor der göttlichen Autorität ruht.

Daß aber alle Zeichen der Zeit darauf hindeuten, sociale und sittliche Fragen recht ernst zu nehmen, dafür liefert jeder Tag neuen Antrieb. Die Stunde ist entfernt noch nicht gekommen, wo die besitzenden Klassen mit leidlichem Gewissen Halt machen und erklären könnten, daß sie gethan haben, was möglich war. Auch der Arbeiterschutz ist lange das nicht geworden, was er hätte werden sollen. Freilich — auch wenn besseres zustande gekommen wäre, bleibt die Frage offen, ob das Resultat zur Befriedigung der

Google

Socialdemokratie wesentlich beigetragen haben würde. Aber es kommt doch viel darauf an, ob mit Recht oder mit Unrecht gezürnt wird.

Halbe Maßregeln schaden oft ebenso viel, als ganze nützen würden. Es sollte jetzt aber schon von den vielleicht unvermeidlichen Palliativen auf dem Boden der gegenwärtigen Wirtschaftsweise zu denjenigen wirklich socialistischen Maßregeln übergegangen werden, die nicht nur möglich, sondern auch nützlich sind. Weil man aber davor zurückschreckt, so treiben wir auch nach allem menschlichen Ermessen Katastrophen entgegen, deren Ausgang schlechterdings niemand voraussehen kann.

Auch der Papst wird die Welt nicht retten. Der alte Herr hat es für nötig gehalten, sich wieder einmal über die sociale Frage ausführlich zu äußern und eine Encyclica über dieses Gebiet unter den Trommelwirbeln der ultramontanen Preß-Reklame in die Welt zu senden. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die päpstliche Darlegung an positiven Vorschlägen absolut nichts enthält, was nicht schon längst bekannt gewesen wäre. Man hat derselben insofern einige Bedeutung zusprechen wollen, als sie mit der bisher stets befolgten Politik der Kurie, mit der rein mittelalterlichen Empfehlung der Charitas, in einen Widerspruch getreten sei. Sie betont nicht ganz so einseitig die kirchliche Arbeit, sondern läßt dem Staat ein gewisses Maß von Rechten und Aufgaben, ja so viel, daß man den Schluß gezogen hat, der Papst wolle socialistisch werden, und wie er eben mit der französischen Republik seinen Frieden gemacht habe, nun schon für die Zukunft sich mit dem Socialstaat abfinden. Wir glauben, daß das alles doch sehr weit hergeholte und unwahrscheinliche Schlußfolgerungen sind. Eine kleine Schwenkung vom Manchestertum ab ist ja wohl da, und eine kleine Hinneigung zu den Reformen, die jetzt, wenn auch langsam und mit viel Halbheit, in allen Kulturstaaten begonnen haben. Aber auch wenn die Schwenkung viel größer wäre, als sie thatsächlich ist, welches Verdienst gebührt denn dem Papst dafür, daß er in den Kerb, den andere und meistenteils evangelische Socialpolitiker vor ihm geschnitten haben, nun seinerseits, wo theoretische Erörterungen fast belanglos sind, etwas nachschneidet und nachsticheIt. Vor zehn Jahren hätte es vielleicht Wert gehabt.

Segensreicher könnte er wirken, wenn er dem entsetzlichen Aberglauben steuern wollte, der im kommenden Herbst, wie man hört, in Trier wieder seine Orgien feiern wird. Es soll feststehen, daß der Bischof auf Drängen seiner Diöcese den sogenannten „heiligen Rock“ wieder ausstellen wird. Charakteristischerweise laufen jetzt schon, auch durch nichtultramontane Blätter, allerlei verblümte Entschuldigungen und Beschönigungen des Unfugs. Einmal wird betont, daß der Rock, wenn auch nicht der echte, was niemand zu glauben brauche, jedenfalls sehr alt sei; ein andermal wird von angeblichen Archäologen erzählt, welche eine Aehnlichkeit herausgefunden haben sollen mit altägyptischen Röcken, die sogar aus vorchristlicher Zeit stammen. Uns scheint es völlig gleichgültig, ob man für religiöse Verehrung alte oder neue Röcke benutzt, und ebenso gleichgültig, ob die Möglichkeit vorliegt, daß der Trierer Rock aus der Zeit Christi stammt. Von irgend einem halbwegs glaubwürdigen Beweise ist anerkanntermaßen nicht die Rede und die Legende vom Trierer Rock bleibt ebenso schwindelhaft, wie diejenige von seinen zahlreichen Konkurrenten in anderen Kirchen.

Uebrigens hat auch die kirchenpolitische Propaganda in der letzten Zeit nicht ganz geruht; dagegen scheint es, daß sie keine Erfolge gehabt hat. Die preußische Regierung soll definitiv nach Bayern hin erklärt haben, daß sie einem Antrag auf Rückberufung der Redemptoristen widersprechen würde. Damit wäre der erste Versuch, eine Bresche in das Jesuitengesetz zu legen, wenigstens vorläufig abgewiesen.

Mehr als die kirchlichen haben übrigens die wirtschaftlichen Fragen im Vordergrund gestanden, den ganzen Monat hindurch hat das Geplänkel der liberalen Presse und der freihändlerischen Abgeordneten gegen die Agrarzölle fortgedauert und eben am Schluß desselben hat man im preußischen Abgeordnetenhause einen großen Sturm gegen die bekannten 50 Mark gelaufen. Der Moment ist vom Standpunkt der Freihändler

Digitized by Google

entschieden günstig gewählt, da in der That die Kornpreise hoch sind und es sehr leicht ist, denen, die den Grund der Steigerung nicht kennen, jetzt einzureden, daß der Zoll die Teurung verschuldet habe. Mit welchem Endergebnis ist in dem Augenblick, da wir schreiben, mit Sicherheit noch nicht abzusehen; unter den Ministern herrschte offenbar keinerlei Verständigung. Der preußische Landwirtschaftsminister Herr von Heyden gab Erklärungen ab, welche vermuten ließen, daß alles beim Alten bleiben würde; Herr von Bötticher dagegen ließ durchblicken, daß an eine zeitweilige Suspension der Zölle gedacht werde, um Notstandspreise zu verhindern. Gleichwohl waren beide Minister darin einig, daß nicht der Zoll, sondern die Börsenspekulation die Preise so unnatürlich in die Höhe getrieben habe. Teils vermeide es der Handel, neue Kornvorräte vom Auslande her heranzuziehen in der Hoffnung, daß eine Zollermäßigung bevorstehe, teils treibe man den Preis, um sich gegen Verlust zu decken.

Wer von den beiden Ministern Recht behalten wird, steht noch nicht fest, doch scheint es nach den Auslassungen der Blätter, daß Herr von Bötticher der besser Orientierte war. Angeblich würde sich das preußische Staats-Ministerium demnächst mit der Kornzollfrage beschäftigen in dem Sinne eines Antrags, den Zoll zeitweilig von 50 auf 25 Mark herunterzusetzen — eines Antrags, den dann freilich der Bundesrat und der Reichstag noch gutheißen müßten.

Ob das so kommen wird, steht dahin, unwahrscheinlich ist es nicht; die freihändlerischen Blätter jubeln schon im voraus, und diejenigen agrarischen Zeitungen, welche sich allzuweit vorgewagt, sind über die Aussicht arg verstimmt. Wir unsererseits würden gegen die Maßregel in dem Fall nicht allzuviel einzuwenden haben, wenn man wirklich einige Gewähr hätte, daß die Zollermäßigung den Konsumenten zu gute kommt. Leider sehen wir nicht recht, wie das möglich werden soll. Die Börse wird ungeheure Gewinne einheimsen — nur das ist gewiß —, sie wird der deutschen Landwirtschaft mit fremdem Getreide Konkurrenz machen und außerdem für zukünftige Fälle die wertvolle Erfahrung gemacht haben, daß „Schreien hilft“. Ob aber nicht die Konsumenten nach wie vor nicht nur hohe Brotpreise werden zahlen müssen, sondern auch noch außerdem diejenigen Steuern, welche bestimmt sind, den Ausfall der Zolleinnahmen anderweitig zu decken, das — wie gesagt — wird man erleben müssen, ehe man den Freihändlern recht giebt.

Uebrigens hat die Regierung zur Beförderung des deutsch-österreichischen Handelsvertrages, wie verlautet, einen ganz geschickten Schachzug gemacht, indem sie der Petersburger Regierung gleichfalls herabgesetzte Kornzölle gegen entsprechende Zugeständnisse angeboten hat. Vom Standpunkt der Regierung ist das entschieden geschickt. Denn je größer das Netz der Handelsverträge wird, um so größer ist auch die Verantwortung derjenigen Parteien, welche dies oder jenes ablehnen und durch solche Ablehnung vielleicht das ganze Werk zum Scheitern bringen möchten. Für den Staat und die Landwirtschaft ist es aber vielleicht auch ebensogut, wenn ihnen der Zollsatz von 3 M. 50 Pf. in einem Dutzend auswärtiger Verträge auf eine Reihe von Jahren fest garantiert wird, als wenn der höhere Satz von 5 M. fortdauernd den Zielpunkt erbitterter und gehässiger Parteikämpfe bildet.

Diese Zollfragen spielen gegenwärtig in alle möglichen Verhältnisse hinein, z. B. auch in die Vorbereitungen zum nationalliberalen Parteitag, der am letzten Tage des Monats in Berlin gehalten werden soll. Die Sprachverwirrung in dieser Partei ist groß, Fürst Bismarck fordert dieselbe in den „Hamburger Nachrichten“ kategorisch auf, ihm zu folgen und demnächst sich amtlich zu einem schutzzöllnerischen Programm zu bekennen. Die „Kölnische Zeitung“ stimmt diesem Vorschlage bei, andere Blätter z. B. in den Hansestädten verlangen auch ein wirtschaftliches Programm vom nächsten Parteitag, aber nur ein freihändlerisches. Die offizielle Partei-Korrespondenz erklärt ihrerseits, man werde gar kein Programm machen, sondern sich nur freundschaftlich unterhalten, was stets sehr nützlich sei, und alle behaupten, die Mehrheit der Partei hinter sich zu haben. Wir vermuten, es wird so ziemlich alles beim alten bleiben; die inneren Gegensätze

Digitized by Google

sind unüberbrückbar, man wird sie lassen wie sie sind, denn es giebt kein Kraut, das dagegen gewachsen wäre.

Der preußische Kultusminister Graf Zedlitz ist zum ersten Mal politisch aufgetreten und hat sich im Ageordnetenhause mit einer sympathischen Rede eingeführt; er hat durchblicken lassen, daß er für gewisse liberale Ideale, wie z. B. die Trennung von Kirche und Schule, nicht zu haben sei und es scheint, daß, wenn er das vielberufene Volksschulgesetz wirklich zuwege bringen sollte, es eine ganz andere Gestalt gewinnen wird, als diejenigen hoffen, die es so lebhaft forderten. Ob und wie der Minister sich mit seinen Gegnern abfinden wird, muß die Zukunft lehren, und man darf um so gespannter darauf sein, als zu den Vertretern entgegengesetzter Ansichten auch der Geheimrat Dr. Hinzpeter gehören dürfte.

Von den zahllosen Tagen und Konferenzen, die jetzt wieder ihren Anfang genommen, wollen wir nur einen erwähnen, nicht weil er schon besonders Hervorragendes geleistet hätte, sondern weil er in dieser Allgemeinheit der erste in seiner Art war, die „Konferenz evangelischer Schriftsteller", welche in Berlin getagt hat. Alle bisherigen Versuche, eine Art von Centralstelle für evangelisch-konservatives Schrifttum zu schaffen, sind als versiegende Bächlein im Sande verronnen. Und die wenig glückliche Inscenierung des neuen Versuchs ließ nicht viel besseres hoffen. Inzwischen hat die Konferenz das einzig richtige Mittel, die Sache vorwärts zu bringen, wenn nicht beschlossen, doch beraten, nämlich die Anstellung eines Sekretärs, der die Pflege solcher Centralstelle zur Lebensaufgabe macht. An irgend ersprießliches Wirken ist nur zu denken, wenn die Anstellung wirklich erfolgt, und wenn der rechte Mann mit den rechten Ideen an den rechten Platz kommt. Daß solche Wirksamkeit ihre Grenzen hat, versteht sich. In gewissem Sinne hat daher Dr. Pantenius ohne Zweifel recht, wenn er sagte, es fehle an christlichen Schriftstellern; solche christliche Schriftsteller werde aber ein Bureau nicht schaffen können, die müßten geboren werden, die wüchsen auf in dem Geiste, den das Volk beseele. Aufgabe der Geistlichen und Lehrer sei es daher, erst ein christliches Volk zu schaffen, dann werde es auch christliche Talente geben. In gewissem Sinne, wie gesagt, stimmen wir dem voll zu. Nur glauben wir, daß die Talente schon heute sich finden würden, wenn nur, nicht etwa das aufstrebende, sondern das anerkannte Talent seinen Mann ernährte. Das ist aber nicht der Fall und hungern thut auch den Talenten weh. Träte nur im Sinn einer besseren Verwertung talentvoller Erzeugnisse und einer wirksamen Abschreckung talentloser Dilettanten eine gut geleitete Centralstelle in Wirksamkeit, so könnte sie doch wohl, wenn nicht neue Talente erzeugen, doch vorhandene vor der Fahnenflucht aus materiellen Gründen bewahren.

* * *

Zur internationalen Lage ist wenig neues zu melden, für uns Deutsche erfreulich bleibt die Thatsache, daß das russisch-französische Einvernehmen zum mindesten nicht die geringsten Fortschritte gemacht hat. Bekanntlich sollte dieser Bund durch eine französische Ausstellung in Moskau recht auffallend vor der Welt besiegelt werden; aber merkwürdigerweise ist gerade dieses als Grundstein gedachte Ereignis zum „Fels des Aergernisses" geworden. Die Russen sind doch zu gute Diplomaten, als daß sie nicht gemerkt hätten, daß sie von den beutelustigen Franzosen gründlich ausgeplündert werden sollten und daß im Grunde nur „das Geschäft" unter politischer Flagge segelte. Die Verstimmung darüber ist allmählich mit der steigenden Erkenntnis, daß es den Franzosen nicht nur um Sympathie, sondern auch um Geld zu thun sei, gewachsen und man hat sich schließlich nicht einmal die Mühe gegeben, unter verbindlichen Formen zu verschleiern, was man im Herzen dachte. Einesteils hat man den französischen Ausstellern allerlei Chikanen bereitet und andererseits haben alle offiziellen russischen Persönlichkeiten von einigem Gewicht bei den Eröffnungsfeierlichkeiten durch ihre Abwesenheit geglänzt. Der



politische Mißerfolg ist vollständig. Was die Gemüter verbinden sollte, hat Unfrieden erregt und weiter getrennt.

Ist aber bei dieser Sache der Kummer mehr auf französischer, als auf russischer Seite, so hat auf anderen Gebieten auch Rußland seine eigenen Schmerzen, vor allen Dingen den unausrottbaren Nihilismus. Auch jetzt wieder soll eine Verschwörung von Garde-Offizieren entdeckt und aufgehoben sein. Eine geplante Kaiserreise nach Moskau hat verschoben werden müssen wegen der großen Sorgen für Leib und Leben des Kaisers. Daneben aber gab es eine finanzpolitische Niederlage, die das „Haus Rothschild" dem großen Kaiserreiche beigebracht hat, anscheinend zur Strafe dafür, daß Rußland augenblicklich die Juden ebenso schlecht behandelt, wie bisher schon die Polen und die Deutschen. Uns Deutschen kann das alles nur recht sein. Denn die Friedensaussicht wächst, wenn und so lange die inneren Sorgen vom Kriegsgedanken abhalten. Die Gefahr scheint aber in die Ferne zu rücken, je öfter Rußland auch die schwersten Verletzungen seiner orientalischen Interessen schweigend mit ansieht. Hat es in Bulgarien den Major Panitza ruhig erschießen lassen, so hat es nun in Serbien thatenlos mit angesehen, daß seine vornehmlichste Agentin, die Königin Natalie, des Landes verwiesen ist. Kriegsgründe im Orient giebt es also für Rußland nicht mehr, oder doch nur dann, wenn man die bewußte Absicht hätte, sie zu finden.

Wirtschaftspolitik.

Ueber die wirtschaftliche Lage Deutschlands ein einigermaßen klares Bild zu gewinnen, war wohl nie schwerer, als jetzt, obgleich die Statistik scheinbar auf jede Frage eine runde Antwort in Zahlen giebt. Wie in der Diplomatie die Sprache dazu da sein soll, um die Gedanken zu verheimlichen, so sind in der Wirtschaftspolitik der Interessen-Parteien die Zahlen dazu da, um die Thatsachen zu verschleiern. Die einzelnen großen Industrieen, von den Bergwerks- und Hütten-Industrieen bis herab zur Seifenfabrikation, sind fast ohne Ausnahme zu Preisvereinigungen zusammengetreten. Bei Gelegenheit der Agitation zum Zusammenschluß hieß es da immer, die betreffende Industrie habe so schwer unter der inneren Konkurrenz zu leiden, daß eine Vereinigung unbedingt erforderlich sei, wenn nicht sehr bald gänzlicher Verfall eintreten solle. Dann wurden auf gemeinsamen Beschluß Notstandspreise festgesetzt, und kaum war dies geschehen, so kamen sehr bald auf allerlei Schleichwegen Notizen an die Oeffentlichkeit, welche ein bedeutendes Ueberwiegen der Nachfrage konkonstatierten und damit die Höhe der Syndikatspreise rechtfertigen sollten. Dieses Spiel wiederholt sich in komischer Einförmigkeit bei allen durch Ringe „geschützten" Industriezweigen, so daß es auch dem gutgläubigsten Beobachter unmöglich ist, an die Wirklichkeit der industriellen Blüte zu glauben.

Zwar für einige Zeit kann die Politik der Ringe und Kartelle hohe Dividenden erzeugen; hat aber erst der Nachwuchs unter den Industriellen begriffen, daß es nicht schwer sein kann, billiger zu verkaufen als das Kartell und doch guten Gewinn zu machen, so wird die außerhalb des Kartells stehende Produktion sehr schnell anwachsen und eine Reaktion herbeiführen. Auf diesem Punkt scheint die Eisen-Industrie jetzt angekommen zu sein. Nur die auf natürlichen Monopolen beruhenden Industriezweige, also namentlich die Bergwerksindustrie, ist gegen ein solches Emporschießen der „wilden" Konkurrenz geschützt, und daher wendet sich auch mit vollem Recht gegen die Kohlenringe eine wachsende Opposition der öffentlichen Meinung. Der Reichtum der heimischen Erde an dem aller Industrie und jedem Hausstand unentbehrlichen Feuerungsmaterial hat als ein Gemeingut zu gelten, wenn auch nicht im streng kommunistischen Sinne, so doch in so weit, als die Nation ein Recht darauf hat, sich die deutsche Kohle nicht

Digitized by Google

zum Vorteil einzelner weniger Aktien- und Kuxenbesitzer übermäßig verteuern zu lassen. Wird ihr dies Recht mit List und Gewalt vorenthalten, so darf man sich nicht wundern, daß die allgemeine Anschauung von der rechtlichen Natur des Bergwerksbetriebes immer kommunistischer wird und die Verstaatlichung desselben trotz aller praktischen Bedenken, die sich dagegen aufdrängen, immer mehr Anhänger gewinnt.

Der Versuch der Bergarbeiter, durch einen allgemeinen Ausstand bessere Arbeitsbedingungen zu erzwingen, ist im Mai dieses Jahres gänzlich gescheitert. Die Berichte über den Kohlenmarkt, welche nicht genug zu erzählen wußten von einer geradezu fabelhaften Nachfrage für den augenblicklichen Bedarf, waren in erster Linie die Ursache, daß die Bergleute einen Streik für aussichtsvoll hielten. Daß derselbe mißlang, beweist dagegen mehr als alles andere, wie sehr jene Berichte übertrieben hatten. Man gewinnt aus dem ganzen Verlauf der Bewegung den Eindruck, daß sie den Zechen-Verwaltungen willkommen war, nicht nur, um ihre Autorität einmal recht energisch geltend machen zu können, sondern auch, um den drohenden Preisniedergang aufzuhalten. Beides ist gelungen. Nunmehr heißt es, die Bergleute seien infolge der hohen Löhne so faul geworden, daß sie bei weitem nicht mehr so viel förderten wie früher; die Minderförderung sei so bedeutend, daß sie geradezu Besorgnisse erwecke. Dem gegenüber steht die Veröffentlichung in dem Jahresberichte eines freilich hiermit ganz alleinstehenden Werkes; dasselbe hat die achtstündige Schicht eingeführt und erklärt, in der kürzeren Arbeitszeit leisteten seine Arbeiter fast genau das gleiche Arbeitsquantum, wie früher bei längerer täglicher Arbeitsdauer. Man wird es uns nicht übel nehmen können, wenn wir dieser einen Stimme mehr glauben, als allen übrigen. Doch ist selbstverständlich daraus kein Schluß zu ziehen auf alle Betriebe, namentlich nicht auf solche, die an die Körperkraft der Arbeiter nur geringe Anforderungen stellen. Die gesetzliche Einführung eines Normalarbeitstages von 8 Stunden in dem Sinne, daß es verboten sein solle, Schneider sowohl wie Lastträger, Schreiber wie Glasbläser und Bergleute nur acht Stunden täglich zu beschäftigen, ist und bleibt eine Utopie.

Der Streik der Kohlenarbeiter hat übrigens mittelbar dazu beigetragen, daß der preußische Minister von Maybach seine Entlassung einreichte. In seinem gewiß aller Sympathieen werten Kampf gegen die Kohlenringe ist er des Streikes wegen unterlegen. Bei den letzten großen Verdingungen von Lokomotivkohlen in Magdeburg und Köln gab er, wie die Zeitungen berichten, die Entscheidung dahin, daß die Forderungen der rheinischen Zechen als zu hoch abgelehnt werden sollten. Gleich darauf brach der Streik aus, der die Position des Kohlenringes so weit stärkte, daß sie ihre Forderung als dem Marktpreis durchaus entsprechend festhalten konnten. Die Eisenbahn-Verwaltungen sind also trotz des Entscheids des Ministers gezwungen, den Preis zu bewilligen, — Grund genug für den bewährten Beamten, um Enthebung von seinem Posten einzukommen. Darüber großer Jubel an den Börsen. Es hatte fast den Anschein, als glaubte man, nun werde ein Eisenbahnminister folgen, der allein das Wohl der Aktionäre von Privatbahnen, Bergwerken, Walzwerken, Maschinen- und Waggonfabriken zur Richtschnur seiner Amtsverwaltung machen würde. Darin wird man sich nun gewiß gründlich geirrt haben. Aber die andere Hoffnung, daß die dringend nötige Eisenbahntarif-Reform in volkswirtschaftlich richtigerem Sinne gelöst werde, als das allgemein abgelehnte Projekt des Herrn von Maybach vorschlug, teilen auch wir. Ferner teilen wir den Wunsch, daß die Fürsorge für den Ausbau unseres Kanalnetzes einer anderen Abteilung des Ministeriums übertragen werde. Man mag die Eisenbahn-Tarife für den Getreide-Transport aus den östlichen Provinzen nach dem Westen noch so sehr herabsetzen, so hilft man damit weder der Landwirtschaft des Ostens, noch dem Konsum des Westens in irgend ausreichender Weise. Nur der schleunige Bau von Kanälen von der Elbe zur Weser und zum Rhein kann diesen Zweck erreichen, da lediglich die um das Vielfache billigere Wasserfracht den Konsum des Westens für die Produktion des Ostens heranziehen kann. Es wird aber stets für den Vertreter der Staatsbahn-Interessen ein

Google

Konflikt der Pflichten sein, wenn er selbst dazu beitragen soll, die Rentabilität der Bahnen zu schädigen; es dürfte darum zweckmäßiger sein, wie man schon die Berg- und Hütten-Abteilung von dem Ressort des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten abgezweigt hat, um sie dem Handelsministerium zu überweisen, so auch die Abteilung der Wasserstraßen einem Ministerium zu unterstellen, welches die volkswirtschaftliche Bedeutung dieses Verkehrsgebietes ohne fiskalische Beklemmungen anzuerkennen vermag und demgemäß eingreift.

Der Geld- und Effektenmarkt stand während des ganzen Monats unter dem Eindruck der Nachricht, daß die Rothschildfirmen von dem eben erst endgültig abgeschlossenen Geschäft der Emission von 500 Millionen Franken dreiprozentiger russischer Anleihen plötzlich zurückgetreten seien. Wir wollen hier keinen neuen Beitrag liefern zu der weit ausgesponnenen Erörterung, welche Gründe die erste Finanz-Großmacht veranlaßt haben mögen, ein schon begonnenes Geschäft von solcher Bedeutung plötzlich abzubrechen und damit sicherlich auf Jahre hinaus den besten Kunden der europäischen Börsen zurückzustoßen. Man hat die Wahl zwischen einem halben Dutzend von Gründen. Als oberster wird geltend gemacht die schlechte Lage des Geldmarktes, vornehmlich der Londoner und der Pariser Börse, wo die Bankenkrisis in Permanenz steht. Sodann wird auf die Judenverfolgungen in Rußland hingewiesen. So lange dieselben nicht Rothschild selbst betrafen, haben sie ihn auch wenig bekümmert; nun aber steht sein Petroleum-Monopol in Baku in Gefahr, da ein Gesetzentwurf in Beratung steht, nach welchem einheimische und fremde Juden von der Ausbeutung der russischen Naphtha-Quellen ausgeschlossen werden sollen. Ob dies Gesetz zustande kommt, erscheint zwar noch fraglich, Rothschild muß aber eine ernstliche Gefahr für sein Naphtha-Geschäft sehen, und das in einem Augenblick, wo er im Begriff steht, mit der transatlantischen Monopolgesellschaft, der Standard Oil-Compagny, sich zur gemeinsamen Vergewaltigung des Weltkonsums zu verbünden. Wir werden sehen, ob die russische Regierung sich einschüchtern läßt und dem jüdischen Petroleumkönig Zugeständnisse macht, welche die Abhängigkeit auch dieses Landes von der goldenen Internationale besiegeln würden. Unter den erwähnten Gründen giebt es aber noch einen, der mindestens ebenso plausibel erscheint. Die Finanzoperationen des Herrn von Wyschnegrodski gehen unzweifelhaft darauf hinaus, einen reichen Kriegsschatz zu sammeln. Dies geschah mit solcher Eile, daß, wenn noch in diesem Jahre der erwartete Krieg ausbrechen sollte, die gewaltigen Goldentziehungen Rußlands den europäischen Markt so geschwächt haben werden, daß Kriegsanleihen anderer Mächte kaum Erfolg haben würden. Rothschild aber will den Frieden, und somit muß er auch ein gewisses finanzielles Gleichgewicht der Staaten wollen.

Höchst auffallend erscheinen die beträchtlichen Goldbewegungen der letzten Zeit, die ganz und gar unabhängig von dem Stand der Wechselkurse, meist sogar mit Verlust für den Bezieher verbunden sind. Täglich melden die Zeitungen von großen Goldsendungen aus New-York. Die Bank von England erhöhte dreimal in einem Monat den Ankaufspreis für Gold und trotz der geringen Ansprüche des Marktes an ihre Baarvorräte auch den Diskont- und Lombardzinsfuß. (Es besteht augenblicklich in England ein Goldagio von ¼ Prozent.) Hierfür giebt es nur die eine Erklärung, daß man mit der Wahrscheinlichkeit rechnet, die russische Regierung werde ihre Guthaben von den westlichen Plätzen zurückziehen, oder man werde sie ihr unaufgefordert übersenden, womit das Pariser Rothschild-Haus bereits den Anfang gemacht hat. Der Geldmarkt zeigt im übrigen noch nicht die geringste Anspannung. Die Politiker finden in diesen Vorkommnissen Anlaß genug, den Ernst der Situation trotz aller offiziellen Friedenshoffnungen zu würdigen.

Die Finanz-Krisis in Portugal trug ebenfalls das ihrige bei, das Vertrauen in die Beständigkeit des Effektenmarktes weiter zu erschüttern. Wenn diese Krisis auch zunächst durch politische Wirren akut geworden ist, so kann doch ein Staat, der mehr als die Hälfte seiner Einkünfte zu Zinszahlungen für seine Staatsschuld aufzuwenden

hat und außerdem noch durch eine sehr hohe schwebende Schuld belastet ist, während seine Handelsbilanz immer ungünstiger wird, keine großen Hoffnungen auf baldige Besserung seiner Finanzen erwecken. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß der Kurs seiner Anleihen sich nicht demnächst wieder heben werde. Zwischen der Kreditwürdigkeit eines Staates oder einer industriellen Gesellschaft und dem Kurs ihrer Schuldtitel ist oft ein Zusammenhang nicht zu erkennen. Haben erst die spekulativen Abgaben der Londoner und Pariser Börsen ihr Ende erreicht, so werden die Emissionsbanken schon dafür sorgen, daß die Kurse der Portugiesen sich heben und eine neue Anleihe die Finanzen des Landes wieder flott macht.

Es kann freilich auch anders kommen, falls nämlich die drohende Revolution hier wie in dem Tochterlande Brasilien siegreich sein sollte, worauf das Losungswort „Bereichert euch", das in Brasilien aufs schamloseste befolgt wird, auch in Portugal zur Geltung kommen würde. Zeiten einer allgemeinen Schwäche des Geldmarktes werden von Gemeinwesen mit illegitimer Regierung nur zu gern benutzt, um ältere Schuldverpflichtungen abzuwälzen oder doch zu reduzieren. Argentinien beschäftigt sich augenblicklich mit dieser Art von Finanz-Reorganisation. Die Spezialsicherheiten, welche den Staats-Gläubigern der früheren Anleihen verpfändet worden sind, sollen z. B. in der Provinz Buenos Ayres verschmolzen werden zur Fundierung einer neuen Anleihe, mit der man einstweilen sich helfen zu können glaubt. Die englischen Emissionshäuser sind geneigt, diesem Vorschlage zuzustimmen, während die deutschen sich hierzu nicht für autorisiert halten, da es ihnen nicht zustehe, die Rechte der Inhaber jener Anleihe-Titres preiszugeben. Ueber dem Streit hierüber verschlechtern sich die Finanzen Argentiniens immer mehr, und es bleibt zweifelhaft, ob der Streit nicht über kurz oder lang völlig gegenstandslos werden wird.

Die Börsen der Hauptplätze standen im abgelaufenen Monate in einem seltsamen Gegensatz. Während Paris, das bedenklich mit Hausse-Engagements überladen ist, alle Anstrengungen machte, die Kurse zu halten oder noch heraufzusetzen, engagierte sich London immer mehr à la baisse in den internationalen Spielpapieren. Der Erfolg steht bisher auf seiten Londons. Mehrfach gab Berlin den Ausschlag, doch überwiegt auch hier die Baisse-Meinung entschieden. Besonders gilt dies auf dem Markt für einheimische Werte. Man beurteilt die Situation unserer größten Bankinstitute mit ausgesprochenem Pessimismus, und von einzelnen großen Bankfirmen in Berlin und Köln erhalten sich trotz aller Dementis die ungünstigsten Gerüchte. Zu einem allgemeinen Bankenkrach wird es die Hautefinance nicht kommen lassen, hier so wenig wie in London; aber das Mißtrauen der Börse und der Kapitalisten ist unüberwindlich, und größere Unternehmungen verbieten sich damit von selbst. Es steht zu erwarten, daß in dieser Zeit äußeren Niederganges sich die inneren Verhältnisse kräftigen, und dann wird die Ausbeutung von neuem beginnen.

Kirche.

Wir stehen unmittelbar vor dem evangelisch-socialen Kongreß. Wenn diese Chronik in die Hände der Leser kommt, ist der Kongreß vorüber und die Berichte über denselben werden dann bekannt sein. Aber es muß dem Berichterstatter erlaubt werden, auch heute schon mit einigen Reflexionen über dieses Ereignis zu beginnen, das jedenfalls von großer Bedeutung für die Entwicklung unserer kirchlichen Arbeit sein wird, mag nun die eine oder die andere der von einigen erhofften, von anderen gefürchteten Möglichkeiten eintreten. Wird es möglich sein? — so fragt man sich, und die Berichte werden je nach der einen oder anderen Seite die Stellung zu dieser Möglichkeit abspiegeln — wird es möglich sein, so verschiedene theologische und kirchliche Richtungen zu gemein-

Digitized by Google

samen Vorgehen zusammenzuspannen? was kann dabei herauskommen? Wir haben schon mehrfache Versuche solcher weiten Zusammenfassungen erlebt und auch — ihr Scheitern. Der Kirchentag ging auseinander an den kirchlichen Gegensätzen, der Versuch im Oktober 1871, die Gegensätze zu vereinigen, ist gescheitert. Wird dem Kongreß ein anderes Schicksal beschieden sein?

Da möchte doch nun aber auf den Unterschied hinzuweisen sein, der in Bezug auf die gesetzten Ziele und die eingeschlagenen Wege zwischen jetzt und früher stattfindet. Man fing früher an mit theoretischen Erörterungen über die Einigkeit, denen dann das gemeinsame Handeln folgen sollte. Man sieht jetzt von einer theologischen Verständigung ab und setzt voraus, daß alle Teilnehmer, die sich ja gewissermaßen zu den Namen derer bekennen, welche den Kongreß in das Werk gesetzt haben und vertreten, auch gemeinsam handeln können. Nun ist nicht zu leugnen, daß bei dieser Vereinigung noch ganz andere Gegensätze vertreten sind, als bei dem einstigen Kirchentage oder der Oktoberversammlung von 1871. Das Hervortreten der Theologieprofessoren der Ritschlschen Schule, die aktive Beteiligung eines Mannes wie Sulze zeugt davon. Allein erstlich haben wir doch schon manchmal erfahren, daß viele Leute besser sind, als ihre Theologie. Weiter läßt sich nicht leugnen, daß von den jüngeren Vertretern jener theologischen Richtung im praktischen Pfarramte nicht wenige eine gesunde Thätigkeit entfalten, die wir als heilsam und uns verbündet ansehen können, über deren Ausrichtung sie selbst auch vielleicht in ihrer theologischen und kirchlichen Stellung zu weiteren Klärungen gelangen. Und endlich müssen wir ja doch auf allen unsern Synoden mit den Vertretern der verschiedenen Richtungen zusammen praktisch arbeiten. Wohl haben wir dabei unsere Bedenken; allein wenn die Bedenken nicht so grundsätzlich sind, daß sie uns eine Beteiligung an dem Verfassungsleben unserer Landeskirchen verbieten, so hat das seine Konsequenzen auch für die freie Thätigkeit, und es kann dann kein grundsätzliches Bedenken mehr obwalten, in freien Kongressen mit anderen theologischen und kirchlichen Richtungen zu beraten über die religiöse Erneuerung unseres Volkslebens, soweit die Nötigung dazu erwachsen ist aus volkswirtschaftlichen Entwicklungen.

Nun fragt man noch: was kommt denn dabei heraus? Und vor der Wiederholung ist schon mit Bezug auf die erste Versammlung gefragt: was ist denn dabei herausgekommen? Nun, die Vollendung des Reiches Gottes auf Erden erwarten wir weder von Synoden, noch von Kongressen. Letztere sind nur dazu da, um die beteiligten Kreise durch gegenseitiges Aussprechen unter sich aufzuklären über die Probleme, auf die der einzelne in seinem pflichtmäßigen Arbeiten stößt — und weiter, wenn es möglich ist, auch gewisse Normen aufzustellen für das Handeln, an denen auch andere, die davon hören, wenn sie mögen, Halt und Hilfe haben können. Also: Aufklärung und Verständigung — das erwarten wir. Daß nun der erste Kongreß überhaupt eine Wiederholung erlebt, daß inzwischen ein Agent für diese ganze Arbeit hat angestellt werden können, ist doch ein Erfolg, der dafür spricht, daß man Aufklärung und Verständigung weiter hier wird erwarten können. Die öffentliche Behandlung der Stolgebührenfrage wird gewiß sehr viel Gegensätze zu Tage fördern, aber sie wird unvermeidlich dazu dienen, in zahlreichen Gemeinden die Aufmerksamkeit auf die Frage zu richten, wie die Vermietung der Kirchplätze, die Art und Weise der Behandlung der Stolgebühren u. s. w. der socialen versöhnenden und ausgleichenden Aufgabe der Kirche hinderlich oder förderlich sei?

Der Hauptgewinn des Kongresses aber scheint uns darin zu liegen, daß die Aufmerksamkeit der kirchlichen Kreise überhaupt auf die volkswirtschaftlichen Probleme gerichtet wird, und auf den Zusammenhang, in welchem die Lösung sittlicher und kirchlicher Probleme mit jenen steht. Es treten an immer mehr Geistliche und Laien die durch die Socialdemokratie angeregten Fragen heran, und es ist durchaus nötig, daß darauf kein dilettantenhaftes und experimentelles Vorgehen erfolge. Dazu aber ist erforderlich

Digitized by Google

eine weitgehendere Verständigung über unsere Stellung zu jenen Bewegungen, als sie bisher vorhanden ist.

Im ganzen finden wir die Arbeit der Kirche nach der socialen Seite hin, auch in Bezug auf die socialdemokratische Agitation, jetzt in gutem Fluß. Wir besitzen jetzt schon eine ganz stattliche Zahl litterarischer Hülfsmittel, die mit Glück zu verwerten sind. Auch in letzter Zeit sind wieder einige recht brauchbare und verständliche Schriftchen ausgegeben, welche zum Kampfe gegen die antichristliche Agitation benutzt werden können.*) Aber noch fehlt es an klaren Ueberzeugungen von dem Recht und der Pflicht der Kirche in diesen Angelegenheiten. Noch ist die Gefahr eine große, daß alles, was nach dieser Seite geschieht, nur als „Mittel zum Zweck" aufgefaßt werde, als kirchliche Unterstützung staatlicher und politischer Aufgaben. Wir freuen uns, eine kleine Schrift den Lesern nennen zu können, welche kräftig in den Ton einstimmt, der ihnen aus unseren kirchlichen Berichten bekannt ist.**) Es ist reinlich zu sondern das Interesse der Kirche an den Seelen in den Gemeinden und an irgend welchen bestehenden irdischen Verhältnissen, — sie mag auch an den letzteren ihr Interesse bethätigen, aber in ganz anderer Weise, als an den ersteren. Es rächt sich noch immer, wenn Dinge, die uns Selbstzweck sein können, zum Mittel erniedrigt werden, — so z. B. die Predigt des Evangeliums in den Massen zum Mittel der Erhaltung des Staates.

Noch auf eine Gefahr möchten wir aufmerksam machen — eine Warnung, die man gerade an dieser Stelle am wenigsten mißverstehen wird. Wir haben es auf dem Gebiete der inneren Mission vielfach erlebt, daß für einen neuen Zweig der Arbeit eine Art von modemäßiger Begeisterung eintrat, die nach einiger Zeit abnahm, um anderen neu aufkommenden Interessen zu weichen. Es war die neue Arbeit eine Zeit lang interessant, man hoffte vieles davon, hatte noch keine Enttäuschungen erlebt, wie bei anderen Arbeitszweigen, und so warf man sich darauf, um aber bald darin wieder zu erlahmen. Es wäre nun sehr schade, erstlich wenn die „sociale Arbeit" auch nur so als ein vorübergehender Sport in der Kirche aufträte, in dem man bald erlahmt, wenn die ganz verkehrten Hoffnungen, die daran geknüpft wurden, nicht alsobald sich erfüllen. Es handelt sich nicht um schnell wirkende Mittelchen, sondern um das Bewußtsein einer dauernden, vielfach vergessenen Arbeit, die nicht weniger Ausdauer, Selbstverleugnung, Geduld und Glauben erfordert, als alle andere Arbeit in geistlichen Dingen. Zweitens wäre es schade, wenn durch diese neuen Interessen alte Arbeiten litten. Wir müssen im Gegenteil wünschen, daß die gesamte Thätigkeit der sogenannten inneren Mission durch dies Erwachen des Bewußtseins von der socialen Aufgabe der Kirche eine neue Anregung erhalte. Ist es doch Wichern, der Vater der inneren Mission, selbst gewesen, der diese sociale Seite derselben stark betont und das mangelnde Verständnis gerade für

*) Es sei hier gleich auf einiges hingewiesen. Einer der kraftvollen und lichtvollen Vorträge Stöckers liegt gedruckt vor: Die sociale Lage und Frage, Vortrag von Hofpr. A. Stöcker, gehalten in Villingen am 10. Okt. 1890. Gernsbach, 1890. 20 Pf. — Auf die Gebildeten, die Führer, berechnet ist Webers Vortrag auf der Versammlung des Ev.Bundes zu Stuttgart: Reformation und sociale Frage. (Leipzig, 1890. C. Braun. 20 Pf.) — Für das Volk der Separatdruck aus dem „Monatsboten aus dem Stefansstift": Was wollen die Socialdemokraten und was wollen wir? von Fricke. (Hannover, 1891. 10 Pf.), — der mit Sachkenntnis, treffendem Humor und großem Ernst geschrieben ist. Nicht minder gilt das von Klein: Das Paradies der Socialdemokratie, so wie es wirklich sein wird. Trotzdem es in katholischem Verlag erschienen ist (Freiburg i. Br., 1891. Herder. 10 Pf.), kann es jedem evangelischen Arbeiter in die Hand gegeben werden. Genannt sei auch der besonders gedruckte: Erlaß des Königl. Landeskonsistoriums zu Hannover an die Geistlichen, betr. die Aufgabe der Kirche gegenüber der socialen Frage. (Hannover, 1890. 10 Pf.) — Endlich: Offener Brief an Herrn Reichstagsabgeordneten A. Bebel von Auerswald, evangelisch-lutherischer Pastor in Zwickau. (Leipzig, 1891. J. C. Hinrichs.) 30 Pf. —

**) Die sociale Frage und die preuß.-evangelische Landeskirche. Zur Steuer der Wahrheit! 2. Korinth. 13, 8. 1. Heft. Bern, 1891. Wyß. 0,40. — Der anonyme Verfasser ist auch uns bisher unbekannt.

Digitized by Google

diese seine Forderungen schmerzlich empfunden hat. In seiner Denkschrift, der Erweiterung jenes gewaltigen Appells an die deutsche Christenheit vom Wittenberger Kirchentage im Oktober 1848, heißt es: „Die innere Mission tritt mitten in die Gährungen und Fragen der Neuzeit ein, kann aber eben deswegen in den tiefsten Gründen wieder die Quelle der Wiedergeburt des Volkes eröffnen. Sie darf sich den ihr hier begegnenden allgemeineren Fragen unserer Tage um so weniger entziehen und muß sich der praktischen Behandlung derselben um so eifriger hingeben, weil ihr auf diese Weise der thatsächliche Beweis möglich wird, daß dem Christentum nichts Menschliches ein Fremdes ist, vielmehr ein ganz Nahes, ja das Nächste, das es mit den heiligenden, verklärenden Kräften der Erlösung durchdringen will, um so dasjenige zu vollbringen, was jeder anderen Kraft und Weisheit, die ohne das Evangelium an diese Aufgaben geht, unmöglich bleiben muß" (S. 108), und: „Für die Notwendigkeit einer solchen Mitbeteiligung der Kirche bei der Lösung dieser auf die äußerste Spitze der Entscheidung geführten socialen Fragen kann nichts schlagender und überzeugender sprechen, als die Thatsache, daß sich gerade in Beziehung auf diese Verhältnisse das Antichristentum zu einer die verschiedenen Klassen der Gesellschaft vulkanisch gegen einander aufregenden Macht erhoben hat." (S. 117.)

In Wirklichkeit sehen wir auch schon, daß sich mehrere Zweige der Arbeit der inneren Mission, die früher viel lebhafter betrieben wurden als später, in neuerer Zeit wieder einer größeren Beachtung und Beteiligung erfreuen. Es ist dies die Mäßigkeitssache und die Volkslitteratur. Welche Rolle der Branntwein in den „socialen" Bewegungen bei den socialdemokratischen Agitationen spielt, ist bekannt. Der Branntwein ist eins der Hülfsmittel, um die Grundbedingung herzustellen, unter der allein jene Agitation gedeiht, das ist die Begehrlichkeit und Unzufriedenheit. Es ist nicht die Meinung, daß alle Socialdemokraten Trinker wären, im Gegenteil sind uns manche völlig nüchterne Arbeiter bekannt, die durchaus den socialistischen Lehren folgen. Aber durch diese Thatsachen wird jene Grundbeziehung der Branntweinspest zur herrschenden Unzufriedenheit nicht widerlegt. Zur Erneuerung des christlichen Lebens in der Arbeiterwelt muß darum immer eine kräftige Vertretung der Enthaltsamkeitsbestrebungen gehören. Der Hauptvertreter derselben in Deutschland, der auch in der Allg. kons. Monatsschrift darüber schon zu Worte gekommen ist, hat uns mit zwei Schriften beschenkt, welche für diese seine Lebensarbeit werben sollen. Eine kleinere „Was sagt das Blaue Kreuz von sich selbst?" ist nur der Sonderabdruck eines Kapitels des größeren: „Handbuch der deutschen Trinker- und Trunksuchtfrage."*) Der auf dem Titel angebrachte Zusatz, daß es sich um die sociale Reform handle, ist richtig. Jeder Leser wird den Eindruck gewinnen, daß die sociale Aufgabe der Kirche hier ein weites, großes und wichtiges Gebiet habe. Der gewisse hoffnungslose Pessimismus, der sich dem Branntwein gegenüber durch das Mißlingen der früheren Mäßigkeitsbestrebungen auf die christlichen Kreise gelegt hat, muß immer wieder mit Kühnheit bekämpft werden. — Das andere Gebiet der inneren Mission, auf welches durch die sociale Bewegung die Blicke wieder mehr gelenkt sind, ist die Schriftenverbreitung. Wie es im Anfang der vierziger Jahre geschah, daß der damals sich entfaltenden lichtfreundlichen Bücherverbreitung gegenüber die christliche Kolportage sich entwickelte (im Volksblatt für Stadt und Land von 1846 findet sich ein Artikel über „eine inländische Mission des Unglaubens), — so auch jetzt. Die

*) Ein Beitrag zur socialen Reform von Dr. Wilh. Martius. (Gotha, 1891. F. A. Perthes.) 392 S. — Das kleinere kostet 40 Pf. Das Material ist mit ungemeinem Fleiße zusammengetragen und besonderer Wert wird auch auf den Nachweis gelegt, daß die Bestrebungen des Vereins vom Blauen Kreuz nicht mit dem englisch-amerikanischen Teatotalismus zu verwechseln seien. — Von den 14 Abschnitten seien genannt: 1) Wer ist ein Trinker? — 2) Weshalb ist die Rettung der Trinker schwierig? — 5) Der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke (1883—90). — 6) Die innere Mission im Kampf gegen die Trunksucht (1844—90). — 10) Die Guttemplerlogen. — 13) Die deutschen Trinkerasyle (1851—1890) ꝛc.

großartigen Anstrengungen der Socialdemokratie zur Verbreitung ihrer Idee durch eine volkstümliche Litteratur fordern die Kirche zur energischen Gegenwirkung auf. Dazu kommt die unglaubliche Entwicklung des gesinnungslosen Kolportagebuchhandels, der ja schon auf der nichtkirchlichen Seite eine Gegenwirkung in dem Weimarschen „Verein zur Massenverbreitung guter Schriften" hervorgerufen hat. Es gehört zu den Zeichen der Zeit, die ein Christ beobachten soll, daß er sich auch über diesen Zweig der Presse orientiert, der jetzt eine so große Rolle in unserm Volksleben spielt. Die beste Gelegenheit dazu bietet der Vortrag des Buchhändlers **Müller**, den er in dem Informationskursus auf dem Gebiet der inneren Mission, welcher vom evangelischen Oberkirchenrate für Geistliche und höhere Verwaltungsbeamte im Oktober 1890 eingerichtet war, gehalten hat.*) Es ist durchaus Pflicht der Christen, sich mit dieser unerfreulichen Erscheinung zu befassen, denn ohne den Eindruck davon, wie es wirklich in den Gemeinden hergeht, wird man sich zu der nötigen Gegenwehr nicht aufraffen. Die christliche Kirche ist im Besitz einer trefflichen Volkslitteratur, zahlreiche Vereine und christliche Verlagsanstalten sorgen für den billigsten Bezug derselben, aber mit der Gründung von Volksbibliotheken und der Einrichtung der Kolportage ist es traurig bestellt. Hoffentlich wird die „sociale Aufgabe der Kirche" hierin Wandel schaffen. —

Sehen wir uns nach besonderen kirchlichen Ereignissen aus den vergangenen Wochen um, so ist in erster Linie die 9. allgemeine Konferenz der **Evangelischen Allianz** in **Florenz** zu nennen, — eine evangelische Allianz zum ersten Male in einer italienischen Stadt, und zwar der Stadt, in der vor Jahren Märtyrer des evangelischen Glaubens die Teilnahme der evangelischen Allianz gefunden haben. Die Versammlung ist zahlreich besucht gewesen und hat den Eindruck der herzlichen Uebereinstimmung so vieler durch Nationalität und Konfession getrennten Evangelischen gegeben. Die ersten Tage waren der Reformation in Italien und der Evangelisation gewidmet, — der dritte beschäftigte sich mit der schwierigen Frage nach der Autorität der hl. Schrift, — schwierig deshalb, weil die englischen Christen steif und fest auf der Zurückweisung jeder Kritik bestehen, während die Deutschen und die durch die deutsche Theologie beeinflußten Schweizer eine andere Stellung einnehmen. Dieser Unterschied soll in den beiden Referaten des Neuenburger Prof. Godet und des Londoner Prof. Bedford deutlich hervorgetreten sein. Den Höhepunkt der Verhandlungen — während die beiden letzten Tage der äußeren und inneren Mission galten — bildete der Donnerstag mit einigen Vorträgen von dem socialen Gebiet. Stöcker sprach über Armut und Reichtum und fand eine großartige Anerkennung der zahlreichen Versammlung.

In der deutschen Heimat setzt der **Fall Ziegler** noch viele Herzen, Köpfe und Federn in Bewegung. Wir haben uns im letzten Bericht über ihn und seine Straßburger Hülfstruppen ausgesprochen. Bestimmte Entscheidungen sind seither noch nicht getroffen. Ueber Zieglers Person, seine Toleranz oder Intoleranz, ist eine Polemik entstanden, wobei sich, wie es scheint, die „Christl. Welt" von der eigentümlichen deutschen Schwäche, allzu gerecht zu sein, hat irre leiten lassen. Wenigstens scheint nach der späteren Replik der „Conserv. Correspondenz" die Intoleranz des Herrn Pastors, d. h. seine Weigerung, die Mutter eines politischen Gegners seelsorgerlich zu besuchen, nicht mehr zu bestreiten. Es wäre das allerdings ein sehr bezeichnender Fall für das „geschichtliche" Christentum dieses Vertreters des theologischen Freisinns.

Eine andere, die evangelischen Kreise schmerzlich bewegende Angelegenheit ist die des Pastors **Klein** in Reinerz, dessen segensreiche Thätigkeit für die Not der schlesischen

*) **Die Aufgabe der evangelischen Kirche im Kampf gegen die verderbliche Volkslitteratur.** (Berlin, Verlag der Stadtmission.) 50 Pf. — Verwiesen sei ferner auf das Heftchen: **Was liest unser Volk und was soll man ihm zu lesen bieten?** Vortrag, gehalten am 8. Oktober 1890 auf der Diözesanversammlung in Rochlitz von **Siebenhaar**, Pfarrer zu Ottendorf. (Leipzig, 1890. Wallmann.) 20 Pf.

Weber durch die unglaublichsten Machinationen lahm gelegt ist. Es ist für jeden alten Preußen eine tieftragische Erfahrung, daß in weiten Kreisen das Vertrauen zur preußischen Rechtspflege und Verwaltung unter der Wirkung jüdischer und katholischer Einflüsse (im genannten Falle nur der letzteren) erschüttert zu werden in Gefahr steht.

Auch die Angelegenheit des komischen Herrn von Egidy macht noch immer viel von sich reden. Er hat nun wirklich ein erstes Konzil der Anhänger seiner neuen Religion berufen, das wie ein Vehmgericht unter Ausschluß der Oeffentlichkeit in Berlin getagt hat. Der große Mann, für den er sich hält, wird ja nun sehen, was es mit neuen Religionsgründungen auf sich hat. Im vorigen Jahrhundert wurde einem seiner Vorgänger von einem gewiegten Staatsmann der Rat gegeben: er möchte sich kreuzigen lassen, das scheine doch der sicherste Weg zu dauerhaften Religionsgründungen.

Verschiedenes.

Kirchheim a. N., 20. Mai 1891.

Verehrliche Redaktion der Allgem. kons. Monatsschrift.

Soeben kommt mir Ihr Februarheft in die Hände, in welchem Sie S. 188 irgend einen Leser um Auskunft über den Stern der Magier ersuchen. Sollte diese Ihnen noch nicht zugegangen sein, so bin ich so frei, Sie aufmerksam zu machen auf

Evang. Kirchen- und Schulblatt 1890, Nr. 18,
und Allgem. Evangel. Luth. Kirchenzeitung,

wo ich um dieselbe Zeit, die Nummer besitze ich nicht mehr, den Irrtum Tychos de Brahe widerlegt habe.

Hochachtungsvoll

Pfarrer Lämmert.

Nachschrift.

Unter die Dinge, die mich genieren, gehört eine katholische schlechte Tradition, welche auch im Gros der Evangelischen fast allgemeinen Eingang gefunden hat und sogar Anlaß gegeben, gewisse Rettungsanstalten oder Bewahrhäuser Magdalenen-Stifte zu nennen. Daß schon R. Stier und Fr. Delitzsch sich dagegen aussprachen, hilft nichts. Was ich nun hier Ihnen zusende mit der höflichen Anfrage, ob Sie es nicht verwenden wollen, das ist eine ausführliche Besprechung der Frage, ob M. Magdalena jene Sünderin gewesen, die im Hause des Pharisäers Simon Jesu Füße salbte. Die genannten Exegeten erklären nur kurz, sie könne es unmöglich gewesen sein. Ich möchte gern die Ehre der hochehrwürdigen Jüngerin retten. Doch wer weiß, wie eine verehrte Redaktion gesinnt ist? Die Tradition steckt zu tief!

Die „Rettung" lautet:

Maria Magdalena.

Unter die Sünden der Maler gehören jene Bilder, auf welchen ein junges Weib in blühender Schöne mit gefalteten Händen vor einem Totenkopf liegt. Das soll Maria Magdalena sein. Und wenn die Künstler im Banne ihrer Ueberlieferung die genannte Jüngerin mit sehr langen, herabhängenden Haaren zeichnen, so thun sie das nach der Legende, daß sie jene Sünderin gewesen, deren Begnadigung Lukas so rührend erzählt Kap. 7, 37—50, welche mit ihren Thränen die Füße des Herrn netzte und mit den Haaren ihres Hauptes trocknete. Aber die Geschichte giebt der Tradition nicht den mindesten Anhalt. Zwar selbst evangelische Theologen haben gemeint, wenn auch kein sicherer Beweis aus der Bibel genommen werden könne, so sei diese doch nicht dagegen. Wir werden nun im Nachfolgenden zu zeigen versuchen, daß sie irren, vielmehr die

Digitized by Google

Schrift hinreichende Anhaltspunkte giebt, daß jene Sünderin und die Maria von Magdala zwei ganz verschiedene Personen sind, weswegen jene wohlwollenden Leute, welche in unseren Tagen noch von der „Magdalenensache“, ja gar von Magdalenen (!) reden, endlich einmal aufhören dürften, der seligen Jüngerin diese Schmach anzuthun. Aber freilich Luk. 5, 39.

Also erstens. Daß jenes Weib, welches der Pharisäer Simon eine „Sünderin“ nannte, noch in jugendlichem Alter gestanden, ist eher wahrscheinlich, als nicht; daß aber M. Magdalena über das jugendliche Alter hinausgewesen sei, ist sehr wahrscheinlich. Man erwäge: Es ist gewiß, daß alle jene Frauen, welche „Jesu Handreichungen thaten von ihrer Habe“ und bei seiner letzten Reise nach Jerusalem „ihm nachgefolgt waren aus Galiläa und ihm dienten“, desgleichen die Frauen seiner Verwandtschaft, welche unter seinem Kreuze stunden, über die Jugendjahre hinaus waren. Von dreien wissen wir, daß sie erwachsene Söhne hatten, eine war die Gattin eines Beamten und nur von der nur einmal genannten Susanna ist uns nichts Näheres bekannt. Unter diesen Frauen nun steht überall, wo mehrere zusammen erscheinen, unsere M. Magdalena an der Spitze, wie Petrus an der Spitze der Apostel, ausgenommen Joh. 19, 25, wo mit gutem Takt unter den Frauen, welche an Jesu Kreuz stunden, dessen Mutter zuerst genannt ist. Wir fragen nun: hätte eine Person, wie man sich die M. Magdalena vormalt, in den Kreis jener älteren Frauen gepaßt und gar an ihre Spitze?

Zweitens. Wenn die Malerei sich mit der Kreuzabnahme beschäftigt, so thut sie das ebenfalls nicht in keuscher Treue gegen das Evangelium. Freilich der Maler pocht auf das Recht seiner Phantasie. Er muß seine Scenen beleben, muß einen Jüngling Johannes neben dem greisen Joseph von Arimathia und Nikodemus haben und ein Gegenüber, wozu die jugendliche M. Magdalena mit dem prächtigen Haupthaar sich vortrefflich schickt. Aber die heiligen Evangelisten schreiben Kreuzabnahme und Grablegung ganz allein dem Joseph v. A. zu und nur Johannes trägt bei letzterer noch den Nikodemus nach. Dabei unterliegt, um eine genaue Vorstellung der ganzen Handlung sich bilden zu können, die Annahme keinem Zweifel, daß der vornehme Ratsherr von Dienern begleitet und unterstützt war. Aber einem Anstand unterliegt die Beteiligung der Frauen. Denn wenn allerdings Matthäus berichtet, daß bei der Grablegung Jesu Maria M. und Maria Jakobi dem Grabe gegenüber saßen, so ist damit ja eher angedeutet, daß sie selbst nicht Hand anlegten.

Drittens. Es ist etwas ganz anderes, eine bekehrte Sünderin zu Gnaden annehmen und etwas anderes, sie als Freundin behandeln vor den Menschen und in seine Gesellschaft ziehen. Die Geschichte vom verlorenen Sohn kann hier nicht angeführt werden, auch das nicht, daß Jesus mit Zöllnern zu Tische saß. Schon unser einer dürfte sich nicht hinwegsetzen über das öffentliche Urteil, jene oben genannten Frauen hätten in ihren zu einem heiligen Zweck verbundenen Kreis bei aller inneren Zuneigung doch eine gefallene, wenn auch bekehrte und begnadigte Frauensperson nicht aufnehmen können, am allermeisten mußte aber Jesus selbst das Dekorum wahren und den Schein meiden. Sie endlich, jene Sünderin im Evangelium Lucä, hätte ihrem dort geschilderten Charakter gemäß sicher nicht gewagt, eine Stelle unter den Frauen einzunehmen, wie sie Maria Magdalena hatte.

Viertens. Von dieser ist wiederholt gesagt, daß Jesus sie von sieben Dämonen befreit habe. Man weiß jetzt, daß das Leiden der Besessenheit keine Folge eines Lasters oder einer Versündigung ist, sondern nur über solche Personen kommen kann, welche dazu eine körperliche Anlage haben oder bekommen (?? Red.), und wer Erfahrung hat in ähnlichen Vorkommnissen, der weiß auch, daß dieser Zustand Personen ergriffen hat, welche ein ganz ruhiges Temperament und ein frommes Gemüt besaßen und frei waren von allem phantastischen Wesen. Wer nun dennoch in jenem Leiden der Besessenheit einen Grund für die Meinung finden wollte, daß jene Sünderin die Maria M.

Digitized by Google

gewesen, den müßte man der Unwissenheit beschuldigen. Es ist aber auch nach der Erzählung in Luk. 7 ganz unmöglich. Denn entweder müßte Maria vor ihrer Befreiung in das Haus des Pharisäers gekommen sein, also im Zustande der Besessenheit; aber dann müßten die Dämonen gerade hier, als sie zu Jesu trat, von ihr gewichen sein, denn die Gegenwart Jesu hätten sie nicht ertragen oder er hätte sie nicht dulden können. Oder wäre sie nach ihrer sonstwo geschehenen Erlösung zu Jesu gekommen aus Dankbarkeit. Aber warum dann so hintennach? und warum hätte Simon, der jene Sünderin ja persönlich kannte, davon gar keine Notiz genommen? Sollte er denn so rohen Herzens gewesen sein, daß er sie nur eine Sünderin hieß und alles übrige überging? Kurz die ganze Scene Luk. 7 schickt sich schlechterdings nicht, daß Maria Magdalena durch Jesus von ihren Plagegeistern frei wurde.

Endlich läßt sich auch aus dem Verhalten der Jüngerin am Grabe Jesu nur mit Gewalt schließen, daß sie eine nervöse, leidenschaftliche Frau gewesen sei, vielmehr scheinen uns alle dort erzählten Bewegungen derselben sehr natürlich. Und so steht denn in ihrer Person nicht das Bild eines jugendlichen, schwärmerischen, wenn auch noch so frommen Weibes vor uns, sondern das einer Frau in gesetztem Alter, der besonnenen, entschlossenen, thatkräftigen Führerin der galiläischen Jüngerinnen Jesu.

K. a. N. Lt.



Eine versuchte Berichtigung.

In der Anzeige der E. Junckerschen Erzählungen „Im zweiten Rang“ heißt es im Aprilheft S. 447: „Den verlornen Sohn soll nach Träbern gelüstet haben! Welche ‚Legende‘ hat denn diesen Umstand der Verf. geliefert?“ — Hierzu ist von einem theologischen Leser der Monatsschrift die Bemerkung gemacht worden, daß sich die Verf. auf Lukas 15, 16 berufen könne. —

Ich muß das entschieden bestreiten. Der verlorne Sohn war vom Hunger derart geplagt, daß er „begehrte seinen Bauch zu füllen mit Träbern“, gelüstet hat es ihn nicht nach diesem Schweinefutter. Es ist ein großer Unterschied zwischen einem nach irgend welcher Speise verlangenden Hungrigen und der „mit angenehmer Empfindung verbundenen Begierde (so definiert Weigand „Deutsches Wörterbuch“ das Wort „Gelüste“) eines Lüsternen.

Ich habe auch die Verf. nicht „mit starker Indignation“ angeklagt, daß ihr die hl. Geschichte Legende sei, ich habe nur nach der neben der hl. Schrift fließenden Quelle der „Legende“ in ironischem Tone gefragt.

28. April 1891. Otto Kraus.

Digitized by Google



Neue Schriften.

1. Politik.

— **Was für einen Kurs haben wir?** Eine politische Zeitbetrachtung von Borussen. 76 S. Preis 1 M. (Gotha, Karl Schwalbe.)

Die Broschüre ist interessant. Sie stammt offenbar aus der gegenwärtigen oder früheren Umgebung des Fürsten Bismarck (vielleicht von Lothar Bucher?) und giebt eine Kritik der politischen Haltung des deutschen Kaisers seit dem Abgang seines ersten Kanzlers. Die Kritik ist äußerst herbe. Verfasser ist der Ansicht, daß überall ein neuer Kurs eingeschlagen ist, freilich oft ein so schwankender, daß man auf der Kommandobrücke des Staatsschiffes die Richtung überhaupt verloren habe. Frankreich gegenüber wären wir kompromittiert durch verfehltes Werben um seine Gunst, Englands Wohlwollen sei durch erhebliche Opfer erkauft, aber dasselbe habe uns für immer die Wiederannäherung an Rußland verlegt; Oesterreich habe an Stelle Deutschlands die Führung im Dreibund an sich gerissen und verständige sich bereits hinter Deutschlands Rücken mit Rußland. Durch alles dies sei die Gefahr des Krieges näher gerückt. Verf. geht dann auch auf die innere Politik ein und bestreitet, daß in den letzten Amtsjahren des Fürsten Bismarck eine „Stagnation" bestanden habe. Es folgt noch Polemik gegen den deutsch-österreichischen Handelsvertrag. Endlich persönliches: „Wie der junge Kaiser sein eigener Kanzler sein wollte, so hatte er auch als König schon früh bekundet, daß er ganz besonders sein eigener Kultusminister sei. Darum hat es nicht überrascht, daß wie ein General den ersten Reichskanzler ersetzt hatte, ein gräflicher Garde-Kavallerie-Major a. D. der Nachfolger des Herrn v. Goßler wurde. Im Grunde war die Wahl, wenn schon einmal die Minister keine andere Aufgaben haben sollen, als die Vermittler und Vollzieher allerhöchster Befehle zu sein, eine sehr glückliche. Die üble Wirkung bestand nur in der Verstimmung der gesamten sachmännischen Beamtenwelt, die nicht erkennen will, wozu an sie so riesige Anforderungen in Bezug auf Kenntnisse gestellt werden, wenn der höchste Vorgesetzte solcher gänzlich ermangeln darf." — Die Broschüre ist, wie gesagt, recht lesenswert, wenn sie auch offenbar in pessimistischer Richtung übertreibt. Zunächst verlangt die Billigkeit das Zugeständnis, daß in den letzten Dienstjahren des Fürsten Bismarck allerdings ungeheuer viel stagnierte — man denke nur an den Arbeiterschutz. Aber auch nach außen hin hat sich die Lage nicht so fundamental verschoben, wie Verf. glauben machen will, speziell die Schwankungen der Stellung Rußlands zu uns zeigen doch wohl nur sehr geringe Abweichung in pejus. Im übrigen beruhen viele Ansichten des Verfassers auf Empfindung, über deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit nur die Zukunft entscheiden kann.

— **Arbeiter-Ausschüsse in der deutschen Industrie.** Gutachten, Berichte, Statuten, herausgegeben im Auftrage des Vereins für Socialpolitik von Professor Dr. Max Sering. (Leipzig, Duncker & Humblot.)

Arbeitseinstellungen und Fortbildung des Arbeitsvertrages. Berichte von E. Auerbach, W. Loß und F. Zahn im Auftrage des Vereins für Socialpolitik herausgegeben und eingeleitet von L. Brentano. (Leipzig, Duncker & Humblot.)

Der Ausschuß des Vereins für Socialpolitik hatte im Herbst 1889 beschlossen, auf die Tagesordnung seiner Generalversammlung von 1890 das Thema: „Die Arbeitseinstellungen und die Fortbildung des Arbeitsvertrages" zu setzen. Zum Referenten über dies Thema wurde Professor Brentano ernannt, der gleichzeitig den Auftrag erhielt, eine Zusammenstellung über dies Thema herauszugeben und diesen Band mit einer Abhandlung einzuleiten. Die beiden angezeigten Schriften sind in Ausführung dieses Auftrages entstanden.

Die umfangreichere Schrift ist die zweite. Außer

der einleitenden Abhandlung des Professors Brentano enthält sie längere Aufsätze: 1. über die Ordnung des Arbeitsverhältnisses in den Kohlengruben von Northumberland und Durham von Emil Auerbach, Mitglied des staatswissenschaftlichen Seminars der Universität Leipzig, 2. über das Schieds- und Einigungsverfahren in der Walzeisen- und Stahlindustrie Nord-Englands von Dr. Walther Lotz, Privatdocent und Assistent am staatswissenschaftlichen Seminar der Universiät Leipzig, 3. die Organisation der Prinzipale und Gehülfen im deutschen Buchdruckergewerbe von Friedrich Zahn, Mitglied des staatswissenschaftlichen Seminars der Universität Leipzig.

Die Abhandlung des Herrn Auerbach bezweckt, Theoretikern und Praktikern das englische gewerbliche Schieds- und Einigungsverfahren nach Form und Inhalt, Voraussetzungen und Wirkungen zu veranschaulichen. Das gleiche Ziel verfolgt der zweite Aufsatz, dessen Abfassung nach persönlichem Besuch der nordenglischen Walzeisen- und Stahlwerke erfolgt ist. Der dritte Aufsatz soll beweisen, daß die in den beiden ersten Aufsätzen vorgeführten englischen Organisationen ganz ebensogut auch auf anderem Boden möglich sind (?).

Professor Brentano ist ein unbedingter Anhänger, fast möchte man sagen begeisterter Verehrer der englischen Arbeiter- und Arbeitgeberorganisationen. Von der Uebertragung dieser englischen Einrichtungen auf deutschen Boden erhofft er eine Besiegung der Socialdemokratie. Dies ergiebt sich einmal wieder klar und deutlich sowohl aus seiner selbst geschriebenen Einleitung, als auch aus der Auswahl der von ihm aufgenommenen Abhandlungen. Das Ergebnis seiner Untersuchungen über Arbeitseinstellungen und Fortbildung des Arbeitsvertrags faßt er in folgender Weise zusammen: „Die alte polizeiliche Regelung der Arbeitsbedingungen durch die Behörden wurde beseitigt, weil sie weder mit den Bedürfnissen der Großindustriellen, noch mit der socialpolitischen Entwicklungsstufe der Arbeiterklasse vereinbar war; der darauf folgende ›freie Arbeitsvertrag‹ zwischen dem vereinzelten Arbeiter und dem Arbeitgeber hat sich als eine Unwahrheit gezeigt, und gemeingefährliche Mißstände sind die Folge davon gewesen, daß die rechtliche Ordnung mit den Bedürfnissen des wirklichen Lebens nicht übereinstimmte; da hat das Leben sich selbst geholfen: aus seinem Bedürfnisse hat sich eine Neuordnung des Arbeitsvertrags herausgebildet: statt in einer angeblichen Vereinbarung zwischen dem vereinzelten Arbeitgeber und Arbeiter werden die Arbeitsbedingungen nunmehr in wirklicher Vereinbarung zwischen der Organisation der Arbeitgeber und der Organisation der Arbeiter festgestellt; damit erhält sowohl der Arbeiter den Einfluß beim Abschluß des Arbeitsvertrags, als auch der Arbeitgeber die Sicherheit für Innehaltung desselben, die sie beim ›freien Arbeitsvertrage‹ zwischen Individuen entbehrten. Nun erst ist die Freiheit des Arbeitsvertrags keine Phrase mehr; wo diese, der Natur der Arbeit entsprechende Vertragsordnung durchgeführt ist, ist die Gefahr, wenn nicht ganz beseitigt, so doch unendlich gemildert, daß jede Geschäftsdifferenz zwischen Arbeitskäufer und Arbeitsverkäufer eine Ausdehnung annehmen, welche das gesamte wirtschaftliche und politische Leben in Mitleidenschaft zieht." Diese Vertragsordnung beruht aber auf dem Vorhandensein zweier großer Organisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Mit Recht betont Professor Brentano, daß solche Organisationen sich nicht von oben herab dekretieren, sondern von Arbeitern wie Arbeitgebern erlebt sein müßten; mit anderen Worten: sie müßten wachsen. Daß dies bisher so wenig in Deutschland geschehen, daß die Arbeiter sich lieber in socialrevolutionären Verbänden, als in gewerkschaftlichen, die nur die wirtschaftliche und sittliche Hebung ihres Standes bezweckten, vereinigten, das soll nach seiner Meinung, die aber sicherlich falsch ist, wesentlich in dem verkehrten Verhalten der unteren Verwaltungsbehörden, der Presse und des Publikums liegen, die jeden Arbeiter, der nach besseren Arbeitsbedingungen strebe und deswegen die Arbeit einstelle, als Rebellen ansehe, und an dem „drakonischen Socialistengesetz". Daß dies Gesetz drakonisch gewesen, hört man zwar recht oft in socialdemokratischen Versammlungen. Ein Professor sollte eine derartige Phrase, die für eine Tendenzschrift paßt, aber nicht für eine wissenschaftliche Abhandlung, nicht gebrauchen. Das Gesetz war zu gummiartig, aber nicht zu scharf. Daß Gewerkschaftsvereinigungen nicht socialdemokratischer Tendenz trotz des Socialistengesetzes bestehen konnten, beweist der Verband deutscher Buchdruckergehülfen. Derselbe ist zwar manchen Untersuchungen ausgesetzt gewesen, hat recht viele Unbequemlichkeit und Unannehmlichkeit gehabt, aber bei Bestand geblieben ist er doch.

„Nein," so schreibt Professor Brentano, „nicht in der Verschiedenheit der Rasse und anderer allgemeiner ethnographischer und historischer Bedingungen liegt der Grund der Verschiedenheit zwischen der deutschen und der englischen Arbeiterschaft. Es liegt in der verschiedenen Art und Weise, wie sie behandelt werden. In England steht die Regierung heute allen Arbeitsstreitigkeiten mit peinlicher Neutralität gegenüber und gestattet den Interessenten die unbeschränkte Verfolgung ihrer Interessen, solange sie nicht zu Gewaltthätigkeiten schreiten. Es ist auch dort nicht immer so gewesen, und als es nicht so war, waren die Arbeitermassen Chartisten und lehnten sich auf gegen Gesellschaft und Staat; seitdem der Staat seine Stellung geändert hat, sind sie gute Staatsbürger geworden, aber allerdings kommt es zu Interessenkonflikten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern. Bei uns haben die Arbeitgeber es verstanden, den Staat bisher in den Bahnen zu erhalten, die er in England verlassen hat, um die Arbeiter in der Verfolgung ihrer Interessen mit staatlichen Mitteln zu hindern; bei uns stehen die Arbeitermassen daher noch wie die alten Chartisten gegen Gesellschaft und Staat. Dort sind aus jenen Konflikten in naturgemäßer Entwicklung friedliche Ordnungen hervorgegangen; bei uns fühlt der Arbeiter sich als Rebell." Also wie wir oben sagten: In Deutschland hat nur der Staat und seine Behörden durch sein thörichtes

Verhalten die Socialdemokratie großgezogen. Solche Behauptungen werden doch wohl kaum irgendwo Glauben finden. Die wesentlichsten Unterschiede aber zwischen unserer und der englischen Arbeiterbewegung übersieht der Herr Professor oder schlägt ihre Bedeutung ganz gering an. Als die Engländer in die Arbeiterbewegung eintraten, hatten sie nicht das allgemeine Wahlrecht. Sie führten den Kampf nicht aus politischen, sondern nur aus wirtschaftlichen Gründen. In der Erbitterung des Kampfes konnte es zu Ausschreitungen kommen, aber dies waren Ausnahmen. Die wirtschaftlichen Forderungen blieben das Ziel. Die Arbeiterführer gaben das Friedenszeichen, sobald das wirtschaftliche Ziel erreicht war. Anders bei uns. Wir sind mit dem allgemeinen Wahlrecht in die Arbeiterbewegung eingetreten. Dieselbe ist bei uns nicht eine wirtschaftliche, sondern eine politische und religiöse in erster Linie. Die Führer der Socialdemokraten wollen nicht so sehr die Besserung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiter, als die politische Macht des Proletariats. Die wirtschaftlichen Forderungen sind nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Das Ziel ist, wie Marx sagt, „die revolutionäre Diktatur des Proletariats". Wenn der Staat diesem Kampf, wie Brentano es will, mit verschränktem Arm zusehen wollte, vergäße er gröblich seine Pflicht. Ein weiterer Unterschied: Die englischen Arbeiter, und gerade die intelligentesten, sind zum großen Teil von religiösen Ideen erfüllt, die deutschen sind materialistisch oder stumpfsinnig. Weiter: Die Brentanoschen Organisationen setzen auf der einen Seite große Arbeitermassen voraus, auf der anderen nur große Fabriken und Großkapital. So weit sind wir, Gott sei Dank, bei uns im allgemeinen noch nicht. Zwischen diesen stehen noch zahllose kleinere und mittlere Betriebe, sowohl in der Industrie, wie im Handwerk. Diese müssen alle erst erschlagen und vom Großkapital aufgesaugt werden, ehe die Brentanoschen Organisationen in Kraft treten können. Brentano spricht dies nicht offen aus, wohl aber sein Schüler Friedrich Zahn in der Organisation der Prinzipale und Gehülfen im deutschen Buchdruckergewerbe. Dort schreibt er auf Seite 466: „Was dem Buchdruckergewerbe not thäte, wäre, daß ein paar große Kaufleute mit weitem Blick und rücksichtsloser Geschäftsenergie, ähnlich wie in anderen deutschen Industrieen, in demselben erständen, die ungesunden Betriebe lahm legten und durch eine Anpassung der Produktionsverhältnisse an den Bedarf die wirtschaftlichen Grundlagen schafften, auf denen auch gesunde Arbeiterverhältnisse zur Möglichkeit würden." Ungesund aber sind nach ihm alle „mittleren und kleinen Betriebe". „Die sociale Frage im Buchdruckergewerbe ist heute eigentlich eine Frage zwischen Großbetrieb und Kleinbetrieb. Möge der erstere bald als Sieger hervorgehen und mögen dann stark organisierte und in guten Verhältnissen befindliche Gehülfen an die Stelle verkommender Kleingewerbetreibender treten!" So schließt er.

Wir wünschen den Sieg des Großkapitals auf diesem Gebiet nicht, nicht nur nicht wegen unserer von Herrn Zahn verspotteten „romantischen Vorliebe für alle mittleren und kleinen Betriebe", sondern auch aus einem sehr praktischen Grunde, nämlich dem, den Verlag konservativer Zeitschriften, Zeitungen und Bücher zu erhalten. Das Großkapital ist wesentlich in den Händen der Juden und Liberalen. Verfügen diese erst, sei es in Gestalt von Einzelunternehmungen, sei es in der Gestalt von Aktiengesellschaften, über alle Buchdruckereien, dann heißt es für uns und die gesammte konservative Presse: „Ade Welt!" Es ist aber dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und so wird es mit diesem Vernichtungswunsch des wohl noch etwas jugendlich ungestümen Herrn Zahn noch einige Weile haben. Eine derartige tendenziöse Streitschrift für die eine Partei der Buchdruckerprinzipale und Gehülfen gegen die andere hätte aber in eine wissenschaftliche Sammlung nicht ohne erhebliche Aenderungen aufgenommen werden sollen. Sie erweckt den Verdacht, daß auch die übrigen Arbeiten von einem vorher genommenen Parteistandpunkt aus geschrieben sind. Weil dieselben englische Verhältnisse behandeln, so entziehen sie sich der Prüfung.

Im erfreulichen Gegensatz zu der Zahnschen Abhandlung macht der von Professor Dr. Max Sering herausgegebene Band „Arbeiter-Ausschüsse in der deutschen Industrie" den Eindruck vollendetster Objektivität und Ruhe und wirken seine Darlegungen darum auch überzeugend. Auch hier handelt es sich noch um einen Anfang, auch hier platzen die Interessengegensätze scharf auseinander. Aber Sering läßt die widersprechenden Meinungen ruhig zu Worte kommen, bringt die ihm zugegangenen Berichte, Erachten, Resolutionen nach einander zum Abdruck. So erreicht er es, daß, wer unbefangen sein Buch liest, den Eindruck gewinnt: Die Arbeiterausschüsse sind etwas Greifbares, entsprechen den beiderseitigen Interessen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, schmiegen sich den gegebenen Verhältnissen an, passen sowohl für kleinere wie für große Betriebe, während die Brentanoschen Organisationen Zukunftsmusik und nur über Leichen möglich sind. Die Beteiligung der Arbeiterausschüsse an der Verwaltung der Werke beschränkt sich auf die nächsten Interessenkreise der Arbeiterschaft, z. B. die Regelung des Arbeitsverhältnisses, die Wohlfahrtseinrichtungen, die Handhabung der Disziplin, die Ausbildung der jugendlichen Arbeiter. Damit sind ihrer Kompetenz nur Dinge zugewiesen, welche ihrem Verständnis nahe liegen, ihren Kenntnissen und Fähigkeiten entsprechen. Es ist eine alte Erfahrung, daß in allen den Dingen, die ein Mann versteht, gut mit ihm zu verhandeln ist, er Vorschlägen zugänglich ist und das Mögliche von dem Unmöglichen zu unterscheiden weiß. Das Aufstellen unerfüllbarer Forderungen, das in die nebelhafte Ferne schweifen beginnt immer erst da, wo das Verständnis aufhört, und der Wunsch allein, nicht der Verstand die Forderungen regiert. Auch die Arbeiterausschüsse setzen Opferwilligkeit der Arbeitgeber voraus, sind nur da möglich oder werden wenigstens nur da segensreich wirken, wo

Digitized by Google

der Arbeitgeber nicht lediglich allein „Profit“ machen will. Aber sie geben einem Arbeitgeber, der seine Stellung als ein verantwortungsvolles Amt ansieht, die Möglichkeit, sich mit seiner Arbeiterschaft auf einem Gebiet, das ihnen beiden gleich nahe liegt, zu verständigen, Fühlung mit ihnen zu gewinnen und eine Brücke zu schlagen über die nach socialdemokratischer Lehre unüberbrückbare Kluft zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. tz.

— Vorstehende Besprechung war bereits niedergeschrieben, als Referenten weiter zur Anzeige zugingen: „Verhandlungen der am 26. und 27. September 1890 in Frankfurt a. M. abgehaltenen Generalversammlung des Vereins für Socialpolitik über die Reform der Landgemeindeordnung in Preußen und über Arbeitseinstellungen und die Fortbildung des Arbeitsvertrags. Auf Grund der stenographischen Niederschrift herausgegeben vom Ständigen Ausschuß.“ (Leipzig, Duncker u. Humblot.)

Die Verhandlungen des Vereins über die Reform der preußischen Landgemeindeordnung sind inzwischen durch die Beschlüsse der gesetzgebenden Körperschaften Preußens gegenstandslos geworden.

Bezüglich des zweiten zur Verhandlung stehenden Gegenstandes der Tagesordnung, der eine umfangreiche eingehende Debatte veranlaßt hat, haben wie unser oben niedergelegtes Urteil nur bestätigt gefunden. Dem Professor Brentano, der seine Ansicht mit Wärme und Begeisterung vertreten, und dem in Professor Munro aus Manchester ein gewichtiger Beistand erwachsen, trat eine starke Gegnerschaft, namentlich aus den Praktikern, den Fabrikanten, entgegen. Aber auch Theoretiker, wie Professor Schmoller, widersprachen ihm mit Entschiedenheit. Unserer Meinung nach liegt der Hauptfehler der Brentanoschen Schule und ihrer Häupter darin, daß sie die Arbeiterverhältnisse nicht so sehen, wie sie sind, sondern so, wie sie möchten, daß sie wären, und daß sie aus Verhältnissen einelner Städte und einzelner Gewerke unrichtige Verallgemeinerungen machen. Ein Beispiel für die erstere Behauptung: Eine der Hauptforderungen Brentanos ist, daß dem natürlichen Wachstum der Fachvereine keine Hindernisse in den Weg gelegt würden, daß ihnen Versammlungs- und Vereinsfreiheit, ja Korporationsrechte verliehen würden.“ Auf den ihm gemachten Einwurf, ob er auch socialdemokratischen Fachvereinen Korporationsrechte verleihen wolle, erwidert er: „Wenn unter einem socialdemokratischen Fachverein ein Verein verstanden wird, der, statt die konkreten Berufsinteressen der Fachgenossen wahrzunehmen, lediglich socialdemokratische Propaganda treibt, selbstverständlich nicht, denn ein solcher Verein wäre kein Fachverein; wenn dagegen ein socialdemokratischer Fachverein nichts anderes heißen soll, als ein Fachverein, zu dem Socialdemokraten gehören, so sage ich unbedingt ja.“ Hiermit würden wir uns wohl einverstanden erklären können, wenn gleichzeitig diejenigen Fachvereine, welche socialdemokratische Propaganda betreiben, unterdrückt werden könnten. Wir glauben, daß von den zahllosen Fachvereinen, die wie Pilze aus der Erde schießen, nicht nur in den großen Städten, sondern auch in den kleinsten Landstädtchen, ja die bereits auf das Land hinausgetragen werden, nicht gar zu viele übrig bleiben würden. Diese Fachvereine auf dem Lande und in den kleineren Städten gehen nicht aus den Bedürfnissen der Handwerker und Handarbeiter hervor, sondern sind fast immer nur Schöpfungen socialdemokratischer Agitatoren der Großstädte. Referent lebt in einem deutschen Staate, dessen Vereinsgesetzgebung die Unterdrückung jedes politischen Vereins ermöglicht. Die Landespolizeibehörde glaubt aber die Fachvereine als unpolitische gewerkschaftliche Vereine ansehen zu sollen. Infolgedessen besuchten in den den letzten Reichstagswahlen unmittelbar vorangehenden Monaten Agitatoren aus Berlin und Hamburg auch das kleinste Landstädtchen und gründeten Fachvereine. Die Folge davon war ein ganz ungemeines Anwachsen der socialdemokratischen Stimmen bei der Reichstagswahl. Nach der Wahl ist ein Stillstand in der Fachvereinsbewegung eingetreten. Sie hat ihre Schuldigkeit bei der Wahl genügend gethan. Sie wird wieder anschwellen, sobald die Wahl herannaht. Also nicht gewerkschaftlichen, wie Brentano meint, sondern lediglich politischen Zwecken dient diese Bewegung.

Die Verhandlungen des Vereins für Socialpolitik haben mitten hineingeführt in den Brennpunkt der socialen Frage. Welchen Standpunkt man auch immer einnehmen mag, ob man den von uns bekämpften Standpunkt teilt oder nicht, man wird reiche Belehrung und Anregung aus diesen Debatten empfangen. tz.

— Bismarck und Rothschild. Von Max Bewer. (Dresden, Glöß.) Pr. M. 0,50.

Wieder eine Flugschrift des fruchtbaren politischen Broschürenschreibers, originell und lustig zu lesen, wenn auch schlechterdings nicht zu rezensieren, da sie aus lauter „Aperçus“ besteht, von denen ein Drittel richtig, ein zweites Drittel falsch ist, während das letzte Drittel sich aus halbwahren Paradoxen zusammensetzt. Die Verhimmelung Bismarcks grenzt hier und da ans Alberne, dagegen sind der Antisemitismus Bewers und seine Gegnerschaft gegen den österreichischen Handelsvertrag sehr zu loben. Aber verfehlt ist der Versuch, Bismarck zum Antisemiten zu machen. Gerade während seiner Machtzeit hat der Fürst die Juden leider nie bekämpft, sondern ängstlich vermieden, sie sich zu Feinden zu machen, ja gelegentlich ihnen goldene Brücken gebaut.

Zweck der kleinen Schrift ist übrigens wesentlich, daß Verf. sich auch als Verfasser der Broschüre „Der Untergang Oesterreichs“ bekennt. „Die Schrift“ — sagt er — „ist in Gedanken und Worten mein persönliches Eigentum. Ich habe sie geschrieben und würde sie noch einmal schreiben, wenn sie noch nicht geschrieben wäre. Sie ist verfaßt in Wahrung berechtigter Interessen. Jeder, dem es ein unheimliches Gefühl ist, daß seit Jahr und Tag der staatsmännische Rat eines Bismarck

für überflüssig, für lästig, für taktlos, für altweiberlich erklärt wurde, muß den entschlossenen Gedanken fassen, seine politischen Interessen selbständig zu vertreten, wenn er des Wortes oder der Feder mächtig ist. Wenn Kaiser Wilhelm II. im Widerspruch zu seinem früheren Lehrer, dem ausgezeichneten Geschichtsforscher Professor Dr. Maurenbrecher in Leipzig, ausdrücklich erklärt, daß des neuen Reiches Herrlichkeit nicht „Parlamentsbeschlüssen", sondern den Soldaten und nur den Soldaten zu danken sei, so muß erwidert werden, daß gerade diese Rede des Kaisers die Notwendigkeit für ein öffentliches Aufwerfen diplomatischer Fragen bezeugt. Im Volksgefühl hat immer und mit vollem Recht Bismarck als ein höherer Staatswert gegolten, als Moltke. Das Heer ist ein völlig neutrales Instrument, das, je nachdem es von staatsmännischen Händen aufgezogen wird, Siegesoder Trauermärsche blasen wird. Moltke verhält sich zu Bismarck wie ein tüchtiger Erdarbeiter zu einem klugen Ingenieur. Der Ingenieur weist den Platz an, wann und wo mit der militärischen Blutschaufel das nationale Gold zu graben ist; wählt er eine unglückliche politische Witterungszeit oder ein unglückseliges Kriegsterrain, so kann es sein, daß auch das tapferste Heer wie ein morscher Schaufelstiel zerbricht. Vom Heer Friedrich des Großen blieben bei Jena kaum zwei Gefreitenknöpfe bei einander. Ein Staatsmann Bismarckscher Art schuf dem verzweifelnden König ein neues, ebenso wie Bismarck selbst fünfzig Jahre später dem abdankungsbereiten Wilhelm I. durch „Parlamentsbeschlüsse" noch im letzten Konflikts-Augenblick ein Heer geschaffen hat, mit welchem die Kaiserkrone errungen wurde, welche Wilhelm II. heute so fest und stolz auf dem Scheitel trägt. Wenn nun die militärisch-robuste Kraft des Volkes aus kaiserlichem Munde in ihrer Bedeutung für das gesamte deutsche Staats- und Kulturleben mit besonderer Betonung hervorgehoben wird, so rechtfertigt sich von selbst jeder Versuch, der staatsmännisch-geistigen Kraft des Volkes das ihr gebührende Uebergewicht in der öffentlichen Diskussion zurück zu gewinnen." — Und weiter: „Der Gedanke an einen russisch-französischen Krieg darf in Deutschland nicht populär, ja er muß mit Eifer zurückgewiesen werden, so lange der deutsche Hausfrieden, wenn auch mit allmählicher Loslösung von Oesterreich durch die Staatskunst gewahrt bleiben kann. Eine cooperierende Gemeinschaft Deutschlands mit Rußland und Italien befreit Deutschland von jeder akuten Kriegsgefahr und diese Loslösung Deutschlands von der österreichischen „Freundschaft" ist trotz des ungarischen Gezeters völlig berechtigt und spruchreif, so lange das verjudete Oesterreich antirussisch gezückte Säbel in Deutschland benutzt, sich aus der Haut der deutschen Bauern wirtschaftliche Riemen zu schneiden. Oesterreich, welches zehn Jahre lang, wie mir Fürst Bismarck selbst sagte, mit seinen Getreidespekulationen mit kalter Konsequenz von ihm abgewiesen wurde, hätte den Amtsantritt des Herrn v. Caprivi nicht sofort benutzen dürfen, um antibismarckische Pläne ins Werk zu setzen, wenn ihm der von Bismarck geschaffene Dreibund thatsächlich wertvoller ist, als das materiellste Judeninteresse. Aber es scheint, daß in Oesterreich Rothschilds Geldbeutel schwerer wiegt, als politisch-sittliche Erwägungen. Gerade so wie der Pariser Rothschild dem Zaren eine russische Anleihe verweigern konnte, ebenso kann der Wiener Rothschild die österreichische Diplomatie über Bismarcksche Traditionen hinweg in unübersehbare Verlegenheiten drängen. Die shrapnelartige Treffwirkung der Broschüre „Der Untergang Oesterreichs" beweist am besten, daß es ein Etwas gab, auf das geschossen werden mußte und das getroffen werden konnte. Der ungarische Getreidejude, oder wenn man will, der „heimliche Kaiser" in Österreich, Herr Rothschild, war es, der die volle Schrotladung meiner Broschüre in den Hals bekam, und der sofort mit falschem, jüdischem Instinkt die Friedrichsruher Richtung heraus fand, in welche er mit Erfolg durch die Budapester Judenpresse Feuer und Flamme zu spucken hoffte; Rothschild contra Bismarck."

2. Kirche und Schule.

— Christenglaube im Bunde mit der Naturwissenschaft. Von einem Laien. (Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn [Appelhans & Pfennigstorff].) 1891. 76 S.

Der alte, schon so oft mißglückte Versuch, den Christenglauben mit der modernen Wissenschaft zu versöhnen und durch den Bund beider das Menschengeschlecht zu irdischer Glückseligkeit zu führen. Vom Boden der modernen Weltanschauung aus, der Darwin als erster Prophet gilt, verbreitet sich Verfasser über die Grenzen des Naturerkennens, den Glauben an Gott und die Erlösung des Menschengeschlechtes in rationalistischem Sinn und Geist, um mit dem bekannten Geständnis: „Ignorabimus" zu enden. Verfasser bekennt, daß aus der modernen Weltanschauung, wie sie aus der rein empirischen Methode der Naturwissenschaft sich darstellt, für die Erklärung der Welt, geschweige denn das Jenseits, nichts gewonnen sei, als die negative Einsicht, daß wir über die eigentliche Natur des Raumes und der Zeit, über die tiefsten Ursachen der Weltentwicklung nichts aussagen können, und diese Grundursachen uns durch einen undurchdringlichen Schleier verborgen sind und bleiben. „Und doch sehnt sich der Mensch im Innersten seiner Seele nach dem vollständigen Erkennen seiner selbst und der Dinge um ihn; er sucht nach einem einheitlichen Centrum, von dem aus alles zu erklären, alles zu nehmen, alles zu hoffen ist, welches ihm selbst in jeder Stunde und Lage des Lebens sichere Ruhe und inneren Frieden gewähren kann: er sehnt sich mit einem Worte nach Gott." Und diese Sehnsucht sei dem Menschen gestillt worden durch die Erscheinung Jesu Christi, der gerade den Gott geoffenbart, den die Seele verlangt. Aber in Rätsel hüllt sich die Welt um uns ein, ein Rätsel sei auch der unendliche, ewig erhabene Gott; rätselhaft auch die Erscheinung Jesu Christi in zahlreichen Punkten, rätselhaft auch seine Einwirkung auf die Jünger

Digitized by Google

nach seinem Tode. Rätselhaft ist dem Verfasser auch das Wunder der Erlösung, das er sich in natürlicher, „wissenschaftlicher" Weise zu erklären sucht. „Genügen kann uns nur die Hingabe unserer Person an eine andere, größere, erhabenere Person. Die finden wir in Gott und in Christo; nicht in der Lehre über sie, in ihnen selbst suchen und finden wir Frieden." Das letztere ist ja an sich richtig, nur nicht so, wie der Verfasser es meint. Und wenn ihn über die „unfruchtbaren Versuche", das dogmatische Christentum und die moderne Naturwissenschaft miteinander zu versöhnen, „ein Gefühl hoher Freude" durchglüht, und wenn er bemerkt zu haben glaubt, „wie eben diese Wissenschaft im Bunde mit dem Christentum frisches und warmes Leben in die matt und kalt gewordenen Herzen kann einströmen lassen —" so wollen wir ihm diese Freude lassen, wenn wir sie auch nicht zu teilen vermögen; denn das dogmatische Christentum hat nie den Versuch gemacht und kann ihn nicht machen, sich mit der modernen Naturwissenschaft, wenn sie nicht auf positiv christlichem Boden steht und von christlichen Voraussetzungen ausgeht, zu versöhnen — und daß das Christentum die moderne Naturwissenschaft nötig hätte, um frisches und warmes Leben in die matt und kalt gewordenen Herzen einströmen zu lassen, können wir auch nicht zugeben. Thatsächlich haben wir auch davon noch nichts bemerkt. Das „dogmatische" Christentum besitzt die Kraft in sich selbst und für sich allein, die Menschen zu Gott und zu zeitlicher und ewiger Glückseligkeit zu führen, und bedarf dazu schlechterdings keiner Hülfe. —s.

— Was ist Glück? oder Entwurf einer rationellen Apologie des Christentums von Ad. Schäffer, Dr. theol. und geistlichem Inspektor in Colmar. Deutsche vom Verfasser autorisierte Ausgabe. (Gotha, Fr. Andr. Perthes [Emil Perthes].) 5 M.

Dies französische Werk berührt sich in merkwürdiger Weise mit dem Drummondschen: Das Beste in der Welt. Das Beste in der Welt muß ja eben das wahre Glück des Menschen ausmachen. Die Frage nach dem wahren Glück ruht tief in der Seele der Menschheit. Sie wird darum auch immer von neuem wieder aufgeworfen. Auch in unseren Tagen scheiden sich die Geister an ihr. Die ganze socialdemokratische Bewegung mit ihren unmöglichen Zukunft-Idealen — was ist sie anders, als ein Versuch, die Lösung auf die Erde herabzuziehen und sie innerhalb des diesseitigen Lebens zu finden? Andererseits: gelänge es, für alle den Beweis zu liefern, daß das Christentum das wahre Glück sei, so wäre das die beste Apologie des Christentums, denn es wäre der Sieg des Christentums. Der Beweis ist freilich unmöglich. Er müßte die Gnade völlig in die Natur herabziehen. Und das widerstreitet dem Christentum. Doch wird, glaube ich, der Franzose den Engländer nicht einholen in der Zahl der Ausgaben. Er nimmt es ernster, tiefer, er fordert seinen Lesern mehr ab. Aber das Resultat ist wesentlich das gleiche. Dort: das Beste in der Welt ist die Liebe, hier: das Glück ist die Güte, die Liebe. Wir übergehen das Vorwort von Schäffer; dasselbe bringt eine Reihe von Urteilen französischer Geistesheroen über das Buch; die Gesellschaft ist sehr gemischt — Montalembert und Victor Hugo! Ich glaube, in Deutschland wäre es nicht gut möglich, sich in eine solche gemischte Gesellschaft zu begeben, aber der französische Esprit hat größere Macht, als der deutsche Geist, ich denke: nicht gerade zu unserm Nachteil. Das Ziel ist: das Leben mit der Güte, mit der Liebe zu erfüllen, zu durchdringen. Dann wäre das Glück da! Aber die Mittel? Natur, Kunst und Wissenschaft, Selbstprüfung, Freunde, Bücher, sie geben ihre Beiträge, die Hauptsache ist Jesus Christus. So wahr das ist, fällt doch Schäffer in denselben Fehler, wie Drummond. Jesus Christus ist ihm wesentlich Lehrer, Vorbild. So entsteht aber eine Lücke. Ein neues Gesetz, ein neues du sollst! kommt zuletzt auf das hinaus: aus eigner Kraft. Das ist freilich ein Evangelium der Gegenwart, aber nicht das Evangelium Christi, es ist ein verfeinerter, versteckter Naturalismus. Wenn Drummond in tausend und aber tausend Exemplaren gelesen, geliebt, verehrt wird, so beruhigt mich dabei, daß die meisten, welche ihn lesen, an Jesum Christum ihren Heiland glauben und aus dem Schatz ihres Glaubens ergänzen, was dort fehlt, ohne es zu gewahren, daß es fehlt. Schäffer geht weiter als Drummond. Aber auf die entscheidende Frage: Wie komme ich zur Güte, zur Liebe, die mein Glück ausmachen soll? giebt auch er keine klare, gewisse Antwort. Immerhin, das Buch ist ernst gemeint, geistvoll geschrieben, so mag es ja mit seiner Antwort auf die Frage: Was ist das Glück? — sein Glück auf deutschem Boden versuchen. D.

— Von P. Kaiser, Früher in Stockholm, jetzt an St. Matthäi in Leipzig, liegen zwei Predigtsammlungen vor, beide bei Schloeßmann in Gotha erschienen. Die erste: Für Zeit und Ewigkeit, tritt schon in dritter Auflage einher (6 M.). Sie hat sich also schon eine Stelle in der deutschen Predigtlitteratur erobert; denn Predigten und dritte Auflage, das ist in unserer Zeit selbst schon eine Empfehlung, die kaum noch einer Nachhilfe bedarf. Der Zug der heutigen Predigt geht ja dahin, das Wort Gottes ins Leben einzuführen. Der Zug selbst ist ein ganz richtiger. Es nützt wenig, Sonntag für Sonntag schriftmäßige und etwa auch lehrreiche Predigten zu halten, wenn der Auslegung und Lehre die Anwendung fehlt. Dieser Typus gilt für veraltet und ist im Verschwinden. Gewiß hat das Wort Gottes seine innerliche Kraft und Wirkung und übt sie auch, aber das Predigtamt ist von Gott verordnet, daß es das ewig gleiche Wort ins Leben hineintrage und dort Frucht bringen lasse, und das Amt beschädigt die Predigt, wenn es diese Aufgabe hintansetzt. Freilich, die Einführung ins Leben hat nun ihre Gefahren für die Predigt, sie kann recht maßlos, taktlos, geschmacklos werden. Kaiser hält sich davon frei. Sein Stand ist im Worte Gottes. Dies Wort reicht ihm das Kirchenjahr dar, nicht die Perikopen. Er sucht Auslegung

Digitized by Google

und Anwendung in gesunder Weise zu vereinigen, etwas vielleicht zu Gunsten der Anwendung. In der Form folgt er der überkommenen Sitte. Er hat eine ordentliche Einleitung, Thema-Teile. Die neue Form, von der so viel geredet wird, ist ja auch einstweilen noch unausgeboren, jedenfalls noch nicht bewährt. Man thut nicht wohl, altes, gutes wegzuwerfen, ehe man neues, das auch gutes ist, an die Stelle setzen kann. Die Ausführung geht in Herz, Haus und Leben hinein, sie verschmäht das Lied und die Geschichte nicht und läßt es in ihrer warmen anfassenden Art wohl verstehen, daß diese Predigten Hörer und Leser finden, welche aus ihnen lernen, was für Zeit und Ewigkeit zum Seligwerden gut ist. Eigenartig ist die zweite Sammlung: **Von Kind auf**, christliche Reden an die liebe Jugend. Erstes Heft (80 Pf.). Fünf Hefte sind in Aussicht genommen, die im Laufe des Kirchenjahres erscheinen sollen. Kinderpredigten, so darf man diese Reden wohl nennen, sind auch früher schon gehalten, in neuerer Zeit haben Tiesmeyer und Zauleck eine Sammlung herausgegeben, und Gleiß hat solche von Decoppel übersetzt. Ein früheres Geschlecht hatte in der kirchlichen Katechese oder Kinderlehre eine Stätte, wo die Kirche für die heranwachsende Jugend gottesdienstlich sorgen konnte. Die Form besteht wohl noch in manchen Landeskirchen, aber sie leistet nicht mehr das, was sie soll, darum hat man nach neuen Formen gesucht und eine solche im Kinder-Gottesdienst, in der Sonntagsschule gefunden. Auf die Frage, ob diese Entwicklung gerade die richtige, die gesunde ist, will ich hier nicht weiter eingehen. Für erwünscht würde ich eine Vereinigung von Predigt und Katechese halten, wobei ich aber ausdrücklich hervorheben möchte, daß die Kinder von einer gewissen Stufe an zur Teilnahme am Gottesdienst anzuleiten sind, und daß diese Teilnahme gar nicht so ungesegnet ist, wie man oft aussprechen hört. Nun, Kaiser giebt uns Predigten für die Kleinen. Er schließt sich dabei dem Kirchenjahr an, aber in einer sehr freien Weise. Das erste Heft, welches von Advent beginnt, nimmt seine Texte meist aus der Kindheitsgeschichte des Herrn. Der Ton ist glücklich getroffen. Für das Kindesgemüt kommt ja darauf besonders viel an, daß das Gotteswort ihm auch verständlich werde, es auch innerlich erfassen könne, und das ist eine Gabe, die nicht jedermann gegeben ist. Aber dem Pastor Kaiser ist sie gegeben, und so darf man wohl mit gutem Vertrauen den folgenden Heften dieser Predigten für die kleinen Majestäten der Erde entgegensehen. D.

— **Theologie.**

Die Aufgabe der christlichen Theologie wird es auch in der Gegenwart sein, immer wieder in gründlicher selbständiger Darstellung das Leben und die Person Christi in wissenschaftlicher Form zu entwickeln. Wir haben schon eine Reihe trefflicher Versuche. Ihnen hat sich neuerdings angereiht ein weit angelegtes Werk, von dem uns des ersten Bandes erste Hälfte vorliegt: **Geschichte der neutestamentlichen Offenbarung** von **C. L. Nösgen**, Prof. in Rostock. (München 1891, C. H. Beck. 322 S.) Der uns vorliegende starke Band bringt außer der Einleitung bisher nur die erste Periode der Wirksamkeit Christi, die ihn als den „Erfüller des alten Bundes“ erscheinen läßt. Eine gewisse Sorte von „Wissenschaft“ wird selbstredend höhnisch über Nösgens Buch hinweggehen, weil er im 2. Abschnitt „die Quellen der neutestamentlichen Offenbarung“ im großen und ganzen intakt läßt und für wirkliche Geschichtsquellen ansieht, wie es die Kirche bisher gethan hat. Wer sich dieses Umstandes freut, der wird mit Interesse und Gewinn die sorgfältige Arbeit studieren. Die wirkliche Errungenschaft der neueren Wissenschaft, nämlich die wahrhaft historische Auffassung der mit der neutestamentlichen Offenbarung zusammenhängenden Personen und Verhältnisse, hält auch Nösgen fest. (Vgl. seine Aussprache darüber S. 8.) Eigentümlich sind dem Werke die Forderungen in Bezug auf die theol. Disciplin der biblischen Theologie, und ferner die in Kap. 3 gegebene Darstellung des „wissenschaftlichen Ausgangspunktes der Darstellung der Geschichte Jesu Christi“, vermöge deren er die Geschichte Jesu mit der Taufe beginnen läßt, weil damit erst die Geschichte der „Offenbarung“ beginnt, so daß Johannes der Täufer, das Leben Jesu in den ersten 30 Jahren, sowie die Abschnitte über Jesu Selbstbewußtsein, seinen Plan und die Chronologie seines Lebens in die Einleitung verwiesen werden. Der Abschnitt über das Selbstbewußtsein ist nicht ohne feine Bemerkungen, denen man mit Interesse folgt, auch da, wo man vielleicht nicht zustimmt; er geht dabei von dem Worte Jesu bei seiner Taufe (Matth. 3, 15) aus. Die Litteratur, besonders die neueste, ist reichlich angegeben, unter der älteren vermisse ich die Arbeiten Herders, die besonders auf S. 84 Anm. 2 u. 3 nicht hätten fehlen sollen. Die Arbeit Nösgens wird von niemand, sei es Freund oder Feind, fürderhin übersehen werden können, der sich wissenschaftlich mit dem Inhalt des Neuen Testaments beschäftigt.

Mit dem Werke Jesu Christi, das ja aber von seiner Person gar nicht getrennt gedacht werden kann, hat es Lic. Dr. **E. Kühl** zu thun in seiner Schrift: „**Die Heilsbedeutung des Todes Christi**, eine bibl.-theol. Untersuchung.“ (Berlin, 1890. W. Hertz. 4 M.) Der Verf., a. o. Prof. der Theologie zu Breslau, hat sich zuerst vorteilhaft in der wissenschaftlichen Welt eingeführt durch eine umsichtige Arbeit aus dem Gebiet der Pastoralbriefe. Auch in dem vorliegenden Werke geht er mit vorsichtiger Gründlichkeit seinen Weg, der kurz gesagt darin besteht, an den einzelnen Begriffen der Versöhnungslehre der altkirchlichen Dogmatik: Strafgerechtigkeit, Zorn, Sühnopfer ꝛc. die Einseitigkeit dieser ganzen Formulierung und den Mangel ihrer Uebereinstimmung mit den Aussagen der hl. Schrift nachzuweisen. Wir glauben dabei nun aber doch, daß Kühl selbst wieder jene Formulierungen einseitig beurteilt. Wir sind davon überzeugt, daß sie mangelhaft sind, daß die Theologie der Gegenwart die Heilslehre weiter zu fördern hat, als es das 17. Jahrhundert gethan hat (der ganze Prozeß wurde zu sachlich, zu wenig persönlich erfaßt), — aber mit dem Urteil Kühls:

Digitized by Google

nach der altkirchlichen Dogmatik ist die Gnade Gottes Folge des Todes Christi, nach der hl. Schrift Voraussetzung — ist denn doch die Wirklichkeit nicht getroffen. Näher auf diese schwierige theologische Frage einzugehen, verbietet der Charakter dieser Besprechung, nur hinweisen wollen wir darauf, daß schon die Auffassung des göttlichen Zornes bei Kühl nicht korrekt ist. Immerhin können wir Förderung der theologischen Gedankenarbeit von dem Buche erhoffen; über Unverständlichkeit oder Unklarheit desselben kann sich kein theologisch gebildeter Leser beklagen, und der christliche Ernst des Verf. kann überall nur wohlthuend berühren.

Wir fügen noch einige theologische Schriften an, die aus verschiedenen Gründen keiner ausführlichen Besprechung bedürfen. In 12. Auflage erscheint: Die Unterscheidungslehren der verschiedenen christlichen Bekenntnisse im Licht der hl. Schrift. Nebst Darlegung der Bedeutsamkeit und des Zusammenhanges reiner ev. Lehre und einem Abriß der hauptsächlichsten ungesunden religiösen Richtungen in der ev. Christenheit von D. Karl Graul. (Leipzig, 1891. Dörffling u. Francke, 1,60 M.) Nachdem es der Verf., der bekannte und bedeutende frühere Leiter der Leipziger Mission selbst 5mal hatte erscheinen lassen, ist es später von Theod. Harnack, und nach dessen Tode zuletzt von Prof. D. Seeberg bearbeitet, der es durchaus brauchbar auch für die neueste Gegenwart hergestellt hat. (Die Verhöhnung der 20 hl. Röcke bei den Katholiken sollte aber aus der evangelischen Polemik nun endlich verschwinden, da doch sattsam bekannt ist, daß in Trier gar nicht der Rock des Herrn, sondern ein auf ein Prachtgewand späterer Zeit gehefteter Lappen desselben gezeigt wird.) Es sei hiermit weitesten Kreisen empfohlen.

Lic. D. G. Schundermann, seit vorigem Semester außerord. Prof. d. Theologie in Leipzig, einer der wenigen „konservativen" Theologen der jüngeren Generation auf systematischem Gebiete, hat seine „Antrittsvorlesung" herausgegeben „über den jüdischen Hintergrund im neuen Testament." (Leipzig, 1890. J. C. Hinrichssche Buchhandlung. 0,40 M.), eine Rede in schöner Sprache mit lichtvollen und auch jeden gebildeten Bibelleser anziehenden Gedanken. — Georg Calixtus, der Unionsmann des 17. Jahrhunderts. Inwiefern sind seine Bestrebungen berechtigt? Von Hans Friedrich, kgl. Div.-Pfarrer zu Gumbinnen. (Anklam, Schmidt, 1891. 0,75 M.) Der Verf. sucht dem weitherzigen und gelehrten Manne des Titels gerechter zu werden, als es seine Zeit war, die diese interessante Erscheinung ganz und gar nicht verstand. — Glauben oder wissen? Eine Untersuchung über die menschliche Geisteseinheit auf biologischer Grundlage. Von Prof. Dr. Karl Fischer, Gymnasialdirektor. (Gotha, 1890. F. A. Perthes. 1,20 M.) Der Hauptgedanke ist, daß es ein von einer gewissen Wissenschaft beanspruchtes absolutes oder unabhängiges Wissen überhaupt nicht giebt. Alles Wissen beruht auf Erfahrungen und letztere kann nur ein Mensch machen, der „glaubt", — ein Glauben, der freilich sehr verschiedenen Inhalt haben kann. Es finden sich viel treffliche und klärende Gedanken in dem Schriftchen; hie und da vermißt man etwas den straffen und einheitlichen Fortschritt. Die biologische Grundlage liegt darin, daß von dem Wesen des Menschen ausgegangen wird, dessen Grundkraft auf dem Willensgebiete liege, dem darum nicht Genüge geschehen könne durch ein rein in der Luft schwebendes exaktes Wissen.

In das Gebiet der dogmatischen Prinzipienfragen gehören noch zwei Schriften, mit denen wir diesen Abschnitt schließen. Sie sind beide sehr verschieden, die eine geht aus von dem christlichen Dogma der Dreieinigkeit und beweist, daß dies die eigentlichste und höchste Vernunft und Philosophie sei. Die andere geht aus von den Resultaten der modernen Wissenschaft und weist nach, daß sie überall noch Spalten lasse, wo der christliche Glaube durchschlüpfen kann (freilich zuweilen, wie uns scheint, mit etwas zerrissenen Kleidern). Die erstere heißt: Philosophia divina. Gottes Dreieinigkeit, bewiesen an Kraft, Raum und Zeit von Julius Döderlein. (Erlangen, 1889. Ed. Besold. 102 S.) Sie enthält viel Gelehrsamkeit, Begeisterung für den christlichen Glauben, manche treffende Nachweise — im ganzen aber halten wir es für verfehlt, die Geheimnisse des Glaubens philosophisch zu beweisen. Wir fürchten die Täuschung, als ob das, was man durch diese Vernunftbeweise (die doch mehr Analogien als Beweise sind) sich angeeignet hat, irgend etwas zu thun habe mit dem „Gehorsam des Glaubens". Wird diese Täuschung vermieden, so mögen sich Liebhaber des spekulativen Denkens an diesem patristisch-mystisch-scholastischen Philosophemen im modernen Gewande wohl erfreuen. Die andere heißt: Lebensprobleme und Welträtsel im Lichte der neueren Wissenschaft. Zur Orientierung über allgemeine menschliche Fragen für die Gebildeten aller Stände. Von Dr. August Vogel. (Gütersloh, 1891. C. Bertelsmann. 200 S.) Es wird gehandelt in 10 Abschnitten vom Wert und den Grenzen unserer Erkenntnis, der Entstehung des Weltalls und seiner Bewohner, dem Stammbaum der Menschen, den Beweisen für das Dasein Gottes, der Freiheit des Willens, dem Optimismus, Pessimismus, Idealismus, Materialismus und dem Zustand nach dem Tode. Das Verfahren ist darauf angelegt, die völlige Voraussetzungslosigkeit zu wahren; es tritt in seiner Eigenart besonders deutlich im 3. Abschnitt hervor, dessen Inhalt etwa folgender ist: Ueber die Herkunft des Menschen hat man im Altertum wunderbarerweise nicht reflektiert (?), dann kam das christliche Dogma mit seiner fast unbestrittenen Autorität, erst in der neuesten Zeit ist dasselbe umgestoßen, Darwin beweist nicht nur die Verwandtschaft, sondern die Abstammung des Menschen von den Tieren, die Gründe werden entwickelt und zugestanden, daß „in formeller Beziehung den Anforderungen der Wissenschaft in fast frappierender Weise Genüge" geschehen sei, vorausgesetzt, daß die Thatsachen richtig und die aus denselben gezogenen Folgerungen und Schlüsse keine Trug-

Digitized by Google

schlüsse sind. Die Thatsachen werden anerkannt, aber — ganz kurz am Schluß — die Folgerungen angezweifelt, nämlich die Möglichkeit der Variabilität der Arten, und der Verf. schließt: „Die Entdeckung des Stammbaumes der Menschheit hat sich demnach nicht bewahrheitet, im Gegenteil weisen alle unsere Erfahrungen einmütig darauf hin, daß der Mensch als letzte und höchste Krone der Schöpfung direkt aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sei." — So sehr wir mit diesem Schluß einverstanden sind, so wenig sehen wir ein, warum vorher dem Naturphilosophen Darwin mit seinen im einzelnen geradezu lächerlichen und haltlosen Hypothesen die ganze falsche Bescheinigung der formellen wissenschaftlichen Genüge gegeben ist. — In dem Abschnitt von den Beweisen für das Dasein Gottes stellt sich der Verf. lediglich auf den Kantischen Standpunkt, der Zurückweisung alles übrigen und des Festhaltens an dem moralischen Beweise, ohne dabei zu sagen, daß der, den wir Christen Gott nennen, nicht entfernt mit diesem Beweise „bewiesen" ist, sondern nur ein Hilfsbegriff, nämlich der Begriff eines notwendigen Ausgleichs zwischen Sittengesetz und Wirklichkeit. — So anregend und interessant uns daher das Lesen des Buches gewesen ist (besonders auch seine Darlegungen über den Naturalismus u. a.), so wenig befriedigende Eindrücke hat es uns hinterlassen. Die Absicht des Verfassers, den Leser „in den Stand zu setzen, in ausführlichem Zusammenhange Gründe und Gegengründe bei jedem der behandelten Probleme unparteiisch zu prüfen und sich so selber in den wichtigsten allgemein menschlichen Fragen einen festen Standpunkt zu erwerben, der ihm in seiner ganzen Lebensanschauung ein unentwegter Führer zum Wahren und Guten sein soll," — ist sehr lobenswert. Aber der Verf. übersieht, daß solcher Standpunkt erst gewonnen wird durch die Lektüre einiger Gründe und Gegengründe. Die Unparteilichkeit in diesen „Lebensproblemen und Welträtseln" ist eine Täuschung, und es wäre uns richtiger erschienen, darauf einfach Rücksicht zu nehmen, daß jeder Leser, der auch dies Buch in die Hand nimmt, eine bestimmte Neigung pro oder contra Darwin, Unfreiheit, Materialismus u. s. w. schon mit sich bringt.

M. N.

3. Geschichte.

— **Reiche der alten Welt. Bd. I. Geschichte von Alt-Aegypten von A. Wiedemann.** Mit 40 Abbildungen. Herausgegeben vom Calwer Verlagsverein. (Calw u. Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.) 320 S.

Ein gutes Buch, gemeinverständlich geschrieben, darum die ägyptische Vergangenheit, wo es irgend möglich ist, mit der Gegenwart verbindend. Im ersten Abschnitte werden „Land und Leute" geschildert. Im zweiten wird — selbstverständlich in gedrängtester Kürze — „die Geschichte" abgehandelt. Im dritten bis zum sechsten Abschnitt wird der Leser über „die Religion", über „Sitten und Gebräuche", über „die (sehr geringe) Wissenschaft" und „die Kunst" der Aegypter belehrt. — Der Verf. verfährt überall mit anerkennenswerter Nüchternheit, ist also weit entfernt von einer Darstellung, die ihren Gegenstand möglichst verherrlicht. Was hat man nicht alles von den Pyramiden gefabelt! Wiedemann sagt: „Diese Pyramiden sind nichts als regelmäßig geformte Grabhügel, deren Gestalt durchaus nicht, wie immer und immer wieder behauptet worden ist, einen tieferen symbolischen Sinn besitzt." O. K.

Reiche der alten Welt. Bd. II. Geschichte Babyloniens u. Assyriens. 2. Auflage des gleichnamigen Werkes F. Mürdter, revidiert und größtenteils neu bearbeitet von **Friedrich Delitzsch**, nebst Karte, Königstabelle und 25 Abbildungen. (Calw u. Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.) IV. u. 263 S.

Nach einer Einleitung folgen die drei Teile Alt-Babylonien, Assyrien und Neu-Babylonien oder Chaldäa. In den beiden ersten Teilen sind die Kapitel „Land und Leute", „Künste und Wissenschaften" bei weitem anziehender, als die aus zahllosen undekannten Namen der Götter- und Regenten-Verzeichnisse bestehenden Kapitel „Religion" und „Geschichte". Zahlreiche in Klammern stehende Fragezeichen deuten dem Leser an, daß eine Sache nicht feststeht, daß die Wissenschaft mit neuen Entdeckungen Aenderungen vornehmen kann. Es hat ein außerordentlich großer Fleiß dazu gehört, die Geschichte Mesopotamiens zu erforschen. Diesem großen Fleiß der Gelehrten entspricht nicht das Interesse, welches das große Publikum dem Gegenstand dieser Forschung entgegenbringt, beziehungsweise, wenn man billig denkt, entgegenbringen kann. O. K.

4. Biographisches.

— **Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers.** (Gotha, F. A. Perthes.) 3 M.

Eines Siebzigers? Wer ist der Siebziger? Ja, wenn ich das wüßte! Er selbst nennt sich nicht. Er erzählt nur von sich, daß er unverheiratet sei, kränklich, fern von der Heimat und von seinen Verwandten, einsam, daß er das Herankommen des Alters merke, aber doch im Allgemeingefühl besser sich befinde, als zuvor. Er sei als Kind verzogen und erst allgemach erstarkt durch eine verständige Kaltwasserbehandlung für Leib und Seele. Das ist so ziemlich alles, was wir von Persönlichem erfahren. Wir verstehen es daraus, daß er sich besonders mit dem Uebel des Lebens beschäftigt. Hier entfaltet er reiche Weisheit. Dann kommt er zu anderen Dingen. Selbstzucht, Selbstbeherrschung sind ihm voran erstrebenswerte Güter. Aber das Gebiet, welches er nach und nach durchläuft, ist ein so mannigfaltiges, daß eine kurze Besprechung nicht vermag, ihm überall hin zu folgen. Man sieht wohl, er hat für sich den festen Grund des Glaubens an Christum gefunden, aber er läßt sein Christentum zurücktreten mehr als gut ist; selbst in dem letzten Abschnitt: „Der kleine Schlüssel", sagt er nicht ausdrücklich, was er darunter versteht. Die Summe seiner Erfah-

Digitized by Google

rungen faßt er dahin zusammen: Je mehr wir das zeitweilige Behagen zur Richtung unseres Dichtens und Trachtens machen, um so leichter verfehlen wir das Ziel; der einzig sichere Weg zu einem befriedigten Leben und ruhigen Sterben ist unermüdlicher Kampf gegen Selbstsucht und Selbstgefälligkeit, treue Pflichterfüllung und unwandelbares Vertrauen auf eine liebevolle und weise Lenkung jeglichen Menschenschicksals, — ich meine, hier hätte sich anderes und besseres sagen lassen können! Immerhin ein merkwürdiges Buch. Der es geschrieben, ist ein hochgebildeter Mann, dessen Augen aufgethan sind für das Menschenleben, der seine Hand am Pulsschlag der Zeit hat, der sie in seinem Herzen zu verstehen bemüht ist. Doch wollte ich, er hätte eine andere Form gewählt. Er würde dann mehr Verständnis gefunden haben. D.

— J. K. Lavater und der Markgraf Karl Friedrich von Baden. Von Heinrich Funck. (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr [Paul Siebeck].) 58 S. 1 M.

Eine fleißige, überwiegend auf noch ungedruckten Quellen ruhende Studie über Lavaters Beziehungen zu dem als Mensch wie als Fürst gleich ausgezeichneten Markgrafen Karl Friedrich von Baden. Aus 105 Anmerkungen ergiebt sich, daß der Verf. auch mit den gedruckten Quellen genau bekannt ist. — Mit Recht macht Funck wiederholt auf die Faustnatur in Lavater aufmerksam. Er meint damit „das ungeduldige Ueberspringenwollen der unserer Natur gesetzten Schranken, das aufreibende Hinanstreben zum Unerreichbaren, den ungestümen Drang, die Fülle der eigenen Persönlichkeit durch eine höhere Macht zu kräftigen“, was alles in dem genialen Züricher Pfarrer sich immer wieder regte. — Lavater hat den badischen Markgrafen hochverehrt. Aus Funcks Studie ergiebt sich von selbst der Nachweis, daß jener allen Anlaß zu dieser Verehrung hatte. Wie allen anderen, so erschien auch Lavater der Markgraf von Baden als ein besonnener, edler, von den besten Beweggründen geleiteter Landesherr. Persönlich bewahrte Karl Friedrich von Baden seinem Freunde in Zürich die Treue bis zu dessen tragischem Tode. O. K.

5. Litteraturwissenschaft.

— Schiller als Komiker. Von Kuno Fischer. 2. neubearbeitete u. vermehrte Auflage. (Heidelberg, K. Winter.) 115 S. 2 M.

In der „ersten Reihe“ der Fischerschen „Schiller-Schriften“ ist das vorliegende Heft das zweite, von S. 267 bis S. 377 reichende. Das erste „Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen“ ist im Aprilheft angezeigt worden. Fischer will mit dem Worte „Komiker“ nicht sagen, „daß Schiller ein Lustspieldichter war, aber seine Dichtungen enthalten eine Fülle komischer Gebilde, welche in die Zeitabschnitte seiner dichterischen Entwicklung ungleichmäßig verteilt sind.“

In einem Briefe an Körner sagt Schiller: „Außer einigen anderen noch mehr embryonischen Stoffen habe ich auch eine Idee zu einer Komödie, fühle aber, wenn ich darüber nachdenke, wie fremd mir dieses Genre ist. Zwar glaube ich mich derjenigen Komödie, wo es mehr auf komische Zusammenfügung von Begebenheiten, als auf komische Charaktere ankommt, gewachsen, aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen.“

Kuno Fischer stellt in mehr theoretischen Abschnitten das Komische in seinen verschiedenen Gestaltungen fest und belegt seine Ergebnisse mit Schillers teilweise gänzlich unbekannten „satirischen Gedichten“, mit Karl Moor „als Grundphänomen“, mit dem Hofmarschall von Kalb einerseits und dem Stadtmusikanten Miller andererseits, mit Spiegelberg und dem Mohr — „Spiegelberg war ein Spitzbubenphantast der niedrigsten Art; der Mohr ist ein Spitzbubennaturell der ausgeprägtesten Sorte, an dem die Phrenologen studieren mögen“ — mit den Figuren aus Wallensteins Lager und mit den Mördern Wallensteins. Nur ein Genius ersten Ranges konnte ein Stück schaffen wie Wallensteins Lager. Nur ein Genius ersten Ranges konnte das bei Abraham a Sancta Clara gefundene Komische zu dem Meisterstück der Kapuzinerpredigt verarbeiten. — Schiller ist unser großer tragischer Dichter, daß er aber „in seiner Weise ein Komiker“ war, hat der Verf. unwiderleglich in der Form eleganter Gelehrsamkeit nachgewiesen und die Wahrheit eines Ausspruches des Sokrates erhärtet, „daß ein und derselbe Mann die Kunst der tragischen und der komischen Dichtung verstehen, und der tragische Dichter auch der komische sein müsse.“ O. K.

6. Unterhaltungslitteratur.

— Eine reiche Erbin. Erzählung von Erika. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 1890. 417 S.

Die reiche Erbin macht sich Freunde mit dem ungerechten Mammon, entgeht glücklich dem etwas plump aufgestellten Garn, in dem man sie für einen verschuldeten adligen Vetter einfangen will, lehnt die Hand eines vier Jahre jüngeren, nach Indien ziehenden Missionars ab, giebt einem Architekten, der aus ihren Mitteln eine große gotische Kirche baut, zu verstehen, daß er sich keiner falschen Hoffnung hingeben möge und heiratet schließlich nach vielen Jahren ihre erste Liebe. Der Hauptinhalt des Buches dreht sich übrigens um das sich Freunde machen mit dem ungerechten Mammon. Das Liebesgeschichtliche ist die weltliche Zuthat, um das ernste, fromme Buch einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen. Nüchterne Leser werden nicht selten Fehler und Gebrechen, welche auf dem Gebiete der Komposition liegen, wahrnehmen. Die anderen wird das in gutem Deutsch geschriebene Buch an diesen Klippen vorbeiführen. Diese anderen werden sich durch die gewandte Darstellung einer Ueberfülle von Ereignissen angenehm unterhalten wissen. O. K.

Digitized by Google

— Balduin Möllhausen hat bei H. Costenoble einen dreibändigen Roman erscheinen lassen: Haus Montague. Man darf sich durch den Namen nicht zu falschen Vorstellungen verleiten lassen. Dies Haus Montague ist ein altes steinreiches Bankhaus in Newyork. Der Roman erzählt die Geschichte zweier Abkömmlinge dieses Hauses, namentlich des einen. Durch harten Geiz werden sie dem Untergange preisgegeben, zunächst in unwürdige häßliche Umgebungen, in die Hände schlechter Menschen gethan, später, wenn nicht geradezu gemordet, so doch ausgesetzt in der Fremde, ausgelöscht für das Haus. Wie der eine sich zurückfindet, der andere zurückgefunden wird, das erzählt Möllhausen in seiner Weise. Er gehört noch zu der älteren Schule. Eigentümlich ist ihm eine wilde Romantik, Scenen, bei denen man das Gruseln lernen kann, wenn man es nicht schon kennt. Von solchen Schilderungen ist dieser Roman voll, und darin liegt das eigentlich Spannende mehr, als in der psychologischen Entwicklung oder in der dramatischen Entknotung. Dabei kommt es Möllhausen zu gute, daß er in hervorragender Weise Land und Leute kennt, somit sehr lebendig zu beschreiben versteht. Von einem gewissen kritischen Standpunkt aus wird man diese Weise des Romans wohl als überwunden ansehen und verurteilen, in der Wirklichkeit aber dürfte es sich anders stellen, da dürfte auch dieser Roman trotz der mangelnden Einheit, trotz der Verzeichnung der Charaktere, trotz des auseinander gehenden Interesses seine Leser finden. Freilich, einen sonderlichen Gewinn werden sie nicht davon haben, nur das, was man gewöhnlich Unterhaltung nennt. Aber auch nicht einen sonderlichen Schaden, wenngleich das Christentum außerhalb der Erzählung bleibt. Man siehts hier wieder, wie wenig die Herren Schriftsteller sich mit ihrem Nichtwissen oder Nichtwissenwollen des Evangeliums nützen. Wie anders würde die Kindheit des armen Bill O'Neil verlaufen sein, wenn er etwas von einem Heiland gewußt hätte! D.

— Sternschnuppen. Erzählungen von Nataly von Eschstruth. Dritte Auflage. (Berlin, Verlag von J. H. Schorer.)

Der 336 Seiten starke Band enthält von der in gewissen Kreisen schnell beliebt gewordenen Verfasserin sechs Erzählungen, die ursprünglich in „Schorers Familienblatt" erschienen sind, sich leicht lesen, aber bei aller Formgewandtheit ohne sonderliche Bedeutung sind. Die Gegenstände, welche Verfasserin zu behandeln liebt, sowie die vielfach eigentümlich barocke, burschikose Art der Darstellung, die zuweilen bis an die Grenze des Zulässigen geht, sind nicht nach jedermanns Geschmack und taugen nicht für jeden Familientisch, insbesondere nicht fürs christliche Haus, wenn der Verfasserin auch nicht gerade der Vorwurf von Frivolität zu machen ist. Verfasserin bewegt sich gern in höheren, insbesondere militärischen Kreisen, was sie in denselben aber beobachtet hat und von ihnen zu erzählen weiß, ist nicht gerade das Beste aus guter Gesellschaft. Und aus der Darstellungsart empfängt man nicht selten den Eindruck, als habe ein „schneidiger" Lieutenant die Feder geführt. Schade, daß die zweifellos hochbegabte Verfasserin ihr Talent zu solchen, zum Teil doch mindestens fragwürdigen Elaboraten verwendet. Ihre Erzählungen, denen man Geist, Phantasie und eine poetische Ader bei bedeutender Darstellungsgabe, nur nicht immer guten Geschmack anmerkt, sind überdies nicht alle gleichwertig. Einzelne, wie z. B. die „Spukgeschichten" in dem in Rede stehenden Buche mögen als willkommene Beiträge zur Bekämpfung menschlicher Schwächen und Verirrungen, sowie als angenehme Unterhaltungslektüre auch eine ernste Kritik passieren. Dagegen leiden die Erzählungen: „Sein erster Orden", „Wenn zwei sich nur gut sind", und „Das Verlobungsbad" bedenklich an den erwähnten Auswüchsen. „Schipka", die letzte der in dem Buche enthaltenen Erzählungen, ist ein wildromantisches Phantasiegebilde aus dem letzten russisch-türkischen Kriege, das, bei aller Darstellungskunst, eine ernstliche Kritik nicht verträgt. Wir hoffen, der Verfasserin auch auf besseren und gesunderen Wegen zu begegnen. —n.

— Gerhard von Amyntor behandelt in seiner bei Perthes erschienenen Novelle: „Eine rätselhafte Katastrophe", das Problem des Spiritismus, des Glaubens an das Hereinragen einer Geisterwelt in unser Leben und an die Möglichkeit des Verkehrs mit den Seelen Abgeschiedener. Er ist nicht der erste, der das thut. Gleich im Anfang des Auftauchens jener Richtung erschien ein Roman: Die Spiritisten. Später hat Samarow die Folgerungen, welche man in Frankreich und Italien für die juristische Beurteilung menschlicher Handlungen aus der unheimlichen Einwirkung auf den Willen und aus der Knechtung desselben unter fremde Gedanken dieser Natur gezogen hat, in einem Roman zu einer erschreckenden Darstellung gebracht. Neuerdings noch gab die Kreuzzeitung in ihrem Feuilleton den Lebenslauf eines solchen Hypnotikers. Meist kommt es auf Betrug und Mißbrauch einer geheimnisvollen Macht heraus, immer aber bleibt ein Gebiet übrig, welches bisher noch jenseits der menschlichen Forschung liegt, eine physische und doch auch für uns noch wieder hyperphysische Kraft, welche ihre Gläubigen, ihre Anhänger findet, trotzdem, daß die Berliner Gerichte in Anlaß des Spukes von Resau erklärt haben, daß es so etwas nicht geben dürfe. Auch Gerhard von Amyntor macht den Träger jener Kraft, den Propheten der neuen Lehre, zu einem Betrüger und elenden Menschen, der seine Kunst nicht bloß zum Gelderwerb, sondern zu noch andern unsagbaren Schlechtigkeiten ausbeutet. Die Anlage seiner Novelle ist nicht glücklich. Die Scene ist im Anfang: Vor Metz 1870. Der eigentliche Kern liegt in einer nächtlichen Erzählung, welche ein Kamerad, den eine gewisse Todesahnung begleitet, in einem Kreise von Offizieren giebt. Die Ahnung — oder wie Schopenhauer, dessen Philosophie überhaupt eine große Rolle in dem Buche spielt, geschrieben haben will: die Ahndung geht in Erfüllung. Und nun auf dem Sterbebett des Verwundeten läuft die Doppel-

Digitized by Google

geschichte der Novelle einheitlich aus. Es bleibt immer eine gefährliche Gabe, dies Vermögen, den Willen eines andern zu knechten. Wer die Gabe besitzt, sollte sie mit Zittern gebrauchen. Doch wäre es fraglich, ob sich der Gebrauch nicht in solche Wege leiten ließe, wo die Kraft wirklich der Menschheit zu gute käme. Mit der Geisterwelt hat dieselbe nichts zu schaffen, es handelt sich um ein diesseitiges Können, dessen Grund aber und dessen Vollzug für die Erkenntnis noch im Dunkel liegen, dies allerdings nicht ohne Verschuldung der Wissenschaft, die bisher noch ziemlich vornehm ignorierend an diesem Gebiet vorübergegangen ist. Vielleicht ragt ihr der Geist hier zu mächtig in die Materie herein. Uebrigens will das Amyntorsche Buch ernste Leser haben, es ist stellenweise nicht ganz leicht. D.

— Mariechens Ideale. Greifenstein. Zwei Erzählungen für junge Mädchen von Agnes Willms, geb. Wildermuth. (Stuttgart, Karl Krabbe.)

Agnes Willms hat von ihrer Mutter ein anmutiges Erzählertalent geerbt und schon manches hübsche geschrieben. Einen Fortschritt stellen die beiden vorliegenden Erzählungen aber wohl kaum dar. Die erste lassen wir bis zu gewissem Grade gelten: ein allzu ideal angelegter Backfisch wird von allerhand Schwärmereien allmählig kuriert und besonders durch das Beispiel einer Diakonissin zu rechter Nüchternheit gebracht, bez. zur rechten christlichen Auffassung des Ideals. Dagegen stellt die zweite Erzählung gar zu große Anforderungen an den Glauben der Leserinnen. Die Unwahrscheinlichkeiten werden selbst sehr jungen Mädchen Bedenken machen. Ein englischer Lord, der mit Gewalt im Deutschland der Gegenwart sich eine an der Nordsee belegene souveräne Reichs-Grafschaft erobern will — das geht doch, wir man zu sagen pflegt, „über die Hutschnur". Im übrigen kommen in beiden Erzählungen ganz artige Episoden vor, und der Standpunkt der Verfasserin ist ein entschieden christlicher. Nach dieser Richtung hin liegen keinerlei Bedenken vor.

— Margas Bekenntnis. Von Emily S. Holt. Autorisierte deutsche Ausgabe von M. Karstens. Mit Vorwort von Dr. W. Karstens. (Hamburg, 1891. Agentur des Rauhen Hauses.) 160 Seiten.

Eine einfache, aber in ihrer Lebenswahrheit ergreifende Erzählung von kulturhistorischem Wert aus der Zeit der Glaubenskämpfe in England (Lolarden) zu Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts. Eine junge Dame aus edlem katholischen Hause, Marga Lovell, spätere Gemahlin Lord Marnells, ist in Sehnsucht nach lauterer christlicher Erkenntnis nach Anhören einer Predigt eines Wycliffitischen Oxforder Ordensgeistlichen in den heimlichen Besitz einer handschriftlichen Uebersetzung des Neuen Testaments gelangt, dessen Geist und Inhalt sie so mächtig ergreift und erfüllt, daß es ihr größtes Heiligtum wird, das sie ohne Ostentation, aber entschieden und fest auch dem papistischen Glaubensgerichte gegenüber, dem sie durch Zuthun ihres zelotischen Gemahls verfällt, bis in Kerker und Tod auf dem Scheiterhaufen freudig als die Grundlage ihres Glaubens bekennt, und auch andere, insbesondere ihren später renigen Gemahl, zu demselben Glauben führt. Daß die in der Erzählung auftretenden Figuren von der geschichtskundigen Verfasserin nicht erdacht, sondern dem Leben entnommen sind, wird dem aufmerksamen Leser nicht entgehen. In dem Zusammenklang der höchsten Höhe und der tiefsten Tiefe liegt, wie es in der Vorrede sehr richtig heißt, das religiös und sittlich Erziehende der Schilderung derartiger Vorgänge. Darin liegt auch die Kraft und der Wert dieses Buches, welches seine ergreifende Wirkung nicht der Darstellung dämonischen Glaubenshasses verdankt, sondern der schlichten Hoheit des Glaubenssiegrs, die dem Leser mit edler Einfachheit und Unmittelbarkeit vor Augen geführt wird, und der gegenüber die zelotischen Verfolger wie ohnmächtige Geister der Finsternis in Nichts zu versinken scheinen. Das treue Festhalten am Zeit- und Lokalkolorit verleiht dem Buche auch den kulturhistorischen Wert. Die angeführten Bibelstellen sind im Original nach dem Text der Wycliffitischen Bibel citiert. Dementsprechend ist in der deutschen Ausgabe eine alte, vorluthrrische Bibelübersetzung benutzt, aus der die betreffenden Stellen der Uebersetzerin durch Pfarrer Reinwald, Stadtbibliothekar zu Lindau am Bodensee, mitgeteilt wurden. Das Buch ist zu empfehlen. —s.

— Oberlehrer Mark. Ein Roman von Adolf Brennecke. (Elberfeld, Sam. Lucas.) 1890. 344 S. 3 M., geb. 4 M. 50 Pf.

Auf dem Titelblatt stehen die Verse Friedrich Bodenstedts: „Wie sich zwei finden, die sich lieben, Find ich täglich in neuen Romanen beschrieben; Doch wie sie durchs Leben beisammen bleiben, Scheint mir eine größere Kunst, zu beschreiben." Demgemäß beginnt der vorliegende Roman mit der Hochzeitsreise, welche den Oberlehrer Mark mit seiner Elly, einer Tochter des Berliner Geheimen Kanzleirates — mißbräuchlich Geheimerat genannt — Dober, an die Ufer des Comersees geführt hat. Lebrecht Mark ist altklassischer Philolog in einer rheinischen Landstadt unweit Köln, der unter einem vortrefflichen Direktor mit vollem Herzen seinem Gymnasiallehrer-Beruf ergeben ist. Lebrecht ist ein Bauernsohn aus Westfalen, charakterfest, zartfühlend, an sich haltend, mit einem Worte ein Mann, welcher dem Leser bald sympathisch wird. Um so auffallender ist es, daß der Verf. den glücklich verheirateten Mark sich zu einer leidenschaftlichen, sittlich dem Ehebruch gleich zu achtenden Liebe zu einer gefallsüchtigen, mit den Männern spielenden Frau eines Frankfurter Bankiers hinreißen läßt. Die diesem Verhältnis dienenden Liebesscenen sind oberflächlich und psychologisch unwahr, sie hinterlassen deshalb einen widerwärtigen Eindruck. Besser geraten sind die gegenseitig mit Feuer spielenden, rechtzeitig zur sittlichen Strenge einlenkenden Beziehungen des Neuphilologen Dr. Dreiling und der Frau des Oberlehrers Mark.

Den Hauptinhalt des Buches bildet die Umgestaltung des höheren Schulwesens, d. h. mit Ausschluß der Hochschule, denn gegen diese Hochburg alten Zopfes, entsetzlicher Mißbräuche, himmelschreiender Unfugs ist man nur dann und wann zu Felde gezogen. Die Schulfrage, soweit sie die Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen betrifft, wird vom Verf. in ansprechender, lebendiger, dem Leben entnommener Form, vielseitig, doch immer nur bruchstückweise erörtert. Meinungsaustausch mit Berufsgenossen und mancherlei Lebenserfahrungen überzeugen Mark von der Unhaltbarkeit der Gymnasien. Er schreibt anonym ein vortreffliches Buch über die Einheitsschule, in welcher zwar das deutsche Element gebührend in den Vordergrund gerückt, der Unterricht im Griechischen aber und in der Religion vollständig beseitigt ist. Der Oberlehrer Mark begnügt sich mit einer „starken, bewußten Sittlichkeit". Was er unter diesem Nebel versteht, davon erfährt der Leser nichts. Christentum ist nicht darunter zu verstehen, denn von dem Vorhandensein des Christentums redet der Verf. und sein Oberlehrer Mark mit keiner Silbe. Hiernach wird der patriotisch gesinnte, ins Abgeordnetenhaus gewählte, nach des Vaters Tod zu großem Reichtum gelangende und darum als unabhängiger Mann nach Berlin übersiedelnde Westfale Lebrecht Mark zur Erneuerung des deutschen Volkes trotz seiner guten Absichten nichts beitragen. Nur das Christentum kann das deutsche Volk erhalten oder regenerieren. Alles andere ist ein Hülfsmittel nebensächlicher Art. Ich kann mir recht gut denken, daß Lebrecht Mark ein ausgezeichneter Lehrer ist, bei dem die Gymnasiasten etwas Tüchtiges lernen, wie er den Sekundanern und Primanern aber „starke, bewußte Sittlichkeit" beibringen will, davon habe ich nicht die blasse Ahnung. Der gute Mark scheint selbst noch gar nicht sittlich stark und darum nicht im stande zu sein, einen lebensvollen Einfluß auf die Jugend ausüben zu können. —

Der Verf. ist Professor an einer Realschule. Was er aus dem Schulleben mitteilt, wie er die Mitglieder eines Lehrerkollegiums schildert, wie er die Lehrer — vorzugsweise seinen Helden — mit der Außenwelt in Beziehung bringt, wie er die Außenwelt selbst nach jeder Richtung hin schildert — mag es sich nun um die Berliner Familie des „Geheimerats", oder um das Leben eines westfälischen Bauern, oder um die geselligen Beziehungen in einem rheinischen Landstädtchen, oder endlich um den in Paris brodelnden Hexenkessel drehen — all das verdient das höchste Lob. Wie nicht anders zu erwarten, schreibt der Verf. ein musterhaftes Deutsch, ebenso weit von pedantischer Schulweisheit, wie vom ordinären Straßen-, Wirtshaus- und Zeitungsdeutsch entfernt. —

Warum der Verf. bei seinem starken Betonen der Pflege deutschen Wesens und bei seinem wenigstens beiläufigen Betonen der moralischen Erziehung den an vielen Orten die höhere Schule bedrohenden Einfluß der Juden mit keiner Silbe erwähnt, weiß ich nicht. Hoffentlich steht er nicht auf Seiten der Judenschutztruppe. Andernfalls wäre sein ganzes Buch ein Schlag ins Wasser. Denn daß auch zur Erneuerung der deutschen Schule, auch der deutschen Hochschule die Fernhaltung des unvermischten, fremden Judenvolks gehört, ist der deutschen Jugend hinreichend klar. Bis in die kleinsten ländlichen Realschulen hinein und bis zu den größten Hochschulen hinauf müssen die Lehrer, wenn sie nicht mit sehenden Augen blind sind, tagtäglich wahrnehmen, welch eine immer stärker werdende Spannung zwischen deutschem und jüdischem Wesen vorhanden ist, und was zur Abweisung jüdischen Wesens geschieht.

O. K.

— Die Schulfrage hat auch den Stoff zu der ersten von den vier Novellen „Schule und Leben" von Ernst Wichert (Leipzig, Carl Reißner. 311 S.) dargeboten. Daß diese Schulgeschichte mit der Aufführung des „rasenden Ajas" im Urtext schließt, entspricht leider den da und dort vorgekommenen Uebertreibungen im griechischen Unterricht, daß der bejahrte altklassische Direktor aber selbst eine Art rasender Ajas wird und sein Gymnasium gegen den berechtigten Eintritt der baupflichtigen städtischen Behörde mit Hülfe seiner Primaner gewaltsam verteidigen will, entspricht dem Leben nicht.

Die zweite Novelle „Glaube und Liebe" frischt die Erinnerung an den osiandrischen Streit in Königsberg auf, die Erinnerung an einen theologischen Handel, für welchen nur wenige Leser Interesse haben werden. —

Die dritte Novelle „Der zureichende Grund" ist sozusagen eine Kriminalnovelle. Ein reicher Junggesell, der letzte seines Geschlechtes, setzt die Familie seines Portiers zu Erben ein. Die ganze Stadt sucht nach einem zureichenden Grunde. Aus der vortrefflich geschilderten Entwicklung eines nach dem Urteil des klatschsüchtigen Publikums ausreichenden Grundes folgt eine gerichtliche Untersuchung gegen die Erben und die Verhaftung derselben. Zuletzt findet sich zufällig auf einem „Zettel", der, beiläufig bemerkt, von außergewöhnlicher Größe gewesen sein muß, eine ausführliche Darlegung des Grundes der Erbeinsetzung. Das Untersuchungsverfahren wird sofort eingestellt und es löst sich alles in Wohlgefallen auf. Aufmerksame Leser werden fragen: warum ist der zureichende Grund nicht in den Text des Testamentes gesetzt worden? Die Antwort lautet: dann hätte die ganze Novelle ungeschrieben bleiben müssen. In der zweiten Auflage muß die S. 243 geplante Abholung des Untersuchungsrichters beseitigt werden, denn das fortgesetzte Zwiegespräch geht S. 246 ohne weiteres zu dem über, was erst infolge der Abholung vor sich gehen sollte.

Die letzte Novelle „Ein Christkindel" halte ich für die gelungenste. Sie führt auf das Gebiet der Socialdemokratie und zeigt auf der einen Seite, wie ein socialdemokratischer Schurke einen lenksamen Kameraden zu umgarnen sucht, und auf der andern Seite, wie sich der gesunde Sinn und die kräftige Faust des Kameraden von dem Schurken freimacht und wie eine aufrichtige Aussöhnung mit der mißhandelten Frau des geretteten

Digitized by Google

Arbeiters am heiligen Abend zustande kommt. Diese Geschichte ist treu nach dem Leben erzählt. Der socialdemokratische Unsinn und die damit verbundene bodenlose Schlechtigkeit scheitert zuletzt an dem gesunden, natürlichen Sinn des Arbeiters, der nicht schlecht und gesunken genug ist, um auf die Teufelslehren seines liederlichen Kameraden einzugehen. Die Angriffe auf Ehe und Familienleben werden überhaupt den in Versuchung stehenden Arbeitern am schnellsten die Augen öffnen über die saubere Sorte von Glück, welche endlich der Welt nach vieltausendjährigem Warten durch solche zu teil werden soll, die entweder ausgemachte Schurken oder verführte Einfaltspinsel sind.

Wichert hat es vermieden, irgendwie mit einer Tendenz hervorzutreten. Die Geschichte der ehelichen Entzweiung und der Versöhnung ergiebt von selbst Lehre und Nutzanwendung. O. K.

— Die Kreuzer-Sonate, Erzählung von Graf Leo Tolstoi, übersetzt von Dr. Hermann Roskoschny. 2. verb. Auflage mit Nachwort. (Berlin u. Leipzig, Alfred H. Fries & Co.) 160 S.

Gut ist in diesem Buche das „Vorwort“ des Uebersetzers, manches gute findet sich in des Verfassers „Nachwort“ (S. 143—160), völlig mißraten ist aber die dazwischen liegende „schreckliche Geschichte“ des Russen Posdnyschew. Ausschweifend vor der Ehe, eifersüchtig und roh in der Ehe, wird der aus lauter Widersprüchen zusammengesetzte Posdnyschew darum zum Mörder seiner Frau, weil er den dringenden Verdacht hegt, sie sei ihm untreu geworden. Einem fremden Mann erzählt er die Geschichte seines unsauberen, abscheulichen Lebens mit der Miene eines christlichen Märtyrers. Keine Frage, was Posdnyschew an gesunden und kranken Ideen vorbringt, ist das geistige Eigentum des Grafen Tolstoi. Der Verf. hat da und dort in das neue Testament geblickt; vom alten Testament schweigt er. Und weil er das alte Testament nicht kennt, kommt er zu ungereimten Schlußfolgerungen. „Und er schuf sie ein Männlein und Fräulein. Und Gott segnete sie, und sprach zu ihnen: seid fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde, und machet sie euch unterthan.“ Gott hat also die Geschlechtsverschiedenheit geschaffen und die Geschlechtsvereinigung zur Ausbreitung des Menschengeschlechts geboten. Diese Vereinigung, vor dem Sündenfall geboten, war ohne Sünde möglich. Mit dem Fall heißt es „in Sünden empfangen und geboren“. Die Ehe bedarf der Heiligung. Allen Menschen ist die Ehe nicht geboten, sie ist aber die Ordnung für die, welche nicht die Gabe der Jungfräulichkeit haben. Der Apostel Paulus wollte lieber, alle Menschen wären unverehelicht wie er selbst, „aber ein jeglicher hat seine eigne Gabe von Gott, einer so, der andere so.“ An dieser Wahrheit ist der Graf Tolstoi vorübergegangen. Die himmelschreiende Unzucht St. Petersburgs, der „eheseindlichsten unter allen Großstädten“, „der Stadt der Junggesellen und der geschiedenen Ehen“, erscheint dem Verf. als ein Uebel, dem nicht durch die Ehe, sondern durch völlige Enthaltsamkeit gesteuert werden müßte. Dem Einwurf: „Wie soll denn dann das Menschengeschlecht fortgepflanzt werden?“ setzt er die Frage entgegen: „Ja, weshalb braucht es fortgepflanzt zu werden?“ Die bekannte Redensart: „Nur die Liebe heiligt die Ehe“ wird dagegen vom Verf. darum mit Recht verworfen, weil man unter der Liebe die sinnliche Liebe oder die Geschlechtsliebe versteht. Wenn er aber sagt, daß die auf Gemeinsamkeit des Strebens nach den höchsten Zielen beruhende wahre Liebe die Ehe zerstöre, so ist das wieder ein grober Irrtum, dem beispielsweise die Ehe der heiligen Elisabeth direkt widerspricht. Der Graf Tolstoi ist an den apostolischen Mahnungen in den siebzehn ersten Versen des 7. Kapitels an die Korinther vorübergegangen. — Der Verf. erblickt in der leiblichen Grundlage der Ehe an sich den Boden der Sünde. Darum ist er auch imstande, das Motto seiner Geschichte: „Ich aber sage euch, wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen“ auf die eigne Frau des Mannes zu beziehen! — Dagegen muß man ihm völlig beipflichten, wenn er in der Geschlechtsliebe „nicht etwas besonderes Hehres“, keinen „erhabenen Zustand“ erblickt und die unaufhörliche Verherrlichung der Geschlechtsliebe durch Romanschreiber und Dichter scharf tadelt. —

Ich wiederhole, im Nachwort hat der Verfasser sachlicher und nachdrücklicher seine Position verteidigt als in der widerwärtigen, teilweise ganz unglaublichen und unmöglichen Geschichte des Herrn Posdnyschew, dieser „Spottgeburt aus Dreck und Feuer“. Wenn der Verf. seinen Gegenstand auf Grund der ganzen heiligen Schrift eingehender, mehr vom Gesichtspunkt der Sünde aus beleuchtet hätte, dann würde er der guten Sache besser gedient haben, als mit den, wie es dem gewöhnlichen Leser scheinen muß, gelegentlich hingeworfenen ernsten Gedanken eines ideenreichen Mannes, der ein kleines Buch geschrieben hat, das bereits in den Händen aller Handlungsreisenden zu finden und darum zur Eisenbahn-Litteratur zu zählen ist, weil es nicht eindringlich und vielseitig genug das lehrt, was das Wort Gottes lehrt. O. K.

7. Verschiedenes.

— Christi Bild in Christi Nachfolgern, oder der Weg zur wahren Lebensfreude. Von Otto Funke. (Bremen, Müller.) 1891. 400 S.

Ein neuer Band von Funke, den wir um so lieber empfehlen, als derselbe sich frei hält von manchen früheren Liebhabereien des Verfassers, absonderlich von der Neigung, allzugewagte Witze und Scherze in ernste Betrachtungen einzuflechten. Daß der eine Leser hier, der andere dort gleichwohl von einem Schriftsteller, der die zugespitzten Paradoxen liebt, zum Widerspruch aufgefordert wird, versteht sich ziemlich von selbst. Auch wir haben stellenweise unser Fragezeichen gemacht. Z. B. scheint uns Funke im Punkt des Bibellesens gar zu starke Forderungen zu stellen — ein Standpunkt, der freilich oft von Theologen

Digitized by Google

geteilt wird, die wohl nicht immer daran denken, daß sie selbst mehrere Jahre hindurch ausschließlich dem Bibelstudium gelebt haben. Für Laien ist Bibelstudium eine zeitraubende und umständliche Sache, und es hat sein Recht, wenn diese sich die Studien anderer in Erbauungs- und Andachtsbüchern zu nutz machen. — Ein anderer Dissensus mit Funke entsteht bei uns immer wieder, sobald derselbe das politische Gebiet betritt. Hier fechten wir vieles von dem an, was er sagt, weil manches Gesagte davon zeugt, daß der Verfasser den Dingen, über die er schreibt, fern steht. Wenn er an einer Stelle es für Pflicht erklärt, sich an den politischen Dingen zu beteiligen, und auf der anderen einen über alles Maß erhabenen Standpunkt empfiehlt, so sind das unvollziehbare Vorschläge. „Den Heiland für eine bestimmte Partei zu reklamieren, wäre eine Frivolität" — sagt Funke. In dem Sinn gewiß, daß nicht alle Glieder der einen Partei Kinder Gottes sind, und die der anderen dem Teufel dienen. Wohl aber steht es so, daß in Deutschland nur eine einzige Partei vorhanden ist, die grundsätzlich das Christentum nicht nur für die Personen, sondern auch für die Institutionen als Richtschnur ihres Verhaltens anerkennt, nämlich die konservative. Auch die zunächst am weitesten rechts stehende Partei, die nationalliberale, hat in ganz Deutschland unseres Wissens nicht eine einzige prinzipiell christliche Zeitung, sondern bestenfalls neutrale, meistens aber kirchen- und christentumsfeindliche Organe. In Baden hat noch vor wenigen Tagen ein offizieller Aufruf dieser Partei, der die bekannte Kaiserliche „Botschaft" citierte, das Wort „christlich" in dem Citat aus Furcht vor den Juden gestrichen. Wer diese Zustände kennt und dem Volke dienen will, wird dahre, wie wir meinen, diesen Schaden nicht mit der weißen Salbe einer christlich und großartig scheinenden Objektivität, sondern mit derjenigen offenen Verurteilung behandeln, die der Wahrheit entspricht. „Seele und Freiheit" braucht man darum noch nicht an die christliche Partei zu verkaufen. Im Gegenteil, man gewinnt durch freie Zugehörigkeit das Recht zu mahnen: Es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennt. — Aber, wie gesagt, vereinzelte Abweichungen unserer Ansicht hindern uns nicht, dem neuen „Funke" unsere besten Wünsche mit auf den Weg zu geben. In necessariis unitas!

— **Das Theater im Gegensatz zum Christentum** dargestellt von **Josias W. Leeds** in Philadelphia. (Berlin, 1891. Deutsche evangelische Buch- und Traktat-Gesellschaft, Ackerstraße 142.) 76 Seiten 8. 60 Pf., mit Porto 70 Pf.

Die Verlagshandlung giebt dem Buche folgende Offizial-Rezension mit auf den Weg: „Eine unbefangene und sachgemäße Darstellung. In interessanter und anziehender Weise schildert der Verfasser kurz und knapp das Theater der Vergangenheit und Gegenwart. Er citiert ferner Aussprüche der größten und berühmtesten Schauspieler und Dichter über die Bühne und Bühnenverhältnisse, auch die bekannte Pariser Zeitung „Figaro" giebt ihr Urteil ab. Sehr bezeichnend ist eine Kritik des bekannten **Alexander Dumas Sohn**. Von seiner ›Cameliendame‹ sagt er: ›Sie erlauben Ihrer Tochter nicht, mein Stück zu sehen. Sie thun recht daran. Ich sage es ein für allemal, Sie dürfen Ihre Tochter nicht mit in das Theater nehmen. Das Stück ist nicht allein unsittlich, der Ort ist es. Wenn wir die Menschen malen, so muß es mit einer Schärfe geschehen, welche nicht jedermann vor Augen gestellt werden kann, und wenn das Theater hoch- und gutgesinnt ist, so kann es nur bestehen, wenn es die Farbe der Wahrheit braucht. Da das Theater ein Abbild oder Zerrbild der Leidenschaften und gesellschaftlichen Sitten ist, so muß es unsittlich sein, denn die Leidenschaften und gesellschaftlichen Sitten selbst sind unsittlich.‹ Ein freimütiges Erkenntnis, das um so drastischer wirkt, als man es von dem großen Franzosen hier nicht erwartet. Der Verfasser schildert dann weiter den schlechten Einfluß des Theaters auf die Litteratur, die Jugend und ihre Erziehung und auf die Kirche. Ist das Buch auch zunächst für amerikanische Verhältnisse geschrieben, so wird es doch auch für deutsche Leser von Nutzen sein."

Soweit die Verlagsanstalt. Wir stimmen ihrer Empfehlung indessen nicht bei, können uns vielmehr von diesem in der That nur nach Amerika passenden Buch keinen wesentlichen Nutzen für Deutschland versprechen. Das Urteil des **Dumas** trifft den Realismus, aber nicht die Poesie, die schon nach dem Heiden Aristoteles eine Katharsis, d. h. Reinigung bewirken soll. Wir sind ganz damit einverstanden, daß die Theaterfrage mit vollem christlichen Ernst behandelt wird, und daß auch in unseren Städten die jungen Leute gewarnt werden, die meisten Theater nicht zu besuchen, da fast überall Unsittlichkeit und Sinnenreiz ihre Stätte haben, und auch „anständige" Bühnen oft nach eigener fragwürdiger Moral verfahren. Aber man sollte die Sache, sofern sie litterarisch bearbeitet wird, nicht prinzipiell, sondern **praktisch** angreifen. Im Prinzip sind dramatische Poesie, Aufführung und Schauspielkunst ganz sicher Adiaphoren, die wir im Dienst des Teufels und zur Ehre Gottes brauchen können. Erst die Praxis der Welt hat sie so gefährlich gemacht, wie sie jetzt in der That sind. Der Puritanismus hat im Prinzip hier ebenso unrecht, wie er in praxi zu vier Fünfteln sicherlich recht hat.

— **Vaterland, Volkstum und Staat.** Streiflichter auf die gegenwärtige Nationalitätenfrage von **V. Augurti**. (Stuttgart, Belser.) 52 S. 1 M.

Diese Studie bildet das 2. Heft des XVI. Bandes der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens", und man darf sagen, daß die genannte Sammlung mit ihr wieder um einen interessanten Beitrag reicher geworden ist. Ausgehend von der Frage eines russischen Oberlehrers in einer deutschen höheren Mädchenschule Kurlands: „Was ist Ihr Vaterland?", worauf die einstimmige Antwort: „Kurland!" erfolgte, weist Verf. nach, daß diese Schülerinnen mit ihrer Antwort ganz recht hatten, wenn sie den Herrn Russen auch nicht wenig ver-

Digitized by Google

droß. Denn der Begriff des Vaterlandes fällt nicht zusammen mit dem des politischen Staates; vielmehr gehören zu ihm eine ganze Reihe von Erfordernissen, um die der Staat sich nicht kümmert. Vor allem die gleiche Nationalität, die Gemeinsamkeit der Volksgenossen, die ein Land, eine gemeinsam bewohnte Scholle Erde eigentlich erst zum Vaterlande macht, und die ihrerseits sich kund thut durch einheitlichen Ursprung, Gemeinsamkeit der Sitte, der Rechtsnormen und der Sprache. Ein Staat vereinigt dagegen in der Regel verschiedene Nationalitäten unter sich, von denen wohl die herrschende den Gesamtstaat als Vaterland bezeichnen kann, nicht aber die unterdrückten und usurpierten — die dessenungeachtet loyale Staatsglieder sein können und müssen. Besonders ausführlich ist die Frage behandelt, in welchen Fällen dem Staate das ethische Recht zur Seite steht, eine ihm äußerlich angegliederte Volksgenossenschaft sich auch innerlich zu assimilieren, d. h. durch äußere Machtmittel zu entnationalisieren. Natürlich drängte sich hier als Beispiel das russische Verfahren in den Ostseeprovinzen auf, das dem Verf. überhaupt sehr nahe liegt. Dasselbe wird als unmoralisch aus dem Grunde erwiesen, weil es die Vertreibung einer höheren Kultur (der deutschen) durch die niedere russische darstellt. Aus ähnlichem Grunde rechtfertigt sich das deutsche Verfahren in Polen, sowie auch jede überseeische Kolonisation, weil hier die niedrigere Kulturstufe einer höheren Platz macht. In kurzen Worten wird sodann noch hingewiesen auf das andere Gemeinsamkeitsband im Staate, das religiöse Bekenntnis, das sich ebensowenig wie das Volkstum in die Schranken des Staates pressen läßt, wohl aber unter Umständen imstande sein kann, diesen letzteren zu zerspalten und in Stücke zu reißen. Ein Hinweis auf unser gemeinsames Vaterland dort oben, das weder mit der Erdenscholle noch mit Volkstum, noch mit politischem Staat etwas zu thun hat, macht den hübschen Beschluß der kleinen Schrift.

Wenn Verf. S. 34 meint, die Aufhebung einer uncivilisierten Nationalität sei eine Wohlthat, und ein Menschenfreund könne sich nur freuen, wenn u. a. der Indianer in Nordamerika oder der Maori auf Neuseeland ein Engländer werde, so ist das in der Theorie richtig, in der Praxis aber kommen leider noch ganz andere Momente, unter ihnen vor allem Branntwein und Knute, in Betracht, die dem „Menschenfreund" die Freude etwas vergällen. — S. 25 heißt es, „in den alten Zeiten hätten die herrschenden Völker keinen Zwang an den unterworfenen Nationen geübt; die Herrschaft, der Empfang des Tributes und die Heeresfolge der Unterworfenen habe den Herrschern genügt." Das ist doch nicht zutreffend, vielmehr war gerade in alten Zeiten die Eingliederung unterworfener Völkerschaften sehr oft eine viel rücksichtslosere als heute. Es sei zum Beweise hierfür nur an das durchgängige Verfahren der alten Assyrer erinnert, das sie auch an den Juden bethätigten: sie siedelten den grundbesitzenden Teil eines gänzlich unterworfenen Volkes in eigenen Provinzen an, um den dadurch frei gewordenen Grund und Boden zum Teil an eigene Stammesgenossen, zum Teil an bisherige Besitzlose der unterworfenen Völkerschaft auszuthun. Nur wenn die Unterwerfung nicht recht sicher war und sich gleichwohl nicht sicherer erzwingen ließ, begnügte man sich mit Tribut und Anerkennung der Oberhoheit. A. W.

— Die Erziehung der Eltern. Meines Bruders Hüter. Zwei Laienpredigten vom Verfasser von John Halifax, Gentleman. Aut. Uebers. von Hedwig Weiß. (Berlin, Schorer.) 67 S. 1 M.

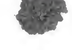
Wir haben nur die erste der beiden Laienpredigten gelesen. Aber schon diese reicht vollkommen aus, uns zur Ablehnung des kleinen Buches zu veranlassen, weil die Erziehungsgrundsätze, die der Verf. feilbietet, ihrerseits gerade ausreichen, recht viel Unheil zu stiften, wenn jemand leichtsinnig genug sein sollte, sie zu befolgen. „Liebhaben, damit ist das große Rätsel der Erziehung gelöst" — dieser Satz ist an sich gewiß so unanfechtbar wie möglich, aber doch nur dann, wenn unter Liebe das Rechte verstanden wird. Die rechte Liebe findet aber ihr Urbild und Vorbild nur in der göttlichen Liebe, und die rechte Erziehung ihr Vorbild nur in der göttlichen Pädagogik. Jeder Christ von einiger Erfahrung weiß aber sehr genau, daß der „Stab sanft" zur Erziehung der Menschen durchaus nicht ausreicht, sondern daß wir alle den „Stab wehe", d. h. die Strafen recht oft nötig haben. „Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es" — das ist uralte, aber auch urwahre Erziehungsweisheit, die alle süßlich-sentimentalen Versuche, ohne Zucht und Strafen durchzukommen, immer wieder unwiderstehlich verdrängen wird.

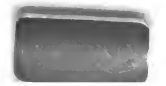

Heilanstalt Zwiefalten Ärzte-Unterhaltungs-Bibliothek Nr.

Ed. Her... Hofbuchdruckerei Schwerin i. M.

Digitized by Google


Heilanstalt
Zwiefalten
Ärzte-
Unterhaltungs-
Bibliothek
Nr.
Con 8a


YD 29681





Digitized by Google